

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Hundertsechszwanzigster Band
32. Jahrgang: 1908: Juli-Septbr.

Verlag "Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
G. Schottlaender'schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 126. Bandes: Juli/August/September 1908

Achelis, Thomas: Völkertunde und Ethik	36
Bang, Hermann: Ein Händedruck (Zu Arthur Kampf: Stiergefecht)	317
Berg, Leo: Der junge und der alte Goethe (Mit Bildnis)	302
Bleibtreu, Karl: Romantische Liebe (Novelle)	243 409
Breithaupt, Rudolf: Konrad Anforge (Mit Bild.)	292
Brie, Friedrich: Bernard Shaw	341
Eulenburg, Philipp zu: Aus der Art	457
Fahrentrög, Ludwig: Der Typ Jesus (Mit vier Bildern.)	139
Falle, Gustav: Die beiden Spieler (Ballade)	122
Felder, Erich: Georg Ferdinand Waldmüller	485
Franze, Paul E.: Monismus	202
Fuld, Ludwig: Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz	132
Geiger, Ludwig: Goethe im Verkehr	442
Girschfeld, Georg: Auf der Schaukel (Novelle) Schluß	103
Gollaender, Felix: Die reinen Herzen sind (Roman) Fortsetzung	8 207 357

Luch, Ricarda:	
Wertwürdige Menschen und Schicksale	282 426
Kohl, Horst:	
Franz von Lenbach: Bismarck	5
Lavaters Briefe an Goethe und Herder.	
Herausgegeben von A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg	90
Leberer, Victor:	
Zehn Jahre polnischer Kunst	312
Loewenfeld, Raphael:	
Leo Tolstoj (mit Bild)	490
Mes, Josefa:	
Beethoven-Sonate	264
Nobnagel, Ernst Otto:	
Die Entwicklung des deutschen Liedes von Richard Wagner bis Hugo Wolf (Schluß)	124
Paull, Hermann:	
Das Meer als Kurort	267
Reuter, Gabriele:	
Die Erziehung zum Glück	45
Rottmann, Leutnant:	
Rußland und das Slaventum	383
Schaulal, Richard:	
Zur neuen Hoffmann-Ausgabe	194
Schlaf, Johannes:	
Monismus und Erkenntnistheorie	351
Schubring, Paul:	
Jacob van Ruyssdael	506
Stein, Philipp:	
Theodor Döring (Mit zwei Original-Briefen.)	309
Theater. Die kulturellen Werte des.	
Beiträge von: Georg Engel	68
Eugen Salinger	74
Korff Holm	75
Felix Draesefe	76
Jon Lehmann	76
Viktor Blüthgen	80
Leo Greiner	87
Hans Land	89
Julius Hart	232
Alexander von Weilen	236
Martin Greif	241
Gustav Falle	241
Wertheimer, Paul:	
Das Winterfest. (Gebich)	407
Wirth, Albrecht:	
Der Gang der Weltgeschichte	181

Zeichen der Zeit:

Schlag, Johannes: Hermann Schwein 154

Redaktionelle Notizen:

Salbert, A.: Zeppelins Adlerkraft 512

Walter Leistikow 512

Literarische Berichte 167 327

Dramatische Berichte 149

Kunstbeilagen:

Agentowicz, E.: Bäuerinnen. (Zum Essay von Victor Lederer) 321

Döring, Theodor: Faksimile von zwei Briefen. (Text von Ph. Stein) 313

Dunitowski, A.: Frauengestalt. (Zum Essay von Victor Lederer) 241

Dunitowski, A.: Frauengestalt. (Zum Essay von Victor Lederer) 273

Fahrenkrog, Ludwig: Jesus	} (Zum Essay des Malers: Der Typ Jesus)	} 97	
" " Jesus und das Kind			112
" " Es ist vollbracht!			129
" " Jesus predigend			145

Jozsa, Karl: Graf Leo Tolstoy (Zum Essay von R. Loewenfeld) 338

Kampf, Arthur: Stiergefecht. (Text von Hermann Bang) 209

Laszcza, R.: Sohn des Künstlers. (Zum Essay von Victor Lederer) 305

Leibl, Wilhelm: Spinnerinnen. (Text von Gustav Falke) 33

Lenbach, Franz von: Bismarck. (Text von Horst Kohl) 2

Lepla, A.: Droschke. (Zum Essay von Victor Lederer) 225

Pantkiewicz, J.: Mutter des Künstlers. (Zum Essay von Victor Lederer) 193

Puccini-Bildnis. (Text von W. Altmann) 153

Ruyssdael, Jakob van: Seestück	} (Zum Essay von Paul Schubring)	} 369
" " Die Windmühle		

Stanislawski, J.: Windmühlen. (Zum Essay von Victor Lederer) 289

Stieler, Karl: Goethe. (Zum Essay von Leo Berg) 178

Uhde, Fritz von: Komm, Herr Jesus, sei unser Gast 49

Waldmüller, Ferdinand Georg: Selbstbildnis	} (Zum Essay von Erich Felder.)	} 353	
" " " Kirchgang im Frühling			385
" " " Frauenbildnis			417
" " " Das verkaufte Kalb			433
" " " Bildnis einer Frau Lindner			449
" " " Ziegen zum Geschenk			465
" " " Männerbildnis			481
" " " Notar Jos. Aug. Els	497		

Wyspranski, St.: Materitas. (Zum Essay von Victor Lederer) 257

Musikbeigaben:

Ansforg, Konrad: Stimme des Abends 319

Draefels, Felix: Faksimile aus der Oper: Fischer und Chalif 322

Text von Paul Bekker 323

Puccini, Giacomo: Chrysanthem 157

Requiem 170

Text von Wilhelm Altmann 164

Rimsky-Korsakow: Faksimile 513

Text von Paul Bekker 514





Franz v. Lenbach:
Otto v. Bismarck.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Verlag „Nord und Süd“ G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
E. Schottlaender'schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 Juli 1908 Heft 376

Horst Kohl: Franz v. Lenbach: Bismarck.

Bismarck und Lenbach — für die Ewigkeit gehören sie zusammen. Der geniale Meister der Politik fand in Lenbach den kongenialen Künstler, Lenbach in Bismarck für Stift und Pinsel den würdigsten Gegenstand, an dessen Darstellung sich sein Künstlertum zur Meisterschaft entwickelte. Nach Hunderten zählen die Bismarckskizzen von Lenbachs Hand, und groß ist die Zahl der fertig ausgeführten Bismarckbilder in Pastell- und Ölmalerei — über allen aber liegt der gleiche Hauch liebevoller Vertiefung in die Persönlichkeit, künstlerischer Erfassung ihrer Eigenheit und lebenswahrer Wiedergabe des mit Künstlerauge Geschauten. Kein anderer unter den deutschen Porträtisten ist Lenbach in der Darstellung Bismarcks an die Seite zu stellen; an ihm gemessen sind sie alle Stümper, keiner mehr als Allers, der zum Schmerze und nach dem Urteile Lenbachs den „Aristokraten zum Plebejer, den märkischen Landadelmann zum niederdeutschen Bauern, den Heiligen des Tempels zum Idol der Gasse“ machte. Das Außerliche am Menschen festzuhalten, darauf legte Lenbach so wenig Wert, daß er es mit vollem Bewußtsein vernachlässigte, weil ihm die Kleinarbeit, in der so mancher Maler die Meisterschaft sieht, des echten Künstlers unwürdig dünkte; selbst die Hände — bei Bismarck doch Meisterwerke der Natur nach Form und Verhältnissen — fielen für ihn in die Kategorie des Gleichgültigen: ihn fesselte nur der Kopf als der Sitz der Gedanken, das Auge als der Spiegel der reichen Innenwelt seines Helden, die scharfen Linien, die Kämpfe und Sorgen in das

Gesicht gegraben, die buschigen Brauen, die die Augen überschatteten und die Kraft ihrer Blicke noch zu verstärken schienen, das energische Kinn und der festgefügte Mund unter dem kurzgeschnittenen Schnurrbart, diese be- redten Verkünder einer unbeugsamen Entschlossenheit und nie zu ermüden- den Tatkraft. So mannigfaltig auch der Ausdruck in den vielen Bismarck- bildern Lenbachs ist — denn jedes ist dem Augenblicke abgelauicht — so findet man doch in jedem den ganzen Bismarck wieder, denn wer ihn gekannt und öfter in seiner Nähe geweilt hat, der weiß, wie die- selben Augen, die eben noch das Lachen des Mundes mit fröhlicher Heiter- keit unterstützten, im nächsten Augenblick in tiefem Ernste blicken oder in grimmigem Zorn auflodern konnten, wenn wechselnde Eindrücke in ihm einen Wechsel der Stimmung hervorriefen, wie die Linien und Furchen des Gesichts unter der Einwirkung fröhlichen Gesprächs und herzlichen Lachens fast verschwanden, um in der nächsten Minute unter der Wucht ernster Erinnerungen oder sorgenvoller Erwägungen sich mächtig zu ver- tiefen und zu vervielfältigen.

Unser Bild — auch als Wiedergabe ein wahres Meisterwerk — nennt als Jahr seiner Entstehung das Jahr 1896, aber der Bismarck, den es darstellt, ist nicht der des Jahres 1896 — insofern könnte die Datierung irreführen — sondern der des Jahres 1890 oder 1891, und das Bild ist vermutlich nach einer aus dieser Zeit herrührenden Skizze 1896 ausgeführt worden. Denn unmittelbar nach dem Leben, so, daß der Fürst dem Künstler ad hoc eine Sitzung gewährte, hat Lenbach den Fürsten Bismarck zum letzten Male im Januar 1895 gemalt: das unter des Fürsten eigener Mitwirkung entstandene Original-Pastell, das als Lenbachs Geschenk sich im Besitze des Verfassers dieser Zeilen befindet, zeigt, von der Hand des Fürsten geschrieben, das Datum des 4. Januar 1895; nach dieser Zeit ist Lenbach nur noch ein einziges Mal nach Friedrichsruh gekommen, am

Horst Kohl:

Franz v. Lenbach: Bismarck

Tage des 80. Geburtstages, fand aber damals nicht die Muße zur Arbeit. Zeigt uns Lenbach in dem hier vervielfältigten Bilde noch den Mann rüstiger Kraft, der Bismarck noch immer war, als er 1890 die Bürde seiner Ämter gezwungen niederlegte, so in dem Original vom 4. Januar 1895 den abgeklärten Greis, der zum Frieden mit Gott und der Welt gelangt, sinnend zurückschaut auf die Vergangenheit mit ihren Kämpfen und Siegen, den Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen“, den Propheten unserer nationalen Zukunft.

Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. Roman.

F o r t s e t z u n g.

Längst vor der angefesten Zeit stand Alexander schon am Eingang des Zeltes.

Ein hagerer, trotz der Feier des Tages unrasierter Mann — mit einem roten Fetz auf dem Kopfe — reichte ihm eine abgegriffene, schmutzige Karte, auf der gedruckt zu lesen war: Entree Platz 1.

Alexander holte seinen Taler hervor.

Der mit dem roten Fetz fixierte ihn einen Moment scharf, klimperte dann in einem Körbchen mit Münzen herum und erklärte nach einer geraumen Weile, daß noch nicht genügend Kleingeld eingelaufen sei.

Alexander nickte nur und sah voll Ehrerbietung auf das kleine Podium und den bemalten grünen Vorhang, hinter dem sich offenbar all die wunderlichen und geheimnisvollen Dinge abspielten.

Wie träge und langsam die Minuten dahin schlichen — seine Ungeduld und Neugier wurden immer stärker. Erst ganz allmählich füllte sich das Zelt.

Durch ein Seil waren die beiden vordersten Reihen von den übrigen getrennt. Er saß auf der ersten Bank dicht vor dem grünen Vorhang, der mit einer Goldborte eingefast war.

Im Hintergrunde war ein mächtiges Faß Bier aufgeschlagen, aus dem beständig die Gläser gefüllt wurden.

Alexander begriff nicht, wie die Menschen vor einer so wichtigen Begebenheit imstande waren, zu trinken, zu lachen, zu schwätzen. Er meinte, es müßte gerade so andächtig wie in der Kirche zugehen.

Und jetzt wurde laut und vernehmlich geklingelt.

Das Herz stand ihm still. Die Leute hörten auf zu reden — und der Vorhang ging langsam in die Höhe . . .

Was Alexander nun mit eigenen Augen sah — und was er hörte, versetzte ihn in eine atemlose Spannung. Die Männer und Frauen —

bunt angezogen — sprachen mit weithin tönenden Stimmen und machten dazu heftige Bewegungen. Und der Inhalt des Spiels rührte ihn bis zu Tränen. Niemand von den Komödianten aber erschütterte ihn in gleichem Maße wie Angelika. Nur an ihrer Stimme erkannte er sie. Sie trug langes, blondes Haar — und dieses vermochte er sich nicht zu erklären, denn er mußte doch genau, daß sie rotbraune Locken hatte. Sein Staunen wuchs jedoch ins Ungemessene bei ihrem Spiel. Wer hatte es sich träumen lassen, daß das schnippische Ding einen so packen und ergreifen konnte.

Er empfand einen tiefen Respekt vor ihr — und schämte sich hinterher, daß er so unwirsch und grob gegen sie gewesen war. So ein dummer Junge wie er — und sie solch ein feines Seelchen.

Als aber das Bild an die Reihe kam, das die arme Genoveva im finsternen Burgverließ zeigte, fing er plötzlich laut zu heulen an.

Er sprang in die Höhe, als wollte er sich auf das Podium stürzen und den Ritter Golo, der das grausame Unheil angerichtet, an der Gurgel packen, um ihn zu erdrosseln.

Die Leute um ihn herum machten „Pf!“ . Denn sein lautes, ungestümes Wesen zog ihre Aufmerksamkeit ab.

Eine Frau zupfte ihn an der Jacke.

„Dummer Junge,“ sagte sie gutmütig, „'s ist doch alles nicht wahr — 's ist ja alles erstunken und erlogen.“

Er sah sie verständnislos an — mit einem irren Ausdruck auf den erregten Zügen.

Das Spiel war beendet.

Aber Alexander verharrte noch regungslos, als längst die Menschen sich zerstreut hatten.

Das also waren die Komödianten — seltsame Leute — wunderbar und rätselhaft — und doch ganz anders, als er sie im Traum geschaut hatte.

Nichts begriff er von alledem. Wie war es nur möglich, solch eine Geschichte aufzuführen, daß alles Sinn und Verstand hatte und so natürlich ineinander griff!

Und von diesen Menschen sprach die Wirtin wegwerfend und in verächtlichem Ton!

Er lachte höhnisch auf. Nachmachen — erst nachmachen — und dann reden — Klugschnaden konnte ein jeder.

Was war denn das? . . .

Noch einmal bewegte sich der grüne Zaubervorhang. Sollte das Spiel von neuem beginnen? . . .

Sein Blut begann zu stocken. Und jetzt — sahen seine Augen recht — oder war es ein Spuk, der ihn narrete? — froch Angelika gemächlich hervor.

„Bist du es?“ rief er mit versagender Stimme.

„Glaubst du etwa, mein Geist,“ antwortete sie mit fröhlicher Stimme und stand gleich darauf neben ihm.

„Nun, wie war's?“ fragte sie — und ihre Augen blitzten.

Er starrte sie blöde an.

War es denkbar, daß Angelika und Genoveva eines waren? Und wie vermochte sie es nur über sich zu bringen, mit vergnügter Miene und ausgelassenem Wesen vor ihn hinzutreten, als hätte sich inzwischen gar nichts zugetragen! Fühlte sie denn nichts von dem großen Jammer der Genoveva? Hatte sie ein Herz von Stein?

„Du sprichst ja kein Wort!“ sagte sie enttäuscht. „Dabei hab' ich mich beinetwegen angestrengt wie noch nie — und nun stehst du wie ein Bär vor mir und glockt mich an.“

„Ich staune über dich,“ entgegnete er voll tiefer Nachdenklichkeit, „und kann dich doch nicht verstehen.“

„Wieso denn nicht?“

„Als du da oben standest, dachte ich, daß du vor Schmerz und Weh vergehst — und nun lachst du mir gerade ins Gesicht, als ob es eine Kleinigkeit wäre, die Genoveva zu spielen.“

Sie wurde ernst bei seinen Worten.

„Es gefällt mir, daß du Achtung vor dem Spiele hast — es ist eine Komödie zum Erbarmen. Wir selbst laufen jedesmal die Tränen herunter — du darfst mir schon glauben, ich bin mit dem Herzen dabei. Aber wenn's zu Ende ist — du lieber Gott, dann ist es eben aus, und das wirkliche Leben fängt an.“

„Was heißt das?“

„Das heißt, daß ich heute gerade drei Groschen herausgezahlt bekomme, weil der Besuch so schlecht war — und daß wir morgen in der Frühe — vielleicht schon heute abend — mit unseren Karren weiterziehen. Denn es lohnt nicht, vor dem Gesindel hier zu spielen. Perlen vor die Säue werfen — sagt unser Alter. Und recht hat er.“

„Bekommt ihr denn jedesmal ausgezahlt?“

„Freilich. Wir spielen ja auf Teilung. Das heißt, wir Jungen werden mächtig betrogen. Der Alte sackt den Hauptteil ein, und wir haben gewöhnlich das Nachsehen. Dabei schimpft er regelmäßig auf das Geschäft — ich kenne den Schwindel — aber weißt du was — eines schönen Tages kneife ich aus — und dann hat er's. — Nämlich,“ fügte sie gewichtig hinzu, „ohne mich kann er kaum ein Stück auf die Bretter bringen; ich spiele fast jedesmal die Hauptrolle.“

Er kam aus dem Staunen nicht heraus. Da stand sie vor ihm — fast noch in den Kinderschuhen — und redete gescheiter als eine Alte.

„Stell' dich einmal neben mich,“ sagte er zaghaft, „und ich möchte sehen, um wie viel ich größer bin als du!“

Sie tat es.

„Fast zwei Köpfe.“

Er seufzte tief auf.

Da lachte sie unbändig.

„Warum stöhnst du eigentlich?“

„Ich komme mir so furchtbar dumm vor,“ erwiderte er aufrichtig.

„hm — dagegen ist nichts zu machen — ein bißchen tapfzig bist du ja. Na, weißt du was,“ fuhr sie schelmisch fort, „das gibt sich am Ende noch. Du brauchst deswegen nicht gleich den Kopf hängen zu lassen. Der Alte hat auch nicht gerade den Verstand mit Löffeln gegessen und hat's doch bis zum Schmierendirektor gebracht.“

„Schmiere? Was ist denn das schon wieder?“

„Wir zum Beispiel sind eine Schmiere,“ antwortete sie stolz, „oder Schmierentomödianten, wenn du willst. Wir haben kein eigenes Theater, ziehen mit unseren Wagen durch die Welt und dürfen nur in Dörfern, Flecken und ganz kleinen Städten spielen. Bei schönem Wetter wird das Zelt im Freien aufgeschlagen. Regnet es — oder im Winter ist die Komödie im Wirtshaus, wie es sich trifft. Viel Federlesens wird nicht gemacht.“

Er hatte aufmerksam zugehört.

„Das alles ist sehr merkwürdig,“ meinte er. „Wie spielen sie denn in den großen Städten?“

„Paläste haben sie dort — richtige Paläste. — Der Alte hat mir einmal Bilder gezeigt. Du, das muß großartig sein, wenn man auf einer richtigen Bühne steht. Und im Zuschauerraum unten sitzen die gepußten Herren und Damen und klatschen Beifall. Großartig — ganz großartig,“ wiederholte sie noch einmal.

Ihm schien es, als ob sie plötzlich wüchse, und als ob aus ihren Augen ein flackerndes Feuer brach. Ihre Art riß ihn mit fort.

„Was für Haare hast du eigentlich als Genoveva gehabt?“ bemerkte er unvermittelt.

„Komische Fragen stellst du.“

„Deine roten Locken waren es doch nicht?“

„Nein, meine Perücke war es.“

„Perücke? Gibt es denn so etwas?“

„O, du dummer Junge. Perücken und falsche Härte sind die Hauptsache beim Theater. Das heißt — Schminke muß man auch haben; ohne Schminke geht es einmal nicht.“

Er war wie vor den Kopf geschlagen und wagte keinen Einwand mehr.

Nach einer Pause aber raffte er sich entschlossen auf und sagte leise: „Meinst du, daß euer Alter mich nimmt?“

„Alle zehn Finger streckt er nach dir aus — nämlich du machst,“ — sie hielt einen Augenblick inne und sah ihn bedeutsam an, ehe sie ihre Worte bekräftigend wieder aufnahm — „nämlich — du machst eine Figur,“ brachte sie dann mit Nachdruck hervor. „Freilich — du mußt dir nicht etwa einbilden, daß du gleich die großen Rollen kriegst. Erst muß es der Alte dir einfuchsen, und dann nimmt dich der Studiosus unter die Fuchtel.“

„Was ist denn der Studiosus?“

„Du kannst unbesorgt sein. Ich habe schon mit ihm geredet.“

Er blickte sie starr an.

„Ja — wie konntest du denn?“ stieß er mühselig hervor.

„Ich wußte es in der ersten Sekunde — gleich wie ich dich sah. Hast du nicht bemerkt, wie ich dich im Wirtshaus aufs Korn genommen?“

„Ja . . . aber . . .“ stammelte er.

„Man sieht es auf den ersten Blick,“ unterbrach sie ihn, „ob einer dazu taugt, oder nicht. Du taugst dazu — verlaß dich auf mich. Wenn du willst, gehen wir auf der Stelle zum Alten.“

Sie legte vertraulich ihren Arm in den seinigen, den er ihr jedoch hastig entzog.

„Ich weiß doch nicht recht, ob ich es tun soll,“ wendete er zögernd ein — „und außerdem muß ich durchaus vorher nach Magdeburg.“

„So nimmst du Urlaub — das ist zu machen,“ beruhigte sie ihn. „Überleg's nicht zu lange!“

„Gut. Ich will!“ sagte er tiefaufatmend. „Aber wenn ich nun doch unbrauchbar bin?“

„Das wird sich schon finden. Komm jetzt!“

Er folgte ihr einsilbig und beklommen.

In der Vordernische des ersten Wagens war der Direktor.

Er saß auf einem Klappstuhl und hatte ein Seidel Bier und ein Käsebrot neben sich stehen. Auf einem kleinen Tische brannte eine Windlaterne.

Er musterte Alexander.

„Na, da bist du ja,“ sagte er, ohne im mindesten überrascht zu sein. „Die Angelika hat mir schon von dir erzählt. Pack deine Sachen! In einer guten Stunde geht die Fahrt los.“

Aus dem Innern des Wagens lugten jetzt neugierige Gesichter in den Vorderraum.

„Schert euch nach hinten!“ schrie der Direktor. „Wenn einer eure Galgengesichter sieht, muß ihm ja angst und bange werden.“

Und Alexander beruhigend fügte er hinzu: „Mach' erst ihre nähere Bekanntschaft — und du merkst, sie sind nicht so schlimm, wie sie ausschauen.“

Das war ein magerer Trost. Denn in ihren verlumpten Trachten hatten sie tatsächlich den Jungen in Schrecken versetzt.

Der Direktor holte einen Kneifer aus dem Futteral.

„Im übrigen,“ meinte er, „lasse ich jedem Mitgliede möglichst viel Freiheit. Wer sich nicht danach benimmt, wird rausgeschmissen. Disziplin ist die Hauptsache. Jeder große Künstler hat auf der Schmiere begonnen — und die meinige steht im besten Rufe. Freilich — von der Pike auf muß man dienen. Und wenn du dir einbildest, gleich Prinzen und Kavaliere anzuziehen, bist du falsch gewickelt! Die Wagen reinigen, die Räder schmieren, die Pferde versorgen — und später, wenn du Manieren hast, die Zettel austragen — damit fängt es an. Paßt dir das nicht, so sag's lieber gleich und bleibe weg.“

„Es paßt mir,“ antwortete Alexander kurz entschlossen. Denn bei dem energischen Ton des Direktors fürchtete er, noch zuguterletzt den Laufpaß zu kriegen.

„Aber,“ sagte er bedenklich, „zuvor muß ich nach Magdeburg. Dort liegt für mich ein Brief auf der Post, den ich unbedingt abholen muß.“

„Tut nicht not,“ erklärte auf das bestimmteste der Direktor. „Der Studiosus hat Kommissionen in Magdeburg und bringt ihn mit.“

Der Studiosus — zum zweiten Male hörte er das Wort, und seine Neugier wurde angefach.

Von den Kommissionen in Magdeburg verstand er freilich nichts. Aber der Direktor flößte ihm unbedingtes Vertrauen ein. Und so gab er sich zufrieden.

„Daß ich's nicht vergesse,“ warf der Direktor noch flüchtig hin, „wir spielen auf Teilung. Logis und Verpflegung erhältst du von vorn herein gratis — bar Geld erst, nachdem du sechs Monate gebient hast. Bist du's einverstanden?“

„Ich bin's.“

„Abgemacht. Was Schriftliches brauchen wir nicht. Handschlag genügt.“

Er gab ihm die Rechte, in die der Alte feierlich einschlug.

So war er Mitglied der Truppe geworden und wußte nicht wie. Der Gedanke, daß er eine Zeitlang Handlangerdienste tun mußte, beunruhigte ihn keineswegs; denn auf diese Weise konnte er den neuen Beruf allmählich kennen lernen und lief nicht Gefahr, lächerlich zu werden. Denn er fürchtete sich im Herzen vor Angelika, deren günstiges Vorurteil ihn mit heimlicher Sorge erfüllte.

„Und nun hol' dir deine Sachen und mach' fir; denn bald geht die Fahrt los.“

Mit diesen Worten riß ihn der Direktor aus seinem Grübeln. „Angelika mag dich begleiten,“ setzte er hinzu.

Zaumelnd stieg Alexander die schmalen Stufen der Wagentreppe hinunter.

Die Angelika erwartete ihn bereits.

„Nun?“

„Abgemacht,“ sagte er und gab seiner Stimme einen möglichst trockenen Klang.

Es bligte in ihren Augen auf.

Schweigend schritten sie nebeneinander her.

Plötzlich sagte die Angelika: „Laß dich nur nicht von der Wirtin wieder rumkriegen.“

„Ich lasse mich nicht herumkriegen,“ antwortete er verfürzt. „Bin überhaupt nicht einer, den man mir nichts dir nichts lenken kann. Aber woher wußtest du, daß ich juist in der Minute an die Wirtin dachte?“

„Na, weißt du, ich bin doch nicht aus Dummsdorf — und auf deiner weißen Stirn stehen alle deine Gedanken geschrieben.“

„Da irrst du gewaltig. Hinter meiner Stirn liegt so viel Bosheit, daß du erschrecken würdest. Glaube mir, ich bin ein durch und durch schlechter Mensch!“ Diese Worte sprach er in tiefem Ernste.

Sie sah ihn eine Weile still und prüfend an, ehe sie mit vollkommener Ruhe erwiderte: „Du hast Talent.“

Ihre Antwort begriff er nicht.

Sie waren jetzt vor dem Wirtshaus angelangt.

„Wird es lange dauern?“

„Nein!“

„Spute dich!“ rief sie ihm nach. „Sonst sind die Wagen fort, und wir müssen auf Schusters Klappen die Reise fortsetzen.“

Er stand vor der Wirtin, und das Herz war ihm zentnerschwer.

„Brauchst nichts zu reden, mein Junge. Ich weiß alles,“ sagte sie und blickte ihn tief bekümmert an. „Sei ohne Sorge. Ich mache dir keine Vorwürfe. Geh' in die Welt und bleibe rein.“

Sie legte beide Hände ganz leicht auf seinen Kopf, als wollte sie ihn segnen.

Er zuckte unter ihrer Berührung zusammen.

Sie aber küßte ihn — ohne daß er sich wehrte — sanft auf die Stirn und wandte sich ab.

„So geh' jetzt,“ sagte sie hastig. „Bist uns nichts schuldig. Und solltest du einmal ein sauberes Bett nötig haben, so bist du willkommen. Und nun leb' wohl!“

Wie Alexander in seine Kammer gelangt — wie er sein Känzgen geschnürt — wie er wieder vor der Tür bei der Angelika stand — hat er später nie gewußt. Alles geschah gleichsam im Traume . . .

Und bald saß er in einem der grünen Wagen, die durch den dämmernden Abend langsam fuhren. Ein paar Sturmlaternen verbreiteten ein trübes Licht.

Neben ihm hockte Angelika und erzählte flüsternd Geschichten.

Dann hielten auf einmal die Wagen. Die Männer und Frauen zogen aus den Seitenwänden schmale, lange Kästen hervor, die übereinander hingen und als Lagerstätten bereitet wurden. Und nun trennte sich die Gesellschaft. In dem einen Wagen schliefen die Männer, in dem anderen die Frauen.

Ein hoch aufgeschossener Mensch mit einer Hühnerbrust und einem unglaublich langen Hals trat auf Alexander zu.

„Ich bin der Studiosus,“ sagte er, „und du schläfst über mir. Zieh dich aus, denn du mußt zuerst in den Kasten.“

Er sah unendlich komisch aus, hatte aber eine gute Stimme und braune Kehaugen, die Alexander gefielen.

Drittes Kapitel:

Der Studiosus brachte aus Magdeburg einen großen Brief mit, dessen Aufschrift eine zitterige Hand zeigte. Alexander erbrach ihn, und seine Augen flogen angstvoll über das Papier. Der Brief war nicht von der Elisabeth, sondern die Theresse hatte große, holprige Buchstaben gemalt, die Krähfüßen glichen.

„Lieber, guter Junge,“ schrieb sie, „es ist schrecklich, aber den Brief kann ich nicht besorgen. Ich möchte es wohl gern und weine mir darob die Augen aus. Aber die Baronesse Elisabeth von Sydom ist fort, und niemand weiß, wo der Herr Baron sie hingebracht hat. Ach, mein Junge, warum hast Du das getan und uns alle ins Unglück gebracht! Denn Du hättest es wissen müssen. Es ist eine jämmerliche Sache. Der Herr Baron gedachte mich auf der Stelle hinauszujagen. Weil ich aber schon bei der Mutter der Gnädigen gedient und die Elisabeth sich ein Leids antun wollte, hat er es sich überlegt. Aber die Baronesse hat er heimlich weggeschafft — denke Dir nur! Die Elisabeth hat nicht mehr gegessen und nicht mehr getrunken — und kein Wort hat sie geredet. Der Herr Baron hatte sich nämlich mit ihr eingeschlossen, und ich hatte an der Tür gestanden und gehorcht. — Alexander, ich weiß, es ist nicht recht. Aber ich mußte doch erfahren, wie es mit dem Kinde steht. Der Herr Baron hat nichts aus ihr herausgekriegt. Sie sagte immerzu, daß sie Dich wieder haben wollte. Da ist er entsetzlich böse geworden — wie ich ihn nur einmal gesehen habe — als nämlich die Gnädige davon gelaufen war. — Und die Elisabeth hat vor sich hin geweint. — Und dann hat er die Tür aufgerissen, und ich bin vor lauter Schreck umgefallen. Was der Herr Baron alles zu mir gesagt hat, will ich lieber nicht hinsetzen. Es war nicht sehr fein. Ich bin aber eine alte Frau und muß das Maul halten und froh sein, wenn man mir einen Knochen vor die Füße wirft, wie so einem Hunde. Und niemand außer dem Baron weiß, wo die Elisabeth jetzt ist — und ich kann also deinen Brief nicht bestellen. Lieber Alexander, meine Augen sind vor lauter Weinen fast blind geworden. Ich kann nicht mehr schreiben. Ich gebe der Elisabeth den Brief, wenn Gott zuläßt, daß ich sie vor das Angesicht bekomme. Aber Du bist an allem schuld, Alexander — und Gott mag Dir verzeihen! Es tut's ebenfalls die
Theresse.

Schreibe einmal! Der Herr Baron merkt es nicht. Ich gehe dem Briefträger immer entgegen. Und laß es Dir recht gut gehen! Und bete für die Elisabeth! Ich auch. Man kann nichts anderes tun.“

Wie betäubt hatte Alexander dieses Schreiben gelesen, das den letzten Zusammenhang zwischen ihm und der Heimat zerriß . . .

Wo aber war Elisabeth? . . .

Diese Frage ließ ihn in den nächsten Tagen nicht mehr locker, bis der wilde Strudel, in den er jählings hineingerissen war, seine ganze frühere Existenz restlos verschlungen hatte . . .

Es folgten Jahre voll Lust und Abenteuern, in denen er — zeitweise betäubt — sich selbst vergessen und verloren hatte. Erwachte er dann plötzlich, so fühlte er einen leisen, nagenden Schmerz, ging verschlossen umher und mied jedermann.

Wie kam es, daß er den Menschen wie ein Eigenbrödlar erschien, dem man am besten aus dem Wege ging? . . .

Bunt und verwegen dünkte ihm zunächst das neue Leben. Und wie sonderbar erschienen ihm die Mitglieder der Truppe! Der Direktor machte die Heldenväter und seine Frau, eine aufgeschwemmte, dicke Person, die Heldemütter. Der Studiosus, von dem noch die Rede sein wird, spielte Liebhaber, Intriganten, Henkersknechte und Mörder. Angelika aber war das liebliche Kind, dem fast in allen Stücken schreckliches Leid widerfuhr. Und ein dicker Kerl mit einem Spizbauch stellte den Clown, Spasmacher und Hofnarren dar. Dann war noch eine hagere Frauensperson da, mit tiefliegenden, unstillen Augen, die der Studiosus als die heroische Liebhaberin bezeichnete — im Gegensatz zu Angelika, die naives und sentimentales Fach spielte.

Nur der Studiosus kannte diese seltsamen Ausdrücke. Er war in der Truppe der gelehrte Mann.

Außer diesen Persönlichkeiten gab es noch einige Männer und Frauen, die die Nebenrollen spielten. Sie durften aber nicht viel dreinreden, und der Direktor behandelte sie von oben herab, nannte sie talentlose Schmieranten, die sich wegtrollen und Schuster werden sollten.

War er übler Laune, so drohte er, daß er ihnen den Kaufpaß geben würde, weil sie den anderen das Brot wegfräßen. Und übler Laune war er stets, wenn das Geschäft schlecht ging und Schmalhans Küchenmeister war.

Dann herrschte überhaupt eine düstere Stimmung. Die Bande saß in den Wagen zusammengepfercht, kaute an einer Rinde trockenen Brotes und trank dazu Wasser mit Branntwein vermischt, damit die kalten Glieder sich wärmten.

Blühte das Geschäft dagegen, so ging es hoch her. In solch einem

Falle wurde mit dem Wirt, in dessen Saal die Vorstellungen stattfanden, regelmäßig ein Abkommen getroffen, wonach die Elitemitglieder im Wirtshaus schliefen.

Die Elitemitglieder mußten — wenn Not am Mann war — vier bis fünf oder gar noch mehr Rollen in einem Stücke spielen. — Was tat's, wenn nach Wochen einmal die Aussicht winkte, in einem reinen Bett und im eigenen Kämmerlein auszuruhen . . .

Wie lange mußte Alexander warten, ehe er dieser Wohltat teilhaftig wurde, die Angelika längst genoß.

Sie war trotz ihrer Jugend das angesehenste Mitglied der Truppe, obwohl es ihr außer dem Studiosus niemand eingestand.

Alle fühlten es im geheimen, daß von ihr allein jener Zauber ausging, der die Menschen im Banne hielt — ihre Seelen gefangen nahm. Alexander hatte es beim ersten Male deutlich empfunden. Und diese Erkenntnis war es, die eine tiefe Scheu und eine keusche Ehrfurcht vor Angelika in ihm erzeugte.

Er mied ihre Nähe. Er fühlte sich ihr gegenüber als der unbeholfene Anfänger, der sich im Hintergrunde halten mußte. Und wenn sie ihn suchte, wich er ihr aus.

Sie begriff ihn nicht und wähnte, daß er ihr im stillen gram sei, weil sie ihn zur Schmiere gelockt hatte. Aber gar zu gern hätte sie gewußt, was in dem großen Brief gestanden, mit dem der Studiosus aus Magdeburg gekommen war. Niemals aber fragte sie ihn danach. Troste er — gut, sie konnte es aushalten.

Alexander hatte vollauf zu tun. Alle niedrigen Geschäfte wurden auf ihn abgewälzt. Und sobald man merkte, daß er anständig und geschickt war, wurde er zu jedem Handlangerdienst verwandt, für den die anderen sich entweder zu gut dünkten oder untauglich waren.

Er tat es ohne Murren.

Er wollte von der Pike auf dienen, wie der Alte es genannt hatte. Die Wagen waschen, die Räder schmieren, die Säule versorgen, die verschossenen Ritterkostüme mühselig rein halten, die drei verrosteten Säbel und die beiden uralten Reiterpistolen, die die Truppe besaß, soweit es noch möglich war, für den täglichen Bedarf instand setzen — das war seine regelmäßige Beschäftigung.

Aber sobald die Vorstellung begann, stand er auf Posten. Die winzigen Rollen, die man ihm zuerst anvertraute, ließen ihm reichlich Zeit dazu übrig.

Und nun studierte er jeden Ausdruck, jede Miene, jeden Tonfall der Angelika. Und immer von neuem bewunderte er ihre Kunst.

Sie konnte so rührend sein, daß man vor Mitgefühl verging — und dann wieder wie eine wilde Raube sich gebärden. Sie konnte herzzerreißend schluchzen und hell und silbern lachen, daß es eine Freude war. Sie verzog ihr Gesicht in tiefstem Schmerz — und ihre Augen leuchteten unergründlich.

Der Direktor beobachtete ihn einmal.

„Hat sie alles bei mir gelernt,“ sagte er voll Stolz und Selbstbewußtsein.

Aber Alexander glaubte es nicht . . . Denn er war bald dahinter gekommen, daß die anderen trocken und hölzern ihren Part herunterleierten wie etwas, das sie mühselig auswendig gelernt hatten, ohne einen inneren Zusammenhang zu spüren.

Ihre Seele allein tönte in den feinsten Schwingungen. Wie eine Lerche stieg sie jauchzend empor — und wie ein flügelahmer Vogel sank sie in die Tiefe.

Würde er jemals gleich ihr solche Wunder vollbringen? . . .

Er begann an sich irre zu werden.

Und in den dunkelen Stunden der Nacht, wenn die anderen um ihn herum längst schnarchten, lag er in seiner engen Kabe mit weit geöffneten Augen da und grübelte über sich und die Zukunft.

War er auf dem rechten Wege? Oder tat er nicht besser, rechtzeitig umzukehren und ein simples Handwerk zu ergreifen? . . .

Denn davor graute ihm, ein Komödiant zu werden wie die anderen. Schon der Gedanke an eine solche Möglichkeit trieb ihm die Schamröte ins Gesicht.

Und dennoch spürte er in allen Gliedern das Lockende, das Unheimliche, das Bewegende der Schauspielerei.

Gegen die Angelika, die all die herrlichen Dinge erleben und sich frei spielen durfte, hegte er im Innersten Neid.

Und dieses wurde ihm zu einer Offenbarung: das Erlösende lag darin, daß man auf den Brettern seines Hasses und seines Zornes, seiner Niedertracht und Bosheit, seiner Gewalttätigkeit und überströmenden Kraft ledig wurde, während die gewöhnlichen Menschen die unselige Bürde das ganze Leben hinter sich her schleppten.

Einmal sprach er sich darüber mit dem Studiosus aus. Das war

ein sonderbarer Heiliger, der in der Truppe eine Ausnahmestellung innehatte.

Der Studiosus sah ihn überrascht an.

Er war kein Mann vieler Worte. Er richtete die Stücke ein, las jedem seine Rolle unzählige Male vor, bis er sie im Schädel hatte — denn es gab bei der Schmiere nur zwei, drei Menschen, die notdürftig lesen und schreiben konnten — und trank dazwischen Branntwein oder Rum. Feste Nahrung schien er kaum zu sich zu nehmen. Dagegen sah man ihn niemals während der Proben oder während der Vorstellung ohne seine Flasche.

„Da hast du den Kern der Sache getroffen, mein Junge. Ich merke, du bist nicht auf den Kopf gefallen. Paß auf. Hast schon davon gehört, daß es Menschen gibt, die den Theaterteufel im Leibe haben? Nun siehst du,“ fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, „das sind Leute, die kaputt gehen, wenn man sie nicht auf die Bretter läßt — siehen entweder elend dahin, oder arten aus und werden Taugenichtse, Halunken, Verbrecher — was weiß ich. Sie haben eine Kraft in sich, die sie auf irgend eine Weise los werden müssen — gut und schön, wenn sie Anlagen und Talent haben — aber zum Erbarmen, wenn der Teufel arme Schlucker am Wickel gekriegt hat — die müssen ebenfalls zum Theater, halten sich zeitlebens für verkannte Genies, werden gepufft, gestoßen und getreten, bringen es nie zu etwas, führen ein Hungerdasein und sind doch selig, dabei zu sein. Zu der Sorte, mein Junge, gehöre ich. Schau mich mal an.“

Er reckte sich in die Höhe.

„Kann man eine traurigere Gestalt machen! Kannst du mir vielleicht sagen, wo ich mit den langen Armen und Beinen hin soll — und nun erst diese Hühnerbrust! . . .“

Er lachte heiser auf.

„Würde mir nicht so viel schaden, wenn ich Talent hätte. Ich habe aber keins. Nicht für drei Pfennige habe ich Talent und würde mir doch einen Strick um den langen Hals drehen, wenn ich nicht mehr Komödie spielen dürfte. — Junge, ich war Theologe, und mein Vater ist ein großes Tier im Konsistorium. Was hat der alte Mann sich ge- grämt — und die Mutter ist aus Kummer darüber frühzeitig — na, reden wir nicht darüber — ich konnte ihnen nicht helfen. Hatte damals noch Rosinen im Kopf und versuchte mit aller Energie bei den großen Bühnen anzukommen. Was für eine lächerliche Figur habe ich gemacht

— und wie hat man mich mit Hohn und Spott überschüttet. Die Kreuzfahrt des Herrn Christus ist nicht dornenvoller gewesen, als mein langer Leidensweg. In immer kleinere Nester wurde ich verschlagen, bis ich bei der Flasche und der Schmiere endete. Mir ist jetzt wohl — ich bin's zufrieden — ich lebe wenigstens. Und das ist die Hauptsache: Jeder Mensch muß auf seine eigene Faust glücklich oder unglücklich werden. Niemand hat in das Schicksal eines anderen dreinzureden — nicht Vater und nicht Mutter — nicht Bruder und nicht Schwester — nicht Better — nicht Freund! Prosit, mein Junge!"

Er zog die Flasche und nahm einen tüchtigen Schluck.

Ein kalter Schauer ging durch Alexanders Körper. Das war am Ende auch sein Schicksal.

„Und macht Euch das Spielen wirklich Freude?“ fragte Alexander schüchtern.

„Bist ein grüner Junge! Meinst etwa, ich führte zum Pläster der Einwohner dies Hundeleben? . . . Es ist ein verflirtes Ding, liegt vielleicht nur an einer Kleinigkeit — und ich wäre ein Genie. Irgend eine Windung in meinem Gehirn müßte um ein Jota anders sein, und ich könnte es mit Salvini und Kossi — mit Garrick und Booth — mit Sonnenthal und Rainz aufnehmen. Soll ich dir einmal den Monolog aus ‚Richard III.‘ vorsprechen? — die Haare würden dir zu Berge stehen. — Oder die große Rede Hamlets? . . . Junge, du hast ja keinen Schimmer. Kennst du Shakespeare? — Shakespeare ist das Alpha und Omega des Theaters — war selbst ein Komödiant und verstand sich auf den Kummel. Das ist das Blödsinnige: Ich könnte dir genau sagen, wie es gemacht werden muß — ich höre bei jedem Worte den richtigen Ton und fühle ganz echt dabei — und sobald ich den Mund aufstue, kommt etwas ganz anderes und Falsches heraus. Ich möchte vor Wut ersticken und denke: Beim nächsten Satz bringst du es richtig — die Stimmung muß sich erst einstellen. Prosit die Mahlzeit! Das ödeste Pathos statt schlichter Einfachheit. Der Teufel mag wissen, woran es liegt.

Und nun schau dir die Angelika an. Es ist, als ob das Wunder Gottes von ihren Lippen strömt. Aus der wird etwas Großes — etwas ganz Großes —“ schloß er nachdenklich.

„Aus mir auch!“ sagte plötzlich ganz unvermittelt Alexander und blickte dabei herausfordernd und voll Trost den Studiosus an.

Der zwinkerte mit den Augen und antwortete: „Ich werde dir

den Shakespeare holen. Suche dir eine Stelle heraus und sprich sie mir in drei Tagen vor; dann werden wir weiter sehen. Die äußeren Mittel bringst du ja mit — aber der Schein trägt — trägt in den meisten Fällen."

„Geben Sie mir den Shakespeare auf der Stelle."

Er brannte vor Ungeduld.

„Gemach, gemach," entgegnete der Studiosus und erhob sich schwerfällig.

Unmittelbar nach diesem Gespräch begegnete ihm die Angelika.

Er wollte ihr ausweichen.

Sie aber stellte sich ihm in den Weg, und um ihren Mund zuckte es.

„Was habe ich dir getan," fragte sie, „daß du mich so schändlich behandelst?"

„Nichts hast du mir getan."

„Schön. Warum tust du denn, als ob ich nicht auf der Welt wäre?"

„Das ist meine Sache," erwiderte er und suchte sich mühsam zu beherrschen.

„Nein," schrie sie. „Ich will es wissen."

Er stand da — ohne sich zu rühren — den Mund fest geschlossen.

„So etwas Verstocktes!" stieß sie verzweifelt hervor und zitterte vor Wut.

„Hör' mal," sagte sie dann und trat ganz dicht vor ihn hin, „ich kann nichts dafür, wenn du nicht vorwärts kommst. Du allein trägst die Schuld. Wer sich wie ein Schuhpußer behandeln läßt und das Maul nicht auf tut — jawohl, brauchst mich nicht so anzustarren — wer das Maul nicht auf tut, sage ich, verdient es nicht besser. Geh' zum Studiosus — geh' zum Alten — droh', daß du fortrennst, wenn sie dir nicht ordentliche Rollen geben — und ich will krumm und lahm werden, wenn es nicht anders wird. Das Talent allein macht's nicht," setzte sie altklug hinzu. „Einer hat einmal zu mir gesagt: Talent und Ellenbogen muß man beim Theater haben."

„Ich danke dir für deine guten Lehren."

Er drehte ihr den Rücken und entfernte sich.

Da biß sie in ihr Taschentuch hinein, und ein heftiges, wildes Schluchzen entrang sich ihr.

„O du böser, böser Junge! Du giftige Kanaille!" stieß sie zornig hervor.

Der spitzbauchige Clown kam auf sie zu.

„Was fehlt denn meinem süßen Püppchen?“

Er wollte mit seiner fleischigen Hand über ihr Gesicht fahren.

Sie verfechtete ihm mit der Rechten einen Schlag, daß er zurücktaumelte.

„So ein unverschämter Flegel!“ zischte sie und rannte davon.

Der Studiosus hatte die Augen aufgerissen und den langen Hals wie eine Giraffe nach vorn gestreckt, als Alexander ihm aus „Troilus und Cressida“ vorzulesen begann.

Der Junge hatte den dickleibigen Band, den der Studiosus ihm überreichte, aufs Geratewohl aufgeschlagen.

„Ganz falsch,“ sagte der Studiosus, „grundfalsch! Könnte man bei jedem Worte rufen — und trotzdem — es liegt etwas darin. Hast von Tradition und Schule nicht den blassen Schimmer, kapiertst knapp den Sinn, vergreiffst dich, wo es der normale Menschenverstand für unmöglich halten sollte, brüllst, wo du leise sein müßtest, und säufelst, wo es zu donnern gilt. Und dennoch — es liegt etwas darin. Es klingt im Ohr und dringt zum Herzen. Ganz komisch und verrückt finde ich die Wirkung. Was hilft's — sie ist da und läßt sich nicht leugnen. Jetzt reiß' die Ohren auf und paß' auf.“

Mit voll tönendem Organ las der Studiosus. Aus seiner Hühnerbrust kam prustend der Atem; sein Gesicht wurde während des Vortrags krebsrot, und von seiner Stirn perlten große Schweißtropfen. Er las und las, ohne sich die Stirn zu trocken. Seine Augen glühten. Als er geendet hatte, blickte er düster vor sich hin; dann trocknete er sich mit dem Armel den Schweiß ab.

„Das war eine Leistung,“ brachte er überzeugt hervor. „Man spürt es, wie sich einem das Herz im Leibe dreht. Wie viel Komödianten gibt es, die dieses Feuer haben?! Was nützt es, sobald ich draußen stehe und loslegen will, ist die Kehle wie ausgetrocknet. — Na, reden wir nicht von mir. Er ist er! Im übrigen — es steht fest — du hast Talent. Wir werden dich bei nächster Gelegenheit herausstellen — wie, das laß meine Sorge sein. Ich rede schon mit dem Alten, d. h. du mußt mächtig studieren. Vom dramatischen A hast du keine Ahnung, und im Halse hast du Knödeln — die Stimme sitzt viel zu weit hinten, und die Mittellage ist gänzlich unausgeglichen. Tut nichts — ich werde dir die Flötentöne schon beibringen. Bei der Angelika ist es zuerst auch

nicht viel anders gewesen. Es fehlt eben die Schule. Nun, wozu sind wir denn da?!"

Von dem Tage an arbeitete der Studiosus in allen freien Stunden mit Alexander. Aber zwischen Lehrer und Schüler kam es nicht selten zu Reibungen.

Der Studiosus wollte das Pathos, während Alexanders Natur sich dagegen sträubte. Der Junge blieb störrisch.

„Man kann es auch einfach sagen,“ behauptete er, „und es muß trotzdem wirken.“

Wenn der Studiosus ihn dann jornig einen Grünschnabel nannte, der die Tradition nicht respektierte, so schüttelte er den Kopf und behauptete eigensinnig und trocken, man könne nach Magdeburg auf verschiedenen Wegen gelangen.

Dagegen lauschte er atemlos und war willfährig wie ein Kind, wenn der Lehrer ihn in den Wissenschaften unterwies. Und der Studiosus war ein Schulmeister, wie er im Buche stand. Französisch und Englisch wurde getrieben, und dazwischen holte er aus seinem Reiseforb Bücher hervor und erzählte ihm von den Griechen und Römern. Gemeinsam aber lasen sie die Bibel und den Shakespeare.

Der Studiosus behauptete, mit der Bibel und dem Shakespeare könnte der Mensch auskommen — allenfalls brauchte er noch das Kursbuch. Nichts gäbe es zwischen Himmel und Erde, was nicht in der Bibel oder dem Shakespeare stünde.

Und wie wußte er den tiefen Sinn dieser Bücher dem Jungen aufzuschließen. Das waren Stunden der Erbauung und des Wachstums. Und Alexander fühlte, wie er reifer und reicher wurde.

Es gab aber noch andere Dinge, über die der Studiosus Märchenhaftes zu berichten wußte, so daß Alexander in fieberhafte Spannung geriet.

Er erzählte dem Jungen von einer Musik, die den Menschen aufwühlte, — und von Malern, die dem Auge die Natur erst erschließen. In den großen Städten hingen die Gemälde der Meister, und zwar neben Werken, die Jahrhunderte zurück lagen, Schöpfungen aus der Gegenwart. In prächtigen Palästen würden diese Schätze aufbewahrt — — und in hell erleuchteten Sälen spielten die Musikanten, zu denen die Menge festlich gekleidet hinströmte, um mit verhaltenem Atem zu lauschen — genau wie in den Theatern, wo die großen Schauspieler auf die Szene traten.

Von dieser Welt träumte Alexander, soweit der Studiosus ihm zum Träumen Zeit ließ.

Sein Interesse an dem Jungen wuchs von Tag zu Tag. Mit der Freude des Schöpfers erkannte er, wie Alexander gleichsam spielend den neuen Inhalt in sich aufnahm und verarbeitete. Aber sein Staunen wuchs beim Studium der großen Rollen.

„Weißt du,“ sagte er, „es kommt bei dir alles so fremd und seltsam heraus. Ich mutmaße: Entweder wirst du ein großer Kerl — oder du bist ein gemeiner Hochstapler, der seinen Lehrer blufft . . . Junge, dann zerbrech' ich dir die Knochen im Leibe.“

*

*

*

Jahre vergingen. Aber die Zeit kam, in der Alexanders Schicksal sich erfüllen sollte.

Der Studiosus bearbeitete „Romeo und Julia“, strich zusammen, warf kühn Rollen hinaus, die in der Truppe nicht besetzt werden konnten, und haute ohne Federlesens eine für die Schmiere taugliche Fassung des großen Liebesdramas zusammen.

Es war nämlich eine beschlossene Sache, daß Alexander den Romeo und Angelika die Julia spielen sollte.

Die Proben begannen und wurden von dem Liebespaar mit heiligem Eifer abgehalten.

Angelika kniete sich — wie die Komödianten feststellten — mächtig herein. Während dieser Zeit konnte ihr ja Alexander nicht ausweichen. Sie hielt ihn in ihren jungen Armen und preßte ihn an sich . . . Sie küßte ihn mit heißen Lippen und funkelnden Augen. Und Alexander mußte still halten und ihre Küsse erwidern. Denn der Studiosus wurde zornig, wenn er nicht seine ganze Seele hergab . . .

„Steh' nicht wie ein Stockfisch da,“ herrschte er den Alexander an. „Romeo ist kein Eiszapfen — Romeo ist ein italienischer Nobile, dessen Herz in Flammen steht.“

Alexander wehrte sich anfangs. — Schamhaftigkeit und Trotz rangen verzweifelt mit Spiel Leidenschaft und innerem Verlangen.

Er sei mit der Rolle noch nicht fertig und könne erst richtig probieren, wenn er den Text und den geistigen Inhalt völlig beherrsche.

Der Studiosus lachte grimmig auf, drückte unruhig auf seinem Regieschemel hin und her und klopfte sich beständig auf die Kniescheiben.

„Die ganze Komödie wird eingepackt,“ drohte er, „wenn nicht richtig

probiert wird. Nur die Prinzen aus Genieland rechnen damit, daß in den letzten Proben der heilige Geist über sie kommt. Ein anständiger Komödiant läßt sich auf derartige Fiskalitäten nicht ein."

Die Angelika hörte mit verschränkten Armen und fest geschlossenen Lippen zu.

Sie dachte im stillen: Hast mich lange genug dursten und hungern lassen — jetzt will ich mich schadlos halten. Und mit verdoppeltem Spieleifer, von heißen Wünschen bewegt, ging sie an ihre Szenen.

Eines Tages redete Alexander sie unvermittelt an. „Hör' einmal," sagte er mit harter Stimme, „wir sind uns doch beide darüber klar, daß wir nur dem Zwange des Spiels uns fügen."

„Du bist ein närrischer Kerl," antwortete sie undkehrte ihm zornig den Rücken.

Sobald er aber ohne sie probierte, paßte sie mit Luchsäugen auf und kontrollierte jede seiner Bewegungen. Gelang ihm etwas Besonderes, klatschte sie leise mit den Händen zusammen, oder sie schnalzte vor Wohlbehagen mit der Zunge.

„Der wird bei seinem Auftreten angeblasen," prophezeiten die Komödianten — und der spitzbäuchige Clown riß Wiße über ihn.

Man lief zum Alten und warnte vor dem Reinfall.

Angelika raste. Den Clown hätte sie fast geohrfeigt.

„Keine Ahnung habt Ihr von der Kunst," schrie sie wütend. „Aus Euch spricht nur der grüne Neid."

Der Spitzbäuchige grinste.

„Hat das Jüngferchen heiß?" fragte er höhrend . . . „Wann macht denn das Pärchen Hochzeit?"

Sie ging mit gespreizten Fingern auf ihn los, als wollte sie ihm allen Ernstes die Augen auskratzen.

„Zusamer Kerl," zischte sie, und der Spitzbäuchige mußte, so rasch er konnte, Fersengeld geben.

Sie atmete tief auf.

Nichts befürchtete sie mehr, als daß solche Reden zu Alexanders Ohren kämen. Denn je kälter und abstoßender er sie behandelte, um so hungrier wurde sie nach seiner Liebe. Was hat er nur gegen mich, fragte sie sich gequält. Habe ich ihm etwas getan, daß er mich mit solcher Lust peinigt?

Sie glaubte fest an ihn. Sie empfand dunkel, daß aus seiner herben, spröden Eigenart etwas Besonderes erglücken mußte. Wie ver-

grämt konnte er plötzlich aussehen! Oder wie sieghaft vermochte sein Auge zu leuchten! Der Ton seiner Stimme schlug an ihr Herz. Und mit dem Ohr der Künstlerin hörte sie sofort heraus, wenn sein Instinkt — ohne daß er es selber ahnte — etwas über Erwarten Gutes traf.

Dann schlich sie sich leise zu dem Studiosus und machte ihn flüsternd darauf aufmerksam.

Der nickte beifällig und folgte mit melancholischen Augen dem Spiele.

„Wollen wir unsere Szenen nicht allein probieren?“ hatte sie ihn einmal gefragt — und zitternd hinzugefügt: „— ich meine nur so, weil doch die Komödie schnell herauskommen muß.“

Alexander hatte sie groß angesehen und mit kalter Höflichkeit gedankt.

Das konnte sie nicht verwinden.

Und nun kam endlich die Aufführung.

Alexander war im Rausche. Er spielte, wie er es sich in seinen Feierstunden erträumt hatte . . . Es gab keine Seele außer ihm. — Er vergaß, daß es im Leben eine Angelika gab. — Er vergaß, daß der Studiosus existierte. — Und er sah keinen der Menschen, die in dem großen Wirtssaal vor der elenden Bühne Platz genommen hatten.

In dieser Stunde gab es auf Gottes Welt nur einen Romeo und eine Julia. Und er war in jeder Faser Romeo.

Im Zuschauerraum qualmten die Männer. Bläuliche Rauchwolken hüllten sie und ihre Weiber ein.

Die Frauen zogen die groben, bunten Taschentücher hervor und trockneten sich beständig die Augen.

Nur einer schmunzelte im Saal. Es war der Wirt, der ununterbrochen die Gläser füllen mußte. Denn das Stück machte heiß und dauerte lange trotz der erbarmungslosen Striche des Studiosus.

Als aber die Vorstellung beendet war, mußten Alexander und Angelika immer wieder vor den Vorhang treten.

Die Leute gebärdeten sich in ihren Beifallsbezeugungen wie toll.

Und immer wieder schob der Alte das Liebespaar vor die Szene.

Alexander gehorchte nur widerwillig. Aber die Angelika faßte den sich Sträubenden resolut bei der Hand und zog ihn mit sich.

Alexander dünkte es, als ob die Weihe des Abends von ihm genommen wurde . . . Was ging ihn diese tobende Menge an, die da unten schrie und johlte und die Handflächen wie besessen aufeinander

schlag . . . Das nämliche Schauspiel hatte er erlebt, wenn der spitzbäuchige Clown seine albernen Späße trieb. Ja, diese Beifallsäußerungen machten ihn stußig. Er begann im stillen zu zweifeln und fragte sich im Innern, ob er nicht etwa nur auf die brutalen Empfindungen der Menschen gewirkt und dadurch — wie der Studiosus sich ausdrückte — einen billigen Erfolg erzielt hatte.

Aber aus allen diesen Grübeleien riß ihn die Angelika. Sie zog ihn gewaltsam in einen Winkel hinter der Szene, nachdem das Publikum sich endlich beruhigt und den Saal verlassen hatte.

Mit feierlicher Miene blickte sie ihn an.

„Du,“ sagte sie, „ich gratuliere dir von Herzen. Du hast viel mehr Talent als ich — und von Anfang an habe ich es gewußt.“ Und in freudiger Bewegung reichte sie ihm die Hand.

„Sprich nicht so,“ antwortete er beschämt, „ich fühle am besten, wie unsicher ich taste, als ob ich im Dunkelen wäre; und auf das Geklatsch der Leute gebe ich gar nichts. Wollen sehen, was der Studiosus meint.“

„Ich sage bravo!“ rief just in diesem Momente sein Lehrmeister und schnalzte dabei mit der Zunge. Dann drückte er Alexander liebkosend an sich.

Angelika fühlte deutlich, wie ihr Herz vor Freude hüpfte.

Und als der Studiosus sich jetzt — gleichsam um Entschuldigung bittend — mit den Worten an sie wandte: „Dir braucht man's nicht zu sagen, daß du ein geniehaftes kleines Frauenzimmer bist,“ wehrte sie heftig ab.

„Er hat den Erfolg gemacht — er allein.“

„Na — na,“ knurrte der Studiosus, „erinnere ich mich recht, so heißt das Stück Romeo und Julia, und die Julia — das läßt sich nicht leugnen — hat eine gewisse Angelika gespielt. — Ich will ein Schuft sein,“ fuhr er fort, „wenn es heute noch drei Frauenzimmer gibt, die es dir nachmachen. Ich will mit des Teufels Großmutter tanzen, wenn — —“

Er kam nicht zu Ende.

„Wer flucht da?“ unterbrach ihn der Alte. „Jetzt wollen wir tafeln und das Siegesfest feiern. Denn irre ich nicht, so wird es ein Zugstück ersten Ranges. Und du, mein Junge, kriegst heute den Ritterschlag. Darfst mit uns nachmahlen und schläfst diese Nacht im Wirtshaus. Hast deine Sache brav gemacht, drum wirst du auch nicht ausgelacht. Gerechtigkeit muß sein — basta — Punktum. Streusand drauf!“

Das war ein großer Augenblick im Leben Alexanders.

Und doch wäre er am liebsten weit weg geflüchtet, um mit sich und seinen Gedanken allein zu sein. Siebenmeilenstiefel hätte er in diesem Augenblicke anziehen mögen, um die Menschen zu fliehen, deren Lob ihm vielleicht in der Stunde weher tat, als wenn sie ihn ausgehöhnt hätten.

Nur eines erfüllte ihn mit starker Genugtuung: die Aussicht, eine ganze Nacht allein zu schlafen und endlich wieder einmal ein frisches Bett zu sehen. Wie oft hatte er sich heimlich danach gesehnt, wenn der Regen klatschend auf das Dach des grünen Wagens fiel oder an die kleinen Fensterscheiben schlug, die so blind waren, daß man nur durch sie zu blicken vermochte, wenn der Blitz sein grelles Licht bei Sturm und Wetter aufleuchten ließ.

„Kommt jetzt!“ sagte der Alte.

Und Romeo, Julia und der Studiosus folgten ihm in den geräumigen Wirtssaal, wo sie unter großem Geschrei und lautem Jubel empfangen wurden.

Es gab warme Würstchen mit Mostrich und Kartoffelsalat, geräucherten Schinken mit Brot und frischer Butter. Dazu ließ der Alte Bier und für den Studiosus ein mächtiges Glas mit Schnaps herbeischaffen.

„Studiosus, nun sagt mir offen und ehrlich,“ begann er die Abendunterhaltung, nachdem der erste Hunger gestillt war, „was in dem Stücke ist vom alten Shakespeare? Und was habt Ihr dazu gedichtet? Denn daß Ihr ein heimlicher Poet seid, wissen wir alle.“

Der Studiosus machte ein gedrücktes Gesicht und schob gewohnheitsmäßig den langen Hals vor. Er sah ein Weilchen trübsinnig in sein halb gefülltes Glas.

„Alter,“ erwiderte er, „das ist ein schwieriger Punkt. Alles, was in der Komödie vom Übel ist, habe ich verbrochen — und was an Größe und Erhabenheit trotz meines plumpen Schädels nicht herauszubugstieren war — was die Leute in ihrer Einfalt ergriffen und mitten ins Herz getroffen hat — ist natürlich von dem unsterblichen großen Shakespeare. Ich trinke in Ehrfurcht und Demut auf sein Andenken mein Glas aus.“

„Bravo, Studiosus! Wenn Er auf der Kanzel stände, hätte Er es auch nicht besser und schöner sagen können. Im übrigen — mache Er sich kein Gewissen daraus — Er darf trotz alledem auf seine Arbeit stolz sein. Denn es ist und bleibt ein Verdienst, Romeo und Julia auf der Schmiere zu spielen. Die draußen haben gut reden — aber unsere Vor-

stellung kann sich sehen lassen und hat bei einfachen Menschen ihre Wirkung getan. Der Erfolg ist da! Ich sage noch einmal, es gibt ein Zugstück! Herr Wirt, der Studiosus hat Durst; füllen Sie ihm das Glas."

Der Duft des starken Branntweins tränkte die Luft. Auch der Wirt sprach ihm über Gebühr zu und wurde immer redseliger, während die Miene des Studiosus einen düsteren und schwermütigen Ausdruck zeigte.

Angelika wurden die Augen schwer.

Und Alexander sehnte sich nach Alleinsein und Ruhe.

Wie auf ein Zeichen erhoben sich beide — im Korridor reichten sie sich stumm die Hände — und jedes verschwand in seiner Kammer.

Alexander lag mit weit geöffneten Augen da.

Er streckte und dehnte sich in seinem breiten Bauernbett und blickte in den ausgesternten Himmel. Er träumte von Shakespeare — von der großen Stadt, wo die Bilder hingen — und wo die Muslkanten himmlische Musik machten.

Auch sein Schulmeister hatte auf der Fiedel gekrast, und sie hatten die Mäuler aufsperrten und dazu singen müssen. Und immer waren es die beiden nämlichen Stücke gewesen — „Ab' immer Treu und Redlichkeit" und „Heil dir im Siegertranz". Allgemach war ihm der Gesang und das Gefiedel zum Halse herausgewachsen, so daß er am liebsten heimlich die Geige am Pulte des Lehrers zerschlagen hätte.

Und nun sollte — wenn man den Erzählungen des Studiosus trauen durfte — draußen im Lande eine Musik ertönen, bei der einem das Herz aufblühte. Der Kausch kommt über einen — hatte der Studiosus gesagt. Er konnte es sich nicht vorstellen.

Er phantasierte weiter. Er sah sich plötzlich auf einem dieser großen Theater spielen, mit prächtigem Kostüm angetan. Er sah, wie die Menschen atemlos lauschten und sich nicht zu rühren wagten. Und zusammen mit ihm stand die Angelika auf der Bühne, siegreicher als er die Schauspieler und das Publikum mit sich fortreißend — die Seelen der Menschen aufwühlend.

Und dann hörte er plötzlich, wie die Angelika zu ihm sagte: Du hast viel mehr Talent als ich.

Er fühlte wieder, wie auch jetzt ihm das Blut vor Scham zu Kopfe stieg. Nein, nein — das hätte sie nicht sagen dürfen! Das hatte ihn verwirrt und alle Zweifel in ihm aufgerührt.

Er und die Angelika — es war töricht, sie überhaupt nebeneinander zu nennen.

Wie seltsam sie ihn angeblickt hatte — und wie sie im Verlauf der Proben immer stürmischer geworden war. Er hatte ihr siedend heißes Blut gefühlt und den Pulsschlag ihres Herzens.

Und wie sie jammervoll auf der Bahre gelegen, da hatte er Todeschauer empfunden. Es war nicht die Julia — es war die Angelika gewesen, die den Todestrank getrunken und nun in wundervoller Schönheit ihm zu den Gefilden der Seligen winkte.

Er schrak leise zusammen.

Er wollte aufschreien. Aber eine Stimme raunte ihm zu: Rühre dich nicht, sonst ist es um dein Heil geschehen . . .

Über ihn beugte sich die Angelika.

Sie trug ein langes weißes Nachtgewand. Das aufgelöste Haar fiel über ihren Nacken . . . Sie glich einem Engel, der vom Himmel zu ihm herniedergestiegen war . . . Nur die Flügel fehlten . . .

„Laß mich zu dir,“ wimmerte sie, „mir ist so angst. Ich friere.“

Träumte er? Oder stand die Angelika wirklich an seinem Lager?

War alles nur ein toller Spuk, den seine erregte Phantasie hervorgezaubert? . . . Oder erlebte er etwas, das seinen ganzen Menschen umwerfen und sein Schicksal von Grund aus bestimmen sollte!? . . .

Er regte sich nicht.

„Laß mich zu dir!“ bat sie von neuem.

Seine Lippen bewegten sich. „Gott — o Gott!“ murmelte er.

Die Augen der Angelika brannten.

Ihm war es, als ob aus ihnen Flammen hervorzüngelten.

„Du frierst?“ sagte er voll Mitleid und wußte selber nicht, wie er plötzlich den Mut zu seiner Frage gefunden hatte.

Sie nickte.

„So komm zu mir, wenn dich friert.“

Und vorsichtig hob er ein wenig die Decke.

Geschwind und geschmeidig wie ein Käzchen sprang sie in das Bett und schmiegte sich an ihn.

Lange sprachen sie kein Wort.

Jedes hörte, wie die Pulse des anderen klopften.

Und auf einmal schluchzte die Angelika leise und herzzerreißend.

„Warum bist du so schlecht zu mir?“ sagte sie in tiefem Leid.

„Ich bin es gar nicht,“ entgegnete er bewegt.

„Mit Füßen hast du mich getreten und schlechter als einen Hund behandelst. Einen Hund“ — fuhr sie schmerzhaft fort — „stößt und pufft man; dann aber ist man wieder gut zu ihm, streichelt und liebkost ihn. Wann bist du zu mir gut gewesen . . . ?“

„Angelika!“ schrie er gequält auf . . . „frage mich nicht; ich konnte nicht anders — — und auch jetzt — —“ sein Mund verstummte, und das entscheidende Wort fiel nicht . . .

In dieser Minute ging in seiner Seele etwas Merkwürdiges vor. Sein ganzes Leben tauchte vor ihm auf.

Er sah Agnes Feustel über das Waschfaß gebeugt — er sah den Flickschuster mit krummem Rücken auf dem Schemel — er sah den Weinküfer, wie er mit schweren, dumpfen Schritten in die Werkstatt trat und die Weinflasche geräuschvoll auf den Tisch stellte — wie der Meister sich flugs umdrehte und beifällig nickte. Und die Mutter erschauerte sichtbar — und er hätte sich am liebsten in den dunkelsten Winkel gedrückt — nur, um Herrn Adermanns verhassten Zügen auszuweichen. Und dann hatte die Mutter wie in einem Garten in ihrer engen Kammer gelegen, und ihr Gesicht war verklärt von unsagbarer Güte und himmlischem Frieden — und ihre Stimme hatte so weich und sanft geklungen — und ihre abgemagerten, weißen, durchsichtigen Hände hatten ihn zärtlich und lind — kaum daß er es spürte — berührt. Man hatte die Mutter in die dunkle, geheimnisvolle Erde gebettet. Und er war wie ein Flüchtling im Walde umhergeirrt, bis ganz von ungefähr Elisabeth von Sydow seinen Weg gekreuzt hatte.

Über sein Gesicht zuckte es. Er fühlte deutlich, wie aus seiner Kehle ein Weinen aufstieg — und wie er es herunterwürgte. Die alte Theresie rang die ausgedörrten Hände. Und die Handelsfrau blickte ihn aus ihren hellen, scharfen Augen durchdringend an, während ihre wellen Lippen sich in herbem Spotte kräuselten. Der Invalide aber stand hinter allen, stieß ein dreistes Lachen aus und spielte eine freche Melodie.

Alles hätte er ertragen — auch des Herrn Barons Totenkopf — nur das wehe Gesicht der Elisabeth und Agnes Feustels liebenden Blick, der in unerschütterlichem Vertrauen auf ihn gerichtet war, vermochte er nicht auszuhalten.

Und nun wollte er der Angelika alles — alles sagen. Sie sollte wissen, weshalb er sie so ängstlich gemieden. Aber eine geheimnisvolle Kraft verschloß ihm den Mund wie mit eisernen Klammern.

Ich kann nicht — ich kann nicht.



Wilhelm Leibl: Spinnerinnen.
Text von Gustav Falke.



Wilhelm Leibl: Spinnerinnen.
Text von Gustav Falke.



Da wichen die Schatten von ihm, tauchten in der Finsternis unter, und er spürte nur, wie die Angelika die jungen, mageren Arme fest um ihn schlang, wie ihr Mund den seinigen suchte und im Dunkel der Nacht ihre Lippen zusammenwuchsen.

„Ich halte dich und lasse dich nie mehr,“ sagte die Angelika. Und ihre Stimme hatte einen fröhlichen, metallenen Klang.

Alexander erschauerte.

„Du läßt mich nicht mehr?“ fragte er bebend.

„Nein — nein — nein!“ rief sie jubelnd.

Und ihre Augen dünkten ihn wie eine Lichtquelle, aus der er wie ein Dursteter trank. Sie leuchteten und funkelten, und ihr Glanz blendete ihn.

Und plötzlich zündete sie das Licht an.

„Ich muß dich sehen,“ sagte sie. „In dieser Stunde muß ich dich sehen.“

Sie erschrak vor seinem Anblick.

„Prachtvoll schaust du aus,“ brachte sie in scheuer Angst hervor. Und mit schwerer Zunge fügte sie hinzu: „Man kann sich vor deiner Schönheit entsetzen — nein, nein — bewege dich nicht — diese Züge will ich mir für ewig einprägen. Denn weist du, ich lese aus ihnen eine Entschlossenheit und einen Ernst, an den man glauben muß. Ich liebe dich, Alexander, obgleich ich fühle, wie hart und grausam du zu sein vermagst.“

Mit einer raschen Bewegung löschte sie die Kerze aus und küßte ihn von neuem.

Da ergriff ihn ein Rausch und ein Verlangen.

„So gehören wir zusammen,“ sagte er leise. „Es komme, was da kommen mag.“

Und diese Nacht schuf ihre Liebe . . .

*

*

*

Fortsetzung in der August-Nummer.

Thomas Aelhelis: Völkertunde und Ethik.

Vielfach gilt die Völkertunde noch für ein buntes Raritätenkabinett, zur Kurzweil und Belustigung und vielleicht auch zur Erregung des so befriedigenden Gefühls, wie herrlich weit wir es doch mit unserer glänzenden Kultur gebracht. Daß wir es mit einer, wenn auch noch langsam sich entwickelnden, jedenfalls aber methodisch gefügten und nach großen Gesichtspunkten arbeitenden Wissenschaft zu tun haben, ahnen die wenigsten; ganz besonders aber wollen die zünftigen Vertreter der anderen Disziplinen, wie Sprach-, Religions-, Rechtswissenschaft usw., wenig von ihr wissen. Und doch erstrecken sich die Ergebnisse der ethnographischen Forschungen, wie wir uns noch überzeugen werden, weit hinein in die Gebiete der eigentlichen Geisteswissenschaften, insbesondere der Philosophie, — schon allein die Tatsache der Völkerpsychologie, die sich eben ganz und gar auf die Völkertunde stützt, sollte zu denken geben. Sehr anschaulich hat einmal Altmeister Bastian (zunächst vom Standpunkt des Ethnographen aus) diese durch die wachsende Fülle des von allen Seiten zufließenden Materials psychologische Bedeutung seiner Wissenschaft geschildert: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angeammelte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Übereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich deckten unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden; bei näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur lokale Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetze scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Koinzidenzen, und bald war, wie immer, der „geheime Vautrieb“ bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Übertragungen und Künsteleien monströse Völkerbeziehungen schürzend.

Das war der gefährlichste Feind für den gesunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf dem so schlüpfrigen Gebiet, wie dem psychischen. Jetzt infolge des sich teilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gesetze sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so als nicht mit subjektiver Absicht, sondern rein objektiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch erheben. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschen-gedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen oder lokalen Variationen anders die Fanne des Nordens, anders die Palme der Tropen, aber in beiden schafft das gleiche Wachstums-gesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter seinem weiten Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwalds, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Überall aber gelangt ein schärferes Vorbringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgesetzes festzustellen sowohl für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, wie für die religiösen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkschöpfungen manifestierten Wachstums-gesetze des Menschengesistes, das bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen (der Völkergedanke, S. 8). Um das zu verstehen, bedarf es freilich noch der Berichtigung eines verhängnisvollen, uns von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts überlieferten Irrtums.

Für die ethnologische Auffassung ist die Kongruenz von Recht und Sitte (wenigstens auf den Anfangsstufen der Entwicklung) eine ausgemachte Tatsache, die bezeichnenderweise dem ungeschichtlichen Rationalismus entgangen ist. Während ein in unglücklicher Vereinsamung aufgewachsener Mensch unzweifelhaft richtig zu denken imstande wäre, obwohl sich sein Gesichtskreis notwendigerweise immer mehr verengen müßte, würde man bei einem solchen Verstoßenen von sittlichen und rechtlichen Vorstellungen, die eben erst auf dem Boden sozialer Beziehungen erwachsen können, nichts spüren. Jene Spaltung mithin zwischen den äußeren formalen Rechtsbestimmungen und den widerstreitenden sittlichen Regungen, die in der hohen Kultur eine Fülle herzbrechender tragischer Konflikte erzeugen, existiert für jene Epoche primitiver Gesittung noch

nicht. Das ist vielmehr so wenig der Fall, daß wir mit untrüglicher Sicherheit aus der ganzen Struktur einer derartigen Organisation, aus bestimmten Gebräuchen und Einrichtungen auf die Eigenart der herrschenden moralischen Anschauungen zurückschließen dürfen. Daraus ergibt sich erstlich, daß nicht das Individuum als solches in seiner angeblichen Alleinherrlichkeit sich seine Moral erzeugt, sondern daß diese vielmehr das organische Produkt der geselligen Beziehungen ist, in denen der Mensch aufwächst. So wenig der einzelne in diesem lebendigen Prozeß zu entbehren ist, wie er vielmehr der natürliche Mittelpunkt für alle verschiedenen sozialen Strömungen ist, so sehr gewinnt doch diese Entfaltung erst den rechten Gehalt und Wert durch die objektiven gesellschaftlichen Einflüsse. Erst unter diesem Gesichtspunkte wäre eine in sich zusammenhängende Geschichte der menschlichen Persönlichkeit denkbar. Zweitens aber, und das ist für unsere weitere Betrachtung besonders wichtig, erklärt sich aus der Gleichartigkeit von Recht und Sitte ganz ungezwungen die schon von den alten Sophisten, wenn auch einseitig, betonte Relativität unserer sittlichen Anschauungen. Je nach dem eigentümlichen Charakter der betreffenden Organisation schwankt auch naturgemäß das Maß der sittlichen Anforderungen und Beurteilungen. Zur Veranschaulichung dieses grundlegenden Satzes entnehmen wir den Schriften eines hervorragenden vergleichenden Rechtsforschers einen kurzen Abriss, wo es u. a. so heißt: Man verbiete einem Eskerlesien oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreiendsten Unrechts empfinden; man mute einem zivilisierten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, der seine Tochter aus Stammesrücksichten ihrer Neigung zuwider an einen Harem verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er sorgt, wie es ihm zukommt, für das Beste seiner Tochter, und er wird im Widerstreben seiner Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselman, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiß, daß er sich dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder lebendig Gefotenen recht geschehe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht emp-

finden. Bei den Somalis ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheiraten. Bei jedem Kulturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Rezept unregelmäßig schreibt, Prügel, — unserm Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gesetzbuch Manus soll dem Qudra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Öl in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Ägypter fand es selbstverständlich, daß derjenige, der auch nur aus Versehen einen Ibis getötet hatte, sterben müsse. Wir würden das für verrückt halten (Post, Bausteine für eine allgem. Rechtswissenschaft. I., 60). Diese Blütenlese ließe sich mit leichter Mühe vergrößern, aber unserem Zwecke genügt es, um diese Abhängigkeit des sittlichen Urteils von dem jeweiligen kulturgeschichtlichen Milieu zu begründen, mindestens für den Durchschnittsmenschen, mit dem wir zunächst zu rechnen haben. Der freiere Geist erhebt sich eben über diese Schranken und ist deshalb auch bezeichnenderweise viel eher zur Milde und Verzeihung geneigt, als der fanatische, in Vorurteilen befangene Zeitgenosse, dem jede weitere sozialpsychologische Vergleichung abgeht. Ebenso leuchtet ein, weshalb die innerhalb des engen Stammesbezirkes schwer bestrafte Handlungen außerhalb dieser Sphäre völlig unanständig sind, vielleicht Ruhm und Ehre einbringen. Der Mord eines Stammesgenossen wird empfindlich geahndet, wer aber einen auswärtigen Feind erschlägt, wird mit den höchsten Ehren gefeiert. Aber das freilich möchten wir noch einmal ausdrücklich betonen, bei aller sozialen Abhängigkeit besitzt der Mensch ein ursprüngliches, eben nicht weiter ableitbares Gefühl für das Gute und Schlechte; so sehr dies letztere ein Produkt der Erfahrung und äußeren Organisation ist, so wenig läßt sich dies entscheidende Sollen, das rein formal allem Inhalt vorangeht, aus den kulturgeschichtlichen Verhältnissen erklären.

Um diese langsame, leider auch mit gelegentlichen bedauerlichen Rückfällen in die Barbarei verbundene Entwicklung der Sittlichkeit zu verstehen, liefert uns die Völkerkunde für alle Stufen der Gesittung ein außerordentlich reichhaltiges Material. Dahin gehört in erster Linie alles, was in das heikle Gebiet der sexuellen Moral hineinschlägt, die Wertschätzung der Keuschheit, dann der Frau im allgemeinen, der Ehe usw. Nur einige Andeutungen mögen genügen; bei dem ursprünglichen Matriarchat, wo lediglich die mütterliche Abstammung gilt, kann begreif-

licherweise von einem innigen Pietätsverhältnis zwischen dem Vater und seinen leiblichen Söhnen, die eben gar nicht zu seiner Hausgenossenschaft gehören, nicht die Rede sein, genau genommen auch nicht, wunderbarlich genug zu sagen, zwischen Mann und Frau, sondern zwischen Bruder und Schwester. Die eheliche Treue ist vielfach durchaus an die Willkür des Mannes geknüpft, der die Gunst seiner Frau nach Belieben verschenken darf, — doch Keuschheit, im modernen Sinne als Tugend betrachtet, ist ein relativ sehr spätes Kulturprodukt. Selbst der stärkste natürliche Instinkt, die Mutterliebe, wird gelegentlich durch brutale andere Triebe überwuchert; die mit völliger Gelassenheit geübte Beseitigung des leidenden Lebens und andere entsetzliche Greuel mehr, die man uns von den Südseeinseln, diesen Stätten reinsten Unschuld, wie das schwärmerische 18. Jahrhundert sie verherrlichte, berichtete, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Nicht minder kraß tritt uns in weitester Verbreitung, die man fast univiersell nennen könnte, der Kannibalismus und das Menschenopfer entgegen, eine mit religiösem Nimbus umkleidete Sitte, die man nicht allein, wie häufig versucht, aus physiologischen Gründen ableiten kann. Typisch ist ferner die immer wieder auftretende und für die Bewirtschaftung der Kolonien so verhängnisvolle Arbeitscheu der Naturvölker, mindestens ihre ausgeprägte Abneigung gegen regelmäßige Beschäftigung. Zeigt sich bei ihnen doch schon in der gewöhnlichen Lebensführung dieses haltlose Schwanken zwischen Extremen, zwischen viehischer Völlerei und Fresserei mit allen schauerhaften Begleiterscheinungen, und andererseits zwischen Darben und Hungern, — eine weise Sparsamkeit, ein kluges Schonen der Vorräte ist nahezu unbekannt. Denselben Gegensätzen begegnen wir auf dem sittlichen Gebiet, einem uns völlig unbegreiflichen Wechsel von Gutmütigkeit, ja Weichheit des Empfindens und gräßlicher Bestialität, die eben nichts verschont. Eigentlich tieferes, ethisch begründetes Mitgefühl oder gar Reue ist den Vertretern niederer Besitzung gleichfalls fremd, sie sind Kinder des Augenblicks, lediglich beherrscht von den jeweilig stärksten Stimmungen und daher in ihrer Launenhaftigkeit und Reizbarkeit jeder strengen Zucht und Pflichterfüllung abhold. Der Begriff der Pflicht überhaupt, d. h. eines lediglich aus ethischen Beweggründen entsprungenen Tuns, ist ihnen noch gar nicht aufgegangen. Wie sollte man auch eine solche Abstraktion von solchen sinnlich veranlagten Menschen verlangen? Darin, in dieser törichten Verkennung liegen beikläufig bemerkt so viele Mißgriffe der christlichen Missionare begründet. Und endlich aus demselben Mangel an Stetigkeit und sitt-

licher Unterordnung erklärt sich auch die völlige Abwesenheit einer planmäßigen Erziehung, die Kinder werden verhätschelt und zu Tyrannen ihrer Umgebung gemacht, während umgekehrt wieder die Wertschätzung ihres Lebens, gerade so wie der leistungsunfähigen Greise, eine ganz niedrige ist. Wie ausschlaggebend die krasse Nützlichkeitserwägung ist, das zeigt so recht auffällig die wahrhaft klassische Antwort eines Bushmanns auf die Frage eines Missionars, was gut und schlecht sei: Gut ist, wenn ich dem Nachbar eine Kuh stehle, schlecht, wenn er sie mir stiehlt. Damit hängt dann ebenfalls der ewige Kriegszustand, die fortwährende Menschenjagd zusammen, die das Tagewerk des Wilden ausmachen; die Jägerstämme kennen noch nicht einmal die Schonung der Kriegsgefangenen aus nationalökonomischen Gründen, alles, was Feind ist, wird erbarmungslos niedergemetzelt, bis sich der wahnwitzige Blutdurst der Sieger gesättigt hat.

Alle diese Tatsachen zeigen für jeden unbefangenen Beurteiler, daß, wie schon oben erwähnt, die Annahme einer absoluten Moral unstatthaft ist; dasselbe gilt von dem Gewissen, das vielfach auch noch als untrüglisches Organ des sittlichen Bewußtseins gefaßt wird. Es genügt demgegenüber auf die früher angeführten ethnologischen Belege zu verweisen, die eben ganz unbestreitbar die völlige kulturgeschichtliche Abhängigkeit dieses Wertmessers veranschaulichen. Erst in dieser Perspektive wird es uns auch verständlich, wie der einzelne Mensch ein Zentrum sittlicher Ideen zu werden vermag; denn hier erscheint er eingefügt in einen bestimmten sozialen Zusammenhang, der ihn ebenso unausweichlich umgibt, wie die physische Atmosphäre, so daß er sich ihr höchstens anzupassen hat, wie Herbert Spencer das in seinen ethischen Untersuchungen ausgeführt hat. Das Individuum ist der konkrete Ausdruck des jeweiligen moralischen Typus, wie er der ganzen Organisationsform eben eigen ist; Moralität heißt somit nichts anderes als die Kongruenz des Individuums mit dem Charakter des ihn tragenden Organismus. Je weniger dieser Ausgleich, diese Harmonie erreicht ist, um so kläglicher und kümmerlicher wird die Entwicklung des einzelnen verlaufen, weil es an dem erforderlichen Nährboden dafür fehlt. Die ethnologische Auffassung verlegt mithin die Beurteilung von der zufälligen, rein persönlichen Entscheidung des Individuums, von dem transzendent gedachten Gewissen auf den eigenartigen Charakter der betreffenden Organisationsstufe. Hierdurch ist erst für jede weitere Untersuchung ein verlässlicher Ausgangspunkt geschaffen. Moral und Sitte erscheinen so als natur-

gemäße Produkte einer Differenzierung des einzelnen im Kampfe mit oder in der Anlehnung an die gegebenen Existenzbedingungen. Das Moralprinzip schwebt nicht in ätherischer Isolierung, in wolkenverschleierter Metaphysik über dem wirklichen Verlauf der Dinge, sondern erscheint vielmehr als unmittelbarer Ausdruck der realen Beziehungen, die sich für einen jeden aus seinem Verhältnis zu der ihn tragenden Organisationsform ergeben. Deshalb wird uns diese ethische Forderung, diese soziale Stufe mit allen Kräften zu fördern, auch durchaus begreiflich, es ist gleichsam die Anwendung des bekannten Spinozistischen Spruches, den er an die Spitze jeder Entwicklung stellte, nämlich: *Suum esse conservare*, auf die sittliche Sphäre. Von dieser kann erst die Rede sein, wie wir uns zu Anfang überzeugten, in der unmittelbaren Wechselwirkung mit andersgleichen, also im sozialen Zusammenleben, das isolierte Individuum ist lediglich eine Erfindung des schlecht beratenen philosophischen Ektizismus, z. B. eines Rousseau. Das angeblich völlig autonome, transzendente Sittengesetz ist nichts weiter als der konkrete Niederschlag aller mannigfaltiger sittlicher Regungen, die dann auf dem Wege der Erziehung und Vererbung als integrierende Bestandteile der Humanität späteren Geschlechtern überliefert werden. Alle Stufen der kulturgeschichtlichen Entwicklung zeigen einen stetigen Kompromiß zwischen den Ansprüchen, welche die Selbständigkeit und Wohlfahrt des betreffenden Organismus stellt, und denen, die die persönliche Sicherheit betreffen. Und dabei ergibt sich das Resultat, daß wir ein schrittweises Zurückgehen der Anforderungen konstatieren können, die die Gesellschaft erhebt, und dagegen eine Verstärkung individueller Wünsche, — eine bloße Vergleichenung des antiken Menschen, dessen sittliches Lebensideal ganz und gar in dem des Bürgers aufging, mit den unveräußerlichen Rechten, die wir vom modernen Standpunkt aus für unsere persönliche Selbständigkeit in Anspruch nehmen, und zwar ohne jede weitere psychologische Begründung, erweist das zur Genüge. Je mehr mithin auch die Hemmungen des allgemeinen Wohlstandes wegfallen (durch Verminderung der Kriege, Wertschätzung friedlicher Tätigkeit, Pflege und Förderung sozialer Tugenden usw.), desto mehr wird die Herausbildung individueller Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit, sittlicher Veredlung und Charakterreife ein Hauptzweck der praktischen Ethik werden.

Es kann selbstverständlich nicht unsere Aufgabe sein, einen Entwurf der Ethik zu liefern, wie er sich etwa auf Grund kulturgeschichtlicher und ethnographischer Tatsachen ausnehmen würde; im übrigen

liefern in dieser Hinsicht manche moderne Untersuchungen, — es sei nur auf das bekannte Buch von Herbert Spencer, *Die Tatsachen der Ethik* (Stuttgart 1879), auf Laas, *Idealistische und positivistische Ethik* (Berlin 1882), auf Rolph, *Biologische Probleme*, zugleich als Versuch einer rationalen Ethik (Leipzig 1882) u. a. hingewiesen, gute Ansätze. Jedenfalls ist so viel klar, daß nur ein verlässlicher, empirischer Unterbau eine weitere metaphysische, spekulative Systematisierung zu tragen vermag. Und eben dafür liefert die reiche Kistkammer der Völkerkunde das ausreichende, selbstverständlich zuvor genau kritisch gesichtete Material. Gerade die früher auch schon erwähnten völlig einseitigen, subjektiven Anschauungen, die je nach dem besonderen Standpunkt bald eine optimistische, bald eine pessimistische Färbung annehmen, gehören nicht in eine wissenschaftlich veranlagte Ethik. Wie wichtig aber andererseits eine derartige sorgfältige Fundamentierung des ganzen Gebäudes ist, das mögen zum Schluß noch die warnenden Worte des Altmeisters der Ethnologie, Adolf Bastians, bekunden, der den Sprachforschern, die die Mythologie lediglich vom indogermanischen Standpunkt erklären wollten, zurief: Die Kultur des Westens hat nie jene Warnung des chinesischen Weisen beachtet, daß es zu früh sei, den Himmel zu erforschen, bevor die Erde gebaut sei. Wenn man die Avestas und Vedas studiert, um den weit verbreiteten Feuerkultus zu erklären, so darf man kaum erwarten, die unendliche Verschiedenheit individueller Ansichten je auf eine für alle gleichmäßig genügende Einheit zurückzuführen. Der Student unseres Nordens steckt seine Lampe mit einem Streichholz an, breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich aus und sucht nun Phtah-Sephästos, zieht Vergleichen zwischen Besta, Brahm und Agni. Das heißt meiner Ansicht nach die Sache am Ende statt am Anfang beginnen. Deshalb bedenkt er nicht zunächst, daß Streichhölzer eine sehr moderne Erfindung sind, daß im Altertum die Erzeugung des Feuers mit den höchsten Schwierigkeiten verknüpft war, wie sie noch jetzt unter Wilden stundenlange Vorbereitungen erfordern? Der Luzifer, der uns so zur Gewohnheit geworden ist, daß wir nie daran denken, darüber nachzudenken, gehörte einst zu dem Mysteriösen der Wunder, zu den Wundern, die eine um so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gebiet ausüben mußten, da von dem Eintreten desselben alle Bequemlichkeiten nicht nur, sondern auch die ersten Bedürfnisse des Lebens, besonders in kalten Gegenden, abhingen. Hieraus wird sich leicht verstehen, weshalb überall das heilige Feuer in den Kapellen leuchtete, weshalb ihm seine Hüter

bestellt waren und sein Kultus in die Anordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Berrichtung des Privatlebens, eingriff. Hier haben wir eine fest umschriebene, sichere Anschauung, die nicht durch die subjektiven Gedankenoperationen eines Philosophen geschaffen ist, sondern die mit Notwendigkeit aus den einfachsten Verhältnissen des untersten Naturzustandes emporgewachsen ist und hat empornachsen müssen, eine Anschauung, die wegen des mit ihr verknüpften materiellen Interesses zugleich den durchgreifendsten Eindruck auf die stumpfsinnigsten Barbaren hat machen müssen, und die nun graduell, mit der Verfeinerung und Ausbildung desselben, sich auch selbst zu immer feineren und geistigeren Auffassungen abklären wird. (San Salvador S. 342.) Genau dasselbe gilt für die Ethik.

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück.

Wenn ich an dieser Stelle über „Menschliches Glück“ schreiben will, so muß ich gleich damit beginnen, einem oder dem andern meiner Leser eine Enttäuschung zu bereiten.

Ich habe nämlich trotz aller Gedankenkulturen, die ich mit dieser Materie angestellt habe, den Glücksbazillus noch nicht gefunden — ebensowenig den herrlichen Impfstoff zu brauen vermocht, den man sich nur unter die Haut zu spritzen braucht, um sofort jene leichte helle Seligkeit in der Brust zu spüren — jenen stolzen Mut zu allen undenklichen Taten, — jenes erhöhte Lebensfeuer, das Kopf und Herz und alle Glieder durchströmt — jenes tief-beruhigte und doch über alle Erden schwere und allen Erdenjammer mit Götterlust hinwegtanzende Gefühl, das wir „Glück“ zu nennen pflegen!

Nein — ich habe den Bazillus und den Impfstoff nicht gefunden und kann hier ein probates Rezept zur sichern Glücksgewinnung nicht geben. Trotzdem glaube ich, daß es seine nicht wegzuleugnenden Reize hat, miteinander über das „Glück“ zu plaudern, selbst bei einer gewissen Ausichtslosigkeit, greifbare Resultate zu erzielen. Wie könnte man das auch bei einem Stoff, der eigentlich nichts weiter als eine Illusion darstellt!

Das „Glück“ hat es gemein mit der „Liebe“: jeder Mensch beschäftigt sich gern damit, auch wenn er selbst zu den Enterbten des Schicksals gehören sollte.

Ich denke da an ein paar alte Jungfern, Schwestern, die alle Nachmittage ihr stilles Kaffeestündchen mit Gesprächen über „die Liebe“ würzten — unbekümmert darum, daß Amor schwerlich mehr bei ihnen Einkehr halten würde! Kam dann eine Freundin und sah die alten Dämchen mit glänzenden Augen und erhitzten Wangen die Köpfe zusammenstecken, so riefen sie ihr ganz zufrieden und fröhlich entgegen: „Wir sin mal wieder bei's Thema.“ Eine weitere Erklärung hielten sie gar nicht für notwendig!

Es gab für sie in der Welt eben nur ein Thema! Und ist's nicht so?

Es gibt im Grunde für jeden Menschen nur ein Thema und ein Leitmotiv seines Lebens — wie er glücklich zu werden vermag.

Der eine strebt und ringt danach mit aller Macht seines Willens, seiner Energie — bringt diesem Ringen rücksichtslos sein und seiner Liebsten Leben zum Opfer — der andere blickt seufzend und träumend dem goldenen Feenvogel nach, der über ihm in blauen Lüften gaukelt, und klagt: Ach, wäre er mein — wie selig wolt' ich sein! Aber die Hände liegen ihm dabei im Schoße und er rührt keinen Finger, den Schatz zu gewinnen.

Nur sind die Menschen mehr oder weniger ehrlich im Bekennen zu dem Hauptinhalt ihres Lebens. Ja, es hat ganze Zeiten gegeben, wo es beinahe für Frivolität galt, für eine böse und irreligiöse Gesinnung, wenn man so etwas wie „Lebensglück“ für sich in Anspruch hätte nehmen wollen. Arbeit und Pflichterfüllung sollten die einzigen Leitsterne sein. In Buße und Tränen sollte man durch dieses Jammertal wandern und kreuzigen des Herzens Gellüsten. Aber geschah dies nicht nur, um für ein kurzes und buntes ein langes sicheres, für ein vergängliches ein unvergängliches Glück zu gewinnen? Und brachten die Inbrünste des Gebetes — die Kasteiungen des Fleisches — die Entzückungen religiöser Schwärmereien nicht vielen eine tiefere, bebendere, glühendere Seligkeit als alle verschmähten Genüsse dieser Erden?

Es gibt so unendlich viele Variationen des einen Begriffes „Glück“ — beinahe so viel als da Herzen schlagen, die glücklich zu sein begehren. Das Bild des Glückes steht in der Phantasie der Menschen so verschieden aus, wie das Bild Gottes! Und wer weiß, ob allerlesten Endes, im Urgrund der Ewigkeiten, nicht beide Bilder zu einem werden — und Gott und das Glück die mystische Einheit bilden, zu der wir durch rätselhafte Daseinsgesetze getrieben, auf dunklen schauerlichen Umwegen alle früher oder später einmal hingelangen werden. Und wir suchen nur Worte für Unausprechliches — Begriffe für Unbegreifliches — wir suchen in Zeit und Raum zu bannen, was hinter der Zeit und hinter dem Raum verborgen liegt.

Ist es also dem Menschen eingeboren, in irgend einer Form — mag sie noch so bizarr und töricht sein — dem Glücke entgegenzustreben, so ist die Frage wohl nicht abzuweisen, ob er sich zur Erreichung dieses Zweckes und Zieles seines irdischen Daseins — ja vielleicht seiner

transzendentalen Bestimmung — nicht ernsthaft und bewusst auszubilden, zu erziehen habe, statt blind und dumm auf lauter labyrinthischen Nebenwegen um den Mittelpunkt seines Seins im Kreise herum zu tappen.

Sich selbst zu erziehen habe . . . Denn Selbsterziehung ist doch schließlich von allen Erziehungsmethoden bisher die probateste und sicher die wirkungsvollste geblieben. Das Ergebnis der Erziehung anderer, seien es Kinder oder Erwachsene, ist immer zweifelhaft. Gerade dort, wo es am zielbewusstesten ausgeführt wird, entsteht oft nur eine äußerliche Dressur. Am stärksten sind die Eindrücke, die dem werdenden Menschen ohne pädagogische Absicht, durch zufällige Worte, durch Schicksalsschläge, durch erschütternde oder erhebende Beispiele geboten werden.

Also gälte es die Selbsterziehung zum Glück — zur sichern Wahl eines schönen würdigen Glückes, das unserer Individualität angemessen sei. Ja — aber: Wahl? Ist Glück nicht ein Zufalls Geschenk, das mit freier Wahl nicht das mindeste zu tun hat?

So scheint es freilich dem flüchtigen Beobachter. Wer aber die Geschichte der Menschen tiefer durchdenkt, wer nur den eigenen Lebenslauf wie den seiner Freunde mit feinerer Sonde erforscht, der wird überall zu der Erkenntnis kommen, daß letzten Grundes doch die eigene Natur, der Charakter und das Temperament — die Totalität seines geistigen und seelischen Wesens einem jedem seine Bahn weist — ihn dieses Gut ergreifen, jenes fahren läßt, ihm dort Früchte schenkt, wo seine Freunde nur Dornen und Disteln erspähen können, ihn, wo andere schwelgen, mit Dégout sich abwenden läßt.

Deshalb ist es auch so unendlich schwer, unsere nächsten, liebsten Menschen zu beglücken! Fast niemand vermag bei solchen Versuchen von den eigenen Bedürfnissen zu abstrahieren — sich in die Erfordernisse einer ihm fremden, wenn auch geliebten und bewunderten Natur hineinzuversetzen. Esse ich gern Birnen, so sollst du auch welche haben, und wenn du zwanzigmal lieber Kohl essen würdest. „Mein Friedrich schenkt so egoistisch!“ Klagte einst eine Ehefrau. — Und das gilt nicht nur von Weihnachtsgeschenken — es gilt auch vom Schenken von Seele zu Seele.

Dein Glück braucht nicht das meine zu sein — und dennoch kann ich dich lieb behalten! Wenn wir uns das nur öfter sagen wollten im Verkehr mit unseren Angehörigen. Wir werden es uns sagen, wenn

wir mehr als bisher unseres eigenen Willens sicher werden. Wenn wir uns zu dem Ernst erziehen, der auch ein uns von diesen Nächsten aufgedrängtes Glück abweisen kann, wenn wir fühlen, daß es uns nur zu Verwirrung und Angst statt zu Klarheit und Frieden führen würde. Und gehört Selbsterziehung, strengste Selbsterziehung nicht dazu, um die Kraft zu erwerben, das von uns erwählte Los nicht beim ersten Ansturm von außen, bei jeder müden Stimmung wieder zu bereuen, sondern sich von ihm ganz durchdringen zu lassen —! Kraft — das eigenste Geschick wahrhaft genießen zu können, sich von ihm emportragen zu lassen zu den freien Höhen der Güte, der Heiterkeit, der Wahrhaftigkeit — sich von ihm durchwärmen zu lassen zur Andacht vor dem göttlichen Lichtquell, dem es entströmt!

Aus dieser göttlichen Einheit, diesem ewigen Endpunkt und Urquell ergießen sich, den vier Strömen des Paradieses vergleichbar, vier große Lebensströme in unser sichtbares Erdendasein, um unser seelisches Wachstum zu tränken und zu nähren.

Wir wollen sie bezeichnen mit den vier Namen:

Ethisches Glück,
Geistesglück,
Herzensglück,
Sinnenglück.

Durch zahllose Nebenflüsse und Kanäle werden sie bereichert, gegliedert und verbunden.

Es ist immer eine mißliche Sache, das Gefühlsleben, das so unzählbare Farbennuancen aufweist, etikettieren und in gesonderte Fächer teilen zu wollen. Es geschieht hier auch nur, um zu einem leichteren Überblick zu gelangen.

Das ethische Glück besteht hauptsächlich:

In der Selbstveredelung,
im Wirken für ein Ideal,
im Wohltun,
in der Pflichterfüllung,
in der Entsagung und
im Glück des Leidens
bis zur Selbstaufopferung,

und es gipfelt im Tode für eine Idee, für eine Überzeugung, für Vaterland, Liebe und Gott.

Das Geistesglück erfüllt uns

im Streben nach Erkenntnis,
 in jeder Art von geistiger Arbeit
 und geistigem Erfolge,
 im Bewußtsein der Macht über Menschen,
 im Genuß von Dichtung,
 Kunst und Musik,
 in künstlerischem Selbstschaffen,
 in religiöser Erhebung.

Das **H e r z e n s g l ü c k** umfaßt alle unsere Gemütsbeziehungen zur Familie und zu unsern Nebenmenschen.

Es gliedert sich in:

Kindesglück, das beschloßen wird durch die Gefühle des Vertrauens und der Hingabe an Eltern, Lehrer, Geschwister.

In Liebesglück,

Eheglück,

Vater- und Mutterfreuden,

Freundschaftsbeziehungen

und das Verhältnis zu Beamten,

Untergebenen, Dienstboten.

Auch das **S i n n e n g l ü c k** umfaßt ein gar weites Gebiet menschlicher Freuden. Wir müssen ihm zurechnen: Den Genuß an der Natur in seinen tausend farbenprächtigen Schattierungen, von der Lust am belebenden Sonnenschein, vom Anblick des gestirnten Himmels, des ungeheueren Hochgebirges, der wogenden Meeresfläche, bis zur Freude an der kleinsten Blume und ihrem Duft, am schönen Tiere wie am schönen Menschen mitsamt seinen schönen Kleidern. Aller Genuß, den uns ein ausgebildeter ästhetischer Geschmack gewährt, gehört schließlich doch mit zum Sinnenglück, wenn er auch im Geistigen seine Wurzel haben mag. Und das Behagen, das der Mensch an gesunder und erlesener Nahrung, an guten wie an bösen Getränken findet, sei nicht vergessen. Dann folgt das weite Gebiet der Erotik mit ihren verschlungenen Wegen und Irrwegen, die zu den süßesten Blumengefilten wie in die finstersten Lasterhöhlen führen. Auch von hier schlingen sich Gott sei Dank unzählige Fäden hinüber zum Herzensglück in der Liebe, in der Ehe — ja, führt nicht ein seltsam steiler Pfad aus dem Labyrinth der Erotik direkt hinauf zu den scheinbar überirdischen Verzückungen religiöser Schwärmer und Schwärmerinnen?

Erwähnen wir zuletzt noch das Glück im rein vegetativen Wohl-

befinden, wie in der Freude an der erworbenen körperlichen Gewandtheit im Sport, im Tanzen, Schwimmen, Laufen, wie in der friedvollen Ruhe, die der Abend und der liebe Schlaf uns schenken, so dürfte wohl der Kreislauf menschlicher Glücksempfindungen annähernd skizziert sein.

Sollte man vielleicht bemerkt haben, daß ich unter allen Glücksfaktoren einen vergessen habe — das Geld? Ja wirklich, ich sah es in keinem der vier Lebensströme schwimmen, ich konnte es in keiner Rubrik unterbringen. Sollte es also vielleicht gar nicht zum Glück gehören — das Geld, was doch den Lebensinhalt so vieler Menschen bildet? Ach, sie verwechseln den Zweck mit dem Mittel, sie krönen den Sklaven und Diener mit der Königskrone des Herrschers!

In den wechselnden Weltläufen und Kulturstadien scheint bald der eine bald der andere der vier Lebensströme von überwiegendem Einfluß gewesen zu sein und die Ideale der Völker gemodelt zu haben. In Zeiten großer religiöser oder freiheitlicher Erhebungen und in gewaltigen Völkerumwälzungen waren die ethischen Mächte und jene geistigen Kräfte, welche mit den ethischen am innigsten verflochten sind, die treibenden Elemente. „Was schert mich Weib, was schert mich Kind, laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind!“ ruft der Krieger, und das zarte Mägdlein drängt sich aus dem Elternhause zum schaudervollsten Martyrium, Kinder beantworten den Peitschenhieb des rohen Senkers mit verklärtem Lächeln. Jubelhymnen erklingen unter dem Gebrüll der wilden Tiere, und bei jauchzendem Fanfarenengeschmetter werfen sich Tausende in den blutigen Tod. — — — — —

Dann wieder folgen Zeiten, wo die Menschheit in der Pflege friedlichen, engumgrenzten Herzensglückes gleichsam ausruht von den Krämpfen, von denen sie durchschüttelt wurde, wo das Einzelleben des Individuums in Liebesgefühlen und schönen künstlerischen Empfindungen eine erhöhte Bedeutung gewinnt. Sie werden nach dem Verlaufe der Jahre abgelöst von hartem Ringen um neuen geistigen Besitz, von einem eifrigen Bemühen um die Erforschung der Wahrheit, wie aller Wirklichkeiten unserer Erdoberfläche und aller Geheimnisse der Naturgewalten. Und möglicherweise als eine notwendige Reaktion gegen solche höchstgespannte geistige Arbeit ergreift die Massen — wie wir es in der Gegenwart sehen — eine unbändige Gier nach Sinnen-glück, in seinen verfeinerten wie in seinen rohen Formen.

Das Vorwiegen eines Glücksideals ist niemals von allzu langer Dauer — es wird stets durch die Einwirkungen anderer Ideale und

Glücksträume eingedämmt und in gesunde Schranken zurückgestaut, wenn es sie überflutet haben sollte.

Nur wer aus allen den vier Lebensströmen trinkt, wird sich zu einem reichen vollendeten Dasein entwickeln, wird beim Scheiden von dieser Erde bekennen dürfen, daß er wahrhaft gelebt habe.

Wehe dem Menschen, der in unheilvoller Verblendung, in geistigem Dünkel oder in geistiger Trägheit sich auf den Genuß eines einzigen der vier Ströme beschränkt und die anderen flieht oder gering schätzt. Er wird leicht an seiner Seele Schaden leiden, und sein Glück wird in verhängnisvoller Einseitigkeit ihm zum tragischen Schicksal werden.

Aber wir wollen auch nicht in die Oberflächlichkeit verfallen zu leugnen, daß in eines Menschen tragischem Schicksal die Erfüllung seiner tiefsten Glücksbedürfnisse liegen kann.

Was hier als für die Mehrzahl der Menschen ausgesprochen wurde, gilt doch wieder nicht für einzelne Ausgewählte, die nur in der fanatischen Beschränkung ihr Heil erblicken, und nur in dieser fanatischen Beschränkung das zu leisten vermögen, wozu sie auf Erden da sind. — Wer kennt sie nicht, jene Monomanen einer Idee, einer Hoffnung, eines Strebens oder einer speziellen Begabung: Weltverbesserer und Experimentatoren — Monomanen der Kunst und der Liebe — sei es auch nur der Liebe zu alten Pergamenten oder seltsamen Pfeifenköpfen. Ja — es läßt sich eine Linie ziehen . . . sie streift die ehrwürdigen Scheitel großer Philosophen und Erfinder, sie gelangt endlich zu jenen Krüppeln und Karikaturen genialischer Anlagen, die mit demselben Aufgebot von Konzentration, Fleiß, Entfagung wie jene Großen irgend eine unglaubliche Schrulle austüfteln und verfolgen. Ach, sie sind vielleicht kaum noch „Ausnahmen“ zu nennen. Sie bilden schon einen stattlichen Prozentsatz in der Allgemeinheit, und dieser Prozentsatz steigert sich heute, wo die „Spezialitäten“ nicht nur in den Variétés, sondern ebenso in Kunst und Wissenschaft wuchern, mit jedem Tage mehr.

Sie alle müssen wir von Anbeginn unserer Betrachtungen an ausschalten. Sie haben ihren Lohn dahin, sie genießen die vielfältige Welt, auf die sie verzichten, in dem Hohlspiegel ihrer Phantasie, welcher ihnen nur einen winzigen Punkt, aber den ins Märchenhafte vergrößert und in tausend Farben spiegelnd zeigt. An ihnen wäre jeder Versuch, sie durch irgendeine Ablenkung zu beglücken, verhängnisvoll für sie selbst wie für den Versuchter. Entweder ein lächelnder Humor, der jeden nach

seiner Fassung selig werden läßt, überkommt uns in ihrer Gegenwart, oder der tiefe Respekt, ja die Anbetung vor einer dem alltäglichen Menschen unbegreiflichen Kraft, die die Natur derartig bezwingt, daß sie im Dienste einer allmächtigen Vorstellung auf die ihr scheinbar notwendigsten Erfordernisse ohne die geringste Mühe verzichtet. Das erhabenste Beispiel solcher heiteren und gelassenen Überwindung der Natur zur Erfüllung eines höheren Zieles bietet Jesus von Nazareth, als ihm in der Wüste der Teufel alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit anbietet und er mit den Worten: Weiche von mir, Satanas . . . die Verlockungen von sich weist. Was sind ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit? Um ihn her muß Wüste sein — tote, starre Wüste, damit kein Laut, kein Ton, keine Farbe des Lebens ihn ablenken kann von dem Suchen und Finden seines inneren Glückes: der Vereinigung mit dem Vater. Und als der Teufel von ihm schied, traten zu ihm die Engel Gottes und dienten ihm.

Wir dürfen demnach annehmen, daß Jesus dort in der Einsamkeit jene überwältigende unerhörte Glücksempfindung gekostet hat, welche in der inneren Offenbarung seines göttlichen Berufes als Erlöser der gequälten Menschheit seine Seele mit blendenden Lichtflammen durchglühte.

Hat nicht manch ein tief angelegter Mensch in einer hohen Weisestunde einen Abglanz solcher erschütternden Wonnen empfunden, indem er sich den Quellen allen Lebens ganz, ganz nahe fühlte, indem der geheimste Sinn seines eigenen Daseins seinem Gefühl sich plötzlich offenbarte, indem er sich der ihm innewohnenden Kräfte bewußt wurde in einer bis dahin nie genossenen Klarheit! Aber es gibt wenige Menschen, die solche Augenblicke höchster Seligkeit verborgen wie in einem heiligen Tempel in der Seele mit sich tragen, die solchen Glücksaugenblicken treu bleiben. Zuviel Staub, Schmutz, törichtes Wirrsal und Gerümpel aller Art fällt auf den Schatz himmlischen Feuers — er wird vergessen — er wird verleugnet — man geht mit Scham, ja mit Hohn seiner Erinnerung aus dem Wege. Und doch begeht man damit vielleicht die größte Sünde gegen sich selbst — gegen den heiligen Geist des eigenen Lebens — eine Sünde, die uns niemand vergeben kann, weil sie unser bestes Teil in seinem innersten Kern zerstört.

Wenn Goethe, dieses schönste Vorbild eines Selbsterziehers zum Glück, d. h. zur harmonischen Ausbildung aller ihm innewohnenden Kräfte, und zum Genuß der umgebenden Welt in allen ihren Höhen

und Tiefen, ihren Schauern und Süßigkeiten, dennoch bekennt, er sei nur wenige Stunden im Leben ganz glücklich gewesen, so meint er gewiß damit diesen Zustand erdentrückter Klarheit — den wohl kein Sterblicher länger als wenige Stunden zu ertragen vermöchte. Aber von solchen Stunden aus wurde das ganze Leben dieses großen Menschen genährt und getränkt.

Jesus und Goethe sind von ewigem Himmelsfeuer umlohte höchste Spitzen, die Gipfelhäupter der Menschheit. Aber auch wir im Tale Wohnenden sind vom gleichen Stoff, nur ungeheuer verschieden dem Werte nach, verschieden, wenn ich so sagen soll: der Zusammensetzung des Stoffes nach. Nie wird unsern um so viel schwächeren und zugleich schwereren, erdgebundeneren, dumpferen Naturen ein Aufschwung wie der ihre beschieden sein. Es gibt da so ungeheure Gradunterschiede, daß sie fast wie Artunterschiede wirken.

Viele Menschen werden Momente in ihrem Leben wissen, wo sie glücklich waren — unsinnig glücklich, wie der Volksmund so fein es bezeichnet — weil in der That diesem Glück, wenn man es mit dem Verstande beleuchten wollte, jeder vernünftige Sinn zu fehlen schien — weil das Objekt, das sie beglückte, gar nicht im Verhältnis zu dem Gefühl selbst zu stehen schien, oder fast ganz fehlte, oder nur eine holde Illusion bedeutete. Und doch wissen sie ganz genau, daß alle realen Güter, die das Geschick ihnen später beschert hat, nicht wieder diese unbeschreibliche Wonne, dieses Schwimmen und Atmen im Mittelpunkt des Glückes in ihnen erwecken konnten. Das ist die Art von Glück, die Lenau so unübertrefflich gut in die kurze Strophe faßt:

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner
Und kaum begrüßt, verlorn
Unwiederholter Augenblick.

Ja — wir kennen ihn, diesen Augenblick! Wir wissen von einer Stunde unserer Jugend, da die unverhoffte Erfüllung eines brennenden Wunsches — oder ein Hingebensein an die göttlich blühende Sommernatur um uns her, oder der Anblick, das Hören eines großen Kunstwerkes, unsere noch so weichen empfänglichen Herzen taumeln machte vom Rausch des Glückes!

Wir kennen sie, die Nacht, die trunken war vom Dufte dunkler Rosen, da wir wachend auf dem Lager ruhten, beschwert und erzitternd unter der Fülle goldener Hoffnungen, die uns ein Blick — ach, nur

der Blick eines geliebten Menschen erweckt hatte — Hoffnungen, die niemals Erfüllung fanden — und doch Erfüllung wurden in jenen Stunden, da wir alles erreichten und tranken und genossen, was unsere Natur an Glücksmöglichkeiten nur barg!

In solchen Stunden haben wir alle einmal den Becher mit dem Himmelstrank geleert, der uns bereitet war — und nur wenige Lieb-linge der Götter trinken aus jenem Goldpokal zum andern Male.

Glücksarm braucht deshalb das übrige Leben gewiß nicht zu sein.

Wir sollen uns freilich nicht unterfangen, aus seinem Himmelstrank Sauce zu nahrhaften Klößen für den Alltagsstisch herstellen zu wollen. Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum.

Es gibt noch ein anderes Glück, das übrigens vielleicht auch mehr dem Grad als der Art nach von jenem verschieden ist. Und dieses Glück nun ist es, das mir einer feinen und schwierigen Kunst vergleichbar scheint, die dem, welcher nur ein klein wenig Talent dazu mitgebracht hat, wohl ihre Geheimnisse, ihre Kniffe und Pfiffe, ihre Technik möchte ich sagen, mehr und mehr offenbaren mag. Indessen — ich wiederhole — ein ganz klein wenig Talent muß man dazu mitbringen, wie zu jeder Kunst, sonst sieht es betrüblich aus. Es gibt eben geborene Pechvögel, denen alle guten Gaben des Geschickes nur zum Unheil und zu immer größerer Trauer und Verdrießlichkeit auszuschlagen vermögen — die schwarzen Peter im Spiel des Lebens, mit denen niemand gern zu tun haben mag.

Aber es gibt auch eine ganze Menge guter Leutchen, die wohl imstande wären, sich weiter zu bringen in jener Kunst und Fähigkeit, das Glück zu erringen, zu pflegen, auszubauen, ja, es nach dem eigenen Willen zu formen. Wenn sie nur wüßten, wie sie's anfangen sollten! Vielleicht finden diese hie und da einen Fingerzeig in meinen Ausführungen.

Da ist vor allem die Wechselwirkung zwischen den Begriffen Glück und Freiheit, darüber die Menschen viel zu wenig nachdenken.

Ohne ein gutes Teil innerer Freiheit allen Lebenserscheinungen, aller Liebe und Leidenschaft, allen Sorgen und Schicksalsschlägen gegenüber ist kein dauerndes Glücksgefühl in der Seele möglich. Die Glücksfähigkeit der Kinder besteht zumeist in dieser inneren Freiheit, welche bei ihnen in der Ahnungslosigkeit gegenüber allen sie umdräuenden Verlustmöglichkeiten ihren Grund hat. Und doch gilt für uns alle das

Wort: so ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Himmelreich kommen.

Jene Freiheit, die bei den Kleinen die Unkenntnis möglich macht, sollte beim Erwachsenen aus einem von früher Jugend an zu stählenden Mut zum Kampf erblühen. Entsteht aus dem Mute nicht auch die Lust an der Gefahr, am Überwinden und am Siege? Je weiter das Auge zu schauen gelernt hat, je umfassender der Blick geworden ist, je mehr Interessen der Mensch hat, desto mehr Wahrscheinlichkeit bietet sich, eine entschwindende Freude durch eine neu emporkwachsende zu ersetzen — desto geringer wird die Gefahr, daß ein Schicksalsschlag ihn zum lebensunfähigen Bettler macht.

Wie wenig wahrhaft freie Menschen gibt es doch auch heute noch, wo so viel von Freiheit auf allen Gebieten die Rede ist. Kaum sind wir dem Konservatismus glücklich entronnen, so begeben wir uns unter die unbedingte Herrschaft der „Freigewordenen“ und der Schlagworte des Tages! Wir wählen nicht u n s e r e Freiheit, sondern ergeben uns blind der Freiheit der anderen. Wie tief sollten wir uns täglich das Nießschwört zu Gemüte führen: es soll nicht heißen: Freiheit w o v o n, sondern Freiheit w o z u! Unsere Freiheit sei die des reichen Menschen, der den Mut zu sich selber hat, der sich von keinem Konventionszwang beschränkt fühlen mag, dort zu wirken, zu schaffen, zu lieben, wo seine Kraft ihn hinlockt, sei es auch in ungewöhnlichsten Gebieten!

Die Freiheit soll nicht eine tyrannische Göttin sein, vor der wir zitternd knien, stets bereit, ihr unser Liebstes zu opfern — sie soll die Gefährtin und Geliebte unserer Tage sein, die auch eine Laune und Abschweifung geduldig zu ertragen vermag — wir sollen auch unsere Freiheit regieren lernen!

Das sind ja eigentlich alles Binsenwahrheiten. Aber wir wollen sie immer nur in ihren krassesten Beispielen gelten lassen, die feineren Zwischenstufen übersehen wir so leicht.

Denkt eine Mutter daran, sich diese innere Freiheit auch dort zu erringen, wo sie vielleicht am schwersten zu bewahren ist: in der Liebe zu Mann und Kindern? Und doch wird gerade unsere Liebe so oft für die Nächsten zur Qual, zu unerträglichem Druck. Welch ein schreckliches Rätsel ist doch dieses, denkt manche Frau. Und warum kommt es so? Weil ihre Liebe aus dumpfer Leidenschaft — aus eigensinniger Besitzgier — aus Sorgenwollust fließt, statt aus heller heiterer Lust am Beglücken. Und nur die Liebe, die gezügelt wird durch die Kraft einer

friedlich und sicher in sich selbst ruhenden Natur, kann wahrhaft beglücken, kann junge Seelen leiten und lenken.

Die Mutter bedeutet das Herz eines viel gegliederten Organismus.

Wie kann das Blut gesund und ruhig durch alle Aderkanäle dieses Organismus strömen, wenn der Mittelpunkt, das Herz, in beständiger Überspannung seiner Kräfte zuckt und zittert? Und doch — wie wenige Frauen haben den Mut, die innere Freiheit — trotzdem das Gespenst nervöser Überreizung sie beständig umlauert — sich jeden Tag eine Stunde für sich selbst zu retten? Eine Stunde der Einsamkeit, wo sie das ganze Gewirr mit seinen tausend Kleinigkeiten resolut beiseite schieben, wo sie sich selbst wiederfinden und klare, sichere Entschlüsse für die Arbeit des Tages fassen können — wo sie auch nur schweigend ruhen oder ein paar Seiten eines guten Buches lesen oder einen stillen Gang durch die Luft tun.

Ich höre in der Phantasie den empörten Ruf, der in diesem Augenblick in den Kehlen vieler meiner geehrten Leserinnen nur mühsam erstickt wird: Eine Stunde am Tage für mich zu haben — um Gottes willen — da würde ja alles drunter und drüber gehen! Nein, das ist ja ganz unmöglich! Da würde ich ja meine Pflichten sträflich vernachlässigen!

Ja — aber meine Verehrten — und wenn Sie für viele Wochen vom Arzt ins Bad oder Sanatorium geschickt werden, dann muß es doch gehen, nicht wahr? Und es geht auch! Wenn Sie gesellschaftliche Verpflichtungen zu erledigen haben, dann geht es auch! Nur zur Auf-
bauung und Gesunderhaltung Ihres inneren Menschen darf kein Opfer gebracht werden — trotzdem doch von dessen Frische, Kraft und Heiterkeit das Glück Ihrer Familie abhängt. Die einsame Ruhestunde der Mutter sollte dem Gatten wie den Kindern und Diensthöten heilig sein, denn sie soll zur Quelle werden, aus der ihnen allen Wohlbehagen strömt.

„Aber,“ wenden manche ein, „ich könnte gar nicht ruhig sein, wenn ich auch wollte, zuviel lastet auf mir — ich kann diese Dinge nicht aus meinem Gedankenkreis bringen, kann meine Sorgen nicht zurückschieben. Ich kann mich nicht konzentrieren.“ Das ist's, was die Frau noch nicht kann, was die Männer in ihren oft so verantwortungsvollen Berufen gelernt haben, und wodurch sie uns Frauen zuweilen unendlich überlegen sind.

Dieses „Nichtausschaltenkönnen“ von häuslichen Sorgen, Gemüts-

bekümmernissen, Herzensangelegenheiten ist auch der Grund, warum die jungen Mädchen, die heute ein Studium, einen Beruf ergreifen, trotz Talent und Fleiß so oft darin erliegen. Und wir müssen es lernen, wir müssen uns dazu erziehen, wenn wir den gehäuften Anforderungen des modernen Lebens nur einigermaßen mit unsern Nerven standhalten wollen. Wenn es nicht vielen von uns gehen soll wie jener armen Mutter, die da ausrief: Warum bleibt der Frau, die die Kinder geboren hat, keine Kraft mehr übrig, sie auch zu erziehen? Man erzählt von fast allen großen Feldherren und Herrschern, daß sie mitten in den spannendsten Entwicklungen der Weltgeschichte, im Donner der Geschütze, auf einem Strohbündel oder im Wagen, oder wo sich sonst die Gelegenheit bot, hätten schlafen können, nur durch die Kraft ihres Willens beherrscht, und daß sie auf diese Weise allein die Fülle der Arbeit, die auf ihnen lastete, hätten bewältigen können. Und bekannt ist auch jene Anekdote von der Bäuerin, die sich regelmäßig jeden Sonntag zum Gottesdienst einfindet, obschon sie zu Hause den Hof und zwölf Kinder zu versorgen hat. Vom Pfarrer belobt, ob ihres Eifers, antwortet sie treuherzig: Ja, Herr Pfarrer, wann i das bissel Kirchenschlaf nit hätt', was sollt' da wohl aus mir werde? Und der Herr Pfarrer sah das vollständig ein und lächelte milde.

Die Konzentrationsfähigkeit zu dem, was die Stunde bringt, sei es Arbeit, Genuß oder Ruhe, sie gibt die Macht, alles dreies voll auszukosten, und sie ist das beste Mittel gegen jede Art von Reue, von Kasenjammer, die wieder die ärgsten Feinde sind jeglichen Glückes.

Hat der Mann die größere Fähigkeit, sich zu konzentrieren, so besteht auch für ihn die Gefahr, sich allzu sehr in seine Arbeit zu konzentrieren und es darüber zu vergessen, an seinem eigenen inneren Leben zu bauen, was ihm sicher ebenso nötig ist als dem Weibe. Es gibt viele fleißige, in ihrem Beruf kluge Männer, welche niemals zu der Einsicht gelangen: einen Verdienst, einen in Aussicht stehenden Erfolg der Freiheit, der Gesundheit dieses inneren Lebens zu opfern, könne sich wohl tausendfältig lohnen!

Und wie oft muß der Mann, wenn er nicht trübselig mit seinem Lebensschiff auf einer Sandbank sitzen bleiben will, all seine innere Freiheit zum Kampf aufrufen, wenn es gilt, sein Heiligstes, seine Überzeugung, seine Kunst, sein Streben gegen die einschläfernde Macht der Liebe, der Sorge für seine Familie zu verteidigen.

Wir alle, Männer oder Frauen, wir müssen es uns doch eingestehen,

daß das Leben heute weit weniger bequem ist als früher, daß wir nicht mehr ausgetretene Wege in den Fußstapfen anderer Leute wandern können, sondern daß wir jeden Tag in unserm inneren ethischen Leben, in unserm Beruf, wie im Verkehr mit unsern Familienmitgliedern vor Konflikte gestellt werden können, die wir nicht nach überkommenen Normen und angeerbten Regeln zu lösen vermögen, weil sie durch neue Daseinsbedingungen entstanden, auch ganz neue Lösungen fordern. Dazu bedarf eigentlich jeder Mensch heute ein gewisses Quantum schöpferischer, moralischer und ethischer Phantasie. Wie aber soll solche Phantasie in uns entstehen und geistige Früchte tragen, wenn unsere Tage ein ewiges Wirrsal und Geheße sind ohne Abschnitte, ohne Ruhepunkte? Wohl wenden die meisten Menschen ängstlich von allen solchen Konflikten, wie ich sie eben beschrieb, ihre Augen und ihren Willen ab. Versuchen sie es mit den alten Phrasen vom Unabänderlichen die Dinge zu überbrücken, machen sie faulen Frieden mit sich und anderen, so sollen sie sich nur nicht täuschen — Glück ist ihnen dann schwerlich mehr vergönnt! Reue und Scham über die Feigheit und Bequemlichkeit, mit denen sie sich einmal oder immer wieder selbst betrogen haben, vergiften später ihre schönsten Stunden.

Ethische Phantasie ist nötig im Verkehr zwischen Mann und Weib, ebenso wie es in der Liebe ohne sinnliche Phantasie bald zu öder Langweile kommen würde. Und ethische, pädagogische Phantasie ist ebenso nötig im Verkehr zwischen Eltern und Kindern.

Beides ruht heute auf völlig anderen Grundlagen als noch vor 50 Jahren und muß mit tausend neuen Gedanken- und Gefühlsfäden durchspinnen werden.

Wie oft könnte in der Ehe ein Glück neu aufgebaut werden, wenn Mann oder Frau mutig eine Konvention dafür opfern möchten! Wie oft könnte die Liebe zwischen Vater und Sohn, zwischen Mutter und Tochter erhalten werden, wenn man sich nicht hartnäckig an überkommene Begriffe oder an leere Tages Schlagworte klammern wollte!

Die Konventionen sind den meisten Menschen lieber als das Glück. Darin sind die Anhänger der gegensätzlichsten Parteischattierungen einander verzwiefelt ähnlich. Bei den wildesten Freiheitsstürmern, bei Sozialdemokraten und Anarchisten muß doch das Bufett an derselben Stelle stehen wie beim Geheimrat. Das Bufett — symbolisch genommen wird es zur Erklärung für viele Unbegreiflichkeiten in der Lebensführung von theoretisch ganz aufgeklärten Leuten.

Durch das Vufett und seinen Inhalt an Schwären, an leichtzerbrechlichen Porzellanen, an wertvollem Silber und manchem lieben Andenken komme ich auf ein Gebiet, welches die meisten Menschen kaum für wert erachten, in das Bereich des wahren Glückes einzubeziehen, und welches doch dieses wahre Glück rings umgrenzt. Und wenn aus ihm böse Krankheiten aller Art: Unfriede, Haß, Mißgunst, kleinliche tückische Bosheit in das Land unseres Glückes ausgesandt werden, kann diese Peripherie nicht den Herd aller traurigsten Zerstörungen bilden? Man ahnt schon, was ich meine: Es ist die Diensthofen-Frage, »Not und »Klage. Wenn zwei Frauen zusammenkommen, ob sie klug oder dumm, gebildet oder ungebildet, einfach oder kompliziert sein mögen, sie teilen sich seufzend ihre schweren Erlebnisse mit — die Männer aber dulden schweigend, oder wettern fürchterlich, ohne jede innere Überzeugung, dadurch irgend eine Schwierigkeit zu bessern.

Das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstmädchen ragt als ein Petrefakt überkommener und in allen anderen Zuständen längst überwundener Verkehrsformen in die Neuzeit hinein. Nirgends spukt noch so viel vom Geiste der alten Leibeigenschaft und Sklaverei wie in diesen Beziehungen. Und sie krankten daran. Hier gerade bedürfte es einer von der Konvention überliefernden Pflichten und Rechte sich befreienden Denkart, um gegenseitig einen anderen als den jetzt meistens üblichen Ton zu finden. Und da doch die Herrin gewöhnlich die Ältere, die Welterfahrenere und Denkgeübtere ist, so sollte recht eigentlich die Besserung und Änderung von ihr ausgehen.

Ich habe es häufig beobachtet, daß über Frauen, bei denen die Mädchen gern und lange blieben — denn es gibt auch solche — von Geschlechtsgenossinnen in etwas tadelndem, ja verächtlichem Tone die Bemerkung gemacht wurde: Die Mädchen haben es dort auch sehr gut — sie werden eben verwöhnt . . . Aber — soll denn Geduld, Gerechtigkeit, Freundlichkeit gerade vor unseren Dienstmädchen Halt machen? Wenn wir doch von der Erziehung zum Glück sprechen — warum soll ich denn diese Selbsterziehung zum Glück nicht auch im Verkehr mit einem Menschen anwenden, mit dem ich mehr zusammen lebe, als mit Freunden, Verwandten und Kollegen? In dessen Macht es unzweifelhaft liegt, daß ich mich beim Aufstehen, beim Mittagessen, bis zum nächsten Schlaf eventuell stündlich ärgere, dem ich den größten Teil meines Besitztumes, meine Gesundheit, ja mein Teuerstes, — mein Kind — anvertraue? Ich meine, kein Nachdenken, keine Güte, kein pekuni-

niäres Opfer sollte gerade an dieser Stelle gespart werden, um mein Verhältnis zu einer für mein Wohlbefinden so unendlich wichtigen Persönlichkeit zu einem möglichst freundlichen, zufriedenstellenden zu gestalten. Da überlegen Menschen auf Jahre hinaus, wie sie diesen oder jenen andern Menschen durch Dienste aller Art sich verpflichten, um vielleicht einmal eine Gegenleistung von ihm erwarten zu dürfen. Die Pflege von „Konnerionen“ bildet einen ganz bestimmten Teil der gesellschaftlichen Karriere. Ich gebe zu bedenken, ob es sich nicht für das wirkliche Glück im täglichen Leben des Hauses weit mehr nutzbringend erweisen würde, wenn man nur die Hälfte aller dieser Bemühungen, dieser Rücksichten, dieser Zeit- und Geldopfer auf die richtige Wahl und die richtige Behandlung der häuslichen Stütze verwenden würde, statt sich mit Erbitterung darüber anfüllen zu lassen, daß diese Damen mehr Ansprüche machen und weniger leisten als zur Zeit unserer Großmütter? Auch hier müssen neue Wege gesucht werden — und sollte es nicht zum Glücke kluger und sozial denkender Frauen gehören, sie zu finden?

Was nun den freundschaftlichen Verkehr betrifft, so liegt es ja auf der Hand, daß wir unendlich viel mehr Genuß aus jeglicher Form des Zusammenseins mit Menschen ziehen werden, wenn wir ihnen rein Mensch zu Mensch gegenüber treten, und uns in ihrer Beurteilung möglichst zu befreien suchen von Familien-, Standes- und Rassevorurteilen, wenn wir als Wegweiser für die Wahl unseres Verkehrs nur die Stimme der Sympathie gelten lassen, für die wir uns freilich ein feineres Gehör angewöhnen müßten, als es jetzt der Fall ist, wo zahllose andere Faktoren ihre jarten Andeutungen und Warnungen übertönen.

Von der Geselligkeit, die uns ursprünglich zur Freude und Erholung dienen sollte und deshalb nicht, wie es nun so oft geschieht, zum Geschäft und zum Tummelplatz des Ehrgeizes herabgewürdigt werden dürfte, komme ich zur Heiterkeit überhaupt.

Welche entzückende Erscheinung ist ein Mensch, dem die gütige Natur die Gabe der Heiterkeit in die Wiege gelegt hat! Aus den fröhlichen Menschen wählt das Glück zumeist seine Lieblinge. Wo sie erscheinen, fliegt ihnen Liebe und Wohlwollen entgegen.

Ergreifend, erhebend wird der Anblick eines Menschen, über den die Blitzschläge und Hagelwetter stürmischer Schicksalsschläge nieder gehen, wenn aus finstern Leidensgewöll, unter Angst- und Tränenschauern dennoch seine ihm angeborene Heiterkeit linde wieder hervor-

leuchtet. Dann hat sie einen zauberischen Goldschein bekommen, vor dem wir das Knie beugen und anbeten möchten.

Nie werde ich die Geschichte eines armen alten Mädchens vergessen, deren Leben im Krankenhause verfloß, wo ihm in einer Leidenszeit von Jahrzehnten ein Glied nach dem andern seines armen, wundenbedeckten Körpers amputiert werden mußte. Man behielt sie auch in Zeiten leidlicher Besserung in der Anstalt, nicht nur aus Barmherzigkeit, da sie sonst verhungert wäre. O nein, sondern, wie mir die Oberin sagte: weil man sie gar nicht mehr entbehren konnte — weil sie mit ihrem freundlichen Wesen, ihrem sonnigen Humor die andern Kranken wie die Pflegerinnen erheiterte und bei guter Stimmung erhielt!

Nach „Heiterkeit“ streben wir alle, bewußt oder unbewußt. Welche Fülle von Veranstaltungen werden getroffen, um den Menschen auch nur ein paar flüchtige Stunden des Frohsinns zu verschaffen. Ganze Gewerbe und Berufsarten bauen sich auf solchen Bestrebungen auf.

„Wir wollen mal recht lustig sein!“ — dieses Wort bringt mir immer, wie kein anderes, die Trübseligkeit, in der die meisten Menschen ihr Alltagsleben verbringen, so recht kläglich zum Bewußtsein. Wie krampfhaft wird solche jäh heraufbeschworene, durch Alkohol und zweideutige Scherze unterstützte Lustigkeit, wie leer, müde und hohl fühlt man sich hinterher.

Solches „mal recht lustig sein wollen“ ist nicht die Heiterkeit, welche die Stunden unseres Alltagslebens erfreuen sollte.

Gerade unserm deutschen Volk ist nicht allzu viel von jenem Temperament zum Glückseligsein in die Wiege gelegt. Im Süden und Westen unseres Vaterlandes ist durch manchen Einschlag keltischen, gallischen und romanischen Blutes etwas mehr Beweglichkeit in die Massen gekommen, als bei uns im Norden, doch auch hier wird Heiterkeit vielfach mit Lärmachen verwechselt.

Und wir guten Deutschen neigen überdies noch dazu, unsere Fehler als Tugenden aufzufassen — unsere Schwerblütigkeit als sittlichen Ernst, unsere militärische Härte als vornehme Würde hochzuschätzen. Daß Gott erbarm! Wie ein wohlzubereiteter Hasenrücken ist unser Vaterland durchspickt mit Polizeiverboten! Und wagt ein harmlos Gemüte mal über irgend einen besonders schnurrigen Erlaß ein leises Lächeln, gleich schnauzt die irdische Gerechtigkeit es furchtbar an: Was das Gesetz vorschreibt, ist nie „komisch“. Wie viele Beleidigungen, wie viel Haß, Feindschaft und vergiftete Bitterkeit wäre doch mit einem fröhlichen

Lächeln aus der Welt zu schaffen! Wenn nur die Menschen sich gewöhnen wollten, die Dinge um sich her, und auch das Gebaren ihres lieben Nächsten, nicht zu vergessen ihr eigenes Tun und Lassen ein wenig humoristisch aufzufassen. Ein Befehl in ein freundliches Scherzwort gekleidet, wird er nicht viel lieber befolgt? Ist nicht der heitere Lehrer in der Klasse bei weitem der einflussreichste? Nicht der „Spaßmacher“ wohlverstanden, sondern der, dem man es anfühlt, daß seine Heiterkeit gleichsam ein goldenes Lichterspiel über einer ernsthaften Tiefe bedeutet. Sind nicht die Mutter, der Vater, die mit ihren Kindern lachen und spielen können, die am meisten geliebten? Aber wie mancher frohe Knabe ertötet als Mann im Amt mit Gewalt den Frohsinn in sich, um besser die Würde zu wahren! Was zieht so oft die Männer zu den Mädchen des Volkes? Jene anspruchlose Fröhlichkeit, die den jungen Damen ihrer Kreise über dem Bestreben „etwas vorzustellen“ so früh abhanden kommt. Und gar die ältere Frau versinkt nur zu oft in müde Grämlichkeit, weil sie es für ihre Pflicht hält, sorgenvoll über Unabänderliches zu trauern.

Statt des für unsere Verhältnisse etwas veralteten Befehles „Und er soll dein Herr sein!“ sollten in der Trauformel die Worte aufgenommen werden: Mörgelt nicht, verkehrt freundlich und heiter miteinander!

Jeden Tag von neuem sollte man mit dem Vorsatz vom Lager aufstehen, den Gang zu Melancholie, zu Verdrießlichkeit und gedankenlos muffigem Wesen zu bekämpfen. Und sehen wir, daß uns Einfluß auf werdende Menschen zuteil wird, sollten wir nicht ermüden, sie auf den lebenerhöhenden Wert einer gütigen Heiterkeit hinzuweisen. Denn die echte Heiterkeit ist allemal eine Schwester der Güte. Und ist zum „glücklich sein“ eine Portion gesunder Egoismus nicht zu entbehren, ebensowenig kann man dazu die Güte missen, welche die Wunden, die im harten Kampf ums Dasein mit der einen Hand geschlagen werden mußten, mit der andern Hand lüde streichelt und heilt. Die Güte, die auch so notwendig ist, um zu vergessen, was unsre Lieben uns an Schmerzen und Kummer angetan haben, was unsre Feinde uns an Gefahr und Bosheit zubereiteten. Ach — die Kunst: Vergessen zu lernen, das ist eine schöne und schwere Kunst, ohne die es wohl keinen Frieden auf dieser Erde gibt!

Und doch sagen die Menschen: Vergeben kann ich wohl, aber vergessen nicht —! Als ob das vergeben ohne „vergessen“

möglich wäre. Und das Gehirn läßt sich zum „Vergessen“ zwingen — wenn man die Phantasie mit ernstem Wollen von dem Gegenstande und den Szenen, die vergessen werden sollen, ablenkt! Ist es denn eine Tugend, mit einem Verlust nicht fertig werden zu können, statt die Kraft des Willens aufzuwenden, sich das Leben neu aufzubauen?

Die Güte ist in unsern Tagen ein wenig in Mißkredit gekommen, weil man sie meistens mit der Gutmütigkeit verwechselt — jener Gutmütigkeit, von der Marie Ebner-Eschenbach bemerkt: „So mancher meint ein gutes Herz zu haben und hat nur schwache Nerven!“

An einer andern Stelle sagt dieselbe begeisterte Prophetin der Güte: „Erinnere dich der Vergessenen — eine Welt geht dir auf.“

Auch das Wohltun ist heutzutage praktisch organisiert und wird als eine nüchterne Pflicht ausgeübt. Neben und rings um die offiziellen Opferaltäre der Vereine, Stiftungen und sozialen Anstalten spriest wie ein Blumenflor aus tausend Farben und Formen das Reich der kleinen und großen unerwarteten Freuden, die wir Menschen uns untereinander machen können! Aber es gehört eine feurige, phantasievolle Menschenliebe zu diesen Überraschungen der Güte. Wie manchem nach Liebe sehnsüchtigen Menschen fehlt nur der Mut, resolut das Glück zu packen! Unter tausend Bedenklichkeiten geht's ihm verloren.

Die schwachen Nerven der Gutmütigkeit zu den starken Nerven der Güte zu trainieren — das ist's, was unser tägliches Üben werden sollte! Ach, die Ärmsten, die sich vor jeder „Verantwortung“ fürchten! Sie sitzen, den Kanarienvögeln gleich, im bequemen Käfig und knabbern Hanffamen, bis sie fett und faul geworden sind und sich von ihrem Stänglein nicht mehr zu rühren vermögen! Trifft Schlagfluß und Sicht sie früh, so ist's nicht schade um sie — denn das große Gefühl ist ihnen ewig verloren:

Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen —
Mit ihren Stürmen sich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen!

Das Bewußtsein der Kraft zum Tragen kann mitten im Zerbrechen aller Lebensfreuden und Hoffnungen unter den furchtbarsten Schicksalsschlägen doch noch ein seltsam unzerstörbares Gefühl letzten Glückes im schmerzjuckenden Herzen zurücklassen.

Denn auf Kraft oder Kraftlosigkeit beruht am Ende das ganze Geheimnis, das zwischen dem Menschen und seinem Schicksal steht.

Nicht nur Kraft zum Ergreifen und Erobern — Kraft auch in

einem rein geistigen Sinne genommen — Kraft in seinem innern Verhältnis zur Wahrheit und zur Illusion.

Das Verhältnis des Glücksuchers zur Wahrheit wäre kurz in die Formel zu fassen: sich dazu erziehen, selbst viel Wahrheit ertragen zu können, und im Verabreichen der Wahrheit an seine Nächsten vorsichtig, schonend, milde zu sein.

Auf die Gefahr hin, mich mit allen Ethikern in scharfem Gegensatz zu befinden, muß ich die Behauptung aufstellen: Man braucht nicht immer wahr gegen andere zu sein — wenn man nur wahr gegen sich selbst ist! Denn da fehlt es meistens sehr. Die unausstehlichsten Wahrheitsfanatiker, die herumgehen und harmlosen Menschenkindern die ideale Forderung präsentieren, sind unendlich empfindlich in bezug auf dieselbe Wahrheit, wenn man sie gegen ihre eigene werte Persönlichkeit kehrt. Es wird auf diesem Gebiet außerordentlich viel ethisch geheuchelt! Wir alle brauchen eine gute Portion bewusster oder unbewusster Lügen, holder Illusionen über uns selbst, über unsere Nächsten und alle Dinge dieser und anderer Welten. Alles künstlerische, technische, industrielle Schaffen beruht auf einer starken Überschätzung der Wichtigkeit der menschlichen Einzelschöpfung, alle Liebe und Freundschaft nährt sich von imaginären Werten.

Und wollen wir etwas leisten, so müssen wir uns naiv dieser schöpferischen Wichtigkeit bewußt bleiben! Wollen wir glücklich sein in der Liebe, Ehe und Freundschaft, so dürfen wir nicht mit krankhafter Sezierlust die Gefühle unserer Liebsten und unsere eigenen zerfasern! Es ist verlockend, aber unendlich gefährlich, wenn wir vorwiegend erforschen wollen, wie unsere Freunde „objektiv“ zu Fremden uns beurteilen. Es ist frevelhaft, sie in Augenblicken der Kälte, der Gleichgültigkeit zu überraschen, Briefe zu lesen, die nicht an uns gerichtet wurden und doch von uns handeln. Es ist auf Kosten der Wahrheit viel an der Liebe gesündigt. Und wir wissen doch — oder wir sollten es wissen — daß wir selbst gegen die Menschen, die wir am zartesten lieben, Momente haben, wo wir ihnen als fremde, kühle Beurteiler gegenüberstehen und die Stellen ihres Wesens bemerken, die wir nicht lieben können. Und doch hindert dies an der Zuneigung im ganzen nichts. Wir sollten wenigstens zu diesem winzigen Bezirk psychologischer Wahrheit durchzubringen versuchen und von hier aus die Liebe der andern schätzen.

Im Reich der absoluten Wahrheit kann der sterbliche Mensch so



Verlag
1908

Früh von Uhde:
„Komm Herr Jesus, sei unser Gast“

Verheißung aus: Früh von Uhde, Eine Kunstbeigabe für das deutsche Volk. 16 Blätter nach seinen Werken in Heftform: 1 Mark. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin. Verlag von Joh. Scholz in Mainz. Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

einem rein geistigen Sinne genommen — & die zu jenem innern Verhältnis zur Wahrheit und zur Gerechtigkeit

Das Verhältnis des Glücklichen zur Wahrheit wäre kurz in die Formel zu fassen: sich dazu erheben, selbst die Wahrheit ertragen zu können, und im Verbreichen der Wahrheit an seine Mitmenschen vorsichtig, schonend, milde zu sein.

Auf die Gefahr hin, sich mit allen Ethikern in scharfem Gegensatz zu befinden, muß ich die Behauptung aufstellen: Man braucht nicht immer wahr gegen andere zu sein — wenn man nur wahr gegen sich selbst ist! Denn da fehlt es meistens sehr. Die unerschrockensten Wahrheitsfanatiker, die herumgerotter und harmlosen Menschenkinder die ideale Forderung präsentieren, sind unendlich empfindlich in bezug auf dieselbe Wahrheit, wenn man sie gegen ihre eigene wertvolle Persönlichkeit setzt. Es wird auf keinen Fall außerordentlich viel ethisch gehandelt! Wir alle brauchen eine gute Portion bewußter oder unbewußter Lügen, holder Illusionen über uns selbst, über unsere Nächsten und die Dinge dieser und anderer Welten. Alles künstlerische, technische industrielle Schaffen beruht auf einer starken Überschätzung der Wichtigkeit der menschlichen Einzelschöpfung, alle Liebe und Freundschaft nährt sich von imaginären Werten.

Und wollen wir etwas leisten, so müssen wir uns naiv dieser schöpferischen Wichtigkeit bewußt bleiben! Wollen wir glücklich sein in der Liebe, Ehe und Freundschaft, so dürfen wir nicht mit krankhafter Sezierenlust die Gefühle unserer Liebsten und unsere eigenen zerfasern! Es ist verlockend, aber unendlich gefährlich, wenn wir vorwiegend erforschen wollen, wie unsere Freunde „objektiv“ zu Fremden uns beurteilen. Es ist frevelhaft, sie in Augenblicken der Kälte, der Gleichgültigkeit zu überreden, Dinge zu sagen, die nicht an uns gerichtet wurden und doch von uns herab zu sein, auf Kosten der Wahrheit viel an der Liebe zu verlieren. Es ist nur ein böses Spiel — oder wir sollten es wissen — daß der wertvollste Mensch, den wir am zartesten lieben, Momente haben, in denen er ein fremde, kühle Beurteiler gegenübersteht und die wir nicht als Lebens bemerkten, die wir nicht lieben können. Und doch kommt dies an der Zuneigung im ganzen nichts. Wir sollten vorzugsweise zu diesem einzigen Bezirk psychologischer Wahrheit durchdringen, versuchen und von hier aus die Liebe der andern fördern.

Im Reich der absehbaren Wahrheit kann der sterbliche Mensch so



NORD
UND
SÜD

Jahrgang
1908

Fritz von Uhde:
„Komm Herr Jesus, sei unser Gast“

Probekbild aus: Fritz von Uhde, Eine Kunstbeigabe für das deutsche Volk. 16 Blätter nach seinen Werken in Heftform 1 Mark. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege, Berlin. Verlag von Jos. Scholz in Mainz. Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.



wenig leben wie in einem luftleeren Raum. Ja — sind wir uns nicht jeder, solange wir atmen, wirken, lieben und leben, der Mittelpunkt des Alls — nicht vom Verstand aus betrachtet, der dazu energisch „Nein“ sagen mag, sondern in unserm eigenen Gefühl, im innersten Kern unseres Wesens — um den das ganze All sich im Kreise bewegt, bis wir die Augen im Tode schließen. Wir können die Welt gar nicht anders begreifen, als durch eine ungeheure Illusion, und daraus folgt, daß wir auch andern ihre großen und kleinen Illusionen gönnen sollten.

Jugendfrische Illusionsfähigkeit ist unbedingt eine Haupteigenschaft, die der Mensch sich erhalten muß, um glücklich sein zu können. Und dennoch, dünkt mich, braucht es die Illusionsfähigkeit nicht zu hindern, wenn man auch auf diesem zarten Gebiet sich nicht allzu sehr verweichlicht, sondern sich allmählich abzuhärten versucht — daß man seelisch Temperaturunterschiede vertragen lernt.

Es ist ein Irrtum, daß Wahrheit und Illusion unverföhnliche Feinde sind — wir können so wenig ohne die eine, wie ohne die andere leben — es gilt nur, sie richtig zu balancieren.

Je weiter wir der Kindheit entwachsen, die im Garten der Illusionen spielen soll und muß, je weiter und größer das Stück Lebensvergangenheit hinter uns dem rückschauenden Blicke sich dehnt, desto reicher wird das Vergnügen, das wir an der Erkenntnis der Lebensgesetze nehmen, desto begieriger werden wir das Gespinnst des Daseins um uns her in seinen scheinbar verworrenen und doch von gewaltigen Kräften sicher geleiteten Fäden verfolgen — desto klarer wird das Glück, wenn das Gebiet der Wahrheit, das wir uns errungen haben, um uns her sich weitet und seine Grenzen aus dem Persönlichen ins Allgemeine dehnt.

Denn der Mensch, der mit ehrlichem Wollen und währenddem Streben einzudringen trachtet in das geheimnisvolle Land des Glückes, wird auf seiner Wanderung von Station zu Station begreifen gelernt haben, daß jedes Lebensalter sein besonderes Glück besitzt, und daß es gar keine so leichte Kunst ist, sich in seinen Forderungen zu bescheiden, und nicht von einem zu verlangen, was nur dem andern zukommt. Doch scheint es in der Gegenwart fast, als ob die Jahreszeiten sich verwischten — die Schaufenster zeigen Rosen, Veilchen und Nelken durch alle Monate hindurch. In dem rastlosen Bewegen, das um den Erdball kreist, werden auch die Altersunterschiede verwischt. Wir verlangen vom Kinde Vernunft, Kunstverständnis, Weisheit, Übersicht — vom

Greise tätige Behendigkeit und Energie! In einem Alter, wo unsere Großmütter beschaulich in der Sofaecke mit dem Strickstrumpf saßen und von der Jugend bedient und verehrt wurden, muß die Frau heut mit grauen Haaren nur allzu oft noch die Ernährerin ihrer Kinder, ja zuweilen sogar ihrer Schwiegersöhne sein.

Doch wie manches Mal ist's nicht die harte Not des Lebens, die den alternden Menschen zwingt in verantwortungsvoller Stellung auszuharren. Ehrgeiz und Herrschsucht lassen ihn nicht zur Entfugung kommen, schieben sich wie eine Mauer zwischen die Liebe und Verehrung der Jüngeren, die doch seinen Winter zu durchwärmen bestimmt wäre.

Oft auch sehen wir Menschen, sobald sie aus dem täglichen Trott, dem Hasten und Jagen der Arbeit und des Berufes herausgerissen werden, hilflos zusammenbrechen, nur noch ein wenig mürrisch dahinvegetieren . . . Das ist allemal ein Zeichen, daß ihre Seelen verhungert und verdurstet sind im Kampf um den Erwerb — um Geld und Schätze. Wer es nicht vergessen hat, seiner Seele Nahrung zuzuführen, wer in innerer Freiheit, Güte und Wahrheit gelebt hat — dem bietet, auch wenn er viel zu früh für seine Wünsche seiner Wirksamkeit entsagen mußte, die Welt eine wundervolle Schale voll der herrlichsten Freuden. Nie konnte das Leben eines einzelnen sich so reich erfüllen mit den geistigen und sinnlichen Schätzen des ganzen Erdballs wie in der Gegenwart! Aber es sind erst wenige unter uns, die gelernt haben, den noch ungewohnten Reichtum zu meistern und sich dienstbar zu machen. Die meisten erinnern noch an das alte Ehepaar, das das große Los gewonnen hatte, und nichts weiter damit anzufangen wußte, als sich ein gelbseidenes Sofa in seine bescheidene altfränkische Wohnstube zu stellen. Aber drauffsetzen auf das „Gelbseidene“ durfte sich beileibe niemand.

Unser Eigentum, sei es klein oder groß, bescheiden oder üppig uns vom Schicksal beschieden, in Weisheit zu genießen, ist auch eine Kunst, die geübt sein will.

Und kann es nicht ein schönes Glück sein, wenn das Dasein köstlich war in Mühe und Arbeit, der Ruhe entgegenzusehen? Warum entsetzen wir uns so sehr vor dem letzten Abschied, da das ganze Leben ein Abschiednehmen war — und dennoch immer neue unerwartete Freuden um uns her aufsprossen? Will das Glück uns weiter locken durch eine dunkle Pforte zu neuen, nicht zu ahnenden Tätigkeiten, will es uns zu unermesslichem Frieden des Vergehens laden — wollen wir ihm nicht

vertrauen, daß es uns in jedem Falle seinem göttlichen Urquell entgegenführt?

War unser Sein und Wandern ein Emporklimmen zur Höhe, dann vermögen wir, ehe die Nacht sich senkt, eine weite Umschau zu halten, auf die tausend bunten Farben der Welt zu unseren Füßen, da das Leben seine goldenen Fahnen schwenkt — und dennoch sehnen wir uns nicht hinunter ins Gewühl — denn zu unsern Häupten leuchten näher und reiner die ewigen Sterne.

Die kulturellen Werte des Theaters.

XXXI:

Georg Engel:

Im Jahre 1784, also vor hundertundvierundzwanzig Jahren, hat Friedrich Schiller sein bleibendes formschönes Bekenntnis über die Bühne als „moralische Anstalt“ geschrieben. In jenem Aufsatz hat Schiller die Bühne nicht nur als ethischen Erwecker gepriesen, sondern ihr geradezu die Rolle des heimlichen Gerichts zugewiesen, das in unergründlichen Erschütterungen die reine Seele durch Grausen an fremden Lastern und Verirrungen schützt und behütet, die gefallene Natur jedoch durch unbarmherziges öffentliches Verfolgen bis in ihre letzten geheimsten Schlupfwinkel zum kalten Entsetzen über sich selbst zwingt.

Und bis zum heutigen Tage sind die Quadern des Schillerschen Baues, durch alles, was seitdem über die Bühne geschrieben ist, nicht erschüttert worden, besonders aber nicht in unsern Tagen, wo die jüngeren Hyperästheten sich mit krampfhaften Verrenkungen bemühen, nicht allein der Bühne sogenannte neue Aufgaben zuzuweisen, sondern vor allen Dingen sich dem unsinnigen Bestreben hingeben, eine fabulöse „neue Kunst“ entdecken zu wollen.

Arme Schächer, als ob eine Kunst sich rufen ließe, und nun noch gar von theoretischen Brillengläsern oder von knöchernen Ästhetensfingerchen. Als ob sie nicht ewig und unaufhörlich da wäre, quillend aus tausend und abertausend verborgenen Rinnen und Aderchen, oder donnernd dahinbrausend in stolzen, schmetternden Strömen. Und wer kann auftreten und dozieren, Kunst müsse so aussehen und nicht anders, Kunst müsse ein grünes Gewand tragen und kein rotes? Es liegt eine lächerliche Schulmeisteranmaßung darin, dem Künstler eine Richtung vorschreiben zu wollen. Und was heißt Richtung? Etwa Mode? Haben wir es nicht wiederholt erlebt, wie schwitzende Dozenten mit ihren Federn lange Linien krazten, um der Kunst der Gegenwart ihre Richtung vorzuzeichnen, und wie dann plötzlich aus einer unbeachteten Ecke ein Strom hervordonnerte, welcher hohnlachend das zappelnde Ge-

schlecht und all sein Schreibwerk in entgegengesetzter Richtung mit sich fortnahm? Und was sollen wir denn unter Richtung verstehen? Eine Richtung, das heißt für den Unverbildeten doch der Geschmack, wächst gebieterisch und stets wechselnd aus den Bedürfnissen einer Zeit hervor. Ein kriegerisches Säkulum liebt meist nicht das Kasseln der Waffen in seiner Kunst, sondern seine höhere Sehnsucht geht nach Idyll, nach Märchen, kurz nach allem, was ihm den Frieden vorspiegeln kann. Ganz anders eine dumpfe, geknechtete, tatenlose Zeit. Diese dürstet nach Bewegung, sie will Kampf, Streit, Anspannen der Kräfte und endlichen Sieg sich vorgeführt wissen. Und solche zwingenden Erscheinungen wollen die Träger der secessionistischen Gehröcke herbeiwinken können?

Viel des Schadens haben sie bereits angerichtet. Denn diese jungen Skribenten mit den altväterlichen Krawatten und der soliden Selbsteinschätzung, die vor allem das Bestehende zu reformieren wünschen, indem sie jede Regel fortschieben und von dem Gegebenen stets nur das Entgegengesetzte verlangen, sie möchten heutzutage am liebsten auf der Bioline Trompete blasen und verlangen von der Bühne, daß auf ihr Romane verlesen werden. Wer aber die unerschütterlichen Gesetze der Dramatik festhält, die Einheit von Zeit und Ort Flug beachtet und vor allem der Bühne gibt, was ihr nach ihrem innersten Wesen unbedingt zukommt, nämlich Bewegung, Kampf, Höhe und herabstürzenden Fluß, der wird, weil er als Meister auch das Küstzeug seines Handwerks, auf dem alle höhere Kunst beruht, zu führen weiß, zuvörderst als ein trauriger Macher verschrieen. Wehe aber dem hundertjährigen Siebenschläfer, der etwa gar von unserer Bühne herab, wenn auch noch so verschämt, gewisse ethische Forderungen erheben würde, rückwärts auf einem Kamel reitend, müßte er als Moraltrumpeter zur Strafe durch die deutschen Lande ziehen, verhöhnt von jedem ehrlichen Krawattenträger als ein Scheintoter, der am hellerlichten Tage herumzuspuken sich unterfängt.

Und doch sind es gerade die starken, unverhüllten, mit deutlicher Absicht hervorgekehrten ethischen Forderungen, wie sie Schiller bis zur vollendeten Kunst veredelte, aus welchen die Jugend ihre idealen Mahnungen empfängt.

In jenem Sinne habe auch ich, und gewiß auch alle meine Freunde, die nachhaltigste Erziehung für das spätere Leben von der Bühne empfangen. Gegen diese starken Wirkungen, wie sie etwa eine Aufführung des Wallensteins durch die Weininger am Breslauer Stadttheater

Die kulturellen Werte des Theaters

brachte, sanken die Schule, ja sogar die elterlichen Anregungen ins Wesenlose herab. Da saßen wir mit glühenden Gesichtern auf der Galerie und empfanden, während sich unten die große Heldentragödie des Friedländers abrollte, dumpf und verschwommen, aber doch ganz richtig den tiefsten Wesenskern des Dramas, der in dem einen Satze gipfelt: „Seht, der tote, wesenlose Buchstabe des Rechts stürzt und tötet selbst den heldischen Mann, der sich gegen ihn auflehnt, denn die menschliche Gemeinschaft ist auf das Recht gestellt.“

Eine Kunstübung aber, die derart fortreißend oder hemmend auf das Gemüt wirkt, enthält ganz sicherlich kulturell-erzieherische Werte, beinahe im gleichen Maße, wie die Religion, die ja ihre stärksten Wirkungen erst dann erzielt, sobald sie sich ebenfalls stark an Phantasie und Gemüt zugleich wendet. So erzählte mir einmal ein katholischer Missionar, der sich lange Zeit in unseren afrikanischen Schutzgebieten betätigt hatte, daß die Glaubenssätze, die Gebote und Dogmen an seinen schwarzen Reichskindern spurlos vorübergezogen seien, unverständlich verweht gleich dem Hauch des Mundes; wie er aber fast all' die naiven Seelen beinahe auf Anhieb mit der plastisch-dramatischen Schilderung des Heilands gewonnen habe, der dank seiner begnadeten Persönlichkeit imstande gewesen sei, den Teufel aus Besessenen auszutreiben, oder selbst Tote zu erwecken. Das ethisch Wahre im Wunde mit dem stark dramatischen Einschlag hatte also auch hier gesiegt und sich neuen Kulturboden geebnet.

Deshalb glaube ich auch, daß unsere Regierung kleinlich und wenig weitsichtig handelt, wenn sie religiöse Vorführungen auf dem modernen Theater verbietet. Schon das Beispiel der Oberammergauer sollte sie belehren, daß selbst rationalistische Gemüter sich dem zwingenden Banne der Verlebendigung von sonst unklaren Vorstellungen nicht entziehen können. Ich selbst habe leider die Passionsspiele nicht besucht, aber ich werde niemals die Erzählung eines sonst kühlen Juristen vergessen, der mit frappierender Anschaulichkeit den ganzen Leidensweg Christi beschrieb, nicht als ob er einem Spektakulum beigewohnt, sondern als wenn sich gestern oder vorgestern vor seinen Augen eine Menschheit erschütternde Tragödie abgespielt hätte, deren einzelne Episoden ihn bis ins Innerste durchrüttelt und — schließlich fast gegen seinen Willen — zum Glauben gezwungen hatten.

Und das bei einem Manne, dessen religiöse Bedürfnisse nicht ausgeprägte waren.

Welch ein erhabenes Stoffgebiet ist durch diese bureaukratische Ordre den deutschen Dichtern verschlossen. Denn das religiöse Thema ist im wahren Sinne modern, es berührt uns viel eindringlicher und tiefer, als all' diese erkünsteltesten Renaissance-dramen mit ihrem angeblichen Übermenschentum und ihren sogenannten „robusten Gewissen“, denn neben der sozialen Frage erhebt sich seit den Tagen des großen Friedrich und Kants immer größer und mahnender das religiöse Problem, und es ist eine beschämende Feigheit, wenn sich die Dichtung hier zaghaft vorüberschleichen möchte. Daher ist es auch keinem Zufall zuzuschreiben, daß das mit am stärksten bezwingende Drama des letzten Jahrzehnts an den religiösen Wunderglauben gerührt hat, nämlich Björnsons „Über unsere Kraft“.

Ja die Bühne kann in ihrer edelsten Beschaffenheit sicherlich ethische Werte ausstrahlen, aber dazu muß sie rein sein und hoch stehen, wie die Sonne, die unausgesetzt beleuchtet und erwärmt. Aber derartige Bühnen — und das ist der Kern meiner Ausführungen — besitzen wir im Moment nicht, oder doch nur im unzulänglichen Maße. Eine Bühne nämlich, die Einfluß auf das Leben ihrer Nation ausüben will, muß vor allen Dingen eine nationale Bühne sein. Darunter ist natürlich nicht ein Institut zu verstehen, das sich ängstlich vor jeder fremdländischen Produktion abschließt, aber doch ein solches, welches fremde Werke nur dann seinem Publikum vorführt, wenn diese innerlich dem deutschen Wesen verwandt sind. Alles andere bleibt doch nur ethnographische Kuriosität, von der das deutsche Volk keinen Gewinn davontragen wird. Eine wahrhaft nationale Bühne aber hat einen hohen Beruf. Sie wird die Werke der toten Meister ehren, die wir Deutschen besitzen, sie wird sie wie eine Feiertagsgabe betrachten, die man nicht unausgesetzt auf den Tisch stellt, damit sie das Festliche nicht verliere. Vor allen Dingen aber wird sie aus dem deutschen Volke lebende Dichter zu erziehen suchen. Denn man mag sagen, was man will, nur archaischer Dünkel wird es leugnen, daß die Werke Shakespeares, Goethes, Schillers, selbst Kleists die Perspektive auf unsere Zeit nicht mehr vollkommen besitzen, — sie haben unvergängliche Weltwerte, aber für das flüchtige Auge des Beschauers sind diese zu sehr verhüllt, — und unser Volk, das durch die Bühne nicht nur unterhalten, sondern auch belehrt und erzogen werden will, verlangt mit Recht die Perspektive auf den Tag, auf unsern Tag. Hier hätten die Bühnen einzusetzen. Die dichterischen Probleme und Gestalten, soweit sie uns Deutsche angehen,

Die kulturellen Werte des Theaters

sind tausendfältig vorhanden. Ich nenne noch einmal den sozialen Kampf und das religiöse Problem. Und es hat auch bereits eine bessere Zeit gegeben, die ihre Erfolge auf diesem Gebiet suchte und fand. Hauptmann schuf die Weber und Hannele; — Ibsen, der einer der unseren geworden ist, ließ uns in seine soziale Welt blicken, und viele andere Talente keimten und grüntten. Aber ganz plötzlich, einer theoretischen Modetorheit folgend, kümmert man sich um den dichterischen Nachwuchs nicht mehr, man pflanzt nur noch fremde Bäume, die dem heimischen Unterholz Licht und Luft nehmen. Das größte und renommierteste Theater Berlins, das für alle andern, auch die Provinzbühnen, den Ton angibt, spielt seit Monaten Shakespeare. In Musteraufführungen. Gewiß. Bleibt aber doch eine Sünde wider seine nationale Aufgabe. Es belebt Tote und mordet Säuglinge. Entschließt man sich jedoch ausnahmsweise zur Aufführung lebender Autoren, so sind es meistens gleichfalls Fremdlinge: Wilde, Shaw, Gorki, Tschekow, Maeterlinck etc., die uns von unserem eigenen Sein nichts zu sagen noch zu bieten wissen, und die, was noch schlimmer ist, theaterfremde Spezialitäten wie Shaw, oder gar kranke Naturen wie Wilde, darstellen. Ganz deutlich spricht sich aber dabei ein Zurückfallen in eine dem deutschen Charakter anhaftende, beschämende Eigentümlichkeit aus. Die Hochachtung und die Verbeugungen vor dem Fremden und die bettelhafte Verleugnung des Eigenen. Das haben wir Deutschen wahrlich nicht nötig. Wir sind eine Nation geworden und sollen nicht nur politischen, sondern auch Kulturstolz beweisen. Als eine direkte Gefahr aber betrachte ich es, daß durch diese lächerliche Bewertung des Fremden unsere eigene Produktion bereits beeinflusst zu werden beginnt. Schon fängt man an nachzuahmen. Und weil Wilde und Maeterlinck zufällig gewisse Krankheits Symptome zeigen, so züchtet man in unseren heimischen Bühnenwerken gleichfalls allerlei Ungesundes und Sprunghaftes groß. Was im Moment nicht defakent oder angekränkelt scheint, das gilt auch sicherlich nicht für originell. Und der Direktor glaubt nun einmal ohne diese marktstreiferische Originalität nicht auskommen zu können. Das aber, was das deutsche Volk erhält und groß gemacht hat, das ist trotz allen ästhetischen Spintifizierens seine rotbäckige Gesundheit, und in sicherem Gefühl dafür hat das Publikum in jüngster Zeit mehrere solcher lamentierender Kunstjünger, die ihm unter allerlei Greueln und Perverstäten etwas vorweinen wollten, kräftig von der Bühne gescheucht. Sicherlich, es ist ein Abweg und eine Gefahr, die derbe Gesundheit auf


der Schaubühne als etwas Unkünstlerisches verschreien zu wollen, und sollte es sich bestätigen, daß ein Theatermann vor nicht allzu langer Zeit das Stück eines Anfängers mit den Worten abwies: „Höchst talentvoll, aber für uns zu gradlinig, zu gesund,“ so verdient er nicht den Namen eines Deutschen.

Soll der kranke Körper wieder gesunden, so bedarf er des Arztes. Den Arzt kann aber bei unseren Verhältnissen nur eine hochgestimmte, weitsichtige und milde Kritik abgeben. Auch milde. Denn es ist wichtiger, daß der zarte Keim einer Dichtung, der lebensfähig ist, aufbewahrt und gepflegt, als daß wegen einigcs Unkrauts die ganze Pflanzung abgeesenf werde.

Hierüber hat Heinrich Laube, der Altmeister in allen Theaterdingen, Worte geschrieben, die da klingen, als spreche sie der Alte eben aus dem Grabe zu einer besserungsbedürftigen Generation.

„Lessing,“ so sagt er, „war national im einfachsten Sinne des Wortes, ohne doch Kenntnis und Benutzung des Fremden auszuschließen. Und so wie er das Fremde benutzt sehen wollte, so wurde es unser, so wurde es national. Er war billig gegen die Produktion, weil er jede Produktion, wie gering auch ihr literarischer Wert sein mochte, zu schätzen wußte. Er kannte eben genau, was es heißt: etwas schaffen, wenn dies Etwas auch ein geringes sei. Dabei vergab er den höheren und höchsten Maßstäben nichts und war darin scharf, fein und weitsehend. So war seine Kritik eine anregende und niemals zerstörende, wenn sie auch das Fehlerhafte in der neuen Produktion zerstörte. Er respektierte in Sachen des Theaters das Publikum als den notwendigen Leib, in welchem die Seele des Theaters atmen und leben, von welchem ebenso die Seele ihre ersichtliche Existenz erhalten müsse etc.“

Es ist wahr, Lessing, der Kritiker, ist jung geblieben. Lessing ist der Arzt. Zu seinen Forderungen müssen wir zurückkehren. Eine deutsche Bühne, eine gesunde nationale Kunst, sie allein können jenen Jungbrunnen graben, in welchem die Volksseele, wenn sie alt geworden, immer und immer wieder ihre Jahre abstreift.



Die kulturellen Werte des Theaters

XXXII:

Eugen Salinger:

Sie fragen mich, welchen Einfluß das Theater auf meine ethische und ästhetische Bildung ausgeübt habe, und ich antworte Ihnen kurz und bündig: Einen unermesslichen! Um Ihnen aber den ganzen Umfang dieses Einflusses darzustellen, würde ich den mir für die Beantwortung Ihrer Anfrage zugewiesenen Raum sicherlich allzuweit überschreiten; ich mache es daher Ihnen und mir bequem, indem ich auf die schönen und unvergänglich wahren Worte verweise, die schon vor mehr als hundert Jahren ein anderer über diesen Gegenstand gesprochen hat, nämlich Schiller in seiner Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“. Was könnte ich den Worten Schillers noch hinzufügen? Hier wird ja in klarster und erschöpfendster Weise gezeigt, welchen immensen Einfluß die Bühne auf die ethische und ästhetische Bildung wohl eines jeden übt. Dem zufolge ergibt sich aber die Bejahung Ihrer zweiten Anfrage, ob ich glaube, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich berge, als etwas ganz Selbstverständliches. Freilich mit der Einschränkung nur, daß es sich um eine ideale Bühne handelt, wie sie sich Schiller gedacht hat, um eine Bühne, die, um mit seinen Worten zu reden, „dem nach Tätigkeit dürstenden Geiste einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.“ Hier aber ist auch der Punkt, wo ich gegenüber Ihrer dritten Frage, ob unser modernes Theater diese Aufgaben erfülle, etwas stutzig und kleinlaut werde. Offen gestanden: Zu einer rückhaltlosen Bejahung kann ich mich unmöglich entschließen, denn davon hält mich ein Blick auf den Stand der dramatischen Produktion von heute ab, die neben manchem Guten und Anerkennenswerten doch so unsäglich viel Mittelmäßiges oder, was noch schlimmer ist, auch solche Erzeugnisse zutage fördert, die meines Erachtens ganz verwerflich sind. Wie sehr sich aber die modernen Theater die Pflege gerade dieser Gattung von Literatur zum Nachteil der wahren Kunst angelegen sein lassen und welche Geschmacksverwirrung und Verwilderung dadurch hervorgerufen wird, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Zur Untersuchung der Sache wäre übrigens ein näheres Eingehen auf die Literatur der Gegen-

wart, ein genaues Abwägen und Prüfen nötig, welches wiederum den Rahmen sprengen würde, innerhalb dessen sich doch wohl die von Ihnen verlangten Antworten zu bewegen haben. Genug, ich berühre diese Schattenseite unserer modernen literarischen Zustände auch nur, um die Verlegenheit zu erklären, in welche mich Ihr auf eine bündige Beantwortung Ihrer dritten Frage abzielender Wunsch unter den obwaltenden Verhältnissen notwendigerweise versetzen muß.

Eugen Salinger

XXXIII:

Korfiz Holm:

Ich kann dem Theater irgend einen Einfluß auf meine ethische Bildung nicht zuschreiben. Ästhetisch mag es mich in sehr jungen Jahren wohl beeinflusst haben, kaum aber nach der guten Seite hin.

Gewiß mag auch das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich bergen, wie jede Kunst. Daß diese aber im breiten, täglichen Theaterbetrieb zutage träten, bestreite ich. Sie finden sich nur in der großen Kunst; und wie selten begegnet einem die auf der Bühne!

Was ich von unserm modernen Theater denke, ist damit eigentlich schon gesagt. Ich gehe noch weiter: mir wäre es an sich genug, wenn unser Theater eine Stätte wirklichen Amüsemments bildete — für einigermaßen anspruchsvolle, kultivierte Leute. Nicht einmal das ist der Fall. Es gibt keine Kunst, die in der neuen Zeit weniger gelernt hätte als die Theaterkunst. In jeder andern zeigen sich heute wenigstens Ansätze zur Bildung eines Zeitstils, in ihr nicht. Daran ändert für mich auch alles das nichts, was in den letzten Jahren von genügsamen Leuten zu „Großtaten“ auf diesem Gebiete aufgebauscht worden ist. Nicht „echte“ Bäume, sondern echte Schauspieler möchte ich auf der Bühne sehen und echte Schauspielkunst. Daß das nicht so von heute auf morgen aus dem Nichts empornwachsen kann, weiß ich. Aber ich sehe nirgends einen Keim dazu, nirgends auch nur den Willen, solch einen Keim zu setzen. Deshalb erhoffe ich mir nicht viel von der Zukunft des modernen Theaters.

Korfiz Holm

Die kulturellen Werte des Theaters

XXXIV:

Felix Draeseke:

ad I. Da ich von Kindesalter an häufig das recht gute Koburger Hoftheater besuchen durfte, sind mir von da ab theatralische Genüsse wertvoller erschienen als alle andern, selbst die durch Konzerte vermittelten. Jedenfalls haben diese Theateraufführungen sehr auf meine Phantasie eingewirkt, bei mir, als ich noch in erster Jugend stand, schon Pläne zu einer Oper wachgerufen, und mich später wesentlich in dem Entschluß bestärkt, die Musik als Lebensberuf zu erwählen.

ad II. Ich bin fest überzeugt, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt und diese auch wahrnehmbar machen kann, wenn es als Interpret wertvoller Geisteserschöpfungen seiner erzieherischen Pflichten sich bewußt wird. Die in bezug auf Gesinnungsadel wohl unbezweifelt anerkannten Werke unserer Klassiker, und zwar von Lessing bis zu Hebbel und Ludwig, sowie die Wagnerschen großen Bühnenwerke, die wir stets in gehobener Stimmung verlassen, werden meiner Ansicht nach nicht anders als erhebend auf das Gefühl und läuternd auf Verstand und Geistesbildung einwirken. Allerdings hat sich neuerdings das Theater aber in den Dienst von Autoren gestellt, an deren Gesinnungsadel durchweg zu glauben mir schwer fällt und von denen einige mir geradezu berufen scheinen, schädigend, insbesondere auf die Jugend, zu wirken. Mit diesem letzten Satz habe ich beinahe schon auf die dritte Frage (ad III) geantwortet und möchte nur hinzufügen, daß, so begründet die Wertschätzung des echten und gesunden Realismus mir stets erschienen ist, ich mich für den einseitigen Kultus des Naturalismus oder sogenannten Verismus nicht zu begeistern und von ihm keine guten Wirkungen zu erwarten vermag.

Felix Draeseke

XXXV:

Jon Lehmann:

Das Theater hat auf meine ethische und ästhetische Bildung den denkbar größten Einfluß ausgeübt. Ich wurde schon in das Theater

mitgenommen, ehe ich eine Schule besuchte. Noch mehr aber wirkte die Lektüre von Dramen auf mich ein. Mein Vater war erfüllt von glühender, ehrfurchtsvoller Begeisterung für Shakespeare, und neugierig, diese Wunderwerke kennen zu lernen, las ich heimlich Shakespearesche Dramen in einem Alter, in dem andere Jungen noch Indianergeschichten zu lesen pflegten. Bald schwärmte ich für jene Helden. Zuerst war es Brutus in Julius Cäsar, dann Percy Heißsporn und besonders Robert Faulconbridge aus König Johann, für den ich mich begeisterte. Später ging diese Liebe auf Nathan den Weisen über, und es gab junge Jahre meines Lebens, in denen ich mich bei jedem Entschluß fragte: Wie würde Nathan der Weise in diesem Falle gehandelt haben? So lächerlich das heute klingen mag, so war es doch ohne Zweifel für meine persönliche Entwicklung von wichtiger Bedeutung. Bei jedem neuen Stück, das ich kennen lernte, wählte ich mir die besten Charaktere aus und suchte mich nach ihnen zu bilden, ja, ich spielte mich denkend und handelnd förmlich in die Rolle des zur Zeit gerade von mir verehrten Helden ein. Ich kann wohl sagen, daß die Bühnenliteratur für mich zur ethischen und ästhetischen Amme geworden ist. Ich will übrigens nicht verschweigen, daß ich bis zum Ende meiner Universitätszeit nur für das Drama höchsten Stiles interessierte, und daß ich der gesamten heiteren Literatur eine tiefe Verachtung entgegenbrachte, weil sie nach meiner damaligen Ansicht das Leben nicht mit dem nötigen Ernst erfaßte. Ich erinnere mich nicht, während meiner Gymnasial- und Universitätszeit, obgleich ich sehr viel ins Theater ging, jemals einen Schwanke gesehen zu haben. Während ich Einjähriger war, besuchte ich einmal mit Kameraden eine Posse am Münchener Gärtner-Platz-Theater, ging aber nach dem zweiten Akte weg, weil diese Sünde gegen Logik und Wahrheit mich anwiderte. Naiv wie ich war, verlangte ich von dem Theater Begeisterung für ethische und ästhetische Ideale. Oft erregten mich Theater Vorstellungen derart, daß ich in der darauffolgenden Nacht kein Auge schloß. Sie sehen, ich war ein durchaus unmoderner Mensch, der Spiel für Ernst nahm. Und so gelange ich dazu, über Ihre zweite Frage zu plaudern. Gewiß zweifle ich nicht daran, daß die Bühne auf unzählige Menschen ähnlich eingewirkt hat, wie auf mich selbst. Es kann mir nach dem bisher Ausgesprochenen kein Zweifel sein, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt. Der Kaiser erkennt in ihm eine seiner Waffen. Jedoch wer vermag dies Schwert zu handhaben, wer, in kulturellem Sinne, heute damit zu siegen? Unser Zeitalter der

Die kulturellen Werte des Theaters

technischen Errungenschaften erzieht die Menschen zur Erforschung der Ursachen und damit zur Kritik. Unsere Jugend wird schon zum naturwissenschaftlichen Denken angeregt. Das moderne Kind, das gewohnt ist, durchs Telephon auf weite Entfernungen hin zu sprechen oder wie selbstverständlich den elektrischen Wagen, der von keiner sichtbaren Kraft gezogen wird, zu benutzen, und sich spielend diese scheinbaren Wunder zu erklären vermag, ist nicht leicht zu täuschen. Ich war einmal mit einem jungen Verwandten in einem Märchenspiele, in dem ein Zauberer von seiner Macht und seinem Reichtum dem Publikum erzählte. Da flüsterte der kleine Berliner mir zu: „Sagt er!“ Wir sind zu klug und zu kritisch geworden, wir haben zu sehr die Naivität verloren, als daß wir uns naiv den Eindrücken der Bühne hingeben können. Man bringe heute einen durch und durch edlen und braven und guten Menschen auf die weltbedeutenden Bretter, und niemand wird ihn ernst nehmen, denn jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß es ganz reine, ganz gute und ganz edle Menschen im Leben nicht gibt. Im Gegenteil, man bringt Leuten, die sich so geben, besonderes Mißtrauen entgegen, weil man annimmt, daß sie ihre Fehler verdecken, und daß diese daher um so gefährlicher werden können. Idealisten, wie das Jahr 1848 sie bei uns herdenweise erzeugte, werden, wenn sie heute erscheinen, nur zu gern von uns als Narren angesehen. Den planlosen, sicherlich befangenen, aber dennoch überaus bewunderungswürdigen Helden der jetzigen russischen Revolution bringt man bei uns Deutschen wenig Verständnis entgegen. Mit ihren Fehlern und Vorzügen auf die Bühne gebracht, würde man sie mit der Bezeichnung „Schwärmer und Toren“ oder „Schnorrer und Verschwörer“ abtun. Unsere Vorfahren aber liebten es, Charaktere ohne Fehl und Makel zu bewundern. Sie liebten es auch, auf der Bühne in Tränen zu zerschmelzen. Eine alte Tante hat mir einmal erzählt, daß es bei manchen Stücken in ihrer Jugend geradezu zum guten Ton gehörte, zu weinen. Jemanden, dessen Tränen man nicht fließen sah, den würde man für hart, herzlos und schlecht gehalten und verachtet haben. Heute schämt sich jeder, im Theater Tränen zu vergießen, und wenn sie ihm emporsteigen, wird er unwillig; ja man lacht sogar höhnisch, um nicht weinen zu müssen. Unsere Zeit ist hart, skeptisch und materiell. Aus dem Apollo, den wir schaffen wollen, bildet sich fast gegen unsern Willen ein Satyr. Es fehlt uns die Möglichkeit der Illusion, das Theater aber basiert auf der Illusion. Bei Schwänken verzichtet man von vornherein darauf, den Maßstab der Wahrheit anzu-

legen, alle übrigen Stücke werden heute verdammt, wenn sich an irgend einer Stelle Bühne und Wahrheit nicht decken. Aber es gibt kein Werk der gesamten Weltliteratur, bei dem dies der Fall wäre, von einigen wenigen, streng naturalistischen Dramen abgesehen. Dem Bühnenschriftsteller bleibt mithin, wenn er eines äußeren Erfolges sich erfreuen will, nur die Möglichkeit, einen Schwank oder ein naturalistisches Drama zu schreiben. Den Schwank rechne ich nicht zur Literatur, und ich bin auch so leserisch, das naturalistische Drama nicht zur Dichtung zu rechnen, weil es phantasie- und kunstlos den Alltag photographiert. Vielleicht liegt die unglaubliche derzeitige Verödung unserer Bühnen an dem ganz unmöglichen Verlangen, das die Zeit aus ihrer Denkungsart heraus an sie stellt. Bekannte Bühnenschriftsteller haben für diese an sich törichte Forderung die Kritik verantwortlich gemacht. Das erscheint mir ungefähr so, als wenn man einen Schutzmann dafür verantwortlich machen möchte, daß er den Befehl seines Vorgesetzten ausführte. Jede, im normalen Sinne gut geleitete Zeitung ist nichts anderes als ein Spiegelbild der Zeit. Ich glaube, ich bin der einzige Bühnenschriftsteller, der zugleich Herausgeber einer großen Tageszeitung ist, und ich habe so Gelegenheit, von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten aus die Theaterkritik zu betrachten. Der heutige Kritiker kann oft nicht anders als verdammen, wenn er sich mit seinen Lesern in Übereinstimmung fühlen will, verdammen an Stellen, an denen jeder Autor das Urteil als höchst ungerecht empfinden wird. Zwischen unserer materiellen, naturwissenschaftlichen Zeit und den Gebilden der heutigen dramatischen Dichtung gähnt eine tiefe Kluft. Beide konnten bisher zu einem gegenseitigen Verstehen nicht gelangen, vielleicht schließen sie sich sogar ihrer Wesensart nach aus. Man kann nur Einfluß üben, wo man eindringen kann. So erscheint es mir geradezu unmöglich, daß das moderne Theater in positivem Sinne kulturell erzieherisch wirke. Uns ist der naive Glaube verloren gegangen. Wenn früher das gute Beispiel Macheiferung erweckte, so erregt es heute Spott, weil man es der Bühne nicht glaubt. „Der Weise renommiert!“ heißt es in einem französischen Schwank. Ebensovienig wie heute geistesgebildete Menschen einen neuen Religionsstifter ernst nehmen würden, der aus bestem Willen heraus neue Früchte zur Befriedigung unseres Religionshungers an Stelle der abgestorbenen darreichen wollte, ebensovienig werden sie sich von dem Helden auf der Bühne hinreißen lassen. Und dies ist schade um uns; denn es gibt nichts Herrlicheres zu schauen, als

Die kulturellen Werte des Theaters

ein edles, reines, hochwollendes Menschentum, künstlerisch dargestellt. Aber man würde es kreuzigen.

Dennoch erwächst der Bühne auch heute eine gewaltige Kulturaufgabe; dann, wenn sie Arm in Arm mit der Zeit zu schreiten vermag, wenn sie ihre Steppis teilt, wenn sie, statt schönen Schaum an die Oberfläche zu treiben, den Dingen auf den Grund geht und ihre Schäden aufdeckt. Unsere Zeit leidet an dem Ballast, den die Jahrhunderte auf sie getürrt. Es gibt noch viele Zöpfe, die nicht abgeschnitten sind, ja, die man nicht einmal als Zöpfe erkennt, weil die Gewohnheit unseren Blick abgestumpft hat. Der Dramatiker, der der Zeit den Spiegel ihrer Torheit vorhält, der das Schlechte und Hässliche der Lächerlichkeit preisgibt und die Welt von Übeln befreit, indem er sie erkennen lehrt, der allein kann heute heilen und bessern; für ihn erwächst nicht allein eine soziale, sondern auch eine ethische und ästhetische Aufgabe. Die Dramenform, die in unserer Zeit allein einen kulturell erzieherischen Wert haben kann, ist die Satire. Nur sie besitzt die Kraft des Eindringens, weil sie allein die Sprache spricht, die der Gegenwart geläufig ist. Man wende nicht ein, daß die Satire nur verneint und nichts Positives errichtet. Vielleicht war kein Zeitalter noch so bereit, Schäden zu verbessern, die es erkannte. Reinigt den Boden von Steinen, führt ihm Nahrung zu und die Blumen werden in späteren Tagen von selber sprießen.

XXXVI:

Josef Lehmann

Viktor Blüthgen:

Ich habe vorübergehend intimere Beziehungen zum Theater gehabt: in den siebziger Jahren als Rezensent für die Elberfelder und Krefelder Zeitung, je ein halbes Jahr; dann durch die neunziger Jahre als Librettist zweier Opern, die man in Breslau von den Premieren her kennt und die seither noch jeden Winter in der Provinz gegeben worden sind. Im übrigen habe ich nur spärlich vom Theater genascht. Die Wahrheit zu sagen, habe ich die Oper immer dem Schauspiel vorgezogen; so stark wie mich Musik beeindruckt, habe ich der Oper, der Wagnerschen an der Spitze, die intensiveren und wohlthuenderen Reize zu verdanken — das heißt der vornehmen Oper; Operetten sind mir fast durchweg greulich. Je befriedigender das Libretto auf mein ästhetisches Empfinden wirkt, je höher der Genuß der Oper für mich; der dramatische Bestandteil der Oper

ist immer für mich das Entscheidende in bezug auf meine innere Stellung zu ihr gewesen. Die Musik ist ein so glücklicher Beistand für die dramatische Wirkung, sie kann die matten Stellen beleben, die allzu drastischen mildern, ihre Schmerzhaftigkeit versüßen, die Charakteristik eindringlicher machen, verstärken. Sie verhindert, daß Fehler im Kleinen die große Wirkung stören.

Und letzterer Umstand, in welchem Punkte ich sehr empfindlich bin, ist der Grund, weshalb ich immer mit einem ausgesprochenen Unbehagen ins Schauspiel gehe, da ich nicht zu kritisieren, sondern zu genießen wünsche; selbst als Kritiker wünschte ich das und halte jeden Kritiker, der anders empfindet, für eine Mißgeburt, die ich bedaure. Aber ich muß mich ohne das auch bedauern. Die ungetrübten Vollgemüse, die mir vom Schauspiel her geworden, kann ich, glaube ich, an den Fingern abzählen. Da kommen so viele Momente in Betracht: das Drama selber, die einzelnen Rollen, das Ensemble, die Regie, die szenische Aufmachung insbesondere — wie viel Störendes ist da denkbar! Ich gehe meist mit einem häßlichen Nachgeschmack aus dem Theater, dessen ziemlich sichere Erwartung mich schon vorher um den rechten Genuß gebracht hat.

Ich habe mein Lebtag ein so starkes Wirklichkeitsempfinden gehabt, oder, phantastischen Voraussetzungen gegenüber, Wahrscheinlichkeits- und Möglichkeitsempfinden, daß ich damit einer dramatischen Aufführung gegenüber leider Gottes übel dran bin. Und ich empfinde darin um so intoleranter, je anspruchsvoller mir eine Bühne entgegentritt. Naturgemäß ist das, je älter ich geworden bin, um so schlimmer geworden.

Sicherlich hat mir das Theater namentlich in jüngeren Jahren starke dichterische Eindrücke vermittelt, um so wirksamer, je seltener ich sie mir zuführen durfte, und um so erhebender, je sympathischer für mich sich das Repertoire in meiner Jugend von dem heutigen unterschied. Damals waren die Klassiker Mode, und die Mängel der Aufführungen fielen darum weniger für mich ins Gewicht, weil mein Theaterbesuch meist mit dem Auftreten erstklassiger Gäste zusammenhing, deren Leistungen gegenüber das übrige mehr Folie war. Damit kam wenigstens der bedeutsamste Spielreiz eines ernsthaften Stückes zu ausgezeichneter Wirkung.

Daß mein ästhetisches Empfinden da beeindruckt und gefördert wurde, Ideale, Maßstäbe entnahm, ist bei jemand, der einen künftigen Poeten in sich trug, selbstverständlich. Die Vorherrschaft der Klassiker auf der Bühne, die bis dahin dauerte, wo ich ein fertiger Mensch war, hat mein ästhetisches Glaubensbekenntnis — im Einvernehmen mit meiner

Die kulturellen Werte des Theaters

ganzen Veranlagung — so weit festgelegt, daß ich der modernen Bewegung über den Schritt zu einem gesunden Naturalismus hinaus nicht zu folgen die Möglichkeit gesehen habe. Ich fand, daß ich ein gesunder, normaler Mensch bin und daß sich meine ästhetischen Ideale sträubten, sich zu dem pathologischen Maritätenkabinett der defabenten Moderne, von Ibsen bis zu Hofmannsthal und Wedekind, zu bekennen. Und wenn mir die Möglichkeit, mit der Strukturlosigkeit als moderner Errungenschaft starke dramatische Wirkungen zu verbinden, durch Gorkis wunderbares Nachtschlaf aufgegangen ist, frage ich mich doch, ob das nicht mehr eine Photographie als ein Kunstwerk ist, allerdings eine unheimlich geglückte. Daß das Theater in seiner Entwicklung dazu beigetragen hat, wenn mein ästhetisches Empfinden heute stärkeren Nachdruck auf Lebenswirklichkeit im realistischen, ja bedingt naturalistischen Sinne legt, als ihn die Klassiker vertragen, ist gewiß. In welchem Maße gerade das Theater entscheidend, das ist eine andere Frage. Nur der szenische Naturalismus entstammt originaliter dem Theater: den Meinungen. Der dichterische ging parallel auf allen Gebieten der Dichtkunst vorwärts, die Epik und vor allem breit und zielbewußt die Erzählung voran, und es ist leicht nachzuweisen, daß ihr die Malerei immer einen Schritt voraus war und Wegweiser geworden ist. Allerdings habe ich die Nachempfindung, daß die drastische Sprache der Bühne in der ganzen Frage das letzte Wort für mich gesprochen hat, klärend vor allem in dem Punkte: wie weit der Naturalismus mit künstlerischer Wirkung verträglich ist.

Diese hört auf, wo er für das Empfinden unerträglich wird. Und das ist bedeutsam für die Beantwortung der späteren von Ihnen gestellten Fragen.

Ob das Theater ethisch auf mich gewirkt hat?

Das auch. Nur ist vorweg zu betonen, daß das ethische Empfinden und Bekenntnis ebenso wie das ästhetische seine Grundbedingungen in der Persönlichkeit hat, in der natürlichen Veranlagung, und daß die maßgebenden Impulse für seine Entwicklung und Bestimmung unter allen Umständen ganz wo anders herkommen, als daß sie vom Theater entscheidend beeinflusst werden könnten. Das wird immer nur ganz sekundär wirken können, wo, wie es bei mir der Fall war, das ethische Moment im Menschen ein klares, festumrissenes Gesicht hat und das Theater nur ganz selten in Anspruch genommen wird. Eine Verstärkung des positiven wie negativen ethischen Empfindens ist ja bei der starken Sprache des Theaters die natürliche Folge.

Ihre zweite Frage: ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, hat eine prinzipielle und eine praktische Seite. Was die erstere betrifft, so beantworte ich sie mit einem glatten Ja. Nur reduziert sich der Effekt, die zweite angesehen, auf ein Minimum, ausgenommen unter bestimmten Bedingungen, auf die ich später zu sprechen komme.

Die Schaubühne als moralische Anstalt hat nicht erst Schiller erfunden. Schon Hans Sachs hat sie als solche behandelt, und Luther muntert in den Tischgesprächen dringend zum Theaterbesuch auf: man sehe da, was für eine gute Sache der Theatervorstellung ist, und das ermutige zum Heiraten. Daß das Theater das stärkste Verbreitungsmittel für Tendenzen aller Art ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Es macht die Tendenz lebendig, lebendiger als irgend ein Ausdrucksmittel; es ersetzt die persönliche Suggestion, indem es sie objektiv macht, übertragbar auf Vermittler. Mit dem Theater ist eine ganze Nation zu heben oder zu Lumpen zu machen.

Vorausgesetzt, daß sie hinein geht. Vorausgesetzt, daß sie sehr oft hineingeht.

Ästhetisch wie moralisch zu bilden oder zu Trotteln und Narren zu machen. Denn die weitaus meisten Menschen sind unglaublich unselbstständig, an Intelligenz und Charakter unausgebildet, und suggestibel.

Aber praktisch genommen hat die Sache ihren Haken. Wie sich das Theaterwesen bis heute entwickelt hat: die ganze Institution, ihre Beziehung zum Publikum, zur Literatur — ist es für den Zweck der kulturellen Volkserziehung ohne erheblichen Wert.

Die Theater bestehen nur an großen Verkehrszentren, kommen für den weitaus größten und gerade den in der Kultur rückständigsten Volksbestand überhaupt nicht in Betracht. Wo sie bestehen, sind sie geschäftliche Unternehmungen mit kostspieliger, dort, wo sie mit ersten Kräften arbeiten, sogar sehr kostspieliger Regie, die, soweit sie Hofbühnen sind, als Repräsentationsfrage mit Unterbilanz und Zuschüssen rechnen, im übrigen von der Wohlhabenheit ihrer Besucher leben und ihren Unternehmern möglichst viel Ertrag abwerfen sollen. Unter diesen Umständen werden sie in erster Linie nicht als Erzieher — wenn überhaupt — sondern als Diener des Publikums geführt und kommen mit ihrer Platzgebühr hauptsächlich für die Wohlhabenden in Betracht, deren augenblicklicher Geschmacksstandpunkt, mehr noch deren augenblickliche Genußwünsche das Repertoire diktieren. So sind die Theater Diener des Zeitgeschmacks, der die bevorzugte Bevöl-

Die kulturellen Werte des Theaters

kerungsschicht beherrscht, und seine Erzieher höchstens in dem Sinne, daß sie ihn am drastischsten zum Ausdruck und zum Bewußtsein bringen, bis zur Pointe durchbilden — das kann ja, wenn er faul ist, allenfalls zu seiner Revision und Korrektur beitragen und insofern kulturfördernd wirken; es bedeutet dann die Austreibung des Teufels durch Beelzebub, den obersten der Teufel. Ich bestreite, daß diese Art der Kulturförderung wünschenswert ist. Außerdem handelt es sich dabei immer nur um die Kultur der kleinen führenden Schicht, deren Kulturfragwürdigkeiten bei dieser Gelegenheit erst auf die Galerie übertragen werden.

Ist der ethische Gewinn bei den bestehenden Theaterverhältnissen eher ein negativer als ein positiver, ist auch der ästhetische, was die dramatische Produktion betrifft, ein höchst zweifelhafter, da hier die Modedichtung ästhetisch ausschlaggebend ist, so bleibt als Ertrag nur der Wertzuwachs eines ästhetischen Moments übrig: der Schauspielkunst nebst Regiekunst. Das hat aber für die Volkskultur herzlich wenig zu bedeuten, wie die Dinge jetzt liegen; würde dann nur Bedeutung für sie haben, wenn das Repertoire auf kulturelle Erziehung zugeschnitten wäre. So kommt nichts dabei heraus, als ein Personenkult, wie er bei hauptstädtischen Bühnen besonders so kläglich groß gezogen wird und so alberne Blüten treibt, zur Genugtuung für Mimen-Eitelkeit und Größenwahn, die den Dichter als eine Art Handlanger für ihre Erfolge behandeln.

Insoweit also spreche ich den bestehenden Theaterverhältnissen Kulturwert ab und zu. Das Gefühl, daß die Sachen so liegen, und der Wunsch, die „kulturell erzieherischen Werte und Kräfte, die das Theater in sich birgt, nutzbar zu machen“, bestehen unter Einsichten schon lange und breiten sich immer mehr aus, nicht bloß in der Reichshauptstadt, wo man glücklich bei der Premidrentigerei angelangt ist und zwischen der Posse und Frank Wedekind die Wahl hat, der selbst das französische Ehebruchs-drama zur kalten Schüssel gemacht hat. Man kann ja auch psychologische Karikaturen von weniger schädlichem Nachgeschmack aus der chemischen Küche der modernen Dekadenz genießen. Mit der Volkskultur hat das nichts zu tun. Das einzige, was für sie ab und zu abfällt, ist ein wirksames, kräftiges Tendenzstück. Nun sind ja aus richtiger Erkenntnis und gutem Willen heraus in Berlin ein paar Theater entstanden, die, was Preise und Repertoire anbetrifft, als Volkstheater gedacht sind. Aber sie sind aus geschäftlichen Gründen in die Notwendigkeit versetzt, zwischen der guten Absicht und den kulturwidrigen Ansprüchen ihres Publikums zu lavieren, nicht immer mit Erfolg.

Schließlich: was bedeutet der Tropfen gegenüber dem Gedanken, das Theater für die gesamte Volkskultur der Nation auszunutzen?

Man hat die Auskunft herangezogen, mindestens in den Städten überall subventionierte oder gar von der Stadt unterhaltene Theater zu fordern. Diese Idee scheitert unter allen Umständen wenn nicht an den städtischen Budgetmöglichkeiten, so an dem Mangel guter Berufsschauspieler.

Der erste wirklich fruchtbare Gedanke, der da in die Erscheinung getreten, ist der: die Schauspielkunst in das Volk zu tragen, Volksaufführungen zu veranlassen und ihnen weithin im Volk Boden zu erobern. Bisher hat man die Probe darauf nur mit ein paar Festspielen großen Stils gemacht: mit gutem Erfolg. Außerdem haben längst Liebhaberbühnen und gelegentliche Dilettantenaufführungen symptomatisch auf künftige Möglichkeiten hingewiesen, Aufführungen wie die der Oberammergauer, die nicht bloß Passion spielen, ihnen sogar die künstlerische Weihe gegeben. Neuerdings ist die mimisch-deklamatorische Betätigung mit ausgezeichnetem Erfolg und in sehr gesunder Weise für die Jugenderziehung zielbewußt bei der ländlichen Jugend angewandt und zur Diskussion gestellt worden, vom Lehrer und Bildhauer Magdorf in Cöthen bei Falkenberg i. d. M.; wie denn Lehrer und Geistliche die berufenen Leiter für die Landbevölkerung sind, wenn man daran denkt, das Theater als kulturelles Erziehungsmittel auf diese zu übertragen.

In der Vorbereitung und Pflege der Volksbühne in diesem Sinne sehe ich das einzige zum Ziel führende Mittel, und ein erstklassiges, um den Kulturwert des Theaters wirklich auszulösen. Auf diesem Wege wird ein persönliches Verhältnis zwischen Volk und Dichtung geschaffen, der Kulturwert der Dichtung unmittelbar und wirksam auf die Mitwirkenden übertragen und mit verbürgter Teilnahme auch von den Zuschauern aufgenommen.

Ich habe zwei Erinnerungen, die für mich jeden Zweifel in dieser Hinsicht ausschließen.

Ich war, glaube ich, ein zehnjähriger Junge, da fiel es einem phantasievollen, begeisterungsfähigen Kameraden — Kluge hieß er und ist nachher als Klempler in meiner Vaterstadt gestorben — ein, mit uns eine Theatergesellschaft zu gründen. Wir spielten Schiller; zuletzt auf einem Dachboden, und die Sache nahm ein Ende, als der dicke Geßler eines Tages bei unvorsichtigem Abgehen durch die Treppenluke auf den tieferen Treppenabfuß hinunter purzelte. Man muß die innere Erhebung, den Schwung, die ethische Betätigung und Befruchtung, die das Ergebnis

Die kulturellen Werte des Theaters

unserer Bemühungen waren, so deutlich und so lange nachfühlen, wie ich, um diese Jugendepisode beweiskräftig zu finden. Und unter dieser Wirkung stand jeder Mitspieler. Ich habe später dann als Hauslehrer mit Dörflern einen Lustspielabend einstudiert — eine Wohltätigkeitsvorstellung: was ich da mit vollkommenem Rohmaterial erzielt habe und wie diese Elemente noch wochenlang nachher aus ihrer Umgebung herausfielen, bevor sie sich in ihr Milieu zurückversetzten, das gehört zu meinen lehrreichsten Lebenserfahrungen. Echte und wahrhafte Selbstkultur wird eben nur tätig erworben, nicht passiv, diese ergibt nur Firnis und Dressur, keine Bildung.

Freilich, wenn man Volkskultur treiben will, muß man ein Stück Pädagoge sein. Mit Feinschmeckerkunst kann man kein Volk erziehen und heben. Für ästhetische und moralische Versteigenheiten ist hier kein Platz, die sind überhaupt nicht kulturfördernd, sondern die Befriedigung für die Ansprüche der Blasiertheit und Überreiztheit, die Genugtuung, die Legitimation für die Oberkultur, die doch nur eine Selbstspiegelung ist. Nur die dramatische Produktion, die auf dem allgemein Menschlichen beruht, zu der nicht nur eine kleine „Gemeinde“, sondern der Durchschnittsmensch in sich die Brücke findet, ist kulturfördernd im großen Stil. Im höchsten Sinne ist das der Klassizismus. Niemand hat ohne das ein Anrecht auf den Titel eines Klassikers. Man muß das Beste und Geeignteste in dieser Art ausfinden und das Volk selbsttätig erleben lassen.

Im übrigen mag die Bühnenkunst im bisherigen Sinne ihre eigenen Wege weitergehen, mag Höhentkunst treiben und vor allem technisch vorbildlich sich weiter entwickeln. Sie steht dann auf sicherem, klarem Programm, hat ihre abgerundete Berechtigung, wird den Vorwurf, daß sie so viel Gutes unter den Tisch fallen läßt, von sich ablehnen und dieses Gute an die breite Möglichkeitsschicht der Volksaufführungen verweisen können und pekuniär sich wahrscheinlich dadurch besser stehen, daß das Allgemeininteresse am Bühnenspiel auch ihr zugute kommt und ihr reichlich ein vorführungs- und lernbegieriges, vor allem verständnisvolles Publikum zuführt.

Richtig geleitet, werden diese Bestrebungen auch den übrigen Zweigen der Dichtkunst, ja der Kunst im weitesten Sinne zugute kommen. Und nicht weniger einer gesunden Ethik die wirksamsten Dienste leisten.

Die Arbeitsnotwendigkeiten im Volk sorgen genügend, daß Deutschland deshalb nicht ein großes Oberammergau zu werden braucht.

Vierteljahr

XXXVII:

Leo Greiner:

I.

Ich verdanke dem Theater, ästhetisch sowohl wie ethisch, so gut wie alles. Dies gilt freilich weniger von der lebendigen Bühne, als von der dramatischen Weltliteratur, die zum großen Teile noch ihres Theaters harrt. Die Beschäftigung mit dem Drama war und ist mir, neben dem Studium der Geschichte, die einzige Art receptiver Arbeit, die mich noch nie enttäuschte, indem sie alles Aufgenommene unmittelbar und immer in produktive Kraft, jede kleinste Mühe und Hingebung in eine lustvolle Steigerung meines Persönlichkeits- und Weltbewusstseins verwandelte. Erst das Drama führte mich ein in die entzweite Welt der ethischen Grundkräfte, indem es diese rein, herausgelöst aus dem verwirrenden Chaos der Wirklichkeit, vor mich hinstellte und so meinem Blick gewissermaßen die Gelenke unter dem Fleisch bloßzulegen begann, in denen Individuum und Gesellschaft sich bewegen, d. h. mir erst das Tor öffnete, von dem aus ich Weg vor mir hatte. Erst das Drama lehrte mich das Formproblem unserer Zeit anschauen und einer Erkenntnis nahe kommen, die zum ersten Male die Möglichkeit einer nicht auf griechischem Geiste fundierten und spezifisch modernen Klassik vor mir auftauchen ließ, einer Klassik, die ihre Ästhetik nicht auf dem Begriffe des vollendet Schönen, sondern des Gleichgewichtigen, des vollkommen Statischen aufbaut. Mit einem Worte: Drama (und Historie) waren die Ventile, die zuerst in mich einströmen ließen, was ich bis dahin nicht gekannt hatte: Weltlust.

II.

Der Wert, den das Theater für mich als einen von denjenigen besitzt, denen die Bühne irgendwie persönliche Lebenssache ist, hat mich zu keiner Überschätzung der Kräfte geführt, durch die sie in der Gesamtheit der Nation wertvoll werden kann. Ich glaube an eine kulturell erzieherische Macht des Theaters, die um so bedeutender sein wird, je weniger das Drama sie bewußt und unmittelbar auszuüben beabsichtigt. Die Tendenz, die Urfeindin des Stiles und aller künstlerischen Kultur, mit ihren zahllosen überdeutlichen und versteckteren Spielarten fördert die Erziehung der Massen keineswegs, sie verdirbt vielmehr alles, was die reine, von allen Nebenzwecken geläuterte Kunst zu erreichen vermag. Die Dramatiker mit dem heimlichen oder öffent-

Die kulturellen Werte des Theaters

lichen Seelsorgerpatent haben, meiner Ansicht nach, noch nie einen Menschen gebessert, dagegen das Gefühl der Menge für die gewaltigen Werte der großen, in sich selbst ruhenden Kunst immer aufs neue irreführt und mißleitet. Die Schaubühne ist keine moralische Anstalt, sondern eine Institution zur Ergözung, Erhebung und Erschütterung der Aufnahmewilligen, in denen sie von selbst ästhetische und moralische Wandlungen erzeugen wird, aber ohne daß sie es wissen, ganz allmählich und in den dunkleren Tiefen ihrer Seele, in denen jede wahre Kultur, dieser traumhafte Instinkt zum Richtigen, seinen Sitz hat. Andere Zeiten kümmerten sich nicht im geringsten um Erzeugung von Kultur, aber sie hatten sie. So wird auch das Drama, das auf Erziehung verzichtet, in dem die großen Gegenstände der Menschheit nicht ausgefochten, sondern dargestellt werden, der Nation willenlos das schenken, was ihr am meisten mangelt: Kultur der Muße. Jeder kleinste Handwerker trägt, solange er bei der Arbeit ist, sein Teil mit bei zu dem großen Werke einer modernen Kultur und steht auf seinem bescheidenen Platze im Kreise aller Schaffenden. Kaum aber legt er das Werkzeug aus der Hand, in den Zwischenstunden der Erholung und Unbeschäftigkeit, sinkt er plötzlich von dem hohen Niveau, auf das die Arbeit ihn gestellt, meilen-tief hinab in Schmutz und Sde: in der Art, wie er sich vergnügt, offenbart sich am krasssten der Mangel an Kulturtrieb, den zu wecken und zu nähren das Theater mehr als alle anderen Künste mächtig ist. Zwar glaube ich nicht, daß die Schaubühne jemals wieder einen festlichen Charakter gewinnen wird, wie einige Schwärmer meinen; eine solche Schaubühne verkündigte, wenn sie versucht würde, nichts als eine klingende Botschaft, die keinem Glauben begegnet, einen Kult um des Kultes willen, ohne Religion. Dagegen glaube ich, daß das Theater, wenn auch keine Dionysien im Frack, sobald es sich, dem heutigen Leben entsprechend, auf die kultlose Religion der Wirklichkeit gründet, Andacht und Erhebung erzeugen wird, die sich dann ungewollt in natürliches Kulturgefühl, in den Trieb zur Wahrhaftigkeit in allen Lebensäußerungen umsetzen werden.

III.

Dies erscheint utopistisch, wenn man nicht von einem imaginären Begriff der Schaubühne, sondern von den tatsächlich bestehenden Theatern redet. Allein ein Überblick über die letzten zwanzig Jahre deutschen Theaterlebens zeigt, daß es langsam, aber stetig vorwärts geht. Seit es möglich ist, Bühnen mit einem ganz oder fast ganz künstlerischen Re-

pertoire zu erhalten, ist kein Grund mehr da, zu verzweifeln. Der Genuß macht genussfähiger, das befriedigte Bedürfnis reizt den neuen Hunger. Schon jetzt unterscheidet man scharf zwischen „literarischen“ und „nicht-literarischen“ Theatern. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo der Zufall äußerlicher Gleichheit zwischen den beiden Kategorien nicht mehr genügt, um innerlich so tief Verschiedenes mit demselben Namen zu bezeichnen, und das Bewußtsein dieses elementaren Unterschiedes auch in die offiziellen Kreise dringt. Das Volksbewußtsein und sein äußerer Ausdruck, das Geseß, versteht unter Theater heute noch Anstalten, in denen geschlossene Stücke, unter Variété Spielhäuser, in denen lose Szenen aufgeführt werden. Vielleicht schiebt einmal Volksbewußtsein und Geseß, klar geworden zu einer kulturreifen Unterscheidung, die Schwank- und Poffenbühnen nach der Seite der Variétés hinüber und statuiert so zum ersten Male nach langer Dumpsheit das Theater als Kunstinstitut. Erst dann, wenn die Schaubühne nicht mehr mit wesensfremden Elementen vermischt ist, wird man feststellen können, wie viel sie vermag. Wir können nur sagen: Es ist besser geworden. Unseren Enkeln bleibt es vorbehalten, zu sagen, daß es gut geworden sei.

Leo Greiner

XXXVIII:

Hans Land:

Zweifellos birgt das Theater enorme erzieherische Werte in sich, eine Wahrheit, die seit den Tagen des Aristoteles feststeht. Es ist nicht nur zu erwarten, sondern bereits geschehen, daß das moderne Theater die gleichen Aufgaben erfüllt hat, wie die klassische tragische Kunst. Männer wie Ibsen, Strindberg, Hauptmann haben ihm zu dieser Würde verholfen, und es wird sie niemals verlieren können, mag auch der Theatermarkt von heute in noch so schimpflichem Grade ein profanes Geldgeschäft darstellen und ein triviales Unterhaltungs- und Schaubedürfnis befriedigen.

Hans Lewi.

A. Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg: Beiträge zur Kenntnis der „Physiognomi- schen Fragmente“ J. C. Lavaters, mit unver- öffentlichten Briefen an Goethe und Herder.

„Ist der erste Moment, da dir ein Mensch erscheint, und zwar im rechten Lichte, ganz vorteilhaft für ihn; verschob sein erster Eindruck nichts in dir; wurdest du durch ihn auf keine Weise gedrückt oder geniert, fühltest du dich in seiner Gegenwart so gleich, und immer froher und freyer, lebensdiger und mit dir selbst, auch wenn er nicht mit dir sprach, zufriedener, so sey sicher — der wird bey dir, insofern niemand zwischen Euch steht, nie verlihren, immer gewinnen. Die Natur hat Euch für einander gebildet. Ihr werdet einander mit sehr wenigem, sehr vieles sagen können . . . Studiere nur genau und bezeichne die sprechendsten Züge.“

Lavaters „Physiognomische Geheimregeln“,
ein Manuskript für Freunde.

In dieser ersten von hundert Geheimregeln, die Joh. Caspar Lavater seinen Freunden gibt, liegt gewissermaßen sein Postulat für ideale Gesellschaftsphysiognomik im kleinen, begrenzten Kreise, mit Ausschluß der großen Allgemeinheit, für die physiognomischen Eindrücke, welche die Nächsten, die Geistesverwandten, wie wir sie gleich unzertrennbaren Familien in der Sturm- und Drangperiode finden, von einander im ersten Momente gewinnen sollen, für die Zeichen sympathischer Bildung in Natur und Gemüt, welche den Freund dem Freunde zuführen sollen. Ein Leitwort, ein Versuch, in großen, nicht ins Einzelne und die feinsten Details eingehenden Zügen, Menschenkenntnis, und in erster Linie Menschenliebe, das nächste Ziel im Sinne Lavaters zu verbreiten, können wir in der kleinen Schrift das Hauptmotiv der vierbändigen Physiognomik erblicken, ein kurzes Programm vielleicht für das weit ausholende, halb wissenschaftlich forschende, halb religiös inspirierte Werk des Züricher Geistlichen und Naturphilosophen.

„Die Physiognomik selbst,“ so definiert Lavater, „ist die Fertigkeit durch das Äußerliche eines Menschen, sein Inneres zu erkennen, das,

Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg

was nicht unmittelbar in die Sinne fällt, vermittels irgend eines natürlichen Ausdrucks wahrzunehmen.“ „Alle unmittelbaren Äußerungen des Menschen, alle Züge, Umrisse, alle passiven und aktiven Bewegungen, alle Lagen und Stellungen des menschlichen Körpers, alles, wodurch der leidende oder handelnde Mensch unmittelbar bemerkt werden kann, wodurch er seine Person zeigt — ist Gegenstand der Physiognomik.“ „Sie ist eine Quelle der feinsten und erhabensten Empfindungen, ein neues Auge, die tausendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken. Wo das stumpfe, das ungeübte Auge des Unaufmerksamen nichts vermutet, da entdeckt das geübte des Gesichtskenners unererschöpfliche Quellen des geistigen, sittlichen und zärtlichen Vergnügens. Und er versteht die schönste, beredteste aller Sprachen, die Natursprache des moralischen und intellektuellen Genies, die Natursprache der Weisheit und Tugend.“

Physiognomie und Physiognomik, Naturprodukt und Wissenschaft, die zweite im Gefolge und als Resultierende der ersten, erläutert er uns meisterhaft in den Sätzen: „Im weitesten Verstand ist mir menschliche Physiognomie — das Äußere, die Oberfläche des Menschen in Ruhe oder Bewegung, sei's nun im Urbild oder irgend einem Nachbilde. Physiognomik das Wissen, die Kenntnisse der Verhältnisse, des Äußeren mit dem Innern; der sichtbaren Oberfläche mit dem unsichtbaren Inhalt, dessen, was sichtbar und wahrnehmlich belebt wird, mit dem, was unsichtbar und unwahrnehmlich belebt; der sichtbaren Wirkung zu der unsichtbaren Kraft. Im engeren Verstand ist Physiognomie die Gesichtsbildung und Physiognomik Kenntnis der Gesichtszüge und ihrer Bedeutung.“

Eine solche Theorie, von echt Lavaterscher Gesinnung, hinausgetragen in die Hochblüte der Sturm- und Drangperiode, die denkbar glücklichste Vermischung des neu einsetzenden Rationalismus mit den Lehren des geheiligten Pietismus, mußte das weitgehendste Aufsehen bei den Geistesforerphäen jener Tage erregen. Bald finden wir denn auch den Genius eines Goethe und eines Herder im Dienste des großen Lavaterschen Werkes. So schrieb Goethe, dem Lavater nach Vollendung die einzelnen Fragmente zusandte und das Recht einräumte, zu ändern, einzuschalten und zu tilgen, was ihm beliebe, bereits am 4. Juli 1774 in offener Bekundung seines Interesses für die Arbeiten des Züricher Gelehrten: „Lavaters Physiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit Kupfern, und es wird große Beiträge zur bildenden Kunst enthalten, und dem Historien- und Porträtmaler unentbehrlich werden.“ Und später, als er doch keineswegs mehr partiisch für Lavater gesinnt war: „Alles überwog sein phy-

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

fiognomisches Genie. Durch den reinen Begriff der Menschheit, den er in sich trug, und durch seine scharfzarte Bemerkungsgabe war er im höchsten Grade geeignet, die Besonderheiten einzelner Menschen zu gewahren, zu kennen, zu unterscheiden, ja auszusprechen. Wirklich ging Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen über alle Begriffe, man erstaunte, ihn zu hören, wenn man über diesen oder Jenen vertraulich sprach; ja, es war furchtbar, in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat."

Ähnlich, freilich mehr vom Standpunkt des Freundes, bekannte Herder: „Bei Deiner Physiognomik bin ich herzlich mit Dir in Dir gewesen, habe mit Deinen Augen gesehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundsätze, wie ich sie Dir mit heiligem Spähen abahnde, sind für mich außerordentlich wahr, treffend, weckend, oft himmlisch gewesen. Rechte Seherblicke dessen, was im Menschen liegt, was, wenn er's nicht ist, er werden kann.“

Zwei Männer, so grundverschieden in ihrem Fühlen und Denken, der eine und „größte“ Religionsleugner und „bezidierter Nichtchrist“, der andere, in lauterem apostolischen Charakter gottgläubig, verbunden mit dem fast alttestamentlich eifernden und lehrenden Lavater, — ein Bild, undenkbar in der freien Anlage, zusammengehalten in der Retouche des Strebens nach rationalistischer, naturphilosophischer Erkenntnis, einem Gebilde mit endlichem Anfang, in der Unendlichkeit sich berührenden Sphären gleich, das war das Freundschaftsbündnis zwischen Goethe, Lavater und Herder.

Nicht immer zwar konnte dieser, in der Voraussetzung des für alle sympathischen Strebens nach philosophischer Erkenntnis und Wahrheit gründende Freundeskreis in seiner ersten enthusiastischen Kraft erhalten bleiben. Zu sehr war Goethes Geist, den wissenschaftliche Spekulationen einst für die Arbeit Lavaters eingenommen hatten, religiöser Einwirkungen von seiten des Züricher Pfarrers abhold, um dauernd mit ihm eins sein zu können. Es kam zwischen beiden zum Bruch, und gereizt schrieb Goethe später: „Ärgerlich war mir die heftige Zudringlichkeit eines so geist- als herzvollen Mannes, mit der er auf mich losging, und behauptete, man müsse entweder mit ihm ein Christ, ein Christ nach seiner Art werden, oder man müsse ihn gleichfalls von dem überzeugen, worin man seine Beruhigung fände — Alle Bekehrungsversuche, wenn sie nicht gelingen, machen denjenigen, den man zum Profelyten auserfah, starr und verstockt, und dieses war um so mehr mein Fall, als Lavater zuletzt

Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg

mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Christ oder Atheist“.
(Wahrheit und Dichtung.)

Nur Herder blieb dem Schweizer Eiferer und Glaubensgenossen treu und trat in ständige regsame Korrespondenz mit ihm. Wochte auch ihm einmal das Wort: „Lavater macht seine Physiognomik zur Schädelstätte seiner Freunde“ über die Lippen huschen, so war es doch nur mehr ein Scherz, der schnell vergessen, kein störendes Echo hinterließ. —

In jener Zeit nun, der werbenden und blühenden Freundschaft zwischen Goethe, Herder und Lavater, in den Jahren 1773—1776, sind die nachstehenden Briefe Lavaters entstanden. Ein sonderbarer Ton liegt in ihnen, ganz anders, als wir ihn bei Lavater sonst gewohnt sind, schlicht, ohne übertriebene Superlative, ohne langatmige Abschweifungen über religiöse Fragen, spricht das Weltkind zum Weltkind, über allem aber schwebt der eigentümliche Zauber seines persönlichen Wesens.

Worte, gleich Brosamen verteilt, tauchen in ihnen auf, die uns mehr sagen als Seiten und Kapitel der vierbändigen Physiognomik, Worte, die den feinen Sensualismus der Erfahrung und des inneren Erlebens zusammenfließen lassen. Im ganzen bescheren sie uns ein Kabinettbild, einen Ausschnitt der echten Lavaterschen Individualität. Wir dürfen sie daher wohl zu den schönsten zählen, welche die große, übergroße Lavaterkorrespondenz bietet.

Die Eindrücke jener Dokumente mögen selbst und unmittelbar zum Leser sprechen.

Es liegen uns zunächst einige Briefe an Goethe, den bekanntlich eifrigsten Förderer der physiognomischen Arbeiten Lavaters, vor. Das erste Schreiben datiert aus dem Anfangsstadium der Vorarbeiten zu dem umfangreichen Werk und sucht Goethe für die Theorien des Züricher Philosophen zu interessieren. Es lautet im Auszuge:

An Goethe.^{*)}

„Wollen Sie mir helfen, eine aus halben, viertel und achte Beobachtungen geschöpfte große, unendlich wichtige Vermuthung durch viele ganz feste Beobachtungen bestätigen oder verwerfen. Die in den Augen aller Weisen und Thoren ist noch lächerliche Vermuthung — von der allgemeinen Homogenität aller und jeder Bildungen der Natur, so daß es möglich ist, aus jeder richtig gegebenen Lektion den ganzen Umriss,

^{*)} Die mit einem *) bezeichneten Briefe befinden sich im Lavater-Archiv — ungedruckt.

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

aus dem Umriß den ganzen Charakter — und aus diesem — doch nein — für einmal nichts weiter — so sicher und bestimmt anzugeben — als sicher und bestimmt sich aus jeder gegebenen Zirkellinie oder Ellipsis, die ganze Ellipsis und der ganze Zirkel bestimmen läßt.

Wäre diese Vermuthung, die jedem phsygnomischen Zeichner wenigstens durch den Scheitel heruntergefallen sein sollte, nicht mehr, als Stein der Weisen, wenn sie Gewißheit werden sollte!“

L. 1773.

Im Herbst 1773 ist Lavaters Arbeit bereits rüstig fortgeschritten, er schreibt an Goethe.

An Goethe.^{*)}

„Noch eine eigennütige Bitte — Ihrer, Ihrer Schwester, H. Schloßers Schattenriß auf dem Quart ins kleine gezeichnet und Herders seinen, wenn Sie ihn haben. Wer mag wohl unter Deutschen, Franzosen, Engländern und Italienern; Porta¹⁾, Parsons²⁾, Pernetty³⁾, Peucer⁴⁾ (?), (par hazard vier von vier Nationen aus dem P) ausgenommen — die besten phsygnomischen Beobachtungen und Reflexionen geschrieben haben?

Dürft ich Ihnen gelegentlich einige Bogen meines Gewäffches zur Durchsicht senden?“

3. 16 Oct. 1773. J. C. L.

Auf seine Bitte erhält er Goethes Bild und berichtet nun im nächsten Briefe über den ersten Eindruck, welchen er bei der Betrachtung empfangen hat.

¹⁾ Porta, Vaccio della Porta seit seinem Klosterleben gewöhnlich Fra Bartolommeo genannt, Maler der florent. Schule, geb. 1475 zu Florenz, gest. *ibid.* 31. Oktober 1517.

²⁾ Parsons, Robert Parsons, Jesuit, geb. 1546 in Nether-Stowey near Bridgewater, gest. 18. April 1610 in Rom, der bekannte Protestantenhasser und erbitterter Feind Elisabeths von England.

³⁾ Pernetty, Jacques Pernetty, franz. Literat, geb. 1696 in Chazelles sur Lyon, gest. 6. Februar 1777 in Lyon. Bekannt seine „lettres philosophiques sur les physionomies (1746, deutsch 1760 3 Tin XII), hatten wegen der Neuheit und Originalität in den Beobachtungen einen vorübergehenden Erfolg.

⁴⁾ Peucer (?), Caspar Peucer, geb. 6. Januar 1525 zu Baugen, gest. 25. September 1602 zu Dessau, Philosoph und Theologe, ein Freund Melanchthons, in dessen Hause in Wittenberg er während seiner Studien-

Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg

An Goethe.*)

„Endlich hab ich Ihr theures Bild erhalten — mit zitternder Begierde, diesen Moment, d. 6. Nov. geöffnet, nicht mein Ideal aber einen Mann gefunden, neben dem B.¹⁾ unerträglich wird. Den Mann, von dem mir mein Bruder Diethelm seit ein paar Tagen sagte, daß er in Leipzig neben ihm bei Ludwig gegessen hätte. Wie mir bei dieser Nachricht war, muß der Verfasser des (hier noch nicht ganz empfundenen Götzens) wissen. Soeben tritt mein Bruder ins Zimmer und findet Sie ähnlich. Ich glaub es, die Natur spricht. Nur die zu lange Nase, denn das ist sie gewiß, mindert den Eindruck der Augen und der Stirne. Aber welche Naivität in dem Munde. Lassen Sie mich wenigstens Ihnen die Hand küssen. Ich bin unaussprechlich froh, daß Ihr Gesicht so ganz anders ist als B.'s¹⁾, und daß Sie vielmehr Stille und Ruhe bei dieser Heiterkeit haben, als ich hoffen durfte. Ich weiß nicht, warum Sterns Physiognomie mir immer beifiel, wenn ich an Sie dachte.

Mehr und weniger kann ich Ihnen für Ihr Bild diesmal noch nicht geben, als das bißchen Wahrheit in der beygelegten Linie von“
Lav. 6. Nov. 1773.

In den nun folgenden Briefen Lavaters kehren ständig die Bitten um Silhouetten wieder, die er von der Hand Goethes wünscht, da er genialer als Füßli²⁾ sei. So schreibt er am 19ten Nov.

An Goethe.*)

„Stunden zähle ich, bis der Postwagen mir den Mischmasch bringt. Sey sicher Bruder, daß ich das mißlungenste verstehen werde, und daß

zeit wohnte. Publ. 1574: „De sympathia et antipathia rerum in natura“ (Strkf.).

¹⁾ B. wahrscheinlich Charles Bonnet, der gelehrte Genfer Naturforscher und Apologet, unter dessen Bild Lavater eigenhändig schrieb: „Bonnets wahres Profil so verständig kalt und genialos“. Bonnet wird durch sein Buch „Contemplation de la nature“, welches er 1764 edierte, und das besonders auf Lavater einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat, (In den „Aussichten“ nennt Lavater Bonnet sogar „le père de cet ouvrage“), auch mit Goethe in Kontakt gekommen sein.

²⁾ Heinrich Füßli, der Jugendfreund Lavaters. Er unterzeichnete mit ihm zusammen die so berühmt gewordene Anklageschrift gegen den Landvogt von Gröningen, Felix Grebel. Er starb als Maler bekannten Namens 1825 in London.

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

ich von der Sohle bis zum Haupt ein Mensch bin, neben dessen Physiognomie sich keine Menschenphysiognomie zu schämen hat."

Zeitlich aus eben derselben Schaffensperiode Lavaters stammen die nun folgenden Briefe an Herder. In ihnen fällt uns sofort der veränderte Ton auf, es ist mehr die Sprache des Freundes zum Freunde, die das Konventionelle, das wir stets schärfer oder minder ausgeprägt in den Briefen an Goethe finden, zurücktreten läßt und sich dafür in schlichter Unbefangenheit offen gibt. Herder ist für Lavater wohl das Genie, der „hohe Geist“, aber auch der gleich ihm fühlende Mensch, während Goethe, „der Genialste der Genialen“, doch immer durch eine gewisse Kluft von ihm getrennt schien.

Briefe an Herder.

An Herder.*)

„Ein Brief an meinen lieben, lieben, fernen, glücklichen Herder, wo soll ich ihn anfangen? Was sagen? Was nicht sagen? Ich hätte Folianten zu schreiben und für ein Quartblättchen Zeit. Küsse Deiner Geliebten in meinem Namen die Hand, wofern Du nicht mehr thun darfst. Durch ihre Hand wenigstens werde ich bald Dein Bild in Leuchsenrings¹⁾ Größe erhalten; Dein Bild, das ich mir oft aufbaue — aber nie vollenden kann. Apropos! bey Leuchsenring . . . Der Mann interressiert mich gar sehr, aber . . . ich fürchte, daß wir von einer gewissen Seite nie zusammenkommen werden . . . So ein Gemisch von Natur und Listigkeit. Soviel Nonchalance und soviel Plan hab ich selten beisammen gesehen. — Doch vielleicht träume ich . . . Ich habe, dieß ist gewiß, weniger reine Seele gesehen, wie L. — und doch ist Pfenninger²⁾ noch zehnmal mehr pure, bare Natur — wär er weniger pflegmatisch — wüßt er mehr — wär er gereiseter, ich würde mir in ihm meinen entfernten Herder träumen.

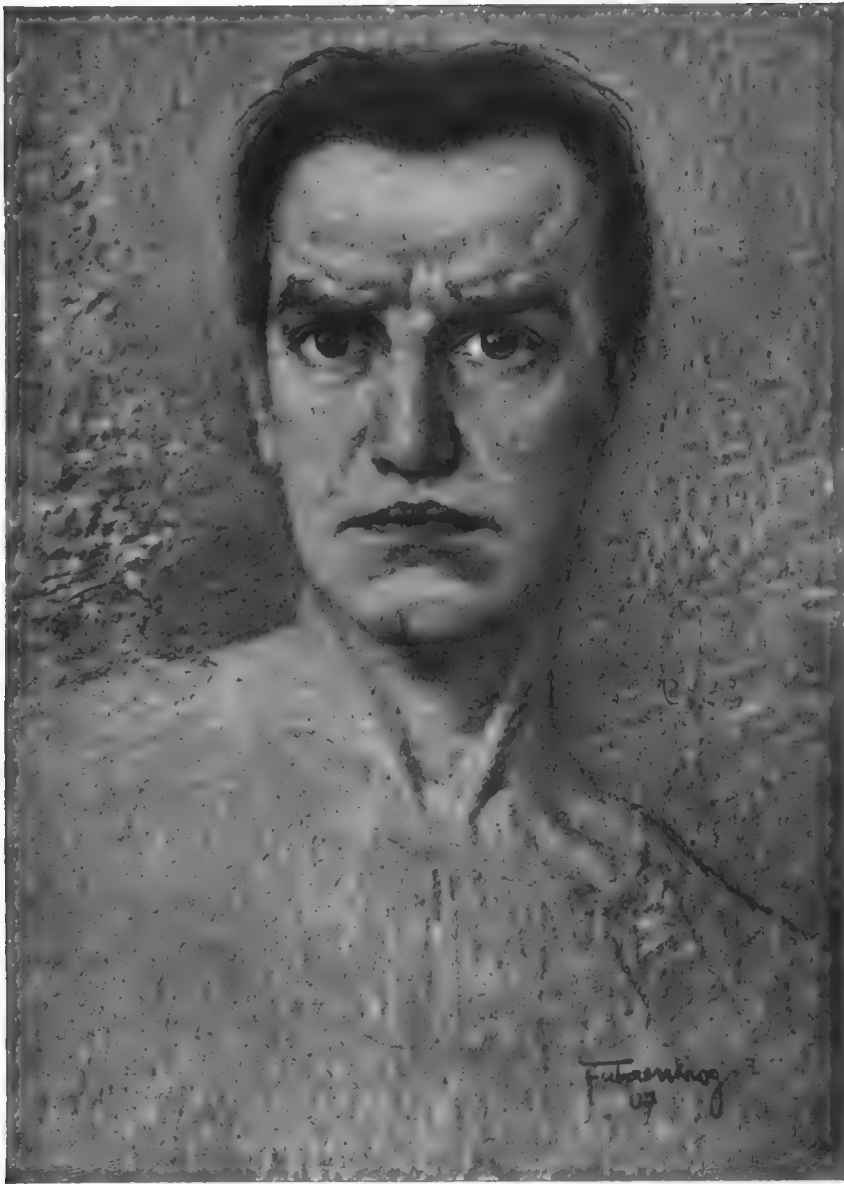
Doch ich sollte einen Menschen nicht preisen, der die Schwachheit hat — mich mit einer Freundschaft ohne Beispiel zu umfassen.

¹⁾ Franz Michael Leuchsenring, ein übertrieben empfindsamer Literat der Genieperiode. Goethe verspottet ihn in seinem Fastnachtsspiel vom „Pater Brey“. Leuchsenring war Darmstädtischer Hofrat. Er wurde 1746 geboren und starb 1827 in Paris.

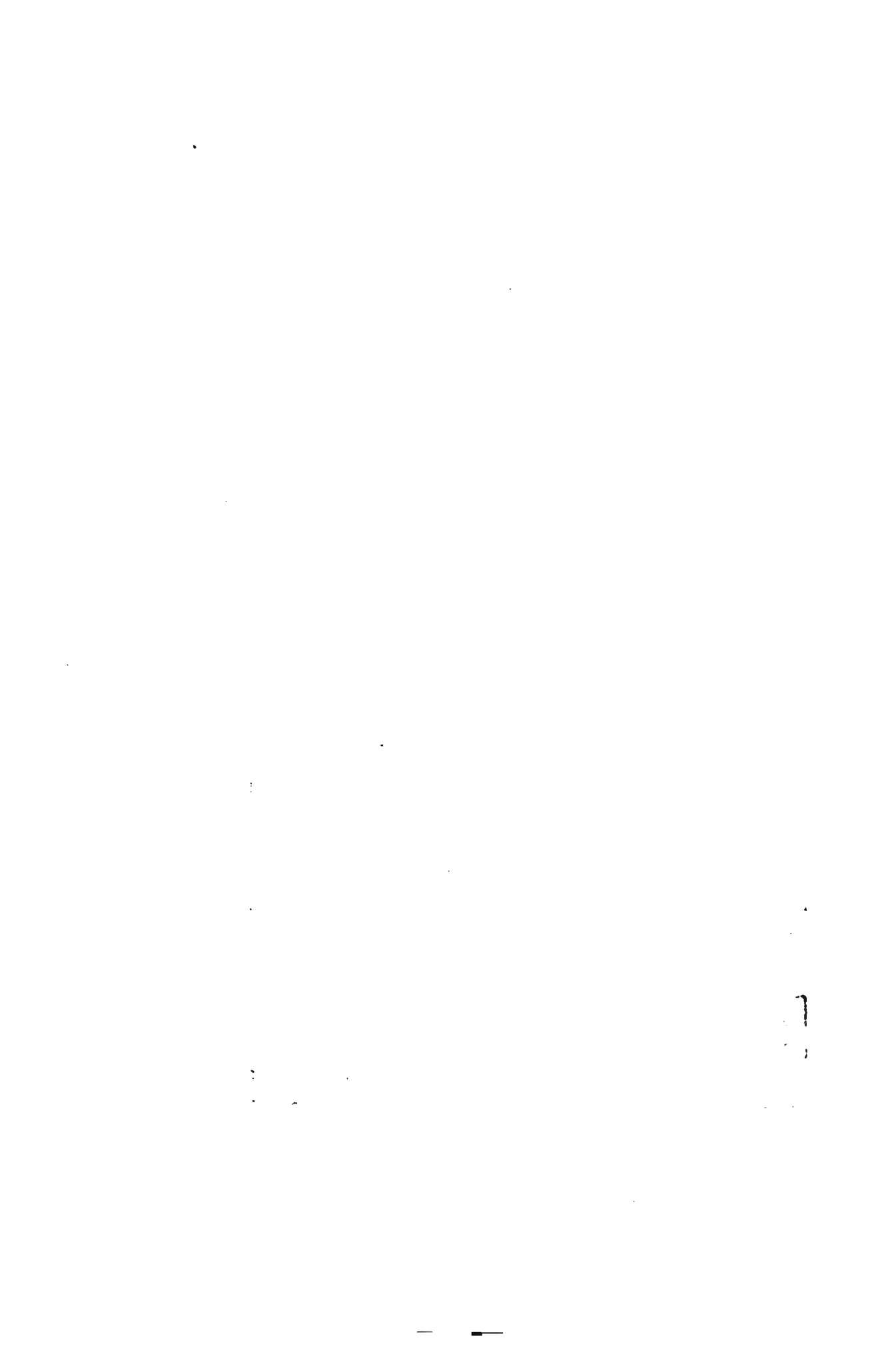
²⁾ Diakon Pfenninger, der dreißig Jahre bis zu seinem Tode (1792) in engster Freundschaft mit Lavater verbunden war.



x. Jahrentrog:
Jesus.



L. Fahrenkrog:
Jesus.



Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg

Lieber Freund — Du bist durch Deine Frau glücklich. Welch ein Glück — das die höchste Liebe den liebenden gönnt. Ich genieße es mit Dir, und liebe Deine Geliebte, weil sie Dich liebt; und segne sie in meinem Herzen, weil sie Dich segnet. Lege auch ein gutes Wort für mich bey ihr ein, und laß mich durch Dich von Zeit zu Zeit ein Wort zu ihr kispeln und ein Wort von ihr hören. Auch weiß ich wohl, daß Du es mir nicht abschlägst, wenn ich Dich um ein (auf ein halbes octav Blättchen) crayonniertes oder getuschtes Profil, oder zuletzt um ein Schattenbild, oder Bildchen von ihr bitte!

Von Timorus, von dem abgeschmackten Turlupinados¹⁾ über die Physiognomik, von Klopstocks Republik²⁾ und Buchhandelsverse, das mich Erhabenheitstödtend dünkt und mir für Klopstock zu klein ist, von diesem und anderm dergleichen verliere ich mit Dir nicht gern Eine Minute. So wenig sie verloren wäre, ich kann sie besser nutzen.

Du weißt, daß auf Erden keine Seele, nicht Eine Dich mehr — und vermutlich nur Eine Dich liebt, wie"

Lavater.

Zür. den 21. Aug. und 2. Sept. 1773.

Es folgt nun ein Brief Lavaters an Herder, welcher besonders wegen der in ihm enthaltenen Aussprache über Goethe erhöhte Beachtung verdient.

An Herder.³⁾

„Bruder Herder — wahrlich mit jeder Zeile Deines Briefes schiens mir, Dein Herz träte näher zu dem meinigen, fließe mit meinem zusammen. Ist bin ich Physiognom — und corrigiere Heßens Denkmal⁴⁾, das Dich gewiß freuen wird, und habe den Magister Hartmann, den Du kennen wirst, bey mir. — —

Dein Schattenbild, sey, wie's sey, erwart ich ehestens. Dieß

¹⁾ Turlupinados, abgeleitet von Turlupin. Turlupin ist der Name des Possenreißers auf der französischen Bühne. Lavater bezeichnet den „Timorus“, die scharfe Kritik Lichtenbergs, die er gegen die „Physiognomischen Fragmente“ richtete, als Turlupinados, weil das Werk ganz im Sinne Lichtenbergs in der spöttelnden, geistreich possenhaften Art des Göttinger Physikers abgefaßt war.

²⁾ Klopstocks „Deutsche Gelehrtenrepublik“.

³⁾ Denkmal auf Felix Heß, den früh verstorbenen (1768) Jugendfreund Lavaters.

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

Bild (ich seh's o theure Caroline¹⁾ gewiß nicht für Herdern, sondern nur für das an, was es ist — Fragment von Einer äußersten Gränzlinie Herders); das Bild ist einer meiner wärmsten Wünsche. So wenig ich nachsehe, ich stehe der liebenswürdigen Seele, die zu besorgen scheint, daß mir die liebenswürdige Seele im Schattenriß nicht genug gefallen möge, ich stehe ihr dafür, daß mein Auge schon Entzündung binden wird, wenn's auch viel minder als Labfal wäre.

Füßli²⁾ in Rom hat eine der größten Imaginationen. Er verachtet alles. Er hat mich zuerst mit Klopstock bekannt gemacht. Sein Wiß ist grenzenlos. Er handelt wenig ohne Bleistift und Pinsel, aber wenn er handelt, so muß er hundert Schritte Raum haben, sonst würde er alles zertreten. Alle griechischen, lateinischen, italienischen und englischen Poeten hat er verschlungen. Sein Blick ist Blitz, sein Wort ein Wetter, sein Scherz Tod und seine Rache Hölle. In der Nähe ist er nicht zu ertragen. Er kann nicht einen gemeinen Odem schöpfen. Er zeichnet kein Porträt — aber alle seine Züge sind Wahrheit und dennoch Carricatur. Stolz und Nonchalance machen jeden Mund fern verstummen, der etwas von ihm bitten will, aber er gibt sich in einem Augenblick arm, wenn er unbeteten giebt.

Wie viel Wahrheit sagst Du über Franz Leuchsenring. Er war mir auch zu schwer mit seiner *G e g e n w a r t*, aber ich war sehr geneigt, diese Schwerheit auf Rechnung meiner gehemmigten Eigenliebe zu setzen. Ich will Dir einmal noch ein Morceau mitteilen, das Dir viel von meinem Urtheil über diesen merkwürdigen Mann sagen wird. Ich erwarte von Dir, denn ich bin eigennüßig Bruder, sobald als möglich auf dem Quart ins kleine gezeichnet Silhouetten von Menschen, die Du hoch schäpest und liebest.

Ich ließ Goethe durch Deinet³⁾ um sein Porträt bitten. Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich zitternd. Unter allen Schriftstellern kenn ich kein größeres Genie — und vielleicht ist er auch der feinste, naivste Sentimentalist — und dennoch ahndet mir, jene feste, glatte, gerade Bruder-Einfalt — sowie ich sie in Pfennigern täglich vor dem Aug und Herzen habe, jene sanfte und doch feste, jene stille und dennoch kühne Menschlichkeit — oder menschliche Tätigkeit

¹⁾ Maria Karoline Flachsland, die Gemahlin Herders.

²⁾ Heinrich Füßli, s. Anm. oben b. d. Briefen an Goethe.

³⁾ Deinet, Hofrat in Frankfurt.

Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg

und die wahre Duldung des Menschenfreundes dürft ich vielleicht in ihm nicht in der Proportion mit seinem Denken und Empfinden antreffen. Doch ich will wenigstens sein Bild abwarten. Gewiß ist, daß mir der Mann unendlich viel nützen kann, mich erheben, erwärmen, begeistern, abschleifen, dehmütigen, reinigen kann. Gewiß ist's aber auch, daß es einem Betrug eher, als jener obengerühmten Bruder-Einfalt ähnlich sieht, wenn ich seine Freundschaft annehme, da ich ihm vielleicht minder als nichts werde sein können. Aber ich bin eigennützig und gebe, wie Du weißt, weil ich nicht Silber und Gold habe — was ich habe, und wärs auch nur Nürnberger Metallschlag.

Die Gnade unseres Herrn mit Euch und meine Liebe in Christo.“

3. d. 4. Nov. 1773. L.

Es eröffnet sich jetzt eine angeregte Korrespondenz zwischen Lavater und Herder, die sich fast ausschließlich um rein religiöse Fragen dreht und in der von den „Physiognomiken“ kaum andeutungsweise die Rede ist, bis endlich im Februar 1774 das Lavater wieder unausgesetzt beschäftigende Gebiet von neuem berührt wird. Am 4. Februar schreibt er an Herder.

An Herder.*)

„Von Chodow.¹⁾ erhielt ich diese Woche einige hundert Blätter zur Durchsicht und Auswahl. Der gute Mann, ein nicht vollkommener, aber sehr meisterhafter Porträtzzeichner und ein glücklicher Carricaturier. Aber was ich beklage, unter 114 Porträten sind nicht sechs gute und edle Gesichter — und unter den übrigen allen nicht zwei erhabene Ideale. Aber vorgestern und gestern weidet ich mich mit Pfenninger und meinen übrigen Nächsten — an einem gemahlten Bild eines etwa 20 jährigen Christus. An einem solchen Herz zu liegen — Ein Wort aus einem solchen Mund

¹⁾ Chodow. = Chodowiecki. Er lieferte Zeichnungen sowohl für Lavaters „Physiognomische Fragmente“, als auch für Lichtenbergs „Timorus“. Daß auch Lichtenberg das Talent des allberühmten Chodowiecki nicht zu hoch einschätzte, geht aus einem Brief, den er an Joh. Christian Dieterich in Gotha schrieb, hervor. Es heißt da: „Mein lieber Dieterich!“ „Herr Chodowiecki ist ein hochmüthiger Bengel, und am Ende kann er doch wahrlich nichts zeichnen als Gesichterchen und Steifstiefel.“ (Chodowiecki und Lichtenberg von Dr. K. Focke. Leipzig, Dieterich.)

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

zu hören. Mein wer spricht's aus — und das achtzehnte Jahrhundert lacht der Physiognomik!

Auch hab' ich einen Luther von 28 Jahren von Titian oder Corregio, der beynahc uncorgierbar ist — unaussprechlich, Luther, wie ich noch keinen gesehn. Aber welcher Abstand von Luther und Christus — dem vielleicht veredelten Luther, dem gewiß verunedelten Christus! Diesen Luther in meine Physiognomik — — und dieses Luthers Charakter. — Ach! könnt ich ihn von Deiner Hand auf einem besondern Blättchen bald erhalten. Ich will lieber Christus als Luther charakterisieren, wenngleich der erstere unendlich delikater ist. Bis ich viel Bestellungs- und Aufsichts- und Anordnungs Mühe zurückgelegt habe, ist alles mein bisheriges Studium in der Physiognomik noch Traum — aber will's Gott erwach ich.

Aber nun noch eins — Denk! Goethe sandte mir 13 Silhouetten und Deine soll darunter seyn. Das ist nun Sentimental Situation — Dich herauszufinden — Dich — wenns der erzschlaue — ich nehm's in aller Freundlichkeit — vielleicht in ein Frauenzimmer verkappt hätte. — Doch nein — ich glaube Dich gefunden zu haben — doch wer weiß, es sind einige Köpfe, die Herder seyn könnten — abermal nein — es ist nur Einer — der ist's, doch ich muß ihn erst ins kleine zeichnen — ist er's — so hast Du frappante Ähnlichkeit mit Leuchsenring — und was drüber — und hast Dich Deines Profills nicht zu schämen.

Nun gute Nacht im Arme Deiner Caroline — Ich lege mich nun neben meinen ältesten Knaben, den mir die Mama hienacht untergeschoben hat. Einen guten lieben Jungen von nicht gar 6 Jahren — der jüngst fragte — da ich den Ausdruck andere Welt brauchte, ist denn auch noch eine Welt außerdem. Steht nicht in jenem Psalm, „Der Himmel ist mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße,“ ich dacht, es gebe nichts als Himmel und Erde — Ja Papa die Füße des lieben Gottes möcht ich doch einmal sehn (alles nach einander — sehr logisch im Grund). Warum hat er denn so viel Namen, Vater, Sohn, Geist, Heiland? — Noch einmal gute Nacht. Der Wächter ruft 12 Uhr — Amen.“

Freytags Abend d. 4. Febr. 1774. L.

Einige Fragmente aus Briefen Lavaters an Herder, die der Korrespondenz aus den Jahren 1774, 75 und 76 entnommen sind, und die zuweilen einen schnellen Blick in das Denken, die Urtheile und Stim-

Graf zu Fürstenberg-Fürstenberg

mungen des physiognomischen Theoretikers gestatten, mögen hier Platz finden.

An Herder.^{*)}

Weißest Du mir par hazard auf meinem Wege über Schaffhausen, Balingen, Tübingen, Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbrunn, Heidelberg, Darmstadt, Frankfurt, wiewohl ich mich allenthalben nur Stunden aufhalte, kennenswerte Menschen zu nennen, so thue es bald.

Sogleich nach Auffahrt (Morgen ist sie) les' ich Dein Buch¹⁾ von neuem! Ich sehe immer mehr drin, wenigstens wahn' ich's. Ich ahnde immer mehr. Pfenninger überfliegt mich. Ubrigens ist's gewiß: Es macht immer mehr Effekt auf mich.

Das heilige Sieben (es ist mir geradezu Mirakel, daß Du dieß Geheimniß der Urkunde entdecken konntest — und immer wird's mir unbegreiflicher, wie Du drauf gekommen seyst) — an dem Menschen hab' ich's gefunden (wahn' ich).

Licht
Verstand

Sonne
Herz

Sabbath
Vermehrungssegen

und dann die vier Punkte des Ansatzes der Arm und Veine — Aber wo da, fragt der Schwache — Fortsetzung der Parallele! Wo da Himmel und Himmelsgeschöpfe — Erde und Erdgeschöpfe

¹⁾ Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts. Lavater schreibt darüber im selben Jahre an Isaac Iselin: „Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts hab' ich vor mir! Ein Werk, das erbärmlich mißkannt worden — und dennoch gewiß für die Offenbarung entscheiden — und Epoche machen wird. — — Gelehrsamkeit ohne Grenzen, Tief-sinn, Herz, Gefühl, Sprachstärke — alles geprägt vom Genius! Wahrlich ein Prophet! — — wer's nicht 3 mal liest, jedes Wort wiegt — wohl zusammenzufassen weiß, wird sich an diesem Buch stoßen, Kopfzerbrechen, gähnen, es wegwerfen. Aber wer's liest, wird zittern, wenn er zum Ende kömmt, daß er schon zu Ende ist. Das heiß ich Schleier von der Offenbarung wegnehmen. Es handelt nur vom ersten Kapitel des ersten Buches Moses.“ (Dr. Langmesser, Sarasin, Zürich.)

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

— und im Menschengesicht? Sey doch nicht grausam gegen meine Schwachheit — und sage mir's wie einem Kinde —"

Zür. 11. May 1774. L.

An Herder.*)

„Mit Goethe hatte ich herzliche Stunden, nur ist's unerträglich, daß ich ihm so gar nichts bin. Ich muß nur immer die Freude lassen zu geben.

Siehst Du Claudius¹⁾, o so herz ihn mir, und erinnere ihn an die Bestellung physiognomischer Stellen, die ich ihm machte. Mit innigster Sehnsucht erwart ich, o Du bester, Deine Beyträge zur Physiognomik — Oft nur Worte, nur Zeilen, oft Bemerkungen — Charakter etc.

Ich bezeuge Dir Lieber, daß ich hoffe, das Spiel zur gemeinnützigsten Sache zu machen. Ich übe mich immer mehr im praktischen Gebrauche desselben. Für jedes kritische Wort herzlichen Dank!“

Z. 6. Oct. 1775. J. C. L.

Am zehnten Geburtstag (8. November 1775) seiner Bruderschaft mit Herder bittet Lavater dann noch einmal um einen Beitrag für die Physiognomiken: („Hamanns Charakter in die Physiognomik von Dir? D — dürst ich“), worauf ihm im Februar 1776 endlich die heißersehnte Arbeit zugeht. Den Empfang bestätigt er in der Eile nur mit wenigen Worten.

An Herder.*)

„Im allerheißesten Dranggewirr, in dem ich jemals war, wo mir jeder Buchstabe Gold, jeder Augenblick Edelstein ist, Bruder Herder, nur dieß Wort in Dein nachsichtvolles, geduldiges, schonendes, verzeihendes Herz.

Dein herzlich physiognomisches Cahier erhalt ich den Augenblick. Du Prof. in Göttingen — Gott Lob und Preis! — Der Universität Heil — Dir Friede! Warum Du nichts davon?“

Z. 3. Febr. 1776. L.

¹⁾ Matthias Claudius, der 1776 auf Herders Empfehlung nach Darmstadt an die Redaktion der „Landzeitung“ berufen wurde.

Georg Hirschfeld: Auf der Schaukel Novelle

S c h l u ß.

Heute schien ihm alles Hoffnung zuzuwinken. Wie schön war Dänemark! Jetzt erlebte er es erst, der Maler, als er die große Stadt im Rücken hatte. Sie hatte ihn mehr verwirrt als bereichert. Als seine Augen auf der ganzen, wundervollen Farbenskala Grün ruhten, die dieses Land erfüllte, fand er sich zur alten Kraft des Künstlers zurück, die keine Sicherheit mehr brauchte, wenn Schönheit und Lebensfreude vorhanden waren. Tiefblau mit goldener Sonnenflamme wölbte sich der Himmel über der grünen Pracht. O, diese Wälder, diese Wälder! Hier wurde „Niels Lyhne“ erst lebendig, hier waren die Menschen Jacobsens wahr. Überall sproß es von Erika. Violette Beete umleuchteten die uralten Buchenstämme, deren goldgrüne Kronen sich wenige Fuß über dem Boden, ungestümt und jede eine kraftersüllte Welt für sich, ausbreiteten. Rehe weideten furchtlos am Bahndamm, und in der flimmern- den Luft schossen Schwalben wie Lichtblitze, führten Schmetterlinge ihr holdes Sommerspiel auf. Klampenborg, Charlottenlund, Skodsborg. Bekannte Namen flogen an Peters Augen vorüber. Auf jeder Station herrschte das lustige Gedränge der Kopenhagener. Mindestens eine Sigrid, blond, schlank und mit ernstest Kinderaugen, sah Peter unter den sommerlich gekleideten Frauen. Ihm unbewußt hatte sich auf dieser frohen Fahrt durchs Dänenland wieder die Photographie von Dunkel Bischoffs Tisch in seiner Erinnerung gemeldet. Peter lächelte aufgeregt. Er schob das Bild, sich selbst beschwichtigend, behutsam zur Seite.

Nun war er in Helsingör. Er lachte zum Erstaunen seiner Reisegefährten laut auf, während er ausstieg. Eben war ihm Herr Scheible, der Schulrektor aus Schnattersheim, eingefallen, der ihm aufgetragen hatte, „seinen Hamlet zu grüßen“! Der gute Rektor! Was kümmerte Peter Kranz hier Hamlet, was sein Vater und des Vaters Geist! Zum Henker mit der Historie! Das hohe, altersgrüne Schloß, das er in der Ferne liegen sah, war freilich schön, und zum zweiten Male schon erzählte ihm der Marienlyster Omnibuskutscher, daß dort zum Sund hinaus

die Terrasse läge, auf der der alte Dänenkönig herumgespukt wäre. Schön! dachte Peter. Ich habe jetzt keinen Sinn für Gespenster. Ich will ans helle, salzfrische, brausende Meer. Baden will ich, baden, mich hineinstürzen und all den Schlamm und Spul im Nu von der Seele haben.

Der Omnibus rumpelte durch die schmalen Gassen der alten Schifferstadt Helsingör. Dann meldete der gesprächige Kutscher plötzlich Marienlyst. „Wo denn?“ rief Peter protestierend. „Das ist Marienlyst? Das ist ja ein großes Hotel?“

„Jawohl, mein Herr!“ lachte der Däne und lenkte seine Kasse, mit der Peitsche knallend, elegant in den Hof ein. „Marienlyst ist ein Hotel!“

„Aber wo ist denn das Villenviertel? Wo wohnt denn zum Beispiel J. B. Söderberg, Bryggeri-Aktieselskab?“

Jetzt lachten die Insassen des Omnibus hell auf. „Herr Söderberg,“ sagte der Kutscher feierlich, als ob er vom König selber spräche, „der wohnt freilich nicht im Hotel. Der hat hier die schönste Besitzung, hinter dem Hotelpark, hoch über dem Strande. In zehn Minuten sind Sie dort. Aber will denn der Herr nicht im Hotel wohnen?“

„Nein!“ rief Peter ängstlich, denn er ermaß sofort den Gegensatz seines Vermögens und des wahrhaft großartigen Gebäudes, vor dem er stand. Er dankte dem Kutscher und machte sich eilends davon. Im Bannkreise des Hotels wurde ihm nicht wohler. Auf den glatten, abgegritzten Kieswegen, wo er überall Vertreter der „obersten Zehntausend“ von Kopenhagen traf, war er ganz unsicher. Beim Anblick der kostbaren Panamahüte fiel ihm die Krone ein, die er selbst auf dem Kopf trug. Die schneeweißen Kleider der schönen, jungen Tennisspielerinnen waren ein offenkundiger Vorwurf für sein eigenes weiland Silbergrau. Hier mußte er möglichst schnell heraus. Endlich kam er in die Villenstraße. Er suchte mit scheuen Blicken J. B. Söderberg. Er war nicht zu finden. Unter den hübschen, aber etwas nuttigen Landhäusern, Dependancen des Hotels, konnte die Villa nicht sein. Er stieg eine Anhöhe hinauf, die sich in den Wald zu verlieren schien. Aber es war nur ein schmales, abgrenzendes Hügelland. Und jenseits, wo zugleich ein überwältigendes Bild der offenen See sich auftrat, lag sie, J. B. Söderbergs Besitzung. Das war sie, ja! Still, einsam, fürstlich groß. Aber für die Augen eines armen Schluders stand ein Engel mit feurigem Schwert an der Pforte. Peter machte unwillkürlich Kehrt. Der boshafte Onkel hatte sicher übertrieben

— oder — renommiert. Mit einem solchen Nabob konnte der Apotheker von Schnattersheim unmöglich intim sein. Oder doch wenigstens nicht so, daß der Nefte einfach in das Schloß hineingehen und den Besitzer anpumpen durfte. Weiß ragte der Turm des Herrenhauses aus buschigem Parkgrün. Zu beiden Seiten weitläufige Wirtschaftsgebäude. Ein unabherrlicher Garten, der sich nach hinten in Buchenwald verlor, vorn aber terrassenförmig, breit zur Brandung hinunterführte. Peter machte jetzt entschieden Kehrt. Auch bellte ihn schon eine mächtige Dogge an. Er mußte wenigstens gebadet haben, bevor er da hineinging. Dieser erste Entschluß stand fest. Er wollte den Rest seiner Barschaft für ein Seebad verwenden, wovon allein er die moralische Stärkung hoffte, J. V. Söderberg sein Anliegen vorbringen zu können. Lehnte der Däne ab — nun gut. Des Menschen Zukunft war dunkel.

Rasch war Peter zum Strande hinuntergesprungen. Sein Geld reichte eben noch für das Baddillett aus. Und nun — hinein! O Wonne! Wiedergeburt! Er balgte, herzte, er verschwiftete sich mit dem schäumenden Element. Weit drüben blaute Schwedens Küste. Peter fühlte die Kraft hinüberzuschwimmen. Jung war er, jung! Und rein! Das war die Hauptsache! Nun konnte er wieder fragen, was die Welt kostete. Herr Söderberg mit seinen Viermillionen imponierte ihm gar nicht mehr. Er verließ erst nach einer vollen Stunde das Wasser und ließ sich von der lieben Sonne trocknen. Dann hüpfte er singend in seine Zelle zurück, um Toilette zu machen. Aber o weh — Toilette! Der gebadete Peter erkannte erst völlig, wie schlimm es um seine äußere Hülle stand. Die zweite Dummelnacht hatte das Silbergrau des Anzuges nicht eben silberner gemacht. Er sah jetzt in dem zerknitterten Ding wie ein entlassener Sträfling aus, und als er sich von allen Seiten prüfte, machte er gar die schaudervolle Entdeckung, daß das Beinkleid an der Rückseite geplatzt war. Was anfangen? Entdeckte J. V. Söderberg den Defekt, dann war er gesellschaftlich unmöglich. Bei solchem feinfühligem, hyperleganten Dänen! Er kam ja nicht als abgerissener Bittsteller zu ihm, sondern als Fremder, der die Grüße des Freundes brachte. Einigermassen anständig mußte er aussehen. Den abscheulichen Bibi konnte er ja im Vorzimmer lassen — das Urteil eines Dieners kümmerte ihn nicht. Aber wie war es möglich, die verletzte Rückseite in jedem Augenblick zu decken, zu verhüten, daß das diabolisch hervorsimmernde Weiß sichtbar wurde. Peter nahm in der engen Badezelle die unwahrscheinlichsten Stellungen ein, um alle Möglichkeiten zu erproben und sein Gemüt zu beruhigen.

Als aber bei einer besonders kühnen Wendung der Riß sich mit leisem Krachen noch vergrößerte, wurde er bitterböse, stülpte trotzig den Hut auf und lief ins Freie. Er hatte nasses, ungekämmtes Haar. Ihm war jetzt alles egal. Er war wenigstens sauber. Herr Söderberg sollte ihm nur in sein ehrliches Gesicht sehen. Dann würde sich schon zeigen, ob der Mann ein fauler Proß oder ein künstlerisch empfindender Mensch war.

Wieder stand Peter am Gittertor der Besitzung, von der Dogge, die jetzt hoch emporsprang, angeschnauzt. Er läutete. Ein Livreedienner näherte sich, indem er Peter forschend, aber nicht kränkend ansah. Der Mann schien gut geschult zu sein. Er beruhigte den Hund und nahm mit einer Verbeugung Peters Karte entgegen. Bald kam er zurück, und auf seinem unbeweglichen Gesicht glaubte Peter die ersten Schimmer des Wohlwollens, eine Botschaft des Herrn, zu sehen. Er folgte ihm vorsichtig, indem er an die Deckung seiner Rückseite dachte. Denn an den Türen der Wirtschaftsgebäude standen mehrere recht anmutige Dienstmädchen, die dem Fremden gewiß mit kritischen Augen nachsahen. Verblüfft trat Peter in die Halle des Hauses ein. Wie wundervoll, edel, hoch und ernst. Mit erlesenen Teppichen und Jagdtrophäen behangen. In der Mitte der Halle stand eine Jünglingsgestalt aus dunkler Bronze. Peter sah mit einem Blick, daß es eine Antike von höchstem Wert war. Durch die Schönheit des Kunstwerkes konsterniert, blieb er unwillkürlich stehen. Der Diener wartete ein wenig, dann bat er mit einer höflichen Handbewegung, ihm weiterzufolgen. Sie stiegen die Freitreppe hinauf und traten durch ein hohes Portal in die Bibliothek ein. Hier empfing Herr Söderberg Besuche. Als Peter allein war, sah er sich um. Er konnte nur gaffen — nachdenken war ihm unmöglich. Das war ja die höhere Welt seiner Sehnsucht. Er stand ja mitten darin. Von den Riesenwänden, dunkel golden und mit ernster Freundlichkeit, grüßten ihn die Geister der Zeiten. Er wartete, schüchtern und ergeben, wie ein armes Kind am Tor.

Möglich stand ein rundlicher und kleiner, auf den ersten Blick unscheinbarer Herr vor dem Berträumten. Grau gelockt, mit freundlichen, blauen Augen. Er erinnerte Peter an ein Bild von Edvard Grieg. „Mein Name ist Söderberg,“ sagte der Herr. „Szie sind Deutscher? Womit kann ich Ihnen dienen?“

Peter verbeugte sich tief. „Ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen, Herr Söderberg. Ich habe Ihnen Grüße meines Onkels zu überbringen.“

„Wer ist Ihr Onkel?“

„Herr Konstantin Bischoff, Apotheker in Schnattersheim.“

Peter kam in diesem Augenblick, was er als Empfehlung vorbrachte, selbst so unwahrscheinlich vor, daß er kaum ernst bleiben konnte. Doch zu seiner größten Überraschung trat Herr Söderberg mit aufleuchtenden Augen an ihn heran, ergriff seine Hand und rief: „Wie heißen Sie? Peter Kranz? Mein Gott, wo habe ich nur meine Gedanken! Sind Sie Maler? Ja?! O, das ist schön! Das freut mich sehr! Ich heiße Sie herzlich willkommen!“

Er drückte ihm von neuem beide Hände, und der verblüffte Peter wußte nicht, worüber er sich mehr freuen sollte — über solchen Empfang oder über das rührende Wesen des Nabob oder über das wundervoll fließende Deutsch, das er sprach. Statt jeder Antwort streckte er ihm Onkel Bischoffs geschlossenen Empfehlungsbrief hin. Herr Söderberg las ihn, lachte oft dabei in herzlicher Rührung und schüttelte sein feines, grauuldiges Haupt. „Nein, so etwas! Das ist der alte Konstantin!“ — Konstantin? Standen die beiden so miteinander? — „Ja, er ist ein großer Schelm! Ich sehe, er ist sich gleich geblieben!“ Hierbei blinzelte der alte Däne, aus dem Brief aufblickend, den errötenden Jüngling an. „Ein Schelm, aber ein goldenes, vorzügliches Herz! O, ich verdanke ihm viel! Kommen Sie, lieber Freund — ich freue mich herzlich, Sie bei mir zu sehen! Ich kenne Ihre ganze Entwicklung! Ihr Onkel hat mir in seinen Briefen viel von Ihnen erzählt! Und nun sind Sie plötzlich bei mir! Das ist reizend! Kommen Sie! Kommen Sie! Setzen Sie sich! Wir trinken zu Ehren Ihrer Ankunft ein Glas Sherry!“

Peter folgte dem Entzückten dumm, gehorsam, in alles ergebend. Die Welt drehte sich — nun gut, er drehte sich mit. Er hätte jetzt blindlings getan, was J. B. Söderberg von ihm verlangte. Diesen wunderbaren Sherry zu trinken, das war freilich nicht das Schlimmste. Er vergaß sogar seine empfindliche Rückseite, ließ sich auf einen seidenen Sessel niederdrücken und starrte seinem liebenswürdigen Wirt in die Augen.

„Nein! Nein!“ rief dieser selig. „Das muß ich doch sogleich meinen Töchtern erzählen!“

Auch das noch! . . . Ehe er ihn zurückhalten konnte, lief Herr Söderberg davon. O, Onkel Bischoff! Onkel Bischoff! Hatte er ihn also doch hineingelegt! Peter wäre jetzt am liebsten fortgelaufen. Sein Ärger, daß der listige Apotheker ihn mit der offenbar hochgradigen Freundschaft, die ihn mit dem Dänen verband, überrumpelt hatte, war

vorläufig stärker als seine Freude. Er fühlte eine eigentümliche Angst und Beschämung. Es lag Schicksal über dieser Stunde. Irgend etwas noch Verborgenes mahnte ihn hier, beizeiten zu verschwinden, und es forderte zugleich von ihm, für lange da zu bleiben . . . Jedenfalls hatte Onkel Bischoffs Wis den Fehlgriff getan, daß J. B. Söderberg in der Stunde der Not nicht der Anhalt für Peter sein konnte, den der Apotheker ihm gewünscht hatte. Sein Stolz regte sich mächtig. Er fühlte sich in der seltsamen Pracht so ganz nur als Gast, daß er den Vorfaß, einen Pump zu riskieren, trotzig von sich wies und zu verschweigen beschloß, welche Tragikomödie Peter Kranzens Reise nach Dänemark geworden war. Das hatte Herr Bischoff nun von seiner Schlaueit — der Nefle würde vornehm, aber bettelarm, wie er gekommen, das Schloß seines Freundes wieder verlassen.

„Karin schläft noch — ich darf sie nicht stören.“ Mit diesen Worten trippelte Herr Söderberg, ein Zwerg in der Berghalle seiner Bibliothek, wieder herein. „Sigrid ist im Bade — ich werde sie nachher benachrichtigen.“ — Sigrid? . . . Sonderbarer Zufall! Peter begann an Teufelspud zu glauben. Warum begegnete ihm auch hier wieder der Name?

„Wir werden einstweilen frühstücken, lieber Freund,“ fuhr Herr Söderberg fort, indem er sein Armchen um den großen Deutschen legte. „Szie haben gewiß Appetit?“

„D ja,“ murmelte Peter. Überwältigend schwebte ihm ein Frühstück vor, das dem Stil dieses Hauses entsprach.

Herr Söderberg lächelte und drückte auf einen elektrischen Klingelknopf. Als bald erschienen, wie auf göttliches Geheiß, zwei Diener und brachten etwas Wundervolles mit. Es war eine fürstlich gedeckte Tafel, auf der sich die erlesensten Dinge breiteten. Peter blickte nur auf einen kolossalen, leuchtend roten Hummer, der ihn ebenso freundlich anzublicken schien. Dann saß er dem eifrig servierenden Wirt gegenüber und ließ sich füttern. Das hatte er nun wenigstens von dem Besuch, das dankte er Onkel Bischoff — er wurde satt! Mindestens für zwei Tage! Und dann kam Tante Lindas Geld nach Kopenhagen, und alles wurde gut. Wenn der lebenswürdige Brauereibesitzer nur nicht so verfängliche Fragen gestellt hätte! Alles wollte er in seiner gutmütigen Neugier wissen. Was Peter in Kopenhagen schon gesehen hätte, in welchem Hotel er logierte. Peter mußte sich jetzt nolens volens auf ein Gebiet begeben, das für ihn besonders schlüpfrig war — aufs Lügen. Als Konfessionarius pflegte er über der zweiten Lüge die erste zu vergessen und verwickelte

sich bald in Widersprüche. So erklärte er mit Bestimmtheit, im „König von Dänemark“ zu wohnen, und hatte später keine Ahnung, in welcher Gegend der Stadt sein Hotel sich befand. In „Tivoli“ hatte er so gut wie nichts gesehen, da er Himmel und Hölle verschwieg, und die „lange Linie“ hatte er nicht gefunden. Herr Söderberg aber war ein Mann von Welt. Er schien bald Lunte zu riechen, merkte, daß Peter in Notlügen hineintappte, aber er verurteilte das nicht, es gefiel ihm gerade. Leimsieder und Musterknaben mochte er nicht leiden. Ein Wanderer sollte nur ein rechter Wanderer sein. Ein Künstler dazu. Peter gefiel ihm außerordentlich. Er half dem Verlegenen und sprach nur noch über die Glyptothek mit ihm. Da konnte nun Peter, vom Champagner entflammt, sein Feuer loslassen. Es tue ihm nur leid, erklärte er begeistert, daß nicht Herr Söderberg der Stifter dieses Heiligtums sei, sondern Herr Jacobsen. Ob denn sein Wirt diesen prachtvollen Jacobsen persönlich kenne?

„O ja!“ rief Herr Söderberg lachend. „Recht gut sogar! Er ist geschäftlich mein größter Konkurrent, künstlerisch aber sind wir intime Freunde. Das geht famos zusammen. Übrigens hat sich Jacobsen mehr auf das helle Bier und die Sammlung von Antiken gelegt, während ich das dunkle Bier und moderne, besonders christliche Kunst bevorzuge.“

Sie lachten sich beide in einen lustigen Zynismus hinein und verließen, als das Frühstück beendet war, Arm in Arm die Bibliothek. Herr Söderberg wollte seinem Gast jetzt das Museum, das sein Haus barg, zeigen und ihn dann in dem Garten herumführen, der eine Sehenswürdigkeit des Landes war. Peter, der Glückliche, gesättigt und etwas angeheitert, ging mit. Leise mahnend nur noch, wie aus weiter Ferne, regte sich der Entschluß in ihm, nach diesem Rundgange Abschied zu nehmen. Er beschloß vorläufig, zu verschwinden, bevor er sich den Damen des Hauses in seiner Schäßigkeit präsentieren mußte.

Der Mensch denkt, und Onkel Bischoff lenkt. Peter vergaß alle Vorsätze, während er die zauberhaften Kunstschätze des Dänen betrachtete. Was barg dieses Haus für Reichtümer. Hier thronte der Gipfel des Geschmacks, und nirgends machte sich ein aufdringlicher Snobismus breit, alles war erlebt und empfunden. Am verwirrendsten aber war es für Peter, daß Herr Söderberg, den er doch für außerordentlich verwöhnt halten mußte, sich an seinen Lobes- und Freudeausbrüchen aufs höchste delectierte. Er ging mit einem so glücklichen Schmunzeln neben dem jungen Deutschen her, als erblickte er nach langer, staubiger Wan-

derung endlich eine Waldquelle. So kam es, daß Peter, als er das Museum verließ, mit erlesenen Geschenken beladen war, Dingen, die ihm nicht im Traume eingefallen wären. Herr Söderberg schlug seine Proteste mit der feierlichen Erklärung nieder, daß die Freude des Gastes ihm einzig und allein den Wert solcher Dinge bedeute.

Was sollte daraus werden? — Sie schritten durch einen endlosen, wunderschönen Garten. Durch rot blühende Alleen. An Wasserspielen vorüber, die ihr silberblaues Raß in weiße Marmorbecken schäumen ließen. Ein Märchen. Noch schöner fast für Peters Gefühl war der landwirtschaftliche Teil, der an den Park grenzte. Die Treibhäuser, deren Glasdächer in der Sonne blühten, und besonders der Obstgarten. Ungestüm, in froh gesunder Pracht, brachen hier die edelsten Früchte aus allen Zweigen. Peter tat es seinem Wirte nach, indem er die lockendsten über seinem Haupte abbrach und verzehrte. Möglich begann Herr Söderberg, der träumerisch gestimmt war, wieder von Onkel Bischoff zu sprechen. „Schade, daß er keine Frau fand. Er hatte nie den nötigen Glauben an seine Person, er hielt sich immer für zu häßlich. Bei bedeutenden Männern existiert dieses Hindernis oft nur in ihrer eigenen Einbildung, nicht im Urteil der Frauen. Schade. Er wäre auch der beste Vater geworden. Nun hat er S z i e wenigstens. Ich kann mir vorstellen, wie lieb er S z i e hat. O, sein S z i e sich immer darüber klar, lieber Freund! Ich weiß, mein Konstantin hat viele Stachel, die große Allgemeinheit versteht ihn nicht, kann ihn gar nicht verstehen — S z i e aber werden ihn nicht verkennen!“

Peter nickte. Dann fragte er Herrn Söderberg in plötzlicher Eingebung, wie denn seine Freundschaft mit Onkel Bischoff entstanden sei. Der Verschlossene habe ihm nie davon erzählt. Sie schritten an einem schwarzen Weiher auf und ab, auf dem zwei Schwäne schwammen, und Herr Söderberg erzählte. Es sei in Agypten gewesen, vor 15 Jahren, bei einem Ausfluge zu den Pyramiden. Da hätten sie sich zuerst getroffen. Ihr Sammeleifer habe sie zusammengeführt, doch hätten sie sich auch menschlich in der lauten Reisegesellschaft sofort verstanden. Vielleicht habe auch die gegenseitige Sympathie, daß beide so klein seien, mitgesprochen. Sie seien zusammen nach Kairo zurückgekehrt, in dasselbe Hotel, und dort habe Herr Söderberg ein Telegramm gefunden, das ihm den plötzlichen Tod seiner Frau mitteilte. Fern in der Heimat, jung und schön. Sein Liebstes und Bestes. In diesem Höllensturz seines Glückes habe er eine Hand gefunden, die ihn festhielt und nicht

versinken ließ. Es war Konstantin Bischoffs Hand. Aus der lichten Heiterkeit der gemeinsamen Reise in dunkelstes Leid — so entstand ihre Freundschaft. Der Mann, den er erst wenige Tage gekannt, pflegte ihn Tag und Nacht, als Schmerz ihn fieberkrank gemacht hatte. Er begleitete den Witwer nach Dänemark zurück. Dann hätten sie sich nicht mehr gesehen. Nur korrespondiert. Nun wisse Peter, daß Onkel Bischoff ihn nicht schlecht empfohlen habe . . .

Peter ging mit gesenktem Kopfe neben Herrn Söderberg her. Sie näherten sich wieder dem Hause. Möglich rief der Däne mit leichterer Stimme: „D, da kommt ja Sigrid! Nun kann ich Sie wenigstens mit meiner älteren Tochter bekannt machen!“

Als der junge Deutsche erschrocken aufblickte, schritt schon eine schlank, hell gekleidete Mädchengestalt auf ihn zu. Sie hatte lockeres, vom Winde bewegtes Blondhaar und große, blaue Augen. Ihr Gang und ihr Wesen trugen die liebenswürdige, freie Selbstverständlichkeit der Dänin. Sie wußte schon, wer Peter war, und streckte ihm herzlich die Hand hin. Dieser aber, als er sie in der Nähe sah, stand wie vom Donner gerührt. War das Spuk oder Wahrheit?! — Sigrid war Sigrid von Onkel Bischoffs Bild! — Keine Rede von Pummernickel oder Pumpernickel — Söderberg war Sigrids Name! Keine Rede von berühmter Schauspielerin, die „vor fünfzehn Jahren 'mal so ausgehoben habe!“ Das Bild war funkelnagelneu! Wie Peter sie seit Schnattersheimer Tagen im Herzen trug — so sah das Mädchen aus! O Fuchs, o unergründlicher Fuchs von Apotheker! — Das war sein letzter, größter Streich! — Darauf war Peter Kranz hineingefaut, wie noch nie auf etwas! — Er hörte förmlich den kleinen Bosnickel in seinem Laboratorium kichern, wenn er sich Peters Verblüffung vorstellte. O, dieser Apotheker! — —

Sigrid sah den Verwirrten etwas erstaunt an und schritt dann schweigend neben ihm her.

„Wie geht es Karin?“ fragte der Vater.

„Ganz gut,“ war die Antwort. „Sie kommt zu Tisch.“

Herr Söderberg wandte sich jetzt zu Peter. „Ist es Ihnen recht, daß wir im Hotel dinieren, lieber Freund? Wir pflegen es hier immer zu tun, und für Sie ist es doch auch interessant, die Badegesellschaft dort zu beobachten. Es ist die eleganteste, die wir haben. Wir gehen um Zwei hinüber und finden dort einen Freund aus Kopenhagen, den ich ebenfalls eingeladen habe.“

Peter nickte. Ihm war jetzt alles recht. Wogegen sollte er sich überhaupt noch wehren? Nur ein Entschluß stand in ihm fest, als er Sigrid, dieses Leben gewordene Bild, mit einem scheuen Blick streifte: Er mußte, bevor man in das Hotel ging, seinen äußeren Menschen rehabilitieren. Er durfte sich vor ihr nicht lächerlich machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich Herrn Söderberg anzuvertrauen, ihm seine Kopenhagener Irrfahrt zu schildern und Hilfe zu erbitten. Angstlich blieb er immer einen Schritt hinter Vater und Tochter zurück, um die gefährliche Rückseite nicht in ihren Gesichtskreis zu bringen. Er machte aber dadurch allmählich den Eindruck, als ob er übertrieben devot oder am rechten Bein verletzt wäre. Sigrid blieb deshalb in seinem Mitleid gleichfalls zurück und steigerte Peters Verlegenheit ins Unermeßliche.

„Was ist Ihnen? Sind Sie nicht wohl?“ fragte schließlich Herr Söderberg besorgt.

„Haben Sie sich den Fuß verletzt?“ fragte das junge Mädchen.

Auf diese ungeheure Frage blieb Peter die Antwort schuldig. Instinktiv erklärte Sigrid plötzlich, daß sie noch Toilette machen müsse, und entschuldigte sich, indem sie dem Deutschen liebenswürdig, aber auch ein wenig schalkhaft zulächelte. Er sah ihr nach und konstatierte, daß sie wunderschön sei. Dann wandte er sich zu ihrem Vater und beichtete alles. Das Resultat war, daß Herr Söderberg sich den Bauch hielt und fast weinte. „Reizend! Reizend!“ rief er immer in den höchsten Tönen.

„Aber warum haben Sie mir das nicht längst gesagt! O, Sie müssen die Geschichte bei Tisch noch einmal erzählen! Das ist eine prächtige Unterhaltung für alle!“

„Aber, Herr Söderberg — in Gegenwart der jungen Damen —!“

„Nun, da können Sie ja von Tivoli einiges fortlassen! Obgleich da auch nichts genieren würde! Sie haben sich übrigens übertriebene Sorgen gemacht! Ihr Anzug ist ja besser, als Sie meinen!“

„So? Und der Riß, Herr Söderberg, der Riß?“

Der Däne wischte sich die Augen. „Ja, der freilich! Aber den hätten Sie auch riskieren können! Im Hotel lebt jetzt eine so dekadente Gesellschaft von Modenarren, daß man das am Ende für das Aller-neueste gehalten und Ihnen nachgemacht hätte! Aber nun kommen Sie, kommen Sie geschwind. Hier sind vorläufig hundert Kronen, nicht wahr? Und nun kleiden Sie sich um!“

Nach einer Stunde schon erschien ein völlig verwandelter Peter in der Bibliothek. Herr Söderberg klatschte in die Hände, als er ihn sah,



Das
KIND
STADT
Jahrgang
1903

V. Fabrenfroq
Jesus und das Kind.

Peter nickte. Ihm war jetzt alles recht. Wozu sollte er sich überhaupt noch wehren? Nur ein Satz stand in ihm fest, als er Sigrid, dieses Leben gewordene wild, mit einem schenen Blick streifte: Er mußte, bevor man in das Hotel ging, die äußeren Menschen rehabilitieren. Er durfte sich vor ihr nicht lächerlich machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich Herrn Söderberg anzuvertrauen, ihm seine Kopenhagener Infahrt zu schildern und Hilfe zu erbitten. Angstlich blieb er immer einen Schritt hinter Vater und Tochter zurück, um die gefährliche Rückseite nicht in ihren Gesichtskreis zu bringen. Er machte aber dadurch allmählich den Eindruck, als ob er übertrieben devot oder am rechten Bein verletzt wäre. Sigrid blieb deshalb in seinem Mitleid gleichfalls zurück und steigerte Peters Verlegenheit ins Unermeßliche.

„Was ist Ihnen? Sind Sie nicht wohl?“ fragte schließlich Herr Söderberg besorgt.

„Haben Sie sich den Fuß verletzt?“ fragte das junge Mädchen.

Auf diese ungenehme Frage blieb Peter die Antwort schuldig. Im Anfang erklärte Sigris plötzlich, daß sie noch Toilette machen müsse, und entpöndelte sich, indem sie dem Deutschen liebenswürdig, aber auch ein wenig gewaltthätig zusahnte. Er sah ihr nach und konstatierte, daß sie wunderbar sei. Doug wandte er sich zu ihrem Vater und beichtete alles. Das Resultat war, daß Herr Söderberg sich den Rauch hielt und fast weinte. „Reizend! Reizend!“ rief er immer in den höchsten Tönen.

„Aber warum haben Sie mir das nicht längst gesagt! O, Sie müssen die Geschichte bei Tisch noch einmal erzählen! Das ist eine prächtige Unterhaltung für alle!“

„Aber, Herr Söderberg — in Gegenwart der jungen Damen —!“

„Nun, da kann Sie ja von Livoli einiges fortlassen! Daphne da auch nicht so sehr erwähnen. Sie haben sich übrigens übermäßig über meine Eigenschaften geäußert. Ihre Anna ist ja besser, als Sie meinen!“

„Ja? Ist das nicht Herr Söderberg, der Riß?“

„Der Herr Söderberg ist ein Mann. Ja, der freilich! Aber Sie wissen, wie das in der Welt ist. Der Kotel lebt jetzt eine so bedenkliche Krankheit, daß man nicht mehr in das am Ende für das Allerbeste gehaltenen Mittel zurückgemacht hätte! Aber nun kommen Sie, kommen Sie, gehen Sie! Sie sind vorläufig hundert Kronen, nicht wahr? Und nun lassen Sie sich geh!“

Nach einer Viertelstunde erschien ein völlig verwandelter Peter in der Boutique. Herr Söderberg trat ihm in die Hände, als er ihn sah,



L. Fahrenkrog:
Jesus und das Kind.



und führte den stattlichen Gast triumphierend ins Freie hinaus. Man sah es dem kleinen Herrn an, wie viel Mühe es ihn kostete, den jungen Damen, die sich ebenfalls einfanden, nicht sofort Peters Geschichte zu erzählen. Karin, Sigrids Schwester, war noch etwas größer und schmaler als diese, eine dunkle, blasse Schönheit. Sie trug den Stempel des Leidens in ihrem stillen Gesichte. Peter empfand sofort, daß sie eine aus dem Leben Schwindende war. Doch da sie sich heiter und freundlich zeigte, verlor sich sein schmerzliches Gefühl bald wieder, und er folgte selbstsicher, als hätte er niemals anders ausgesehen, an Söderbergs Seite den jungen Mädchen, die untergefaßt vorausschritten.

Etwas zaghafter folgte er dann den Einheimischen in den Speisesaal des Hotels, der eine gewaltige Ausdehnung hatte und ein festliches Bild bot. Die Wohlgerüche der Toiletten und guten Speisen mischten sich. Es flimmerte ein feines, mattgoldenes Mittagsglicht über dem Tellergeklapper und fröhlichen Geplauder. Zwischen den mittelsten der Säulen, die den Prunksaal stützten, fiedelte eine Zigeunerkapelle in schmucker Uniform. Die Herren Kellner aber flogen lautlos, mit vornehmer Gravität umher und machten Gesichter, als hätten sie die schönen Damen so schön gepflegt, die eleganten Herren so elegant gekleidet. Herr Söderberg ergriff mit seiner Gesellschaft von einem reservierten Tisch Besitz, der an einem der breiten Fenster stand und aus dem Menschenlärm fort einen Ausblick auf die still bewegte Meeresfläche erlaubte. Er sah sich prüfend um und erwiderte freundlich mehrere ehrerbietige Begrüßungen. „Er ist noch nicht da,“ sagte er dann und zog seine grünen seidenen Handschuhe aus.

„Er wird wieder den Morgenzug versäumt haben,“ meinte Sigrid lächelnd.

Um w e n es sich handelte, wußte Peter nicht und war auch gar nicht darauf neugierig. Er hatte genug damit zu tun, das letzte Unbehagen der fremden Kleider zu überwinden, die aus Gabriels, des Kammerdieners, bester Zivilgarnitur bestanden. Herrn Söderbergs Garderobe hätte nur für einen fünfzehnjährigen Peter gepaßt. Endlich hatte er sich zurecht gerückt und konnte sich nun der angenehmen Betrachtung der jungen Mädchen widmen. Sigrid gewann den Preis. Sie erfüllte und verstärkte im Leben, was sie im vagen Traum versprochen hatte. Geradezu beglückend aber war es für ihn, bei ihr dieselbe Beobachtung machen zu können, wie bei vielen Kopenhagenerinnen. Auch sie war frischer und lebenskräftiger als die Gestalten aus „Niels Lyhne“. Alles

leuchtete an ihr, das Haar, die Augen und der schöne Mund. Ein sanftes stilles Leuchten war es, wie eine Sonne hinter Nebelschleiern, aber stark doch und siegreich gewiß in entfesselter Leidenschaft. Karin aber, Karin war der Mond. Eine bleiche Leuchte der Nacht neben dieser Morgensonne. Schwermut der Vergänglichkeit, kindliches Wissen vom großen Auf und Nieder, Blühen und Welken. Wie rührend war es, unvergeßlich für Peter, die Sorge der Gesunden um die Kranke zu sehen. Sigrid saß neben der Schwester, bediente sie wie ein Kind und ließ ihr Wohlergehen keinen Augenblick außer acht. Sie zeigte auch eine wunderbar gütige Freude darüber, daß Karin sich, offenbar dem Gast zuliebe, aufgerafft hatte und mit in das Hotel gegangen war. Karin aber lehnte gleichsam ihr zartes Köpfchen an die starke Gesundheit der Schwester — sie lächelte oft mit einer schweren, schmerzlichen Süße und mußte zu schweigen, ohne die Lebhaftigkeit der anderen herabzudämpfen.

„Es ist schade,“ wandte sich jetzt Herr Söderberg lachend an den verträumten Gast, der das köstliche Essen kaum zu beachten schien, „daß Sie in Kopenhagen noch keinen Cicerone hatten. Hätten Sie uns nur geschrieben! Sigrid wäre ja sofort hineingefahren und hätte sich Ihnen zur Verfügung gestellt!“

Peter durchfuhr es. Diese Möglichkeit, die der Vater mit graziösem Freimut anbot, beglückte ihn noch in der Vergangenheit. Er sah Tage hinter sich, Tage . . . ! Kopenhagen, das wahre Kopenhagen wäre erst gekommen. Dann aber fiel ihm ein, daß er seiner Begegnung mit Robert Waldgren noch gar nicht Erwähnung getan hatte. Der Verdacht, daß man Waldgren hier persönlich kannte und dem feinen Ironiker Peters Irrfahrt als willkommenes Sujet hinterbringen könnte, hatte es ihn verschweigen lassen. Jetzt aber war es ihm ganz gleich — er benützte den Gesprächsstoff und schilderte bis ins Kleinste, ein treues Porträt des Dichters liefernd, die wunderliche Bekanntschaft. Warum lachte man aber so stark dabei? Viel stärker, als der Humor der Geschichte eigentlich verdiente? Herr Söderberg wischte sich die Augen, Sigrid lehnte den weißen Hals weit über die Stuhllehne zurück und stieß die wohlklingendsten Lachtöne hervor. Karin sogar lachte fast erschrocken und schien mit holder Gutmütigkeit zu konstatieren, daß man in diesem Leben auch so lustig sein könne. Auf das fragend bestürzte Gesicht des Gastes hin klärte Herr Söderberg ihn auf. Robert Waldgren war ein intimer Freund seines Hauses. Der Gast, den man hier noch am Tisch erwartete, war kein anderer, als er. Jetzt gab Peter es auf. Er wunderte sich von nun an

über kein neues Abenteuer mehr. Er erwartete jeden Augenblick, daß auch die „bedeutende Porträtmalerin“ und die „Führerin der Frauenbewegung“ aus dem Café Bristol erscheinen würden. Auch hätte es ihn kaum gewundert, wenn Abraham Levy, der Pfandleiher aus der Bahnhofstraße, und Rita, die Sängerin von Livoli, eingetreten wären und vor versammelter Menge ein Pas de deux getanzt hätten. Ein törichter, großer, märchenhafter Kreislauf wurde ihm das Ganze. Ein Zauber- ring, der sich immer sofort wieder schloß, wenn man ihn eben aufgesprengt hatte. Und als Herr Robert Waldgren sich jetzt wirklich näherte mit seinem leisen, entzückenden Satyrlächeln, da ging der Deutsche dem Überraschten entgegen und schüttelte ihm emphatisch die Hand. Waldgren, der von Söderberg aufgeklärt wurde, fragte Peter sofort in seiner raschen Weise aus, wie es ihm seit ihrer letzten Begegnung in Livoli ergangen sei. Peter wurde rot, und Herr Söderberg, das alte Kind, machte bittende Augen, indem er den lachenden Mund spitzte. Da dachte Peter an den Weisheitspruch von den „Besten, die sich selbst zum Besten haben können“. Er erzählte alles. Es war sonderbar. Er brauchte von Rita, Himmel und Hölle, nichts zu verschweigen. Sigrid und Karin waren keine Schnattersheimer Mädchen, nicht einmal Karlsruher. Es hatte etwas eigentümlich Holdes, sie Dinge erfahren zu sehen, die der deutsche Moralbegriff aus ihrem Gesichtskreise gebannt hätte. Sie waren innerlich reif und hatten fast einen Altersschimmer im Herzen, diese blühenden Geschöpfe. Sie verstanden alles instinktiv, mit reinem, fernem Urteil. Sie konnten lächeln und lachen, Mensch sein, wenn Menschliches sich enthüllte. Peter aber wurde wie ihr Bruder. Konstantin Bischoffs Nefte gehörte zum Kreis. Der Dichter sah es, und ein lächelndes, freies Begreifen schützte ihn sofort vor Eifersucht. Größe war Robert Waldgren, dem gelenkigen Dandy, dem Modeergößen der Flachheit, inne, wenn es darauf ankam. Seine schwarzen, etwas schief gestellten Augen irrten in seiner Unrast von dem glücklichen Deutschen auf die lachende Sigrid hinüber, von Sigrid auf die bleiche Karin. Hier verweilten sie, und der Mund, der fast tierisch sein konnte, schloß sich jetzt zu zartester, gütigster Menschlichkeit.

Man hob die Tafel auf und ging aus der geräuschvollen Hitze in die frische Freiheit des Strandes hinaus. Weithin dehnte sich der blaue Sund. Silberne Wellentämme spielten mit Sonnenblitzen. Karin ging an Waldgrens Arm. Peter sah es, aber er fühlte es ohne Zögern als gewiß, daß der Dichter dem kranken Mädchen nur ein milder Freund und

Verater war. Als er in seiner keuschen Sprödigkeit, möglichst gleichgültig, Sigrid andeutete, wie hübsch er den Anblick der beiden fände, sagte sie mit dankbarem Aufleuchten: „Ja! Ohne Waldgren hätten wir Karin nicht mehr. Er hat sie ruhig gemacht. Sie hat keine Hoffnung, aber sie freut sich an dem, was ist.“

„Ist sie so leidend? . . . Weiß sie's?“

„Ja. Aber Robert Waldgren hat die Macht, ihr Wärme und Licht zu geben. Jeden Nachmittag kommt er aus Kopenhagen zu uns hinaus und beschäftigt sich stundenlang nur mit Karin. Er liest ihr vor. Er weicht sie in alles ein, was ihn beschäftigt. So täuscht er sie über das Schwerste hinweg, gibt ihr Wahn und schöne Träume. Er hat es mir selbst gesagt, daß der eigentliche Wert seiner Kunst für ihn darin bestünde, der letzte Arzt für Karin zu sein.“

„Das ist wundervoll . . . Das ist ja eigentlich mehr als alles, was wir anderen wollen k ö n n e n ! . . .“

„Es ist jedenfalls etwas Großes.“

„Nein, Fräulein Sigrid! Ein L e b e n erhalten, solch' ein Leben, mit seiner Kunst! Das ist das eigentlich Wahre!“

Sigrid schwieg. Sie wußte, daß ein Deutscher den Überschwang brauchte, etwas Höchstes und positiv Letztes, das er anbeten konnte. Auch gab sie ihm in diesem Augenblick recht, als sie den dunklen Gestalten nachsah, die langsam in der Farbenfülle des Nachmittags weiterschritten. „Kennen Sie Bücher von ihm?“ fragte sie leise.

„Kein einziges — ich schäme mich fast.“

„Lesen Sie ‚Sigrid und Karin‘.“

„Richtig! . . . Mein Gott, sind S i e das etwa!? . . . Mein Gott, der Irrgarten hört nicht auf!“

„Wie meinen Sie das? — Er hat meine Schwester und mich darin geschildert. Zu sehr beinahe. Nur geschildert, wissen Sie, mit feinen Augen. Ich liebe das Buch als Kunstwerk und habe doch Angst davor. Ich werde mich an einen Dichter nie gewöhnen können.“

„Wie hängt das eigentlich zusammen,“ fragte Peter nach einer Weile. „Er wollte mir in Kopenhagen seinen Namen nicht nennen, weil er bald einen a n d e r e n Namen tragen dürfe, der sein wahrer sei?“

Sigrid lächelte. „O, wissen Sie nichts von Robert Waldgrens Namenssuche?“

„Namenssuche?“

„Ja. Er hat in einer Chronik gefunden, daß er aus einer morga-

natischen Ehe des alten Herzogs Gyldeulöwe stammt, also von der vornehmsten Familie des Landes. Nun trachtet er seit Jahren danach, daß der König ihm das Recht, diesen Namen zu führen, verleiht. Waldgren von Gyldeulöwe. Viele lachen darüber. Ich aber verstehe es von ihm aus. Er ist ein großer Patriot und empfindet es leidenschaftlich ernst, nicht nur als Dichter ein Edler zu heißen. Es ist bei ihm keine Eitelkeit."

"Also darum! . . . Na, ich weiß nicht! Wir hätte er schon sagen können, daß er Waldgren heißt!"

Sie hatten wieder das Haus erreicht. Herr Söderberg begab sich hinauf, um der Ruhe zu pflegen, Waldgren folgte Karin in ihr Zimmer, wo er ihr vorlesen wollte. Ohne eigenes Zutun blieben Peter und Sigrid allein. Sie bezwangen eine leise Erregung, die sich unwillkürlich ihrer bemächtigte, durch den gemeinsamen Entschluß, eine Gartenpromenade zu machen. Der Tag war brütend heiß. „Der Wind hat sich gedreht,“ meinte Sigrid. „Es kann noch ein Gewitter geben.“

„Bei diesem klaren Himmel?“ fragte Peter.

„Ja . . . Das kommt schnell . . .“

Sie kamen durch eine schattige Kastanienallee in einen Teil des Gartens, den Peter noch nicht gesehen hatte.

„Wollen wir schaukeln?“ fragte Sigrid jetzt plötzlich mit kindlichem Lächeln. „Hier in der Nähe habe ich zwischen zwei uralten Bäumen eine prachtvolle Schaukel angebracht. Ich setze mich oft hinauf, wenn es so heiß ist, und lasse mich treiben. Es ist ein so stilles, beschauliches Glück und macht einen rasch zum Kinde, wenn man sich einbildet, Gott weiß wie erwachsen zu sein.“

Peter nickte und folgte ihr. Ein von hohen Bäumen umstandener, beschatteter Rasen war Sigrids Spielplatz. Sie prüfte die Stricke der Schaukel und schwang sich grazios hinauf. Peter, in dem der Schnattersheimer Spielkamerad erwachte, war es das größte Vergnügen, der Schaukel sanfte und doch energische Stöße zu versetzen, so daß die schlanke Sigrid weit in die Höhe und tief in die Tiefe flog. Sie jauchzte — wie entzückte ihn das. Er versuchte es immer von neuem dazu zu bringen, daß ihre Stimme so hell und klar, so sehnsüchtig schönheitsbang, wie ein Vogel, tönte. Sie streckte sich in ihrer ganzen gertenhaften Schlankheit, und die feinen Füße hielt sie sorglos gespreizt. Immer weiter schaukelte der starke, deutsche Bär das feine Dänenkind. Bis sie atemlos um Anhalten bat, und ihr anmutiger Gerechtigkeitsinn forderte, daß nun auch er die Freuden des Schaukelns erführe. Er schwang sich hinauf, und sie tat ihm

jetzt den Dienst, zu stoßen und aufzumuntern, mit nicht geringerem Eifer. Der stille Garten hallte von dem hellen Gelächter der jungen Menschen wider.

„Werden wir auch Ihren Herrn Vater nicht stören?“ fragte Peter plötzlich besorgt.

Sigrid nickte. „Das könnte sein! Jawohl! Wir wollen lieber aufhören! Bleiben Sie ruhig oben sitzen! Hat es Ihnen gefallen?“

Peter saß nachdenklich auf dem Brett, mit den Händen die Stricke umspannend, und ließ die Beine baumeln. Lächelnd sah er auf die erhitzte Sigrid nieder. „Die Schaukel ist ein Symbol für mich,“ sagte er dann langsam. „Für andere Leute wahrscheinlich auch. Aber für mich besonders. Wenn ich mir alles ins Gedächtnis zurückerufe, was ich auf meiner Reise bisher erlebt habe. Bald hoch oben, bald tief unten — bald: was kostet die Welt?, bald: wer leiht mir einen Groschen! Gott im Himmel! Es ist wunderbar! Aber wissen Sie, Fräulein Sigrid, was ich fürchte?“

„Nun, was denn?“ fragte sie, die Hände im Rücken gefaltet, während sie ernst und klar zu ihm empor sah.

„Daß — daß der Ruhepunkt, die Mitte, mein' ich, die doch schließlich nötig ist, nicht in der Höhe, sondern unten liegt.“

„Der Ruhepunkt? . . . Ja, ja . . . Aber nicht das Glück und nicht das Schöne! . . .“

Er schwieg, er sah sie bewundernd an. Er sah nur noch Sigrid. Sie fühlte, daß er ihr recht gab. Nach einer Weile schritten sie dann wie spielmüde Kinder dem Hause zu.

„Ich würde Ihnen gern meine Bilder zeigen,“ sagte Sigrid. „Ich male nämlich auch. Haben Sie Lust dazu? Bitte, sagen Sie es ganz offen — ich bin nie gekränkt in solchen Dingen.“

Anfangs war Peter etwas besorgt. Er hatte nun einmal eine trotzige Boreingenommenheit gegen malende Damen. Dann aber war er doch zu neugierig und ging mit. Sigrid hatte in einem Wirtschaftsgebäude ein geräumiges Atelier. Er besah ihre Bilder und war verblüfft, so strenge, fast männliche Arbeiten zu finden. Nichts von der zarten, blonden Sigrid. Alles Wille, ohne Eitelkeit, ohne Traum. Fast auch ein wenig ohne Glanz. Diese Bilder erinnerten ihn lebhaft an die eigenen aus der Schnattersheimer Periode.

Sigrid sah ihn nachdenklich werden und sagte rasch: „Mir gefällt jetzt auch nichts mehr davon! Es ist nur Arbeit!“

„Das ist schon was . . .“

„Etwas Unentbehrliches, ja. Aber ich möchte jetzt Weicheres, Freieres, Froheres malen! Farben will ich mir erobern!“

„Ich auch!“

„Sie auch? . . .“

„Gewiß! Mir ging es ganz ähnlich, wie Ihnen. Aber seitdem ich in Dänemark bin, fühle ich, daß ich ein anderer werden muß. Mein nächstes Bild wird, das schwör' ich hiermit feierlich, die Schaukel im Garten! Und Sie darauf, wenn Sie Lust haben!“

„Gern!“ Sigrid trat zum Fenster. „Aber in dieser Stimmung lieber nicht. Es kommt ein Gewitter. Hören Sie? Es pfeift und singt schon! O, es wird wundervoll! Wollen wir rasch zum Strande hinunter?!“

Peter war dabei. Sie warfen Ledermäntel um und trabten, von aufgewirbeltem Seesand umprickelt, in die tosende Freiheit. Kein Mensch war jetzt am Strande. Die Hoteleleganz verfrachtete sich in ihre Zimmer. Waldgren, der Dichter, saß immer noch bei Karin und las ihr aus seiner Tragödie vor. Maler und Malerin aber, lachend und beglückt, liefen an dem ungeheuren Rauschen entlang und fürchteten mit wilder Lust nicht den Regen, der niederprasselte, nicht die Blitze, die rötlich aus Wolkenklüften fuhren, nicht den Donner, der unaufhörlich brüllte. Sie fürchteten sich nicht. Sie erlebten alles. Plötzlich aber blieb Sigrid stehen, stützte sich auf Peters Arm und deutete erbleichend auf die sturmgraue See hinaus. „Dort!“ rief sie heiser. „Dort!“

„Was denn, Fräulein Sigrid?!“

„Die Duben vom Gärtner sind wieder draußen! Die Schlingel! Das Wetter hat sie überrascht! Sie können nicht zurück!“

Jetzt erkannte Peter, worauf ihr bebender Finger deutete. Sehr weit hinaus, zwischen schaukelnden Wasserbergen, kämpften zwei unvorsichtige Schwimmer. Sie kamen immer mehr vom Strande ab. Man sah es. Sie schrieken wahrscheinlich jämmerlich — man konnte es nur im Losen der Elemente nicht hören.

„Gott, lieber Gott!“ flüsterte Sigrid. „Niemand weiß es! Der arme Vater! Bis wir Leute holen, sind sie fort!“

Peter antwortete nicht. Er warf den Mantel ab, hierauf noch Gabriels, des Kammerdieners, Feiertagsrock, und im Nu hatte er auch die Stiefel von den Füßen. Jäh entschlossen stapfte er mit seinen starken Beinen in die Flut. Er kannte die Richtung. „Bad Nummer zwei! Ganz schön!“ durchfuhr es den Erhöhten in diesem Moment, trotz aller

Gefahren. Sigrid starrte ihm nach, bittend, segnend. Jetzt war er schon weit. Wie er kämpfte! O, ein Deutscher! Bald verschwand er zwischen Wasserbergen, bald ragte wieder sein blondes Haupt. Und endlich — „Er hat sie!“ schrie Sigrid und sank in die Kniee.

Da kam schon der Retter. Göttlich behütet kam er durch die Flut zurück. An jeder Hand führte er ein halb ohnmächtiges Kind. Er gab die Buben dem Vater, der mit Hunderten inzwischen herbeigestürzt war. Dann befah er sich selbst lachend.

„Wieder mal reparaturbedürftig!“ Sigrid brachte ihn rasch ins Haus.

*

*

*

Eine Ohnmacht hatte den starken Peter doch gefällt. Von welcher Erregung sie stammte, wußte er nicht. Erschöpfung, Sehnsucht, Liebe? — Kurz, sie war da. Doch als er jetzt nach mehreren Stunden erwachte, neigte Sigrid sich über ihn, war Sigrid in dem nachtdunklen Zimmer mit ihm allein und sprach die folgenden Zauberworte: „Was Sie getan haben, ist mehr, als durch Kunst ein Leben erhalten. Ja. Es ist mehr. Ich verehere Robert Waldgren, aber Sie habe ich lieb.“

Wie wunderbar! . . . Das Schaukelspiel! . . . Er träumte wohl wieder . . .

„Staunen Sie, daß ich es sage?“ fragte die Dänin und hatte Tränen in den ernstesten Augen. „Man muß doch ehrlich sein. Oder bin ich Ihnen gleichgültig?“

„Ich staune,“ flüsterte Peter. „Ich bin noch immer auf der Schaukel. Aber es ist Wahrheit — ja — hier im Norden ist die Schönheit immer Wahrheit. Laß mich bleiben.“

„Laß mich bleiben!“

„Sigrid!“

*

*

*

Der Zauberring hatte sich geschlossen. Jetzt offenbar für lange. Peter kam es sogar in diesen leuchtenden Tagen vor: für immer. Die großen Glücksfälle hatten noch kleine in der Gefolgschaft. Von Tante Linda kam ein Brief. Das Geld, das darin lag, machte Peter nicht den leisesten Eindruck — aber die freie, liebenswürdige Auffassung der alten Schnattersheimerin für seine Abenteuer, die aus dem Begleitschreiben Klang, entzückte seinen Familienstolz. Und dann — sein Koffer, sein ein-

samer Koffer vom Berliner Bahnhof war wieder da, und Mutters Siegelring natürlich auch, bei Abraham Levy pünktlich eingelöst. Kopenhagen aber wurde jetzt erst wirklich Kopenhagen. Mit seiner holden Braut am Arm, selbstsicher, ein halber Däne, schritt Peter durch die Døstergade. Schon bei der ersten Promenade vertraute er Sigrid an, welchen Schabernack Onkel Bischoff ihm in bezug auf ihre Person gespielt habe. Sigrid Pummernickel von vor 15 Jahren! Die wahre Sigrid lachte von Herzen darüber und freute sich wie ein Kind darauf, den treuen Freund des Vaters bei der Hochzeitsreise aufzusuchen. Als das Brautpaar an diesem Abend in Waldgrens Gesellschaft nach Marienlyst zurückkehrte, brachte Herr Söderberg ihnen ein Telegramm entgegen, Onkel Bischoffs Antwort auf Peters Verlobungsnachricht. Der vergnügte Alte wollte es selbst vorlesen, doch Karin, plötzlich belebter, als je, nahm es ihm ganz resolut aus der Hand und las mit zitternder, erhobener Stimme: „In Schnattersheim großes Erdbeben vor Jubel. Schnatter fließt rückwärts. Tante Linda und ich grüßen alle. Es lebe Peter, der Entdecker, und Sigrid, die ihn sehen lehrte.“

Gustav Falke: Die beiden Spieler.

Auf den Tisch schlägt Christoph Buchwald: „Es gilt!“
Sei, wie die beinernen Glücksjäger tanzen!
Detlev Brockdorffs hämmernde Stirnader schwillt,
Seine Blicke sind wie saugende Wanzen.
Acht Augen? Nicht mehr? Christoph Buchwald wird blaß:
Der Teufel warf das!
Acht Augen nur? — Detlev Brockdorffs Hand
Wägt schüttelnd die Würfel. Die rasseln so eigen.
„So werft doch!“ — Schweigen. —
„Neut's Euch?“ — — „Pah! — —
— — „Da!“ — —
Wie ein Wetter hagelt's. „Sieben!“ — Verloren!

Kalkweiß wird Detlev Brockdorff jetzt.
Christoph Buchwalds herrische Augen höhnen.
Ihr Höchstes haben sie eingesezt:
Den Söhnen galt es, den eigenen Söhnen!
Ihr eigen Blut verspielt, verzecht!
Detlev Brockdorff warf schlecht!
Sieben Augen nur! Sein fingernder Griff
Fiebert am Dolch. Die Zähne blecken.
Detlev Brockdorff läßt das Messer stecken.
Edelmannswort! —
Mord?
Wer sagt das? Ehrliches Spiel war's! Verwürfelt!

Detlev Brockdorffs flachshaariger Knabe schreit,
Daß die Gänse im Stall schrecken und scheuen.
Detlev Brockdorffs Rod ist von Blut bespeit.
Jetzt geht Detlev Brockdorff in einem neuen.
Wer schilt Detlev Brockdorff? Die Schuld ist bezahlt.
— Christoph Buchwald prahlt
Und krümmt wie zum Würfeln die hohle Hand:
„Fortunas Nest!“ — In der Totenkapelle
Drennen sieben große, helle
Kerzen am Sarg.
Karg
War das Becherglück immer dem Detlev Brockdorff.

Ernst Otto Modnagel: Die Entwicklung des deutschen Liedes von Richard Wagner bis Hugo Wolf.

§ I u §.

Der Vortritt in dieser Reihe gebührt dem Meister, der heute fast unbestritten als Führer der musikalischen Moderne gilt und auch seit einigen Jahren an der Spitze unserer wirtschaftlichen Interessenvereinigung, der „Genossenschaft deutscher Tonsetzer“ steht. Ich meine natürlich *Richard Strauß*. Daß dieser ebenso kühne wie geniale Tonbildner heute Mode ist, das darf man ihm nicht zur Last legen. Es gehört zu den unberechenbaren Kapricen des vielköpfigen Omnivoren Publikum. Und warum soll dieses respectable Ungeheuer nicht auch einmal zur Abwechslung einen Straußenmagen haben?! Soviel ist sicher: bequem gemacht hat Strauß sein Modewerden weder sich noch — seinen Hörern.

Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt, wie männiglich bekannt, auf dem Gebiet der Sinfonik. Als Orchesterkomponist gelangte er schon in sehr jungen Jahren zur allgemeinen Anerkennung, und auf dieser seiner eigensten Domäne erwies er sich denn auch früh schon als Pfadfinder und Bahnbrecher. Jetzt hat sein Entwicklungsweg ihn zu so schwindelnden Höhen geführt, daß man in seinem und der Kunst Interesse ihm nur wünschen möchte, völlig — *schwindelfrei* zu bleiben. Durch das gesamte Schaffen dieses geistreichen und virtuosen Künstlers geht ein gewisser Zwiespalt, der am deutlichsten in seiner Lyrik zutage tritt. Vieles in seinen Werken erscheint allzu sehr *g e s u c h t*, und dem steht anderes gegenüber, das allzu leicht *g e f u n d e n* scheint.

Gar manche Einzelheit in der Orchestermusik von Richard Strauß ist so gewagt, daß sie selbst radikalsten Musikern unverständlich bleibt und nur von denen für Musik ausgegeben werden kann, die vor jeder Note aus der Feder des einflußreichen Künstlers Rotau machen. Aber doch verfällt der Tonbildner recht oft auch ins entgegengesetzte Extrem;

E. D. Modnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

alles technische Raffinement bringt dann nur noch deutlicher zum Bewußtsein, daß es nur Maske, nur Pose ist, durch die Alltäglichkeiten sich interessant machen wollen. Allerdings glaube ich, daß Hugo Wolf das Kind mit dem Bade ausschüttete, wenn er in einem Briefe an mich Strauß als unecht und als „mediokre Erscheinung“ hinzustellen suchte und mir meine Bewunderung des Straußschen Schaffens tadelnd vorhielt. Man braucht nicht blind zu sein gegen die Schattenseiten des neuesten Hofkomponisten, den Vorzügen seines eminenten Könnens und seiner gewaltigen Gestaltungskraft braucht man gleichwohl darum nicht ungerecht zu werden.

Auch in der Lyrik von Richard Strauß sind seine lebenswürdigsten und gefälligsten Gaben nicht die eigenartigsten. Wo seine Melodik am üppigsten quillt und am sanglichsten, da fließt seine Erfindungskraft oft am spärlichsten; wo er andererseits in Stimmungsausdruck und Erfindung am interessantesten charakterisiert, da ist seinen Werken oft gar nicht mehr mit dem Maßstab der musikalischen Logik beizukommen.

Sehr häufig hört man einen anderen modernen Lieddichter mit Strauß in einem Atem nennen, der auch sein persönlicher Freund ist; und dennoch wird man schwer größere künstlerische Gegensätze finden, als zwischen dem eben charakterisierten Straußschen Stil und dem künstlerischen Ausdruck der Individualität Max Schillings'.

Auch in dieses Künstlers Schaffen liegt der Schwerpunkt auf anderem Gebiete, als dem lyrischen. Aber auch in seinen musikalisch reichen reifen Tondramen offenbart sich Schillings als der geborene Gesangskomponist. Wenige haben in gleichem Maße, wie er, den Sinn für die große gesangliche Linie. Er ist der geborene Pathetiker, und dazu bestimmt ihn ein Wesenszug seiner Persönlichkeit, der auch sein ganzes künstlerisches Schaffen unverkennbar beeinflusst: Max Schillings ist in jedem Wort und in jedem Takt Aristokrat. Vornehm bis zur Exklusivität ist auch seine Musik. Bei oberflächlicher Kenntnis könnte man seine Melodik für kalt halten; aber wenn man in seinen Stil sich eingelebt hat und Ohren für seine Persönlichkeit hat, dann wird man auch die Warmblütigkeit und edle Schönheit dieser Tonsprache erkennen. Freilich muß man zuvor eine gewisse Sprödigkeit der Ausdrucksweise überwunden haben.

Die Eigenart des Schillings'schen Schaffens findet ihren typischen Ausdruck in einem technischen Zug, der sich allmählich immer deutlicher herauszubilden scheint. Wenn ich dieses Detail als „absolute Wechsel-

Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

note“ oder als „enthymematische Harmonieverbindung“ zu bezeichnen versuche, so sind das zunächst nur Worte. „E n t h y m e m“, so nennt die Logik einen Schluß, bei dem ein Glied unausgesprochen bleibt, also im Geist, *év δόμῳ*, ergänzt wird. Tritt statt eines der Töne eines Akkords dissonierend die nächst höhere Tonstufe ein, so haben wir eine sogenannte Wechsellnote. Diese strebt nun nach dem Ton, den sie verdrängt hat, und macht sein Eintreten zum logischen Bedürfnis. In der harmonischen Ausdrucksweise, die sich im allmählichen Verlauf des Schillingschen Schaffens entwickelt hat, tritt die Erfüllung dieses Auflösungsbedürfnisses nicht mehr wirklich ein, sondern der logisch notwendige Ton muß von dem Hörer hinzugebracht werden. Darin liegt ein weitgehender Verzicht auf schon oft Dagewesenes, und dieser Zwang zur Mitarbeit übt einen eigenartigen Reiz auf den Hörer aus.

Die Aufgabe meines Themas kann ich nun keinesfalls darin sehen, die Regionen der liedertkomponierenden Mitmenschen vorzuführen. Nicht einmal diejenigen darunter, die sich als Moderne und Übermoderne fristieren, sollen auch nur mit annähernder Vollständigkeit aufgezählt werden. Wenn meine Definition des modernen Künstlers zutrifft, so ist unter ihm der individuell Schaffende zu verstehen, der ehrlich und nativ seiner persönlichen Eigenart gehorcht. Und nur eine Reihe in diesem ernstesten ethischen Sinn Moderne sei als die typischen Vertreter der nachwagnerischen Lyrik vorgeführt.

Den beiden Großen, die ich bereits in knappen Strichen zu kennzeichnen gesucht, läßt sich ein jüngerer Lieddichter anreihen, der erst in allerletzter Zeit die gebührende Anerkennung gefunden. Und doch existieren eine Anzahl bedeutender lyrischer Gaben von ihm schon etwa ein Jahrzehnt, und vor zehn Jahren bereits habe ich versucht, seinem Schaffen die Beachtung weiterer Kreise zu erwecken. Es ist *D o s t a r F r i e d*, der seit den letzten Jahren sogar ein maßgebender Faktor im Berliner Musikleben geworden ist.

Frieds Lyrik wohnt ein großer melodischer Zug inne und ein ausgeprägter Sinn für das Dekorative, der sich namentlich in den mächtigen Steigerungen seines Operntorjos „Die vernarrte Prinzess“ kundgibt. Das Schwärmerisch-Sinnliche seiner Kunst entfaltet sich in seiner üppigen Harmonik und in dem leuchtenden Kolorit nicht nur seines Orchesterfasses, sondern auch seiner Klavierbegleitungen.

*

*

*

E. D. Rodnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

Die bisher erwähnten Künstler sind eigentlich nur nebenher auch Lyriker. Ihre Hauptbedeutung liegt auf anderen Gebieten. Wir wenden uns jetzt zu einer Gruppe von Lieddichtern, deren Schaffen hauptsächlich oder ausschließlich im Boden der Lyrik wurzelt.

Der Bedeutendste von ihnen ist zugleich am wenigsten bekannt; zum Teil erklärt sich das aus dem Umstand, daß er, obwohl schon im fünften Lebensjahrzehnt stehend, erst zwei schwächliche Liederhefte veröffentlicht hat, denen demnächst nur zwei weitere folgen sollen. Aber schon diese zehn Lieder weisen **Georg Stolzenberg** einen Platz in der vordersten Reihe an. Viel bekannter ist dieser Wort- und Lieddichter auf literarischem Gebiet geworden, und um seine Bedeutung richtig zu erkennen, müssen wir ihm einen Augenblick auf das literarische Gebiet folgen. **Georg Stolzenberg** trat — lange nach seinen Studienjahren — zuerst an die Öffentlichkeit mit zwei Bändchen lyrischer Gedichte. In diesen schloß er sich mit feinstem rhythmischen Gefühl den neuen Formbestrebungen an, die **Arno Holz** in seinen *Fantasus*-Bändchen zuerst betätigt und in seiner „*Revolution der Lyrik*“ ästhetisch begründet hat. Diese Poesien sind von vielen verständnislos verlacht worden, namentlich wegen ihrer typographischen Anordnung. Im übrigen hielt man sie für *formlos*, weil die Form anders war, als die gewohnte. In Wirklichkeit hat **Arno Holz** für die Form der lyrischen Poesie genau das nämliche getan, was **Richard Wagner** für die Form der Gesangmelodie getan, also gerade das, worin **Wagner** für die moderne Gesangsmusik, wie wir sahen, befruchtend geworden ist. Auch **Arno Holz** hat die schematische äußerliche Form durch eine verinnerlichte ersetzt, hat den standierten Rhythmus eines prosodischen Schemas ersetzt durch den unendlich feinergliedrigen Rhythmus der Sprache. Diese Revolution der lyrischen Form konnte nur einem Formvirtuosen, wie dem *Dafnisdichter* gelingen, und durch die kühne und doch so natürliche Neuerung hat er nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Musiker **Georg Stolzenberg** erst die Zunge gelöst. In seiner Gesanglyrik räumt denn auch naturgemäß **Stolzenberg** den Poesien von **Holz** einen breiten Raum ein.

Ein weiteres Verdienst des Künstlers wird von ihm selbst wohl doch zu hoch bewertet: das grundsätzliche Bevorzugen der neuen Poesie. **Stolzenberg** hat für **Hugo Wolf** harte Tadelsworte, daß er nur ältere, bereits beglaubigte Dichter in Musik gesetzt habe. Und dieser Tadel ist doppelt ungerecht. Einmal ist es undankbar, zu vergessen, daß **Hugo**

Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

Wolf der deutschen Nation einen ihrer größten lyrischen Dichter eigentlich erst geschenkt hat, indem er den halbvergessenen **E d u a r d M ö r i k e** ans hellste Tageslicht zog. Und dann müssen wir uns fragen: wen fand denn Wolf v o r von modernen lyrischen Dichtern? Mit **Liliencron** war er ja persönlich befreundet; aber die musikalische Ausbeute von dessen Schaffen hätte doch nur äußerst gering sein können. Die meisten komponierten Gedichte **Liliencron's** widerstreben ja geradezu der Musik. **R i c h a r d D e h m e l** fing gerade erst an, die Beachtung künstlerischer Kreise auf sich zu ziehen. Selbst von **Arno Holz** existierten kaum nennenswerte Ansätze wirklicher Lyrik im „Buch der Zeit“. Und seine Antipoden, die Gruppe um **S t e f a n G e o r g e**, **W o l f s k e h l** und **S o f m a n n s t h a l**, verschmähten es damals noch, mit den feinziselierten Geschmeiden ihrer graziösen Goldschmiedekunst in den rauhen Lärm der Öffentlichkeit herabzusteigen. Aber für Wolf waren die besten und echtsten unter den großen Lyrikern gerade gut genug.

Das **l i t e r a r i s c h e** Verdienst der Liedkompositionen von **Stolzberg** besteht darin, daß er den tiefen Stimmunggehalt **Holz'scher** Fantasus-Gedichte zum Klingen brachte. Eine seiner schönsten lyrischen Gaben hat sogar als Text eines der vor anderthalb Jahrzehnten meist belächelten Gedichte „Draußen die Düne“, das damals den **Holz'schen** Bestrebungen den Spottnamen „Depefchenlyrik“ eingetragen hatte.

Ich würde es für falsche Bescheidenheit halten, wenn ich in diesem Zusammenhang die Tatsache verschweigen wollte, daß auch ich mich der Veröffentlichung eines runden Hunderts von Liedern schuldig gemacht habe, die ich, wie bereits erwähnt, als lyrische Rezitative bezeichnet habe. Mein stilistisches Ziel besteht in prägnantem Stimmungsausdruck und einfacher klarer Melodik, für die ich aber einwandfreie Prosodie anstrebe. Da ich aber nicht nur in der Melodik, sondern auch im Harmonischen nach Einfachheit und Klarheit strebe, so hat man mich schon manchmal reaktionärer Tendenzen geziehen, von denen ich mich frei weiß.

Ein **a p a r t e r**, feinsinniger Stimmungskünstler ist **M a x M a r s c h a l l**, in dessen Liedern oft ein französisches Arom bemerkbar wird, das ihnen einen delikaten, fast pikanten Beigeschmack gibt. Am deutlichsten zeigt sich seine Eigenart in Liedern, deren Stimmung eine nervöse Sensibilität, eine decadente Note zur Voraussetzung hat. Insbesondere sind seine Gesänge zu **Girauds** „**Pierrot lunaire**“ kennzeichnend für seine Art.

Die Reihe der Lyriker im engeren Sinn will ich abschließen mit



UND
UND
UND
Jahrgang
1908

L. Fahrenkrog:
Es ist vollbracht.



E. D. Modnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

einem Künstler, der eigentlich ganz abseits steht von allen Genannten. Als Pianist ist **K o n r a d A n s o r g e** wohl bekannt, und man stellt ihn mit Recht in das Vordertreffen unserer großen Reproduktiven. Seine stark ausgeprägte künstlerische Individualität stempelt ihn zu einem der feinsten Stimmungskünstler unter den heutigen Klavierspielern. Während aber sein Spiel bei aller Nervosität feinsten Stimmungsausdruckes immer Rückgrat behält und männliche Energie zeigt, ist sein lyrisches Schaffen fast zerfließend in Stimmungen. Diese Wirkung als abstrakte Stimmung würden seine Lieder wohl in geringerem Maße ausüben, wenn es Ansoerge nicht etwas an konkreter, starker musikalischer Erfindung fehlte. Da aber Melodie und Form in der Musik nicht zu trennen sind, so wirkt vieles von Ansoerges Lyrik formlos. Was ihn aber ganz besonders in technischen Gegensatz zu allen anderen Lyrikern zwischen Wagner und Wolf stellt, das ist sein konsequenter Verzicht gerade auf die technische Errungenschaft Wagners, aus der die ganze Lyrik der letzten Entwicklungsperiode erst entsprossen ist. Die gesangliche Deklamation ist es, in deren Behandlung Ansoerge seinen eigenen Weg anscheinend plan- und grundlos geht. Und mir scheint, daß er so weder das Gedicht, noch seine Musik zu wahrhaft künstlerischer Wirkung gelangen läßt. Da er aber namentlich unter den Angehörigen anderer Kunstgebiete einen großen esoterischen Anhängerkreis besitzt, der sogar in Wien schon einen Ansoergeverein begründet hat, so durfte ich sein Schaffen nicht mit Stillschweigen übergehen.

Die Künstler, die wir bisher in ihrem lyrischen Schaffen betrachtet haben, waren in ihrer Individualität, in ihrer musikalischen Physiognomie sehr stark voneinander unterschieden; aber eines war ihnen allen gemeinsam: ihre psychologische Beziehung zum Gedicht, und wir sind uns darüber klar geworden, daß sie alle das Gedicht als Anlaß nehmen, sich selbst die eigene musikalische Stimmung zu entladen. Die Musik war das Primäre, das Gedicht wurde mehr zum zufälligen Anlaß. Dieser subjektiven Lyrik steht, wie wir bereits sahen, eine andere Art des psychologischen Verhaltens zum Gedicht gegenüber: der objektive Lyriker hat nicht das Streben, sich selbst vermittlems des Gedichtes zum Ausdruck zu bringen. Vielmehr ist ihm das Gedicht künstlerischer Zweck, und sein Streben ist, dessen Stimmunggehalt zu gesteigerter Wirkung zu bringen vermittlems seines musikalischen Ausdrucksvermögens. Der so schaffende Lyriker steht zu den Gebilden des Dichters in ähnlichem Verhältnis, wie der Fondramatiker zu den Personen des Dramas.

Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. D. Modnagel

Unter den namhaften Lieddichtern unserer Tage sind es nur zwei, die in der geschilderten Weise objektiv dem Dichter geben, was des Dichters ist, und so die dominierende Rolle der Poesie in der Vokalmusik respektieren, in dem Sinne, in dem Richard Wagner diese Vorkherrschaft der Poesie vor der Schwesterkunst ästhetisch stabilisiert hat.

Der ältere dieser beiden in ihrem Schaffen einander verwandten Künstler ist Arnold Mendelssohn, der seit kurzem bereits in die zweite Jahrhunderthälfte seines Lebens eingetreten ist. Mendelssohns Schaffen gravitiert nach der Bühne, und für seine drei bisherigen Lieddramen wird sicherlich die Zeit noch kommen, bisher waren's nur widrige Nebenumstände, die ihm den Weg zur Anerkennung versperrten. Schneller ist seiner Lyrik der Erfolg in Haus und Konzertsaal erblüht, und auch seine Chorwerke erfreuen sich steigender Anerkennung. Wie bei den psychologischen Quellen seines lyrischen Schaffens zu verstehen, gewährt die lange Reihe seiner Lieder das Bild reicher Vielseitigkeit. Ungewöhnlich stark entwickelt ist in Arnold Mendelssohns Schaffen der Humor. Mit fester Sicherheit trifft das Shakespearesche Ständchen das Stimmungsgemisch aus Frivolität, Lüsterheit, Zynismus und Sentimentalität. In dem Lied vom faulen Schäfer hat der Komponist das Symbol eines ganzen schlafmüßigen Philisterlebens gegeben, während der „Tanz unter der Linde“ mit fast zugreifender Naivetät sich wirklich volkstümlich lustig gibt und sozusagen die Trivialität zu stilisieren weiß. Unter den vielen Seiten der Mendelssohnschen Lyrik fehlt nur eine fast vollständig, die Sentimentalität. Alles strömt von gesunder Kraft und urwüchsiger Frische. Dabei fließt ihm der Vorn melodischer Erfindung in sprudelnder Fülle.

Den zweiten und größten Meister der objektiven Lyrik brauche ich kaum mehr zu nennen. Es ist Hugo Wolf, der reichste an musikalischer Erfindung und an Vielseitigkeit des Stimmungsausdrucks. Über diesen größten Liedermeister, den die Kunstgeschichte seit Schubert, oder eigentlich überhaupt besessen, brauche ich mich nicht mehr weiter zu verbreiten. Wir alle haben das beschämende Schauspiel mit erlebt, wie vom Todestage dieses fast unbekannt gestorbenen Genies ab seine Kunst den Siegeszug durch die ganze Kulturwelt antrat. Den Lieddichter speiste man mit Pfennigen ab für die Kunstschätze, die man nach seinem Tode mit einem Vermögen aufwog. Für dieselben Lieder, die ihm in fünf Jahren 88 Mark 35 Pfennige einbrachten, zahlte man kurz nach seinem tragischen Ende 200 000 Mark an seine Erben aus.

E. D. Nodnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

Sein wunderbares Schaffen ist heute so allgemein bekannt, daß ich bei seiner Charakteristik nicht zu verweilen brauche, und der Rest ist Schweigen. Denn von den Lyrikern, die nach Wolf in den letzten Jahren neu erschienen und alle als neue Heiländer ausposaunt worden sind, ist nicht einer wert, dem Meister die Schuhriemen zu lösen. Da man aber in Angst ist, wieder einmal den Messias zu verpassen, so stürzt sich jetzt Presse und Publikum auf jeden neuen Mann und ruft ihn als Genie, als Erben Wolfs und dergleichen aus. Ein näheres Eingehen auf diese Modegenies würde nur einen unerfreulichen Abschluß und Ausblick gewähren. Darum zog ich es vor, nur von der Entwicklung des Liedes bis zu Hugo Wolf eine flüchtige Skizze zu entwerfen.

Ludwig Fuld: Staatlicher und gesellschaftlicher Rechts- schutz.

Das Verhältnis zwischen staatlichem und gesellschaftlichem Rechtsschutz ist auf den verschiedenen Entwicklungsstufen der Staaten und Völker ein verschiedenes; je weniger der Staat entwickelt ist, um so bedeutungsvoller im Allgemeinen der gesellschaftliche Rechtsschutz, je mächtiger der Staat, um so mehr tritt der gesellschaftliche Rechtsschutz hinter den staatlichen zurück. Hiermit hängt es unmittelbar zusammen, daß der Staat, sobald er zu dem machtvollen Gebilde geworden ist, auf welches der Staatsbegriff im eigentlichen Sinne hinweist, sich gegen den gesellschaftlichen Rechtsschutz durchaus ablehnend verhält. In der Überzeugung, daß die Wahrung des Rechtsschutzes und der allgemeinen Ordnung mit seine oberste und wichtigste Aufgabe bildet, und daß die Erfüllung dieser Aufgabe zugleich sein Hoheitsrecht bedeutet, kann sich der Staat mit der umfangreicheren Wahrung des Rechtsschutzes seitens der Gesellschaft nicht befreunden, er erblickt in der Gesellschaft insoweit einen Rivalen und betrachtet den gesellschaftlichen Rechtsschutz unter dem Gesichtspunkt eines Eingriffs in seine Rechte. Indessen bildet dieser Erfahrungssatz keineswegs eine ein für allemal geltende und keiner Änderung unterworfenen Norm, welche bei allen Völkern gleichmäßig zur Anwendung gelangen würde, das Gegenteil ist der Fall. Die Geschichte ist gerade nicht arm an Beispielen dafür, daß auch in Zeiten, in welchen der Staat auf der Höhe der Machtfülle stand, die Tragweite und Bedeutung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes eine keineswegs geringe war, und gerade die Gegenwart ist wohl geeignet, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren. Es kann füglich nicht bestritten werden, daß der heutige Staat, zum mindestens bei den germanischen Völkern, eine Machtfülle besitzt, die an die Zeiten der antiken Staaten einigermaßen erinnert; bei den romanischen Völkern ist dies allerdings zum Teil anders, hier zeigt die Entwicklung

L. Fulb: Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz

des XIX. und vielleicht in noch höherem Maße diejenige des XX. Jahrhunderts, daß der Staat mehr und mehr von seiner Machtvollkommenheit an die Gesellschaft etwas abgibt, daß er der Gesellschaft das eine und andere Gebiet überläßt, das er vormals vor dem Ein- und Ubergreif der Gesellschaft in eifersüchtigster Weise hütete. Die Entwicklung des französischen Staates seit den Zeiten, in welchen der erste Napoleon gewillt schien, die römische Universalmonarchie in andern Formen zu begründen, bis zu der Gegenwart, in welcher der vormals so gefestete Staat selbst an der Stelle Risse und Sprünge zeigt, an der man dies am wenigsten hätte glauben sollen, kann in dieser Beziehung als ein besonders lehrreiches und beweiskräftiges Beispiel angesehen werden. Ob es sich hierbei um eine vorübergehende oder eine dauernde Erscheinung handelt — die letztere Annahme würde mit der vielfach verbreiteten Auffassung im Einklang stehen, daß die romanischen Staaten in die Periode des Greifenalters eingetreten seien — kann dahingestellt bleiben; jedenfalls befindet sich der Staat in Deutschland im Besitze der vollen Machtfülle, und trotzdem läßt sich die Tatsache nicht bestreiten, daß die Bedeutung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes sich nicht vermindert, sondern eher verstärkt hat. Ein vielversprechender, der Wissenschaft zu früh entrissener junger Gelehrter, Walter Nothnagel, hat vor fast einem Jahrzehnt die Ergänzung der staatlichen Exekution durch die gesellschaftliche Exekution, welche seitens sozialer Interessengruppen ausgeführt wird, in interessanter und anziehender Weise behandelt,^{*)} er ist dabei insbesondere auf das psychologische Moment bei der Exekution eingegangen und stellt den mechanischen Zwang, den der Staat durch seine Exekution ausübt, dem psychologischen Zwang entgegen, richtiger gesagt gegenüber, welchen die Gesellschaft durch die von ihr vermittelt sozialer Interessengruppen betätigte Exekution anwendet. Die Exekution der Gesellschaft ist mit dem gesellschaftlichen Rechtsschutz natürlich nicht identisch, der Rechtsschutz ist der weitergehende, die Exekution der engere Begriff und insoweit ist zwischen dem Staat und der Gesellschaft kein Unterschied, mit andern Worten, das Verhältnis zwischen staatlichem Rechtsschutz und staatlicher Exekution ist das gleiche wie zwischen gesellschaftlichem Rechtsschutz und gesellschaftlicher Exekution. Wie der Staat vielfach den Rechtsschutz verwirklichen kann, ohne daß

^{*)} Nothnagel, „Exekution durch soziale Interessengruppen“ (Wien, Alfred Hölder, 1899).

Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz L. Fulb

es der Exekution bedarf, so auch die Gesellschaft. Seit der Veröffentlichung der Arbeit Nothnagels ist der gesellschaftliche Rechtsschutz in Deutschland intensiver geworden und — dies ist von besonderer Wichtigkeit — die Anerkennung seitens der mit der Handhabung des staatlichen Rechtsschutzes beauftragten Behörden ist ihm in erweitertem Umfange zuteil geworden. In dieser Beziehung kommt insbesondere die Stellung der Rechtsprechung zu dem Boykott oder der Berrufserklärung in Betracht. Zögernd, sehr zögernd hat sich die Rechtsprechung in Deutschland das Zugeständnis abringen lassen, daß der Boykott in unseren Tagen an sich als ein durchaus erlaubtes und bis zu einem gewissen Grade auch unentbehrliches Mittel des Schutzes und der Verteidigung schutzwürdiger Interessen anzusehen sei. Die Ansicht, daß der Boykott schlechthin ein sittenwidriges Mittel darstelle, dessen Anwendung dieserhalb zu der erfolgreichen Anrufung des zivilrechtlichen Rechtsschutzes berechtigt, kann heute als vollkommen überwunden bezeichnet werden. Gewiß, die Boykottierung kann eine sittenwidrige Handlung bilden und alsdann zu den Rechtsfolgen Veranlassung geben, welche die sittenwidrige Handlung stets nach sich zieht, der Pflicht, dieselbe zu unterlassen, und der Pflicht, den Schaden zu ersetzen, welcher durch sie einem anderen erwachsen ist; aber nur unter besonderen Umständen kann und darf ihr diese Qualifikation beigelegt werden, für die Regel ist dies nicht statthaft. Der gesellschaftliche Rechtsschutz hat also die staatliche Rechtsordnung dazu gebracht, die Legalität der Boykottierung als Rechtsschutzmittel — man kann auch von einem Mittel der Selbsthilfe sprechen — anzuerkennen, und es ist ohne weiteres ersichtlich, daß hierdurch die Handhabung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes eine bedeutsame Förderung erfahren hat. Die von manchen Schriftstellern des öfteren schon konstatierte Beobachtung, daß die Anwendungshäufigkeit der Boykottierung eine erheblichere geworden ist, muß als eine unleugbare Tatsache bezeichnet werden. Der Boykott kommt keineswegs mehr ausschließlich bei den gewerblichen Arbeitskämpfen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern vor, er wird vielmehr auch von sozialen Gruppen angewendet, welche hiervon wesentlich verschieden sind. Es sei in dieser Beziehung erinnert an die sehr energische Anwendung, welche die organisierte Ärzteschaft von der Boykottierung in dieser und jener Form macht, nicht nur gegenüber Krankenkassen und privaten Unternehmen, sondern auch gegenüber staatlichen und kommunalen Behörden; wir kennen heute die Boykottierung von Fabrikanten, welche an Basare, Warenhäuser oder Kon-

L. Fuld: Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz

sumenten liefern, den Boykott von Kaufleuten, die mit den Waren schleudern, den Theaterboykott und dergleichen mehr.

Der gesellschaftliche Rechtsschutz bildet eine Ergänzung des staatlichen Rechtsschutzes; diese Ergänzung kann auf verschiedenen Ursachen beruhen. Einmal kann der gesellschaftliche Rechtsschutz notwendig werden und insoweit auch einem legitimen Bedürfnis entsprechen, weil gewisse, der Gesellschaft schutzwert erscheinende Interessen von der staatlichen Rechtsordnung nicht als schutzwürdig berücksichtigt werden; die Zahl dieser Interessen ist naturgemäß in einem Staate, der sich als Rechts- und Kulturstaat betrachtet, klein, immerhin ist sie auch hier nicht von ganz untergeordneter oder nebensächlicher Bedeutung. Es ist soeben der Fall des Schleuderns mit Waren erwähnt worden. Die staatliche Rechtsordnung in Deutschland betrachtet das Interesse, welches sowohl das Unternehmertum als auch der sein Geschäft unter Vermeidung aller zweifelhaften Mittel betreibende Zwischenhandel an der Beachtung der für den Einzelverkauf festgesetzten Verkaufspreise hat, nicht schlechthin als ein solches, das Anspruch auf staatlichen Rechtsschutz hätte, die in den letzten Jahren wiederholt gemachten Versuche, mittels der Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs der Preisschleuderei zu Leibe zu gehen, haben jedenfalls zu einem auch nur einigermaßen befriedigenden Erfolg noch nicht geführt. Ausnahmsweise, aber auch nur ausnahmsweise wird allerdings auch der Preisschleuderei der Charakter einer gegen die guten Sitten verstößenden Handlung beigelegt. Im Gegensatz zu dieser Auffassung erblickt die gesellschaftliche Anschauung in dem erwähnten Interesse, die Preise inne zu halten, fraglos ein schutzwürdiges Interesse, und zwar ein schutzwürdiges Interesse, dessen praktische Wichtigkeit keineswegs gering zu bewerten ist, der gesellschaftliche Rechtsschutz muß sich desselben annehmen, und dies geschieht auch tatsächlich, je länger, je mehr; die Mittel, welche zum Zwecke der wirksamen Beschützung dieses Interesses angewendet werden, sind verschieden; es handelt sich hierbei keineswegs lediglich oder auch nur in erster Linie um den Boykott, sondern es kommen, ebenso wie bei dem staatlichen Rechtsschutz, verschiedene Mittel in Betracht, verschieden nach Art und verschieden nach Inhalt. Der Staat bekümmert sich auch nicht darum, ob in dem geschäftlichen Konkurrenzkampf mit Mitteln gearbeitet wird, welche den Anschauungen des loyalen Kaufmanns vollkommen entsprechen oder nicht, soweit es sich nicht um die Anwendung von Mitteln handelt, welche unter den positivrechtlichen Begriff des unlauteren Wettbewerbs fallen; die Ge-

Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz L. Fuld

gesellschaft hat aber ein Interesse daran, daß, auch abgesehen von der Anwendung dieses Begriffs, nicht Alles als erlaubt gelte, und auch dieses Interesse muß unter den gesellschaftlichen Rechtsschutz gestellt werden, weil es sonst schutzlos wäre. Der Umstand, daß dieses wie das zuerst genannte Interesse nicht ein Interesse der ganzen Gesellschaft sondern nur gewisser Teile der Gesellschaft ist, die beruflich abgegrenzt sind, beeinträchtigt nicht die Notwendigkeit des gesellschaftlichen Rechtsschutzes. Auch unter den durch den staatlichen Rechtsschutz geschützten Interessen gibt es genug, welche nur gewisse Teile der Gesellschaft angehen; wer kein Künstler oder Verleger von Kunstwerken ist, hat kein Interesse daran, daß das Urheberrecht an Werken der hohen und der angewandten Kunst gegen unberechtigten Eingriff geschützt ist, und wer nicht Inhaber eines gewerblichen Unternehmens ist, wird der Frage, ob das Gesetz den Verrat eines Betriebs- oder Geschäftsgeheimnisses bestraft, ziemlich kühl gegenüberstehen.

Der gesellschaftliche Rechtsschutz kommt des weiteren solchen Interessen zugute, die zwar auch Gegenstände des staatlichen Rechtsschutzes sind, bezüglich welcher aber der staatliche Rechtsschutz nicht so intensiv ist, wie es den gesellschaftlichen Anschauungen entspricht. In diesen Fällen besteht zwischen der staatlichen und der gesellschaftlichen Bewertung des Grades der Schutzwürdigkeit eines Interesses eine Verschiedenheit, deren Ausgleichung Sache des gesellschaftlichen Rechtsschutzes ist. Die staatliche Rechtsordnung versagt beispielsweise nicht gegenüber demjenigen, welcher in seinem Geschäfte durch die Verbreitung von Behauptungen benachteiligt wird, die nicht auf Wahrheit beruhen, er gewährt dem Verletzten die Klage auf Unterlassung, unter Umständen auf Ersatz des entstandenen Schadens und in manchen Fällen sogar den Anspruch auf Bestrafung. Der gesellschaftlichen Anschauung wird aber hiermit nicht stets genügt sein, sie wird mitunter eine noch weitergehende Zurückweisung verlangen, welche dann Sache ihres Rechtsschutzes ist. Syndikate, welche eine Art von Monopol besitzen, können auch nach der Anschauung des staatlichen Rechtsschutzes nicht willkürlich jemand von den Lieferungen ausschließen, in Ansehung welcher er tatsächlich allein auf sie angewiesen ist; tun sie dies gleichwohl, so steht dem von der Lieferung Ausgeschlossenen Klage auf Unterlassung und Schadenersatz zu. Der Gesellschaft wird aber auch hiermit nicht immer genügt sein, sie wird verlangen, daß der Mißbrauch der monopolistischen Befugnisse schärfer und fühlbarer geahndet werde, und sie wird daher von ihrem

L. Fuld: Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz

Rechtsschutz Gebrauch machen, wenn sie die Macht dazu besitzt, was freilich in den in Betracht kommenden Fällen dieser Art im Verhältnis nicht häufig konstatiert werden dürfte.

Es ist vorhin bemerkt worden, daß sich das jeweilige Verhältnis zwischen staatlichem und gesellschaftlichem Rechtsschutz nicht in unverrückbarer Weise unter eine ein für allemal geltende Regel stellen läßt. Andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß die umfassendere Anwendung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes ein Beweismittel dafür bildet, daß der staatliche Rechtsschutz der Gesellschaft nicht durchaus genügt, sei es in Bezug auf den Umfang, sei es in Bezug auf Art und Inhalt desselben. Der gesellschaftliche Rechtsschutz ist ein Notbedarf und kann auch nur ein solcher sein, weil eben der Rechtsschutz in dem ganzen, kein jeweils vorhandenes Bedürfnis unbefriedigt lassenden Umfang, Aufgabe des Staates ist; allein dieser Notbehelf wird stets vorhanden sein, da es auf jeder Stufe staatlicher und gesellschaftlicher Entwicklung Interessen gibt und geben wird, denen der Staat seinen Schutz nicht zuwendet, obwohl sie nach der Auffassung der Gesellschaft schutzwürdig sind. Wenn nun die Gegenwart auch in den stark organisierten Staaten eine Tendenz zur Ausdehnung des Gebietes des gesellschaftlichen Rechtsschutzes erkennen läßt, so ist dies darauf zurückzuführen, daß die Zahl der Interessen, bezüglich welcher diese Differenz zwischen staatlicher und gesellschaftlicher Bewertung der Schutzwürdigkeit vorhanden ist, wächst und gewachsen ist; des weiteren kommt aber in Betracht, daß die Verfeinerung der sozialen Ethik der Gesellschaft die schärfere Mißbilligung gewisser Verletzungen dieser Ethik als notwendig erscheinen läßt, als sie der staatlichen Zurückweisung zugrunde liegt. Daß wir diese Verfeinerung, die als solche nicht mehr gut bestritten werden kann, durchaus als einen Fortschritt betrachten müssen, unterliegt keinem Zweifel, auch nicht bei demjenigen, welcher der intensiveren Entfaltung des gesellschaftlichen Rechtsschutzes abgeneigt oder doch mißtrauisch gegenübersteht. Nicht bestimmt läßt sich voraussagen, ob wir für die künftige Entwicklung mit einer Erweiterung oder einer Verengung des Gebietes des gesellschaftlichen Rechtsschutzes zu rechnen haben werden. Wenn auch zweifellos der staatliche Rechtsschutz sich in aufsteigender Linie bewegt und wenn auch die Einbeziehung mancher bislang noch nicht unter denselben fallender Interessen sicher ist, so werden doch wieder neue Interessen entstehen, welche die Gesellschaft als schutzwert ansieht, während der Staat noch nicht dieser Meinung ist. Jedenfalls wird aber der gesellschaftliche Rechts-

Staatlicher und gesellschaftlicher Rechtsschutz L. Fuld

schutz, der lange Zeit gerade in Deutschland unterschätzt wurde, auch fernerhin eine bedeutsame Ergänzung des staatlichen Rechtsschutzes bilden. Daß derselbe nicht in einer Weise ausgeübt wird, welche mit unseren ethischen und rechtlichen Grundanschauungen in Widerspruch steht, dafür sorgt die Schranke, welche durch den staatlichen Schutz der Individualrechte gebildet wird, deren Antastung zum mindesten die zivilrechtliche, unter Umständen aber sogar die strafrechtliche Reprobation nach sich zieht.

L. Fahrenkrog: Der Typ Jesus.

Mit vier Bildern des Künstlers.

Einen Jesus hat meine Seele gestaltet und ihm eine Form gegeben nach meinem Willen. Ja, ich habe ihn gebildet ohne eurer zu gedenken. Denn, das war es ja nicht, daß ich um eine gütige Zustimmung geizig war, sondern, das war es, daß meine Seele sich über ihre Ufer ergießen und gebären mußte. Wer aber wollte mir sagen: „Was machst du?“

Habe ich es nicht Recht: zu schaffen, was mir die Seele gebietet? Oder, wäret ihr meine Auftraggeber und nicht meine Seele?

Aber ich habe ihn mitten unter euch hingestellt, und das ist mir Schuld: denn nun sprecht ihr also: „Du kannst keinen Jesus bilden — wir erkennen ihn nicht“ — und ich werde nachdenklich — und sinne, während ich entgegne: „Hab' ich doch noch nie ein Bild des Herrn gesehen, das mir der Jesus wäre, wie ich ihn schaue, es sei denn der, den ich selber schuf.“

Ihr aber kennt ihn nicht, wenn ihr nicht schaut wie ich. Und wenn eure Seele noch immer jene weiche, althergebrachte Larve sucht, gewiß, sie wird sie nicht finden. Glende Bildner, schlechte Baumeister schaffen von außen nach innen. Bei diesen sucht sie. Da aber ich den Menschensohn schuf, war er zuvor in mir, und seine Seele hat auch seine Form bedingt. Was aber meine Seele bedingte, liegt in der Zeit, die ihr ureigenster Ausdruck ist und ihres Wesens Symbole sucht und vielen, die in der Zeit stehen, wird dieser Jesus bekannt erscheinen wie seit lange schon.

Wenn ich Jesus den Menschensohn heiße, so wie er sich selber genannt hat, so meine ich nicht den mystischen Gottessohn, dessen die durch Dogmen gefesselte Seele bedarf, um durch den Glauben an ihn sich ihr ewiges Heil zu sichern, sondern ich meine den Menschen der Menschheit, der seine Grenze überwand, der aus dem blöden Tier ein Gott ward, der aus dem Ich ins Du, ins Reich der Gottesseele schaute und dessen Seele sprach: „Ich will den Brüdern dienen, sie sind mein!“ Ich meine den Typ des genialen Menschen, der das Gute will und

um des Guten willen auch bereit zu leiden ist. Der Mensch am Marterholze ist der Mensch, der Menschensohn, den Leid in seiner reinsten Liebe trifft, und alle Gotteslust mit Schmerzen zahlt. Es ist der Mensch, der heiß und hungernd weint, wenn seine Träume auf die Erde fallen, und unter Tränen sieht, wie sie zertreten werden. Es ist der Mensch, aus dem die Weltenseele ruft nach Recht und Licht und den Materie umstarrt und Erdenschwere. Es ist der Sohn der Menschheit, welcher wissend ward und in der Kraft des Geistes Menschenseelen sucht, die ihn verstehen, des Rede Majestät besitzt, die aus Urtiefen hallt; der Eiferer um seines Vaters Hause, der all die Krämer und Geldwucherseelen aus seines Gottes Heiligtum gebannt und dessen Hoheit selbst noch seine Fenster hin zur Achtung zwingt.

J e s u s.

Es war ein Mann, der lebte, wie er lehrte, und alle Welt verwunderte sich sein. Er aber sprach: „Ihr könnt nicht zweien Herren dienen, nicht göttlich und gottlos zugleich sein. Wer mir aber nachfolgen will, der verleugne sich selbst — denn, so ihr nicht von neuem geboren werdet, so könnt ihr nicht in das Reich der Himmel Einkehr halten.“ Und sein Wort ward Hohn und ironisch seine Rede und also begann er zu den Gelehrten der Schriften und zu allen Pharisäerseelen: „Fein habt ihr euch auf Moses Stuhl gesetzt und pfiffig verlangt ihr zu tun, so wie ihr sagt, nicht wie ihr tut. Dafür macht ihr eure Denktettel und Quasten größer — um Scheines willen — und tut selbst Gutes — wenn es Menschen sehn.“

Weh euch, ihr Schriftgelehrte, Pharisäer, die eilend um der Tafel erste Plätze sich bemühen und die das Reich des Geistes und der Güte vor Menschen schließen, ohne selbst in sich die Kraft zu finden, um hineinzukommen.

Ihr Höllensöhne, blinde Blindenleiter, ihr Narren alle! Sagt ihr nicht: wer bei dem Tempel schwört — nein, das ist nichts — wer aber bei dem Golde dieses Tempels eidet, der ist schuldig!? O, die ihr Mücken seihet und Kamele schluckt! Die ihr aus Bechern glänzenden Goldes unrein und unenthaltfam schlürft! Ihr übertünchten Gräber, herrlich schön zu schauen von außen, während innen Wurm und Unrat nagt! Ihr Schlangen, Otternbrut, die längst verstorbener Propheten Grabmal bauen und den lebendigen die Grube graben, wie wollt der Hölle ihr entfliehn?

Jerusalem, Jerusalem, die du tötest die Propheten und steinigst, die zu dir gesandt. Wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein, und ihr habt nicht gewollt. —

Schmerz besiegte den Hohn und konnte doch der Höhe von seinen Forderungen nicht lassen: du sollst des Vaters Willen tun! *U n w e i g e r l i c h!* Wer Geld und Ehrgeiz, Haus und Heimatland, wer Vater, Mutter, Bruder, Schwester, Kind noch tiefer liebt denn mich, ist mein nicht wert. Und laß die Toten ihre Toten in die Grube graben; schau nicht zurück! Des Menschen Sohn hat auch nicht eine Ruhstatt seines Hauptes; das Herz der Welt ist seine Heimstatt, des Vaters Herz sein Vaterland.“ —

Und sinnend zog der harte Mann ein Kind an seine Brust, sah ihm ins Auge und begann: „So ihr nicht werdet wie ein Kind, so könnt ihr nicht ins Reich der Himmel kommen,“ und neigte sich voll wahrhaft großer Liebe zur gefallenen Frau, die tief zerknirscht zu seinen Füßen kniete, sprach zu ihr: „Es sei dir Schuld und Fehl verziehen!“ und dem verlorenen Sohn und dem Zöllner, die bereuten, sprach er noch vom Frieden und von Freude und vom Glück.

Wie aber der Tag zur Rüste ging, rang eine einsame Seele im Garten Gethsemane mit ihrem Gott.

Und wie die Sonne nach Dual und Nacht über die Lande leuchtete, zogen mit Stricken und Stangen, mit Dornenkrone und Kreuz die Widersacher des Geistes aus: Wahrheiten zu morden.

„Vater, sie wissen nicht, was sie tun.“

Ecce homo!

Um deine Stirn winden sich Dornen und um deine Seele Leiden, und auf der Stätte, da du stehst, blinken Tropfen. Es ist Blut.

Deine Augen klagen die Kläger an, die dich umheulen; sie klagen die Henker an wie das Zerstückte den Vandalen — stumm, durch ihr Dasein.

Sei mir begrüßt, du Sohn der harten Erde, du Menschensohn!
O, Schmerz und Schmach über deine Feinde!

Wärst du geblieben, wo dir das Leben sonnige Lieder sang! Was auch brannte das Herz dir: ein König zu heißen, Gericht zu halten über falsche Prediger und leichte Professoren deines Landes und die Reiche der Himmel zu verteilen — den Waisen und Unmündigen!? — Leichtlich wandelte die Welt dich, den Hammer, in einen Ambos.

Es ist, als säh ich dich zum ersten Mal und als säh ich dich immer leiden: du Haupt voll Blut und Wunden!

Entblößt eure Häupter in Ehrfurcht vor diesem Sohn der harten Erde! Ich kenne nichts Größeres als: „sich-treu-zu-sein“ und nichts, das mich mehr zur Ehrfurcht zwänge als das Opfer des eigenen Ichs um des eigenen Wesens willen.

Anhang.

Wenn wir nun Jesus, genannt Christus, heute anders sehn, anders verstehn wie vor 1-hundert Jahren, kann dann der gewandelte Inhalt noch immer durch dieselbe herkömmliche, dem gemodelten Inhalte aber fremde Form dargestellt werden? Oder, was hat der Jesus, wie wir ihn heute meinen, mit jenem wunderlichen, süßen, mädchenhaften Angesicht, mit jenen weichen Augen, schönen Locken, schön gepflegtem Bart und lieben Frauenhänden, dem Typ vergangener, sentimentaler Zeit zu tun?

Nachdem wir erkannt haben, daß noch nie wehleidige Güte Großes vollbracht hat, sondern daß alle Weltbeweger Männer geistig hoher Kraft, intuitiven Geistes und unbeugsamen Willens waren, entweder zum Bösen — oder zum Guten, können wir da noch eine Form bewahren wollen, die überwunden wurde wie ihr Inhalt?

Der Inhalt bedingt die Form — nun, so wandeln wir sie.

Da wir nun das Gesetz unseres Handelns in uns finden, dürfte es sich erübrigen, die Historie der äußeren Erscheinung Jesu zu unserer Rechtfertigung heranzuziehen — aber um der Gerechtigkeit willen will ich, auch zur Beruhigung des gläubigen Herzens und des historischen Gewissens, welche in Unkenntnis der Dinge etwa vermeinen, daß ein kurzhaariger, bartloser Jesus künstlerisch gut sein könnte — in bezug auf sein Äußeres aber nicht den Tatsachen entspräche, folgendes sagen.

Zunächst: Bringt mir den Nachweis, daß Jesus Bart und langes Haupthaar trug!

Könn't ihr nicht! Ich weiß.

Es existiert nicht ein Beweis hierfür — im Gegenteil — es existieren einige dawider. Also verbleibt mir die Freiheit mein Symbol zu bilden, und wenn ich nun gleich noch einige wissenschaftliche

Angaben mache, so werte ich sie nicht sonderlich, wennzwar sie echt und wahr sind. Mir genügt mein Recht aus obigen Gründen.

Also! Einige Selbstverständlichkeiten: Psychologische Bedingung bei dem Manne Jesus ist der Bart nicht, denn viele Kraft- und Geistesheroen der Weltgeschichte waren bartlos resp. trugen keinen Bart. Alexander d. Gr., Julius Cäsar, Friedrich d. Gr., Napoleon, Moltke, Luther, Zwingli, Kant, Goethe, Schiller, Bach, Beethoven, Mozart, Raffael, Holbein, Rommsen, Edison etc. Ihre Mannhaftigkeit ist unbestreitbar. Der Bart ist Symbol des Geschlechts. Was Kamm und Mähne bei Hahn und Löwe, das ist der zuchtwählerische Bart dem Menschenmanne. Die Betonung des Geschlechts erscheint bei Jesu gegenstandslos.

Die Kunstgeschichte: Weiß denn nicht jeder Kunsthistoriker und Archäologe, daß Jesus bis ins 4., 5. Jahrhundert bartlos dargestellt wurde und nur die hellenistische von der alexandrinischen Auffassung abweicht? Diese zeigt kurzes, jene etwas längeres Haupthaar — bartlos sind beide. Die römischen Katakomben zeigen beide Arten gemischt, und zwar die Plastik, wohl aus technischen Gründen, zumeist die hellenistische, die Malerei in den Katakomben Roms zumeist die alexandrinische. Hierüber finden wir wertvolles Material u. a. bei Professor Dr. Strzygowski. Die gründlichste Sammlung aller Jesusbilder und Darstellungen bis ins 6. Jahrhundert hat der Archäologe de Mély zusammengetragen, und das Ergebnis seiner Untersuchungen gipfelte in dem Satz, welchen er der Pariser Akademie mitteilte: Auf Grund seiner Forschungen sei Jesus sicher bartlos und kurzhaarig gewesen. Es ist dann behauptet worden: Nicht eine der vielen Jesusdarstellungen könnte als Bildnis (sozusagen Photographie) angesprochen werden, insbesondere seien die ersten Darstellungen nur Symbole, deren Formen die Künstler des Altertums aus den vorhandenen Götterdarstellungen eines Merkur, Apollo usw. zusammentrugen ohne Rücksicht auf irgend welche mündliche Überlieferung. Bequem gesagt. Waren denn alle Götter und Heldengestalten Griechenlands bartlos? Trug nicht Zeus, von welchem andre merkwürdigerweise den bärtigen Jesustyp ableiten, einen Prachtbart? Und, wenn Griechenland einen sicheren Impuls für den Stil, für den Typ bewies, so schloß dieser gerade in formaler Beziehung eine so willkürliche Ignorierung etwa noch vorhandener Angaben aus. Auf keinen Fall aber könnte man aus einem Zweifel in bezug auf Echtheit der Christusbilder der ersten Jahrhunderte, welcher

ausgesprochen alle (1) trifft, den Schluss ziehen: der spätere bartige Typ sei echt. Hierfür fehlt jede Überzeugung. Nun aber werden die kunsthistorischen Daten durch die kunstgeschichtlichen Angaben durchaus gestützt, und selbst die Bibel selbst zu. Nach der Kunstgeschichte wäre das Bartlose näher an das langhaarige, denn Bartlose waren alle bekannten Darstellungen der ersten Jahrhunderte, ausgesprochen langhaarig nur die alexandrinische Kunst. Das Purpurhaar aber wird nun durch Bibel und Kunstgeschichte durchaus und zwingend bezeugt.

Unter den Juden trug nur der Nasiräer langes Haupthaar. Die Bezeichnung: „Jesus von Nazareth“ gibt nicht an, daß Jesus Nasiräer war; diese Bezeichnung kann aber bei Verwechslung der Begriffe leicht zur Annahme führen — und hat geführt — daß Jesus eben als Nasiräer langes Haupthaar getragen hätte. Jesus ein Nasiräer! Das widerspricht seinem Wesen — auch den Tatsachen. Da Jesus vermutlich beim Abendmahl auch Wein trank, sicher aber zu Toten einging, so konnte er nicht Nasiräer sein, denn nach 4. Mose 6, V. 3—10 durfte der Jünger Nasirs nicht Wein trinken, noch zu den Toten eingeht. War Jesus aber kein Nasiräer, so trug er das Haar den Juden gleich kurz, mit der Schere abgehauen, nicht rasiert. Eine unzweideutige Bestätigung unserer Ansicht finden wir weiter im ersten Korintherbrief Kap. 11 V. 14. Paulus sagt hier der Gemeinde u. a.: — oder lehret euch nicht auch die Natur, daß es dem M a n n e eine U n e h r e ist, so er l a n g e Haare zeuget. (Fürs Weib sei es hingegen eine Ehre.) Sagt mir doch, ihr Psychologen, kann Paulus so reden (der doch den Herrn sah und seiner Zeit durchaus nahe stand), wenn sein Herr und Meister lange Haare trug? Nein. Ja: er konnte sagen, es sei eine A n m a ß u n g — aber eine U n e h r e? Nur stimmt also Kunst, Kultur und Bibel zusammen. Wozu Grund haben wir ihren Angaben zu mißtrauen? Ich hätte auch möchte keinen Grund, wenn ich mir sage: Gerade so wie sich die späteren Jahrhunderte ihren Heiligen aus ihrer Überzeugung heraus schufen, denn auch um die Tradition zu kümmern, ebenso könnten die ersten Christenverfolger verfahren sein — und ebenso verfahren sein heute.

Wir fragen nun immerhin erlaubt: wie wurde die Wandlung im 3. Jahrhundert etwa möglich, wenn unsere Zeit sich zu einer Wandlung so schwer bequemt? Leicht mag es s. Z. auch nicht geworden sein; da es nur ein Wunder oder Wunderbericht.



50
1908

L. Sahrenfros:
Jesus prebigend.



Eusebius, der Kirchenhistoriker und Bilderfeind, ward von Konstantia (Kaiser Konstantins Schwester) um ein authentisches Bild Jesu gebeten, und Eusebius erzählt, daß er von einem Weibe einst zwei Philosophenbilder erhielt, die angeblich Paulus und Christus darstellten. (?)

Wo bekam nun das Weib im 4. Jahrhundert die Bildnisse her? „Die angeblichen“ — und, warum muß der Philosoph absolut bärtig sein? Diese und ähnliche Legenden, insbesondere aber Berichte von Personen, denen Jesus „erschieden“ sein sollte, schufen den herkömmlichen Christustyp. (Den äußeren Abzeichen nach!) Und diese Berichte konnten das Authentische der Christusbilder in den Katakomben Roms, wenn sie etwas anderes aussagten, verdächtigen, und konnten unter Hinweis auf Roms Göttergestalten glaubhaft machen: jene Darstellungen seien Symbol — nicht Bildnis. Daß Petrus mit Vollbart, Paulus mit Spitzbart anstandslos daselbst gegeben sind, wurde übersehen. Trotzdem. Nun wurde gesagt, daß der in das Christentum eingedrungene Hellenismus im 4. Jahrhundert durch eine orientalische Flutwelle überholt wurde, welche dann den bärtigen Typus nicht nur, sondern auch zugleich ein wirkliches Bildnis Jesu brachte.

Wir vergegenwärtigen uns: Nachdem im 1. Jahrhundert die Stätte der frommen Überlieferung von Grund aus zerstört war, versuchte Hadrian im Jahre 130 Jerusalem als heidnische Stadt aufzubauen und in die römische Kolonie Aelia Capitolina zu verwandeln. Den Juden war bei Todesstrafe verboten, die Stadt zu betreten; an Stelle des jüdischen Heiligtums aber ward ein Jupiter-Capitolinus-Tempel errichtet. 326 bis 335 wurde Jerusalem erst offiziell christliche Stadt. Man vergegenwärtige sich nun: die Zerstreuung der Juden, die Mission der Christen, welche beide Faktoren, wenn über das Aussehen Jesu Wichtiges und Wichtiges zu sagen war, dieses schon vor dem 4. Jahrhundert bewirkt haben mußten. Wenn daher der Typ Jesus vor dem 4. Jahrhundert bartlos war, so war er schon von Jerusalem's Wissenschaft beeinflusst, und nur die Darstellungstechnik war hellenistisch oder alexandrinisch, nicht aber das rein menschlich Wissenschaftliche, was jenseits des künstlerischen Stils lag. Was aber konnten denn auch Jerusalem's Christen so lange verschweigen, was zu wissen gewiß so manchen Gliedern der Gemeinde und ebenso gewiß den darstellenden Künstlern wichtig war?

Sie scheinen mir nichts verschwiegen zu haben. Trotzdem siegte die neue Zeit, das orientalische Wunder mit seiner bebarteten, die übermenschliche Würde symbolisierenden Christus-Darstellung über den sonnig-

hellen und schönen Hellenenjüngling. Der Zeit, der kirchlichen Auffassung entsprach eben die strenge Erhabenheit des Weltenrichters, wie ihr später der Renaissancetyp des Meister Dürer: „Der Gott der Liebe“ entsprach. Die spätere Zeit, die sich ihren Christus schuf, ließ allerdings die äußere Hülle unberührt. Es gibt nur ein paar Ausnahmen: eine bartlose Jesusstudie Leonardo da Vinci und Michelangelos Christus auf dem Jüngsten Gericht.

Die Folgezeit verwässerte den Typ der Liebe, den die Renaissancemeister schufen, und entzogen ihm alle Kraft der Liebe. Es blieb die Maske, die Süße und die Sentimentalität. Heute hat sich in Wort und Schrift schon längst eine Wandlung vollzogen. Der von Paulus verkündete: Gott der Liebe, steht verlassen. Wir wandten uns dem göttlichen Menschen Jesus zu, dem starken Genius, dessen Liebe Kraft ist. Und wir nehmen heute für uns das Recht, den Menschensohn zu bilden nach unserm Willen. Wir lassen die geistlose Maske, das bequeme Schema fallen. Denn der lebendige Geist der Zeit fordert seinen lebendigen Ausdruck.

B i l d e n d e K u n s t.

Zu den Kunstbeilagen.

Zu Leibls Bild.

Das Alter spinnt seinen Faden der Erinnerung. Die Jugend träumt abseits von beglückender Zukunft.

Die Bäuerin hat ihr Rad mitten in die Stube gestellt und läßt den Flachs durch die Finger gleiten. Harte, knochige Finger. Hände, an denen jede Sehne, jede Ader zu zählen ist, wie die Runzeln und Fältchen in dem Gesicht. Ein altes, ernstes Bauerngesicht, das die Geschichte eines langen Lebens erzählt.

Die Junge auf der Bank unterm Fenster wird einem gleichen Leben entgegengehen. Viel Arbeit, fröhliche Feiertage, Kirchgang, Kinderlast. Lachen und Weinen. Die Falten und Runzeln kommen, und sie sitzt auch am Rad und läßt den Faden der Erinnerung durch welke Hände gleiten.

Aber jede Woche hat ihren Sonntag, und jedes Leben seine Trost- und Feiertage, seine Feierabendstunden. Es ist viel Feierstimmung in dieser Stube gewesen, immer. In den Winkeln und Ecken hat sie sich eingenistet. Diese köstliche Feierstimmung stiller, wohllicher Stuben mit altem, treuem Hausgerät, das sein Gesicht hat und seine Seele. Alle diese besetzten Dinge, der geschnitzte Schrank mit den blanken

Beschlägen, der einladende Lehnstuhl, der Eichentisch und die Bank unter dem Fenster, der Spiegel an der Wand, selbst Glas und Krug — sie alle wissen um das Leben, das sich hier um sie herum abgespielt hat, dem sie Helfer und Diener waren.

Das Spinnrad schnurrt, die Stricknadeln klappern leise, und jedes hängt so seinen Gedanken nach.

* * *

Dicht ist der Meister Leibl diesen Menschen und ihrem Hausrat auf den Leib gerückt und hat sie durch und durch gesehen. Mit fester, sicherer Hand hat er sie gemalt. Fein und treu, ohne Kleinlich zu werden. Ein ganzes, volles, lebendiges Bild. Er hat die Hauptarbeit selbst geleistet und nicht dem Beschauer aufgebürdet.

Milde, gedämpft fällt das Licht von draußen durch die geschlossenen Vorhänge des einen Fensters, breiter, kräftiger durch die unversehrten Scheiben des anderen. Es ist so eine schöne, stille Helle in dem Raum, die allem zärtlich zu schmeicheln scheint.

Einen so stillen, milden Glanz haben die Erinnerungen des Alters, ein etwas wehmütiges Leuchten. Und einen so weichen, träumerischen Schimmer haben die Hoffnungen

Bildende Kunst

der Jugend zuweilen und ihr Ausblick in den nächsten Tag, der ja für sie ein Schritt aufwärts ins Ungewisse ist, wie er für das Alter ein Schritt abwärts ins Ungewisse ist. Doch nein, nicht ins Ungewisse. Es ist eine Frömmigkeit in dieser alten Frau, und sie meint zu wissen, wohin ihr Weg geht. Das Rad schnurrt unter dem Tritt ihrer alten Füße, der Flachs läuft durch ihre harten Finger, bis ihr Tagewerk getan, und sie ihren Spinnrocken beiseite stellt.

Und die Junge, wenn sie ihren Strickstrumpf weglegt, die soll dann ein Bursch fest in die Arme nehmen.

* * *

Dummes Geschwäg vor Bildern und über Bilder. Als ob's nicht schon genug wär', wie das Licht da durch die Gardinen leuchtet. Und wie der Schrank dasteht. Oder wie sich die Schürze der Alten fältelt. Und wie das Licht über den Fußboden spielt, und wie es von vorn, ins Bild hinein, das alte Runzelgesicht liebkost.

Als ob man's nicht genießt, wie den Duft einer Blume, worüber man doch auch keine Abhandlung schreibt, sondern nur gierig das Labfal einsaugt.

Gustav Falke.

Gerade in diesem Heft, wo Ludwig Fahrenkrog ein männlich Wort für seinen neuen Jesustyp spricht, wird es von Interesse sein, Uhdes Bild: „Komm, Herr Jesus, sei unser Gast,“ zu sehen.

Weniger als vom Malerischen soll vom Ethischen, Menschlichen der Vergleich gezogen werden. Menschlich, ganz menschlich ist dieser Sohn des heiligen Lebens. Trotz des Strahlenkranzes, der sein Haupt umflieht.

Und fein menschlich ist der ganze Kreis. Von der Frau des Hauses, deren Leben sich abspielt zwischen dem An- und Abbindender Schürze, bis zu dem Kinde, das in scheuer Andacht die kleinen Finger ineinanderlegt.

Wir entnehmen dieses Bild dem guten gediegenen Buche, das die freie Lehrervereinigung im Verlag von Josef Scholz herausgegeben hat, und das für billiges Geld (Mk. 1.—) zu haben ist.

S.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, Anfang Juni.

Die diesjährige Spielzeit, die recht eigentlich nicht leben konnte, hat auch zu sterben nicht rechtzeitig vermocht. Da man glaubte, nun sei alles vorüber, kam noch ein jähes, kurzes Aufblähen und dann erst verschied sie. Noch in der zweiten Maihälfte erschienen zwei schwere Tragödien und dann noch ein Stück von Strindberg, das er sich als Komödie gedacht hatte.

Die eine Tragödie, „Ulrich Fürst von Waldeck“, ist ein Werk Herbert Eulenberg's, des jetzt 32 jährigen Dichters, der mit mehreren Dramen, vor allem seinem „Ritter Blaubart“ Erwartungen erweckt hatte, die seine neue Tragödie leider unerfüllt läßt. Sein „Ritter Blaubart“, der bei der Aufführung im Lessingtheater mit großem Halloh abgelehnt wurde und einen kleinen Theaterstandal hervorrief, der noch größer geworden wäre, wenn nicht mitten in der Aufführung auf eine mit großer Kraft angelegte Leichenräuberzene verzichtet worden wäre, war eine Dichtung voll Sturm und Drang. Sie wollte die Psychologie des Blaubarttypus geben, sie hatte einen großen Wurf, eine ungebärdige Kraft, grandiose Einzelheiten, aber kein künstlerisches Maß — in der ganzen Faktur erwies sie noch mehr als Eulenberg's frühere Arbeiten seine Temperaments- und

Geistesverwandschaft mit den Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts. Eine gewisse Sprunghaftigkeit ist fast das einzige, was „Ulrich Fürst von Waldeck“ mit dem Blaubartdrama gemeinsam hat. Im „Blaubart“ aber schädigte diese Sprunghaftigkeit nicht, wie hier, die Kontureinheit und Logik der Entwicklung. Die Psychologie vor allem war klar und zwingend, während sie hier lückenhaft und willkürlich erscheint. Die Fürstin von Waldeck wendet all ihre Liebe dem jüngeren Sohne zu und haßt Ulrich mit einem vor keinem Mittel zurückschreckenden Fanatismus der Rachehehnjucht. Nicht etwa, weil vielleicht Ulrich der Sohn eines von ihr gehaßten, ihr aufgedrungenen Gatten, und der jüngere vielleicht der Sprössling eines von ihr heiß geliebten Mannes gewesen wäre. An eine solche oder ähnliche Motivierung ist nicht gedacht worden, beide Söhne sind Kinder eines Vaters — sie haßt Ulrich seit dem Tage, seit der Stunde seiner Geburt, denn diese Geburtsstunde hat ihr besonders große Schmerzen bereitet. Eine völlig verkehrte Mutterpsychologie — keine Mutter läßt ihr Kind die physischen Schmerzen entgegen, die sein Erscheinen ihr bereitet, eher wendet sie dem Kinde, das sie so schwer sich gewonnen hat, noch größere Liebe zu. Entbehrt nun also das Motiv, auf das die

Grundlage der Tragödie aufgebaut ist, durchaus der psychologisch richtigen Begründung, so fordern auch im Laufe der Handlung die seelischen Stimmungen, aus denen heraus Ulrich handelt, den Widerspruch heraus. Die Fürstin, eine Mutter-Megäre, hat die vom Dichter sonnig und anmutig geschilderte Gattin Ulrichs vergiften lassen, um dadurch Ulrich aufs tiefste zu erschüttern und daraus irgendwie für den jüngeren Sohn Vorteile ziehen zu können. Ulrich, vom Schmerz überwältigt, stürmt davon — nicht für einen Augenblick, sondern mit der Absicht, für immer fortzubleiben. Der übergroße Schmerz löst alle Fugen seines Wesens. Man könnte verstehen, daß er nach dem jähen Verlust der Sonne seines Lebens nun auf ein sonnenleeres Weiterleben verzichtet und sich in diesem Momente haltloser Verzweiflung den Tod gibt. Statt dessen läuft er in die Wälder und führt ein allmählich menschenunwürdiges Einsiedlerleben. Er empfindet gar nicht das Verlangen, den Mördern seiner Frau nachzuspüren, ihren Tod zu rächen. Er überläßt nicht nur das Land der Gewalt seiner Mutter und seines von ihm gering geschätzten Bruders — er hat auch keinen Gedanken an sein Kind, an dieses einzige, was ihm von der geliebten Frau, von dem Glücke seines Lebens geblieben ist. Zum Verständnis dieser seelischen Unverständlichkeiten, dieses Widersinns zeigt uns der Dichter keinen Weg. Die weitere Entwicklung bringt eigentlich nichts, was für diese starken inneren Mängel entschädigen könnte. Im

3. Akte erfährt der Waldmensch Ulrich, der jetzt vielfach an Hauptmanns „Armen Heinrich“ erinnert, wie schwer sein Land und sein Kind unter der Schreckensherrschaft seiner Mutter und seines Bruders leiden. Er verläßt seine Einsamkeit, findet großen Zulauf, erstürmt mit seinen Mannen das Schloß, tötet den Bruder und die Mutter und verlangt nun von seinen Kriegern, sie sollten ihn zur Sühne dafür erschießen. Sie weigern sich — und darauf begibt sich Ulrich wieder in die Einsamkeit der Wälder, in die Weltflucht.

Dichterisch schön ist der erste Akt, die innigen und keuschen Liebeszenen Ulrichs mit seiner Gattin. Der Ausbruch der Verzweiflung und des überströmenden Schmerzes würde gesprochen von einem größeren Sprechkünstler und stärkeren Temperament, als es in der Vorstellung des Deutschen Theaters Friedrich Kayßler war, ergreifend wirken. Mit der Gestalt des verträumten italienischen Musikmeisters, der gewisslich Wesenszüge des Dichters selbst aufweist, hätte ein mehr aufs Lyrische als, wie in dieser Vorstellung, auf das Resolute, Realistische gestimmter Darsteller seine Stimmungen erreichen können. Die Sprache Eulenberg, besonders in den Leidenschaftsmomenten, hat vielfach Überschwang, eine grelle Vielheit der Bilder, allzu viel Lautes, das die Stimme des Herzens übertönt.

Wie Eulenberg, dessen „Ulrich“ im Gegensatz zu seinem weit besseren, kraftvolleren, eigenartigeren „Blaubart“ recht freundlich aufgenommen wurde, hat auch

der zweite noch vor Zoreschluß zu Worte gekommene Tragiker Otto Borngräber bereits seine Gemeinde. Seine vor acht Jahren aufgeführte Tragödie „Giordano Bruno“, sein germanisches Trauerspiel „König Friedwahn“ (1905 Schauspielhaus Dresden) haben viel Beachtung gefunden. Das aber, was in diesen Arbeiten die Phantastik der Gestaltung, den Eindruck der oft wirksamen Sprache, die dramatische Steigerung schädigte, jenes Element seiner Dramatik, das ich philosophischen Ballast nennen möchte, kommt noch viel störender in seiner Tragödie „Die ersten Menschen“ zur Geltung. Und das ist hier, wo es sich um Menschen handelt, die doch die Urtypen der Naivität sein müssen, besonders schlimm. Adam ist in harter Arbeit gealtert, Eva ist jung geblieben und begehrt. Sie träumt von den Zeiten, da sie für Adam die größte Lust war. Aber Herr Adam ist ein Philosoph geworden, der allerlei Gedankenbrocken aller nachgeborenen Philosophen bis auf Nietzsche zu erzählen nicht müde wird. Eva erblickt nun in Abel den verzüngten Adam, den wiedererstandenen Geliebten ihrer Paradieszeit. Es erwacht in ihr bebendes Begehren nach Abel, während sie den rauhen, wilden Kain, der in der Wut plötzlich das Weib erblickt und mit elementarer Gewalt nach ihr verlangt, zurückgewiesen hat. Kain war davon geeilt, in der fremden Welt das Weib zu suchen. Er kommt heim, erschaut die Zärtlichkeiten zwischen Eva und Abel und er-

schlägt ihn mit einem Baumstamme. Dieser dramatische Moment wird gleich wieder in seiner Wirkung herabgedrückt durch eine der vielen Reden Adams, der uns verkündet, wie das Ideale und die Sinnlichkeit sich bei den Menschenkindern noch oft befehlen würden.

Der Gedanke Borngräbers, daß der erste Mord in die Welt gekommen sei durch den Kampf um das Weib, ist eine glückliche Idee, ist das Beste an der Tragödie. Schade nur, daß diese Idee, die ein fruchtbarer dramatischer Keim ist, so überaus belastet ist durch den philosophischen Ballast. Diese ewigen Philosophierereien Adams sind gewissermaßen ein Triumph des Anachronismus, sie halten überdies die Handlung nicht nur übermäßig auf, sie wirken mitunter unfreiwillig komisch und wären ein Hindernis jedes Dramas, selbst wenn sie innerlich und für den Redenden berechtigt wären. Und überdies soll diese Tragödie, die die Bezeichnung „erotisches Mysterium“ führt, nicht nur zeigen, wie das Mysterium der Erotik entstanden ist; sie will auch theosophisch zeigen, wie der Gottesglaube in die Menschheit kam. Der Träger und Schöpfer der Gottesverehrung ist der zarte Abel — seine Reden aber kommen über schwungvolle, wortreiche Hymnen nicht hinaus. Es sind gut behandelte Rhythmen, und der Lyriker und Rhetoriker Borngräber kommt da gut zur Geltung, aber all die großen Worte besagen nichts und sie entsprechen durchaus nicht der Naivität der Naturauffassung, die den ersten Menschen eigen sein muß. Diese

müssen doch alle ihre Empfindungen wirklich aus erster Hand gehabt haben — es fehlt aber immer und immer wieder die Urwüchsigkeit des Naturmenschen, der den Schauern seiner ihn überwältigenden Vision doch nicht so bloß anempfundenen Ausdruck geben kann. Es erscheint diese theistische Rundgebung Abels wie eine bloße Konstruktion Vorngräbers, sie hat nichts Individuelles, nichts der Situation Entsprechendes, sie erscheint etwa wie eine der patriotischen Rückwärtsprophezeiungen Wildenbruchs. Und wenn Kain, dessen realistische, dem von Abel konstruierten Gotte abgeneigte Auffassung gewiß gegen den Willen Vorngräbers viel unmittelbarer und elementarer herauskommt, nun schließlich die Leiche des erschlagenen Abel auf dem von diesem errichteten Altar als Brandopfer niederlegt, so ist doch das nur ein Schlusseffekt, kein Sieg des Glaubensmysteriums. Oder geht Abel zugrunde, weil er, der Seher und Gottesverkünder, dem Mysterium der Erotik, der Lust an Eva, dem wilden, wilden Weibe, verfallen ist und nicht seinem Vater Adam gefolgt ist, der das Weib bereits überwunden hat? Daß im übrigen die Charaktere der vier Menschen sich nicht über das Primitive, über das Skizzenhafte, Einseitige erheben, kann nicht überraschen — es entspricht eben den Verhältnissen. Die Sprache Vorngräbers hat vielfach die Schönheit einer Buchdramasprache — auf der Bühne aber verpufft sie meist, weil sie nicht markig, nicht einprägsam ist und der dramatischen Färbung entbehrt — sie bleibt eben Buchsprache.

Von August Strindberg, über dessen Eigenart ich bei einer früheren Gelegenheit hier eingehend gesprochen habe, erschien im „Neuen Theater“, das auch „Die ersten Menschen“ herausgebracht hatte, die Komödie „Die Hemsföer“. Der Dichter hatte das gleiche Thema unter dem gleichen Titel bereits 1887 in einem Romane behandelt, der wohl unter dem Eindruck von Zolas „La Terre“ und von Tolstois „Macht der Finsternis“ entstanden war, zweier grandioser Dichtungen, in denen sich die Eigenart des Franzosen und die des Russen wohl am größten und bezwingendsten bekundet hat, zweier Werke, die fortleben werden. Fehlte schon der Strindbergschen Erzählung die Größe seiner beiden Vorbilder, die Unmittelbarkeit, der große Wurf, so hatte doch seine naturalistische Darstellung Erdgeruch und fesselte. Nun er das Gleiche für die Bühne umgewandelt hat, überwiegt die Langeweile. Aus seiner prachtvollen Schöpfung, dem originell gestalteten Pastor, der eine köstliche Mischung von werktätiger Gutheit, von energischem Fluchen und milder Weltflugheit, von Tüchtigkeit und Alkoholismus aufwies und gelernt hatte, in seinen verkommenen Bauern doch auch den Menschen zu finden, ist allem aber fehlt dieser Komödie alle Fröhlichkeit, alle Herzlichkeit, alles Behagen. Nur was sich unmittelbar aus dem Stoff und aus den Charakteren ergibt, bringt noch etwas Ergößen in diese Komödie, die zumeist von etwas Hämischem,



James P. Perry

müher doch an ihre Empfindungen wirklich am Fingerhand gehabt haben — es leht aber immer und immer wieder die Unmüchigkeit des Naturmenschen, der den Göttern seiner ihm überwaltigenden Linoa doch nicht so bloß an mofurdenen Ausdrück geben kann. Sie erhebt diese theistifche Kluchgerang Abels wie eine bloße Konftruktion Vorngräders. Sie hat nicht Individuelles, nichts der Situation Entsprechendes, sie erscheint etwas wie eine der parallel zu den Bildmüchprophezeiungen des Herodotus. Had wenn Kain, dem die realistische, dem von Abel herkommenden Gotte abgeneigte Aufseher des gerüch gegen den Willen des Naturgotts vorzuzumit, da er nicht die Natur des bebarfessant, und schließlich die Freude der erfindungigen Abel, aus dem von dem er richteten Altar als Brandopfer niederlag, so ist doch das nur ein Schluckeffekt, kein Wert des Glaubensmüchsterkame. Oder geht Abel zugrunde, weil er, der Seher und Gottesverkünder, dem Myfterium der Erotik, der Lust an Eva, dem wilden, wilden Weibe, verfallen ist und nicht seinem Vater Adam gefolgt ist, der das Weib bereits überwunden hat? Daß im übrigen die Charaktere der vier Menschen sich nicht über das Hermitische, über das Skizzenhafte, Einseitige erheben, kann nicht übersehen werden. Sie entspricht eben der Natur des Stoffes. Die Sprache Vorngräders ist ein Sprach die Schönheit einer Naturdramasprache — auf der Bühne aber verpufft sie meist, weil sie nicht markig, nicht einprägend ist und der dramatischen Färbung entfehrt — sie bleibt eben Buchsprache.

Wie August Strindberg, über dessen Eigenart ich bei einer früheren Gelegenheit hier eingehend berichtet habe, erschien im „Nyen Theater“, das auch „Die ersten Versuchen“ herausgebracht hatte, die Komödie „Die Hemföret“. Der Dichter hatte das gleiche Thema unter dem gleichen Titel bereits 1867 in einem Romane behandelt, der wohl unter dem Eindruck von Tolstois „La Terre“ und von Zola's „Nacht der Finsternis“ entstanden war, zweier grandiofer Dichtungen, in denen sich die Eigenart des Franzosen und die des Russen wohl am größten und überzeugendsten bekundet hat, zweier Werke, die fortleben werden. Fehlte schon der Strindberg'schen Erzählung die Größe seiner beiden Vorbilder, die Unmittelbarkeit, der große Wurf, so hatte doch seine naturalistische Darstellung Erdgeruch und fesselte. Nun ist das Gleiche für die Bühne umgewandelt hat, überwiegt die Langeweile. Aus seiner prachtvollen Schöpfung, dem originell gestalteten Pastor, der eine köstliche Mischung von werktätiger Gutheit, von energischem Fluchen und milder Weisheit, von Tüchtigkeit und Alkoholiemus aufwies und gelernt hatte, in seinen verkommenen Bauern auch aus den Menschen zu finden, ist eine farblose, beinahe überflüssige Episode geworden. Vor allem aber fehlt dieser Komödie alle Fröhlichkeit, alle Herzlichkeit, alles Schagen. Nur was sich unmittelbar aus dem Stoff und aus den Charakteren ergibt, bringt noch etwas Ergößen in diese Komödie, die zumeist von etwas Hämischem,



Giacomo Puccini

Galligem durchtränkt ist. Das meiste ist possenhafte derb und mancherlei Züge, die, wenn sie naiv dargestellt wären, erfreuen würden, wirken jetzt gemein. Das Stück handelt von einer verliebten Alten, einer grauhaarigen Bauerngutsbesitzerin, die ihren Knecht, in dem sie die Begehrlichkeit nach ihrem Gut und ihrer Habe und den Ehrgeiz geweckt hat, durch allerlei Verschlagenheiten dazu treibt, sie zu heiraten. Erst nach der Hochzeit, zu der der Sicherheit halber auch bereits die Wehmutter eingeladen ist, erfährt der dummschlaue, eingebilbete Knecht, daß laut Testamentsbestimmung das Gut sofort an den Sohn der Besitzerin übergeht, falls diese sich verheiratet — der junge Ehemann und seine junge alte Frau müssen sich mit dem Altenteil begnügen. Ein paar Episoden, so besonders die freche Fischhändlerin und der meist betrunkene Zollauffseher, würden mehr erfreuen, wenn sie für die Ökonomie des Stückes nicht zu breit geraten wären. Kein Fünkchen Humor versöhnt mit der Derbheit der Ausführung, die sich mitunter bis zur Roheit vergißt. Wiederum wie bei fast allen Arbeiten Strindbergs ist das Weib die Quelle alles Übels und also auch dieser Komödie. Was Strindberg im Bauernleben sieht, sind immer nur die Schattenseiten, das Unerquickliche, das Rohe, Verschlagene, — das fein Analytische, eindringlich Psychologische, was sonst auch noch den minderen Arbeiten Strindbergs einen Reiz verleiht, fehlt hier völlig.

In der jetzt begonnenen Nach-

saison, die uns im „Deutschen Theater“ in den Kammerspielen, im „Neuen Theater“ etc. Ensemble-gastspiele gebracht hat, macht sich der Zug zum Sensationellen, zum dramatisierten Hintertreppenroman erschrecklich geltend. Das Repertoire dieser Bühnen verkündet „Unter der Guillotine“, die „Sensation in zwei Akten“ das „Unterseeboot“, „Der Selbstmörderklub“, eine Bearbeitung des nervös machenden Einakters „Mächtel im Hampton-Klub“ von Mouezy-Eon und Armont, die uns jetzt auch, um das Gruseln zu lehren, vorgeführt worden sind. Und nun folgt im „Thalia-Theater“ noch „Der Mann mit dem Monokel“, die Komödie von einem geheimnisvollen Gentleman-Verbrecher, einem Vergriff, den wir erst seit dem Sherlock-Holmes-Theaterunfug kennen.

Überraschend und bezeichnend für unser Theaterleben ist auch der große Aufschwung, den die Operette genommen hat. Nachdem hier Hunderte von Malen „Die lustige Witwe“ gegeben war — diese Dame ist übrigens auch zu längerem Aufenthalt selbst in das „Nationaltheater“ in Christiania eingezogen, vor dem die Statuen Ibsen-Björnsens vergebens Wache halten! — ist sie bei uns von dem wohl ebenso langlebigen „Walzertraum“ abgelöst worden. Zudem haben wir in dieser Saison ein vielbesuchtes ganz neues Operettentheater erhalten, und jetzt zu Beginn des Juni haben zwei weitere Operetten- und Baudeville-Truppen mit der Eroberung des kunstliebenden Publikums Berlins begonnen.

Zeichen der Zeit.

„Hermann Eswein.“

1. Hermann Eswein: Die Schrittmacher u. a. Umschlagzeichnung von A. Braun-Heilbronn. 2. Aufl. München und Leipzig, N. Piper und Co. 1908. 8°. 98 Seiten.
2. Hermann Eswein: Flimperpimper, das große Geldschiff. Eine prähistorisch-moderne Kulturgroteske. Umschlag von A. Braun-Heilbronn. München und Leipzig bei Georg Müller. 1908. 8°. 347 Seiten.

Hermann Eswein ist ein Kritiker von inzwischen schnell bekannt gewordenem Namen. Er gab vor ein paar Jahren im Verlag von N. Piper und Co. eine Serie moderner Zeichner heraus, in der er Beardsley, Th. Th. Heine, Toulouse-Lautrec, Hans Baluschek, Oberländer, Munch u. a. behandelte. Es war so ziemlich seine erste größere Veröffentlichung. Wodurch er sich auszeichnete, war eine ungewöhnlich feinsinnige und eindringliche Erfassung des in unseren Tagen so bedeutungsvollen Problems der Dekadence. Kaum einer unserer Kritiker hatte dies Problem bisher so gründlich,

gerecht und vorurteilslos, vielseitig und mit so eindringlichem Verständnis und Klarblick erfaßt wie Eswein. Wenn in gewisser Hinsicht für unsere gesamte Kultur alles darauf ankommt, daß dieses überaus wichtige und brennende Problem ins Klare gebracht und gelöst wird, so hat Eswein sich eine wahrlich nicht geringe Bedeutung im Bereich unserer Kritik erworben, und wir haben in ihm eine Kraft, auf die etwas ankommt und mit der zu rechnen ist, deren Stimme und Urteil in die Wagschale fällt. — Eswein ist, mit immer schönerem Erfolg, auf diesem seinem Wege inzwischen vorgeschritten. Gleichfalls im Verlage von N. Piper und Co. erschien kürzlich auch ein Essay von ihm über August Strindberg, das durchaus das beste ist, was wir in Deutschland bisher über Strindberg haben. Er ist einfach vorderhand abschließend, dieser Aufsatz.

Es versteht sich, daß eine Begabung, die sich einem feinen und differenzierten und sicher auch diffizilen Gebiete so gerecht wird, auch besondere und nicht gewöhnliche Fähigkeiten als Stilist haben muß. Und derartige Fähigkeiten hat Eswein inzwischen auch immer schöner und stetiger entwickelt.

Er ist ein vortrefflicher Stilist und zugleich, versteht sich, ein Künstler und Dichter von nicht geringer Begabung. Als solcher bewährt er sich in den zwei vorliegenden Büchern, dem Novellenbuch „Die Schrittmacher“ und dem satirischen Roman „Flimpermimper“. — Die sieben Novellen der „Schrittmacher“ beschäftigen sich ganz mit der komplizierten modernen Psyche. Und zwar in sehr glücklicher, ja in notwendiger Weise da, wo sich ihre Äußerungen bis zum Pathologischen potenzieren; also bis zu einem Grade, wo wir sie am drastischsten und am besten verstehen und wahrnehmen können. Aus dem flirrenden, bunt nervösen Großstadtgetriebe heben sich diese Fälle hervor und werden sie mit dem glücklichsten Instinkt für ihre kulturgenetische und symptomatische Bedeutung hervorgeholt. Zuweilen mit staunenswerter Kunst zu grandios grotesken Symbolen zusammengedrängt und gesteigert. (Man vergleiche z. B. die prächtige Novelle „Die Automaten“). Geister wie Poe, Beardsley, Munch mögen hier Pate gestanden haben, ohne in dessen die stilistische und dichterische Eigenart Schweins zu beeinträchtigen. — Ein besonders schönes und tiefes, reiches und überdies spannendes Stück ist auch „Alphonse Aglophone, der Schellenkönig“. Auch das Stück „Das Wunderbare“ verdient besonders hervorgehoben zu werden.

„Flimpermimper“, das andere Buch, steht zwar an all solchen Werten nicht gerade über den „Schrittmachern“, bleibt aber sicher auch nicht besonders hinter ihnen

zurück. Für das größere Lesepublikum wird das Buch sogar angenehmer und bequemer sein. Es wird, da der Roman zudem sehr kurzweilig und spannend ist, einen besonderen Beifall dieses Publikums finden. Das ist in diesem Falle kein Fehler. Weshalb dürften heute kurzweilige und spannende Bücher nicht mehr geschrieben werden und weshalb dürften sie nicht gut sein? Und dies Buch ist gut. Als satirischer Roman und als Groteske könnte es vielleicht ein Teil swiftischer sein; seine Satire könnte vielleicht auch einen schärferen und deutlicheren Bezug auf besondere Zeitzustände haben. Es dürfte vielleicht nicht so Münchenerisch gemütlich und humorvoll sein. Aber was in aller Welt könnte das auf der anderen Seite auch wieder schaden? — Zudem gibt es Kapitel in dem Roman — abgesehen von seinem Reichtum an Farben, Kolorit, Nuancen — die größer und tiefer kaum so leicht gedacht und konzipiert sein könnten. So z. B. der Aufenthalt des jungen Königs gelegentlich des Krönungsfestes mit dem Oberpriester in dem Allerheiligsten der Gottheit. Das gehört unbedingt mit zu dem Tiefsten und Eigenartigsten, was neuerdings bei uns geschrieben wurde. — Eine künstlerisch besonders hervorragende Eigenschaft des Buches sind die zahlreichen bestricenden und hinreißenden Schilderungen. Besonders die Schilderungen von Festen und Massenbewegungen. Auch hervorragende Eigenschaften von Psychologie und Charaktergestaltung sind rühmend hervorzuheben. Ein paar bedeutende Charaktere und Macht-

Redaktionelle Notizen

naturen sind mit ungewöhnlichen Mitteln einer starken Kunst entwickelt. — Ich begnüge mich, so viel und nicht mehr von dem trefflichen Buche zu verraten. Es ist ein Buch, von dem man sich nicht er-

zählen lassen darf, sondern das man selbst lesen muß. Man laufe es also. Ich habe von ihm nicht zu viel versprochen.

Weimar.

Johannes Schlaf.

Redaktionelle Notizen.

Im Maihefte brachten wir ein vortreffliches Bildnis Liliencrons von John Philipp und möchten hiermit nachtragen, daß die Reproduktion nach einem Ölgemälde, (nicht nach einer Radierung) hergestellt ist, das sich in der großen Kunstausstellung in Dresden befindet.

Alla Memoria di
AMEDEO DI SAVOJA DUCA D'AOSTA
CRISANTEMI *G. PUCCINI*

ANDANTE MESTO

VIOLINO 1°
VIOLINO 2°
VIOLA
VIOLONCELLO

Tutti i diritti d'esecuzione, riproduzione e trascrizione sono riservati.
 Proprietà G. RICORDI & C. Editori-Stampatori-MILANO.

A 54282 A

Mit gültiger Erlaubnis des Verlages G. Ricordi & Co., Mailand — Leipzig.

Musical score system 1, consisting of four staves. The first staff begins with a dynamic marking of *pp*. The second and third staves also begin with *pp*. The system is divided into three measures. The first measure contains the *pp* marking. The second measure contains the instruction *accol. e cres.* (accelerando e crescendo). The third measure contains the instruction *rit. e dim.* (ritardando e diminuendo).

Musical score system 2, consisting of four staves. The first staff begins with a dynamic marking of *ppp*. The second and third staves also begin with *ppp*. The system is divided into three measures. The first measure contains the instruction *rall.* (ritardando). The second and third measures contain the instruction *rit.* (ritardando).

Musical score system 3, consisting of four staves. The system is divided into three measures. The first and second measures contain the instruction *rit.* (ritardando). The third measure contains the instruction *un poco affrett.* (un poco affrettato).

A 54282 A

SOSTENUTO

cres. molto e allarg. *ff con forza* *dim. e rall. pp*

cres. molto e allarg. *ff con forza* *dim. e rall. pp*

cres. molto e allarg. *ff con forza* *dim. e rall. pp*

ff con forza

tratt. *a tempo*

tratt. *pp* *a tempo*

tratt. *f* *pp* *a tempo*

rall. pp *tratt.* *f* *pp* *pp* *a tempo*

pp *Fin.*

p con molta espressione

2

First system of musical notation. It consists of four staves. The top staff has a treble clef and a key signature of two sharps (F# and C#). The second staff has a treble clef. The third staff has a treble clef. The bottom staff has a bass clef. Dynamics include *pp* (pianissimo) in the first and second measures of the top staff, and *pp* in the second measure of the third staff. There are also *pp* markings in the second measure of the second and fourth staves.

Second system of musical notation. It consists of four staves. The top staff has a treble clef. The second staff has a treble clef. The third staff has a treble clef. The bottom staff has a bass clef. Dynamics include *poco rit.* (poco ritardando) in the first measure of the top, second, and third staves. The bottom staff has an *Arco* marking in the third measure.

Third system of musical notation. It consists of four staves. The top staff has a treble clef. The second staff has a treble clef. The third staff has a treble clef. The bottom staff has a bass clef. Dynamics include *mf* (mezzo-forte) in the first measure of the top, second, and bottom staves. The second and third staves have *dim.* (diminuendo) markings with wedge-shaped lines. The second and third staves also have *pp* (pianissimo) markings and *poco rall.* (poco rallentando) markings in the third measure.

h 54262 h

The musical score consists of three systems, each with three staves (treble, alto, and bass clefs).
 - **System 1:** Starts with *molto espressivo*. The first staff has a *p* dynamic. The second and third staves are marked *a tempo*. The system concludes with *molto espressivo*.
 - **System 2:** Features *pp* dynamics in all three staves.
 - **System 3:** Features *pp* dynamics. The first staff includes the instruction *pp senza rall.*. The system concludes with *pp*.

A 54282 A

First system of a musical score. It consists of four staves. The top staff has a dynamic marking *mf*. The bottom staff has a dynamic marking *f*. The music is in a key with two sharps and a 3/4 time signature.

Second system of a musical score. It consists of four staves. The top staff has a dynamic marking *f*. The bottom staff has a dynamic marking *f*. The music is in a key with two sharps and a 3/4 time signature. The word *portando* is written above the top staff in three places.

Third system of a musical score. It consists of four staves. The top staff has a dynamic marking *mf*. The bottom staff has a dynamic marking *mf*. The music is in a key with two sharps and a 3/4 time signature. The word *molto rit.* is written above the top staff in two places.

♩ 54282 ♩

poco cres.
poco cres.
poco cres.
pp
senza rall.
pp
senza rall.
mf.
senza rall.
pp.

Dal ♯ al pol segue

rall.
perdendosi
rall.
perdendosi
pp
rall.
perdendosi

A 54282 A

Zu den Musikbeigaben.

Giacomo Puccini.

Es ist noch gar nicht so lange her, da kannte man selbst in recht musikalischen Kreisen Deutschlands Giacomo Puccini kaum dem Namen nach, und doch ist er mit seiner zuerst 1884 aufgeführten Erstlingsoper „Le Villi“ der Schöpfer des Verismus, jenes künstlerisch durchaus berechtigten Bestrebens der Jungitaliener, die Welt des täglichen Lebens mit allen ihren Leidenschaften dem Musikdrama zu gewinnen. Über den Erfolgen Mascagnis mit seiner „Cavalleria rusticana“ (1890) und Leoncavallos mit seinen „Pagliacci“ (1892) hatte man sogar auch in Italien rasch vergessen, daß diese beiden Komponisten nur die von Puccini angebahnte Richtung mit mehr Glück ausgebaut hatten. Heute freilich nimmt dieser im deutschen Opernrepertoire einen festen Platz ein; der Riesenerfolg, den seine „Tosca“ seit dem Januar 1907 in der Berliner „Komischen Oper“ gehabt hat, der seltene Fall, daß eine Oper im Berliner „Königlichen Opernhause“ in einer Saison 28 mal gegeben worden ist, was sich eben mit seiner „Madame Butterfly“ ereignet hat, hat natürlich diesen seinen Werken andere deutsche Bühnen erschlossen. Während seine früher so sehr bevorzugten Nebenbuhler allmählich an Teilnahme für ihre Schlager eingebüßt haben und in ihren späteren Werken nicht besonders glücklich ge-

wesen sind, hat sich Puccinis Talent, mehr noch vielleicht das Interesse an seinen Schöpfungen, immer in aufsteigender Linie bewegt, ja man fängt an, sich auch wieder mehr um seine früheren, mehr oder minder in Vergessenheit geratenen Werke zu kümmern.

Puccini ist im Gegensatz zum Beispiel zu Mascagni durchaus kein Vielschreiber; er produziert sogar langsam und läßt es sich keine Mühe verdrießen, immer wieder an seinen Opern Änderungen vorzunehmen, bis sie ihm völlig genügen.

Er ist der Sprössling einer Musikerfamilie, deren erstes nachweisbares Glied bereits 1712 städtischer Kapellmeister in Lucca gewesen ist. Hier ist unser Giacomo am 22. Juni 1858 geboren worden. Während seine Vorfahren ihren Ehrgeiz hauptsächlich darein setzten, durch ihre Kompositionen den Gottesdienst zu unterstützen, widmete er sich fast ausschließlich der Opernkomposition, nachdem er höhere musikalische Ausbildung sich mit staatlicher Unterstützung auf dem Mailänder Konservatorium geholt hatte. Hier veranlaßte ihn sein Lehrer Donchelli, dessen beste Oper „Gioconda“ (1876) auch in Deutschland gegeben worden ist und sehr wohl wieder einmal aus dem Staube der Theaterarchive hervorgeholt und zu neuem Leben erweckt werden könnte, zur Komposition seiner ersten Oper „Le Villi“, deren

Zu den Musikbeigaben

Stoff der bekannten Heineschen Gespenseerzählung entnommen ist und vorher schon von Adolph Adam in dem Ballett „Giselle“ musikalisch verarbeitet worden war. Wie schon oben gesagt ist, wirkte diese an melodischen Einfällen sehr reiche Oper, in der neben zarten lyrischen Stellen brutale Kraftausbrüche ganz unvermittelt stehen, bahnbrechend. Auch die dankbare Behandlung der Singstimmen fiel auf, ebenso die flotte, kraftvolle und dabei doch feine Orchesterbehandlung, besonders die Vorliebe, die Melodie unisono von dem ganzen Streichorchester bringen zu lassen.

Fünf Jahre vergingen, bis Puccini mit einer neuen Oper hervortrat: es war dies „Edgar“, doch infolge des unmöglichen Textbuches, das nach Alfred de Mussets „La Coupe et les Lèvres“ gearbeitet ist, blieb jeder Erfolg aus. Zwar unternahm der Komponist sofort eine Umarbeitung, aber man hat von ihrer Wirkung nichts gehört; vielleicht erlebt er nun, da er auf der Höhe seines Ruhmes steht, es doch noch, daß sein Jugendwerk zu Ehren kommt. Ein Erfolg war erst wieder seiner in Deutschland ziemlich unbekannt gebliebenen „Manon Lescaut“ (1893) beschieden; daß er sich die Kraft zutraute, denselben Stoff, den der Franzose Massenet bereits so glücklich (1884) vertont hatte, eigenartig von neuem zu behandeln, sprach sehr für sein künstlerisches Streben. Jedenfalls hatte er aber von Massenet auch viel gelernt. Seine ursprünglich veristische Neigung suchte er immer mehr zu verfeinern, er vertiefte sich immer mehr auch in das Studium

Wagners, dessen Behandlung der Leitmotive er bis zu einem gewissen Grade adoptierte, und gewann vor allem neue Anregungen aus Verdis genialer und meisterhafter, einen ganz neuen Stil für das feine musikalische Lustspiel schaffender Oper „Falstaff“.

So entstand seine nach dem bekannten Roman des Franzosen Murger gedichtete Oper „Bohème“ (1896), eins der feinsinnigsten und auch pikantesten Werke neuester Zeit, voll von Esprit, melodischem Reiz und duftiger, farbenreicher Orchesterbehandlung. Bekanntlich hat auch Leoncavallo eine recht wirkungsvolle „Bohème“ komponiert. Bei ihm ist aber alles gröber. Während Puccini uns gewissermaßen edelsten Champagner serviert, schenkt uns jener gewöhnlichen Schaumwein. Mögen auch die tragischen Stellen des letzten Aktes ziemlich schwach ausgefallen sein, als Ganzes wirkt Puccinis „Bohème“ höchst anregend.

Eine Rückkehr zum Verismus bedeutete die Oper „Tosca“ (1900), deren Musik freilich gewaltig packt und den blutgetränkten Stoff des Sardouschen Sensationsstückes ungemein veredelt hat. Wunderbar hat Puccini oft mit wenigen Akkorden, wie z. B. gleich am Anfang, die jeweilige Situation getroffen. Vor der Brutalität schreckt er nicht zurück, aber man verzeiht sie ihm, weil er durchaus dramatische Musik bietet. In sehr glücklicher Weise sind auch lyrische Episoden eingestreut, auch ein feiner Humor fehlt in den Szenen des Messners nicht. Zwei herrliche große Liebesduette und namentlich das Gebet der Tosca

Wilhelm Altmann

werden immer wieder zündend wirken müssen.

Musikalisches Neuland gewissermaßen hat dann Puccini in seiner letzten Oper „Madame Butterfly“ angebaut. Bei ihrer Erstaufführung in Mailand 1904 hatte sie keinen rechten Erfolg, erst 1905 trat dieser in London ein, wo das Werk in einer umgearbeiteten Fassung gegeben wurde, aber auch an dieser wurden 1907 nochmals Änderungen vorgenommen. „Madame Butterfly“ führt uns wie die Operetten „Der Mikado“ von Sullivan und „Die Geishas“ von Jones nach Japan, bietet aber keine Karikatur des dortigen Lebens, sondern ist diesem wirklich abgelauscht. Zum ersten Mal sind auch in dieser Oper wirkliche japanische Melodien verwendet. Deren ursprünglicher Eintönigkeit hat Puccini ganz besondere Reize abgenommen. Überhaupt ist die Orchesterbehandlung in dieser Oper ganz besonders schön. Mag auch die melodische Erfindung große Ähnlichkeit mit der in seiner „Bohème“ und „Tosca“ sowie auch mit Massenet haben, es liegt ein eigentümlicher Reiz über dem Werke, dem man sich schwer entziehen kann. Puccini versteht es auch hier wieder ausgezeichnet, die Stimmung zu malen, sowohl wenn er das Liebesglück der Japanerin wie ihr Liebesweh schildert. Im ersten Akt kommt man aus dem Staunen über den großen Reichtum an Erfindung und die exquisiten Orchesterfeinheiten gar nicht heraus; genial ist dann später das vergebliche Warten der Butterfly auf ihren Gemahl musikalisch ausgedrückt.

Sicherlich werden wir von Puccini, dessen neueste, in Kalifornien im Jahre 1849 spielende Oper „La fanciulla dell' occidente d'oro“ im kommenden Herbst in London zuerst aufgeführt werden soll, noch Großes erwarten dürfen. Er scheint mir berufen, das Lebenswerk Verdi gewissermaßen fortzusetzen. Gönnen wir es den Italienern, daß ein so großes Talent wieder unter ihnen lebt und speziell auf dem Gebiet der dramatischen Musik so erfolgreich wirkt.

Die hier erstmalig mitgeteilte Komposition Puccinis ist ein für eine Trauerfeierlichkeit bestimmter Streichquartettssatz, der hoffentlich noch einmal in einem vollständigen Quartett Verwendung findet. Warum sollte denn nicht Puccini, wie einst Verdi der musikalischen Welt auch ein Streichquartett schenken, zumal jetzt in seinem engeren Vaterlande der Kammermusik wieder mehr Beachtung geschenkt wird? Jedenfalls ist dieser Satz, der der Trauer nicht bloß mit der Tonart Rechnung trägt, durchaus nicht unbedeutend in der Erfindung, wie viele Gelegenheitskompositionen erster Meister, und auch sehr sorgfältig gearbeitet. Die Führung liegt bei der ersten Violine. Besonders schön, wie verklärt, und verfühnlich wirkend ist das zweite Thema (Anfang von Seite 2); der Mittelteil verleugnet den dramatischen Komponisten nicht. Eine Übertragung für Klavier hätte diesem kurzen Stück seinen intimen Klangreiz genommen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Literarische Berichte.

Bibliothek wertvoller Memoiren. Band 5. Die Erinnerungen des Grafen Paul Philipp von Ségur, Adjutanten Napoleons I. Bearbeitet von Friedrich M. Kircheisen, Genf. Hamburg, Im Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schulze.

In die Bibliothek wertvoller Memoiren, die Dr. Ernst Schulze herausgibt, sind die Erinnerungen des Grafen von Ségur mit vollem Rechte aufgenommen worden. Der Verfasser, der zu jenen Aristokraten alten Stammes gehörte, die sich dem aufgehenden Gestirne Napoleons frühzeitig, wenn auch zunächst nicht ohne Vorbehalt, angeschlossen, ist während des größten Theils der kaiserlichen Epoche in unmittelbarer Nähe des großen Mannes gewesen. Obwohl er nie im Mittelpunkte der Ereignisse stand, hatte er alle Gelegenheit, zu beobachten und zu hören, und war der Mann dazu, gut zu beobachten, zugleich fein gebildeter Schriftsteller genug, um das Beobachtete in ansprechender und fesselnder Form niederzuschreiben.

Ich möchte nicht gerade sagen, daß der erste Band seiner Memoiren Geschichte ist; manches hat er nur gehört, bei anderem ist seine Erinnerung wohl nicht immer ganz treu gewesen. Insbesondere würde man seine Schlachtbeschreibungen,

die ich beurteilen kann, nur mit Vorsicht für kriegsgeschichtliche Darstellungen verwerten können. Die wenigen Karten, die in den Text verwoben sind, haben keinen Wert — er läßt z. B. die Saale bei Weimar fließen. Immer aber bereichert er unsere Kenntnis um viele Einzelzüge, die für die Beurteilung der Dinge von Wert sind; ich will beiläufig die berühmte Attacke der polnischen Reiter bei Somo-Sierra, 1808, erwähnen. Der Hauptvorzug seiner Darstellung besteht doch wohl in den zahlreichen und wertvollen Beiträgen, die er zur Beurteilung des Charakters Napoleons, seiner Regierungsweise, seiner kriegerischen Anschauungen und zur Erklärung des bestrickenden Zaubers beibringt, den der Gewaltige während der Jahre seines Aufstieges auf seine Umgebung, seine Soldaten und auf die Zeitgenossen ausübte. Dabei ist er keineswegs ein Schmeichler oder unbedingter Lobredner, sondern bei aller Bewunderung ein Kühler, kritischer Kopf, der die Schwächen nicht verschweigt. Interessant sind auch die Einblicke, die man in das Leben des napoleonischen Heeres, dieses ergebener Werkzeuges seiner Macht, erhält. Auch hier sieht man wieder einmal, daß jedes Heer eine Persönlichkeit für sich ist und niemals nach den Anschauungen anderer Heere zutreffend beurteilt werden kann.

Literarische Berichte

Man muß versuchen, sich ganz in seinen Charakter zu versenken und sich der eigenen nationalen Eigenart, jedenfalls seiner nationalen Vorurteile, möglichst zu entäußern, will man es recht verstehen.

Die Übersetzung wird leider dem eigenartigen Zauber der Memoiren nicht völlig gerecht; auf militärischem Gebiete kommen sogar arge Schnitzer vor. So wird Seite 446 u. a. *retour offensif* durch *offensive Rückkehr* wiedergegeben, während es *Gegenstoß* bedeutet; *réformer* Seite 345 durch *reformieren*, während es im militärischen Sinne „auflösen“ heißt. Auf Seite 120 übersetzt er *défense* durch *Verteidigung*, wo es durch „Verbot“ übertragen werden müßte. Auch sagt er *Mäßigkeit*, wo von *Mäßigung* die Rede ist, und gebraucht das Wort *Mitschuldigkeit* an Stelle von *Mitschuld*. Ebenso wird wiederholt von einem „gebieterischen“ Angriff anstatt von einem „stürmischen“ Angriff gesprochen.

Bei der Herausgabe der weiteren Bände wird hierauf zugunsten des glatten Lesens und des Verständnisses größerer Wert gelegt werden müssen.

Gädke.

Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution. Von Eduard Bernstein. Zweite, durchgesehene, vermehrte und illustrierte Ausgabe. Stuttgart 1908, J. H. W. Dieß Nachf.

Der bekannte Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus, Eduard Bernstein, hat sich wiederholt als Geschichtsschreiber der

sozialistischen Entwicklung bewährt. Seine im Vorjahre erschienene zweibändige „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung“ erweist das erfolgreiche Bemühen des trefflichen Verfassers, trotz offenen Bekenntnisses zu seinen sozialen Überzeugungen doch in den Grenzen der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu verbleiben, Menschen wie Dingen gegenüber. Das oben genannte Buch enthält nun die ganz neue, durch eigene Forschung sowie die freiwillige Mitwirkung hervorragender englischer Historiker ungemein erweiterte und vertiefte Umarbeitung einer früheren Veröffentlichung Bernsteins. Sie füllt eine empfindliche Lücke in den bisherigen Darstellungen der Geschichte der großen englischen Revolution von 1640 bis 1660 aus, indem sie die demokratischen und sozialistischen Bestrebungen innerhalb dieser wichtigen Umwälzung schildert: Tendenzen, die unmittelbar sich nicht durchsetzen konnten, aber für die Zukunft bedeutsame Keime dem englischen Boden einpflanzten.

Die eigentlichen Vertreter dieser Anschauungen waren in der republikanischen Partei die „Levellers“, die „Gleichmacher“. Sie schieden sich wieder in zwei Richtungen. Die eine, unter der Führung des unerschrockenen Vorkämpfers und Märtyrers Lilburne, strebte lediglich eine echt demokratische Gestaltung der Republik an. Die andere, die „wahren Levellers“, unter Everard und Winstanley, forderte die „Wiederherstellung der alten Gemeinschaft des Genusses der Früchte der Erde“, „der Zeit vor dem Sündenfalle“, womit un-

Requiem -

W. Wagner
20. 11. 15

Handwritten musical score for Requiem, featuring vocal lines and piano accompaniment. The score is written in a cursive hand and includes various musical notations such as notes, rests, and dynamic markings. The text 'Requiem' is written at the top, and the composer's name 'W. Wagner' and the date '20. 11. 15' are written in the top right corner. The score is divided into several systems, with some parts enclosed in dashed-line boxes. The lyrics 'Agnus Dei' and 'Et Kyrie' are visible in the lower sections of the score.



Kalifornien aus dem bisher unerschlossenen Requiem, komponiert für die Totenmesse, die alljährlich in dem von Verdi zur Unterbringung armer, alter Musiker gestifteten Hause in Mailand stattfindet.

Requiem - W. Wagner
18.1.05

Largo sostenuto
 dolce e legato
 piano

Armonium organo

pp
Re-qui-er-tar-nam

pp
Domine
Domine
et ex-pa-

6/9/05
27.1.05



Faksimile aus dem bisher unveröffentlichten Requiem, komponiert für die Totenmesse, die alljährlich in dem von Verdi zur Unterstützung armer, alter Musiker gestifteten Hause in Mailand stattfindet.



zweifelhaft der vermeintlich ursprüngliche Kommunismus gemeint war. Durch Mord und Diebstahl hätten „die Raubkreaturen, nämlich Grundbesitzer, Advokaten und Geistliche“, das Privateigentum an Stelle dieses ursprünglichen Kommunismus gesetzt. Der Sozialismus nahm auch schon eine bestimmte antikirchliche Färbung an: die „nackten schamlosen Handlungen“ der „Raubkreaturen“ versteckten sich nach der Meinung der Levellers „unter der Feigenblattbekleidung von Sabaten, Fest- und Danktagungstagen, Dogmen, Formeln und Kulte“. An Stelle des positiven Christentums lehrten die wahren Levellers eine Art pantheistischer Religion. Sie gingen auch zur Propaganda der Tat über: die sogenannten „Diggers“ („Gräber“) bemächtigten sich wüst daliegender Ländereien, bebauten sie und errichteten dort ihre Hütten. Aber das bekam ihnen übel. Die Obrigkeiten der Republik und zumal Oliver Cromwell waren keineswegs geneigt, solche sozialistischen Taten zu gestatten. Unter Beihilfe der ansässigen Bevölkerung vertrieben Soldaten die Diggers, schleppten sie ins Gefängnis und zerstörten ihre Arbeiten. Vergebens bildete sich eine sozialdemokratische Presse; vergebens entwickelte Harrington in seinem utopistischen Werke „Ozeana“ das Ideal eines gründlich demokratisierten England. Die Arbeiter waren als Klasse damals zu unentwickelt, um eine dauernde und wirksame politische Partei herzustellen. Das Übergewicht der landbesitzenden Klassen war zu groß und erschien allzusehr als selbstver-

ständig, um das Aufkommen einer starken wirtschaftlichen Umsturzpartei oder auch nur Demokratie zu dulden. So arbeiteten Levellers und Diggers lediglich für eine späte Zukunft.

Diese interessanten Vorgänge werden von Bernstein mit eben so vieler Sachkenntnis wie Unparteilichkeit und echt historischem Blick in anziehendster Weise geschildert. M. Philipsson.

Die Vorstellungen der Tiere. Philosophie und Entwicklungsgeschichte. Von Kurt Graeser. Berlin, Georg Reimer.

In dem Motto, das dem interessanten Buche vorangefügt ist: „Leben heißt Vorstellen“, liegt der große psychologische Irrtum des Verfassers. Denn unter Vorstellen versteht er eine Nerventätigkeit, die zunächst mit Bewußtsein nichts zu tun hat. Der unbewußten Vorstellung der Pflanze bezw. des Tieres folgt das unbewußte Wollen und diesem das unbewußte Handeln. Was aber ein Vorstellen, von dem der Vorstellende nichts weiß, ein Wollen, von dem der Wollende keine Ahnung hat, eigentlich bedeuten soll, das verrät der Verfasser nicht. Das alles sind wohl Worte, die dem Materialismus gebräuchlich sind, aber mit denen sich irgendein Verständnis nicht verbinden läßt. Die geistigen Vorgänge werden als „unräumlich“ anerkannt, und dennoch sollen sie Erzeugnis des räumlichen Gehirns sein. Erst aus dem Unbewußten soll dann im Laufe der Entwicklungsgeschichte Bewußtsein als ein Zustand gewisser Vorstellungen

Literarische Berichte

hervorgehen. — Sieht man von diesen psychologischen Undenkbarkeiten ab, so bietet das Buch des Richtigen und Wissenswerten genug. Die Handlungen der Tiere teilt Verfasser in Reiz-, Instinkt- und bewusste Handlungen. Bewußter Handlungen sind nach ihm außer den Wirbeltieren auch die Insekten und gewisse Würmer fähig. Und wenn man unter Sittlichkeit das Handeln zum Wohle eines andern versteht, so zwingt die Gerechtigkeit uns, auch bei zahlreichen Tierarten sittliche Vorstellungen und sittliches Handeln anzuerkennen.

Dr. F. Lüdke.

Zur Erinnerung an Bal-
thasar Anton Dunder
(1746—1807). Eine Auslese
aus seinen Gedichten nebst einigen
seiner Bignetten. (Gedruckt bei
Gustav Grunau, Bern.)

Man hat ein wenig absichtlich lebendig gemacht, da man dem braven Dunder aus Pommern in Bern ein Denkmal setzte in Form einer kleinen Auswahl seiner Gedichte und Bignetten zur Feier seines hundertsten Todestages. Dunder war durchaus Effektier, leicht lassen sich seine Vorbilder in Brockes, Haller, Hagedorn, Gellert und Wieland nachweisen. Daneben zeichnete und radierte er im Stile des weit bedeutenderen Gessner. Die feinsinnigen Herausgeber der Sammlung, Adolf Thürlings und Gustav Tobler, haben in richtiger Wertschätzung Dunders nur acht Gedichte abgedruckt, die den Dichter ganz ausgezeichnet charakterisieren. In dieser Form wird das Büchlein,

das der Verlag liebevoll ausgestattet hat, gewiß manchem Freunde des 18. Jahrhunderts eine Freude bereiten.

Karl Georg Wendriner.

Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, in Auswahl herausgegeben durch Hans F. Helmolt im Insel-Verlag, Leipzig.

Unser Zeitalter, das unter dem überwältigenden Eindruck der Kunst Goethes nur den Gelegenheitsdichter als Künstler anerkennen will und in jedem Kunstwerke vor allem die Konzeptionsstelle sucht, hat ihr größtes Interesse den Briefen und Tagebuchblättern großer Geister zugewandt, weil unzweifelhaft in diesen die Fähigkeit des Erlebens am stärksten zum Ausdruck kommen muß. Es ist dankbar zu begrüßen, daß der Insel-Verlag jetzt auch eine Auswahl der Briefe Liselottes herausgegeben hat, dieser pfälzischen Prinzessin, die als Schwägerin Louis XIV. an dessen sittenlosem Hofe leben mußte, die aber ihr echt deutsches Herz und ihren Frohsinn sich stets bewahrte und als Trost in ihrer seelischen Einsamkeit ihren Freunden jenseits des Rheins in unzähligen Briefen erzählte, was sie mit ihren offenen Augen am Hofe des Sonnenkönigs sah. Es ist eine Freude, diese auch kulturhistorisch so überaus interessanten Briefe zu lesen, durch deren vollstümliche Originalität des Stils sich schon Wilhelm Scherer an Goethes Mutter erinnert fühlte. — Die von Helmolt aus der Masse von 3000 erhaltenen Briefen ge-

troffene Auswahl ist in jeder Beziehung zu loben.

Karl Georg Wendriner.

Vom Theater der Seele.
Von Albrecht Ringen.
Stuttgart, Axel Juncker.

Ein höchst seltsames Büchlein — das Ganze hat 74 Seiten — anspruchsvoll, ohne die Ansprüche zu befriedigen, die es erweckt. Derartiges nannte man früher bescheidener: Skizzen, Fragmente, Bilderbuch ohne Bilder. Es sind Stimmungsbilder, Satiren, Grotesken. Der Verfasser hat einen guten Blick für Seltsames; der feinen und reichen Beobachtung gesellt sich manchmal eine originelle Ausdrucksweise. Häufig jedoch tritt das allzu Gewollte aufdringlich hervor. Nicht selten bleibt der Verfasser unverständlich oder mir ist wenigstens seine An- und Absicht nicht klar geworden. Am besten hat mir die Geschichte: „Die Grobzigler“ gefallen, eine recht gelungene Wiederbelebung der Schildbürgergeschichten, nur verfeinert und vergeistigt.

Ludwig Geiger.

Ibsen als Norweger und Europäer. Von Albert Dresdner. Jena, Eugen Diederichs.

Entschieden eine der interessantesten Studien über Ibsen. Bedeutend dadurch, daß Ibsen als Kulturfaktor betrachtet und abgeschätzt wird. Die gesamte geistige und nationale Grundlage, welche Ibsens Charakter bildete, versucht Dresdner mit möglichst scharfen

Zügen darzustellen. Drama um Drama des Dichters zerlegt er und zeigt Ibsens innigen Zusammenhang mit dem engbrüstigen Kritizismus seines Volkes auf. Gestalt um Gestalt löst er aus dem grauen Hintergrund ihres Milieus und zeichnet den engen Kreis, in welchem sich Ibsens Denken und Fühlen bewegte. Der Dichter wird als der Norweger dargestellt und in seinem schöpferischen Verhältnis zur europäischen Kulturwelt gewertet: die aufsteigende Entwicklungslinie vom Nationalisten zum Europäer ergibt sich von selbst aus sorgsam durchgeführter Kritik des Gesamtwerkes. Aber auch, was Ibsen war und nimmer wird sein können: der Analytiker, nimmer der Synthetiker; der zerstörende Erwecker, aber nicht die höchste, ewig fortzeugend wirkende Quelle. Das Buch ist um so nachhaltiger, da es von einer bedeutenden Persönlichkeit geschrieben wurde, von deren männlich starkem Geist es erfüllt ist.

Hugo Alt.

Aus des lieben Gottes Arbeitsstübchen. Dichtungen von Erich Wunsch. Zeichnungen von Hans Lindloff. — Berlin, Verlag Harmonie.

Anheimelnd wie schon der Titel, der uns etwas von echter Märchenstimmung verrät, ist das ganze Büchlein: voll Liebesswürdigkeit, Geist und schalkhaftem Humor oder feinsten Satire. Aber auch zu ernster, ergreifender Erhabenheit weiß es sich zu steigern. Und was ist der Inhalt?

Literarische Berichte

„Das sind ja viele, viele Menschen-
herzen,
Die voller Sehnsucht, voller Lust,
voll Leid,
Liebend und hassend, hoffend und
verzweifelnd
Auf Erden schlagen. Und der kleinste
Schlag
Ist oben bei dem Liebegott zu
hören.
Und wenn sich eines gar zu wild
bewegt,
Und wenn eins müde ist vom
vielen Schlagen,
Dann merkt's der Liebegott und
denkt: Sei still!
Dann macht es: knick! Dann muß
das Herz zerspringen.
Dann schellt es gleich an unsrer
Himmelstür,
Und Petrus hat nicht zehn Minuten
Ruhe.“

Einige solcher brechenden Menschenherzen und ihren Einzug durch die Himmelspforte besingen die hübschen, glatt dahinfließenden Verse, einige der größten und gewaltigsten Menschenherzen, die je geschlagen haben: Goethe, Nietzsche, Ludwig Richter, Lessing, Friedrich d. Gr., Heine und Beethoven. Wahrhaft bewunderungswert ist es nun zu sehen, wie abwechslungsreich der Dichter diesen Gedanken zu gestalten weiß, wie er ihn jedesmal der besungenen Individualität anpaßt, so daß der Leser hier fast einen anschaulicheren, richtigeren Begriff von dem Charakter und Wesen und der Bedeutung jener Großen empfängt, als durch manche langatmige, gelehrte Biographie.

Die gleiche Mannigfaltigkeit, die gleiche Abwechslung von Scherz und Ernst gelangt in dem reichen

Bilderschmuck des auch sonst sehr vornehm und modern-geschmackvoll ausgestatteten Werkchens zum Ausdruck. Wer das Buch liest, wird seine Freude daran haben und es gern immer und immer wieder zur Hand nehmen.

S. B.

Die Grundmühle. Von Emmi Eiert. Berlin, Fontane und Co.

Emmi Eiert, die mehrfach erprobte Romanschriftstellerin, bietet uns ein Werk, zu dem offenbar Klara Viebig als Muster gedient hat. Nicht bloß für den Dialekt — die Sprache der Eifel, — sondern auch für die Herbigkeit und Rauheit der Menschen und der Gegend. Ein versoffener, verlumpfter Müller, ein hartherziger, auf den Forderungen äußerer Religiosität pochender Pfarrer. Eine Bäuerin Suß, die in der Stadt diente, wird von Peter, dem Grundmüller, als Magd gedungen und, da er sie nicht anders haben kann, zur Frau gemacht. Ihr Kind Hubert erlangt bei einer Prozeßion den Keim zu tödlicher Krankheit. Der proßige Bauer ruiniert durch Faulheit und Trunksucht sein ganzes Anwesen, schließlich wird er von seinem vom Militär heimkehrenden Bruder Toni entmündigt, die Ehe geschieden, Peter sinkt zum Strolch und Landstreicher herab, der sein Leben in den Gefängnissen verbringt. Das Kind Hubert, Toni und Suß, die sich lieben, können sich nicht heiraten, da der päpstliche Dispens nicht eintrifft, Suß, vom Pfarrer überredet, verläßt die Mühle, Toni, von den Bauern, seinen ehemaligen Kunden,

boycottiert, muß seinen Hausrat verkaufen und aus der Gegend fortziehen. Alles logisch, grausam, unerfreulich. Warum kann nicht das Paar, das die Glücksbedingung in sich hat, nach Amerika ziehen? Daß Suß schließlich ihre Ansprüche auf Lohn gerichtlich von Toni erlangen will, sie, die sich ihm hingegeben und in freier Ehe mit ihm gelebt hatte, mag im Charakter der Eifler Bauern richtig sein, nichtsdestoweniger bleibt es höchst widrig. Einzelne Liebesschilderungen, auch die erste Liebe der Suß zu einem Burschen Nikola, sind anmutig; recht gut durchgeführt ist die Zeichnung des alten Hannes, der fast drei Generationen auf der Mühle gedient hat, in seiner Blödsinnigkeit noch immer in den Tagen seiner Kindheit zu leben meint und auf der Mühle bleibt bis zu ihrem Untergang. Was aber wird aus den drei Haupthelden? Daß Peter im Säuerwahnnsinn endet, ist klar; aber Toni und Suß sind kraftstrokende Menschen, die mit ihrem Dasein nicht abgeschlossen haben; will die Verfasserin etwa in den Fehler verfallen, uns das zweite Leben der beiden in einem neuen Roman vorzuführen? Das wäre, angesichts ihres unleugbaren Talents, sehr zu beklagen.

Ludwig Geiger.

Friedrich Hebbels Tagebücher, herausgegeben von Hermann Krumm. Leipzig, Max Hesses Verlag.

„Das Drama soll keine neuen Geschichten bringen, sondern neue Verhältnisse.“ Der größte Rechenmeister des Dramas zeigt uns hier

seine Technik: wie er kleine Geschichten sammelte, Geschichtchen aufspeicherte, Ideen notierte, und alles aus einem Gesichtspunkte — neue Verhältnisse, befruchtende Gedanken aus ihnen zu saugen. Die Idee zum höchsten Lustspiel ist für Hebbel ein Mensch, der nicht einmal weiß, was für ihn gut oder böse ist, die Tragikomödie der verwirrten Moral. — In diesen Tagebüchern ist ein unerschöpflicher Quell von Gedanken eines straffen Geistes, der nur deshalb nicht das Allerhöchste erreichte, weil seine rednerische Leidenschaft ihn hinderte, ganz Leidenschaft zu sein.

A. Halbert.

Das Patentkind. Thüringer Roman v. Martha Renate Fischer. Stuttgart, Adolf Bonz und Co.

Das Buch ist in einem ganz eigenen, frischen Heimattil geschrieben, hat einen trockenen festen Humor und einen natürlichen Ernst. Es ist nirgends überschwenglich und will überall wahr sein. Aber darin tut es des Guten zu viel. Die Verfasserin ist ohne Zweifel ein starkes Talent, aber sie hat sich noch nicht ganz gefunden. Etwas Verwirrendes haftet noch ihrer Kunst an. Sie möchte gern alles sagen, jedes Schrittchen beschreiben, jede Rockfalte schildern, jeden Gedanken ihrer Gestalten festhalten und veräumt über dem kleinen Punktieren manchmal die große Linienführung. Ihre Persönlichkeiten sind voll Leben, aber sie hüpfen vor unsern Augen. Hier eine Stilprobe: „Matt vorn auf dem Wagen, auf den Brettern saß eine Frau. Ihre Beine bau-

Literarische Berichte

melten neben der Deichsel herab, barfuß in schwarzen, ausgeschnittenen Schuhen. Drohten Unebenheiten im Weg, so kippte sie die Füße hoch, damit sie nicht schleiften. Die Frau war schwarz, alt, gelb, dünn. Die Kuh war fahl" (S. 474). Das ist alles sehr anschaulich, doch ist es nicht der Zweck des Dichters, Bilder zu malen. Das Buch erinnert an einen vorzüglichen Kinetographen, der eine lange Reihe packender Szenen gibt. Das lebendige, bald schauervolle, bald übermütig-ergößliche Leben rollt sich vor uns ab, aber über jedem Bild schwebt ein unruhvolles Zittern, das die Blicke blendet. — Der Roman spielt in einem Dorf, im Volke. Die Heldin Meta Brandt ist vortrefflich geschildert mit ihren Fehlern und Vorzügen, ihrer stacheligen Art, ihrem herzlosen Wiß, ihrer Grausamkeit und heimlichen Angst. Sie „probiert“ die Männer mit Ohrfeigen. Wenn sie einen Burschen in Aussicht hat, „langt sie ihm eine Schalle herunter“. „Steckt er die ein, — dann is gut, dann passe mir zusamme. Steckt er die nich ein, no — dann laß ich ihn laufe.“ (S. 76.) Meta hält sich so mutig sauber wie ihre Röcke, weil die Schmach des Vaters, der ein Dieb gewesen, auf ihr lastet. Eines Tages kehrt der Totgeglaubte zurück unter falschem Namen. Nur von der Tochter gekannt, nähert sich der Verkommene ihr immer wieder. Erschütternd sind ihre Seelenkämpfe, ihre verzweifelte Angst vor der Entdeckung. Ihr Aussehen verfällt. Ihre mühsam erworbenen Ersparnisse wandern zum Vater als Schweiggelder. In einer packend gegebenen Szene

zwingt der Betrunkene Meta zum Diebstahl. Trotz allen Grauens beherrscht ein froher frischer Ton das Buch. Die Kraft der Jugend sprüht aus ihm. Die Nebenpersonen sind scharf gezeichnet, so der fromme Schuster, Baurat genannt, und sein Weib Edwine, das die Polsterjacke anzieht, wenn der Mann aus dem Wirtshaus kommt. Allen, die sich vergnügt unterhalten wollen, sei „das Patentkind“ bestens empfohlen.
Maria Stona.

Das Haus zur Flamm'.
Roman v. Helene Böhla u.
Berlin 1908, Verlag von Egon
Fleischel und Comp.

Die ureigenste Domäne dieser Dichterin ist das alte Weimar. Von dem wußte sie viel zu sagen: von großen Menschen und schönen Dingen; von kleinen Schicksalen und bedeutenden seelischen Erlebnissen. Ihre wertvollste Kunst ist, alles mit der Wärme ihres Temperaments zu erfüllen, Dinge und Menschen mit der Stärke ihres Empfindens zu befeelen. Ihr Können bewährt sich auch hier im vollsten Maße. Es ist ein echtes Frauenbuch, voller Güte, Wärme und inniger Freude am Leben. Es ist getränkt mit dem Bewußtsein der Schönheit des Daseins. Der stoffliche Inhalt ist unbedeutend und ohne Abwechslung. Nur das Wie und Was der Gestaltung ist ausschlaggebend. „Das Haus zur Flamm“ ist das Heim einer Frau, die aus der Niederung des Alltags auf den Berg geflüchtet, um ihr eigenes Leben erleben, unbeschränkt Liebe und Güte geben zu können. Sie stellt sich auf sich selbst, sie will

frei sein durch sich selbst. Ein paar Menschen gehen bei ihr oben ein und aus, die ihren im Tal erlittenen Schmerz im säuftigenden Gehege ihrer Güte verwinden wollen. Und nur einer, der sich, gleich ihr, souverän über die beengenden Grenzen der gesellschaftlichen Lügen und Lieblosigkeit zu schwingen vermocht und zur reinen Menschlichkeit gelangt ist, findet ihre menschlich-weibliche Liebe. Und darin soll wohl der innere Sinn des Buches liegen. Es bleibt die Frage, ob dies nicht ein Irrtum ist. Jedenfalls: hier ist ein starkes, temperamentvolles Buch. Wer ein Leid zu tragen hat und schwere Stunden lebt, der wird die Wärme, schier mütterliche Liebe dieses Buches doppelt empfinden. Und dies soll für das Werk und seine Dichterin herzlichste Anerkennung bedeuten.

Hugo Alt.

Die blaue Laterne von Paul Lindau. Verlag der Cottaschen Buchhandlung, Stuttgart.

Ein Gesellschaftsroman der besten Art, den man nicht ohne Interesse liest, auch wenn man nicht in die Verwandtschaftsverhältnisse der Gestalten eindringen kann, weil der Familiensinn nicht so stark ausgeprägt ist. Lindau versteht ein Milieu zu schaffen und die Menschen darin wacker handeln zu lassen. H.

Spökentiker. Die Geschichte einer verirrten Menschenseele. Von Hermann Welte. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Alle Werke Hermann Weltes

haben einen eigenartigen Reiz, dem man sich nicht verschließen kann. Im „Spökentiker“ zeichnet der Autor mit so packender Kraft die Verirrung und den Kampf einer armen, gefallenen Seele, daß uns das Miterleben bis zum letzten Worte nicht losläßt. Das interessante Problem, wie ein seelisch und sinnlich äußerst fein veranlagter Mensch zum Gewohnheitstrinker wird und sich schließlich aus tiefster Gesunkenheit aus eigener Kraft wieder erlöst, ist künstlerisch vollendet durchgeführt. Es lohnt sich, dieses Buch zu lesen.

Von der Violine. Von Paul Stoeving. Berlin - Großlichterfelde, Verlag von Chr. Friedrich Wiemeg.

Das ursprünglich in englischer Sprache erschienene Buch liegt nunmehr auch in deutscher Übersetzung vor. Man findet darin eine auf gründlicher Quellenforschung beruhende Geschichte der Geigeninstrumente von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, die Biographien der hervorragendsten Geiger und Geigenbauer, eine Übersicht über die Violinkompositionen, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, eine Charakteristik der Schriftsteller, die in ihren Werken der Violine gedacht haben, sowie Erkurse über die einzelnen Teile der Violine und die Entwicklung des Bogens, die für den Geigenbauer ebenso lehrreich und interessant sind, wie für den Spieler. — Die Verlagshandlung hat dem Buche eine seinem gediegenen Inhalt entsprechende Ausstattung zuteil werden lassen; besonders dan-

Literarische Berichte

tenstwerte Beigaben sind die zahlreichen Abbildungen von Instrumenten der verschiedenen Geigenbaumeister, die Porträts der bedeutendsten Virtuosen und Komponisten, und die Faksimiles ihrer Handschriften. — Stoevings Werk, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit eleganter und anregender Darstellung vereint, ist für den Fachmann ebenso wertvoll wie für den Laien, der sich über die Geige in irgend einer Hinsicht Rats erholen will.

E. Bohn.

Das klassische Weimar.
Nach Aquarellen von Peter Wolke, mit erläuterndem Text von E. Scheidemantel.
Weimar, Verlag von Herm. Böhlau Nachf.

Man muß dem Verlag für dieses Kunstwerk herzlich danken. Was kann uns willkommener sein als eine Sammlung guter Bilder, die uns die denkwürdigsten Stätten des alten Weimar, in dem unser einziger Goethe fast 60 Jahre lebte, vor Augen führen! Goethes Gartenhäuschen sehen wir hier und sein Wohnhaus in der Stadt mit dem Garten, das Haus der Frau von

Stein, das römische Haus, die Bastille und das Schloß, den Marktplatz, das Wittumspalais, das alte Theater und Schillers und Herders Wohnhäuser. Der in Weimar geborene Maler Peter Wolke hat diese Stätten in künstlerisch vollendeten Aquarellbildern mit geschichtlicher, auf archivallische Studien gegründeter Treue wiedererweckt. Die Wiedergabe der Bilder in Dreifarbindruck ist ausgezeichnet. Den erklärenden Text hat Prof. E. Scheidemantel lehrreich und anregend geschrieben. Wir wünschen dem Werke, das eine Zierde jeder Bibliothek ist, eine recht große Verbreitung.

Karl Georg Wendriner.

Die Reize des Spiels.
Von Prof. Dr. M. Lazarus.
Berlin, Ferd. Dümmler.

Der berühmte Kulturpsychologe behandelt hier mit tiefgründigem Wissen das Thema des Spiels. Er betrachtet das Spiel im Gegensatz zur Arbeit, das Spiel in allen seinen Variationen und Abstufungen, als Genuß- und Lebensmittel. Man lernt unendlich viel aus diesem Buche.

A. Halbert.

Redaktion: Dr. Sylvius Brud, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadasohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert: Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“ oder „Dreslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.

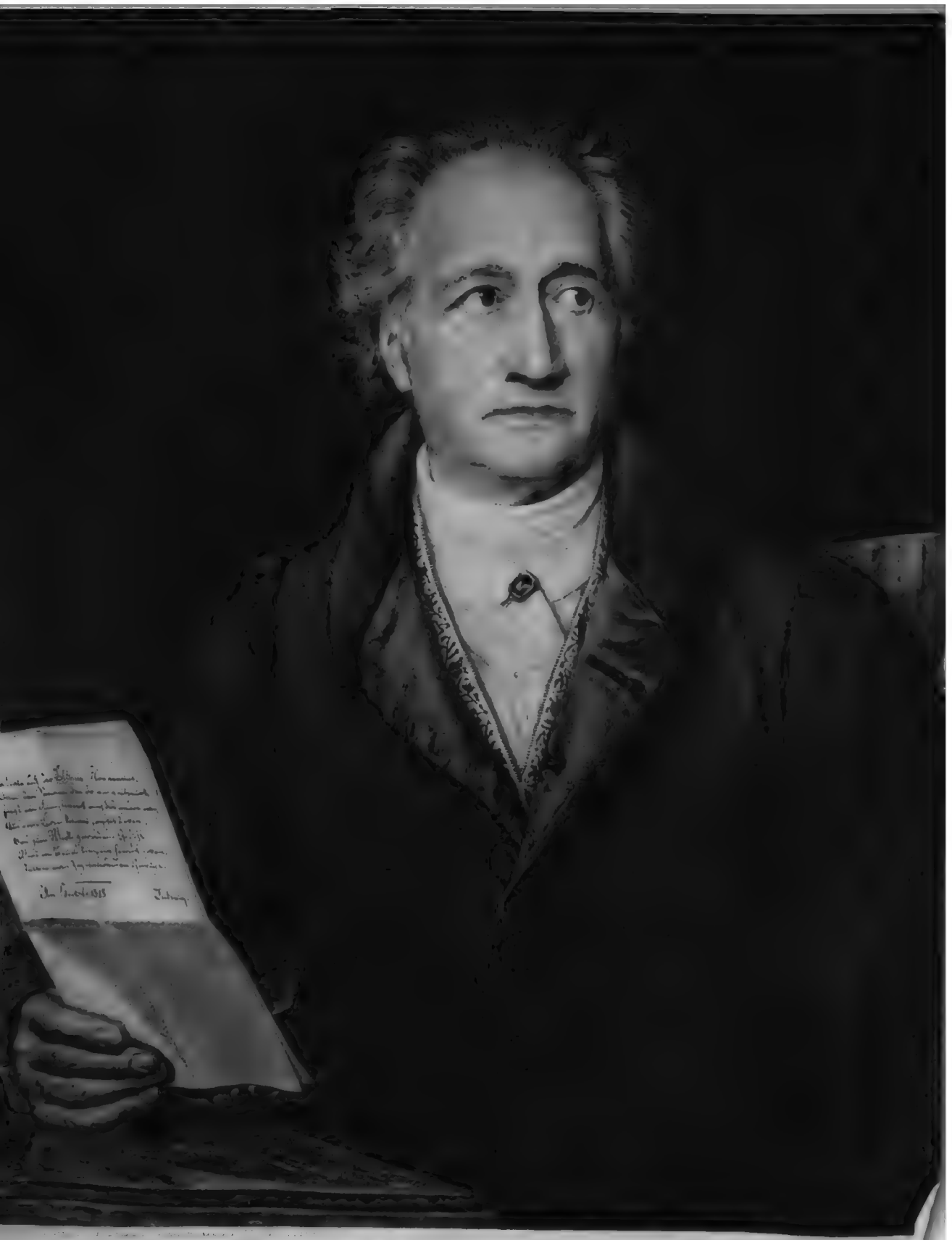
Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei E. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.

Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Übersetzungsrecht vorbehalten. Unberechtigter Nachdruck untersagt.





STUD
Jahrgang
1908

Carl Stieler: Goethe.
Zum Essay v. Leo Berg.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Verlag "Nord und Süd" G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
E. Schottlaender, Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 August 1908 Heft 377



Carl Gustaf
Duke of Södermanland

Carl Gustaf, Duke of Södermanland

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 August 1908 Heft 377



Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte.

Die Arche Noah landete auf einem Berge. Das neue Menschengeschlecht, die Noachiten, ging also vom Gebirge aus. Auch die neueste Keilschriftforschung scheint zu ergeben, daß ein Alpenland der Sitz der Urkultur war. Bergtiere und Bergpflanzen finden sich um, oder sogar vor 4000 in den Siegeln von Bismaya, und in den Trümmern der Stadt finden sich Bergkristalle, die in der Ebene gar nicht vorkommen. Diese Funde weisen auf das benachbarte Elam, das sich im Osten des Zweistromlandes mit Gipfeln bis zu 5000 Meter erhebt. Allerdings käme auch eine jenseits von Elam liegende Berggegend noch in Betracht.

Die Träger der elamitischen Kultur waren den heutigen Georgiern und Lesghiern verwandte Völker. Die Schöpfer der mesopotamischen Bildungswelt waren die Sumerier, deren Väternschaft etwa zwischen Tibeteren und Dravida zu suchen ist (denn an Hommels türkische Hypothese glaube ich nicht). In das Zweistromland wie auch in Elam drangen sehr früh Semiten ein. Die Nomaden der Wüste überwältigten die alteingesessene Bevölkerung, nahmen aber von ihr Hauptbestandteile der Kultur an. Sie entlehnten den Überwundenen die Schrift sowie Maße und Münzen. Kunst und Wissenschaft gingen auf die neuen Herren über, ja sogar die alten Staatsformen und zu einem wesentlichen Teile auch die alten Götter. Trotzdem kam es mehr als einmal zu einer Auflehnung des älteren Elements, das namentlich unter den Kassiten eine neue Blütezeit erlebte. Jedoch antwortete hierauf ein Wiederaufschwung der Semiten, die in den Militär- und Großstaaten von Babylon und Assur schließlich doch Alleinherrschende wurden.

Die gleichen Vorgänge spielen sich in Ägypten ab. Eingeborene Rassen, aus Negritos, Negern und Berbern zusammengesetzt, werden von Semiten überwältigt. Ein Denkmal davon ist die altägyptische Sprache, die zur guten Hälfte semitische Bestandteile aufweist.

Das erste Zeitalter der Entwicklung der Menschheit ist nun abgeschlossen. Die Weltenuhr holt zum zweiten Schlage aus. Es treten auf die Bühne jüngere Schichten der Kas-Völker, jener Verwandten der heutigen Kau-Kas-ier, der Georgier, Escheressen und Lesghier. Auch die Mitanni gehören zu dieser jüngeren Schicht, sowie die Chan (oder Hethiter), von denen Chnan oder Kanaan benannt ist, ferner die Philister, die Kreter, die Karer, die Pelasger, die Veneter, die Etrusker, die Römer und die Vasken. Die neuen Rassen werfen sich auf die alten Kulturstaaten, auf Mesopotamien und Ägypten. Ein gewaltiges Ringen beginnt. Wiederum wird die alte Kultur entlehnt. Der Elamitergott Tarchu wird von den Chan übernommen. Die mesopotamische Hoftracht, jenes glockenförmige, entfernt an eine Krinoline erinnernde Gewand, sie taucht in Kreta wieder auf. Mit der Schrift findet wiederum auch die Wissenschaft bei den neuen Völkern Eingang. Der Kreis der Kultur weitet sich. Nunmehr dehnt er sich schon über das halbe Mittelmeer. Auch Indien und China scheinen beeinflusst. Eine alte Verührung zwischen dem Zweistromland und Ostasien wird immer glaubhafter. Doch den neuen Nordrassen erstehen Gegner. Junge Völker des Südens erheben sich und halten ihnen das Widerspiel. Arabische Horden, Phönizier, Syrer und Juden dringen ihrerseits bis in die Vorratskammern der Urkultur und verschleppen deren Vorräte bis Südarabien, bis Ost- und Nordafrika.

Die Weltenuhr holt zum dritten Schlage aus. Arier und Chinesen erscheinen. Es wiederholt sich derselbe Vorgang, der schon zweimal zu beobachten war. Mit den Waffen siegen die jungen Rassen: die Miaoge werden von den Chinesen, die Hyrkanier und Drawida von den Iranern und Hindu, die Pelasger werden von den Griechen überwältigt. Allein der Geist der Überwundenen zeigt sich dem naiven Sinn der Eroberer überlegen. „Die Hellenen“, sagt Herodot, „haben ihre Götter von den Pelasgern.“ Das ist eine der bedeutendsten Wahrnehmungen der Weltgeschichte. In der Tat, wir finden den Namen des Hethitergottes Schelardis wieder, gar nicht weit vom griechischen Festland: in einem Inselnamen, Schelardela. So gut wie sicher sind Hermes wie Demeter klassische, kleinasiatische Gottheiten, und Aphrodite steht im dringenden Verdacht, ein Echo der Astarte zu sein. So sind augenscheinlich noch viele andere Gottheiten, über deren strittige Etymologie ich mich jedoch hier nicht länger auslassen will, orientalischen Ursprungs. Wie aber bei der Religion, so geschah es auch auf andern Geistesgebieten.

Der griechische Tempelstil mag zwar, wie die Gebrüder Sarazin meinen, auf ein Pfahlbau-Urbild zurückgehen; in wesentlichen Dingen gemahnt er aber an ägyptische Muster. Die archaische griechische Bildhauerei ist ganz sicher von der ägyptischen abhängig, wie ein kurzer Blick schon, etwa in der Glyptothek, lehrt. Allgemein anerkannt ist, daß die Münzen der Griechen mit ihrer Sechzigteilung (Minen!) aus Lydien, und weiterhin aus Babylon stammen. Auch die Schrift, die erst zwischen 700 und 400 bei den Hellenen Einlaß fand, kam vom Orient. Gewiß, nicht alles hat Europa vom Nil, Mäander und Euphrat: die Griechen brachten auch viel eigenes Kulturerbe mit und schufen sich vor allem ihre eigenen Staatsformen. Ohne den Einfluß des Orients zu berücksichtigen, könnte man aber die ganze hellenische Entwicklung nicht verstehen.

Ähnlich wie den Griechen ging es den Ostariern. Dieselben hatten zwar einen eigenen unabhängigen Glauben sowohl wie eine selbständige Ständeversammlung, aber auch sie erlitten tiefgreifende Einwirkungen von Assur. Das ganze Hofzeremoniell der Achämeniden ist dem mesopotamischen nachgeahmt worden. Die Mann-Löwen von Persepolis gehören zur assyrischen Brut. Unter den drei Reichssprachen waren zur Zeit des Darius zwei alte, nämlich süsisch (jung-elamisch) und babylonisch; beides Idiome der älteren, nicht-arischen Völker. Trotzdem haben es zuletzt die Perfer verstanden, in ganz Iran ihre Sprache und Anschauung zur Herrschaft zu bringen. Ein Jahrtausend später zwar unterlagen sie abermals, wenn auch nur zeitweilig, der Kraft der Semiten, dem Islam. Früher hatten die Perfer zwar insofern keinen allzu schweren Stand, als offenbar die Hochlande von Iran ursprünglich nicht so dicht besiedelt waren. Viel schwerer hatten es die Hindu, sich durchzusetzen. Sie standen einer äußerst zahlreichen Urbevölkerung gegenüber, und nur deshalb errichteten sie die starken Schranken der Kasten, um sich gegen die Überschwemmung von seiten der Tibeter, Kolarier und Drawida zu schützen. Nur unvollkommen erreichten sie ihr Ziel. Die hehre Hindureligion mußte es sich gefallen lassen, von den dunkelhäutigen Eingeborenen zur Frage herabgewürdigt zu werden. Auch die Sprache zeigt drawidische Spuren: die entsetzlich langen Wortungeheuer des Sanskrit mit ihren dreißig bis vierzig Silben verraten eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der Agglutination der Tschandalasprachen; die überaus schweren Cerebralaute des Sanskrit sind ganz offenbar dem Arsenal der Drawidalaute entlehnt. Die Schrift der Hindu (die aber erst im 3. vorchristlichen Jahrhundert gebraucht wird), wie auch die Südiendiens, entstammt ebensowohl

dem Aramäischen, wie die Schrift des um dieselbe Zeit beginnenden Mittelpersisch oder Pehlwi. Wie in Sprache und Schrift die Überwundenen ihre Kraft zeigten, so kam es auch noch zu öfteren Auflehnungen gegen die Oberherren, deren größte die unter Tschandra Gupta war. Tschandra Gupta, aus niederer Kaste hervorgegangen, errang 300 vor Christi die Herrschaft über ganz Hindostan. Bald darauf hören wir auch von bedeutenden Königreichen der Drawida am unteren Ganges und in Drissa. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert ersteht ein hyrtanisches Reich, das sich von den Osthängen des Kaukasus quer durch Iran bis zum Indischen Meere hinzieht. Ferner ist die Herrschaft der Parter wohl kaum eine rein arische zu nennen. Auch in China zeigt sich die gleiche Erscheinung einer oft erfolgten Auflehnung der Überwundenen. Die „Schwarzhaarigen“ werden mehrfach von Miaotse angegriffen, die besonders im 4. Jahrhundert v. Chr. abermals eine bedeutende Machtstellung einnehmen; und dann wieder werden die Tataren mächtig. Der große Schöpfer des chinesischen Einheitsstaates, Shi-hoang-ti, war tatarischer Herkunft.

Bei den Kulturübertragungen sind zwei Erscheinungen besonders beachtenswert. Die neuen Rassen, die das alte Erbe übernehmen, bringen immer auch ein gut Teil von Eigenem mit, von selbständigen Eigenschaften und selbständigen Kulturerrungenschaften. Dadurch wird die Urkultur beständig bereichert; außerdem aber wird dieselbe geographisch immer weiter ausgebreitet. Ihre bedeutendste Ausdehnung erfährt sie zunächst durch die Phönizier, dann durch die Arier und die Chinesen. Bereits erstreckt sie sich jetzt, am Ende unserer zweiten Periode, von den taifungepeitschten Gestaden des Stillen Meeres bis zu den Säulen des Herkules. Die Eroberungen der dritten Periode werden dann durch zwei große Militärmächte zusammengefaßt. Die Reiche der Cäsaren und die der Han bilden sozusagen große Sammelbecken für die ganze ostasiatische und für die ganze Mittelmeerkultur. Die Erwerbungen, sowohl rein geographischer als geistiger Art, werden somit zentralisiert und zu starker Stoßkraft fähig gemacht.

Im einzelnen ist bei den Römern wiederum das alte Gesetz zum Maßstab zu nehmen, das wir schon so oft in Wirksamkeit gesehen haben: *Graecia capta ferum cepit victorem*. Der Überwundene überwindet den Sieger auf kulturellem Gebiet. Zugleich entsteht eine äußerst fruchtbare Wechselwirkung der verschiedenen Bildungswelten. Man nennt eine solche häufig mit verächtlichem Ausdruck Synkretismus, einen

Mischmasch, einen Herenkessel der Stile und Religionen. Warum sollte aber, was heutzutage als Fortschritt, als Weltverkehr, als Internationalität gepriesen wird, nicht auch im Zeitalter Cäsars und Trajans als Fortschritt aufgefaßt werden und gelten? In jedem Falle ist ein gewaltiges Vorwärtsschreiten der Erbkunde und eine erneute außerordentliche Ausdehnung der Weltkultur zu verzeichnen. So gehen römische Münzen bis jenseits des Ganges, sowie bis Schensi in Nordchina. Aber auch die Mitte und der Norden von Europa und Asien werden jetzt der Weltkultur erschlossen. Turkestan und die Mongolei fallen den Chinesen anheim, Mauretania wird römische Provinz, Inder und Araber dringen bis zur Sofala und zu den zentralafrikanischen Seen vor. Durch die chinesische Besetzung von Fergana wird ein westöstlicher Verkehr, wird eine dauernde Berührung zwischen den Welten des Ostens und des Westens eingeleitet. Chinesische Seide überschwemmt das Römerreich. Gewürze der Molukken werden durch die südlichen Gewässer nach Alexandria und weiter nach dem Abendland gebracht. Chinesische Dschunten fahren Hira an der Mündung des Schatt-el-Arab an. Umgekehrt dringt griechische Kunst siegreich vor nach Süd- und Ostasien. Manichäer und Nestorianer gewinnen Profelyten in Hochasien und vermitteln die aramäische Schrift den Mongolen und Tungusen. Noch heutzutage ist die Schrift der Mandchu das Estrangelo der Syrer. Frühbyzantinische Münzen gelangen bis zu den Jakuten.

Die Weltenuhr holt zum vierten Schlage aus. Wiederum pochen Völker von frischer ungebrochener Kraft an die Pforten der Kulturstaaten. Die Germanen treten auf. Die Türken, die Araber und die Malaien erscheinen. Eine Zwischenbemerkung muß hier eingeschaltet werden. Auf der geschichtlichen Bühne sind die Vorgänge ähnlich, wie auf der Theaterbühne. Der Personenwechsel geht selten in der Art vor sich, daß eine ganze Gruppe von Menschen den Schauplatz verläßt und dafür eine Gruppe von ganz andren Menschen den Schauplatz betritt; sondern einzelne Spieler lösen sich, zuweilen fast unvermerkt, aus dem Gesamtbilde, und andre Spieler kommen, ebenfalls oft unvermerkt, dazu. Es ist nicht der Gang der Weltgeschichte, daß ein Volk auf einmal seine Aufgabe erfüllt hat und ganz plötzlich ein anderes Volk seinen Platz einnimmt. Im Gegenteil! Rassen und Völker, die einmal weltgeschichtlich von Bedeutung gewesen sind, treten im Grunde niemals ab, da sie selbst im Laufe von Jahrtausenden nicht ganz ausgespielt haben. Denn das Ringen zwischen alteingesessenen Herren und Eigentümern und den

frischen Eroberern entscheidet sich in keinem Falle sofort; sondern es dauert vielmehr Jahrzehnte, ja wohl Jahrhunderte lang fort. Es ist auch keine Seltenheit, daß die früheren Besitzer noch einmal mächtig werden und die Eindringlinge wiederum des Landes verjagen. Mit Leichtigkeit könnte man alle diese Beobachtungen auch in den ersten Weltperioden nachweisen; besonders auffällig aber, und zudem allen gegenwärtig ist die Länge der Übergangszeit bei dem Kampfe der Nordvölker mit Rom und China. Sofort aber ist zuzusetzen, daß dieser Kampf keineswegs unfruchtbar und ergebnislos war. Faust sagt:

„Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte,
Der öde Kampf der Elemente,“

wobei er das ewige Hin- und Wieder von Ebbe und Flut meint. Mephisto findet sich in seiner nihilistischen Weise damit ab und höhnt:

„Da ist für mich nichts Neues zu erfahren,
Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren.“

Genau so indessen, wie Faust den Elementen ein Beträchtliches abringt, wie er neuen Grund und Boden dem Kontinente anfügt, so hat auch der Kampf der Nordrassen mit der Südkultur befruchtend gewirkt und neue, weite Gebiete dem Reiche der Kultur angegliedert. So ist es auch ganz kurzfristig und verkehrt, stets von dem „finstern Mittelalter“ zu sprechen. Ist doch in jener Zeit die ungeheuerste Arbeit getan, ist doch darin der Grundstein zu unserer heutigen Kultur gelegt. Natürlich, auch das von Faust gewonnene Land war zunächst kahl und öde. Es mußte erst Zeit vergehen, ehe Saaten dem jungfräulichen Boden entsprossen, und das Häuschen von Philemon und Baucis mußte weichen, um neuen Städten Platz zu machen.

Die Eroberung des Nordens durch Rom, Iran und China begann rund 120 v. Chr. Die Römer besetzten Gallia Narbonensis, und Kaiser Buti begann seine gewaltigen Kriegszüge gegen Hunnen und Quetschi. Etwas später wurde dann ganz Gallien durch Cäsar bezwungen, wurden die Sien-pi der Mandschurei den Han-Kaisern zinspflichtig, und Iran errichtete eine Mark im Nordkaukasus, deren Bewohner, die Osseten, infolgedessen noch heute eine iranische Sprache reden. Noch später fügten die Cäsaren ihrem Reiche die Ostalpenländer, Britannien, Pannonien und Dazien hinzu, sowie einen erklecklichen Teil von Germanien, während persische Bildung sich bis Merv und Samarkand verbreitete und die chinesische Kultur sich bis zum Tarimbecken ausdehnte und bis zum Balkasch-

und Aralsee Anhänger gewann. Indische Kultur aber eroberte Südostasien und die Sunda-Inseln, sowie Tibet. Dem Ausdehnungstrieb der alten Kulturreiche strebte die Beuteluft der Barbaren entgegen. Wollten die jungen Nordvölker sich in den vorgelagerten Fruchtgebilden des Südens neue Wohnsitze erwählen, so stießen sie auf die ihrerseits vordringenden alten Militärmächte. Ein Widerstand wurde angestachelt, der sehr leicht in heutigetierigen Angriff überging. Den Erfolg haben zuletzt die Nordvölker davongetragen.

Zunächst einige Daten über das Vordringen der Südkultur. Schon um 200 vor Chr. mögen griechische Alphabete zu den Kelten und Germanen (die daraus die Runen entwickelten) gelangt sein. Seit der Zeit Cäsars werden die tartarischen Bewohner von Tschili, Schansi und Schensi chinesiert. In die gleiche Zeit fällt die Romanisierung Galliens und Spaniens. Ulfilas, übrigens ein Halbarmenier, vermittelt den Goten Christentum und Schrift der Griechen. Die Toba und andere Nordherrscher sowie die Koreaner werden zu Buddhisten. Seit 496 bekehren sich die Franken zur römischen Kirche. Seit dem 6. Jahrhundert wirken irische Mönche in Süd- und Mitteldeutschland. Im Jahre 581 ist die erste Chinesierung Japans vollendet. Im Jahre 637 beginnt der buddhistische Einfluß in Tibet. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts zwingt Karl der Große die Sachsen zum Anschluß an den römischen Kulturkreis; für England vermittelt dies die Schlacht bei Hastings. Seit rund 1150 bekennt sich Schweden zum Christentum. Um dieselbe Zeit werden die Mutsche chinesiert. Im äußersten Osten, wie im fernsten Westen derselbe Vorgang, dieselben Umwälzungen. Nicht nur die Religion, nein, auch die Schrift, die Kunst und die Wissenschaft, nicht minder Amtstracht und Amtssprache wird der älteren Kultur entlehnt. Wie man den Mandarinenknopf heute in der Mongolei und bei den Burjaten sieht, so geht der Talar unserer Geistlichen und Richter auf die römische Amtstrobe zurück. So wie es noch heute in Japan vorkommt, daß wissenschaftliche Werke rein chinesisch geschrieben werden, so war bis vor kurzem, und ist sogar heute noch auf einigen Gebieten das Latein die Sprache der Wissenschaft für Europa. Wenn man in großen Strichen zeichnen will, so kann man kurz sagen: Die Germanen wurden romanisiert, die Slaven gräzisiert, ein Teil der Türken iranisiert, Tibeter und Malaien hinduisiert und die östliche Tatarenwelt, sowie Koreaner, Japaner und Anamiten chinesiert. Es ist nur folgerichtig, daß bei diesem allgemeinen Kulturübertragungsprozesse auch Kult und Glaube von der alten Kulturwelt

auf die jungen Völker überging. Man erinnere sich nur, was Herodot sagt: „Die Griechen haben ihre Götter von den Pelasgern!“ Genau so haben die Tibeter und Mongolen ihre Götter von den Indern und manche Turkmeneinstämme ihre religiösen Anschauungen von den Iranern, haben die Slaven ihre Religion von Byzanz und die Germanen die ihrige von Rom. Dieses Abhängigkeitsverhältnis zeigt sich auch durch die Sprache. So ist die katholische Liturgie des Westens noch bis zum heutigen Tage lateinisch.

Man erinnere sich nun wieder, wie Jahrhunderte lang Semiten und Kassiten, wie die Völker Mesopotamiens mit den Chan oder Chatti, wie die Hellenen mit den Kleinasiaten (Troja), den Phöniziern und Etruskern im Streite lagen. So ist es auch in der vierten Weltperiode. Jahrhunderte lang sehen wir wieder die Nordvölker im Ringen mit der Südkultur, und lange schwankt der Erfolg. Verfolgen wir nun die einzelnen Phasen des Kampfes! Bedeutsame Spuren beginnenden Zerfalls zeigen sich seit 150 nach Chr. im Partherreiche, 180 in Ostasien im Aufstand der „roten Turbane“ und 193 in Rom in Gestalt von heftigen Thronwirren. Septimius Severus und Schapur I. stellen noch einmal die Herrschaft Roms und Irans glänzend wieder her. Aber nicht lange darauf wüthen im Abendland die „dreißig Tyrannen“ gegeneinander, und China wird in sechzehn größere und kleinere Herrschaften zerspalten. Der Ansturm der Nordbarbaren wird heftiger. Germanische Gefolgschaften stürzen sich auf Süd-Europa. Die Chijaona, die Vorfahren der Awaren, bedrohen Nord-Iran, die Sien-pi durchbrechen die große Mauer. Weisläufig: der Pfahlgraben ist ein genaues Gegenstück der großen Mauer und zu gleichem Zwecke errichtet.

Immer gewaltiger schwellen nun die kriegerischen Stämme des Nordens an, immer unaufhaltsamer bringen sie in die morschen Kulturstaaten ein. Hunnische, tibetische und tungusische Kaiser herrschen auf dem Boden des ohnmächtigen China; die Hunnen erobern Hindostan; Ka-Khane der Türken lassen sich huldigen in Herat und Samarkand. Odoaker und Theoderich walten als Cäsaren in Italien.

Jetzt aber erfolgt eine nachhaltige Rückwirkung des Südens. Justinian, der auch Italien und Spanien zurückgewinnt, Chosrau, Anoschirwan, der sogar Südarabien und wahrscheinlich auch Ceylon dem fast ganz Vorderasien und Sindh umspannenden Sassanidenreiche hinzufügt, bringen die Kulturstaaten zu neuer hoher Blüte. Dasselbe Ziel verfolgen und erreichen in Indien die Gupta und die Sui in China. Und alle diese

Herrscher leben und wirken im 6. Jahrhundert. Die Zeitdauer des Aufschwungs bei den einzelnen Staaten ist freilich nur kurz. Am kürzesten bei den Sassaniden, am längsten in China, wo die starke Dynastie der Sui durch die eben so tatkräftige der Tang abgelöst wird. Inzwischen kommt eine neue Völkerbewegung in Fluß, diesmal von den Tropen aus. Die Araber brechen auf. Ihre Züge gehen denen der Germanen, Slaven und Türken parallel. Auch die Araber werfen sich auf die Kulturzonen. Ihre Fahrten erstrecken sich auf ein ungeheures Gebiet. Um 710 sind arabische Heerhaufen in Spanien wie in Hocharmenien, an der Schwelle von Kaschgar wie im Pendschab. Auch die Araber lernen von den Unterjochten. Auch sie entlehnen Kunst und Wissenschaft und Verwaltungsgrundsätze. Ihre Moschee ist das Abbild des byzantinischen Gottestempels. Einige Kalifen erbauen ihre Paläste, wie das von dem Kaplan Musil erforschte Koseir beweist, nach sassanidischem Muster. Historische, mathematische und philosophische Wissenschaft der Griechen wird von den Arabern begierig aufgenommen, wie auch die Weisheit der Perser und Inder. Alles geht wie bei den Parallel-Erscheinungen im Norden vor sich. Nur in einem weicht das Eroberervolk des Südens entschieden von dem bisher Gewohnten ab. Die Araber bequemen sich nicht der Religion der älteren Kultur, sondern schaffen eine eigene, die ihrerseits angriffslustig gegen die früheren Religionen vorgeht. Die Erklärung hierfür ist zum Teil in dem Rassencharakter zu suchen, zum Teil aber auch in der Tatsache, daß den Arabern in Muhammed eine starke schöpferische Persönlichkeit erstand, während bei den Völkern des Nordens außer dem Japaner Nichiren und Luther kein Religionsstifter überragender Größe aufgetreten ist.

Es erübrigt nun noch, die merkwürdige Erscheinung des Papsttums zu erklären. Auch dieses Phänomen steht keineswegs vereinzelt da. Was das rein Geistliche betrifft, so hat der Papst ein Gegenstück an dem obersten Bonzen der Taoisten, an dem Dalai Lama, an dem Beghen von Urga, an dem Oberpriester der Burjaten, ferner an dem Obmann des heiligen Synods und an den verschiedenen Patriarchen, die da in Konstantinopel, Jerusalem, Etschmiadzin und Sofia residieren. Auch die eigentümliche Stellung, die der Papst gegenüber dem Kaiser einnimmt, hat mehr als eine Parallele. Denn auch der oberste Synod hat es zuweilen gewagt, sich in die Zarenwahl einzumischen, und der türkische Scheich al Islam (z. B. im Jahre 1876) in die Sultanswahl, und der Scherif von Wasan hat mehr als einmal den Sultanen von Marokko

widerstanden und deren Absetzung zu bewirken gesucht. Der Emir von Mekka genießt fast dieselbe Verehrung, wie der Padschah am goldenen Horn, und selbst in Persien ist die hohe Geistlichkeit in der Lage, dem Schah ein Paroli zu bieten. In Nepal sind die beiden Häupter der weltlichen und der geistlichen Gewalt sogar beinahe gleichberechtigt. Am heftigsten gestaltet sich der Kampf zwischen Kaiser und Kirchenhaupt — abgesehen vom römischen Reiche deutscher Nation — in Byzanz, wo gar nicht selten der Patriarch den Monarchen gestürzt hat. Was aber ist die gemeinsame Grundlage jener seltsamen Doppelformen? Ich meine, der Gegensatz zwischen der alten Kultur und den neuen Eroberern. Die mächtigen Oberhäupter der Kirche sind die Vertreter der alten Kultur, die Vertreter der kriegerischen Eindringlinge sind die weltlichen Herrscher. Sobald die eingedrungenen Eroberer in ihrer Kraft nachlassen, steigen sofort die geistlichen Gewalten. Als die Lombarden erschlafften, tat sich Papst Nikolaus I. auf. Gleichzeitig unterlagen die sogenannten isaurischen Kaiser der griechischen Orthodorie (im Bildersturm). Als durch das Emporkommen der lombardischen Städte die Kraft der deutschen Kaiser gebrochen wurde, erstarbte sofort das Papsttum. Nachdem gleichermaßen der chinesische wie der mongolische Einfluß beseitigt war, konnte sich die Herrschaft des Dalai Lama entfalten.

Nach Sumir und der Zeit der Kas-Völker, nach der klassischen Entwicklung von Indien, Iran und Hellas waren die Weltreiche von Rom und China emporgeblüht. In tausendjährigem Ringen sehen wir dann junge Nord- und Süd-Rassen im Kampfe mit der Mittelmeerkultur und mit der ostasiatischen. Der fünfte Abschnitt der Weltgeschichte beginnt mit dem politischen Übergewicht der Nordvölker, das zugleich deren kulturelle Selbständigkeit einleitet.

Die Vorstöße der unzivilisierten Horden nach Süden zu hatten niemals ganz aufgehört. Auf die Goten und die Toba-Vorstöße folgten die der Langobarden und der Tuki (Türken); auf die der Franken und der Bulgaren die der Sachsen, der Russen und der Tibeter, welche bis zum Busen von Bengal vordrangen; sodann Tanguten und Katai, Seldschukken, Gasnamiden und Miutsche. Alle diese ungebändigten Horden strömten in zügellosem Laufe südwärts und suchten sich Herrschaften im Süden zu begründen. Andererseits wanderte die Weltkultur, die man einfach mit der Kunst des Schreibens definieren kann, immer weiter nordwärts und ergriff zuletzt Island und die Stämme am Amur. Den Gipfel der Nord-Süd-Wanderung bringt das 13. Jahrhundert. Als

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte

Letzte der Germanen waren die Normannen auf den Plan getreten und hatten in Frankreich, in Italien und Sizilien, in Rußland und England Reiche errichtet. Normannische Söldnerscharen kämpften überall: in Italien, der Balkanhalbinsel und Kleinasien; normannische Pilgrime besuchten Jerusalem. Ein großer Normannenzug, der von Skandinavien ausging, gelangte durch ganz Osteuropa durch bis zum Urmia-See in Persien. Der unternehmendste Teil der europäischen Ritterschaft war normannischer Abkunft, und bald sollte sogar die deutsche Kaiserkrone einem Normannensproßling, Friedrich II., zufallen. So im Zenit stehend, konnten die Normannen es wagen, vereint mit den älteren Mächten Europas, ihre Angriffspläne bis nach Vorderasien auszudehnen. Die Herrschaften der Kreuzfahrer entstanden, und zuletzt fiel das byzantinische Reich, fiel der letzte große Hort der Urkultur unter den Streichen der abendländischen Ritterschaft. Fast gleichzeitig begannen, als vorletzte der Tataren, die Mongolen ihre kriegerische Laufbahn. Auch sie strebten mit aller Macht der Kulturwelt des Südens zu. Sie überrannten Delhi, plünderten Bagdad, überwältigten Josphahan und wurden als Bogdo-Khane die Nachfolger und Erben des Himmelssohnes. So war die ganze Kulturwelt, in der alle Schätze der Zivilisation seit Babel und Assur aufgespeichert waren, waren alle Großstaaten vom Stillen Meer bis nach Nordspanien in den Händen der Mongolen und der Germanen.

Sofort erlitten die Mongolen die Einwirkung der Sitte, Sprache und Tracht, sowie der Religion der Besiegten. Die Germanen dagegen waren größtenteils schon umgemodelt, waren schon romanisiert, als sie die Kreuzzüge unternahmen. Jetzt aber folgt der große Rückschlag gegen die südliche Beeinflussung, der große Aufschwung der Nordvölker in der Richtung einer selbständigen Kultur. Die alte Bildung war nun einigermaßen verdaut und verarbeitet; jetzt offenbarten sich die inneren Kräfte der neuen Rassen, jetzt erwachten die bisher schlummernden Eigenschaften und strebten nach dem Licht des Tages, jetzt zeigte sich der Wert der Mitgift, die durch die geistige Begabung der Eroberer dem Bunde mit dem Süden zugebracht war. Ein bedeutsames Merkmal liefert hier die Sprache. Jahrhundertlang war bei allen Neuankömmlingen die Sprache der älteren Kultur maßgebend gewesen. Das alte Testament z. B. benutzt assyrische Chroniken, Darius läßt seine in den Fels gemeißelten Annalen außer in persisch auch in jussisch und babylonisch verfassen. Römische Geschichtsschreiber kannten in der ersten Zeit nur das Griechische als einzig mögliche Sprache. Das germanische Europa benutzt als Amts- und

Wissenschaftssprache das Latein. Im 12. Jahrhundert kam allerdings Deutsch und Angelsächsisch einigermaßen zur Geltung, jedoch fast nur für dichterische Zwecke. Erst später kamen in der germanischen wie in der romanischen Welt die Bulgärsprachen auch für Rechts- und Geschichtswerke in Aufnahme. Die Zeit aber, in der die Grundlagen zur heutigen Form so ziemlich aller wichtigen Sprachen entstanden, und zwar nicht nur der Europas, sondern auch Asiens, ist die Spanne von 1280 bis 1400. In Dante sehen wir den Schöpfer des modernen Italienisch. In derselben Zeit weicht die Langue d'oc der Langue d'oïl. Von der Kanzlei Karls IV. geht das Neuhochdeutsch aus. Chaucer wirkt in England. Jetzt nehmen auch die neuzeitlichen Formen der westslawischen Sprachen ihren Anfang, ein halbes Jahrhundert später entstehen die der russischen Sprachen. Neusyrisch und Neuarmenisch läßt sich von ungefähr 1280 an datieren; ebenso Neujapanisch. Auch das Hindostani und das Mandarin geht vermutlich auf das 13. Jahrhundert zurück.

Unmittelbar nach dem Erringen sprachlicher Selbständigkeit eröffnet sich eine neue Periode der Kunst und Wissenschaft. Sofort nach Dante wirken nicht nur Boccaccio und Petrarca, sondern auch die glänzend begabte Schar der Prärafaeliten. Wir im Norden hatten die van Eyck und Memling. Die Gotik, die allerdings einen langen Triumphzug schon hinter sich hat, verzeichnet neue Erfolge. Besonders neuartig gestaltet sich das staatliche Leben. Durch die Erklärung der Kurfürsten am Königsstuhl zu Kenze wird Deutschland moralisch von der römischen Welt geschieden. Frankreich erwächst zum Einheitsstaate. Der Spanier verjagt die Mauren, und der Russe die Tataren. Das Hochbild des Nationalstaates dämmert am Horizont herauf. Und im Osten die Parallele: Aus den Trümmern des zerfallenen Mongolenreiches erhebt sich ein nationales China und ein selbständiges Persien. Auch Indien wird zeitweilig gereinigt vom Himalaya bis an das Kap Comorin. Nur die Araberwelt spaltet sich in verschiedene, so ziemlich nach geographischen Gesichtspunkten getrennte Emirate.

Nun naht die Renaissance. Sie ist lediglich eine Fortsetzung des Aufstieges der neuen Völker. Auf allen Gebieten des Lebens, in Staat und in Gesellschaft, in Religion und Wissenschaft sprüht das regste Leben. Die lange durch die Überlieferung gebundenen Kräfte werden frei und bewegen sich, froh bewußt der endlich erlangten Selbständigkeit. Es war im Grunde nur ein äußerer Zufall, daß das Zeitalter eifrigster Geistestätigkeit, das Zeitalter staatlicher Festigung und kirchlicher Neubildungen,



S. Panfiewicz: Pläne des Ministers.
Zum Essay von Victor Lederer.

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte

dies Zeitalter der Erfindungen und der höchsten Künstlerschaft zugleich auch eine Periode überseeischer Entdeckungen wurde. Jedenfalls ist der Einfluß, den jene Entdeckungen auf die Kulturbewegungen ausgeübt haben, gleich Null. Man kann daher nur wegen der räumlichen Ausdehnung der Kultur Columbus und Vasco da Gama als Herolde einer neuen Weltperiode feiern; für die innere Entwicklung kommen sie und ihre Taten vorläufig nicht in Betracht. Erst im letzten Menschenalter, als die Vereinigten Staaten und Japan zu Großmächten erwachsen, als die Kolonialpolitik ganz neue Fragen aufwarf, haben die neuen Welten in steigendem Maße auch auf die Kulturbewegung gewirkt.

Immerhin ist die Tat des Columbus ein Markstein, auch gerade in unserem Sinne, nach dem Prinzip, das unserer gegenwärtigen Skizze zugrunde liegt. Der Maßstab, der bis heute, allerdings auch nicht weiter, für den ganzen Werdegang der Menschheit ausreicht, ist die allmähliche Ausdehnung der Kultur. Bisher hatte man sich auf die drei Erdteile der alten Welt beschränkt. Jetzt endlich wurde die ganze bewohnte Erde in den großen Kreis einbezogen. Damit war aber zugleich ein weiteres erreicht. Nicht nur neue, unbekannte Räume wurden dem Unternehmungsgeist der Arier, und in der Folge auch der schwarzen und gelben Rasse, erschlossen, sondern es kam eine ganz frische Wechselwirkung auch der entferntesten Gegenden auf, es entwickelte sich ein Verkehr, der früher nie seinesgleichen hatte. Als vorletztes Glied in der Kette ist die Erschließung von Inner-Afrika zu betrachten, und als letztes die Besiedlung der kälteren Zone nach den beiden Polen zu. Erst seit zwei Jahrzehnten kann man von einer wirklichen Kolonisierung von Alaska, Jesso, Nordibirien, sowie des südlicheren Neuseelands und Patagoniens sprechen. In Lappland geht seit einigen Jahren eine Eisenbahn jenseits vom Polarkreis, nach Gellivara, und eine fast ebenso nördliche Bahn soll jetzt die Hudson-Bay mit dem Pacific verbinden. Damit ist der Ring geschlossen. Die Ausbreitung der Weltkultur ist beendet. Der ganze spätere Verlauf kann nur noch die innere Entwicklung fördern, kann nur noch die Wechselwirkungen der verschiedenen Erdteile und Rassen regeln. Wir aber liegen noch immer im Kampfe mit Rom. Die Ausöhnung des nord-südlichen Gegensatzes ist die bedeutendste Aufgabe der Zukunft.

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe.

In der seit einigen Jahren bei uns um sich greifenden Begeisterung für die romantische Schule — kaum hat es je eine minder zutreffende Bezeichnung gegeben; eher könnte man von einer klassischen „Schule“ sprechen, die Romantiker waren lauter Einzelne, Individualisten — steckt ein gut Teil Snobismus. Man findet diesen schönen Wurm jetzt wohl in allen schönen Dingen. Er ist also kein charakterisierendes Merkmal jener Renaissance der Romantik. Aber man darf darum von seiner widerlichen Existenz nicht absehen. Es ist gewiß richtig: der banale Naturalismus — die Deutschen hatten, gründlich und grob, Ibsen mißverstanden — mußte eine Gegenbewegung hervorrufen. Aber die sogenannte Neuromantik war darum noch keine Erlösung, weil sie einen Gegensatz vorstellte. Sie war etwas anderes, etwas vergleichsweise Neues und „zog“. Sie ist dahin — täuschen wir uns nicht darüber —, dahin wie der Kuppelreigen der „Konsequenten“. Sie mußte an ihrer Blutleere umkommen. Die Treibhausblüte einer schwülen Nacht. Nichts mehr. Man betrachte doch mit flüchtigem Blick die verspäteten Nachzügler. Wie lächerlich sie wirken. Ohne es zu ahnen, vorläufig. Nichts mehr von diesen Schatten. Nur das Organische, Erdwurzelnde lebt. Es mag jeweils verdunkelt abseits bleiben. Was schadet ihm das? Es lebt.

Danken wir dem von allerlei Spekulanten geförderten Interesse für die Vergangenheit unsrer Dichtung, daß wir einige unsrer lebendigsten Dichter in guten Ausgaben wieder in Händen halten. Ihr Schätzer sah sich bisher auf unzulängliche angewiesen, wenn er nicht so glücklich war, die unübertrefflichen ersten zu besitzen. Der Kummel kann ihm die alten Freunde nicht verleiden. Es trinkt viel Gefindel jetzt aus den öffentlichen Brunnen der dichterischen Lust. Aber wer möchte sich darum selbst um gewohnte Genüsse bringen wollen? Man tröstet sich: der Snobismus hat es eilig weiterzukommen. Jetzt freilich treibt er, im bibliophilen Gewande, die Preise der köstlichen ersten Ausgaben blindwütig in die

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe

Höhe. Aber auch das wird abflauen. Man läßt höflich die Gedekn voran. Sie werden nicht erwerben, was sie so unlauter in Besitz genommen haben. Es wird ihnen entgleiten.

Einer, dessen sardonische Züge heute die bengalischen Feuer aufzischender Begeisterung unruhig beleuchten, ist mein geliebter E. T. A. Hoffmann. Ich muß einmal — es hilft nichts — von meinem Verhältnis zu ihm, dessen Nam und Art mir Symbol geworden sind, erzählen¹⁾.

Seltzam hatte mich der mit dem Triolenaufstakt der drei Anfangsbuchstaben anklingende Name schon in früher Kinderzeit angezogen. Die Titel der Werke lockten mich mit der Magie, die früher nur von 1001 Nacht (Zauberpferd, Sindbad) ausgegangen war. Immer wieder las ich sie in den Verzeichnissen der Reclamschen, der Meyerschen Volksbibliothek, berauschte mich an ihren Verheißungen: Der Sandmann — Die Eliriere des Teufels — Klein Zaches. Bis mir endlich verstattet wurde, ein und das andre der fieberhaft Begehrten zu erstehen. Ich glaube, es waren Klein-Zaches, zunächst dann das Majorat, die ich, ein längst in allen deutschen, dänischen, slavischen und orientalischen Märchen heimischer Knabe, als erste las. Unbeschreiblich der Eindruck, die Nachwirkung. Die „Eliriere“ — Reclam, 3 Nummern à 20 Pf. — trug ich mir an einem schulfreien Nachmittage, nachdem ich sie, atemlos harrend, ob der gelassene Verkäufer sie denn auch vorrätig finden würde, in einer der schon von außen geliebten Buchhandlungen, die meinen Weg als Stationen der Weide säumten, erworben hatte, in Borschauern erblätterter Herrlichkeiten zu meiner Tante. Noch spüre ich — es sind zwanzig Jahre her — dunkel, schwül hauchend die ungeduldige Seligkeit dieses vorwärtsdrängenden und doch wieder schlüpfend verweilenden Lesens an einem Februartage. Was ist der Leser? Ein Liebender oder eine Maschine. Nichts dazwischen. Ich war ein Liebender, bin's geblieben. Ich kann immer wieder lesen und vermag nichts „auszulesen“. — — Alles andre ist Technik, Blech. Nur im wahrhaftigen Leser, dem Liebenden, ersteht der Dichter zu sich selbst. Alle Meinung, alles Urteil — Technik, Blech.

Ich will hinwegeilen über die Stadien meines Hoffmannweges, der

¹⁾ Das einigermaßen kühne Experiment meines „imaginären“ „Kapellmeister Kreisler“ (München 1906 bei Georg Müller), mit dem manch ein emsig Veffliffener annoch nichts Rechtes anzufangen weiß, erhält so vielleicht auch etwas warm-schwarzen Seelenhintergrund.

durch Ausgaben der einzelnen Bücher, der Werke bezeichnet ist. Wie ich beglückt, erst ein beschenktes Kind, dann ein häufender Erwerber, endlich ein stappelnder Besitzer, aufstieg über „Ausgewählte Novellen“ — o die Wohl lust jenes ersten Heftes einer von einem Wiener, Köystrand (wie ich später leider enttäuscht sah, sehen mußte, liebste, lang am Herzen des Herzens mitgetragene Illusionen von einst, aus Tagen der naschenden Lektüre zwischen den Schulaufgaben so zerstörend) schön und äußerlich bloß „illustrierten“ Ausgabe! —, aufstieg zu der 1871er Gesamtausgabe in brauner, mit verblühenem Goldornament bedruckter Leinwand — ein Weihnachtsabend vom „Sandmann“, vom „Fremden Kind“ glühend — höher stieg zu Kürschner (ein geliebter Vard, dieser köstlich wie Delikatessen „Proben“ auseinanderlegende; nur durch eine unorganische Koppelung — mit Schulze! — verhungt), zu Grisebach, zu den alten Einzeldrucken, zur 1841er „Ersten“, mit den weich getönten Hofemannschen Blättern; und wie ich über die Staffeln dieser vielen Bücher (meine Hoffmannbibliothek hat heute wohl ihre 300 Bände) steigend, immer tiefer eindrang in den seltsamsten aller Wahlverwandten, den mir auch die Musik nun wieder zutrug, jene phantastischste aller Pariser Opern, die ein deutscher Jude für das second empire geschrieben hat; — merkwürdig auch dieses mein ganz persönliches, allerintimstes Verhältnis zu „Hoffmanns Erzählungen“, aus graufig-sißelnden Elementen der Furcht (mir starb oder erkrankte gefährlich immer eine nahe Person, so oft ich diese sehnstüchtige Musik eines sterbenden Musikers physisch-psychisch in mich aufnahm) und Elementen der Sinnlichkeit gemischt, eine Eliriere ganz im Geist und nach dem skurrilen Geschmack des sublimen Kammergerichtsrates: Erdgeister aus dem Zucker zischend, wirbelig niedergezogen vom lohenden Salamandertum des Araks.

O Hoffmann, an dessen Erscheinung ich, immer wieder ausgleitend, emporgeklettert bin mit ermattenden Worten¹⁾, Ernst Theodor, der du dich, ein dreifach gekrönter, mit dem Namen dessen verehrend schmücktest, der am Chrysoptomustage der Welt geschenkt ward, gleich dir ein musikalischer Fremdling in der Region der vertrackten Geräusche und fatalen Tatsachen, o Amadeus Hoffmann, kann wohl ein Mensch je deinen seligen

¹⁾ Einen vorläufigen Extrakt zahlloser Studien bietet ein bescheiden-
unbescheidenes Büchlein „E. T. A. Hoffmann“ („Die Dichtung“, Bd. 6,
Schuster und Köffler, Berlin 1904).

Richard Schaulal: Zur neuen Hoffmannausgabe

„Goldenen Topf“ inniger, schmerzlich-glücklicher erlebt haben als der submissiv unter diesem unzulänglichen Artikel Gefertigte, kann einer schamhafter sein Unvermögen spüren, dich, dein einmaliges und ewiges Wesen, mit Erklärungen andern zu verdeutlichen?

Endlich, endlich hält er dich in einer deiner würdigen Ausgabe¹⁾ in Händen, endlich kann er die Kreisleriana, den unsterblichen „Goldenen“, den majestätischen Gluck, die wie aus dem düstern Resonanzboden einer ungeheuern Geige, die ein Orchester enthielte, erlauschte Don Juan-Phantasie auf breitrandigem gutem Papier — sattem, weichem, vornehmem Büttchen — aus großen Lettern lesen, hat einen köstlich dicken, prächtig in diskret altertümelndem Stil gewandeten Band auf den Knien, einen handlichen, liebenswerten Band, der selbst wie ein Hoffmannsches wohliges Geheimnis ist, behaglich und verheißend, soigniert wie dein ironischer Backenbart, lebendig tief wie deine funkelnden Kateraugen, Magier-Dirigent, einsam durchs Land der grauen Philister reisender Enthusiast, geliebter, großer deutscher Künstler (ein Richard Wagner-Denkmal müßte sein Relief-Medaillon schmücken)! Und ein, von Verehrung und Liebe geleiteter, tüchtiger, beharrlicher, fleißiger, junger Münchener Forscher und begünstigter Hoffmannsammler — Carl Georg von Maassen — hat seine ganze Kraft in diese ehrliche Arbeit gelegt, dich nach 100 Jahren zu erlösen, klar herauszustellen ans Licht kritisch gereinigter Texte²⁾ deine beweglich-geschmeidige, teuflermäßig-attra-

¹⁾ E. F. A. Hoffmanns sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe von Carl Georg von Maassen, München und Leipzig, bei Georg Müller, 1907, 1. Band.

²⁾ An diesem Punkte kann sich der aufrichtige Verkünder der neuen Hoffmann-Ausgabe ein paar sein Lob einschränkende Worte nicht verbieten. Eben die Textgestaltung, beziehungsweise ihre Prinzipien haben nicht seinen vollkommenen Beifall. Zunächst die Orthographie. Es ist unsre heutige, dieses unorganische Ergebnis eines ephemeren Kompromisses. Sicherlich war Hoffmann nichts weniger als ein sorgfältiger Wächter über seine Schreibung. Setzer und Korrektoren, Verleger und Nachdrucker haben in seinen Texten gewütet. Es ist unbedingt verdienstlich, die Schreibung zu vereinheitlichen. Schon Grisebach hat dies nach den Grundsätzen des Hesseschen Verlages unternommen. Maassen hat überall die maßgebenden Drucke zugrund gelegt und das *L a u t b i l d* gewahrt. Aber er lehnt es ab, aus Hoffmann selbst die charakteristische Schreibung zu rekonstruieren. Er erklärt dies als untunlich. Das erlaube ich mir anzuzweifeln. Inkonsequenz hindert nicht den Zug. Und der Zug ist bei Hoffmann — dessen Briefe uns Hans von Müller endlich (er ver-

hierende Gestalt. Der erste Band der neuen, mit mannigfachem Illustrationsmateriale reich ausgestatteten Ausgabe¹⁾ enthält die „Fantasiestücke in Callots-Manier“, das Werk, das den aus dem Bamberg-Dresden-Leipziger Musikanteneid endlich nach Berlin und ins bürgerliche Gleise zurückgekehrten „Musikdirektor und oidevant-Kammergerichtsrat“ berühmt gemacht hat, sofern man dieses große Wort, das immer, auch bei sogenannten Dichtern der Weltliteratur, nur bedingt gilt, hier am Platze finden mag. Die „Fantasiestücke“ sind der unmittelbare Hoffmann. Nur noch in den „Makulaturblättern“ der im „Kater Murr“ verstreuten Kreislerbiographie hat der unnahbarste — man möchte sagen „kischliche“ aller deutschen Poeten also innig seine wahrhaftige Kinder- und Heldenseele dargebracht, und im „Kreisler“ erfolgt jede flüchtigste Enthüllung unter so vielen Vorsichten und ablenkenden Sprüngen des tragischsten aller „launigen“ Autoren, daß nur dem scharfen Blick des sorglichen Freundes zu erfassen gelingt, was dem blöden der gern amüsierten Menge — gottlob — entgeht. In den „Fantasiestücken“ ist die Leidenschaft der lange gebändigten Gefühle, ist der Hohn, sind die Orgien des von der Kunst tief erfaßten, trunkenen Herzens. Hier ist die unwiderstehliche Kraft der aus dem Dunkel von tausend Quellen gespeister Sammlung wie ein stürmender Strahl plötzlich aufschießenden Reife, hier sind sprühend, explodierend geradezu, wie in einer Feuergarbe alle Erkenntnisse eines immer tiefer, angespannter, in sich selbst gepreßten einsamen Erlebens. Dieses einzigartige Buch, das ein dicker Weinhändler (Kunz, der geschmeichelt gönnernde „Biograph“ des unähnlichsten „Freundes“) aus der Taufe gehoben hat, ist an Intensität der Empfindung so reich

spricht die grundlegende Publikation seit Jahren) geben möge — unverkennbar. Es ist nicht bloße Neigung zum Schnörkel, — wenn ich auch gestehen muß, daß mir die Hoffmannsche Buchstabenfügung der ersten Drucke ungemein heimelig ist — die den Wunsch nach solcher Authentizität geboren hat. Die neue Orthographie verwischt und verwässert die Originalität. Das zweite, noch bedenklichere Kapitel ist die Interpunktion. Herr von Maassen hat hier den einzig richtigen Grundsatz der Sinngemäßheit adoptiert. Aber — er ist einerseits nicht konsequent vorgegangen (er beruft sich etwas zu allgemein auf besonders charakteristische Gepflogenheiten Hoffmanns), andererseits ist die Durchführung jenes Grundsatzes nicht immer so ausgefallen, wie sie mir zwingend erscheint. Zu Beispielen ist hier nicht der Ort.

¹⁾ Nur das Hoffmann-Porträt — die bekannte (schlechte) Zeichnung aus der zweiten Auflage der „Fantasiestücke“ — ist übel geraten.

Richard Schaufal: Zur neuen Hoffmannausgabe

wie kein zweites der doch an Seelenbüchern überreichen Deutschen. Das macht: es ist ein ungebundener, ein „dilettantischer“ Erstling eines auf der Höhe seines innern Lebens angelangten Mannes. Erstlingswerke sind sonst gärender Most unruhigen Dranges, hier ist edelgellärter firner Wein eines prachtvoll sichern, bei aller Impetuosität des Fühlens, aller Behemung der Äußerung harmonischen Temperaments. Hoffmann tritt als vollendeter Künstler in Erscheinung. Stilistisch veredelt er sich wohl noch (der erste Teil der „Eliriere“ gehört zur deutschen Meisterprosa, die letzten Novellen sind in ihrem spiegelnden breiten Fluß klassisch), aber auch an Ausdruckskraft sind die Fantastestücke auf der Höhe der Meisterschaft.

Es ist merkwürdig: Hoffmanns Sprache erscheint manchem blaß, ja konventionell. Und so viel ist richtig: er, der niemals gute deutsche Meister als ein schaffend sich Prüfender auf sich wirken ließ (auch in dieser Hinsicht steht der angebliche „Romantiker“ außerhalb jeder „Schule“), arbeitet technisch oft mit dem Klischee, der langen, flachen Wortfolgenstange. Wer sich aber dadurch über den Stil dieses großen Sprachkünstlers täuschen läßt, der hat keine Ahnung vom Wesen des Stils. Man preist heute leichtlich und freigebig Autoren als Sprachkünstler, die ich geradezu als Sprachverderber anklagen möchte. Alle Worte sind im Grunde konventionell. Der persönliche Stil des geborenen Künstlers erschafft sie aber immer wieder. Nur darf man nicht den Stil im einzelnen Wort zu finden meinen. Die heute einen Equilibristen oder Gaukler der Sprache einen Wortkünstler nennen, lassen sich vom ungewohnten Ausdruck blenden. Das aber, worauf es einzig ankommt, ist die innere Gesetzmäßigkeit der Wortverbindungen. In der Kunst des Schreibens wie in der Malerei und der Musik ist es nicht die Phrase, sondern der character indelebilis der Persönlichkeit, — und er steckt „im“ Werk wie ihr Duft „in“ der Rose — die das Instrument der Sprache handhabt, was über Wesenhaftigkeit und Wesenlosigkeit, Einheit und Stückwerk beim Stil entscheidet. Ebenso falsch wie die voreilige Anprangerung einzelner Schönheitsfehler eines sonst markanten Stilprofils ist der fälschende Enthusiasmus für Manieren (oder Unmanieren) einer zuhöchst als gut sitzende Maske festzustellenden Autorovisage. Hoffmanns Dichterantlitz ist wie das Richard Wagners etwa auf den ersten Blick „typisch“ (mir freilich ist es nie so erschienen), wer aber nur etwas genauer zublicht, sieht ein Mienenspiel, das keine jener farblosen Stellen zur stagnierenden Ruhe kommen läßt, fühlt den Feuer-

anhauch einer Künstlerpersönlichkeit, die vielleicht im Technischen manchmal mit einer abgegriffenen Wortkette vorlieb nimmt (die holdseligen wundervollen Mädchen zumal sind das Vergilbteste an Ripsakefahststichen), im g a n z e n aber unüberwindlich wirksam bleibt. Hoffmanns Stil ist so unbedingt (künstlerisch) wahr, daß jene zuzugebenden Mängel des epischen Mittels dem Physiognomiker nur ehrliche Hautflecken eines schönen Gesichtsovals, einer gesunden Blutverteilung vorstellen.

In den „Fantasestücken“ ist der g a n z e Hoffmann. Wenn ich die (mich längst lockende) Aufgabe unternähme, einen Band „Hoffmann“ zusammenzustellen, würde ich die „Fantasestücke“ ganz — vielleicht mit bloß auszugswiesiger Verwertung des Magnetiseurs — die drei Kindermärchen der „Serapionsbrüder“¹⁾, Klein Zaches, Prinzessin Brambilla, Meister Floh²⁾ und die Kreislerbiographie aus dem „Murr“³⁾ vereinigen; ein Nachtragsband brächte den „Meistererzähler“, ein Band für Freunde die „Elixiere“⁴⁾ und zwei Proben aus den „Nachtstücken“: so ergäbe sich ein in drei Spiegeln aufgefangener irdisch-magischer Ernst Theodor Amadeus — volle Ansicht: Band I, die beiden Ergänzungsbände rechtes und linkes Profilbild —, der wesenhaft abstäche von jenem „Spätromantiker“, den der alte Goethe abzulehnen befand, — auch ein Heinrich Kleist hat ja vor den „olympischen“ Augen nicht Gnade gefunden (wohl aber Jffland) — den Walter Scott in einer unfäglich albernen „Charakteristik“ — sie ist Koewe-Weimars französischer Ausgabe vorangestellt — Urteilsunfähigen zurechtgefälscht und den eine unholde deutsche Literaturgeschichtswerkerei blindgläubigen Bananen als abgeschmackten Gespenstergeschichtenerzähler zu schänden beliebt hat.

¹⁾ Hans von Müller hat sie in der schönen Sammlung „Hortus deliciarum“ (Julius Bard, Berlin 1906) mit Geschmack und Akrilie renoviert.

²⁾ Soeben ist in würdigster Ausstattung bei Julius Bard in Berlin „Meister Floh“ (zum ersten Mal vollständig herausgegeben von Hans von Müller) erschienen. Zehn mit salopper Werve hingekritzelte Zeichnungen von Ernst Stern sind überflüssigster Weise beigegeben: sie haben Hoffmannschen Geistes keinen Hauch verspürt.

³⁾ Hans von Müllers „Kreislerbuch“ (Insel-Verlag, Leipzig 1903) ist ein interessanter Versuch der Organisierung der sämtlichen Kreisler-„akten“.

⁴⁾ Georg Ettlinger hat kürzlich (Berlin bei Grote) eine — leider durch ungenügende Bildergaben des Pragers Hugo Steiner verdorbene, auch recht plump und geschmacklos ausgestattete — kritische Ausgabe der Elixiere veranstaltet.

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe

Die „Fantasiestücke“, die eine schwerfällig-folette, im Grunde nichts-sagende Vorrede Jean Pauls einleitet¹⁾, sind das Buch vom Künstler.

Wenn ich nach Emersons Vorbild unter den Deutschen „den“ Künstler zu wählen hätte, würde ich ihn in der Stufenfolge oder den Seelenwanderungsstationen oder den Willensemanationen Hoffmann-Wagner (mit dem Auftakt Jean Paul) gefunden zu haben mich überzeugt halten („der“ Dichter wäre die Verwandlung Hölderlin-Mörke; Heinrich von Kleist einer- und Josef von Eichendorff anderseits ergäben die Parallelen in andern Tonarten gleichsam; Lessing-Friedrich Schlegel hätten „den“ Urteiler zu vertreten; Goethe und Keller wären als die Koryphäen ins allgemeinere Kapitel der ethischen Persönlichkeiten zu buchen).

Niemand hat jemals im allerpersönlichsten typischer den Künstler gestaltet als Hoffmann²⁾, man möchte sagen: unbewußt gestaltet. Es ist aber auch die vollkommenste Selbstidentifizierung, die, im „Lehrbrief Kreislers“ symbolisch wundersam vertont, bis zur Doppelgängerei des Einheitlichen führt (das Doppelgängertum ist eine Lieblings-, eine fixe Vorstellung Hoffmanns): das Werk als Verobjektivierung des Autors, der Autor als Daseinsgrund und „Kommentar“ des Werks, beide sozusagen durch ein seliges Du mystisch vermählt. Das Problem Hoffmann — den Fantasiestücken als eine organische Partikel des Gesamtwerks (die Almanachbelletristik ausgenommen) immanent — ist kein Alkoholiker-, sondern ein seelisches, ein metaphysisches Problem. Die Formel lautet: der reine Künstler — der reine Mensch.³⁾

¹⁾ Auch von Maassen apostrophiert seufzend den mutigen kommenden Mann, der diesen historischen Ballast endlich über Bord werfe.

²⁾ In meinem „Kapellmeister Kreisler“ habe ich's aus innerer Notwendigkeit noch einmal gewagt; wer dem Buch tiefer ins Auge schaut, dem blicken wie aus weichen Fenstern — ein Gesicht im Gesicht — Wagner und Hoffmann-Kreisler entgegen.

³⁾ Mittlerweile ist von der monumentalen Maassen-Müllerschen Ausgabe der zweite Band, die „Elixir des Teufels“ enthaltend, der Gemeinde zu hoher Freude erschienen. Ich konnte ihn noch nicht auf die verheißenen Fortschritte des sich an seinem Riesenwerk selbst zu sich selbst entwickelnden sympathischen Herausgebers prüfen; was die „Elixir“ ist, wissen wenige (bei uns glaubt man immer noch an die schönen Fabrikanten von Literaturgeschichten, kauft in abertausend Exemplaren die leichte Mache eines Engel und seiner Genossen . . .).

Paul C. Franze: Monismus. Eine Entgegnung.

Zu der Arbeit von E. König „Monismus“*), in der er die Auffassung von Häckel, Bervorn und mir kritisiert, möchte ich folgende Bemerkungen machen, die sich nur auf den mir gewidmeten Teil der Abhandlung beziehen. Am Schlusse seiner abfälligen Kritik sagt König: „Das Beste an der Sache ist, daß Franze diesen Charakter seines Verfahrens“ (nämlich die Zugrundelegung einer willkürlichen Voraussetzung) „freimütig und ausdrücklich mehrmals selbst hervorhebt.“ — Trotzdem aber dies dem Verfasser nicht entgangen ist, hat er dennoch nicht erkannt, was die Bedeutung davon ist, daß ich die willkürliche Natur meiner Voraussetzung „freimütig“ hervorhebe. Darauf sei deswegen hingewiesen:

Am Anfang einer Untersuchung führe ich stets klar meine Voraussetzungen an. Behaupte ich für diese materiale Wahrheit, so kann, was die Voraussetzung anlangt, der Schluß, zu dem gelangt wird, auch materiale Wahrheit besitzen. In diesem Fall kann nun der Kritiker die behauptete materiale Wahrheit selbst angreifen, oder auch die Schlußfolgerung, auch beide. Behaupte ich dagegen für die Voraussetzung nicht materiale Wahrheit, sondern hebe ich deren hypothetischen Charakter selber hervor, indem ich sage, daß ich sie willkürlich zum Zwecke der vorliegenden Untersuchung als richtig annehmen will, so darf der Kritiker natürlich nicht die Ausführungen abfällig kritisieren, deswegen weil er die Voraussetzung nicht annimmt; vielmehr lehnt ein solcher Kritiker eo ipso die ganze Arbeit von vorn herein in Bausch und Bogen ab; mit anderen Worten, sie kommt für ihn überhaupt nicht weiter in Betracht.

Die Annahme einer hypothetischen Voraussetzung will besagen: es soll geprüft werden, wie die Sache im übrigen sich weiter verhält, falls nun jene Voraussetzung zutrifft.

*) Juni-Heft von „Nord und Süd“.

Diese Art der Voraussetzung lege ich nun in meiner angeführten Arbeit zugrunde, indem ich von vornherein eine monistische Weltanschauung überhaupt annehme und meine ganze Untersuchung der Frage widme, welche unter diesen nun die richtige ist. Wenn ich das offen sage, dann ist der Kritiker natürlich gezwungen, in meinen Voraussetzungen mit mir zu gehen. Dies tut König aber nicht, sondern er verwirft meine Voraussetzung, um dann auf dieser Grundlage nochmals die Ausführungen zu kritisieren.

Warum ich den Dualismus ablehne, das habe ich in jener Arbeit überhaupt nicht zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Es geschieht vornehmlich aus erkenntnistheoretischen Gründen, weil nicht einzusehen ist, warum und wie bei ursprünglicher Wesensverschiedenheit von Geistigem und Materiellem eine gegenseitige Beziehung der beiden zueinander, die ja zum Erkennen notwendig ist, zustande kommen sollte. Inwiefern nach meiner philosophischen Auffassung erkenntnistheoretische Erwägungen zur Annahme des Monismus des Geistes führen, habe ich in einer größeren Arbeit in der „Philosophischen Wochenschrift“, Bd. VII Nr. 10—13 und Band VIII Nr. 1, 1907, ausgeführt.

In dieser Arbeit handelt es sich um eine Verschlingung der Grundprobleme von Metaphysik und Erkenntnistheorie: die Körperwelt wird als Bewußtseinsinhalt entsprechend den neueren erkenntnistheoretischen Richtungen aufgefaßt, aber nicht nur der Menschen, sondern eines alles umfassenden höheren Bewußtseins; durch letzteres wird das metaphysische Element, das jene Richtungen doch nicht auszutreiben vermögen, anerkannt, und auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht die unabhängige Realität der Körperwelt, was ich für einen großen Gewinn halte. Doch genug mit diesen Andeutungen.

Ferner muß ich auf ein Mißverständnis der Energetik bei König aufmerksam machen: Er schreibt in seiner Kritik des energetischen Monismus der dynamischen Elektronentheorie auf Seite 364: „Ich muß mir aber doch erlauben, gegen die Gleichsetzung von Masse und Energie zu opponieren. Denn wenn wir auch das, was wir von den Energien einer Masse aussagen, zugleich von dieser selbst aussagen, so ergibt sich daraus nicht die Gleichheit von Energie und Masse. Neben der Energie bleibt immer noch das bestehen, woran sie haftet und wovon sie ausgeht. Die Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ist die Art unserer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die Masse verschieden. Denn man spürt zwar die Wärme, die z. B. vom

Ofen ausstrahlt, aber wenn man gegen die Wärme reagiert, so stößt man sich nicht an ihr, wie wenn man gegen den Ofen schlägt. Ich kann also nur urteilen, daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern ausgehen, mögen diese, wie z. B. bei der Elektrizität, auch noch so verschwindend klein sein."

Nebenbei nur sei zunächst konstatiert, daß es in obigen Sätzen stets „Energie“ statt „Kraft“ heißen muß; sodann: ob man auf Wärme, Licht usw. oder auf die „Härte“ eines festen, undurchdringlichen Gegenstandes reagiert, ändert prinzipiell nichts: in beiden, wie in allen Fällen überhaupt, sind uns bloß unsere Empfindungen gegeben: bei aller Wahrnehmung der Außenwelt sind wir stets in den Bannkreis unserer Empfindungen eingeschlossen; dies ist der erkenntnistheoretische Fundamentalsatz: über nichts in der Umgebung können wir urteilen, anders als durch unsere Empfindung von ihm. Demnach: beim Stoß gegen den harten Ofen empfinden wir den Druck oder Schmerz und schließen daraus sekundär auf die Gegenwart eines festen Körpers. Aber auch physikalisch ist ein Unterschied zwischen der Wahrnehmung von Wärme und festem Gegenstand nicht vorhanden: was in uns die Empfindung hervorruft, (das, worauf wir „reagieren“) ist auch beim festen Körper ein energetisches Ereignis, nämlich der Widerstand, die Undurchdringlichkeit („Volum-Energie“.) Niemals können wir Materie direkt wahrnehmen, sondern immer nur durch die Energien, die von ihr ausgehen. Dies ist der erkenntnistheoretische Fundamentalsatz in physikalisch-sinnesphysiologischer Hinsicht. Ob nun die Energie einen Träger haben muß, ist eine besondere Frage, aber kein Einwand gegen die dynamische Elektronentheorie überhaupt: denn diese besagt nur, daß etwas sowohl als Energie wie als Masse erscheinen kann; letztere wird auf erstere reduziert und diese dann als das Etwas definiert; dabei bleibt es ununtersucht, ob diese Energie freie Bewegung sei oder ob letztere ein Substrat habe; gesagt ist nur, daß das, was uns als Masse erscheint, als eine Manifestation der Energie sich auffassen läßt.

Des weiteren sagt König (Seite 365): „Seine (Franzes) angebliche Beweisführung ist zugleich das stärkste Stück von Gleichmacherei oder Nivellierung, was neuerdings vorgekommen ist.“ Gleichmacherei wäre es aber nur dann, wenn es nur eine Art des Monismus gäbe und ich diese aus der Koraxsetzung des Monismus ableiten wollte. Das wäre eine *petitio principii* oder „Gleichmacherei“.

Nun liegt aber die ganze Bedeutung meines Aufsatzes doch gerade in diesem: es gibt verschiedene philosophische Interpretationen des Monismus, deren drei König ja selber behandelt. Ich stelle mich auf die These Häckels darin, daß ich Monismus überhaupt und weiter Abeseelung annehme, und zeige dann, daß durch die neuesten physikalischen Theorien aus diesen Voraussetzungen nicht der materialistische Monismus, sondern sein direktes metaphysisches Gegenteil hervorgeht: der Monismus des Geistes! Das ist doch keine *petitio principii*!

Es ist also nicht richtig, wenn König sagt: „Aber im übrigen stürzt sein (Franzes) Aufbau in sich selbst zusammen“ (von mir gesperrt). Er stürzt vielmehr als einheitliches Gefüge dann nieder, wenn man die Voraussetzung des Monismus als solchen ablehnt. Das wird aber gar nicht von mir geleugnet, sondern durch Hervorhebung des Willkürlichen dieser allgemeinen Voraussetzung als selbstverständlich von vornherein gesetzt.

Endlich schließt König: „Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: das Universum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger auch im Zeitenstrom zu erhabenen Ziele geleitet.“ Dazu ist zu bemerken: Es gibt zwei Formen, in denen die Einheitslehre, das ist der Monismus, durchgeführt werden kann.

1. Psychisches und Materielles werden, das eine auf das andere zurückgeführt; dies geschieht: a) durch Zurückführung des Psychischen auf das Materielle = materialistischer oder naturalistischer Monismus, und b) durch Zurückführung des Materiellen auf das Psychische = Idealismus (subjektiver oder objektiver), oder Monismus des Geistes.

2. Psychisches und Materielles werden beide auf ein Drittes von beiden Verschiedenes zurückgeführt. Dieser Art ist Spinozas Monismus: Gott hat unendlich viele Attribute, zu denen Denken und Ausdehnung (d. h. Psychisches und Materielles) gehören. Auch der rein energetische Monismus läßt nur diese Interpretation zu: physikalische Energie erscheint als Psychisches sowohl, als auch als Materielles.

Erstens ist obiger Satz Königs nun entweder Dualismus, also gar keine „Einheitlichkeit“, oder er muß als diese zweite Art des Monismus

gedeutet werden. Zweitens macht die Ausdrucksweise Königs: „ist längst gefunden“ den Eindruck des Dogmatischen; das wäre natürlich nach philosophischen Grundsätzen a limine abzulehnen.

Zum Schluß eine Bemerkung allgemeiner Art, unabhängig von obigem: Es gibt Wissen (wenn auch im ganzen nicht absolutes) und Glauben. Ersteres wird in Urteilen, denen Evidenz, sei es der Gewißheit oder der Wahrscheinlichkeit, zukommt, ausgesprochen. Glaubenssätze werden in evidenzlosen, aber subjektiv gewissen oder wahrscheinlichen Urteilen ausgesprochen. Sie beziehen sich auf die Deutung des inneren Wesens und Zusammenhangs der Welt und bilden „Weltanschauungen“. Der Philosoph, der sich mit der Aufstellung einer solchen beschäftigt, teilt seinen Mitmenschen die Gründe mit, die ihm seine Weltanschauung subjektiv gewiß oder wahrscheinlich machen. Leuten gleicher Grundrichtung der Gesinnung kann damit die Weltanschauung ebenfalls subjektiv gewiß oder wahrscheinlich werden, womit ihnen Festigung und Stärkung zuteil wird; Leute anderer Grundrichtung der Gesinnung werden natürlich andere subjektive Gewißheit oder Wahrscheinlichkeit erlangen. Wer nun wirklich recht hat, dafür gibt es bei diesen Glaubenssätzen kein absolutes Kriterium der Wahrheit; denn die Evidenz mangelt ihnen.

Dies ist eben der Unterschied zwischen Wissen mit dem Kriterium der Wahrheit, nämlich Evidenz, und Glauben, ohne dieses Kriterium. Wohl gibt es aber bessere und schlechtere Gründe für den Glauben, aber eben keine strengen Beweise. Dann muß aber angenommen werden, daß die Menschen mit höherer Erkenntnisfähigkeit den besser begründeten Glauben herausmerken werden. Damit ist gegeben, daß der Glaube, obwohl subjektiv, dennoch nicht ganz und gar der Relativität preisgegeben ist.

Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. Roman.

F o r t s e t z u n g.

Als aber der Morgen graute, berieten sie über ihre Zukunft. Alexander war sich darüber klar, daß sie die Truppe verlassen und in die große Stadt ziehen müßten. „Denn hier,“ schloß er seine Rede, „verkommen wir und gehen elend zugrunde.“

Sie machte ein bekümmertes Gesicht.

„Der Alte läßt uns nicht. Das heißt,“ sagte sie, „wir könnten uns ja heimlich davon machen.“

Er schüttelte heftig den Kopf.

„So etwas tue ich nicht. Er kann uns zum Bleiben nicht zwingen. Aber darum wollen wir doch in Frieden und Anstand von ihm gehen. Der Studiosus wird schon helfen.“

„Der Studiosus muß den Mund halten; sonst fährt ihm der Alte darüber. — Ach Xeri — so gescheit du bist — das Leben kennst du doch nicht. Ohne uns muß der Alte einpacken. Was für ein Stück soll er denn spielen? . . . Himmel und Hölle wird er in Bewegung setzen und uns den Abschied sauer machen — und dann, Xeri, selbst wenn wir seine Erlaubnis hätten, es nützt ja nichts. Wo sollen wir uns in diesen Fesseln sehen lassen! Man lacht uns ja glatt ins Gesicht, wo wir auch immer anklopfen. Ach Gott,“ setzte sie hinzu und richtete sich in den Rissen auf, um seinen Kopf bequem zwischen ihre Hände nehmen zu können, „Xeri, ich habe keinen Ehrgeiz mehr. Ich will nur bei dir sein.“

Sie lachte plötzlich auf, daß er zusammenfuhr.

„Du glaubst vielleicht, ich hätte Schätze gesammelt. Nicht einen roten Dreier besitze ich. Nicht einen Groschen habe ich von der Gage sparen können. Arm bin ich wie eine Kirchenmaus.“

„Ich habe aber Geld,“ erwiderte er, „für den Anfang wenigstens genug.“

„Du — u —? Ach, Xeri, was redest du für dummes Zeug. Woher sollst du Geld haben! Ich möchte es wissen!“

„Das wenigstens darf ich dir sagen,“ antwortete er in einem seltsamen Ton, der sie befremdete.

„Du hast doch nicht —“

Sie brach mitten im Satz ab. „Übrigens,“ setzte sie rasch hinzu, „mir wäre es ganz egal. Ich würde dich genau so lieb haben.“

„Ich danke dir schönstens. Aber zu deiner Beruhigung: Bisher wenigstens habe ich niemanden bestohlen oder gar totgeschlagen, wenigstens nicht — — Nein, nein — sieh mich nicht so starr an! Aber einmal habe ich wirklich solche Gedanken gehabt — freilich ganz anders, wie du es dir vielleicht jetzt vorstellst.“

„Bitte sehr,“ entgegnete sie beleidigt, „ich finde gar nichts dabei, wenn man stiehlt. Ich finde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Überfluß sind und die anderen kaum eine trockene Brotrinde haben.“

„Weshalb stiehst du dann nicht?“

„Du stellst aber dumme Fragen!“

„Gar nicht. Wenn man so denkt wie du, muß man auch den Mut haben, Ernst zu machen.“

„Richtig, Leri! Da sitzt eben der Hase im Pfeffer. Ich bin zu ungeschickt und zu dumm. Außerdem hab' ich bisher es auch nicht nötig gehabt. Denn Hunger wenigstens habe ich noch nicht gelitten, wenn es auch manchmal — na, das weißt du ja selber! — knapp genug herging. Übrigens — der Elown stiehlt wie ein Kabe. Vor dem ist nichts niet- und nagelfest. — Was schwaze ich da und vergesse die Hauptsache! Von wem hast du das Geld, Leri? Und wie viel ist es?“

„Von meiner Mutter.“

„Hm, lebt deine Mutter?“

„Meine Mutter ist tot.“

„Ich habe auch keine Eltern mehr. Ich habe niemanden als dich.“

Sie schwiegen und schmiegen sich eng aneinander, als hätte sie ihr Schicksal zusammengeschmiedet.

Nach einer Weile sagte Alexander: „Es werden über zweihundert Taler sein.“

„Nein, nein,“ antwortete sie erschreckt, „so viel kann es unmöglich sein.“

Er jedoch erwiderte bestimmt: „Es müssen über zweihundert Taler sein.“

„O Gott,“ jauchzte sie, „dann bist du ja furchtbar reich!“



Arthur Kampf:
Modell: Stiergesicht.
Zeit von H. Wang.

„Des wenigstens darf ich mir nicht schämen!“ antwortete er in einem seltsamen Ton, der sie befremdete.

„Du hast doch nicht —“

Sie brach mitten im Satze ab. „Nur na,“ setzte sie rasch hinzu, „mir wäre es ganz egal. Ich würde dich genau so lieb haben.“

„Ich danke dir sehr,“ sagte er zu ihrem Ueberraschung: „Bisher wenigstens habe ich niemanden so liebender gar nicht bemerkt, wenigstens nicht — — Na, das ist wohl nicht wahr.“ Aber einmal habe ich wirklich solche Gefühle gehabt — für dich ganz anders, wie du es dir vielleicht denken magst.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“

„Wahrlich,“ sagte er zu ihrem Ueberraschung: „Bisher wenigstens habe ich niemanden so liebender gar nicht bemerkt, wenigstens nicht — — Na, das ist wohl nicht wahr.“

„Du meinst,“ sagte er zu ihrem Ueberraschung: „Bisher wenigstens habe ich niemanden so liebender gar nicht bemerkt, wenigstens nicht — — Na, das ist wohl nicht wahr.“

„Für dich ganz anders, wie du es dir vielleicht denken magst.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“

„Wahrlich,“ sagte er zu ihrem Ueberraschung: „Bisher wenigstens habe ich niemanden so liebender gar nicht bemerkt, wenigstens nicht — — Na, das ist wohl nicht wahr.“

„Du meinst,“ sagte er zu ihrem Ueberraschung: „Bisher wenigstens habe ich niemanden so liebender gar nicht bemerkt, wenigstens nicht — — Na, das ist wohl nicht wahr.“

„Seine Mutter ist —“

„Ich weiß,“ sagte er zu ihrem Ueberraschung: „Bisher wenigstens habe ich niemanden so liebender gar nicht bemerkt, wenigstens nicht — — Na, das ist wohl nicht wahr.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“

„Wahrlich,“ entgegnete sie beleidigt, „ich würde gar nichts dabei wenn man fliehet. Das würde es gemein, geradezu gemein, daß die einen im Wessert — — daß die anderen kaum ein Stück Brotkruste haben.“



Arthur Kampf:
Madrid: Stiergefecht.
Text von H. Bang.

Auf einmal spürte er, wie ein Zucken durch ihren Körper ging.

„Wo hast du das Geld?“ fragte sie.

„Unten in meiner Bettlade versteckt.“

„Um — und hast du niemals zu jemandem davon gesprochen?“

„Nein — niemals — aber weshalb fragst du — und warum erschrickst du plötzlich?“

„Ich bin dumm und einfältig.“

Sie war mit einem Satz aus den Federn, beugte sich über ihn und sah ihn lange rätselhaft an. Dann küßte sie ihn leise — und ganz anders als je zuvor.

„So,“ sagte sie, „jetzt ist es die höchste Zeit zum Aufstehen. Mach schnell — ich bin in zehn Minuten fertig.“

Lautlos schlich sie sich aus seiner Kammer.

*

*

*

„Angelika — Angelika — wo steckst du, Angelika?“

„Hier bin ich schon!“ rief sie, sprang aus dem Wagen und eilte hastig herbei.

„Wie siehst du denn aus, Alexander? Was ist dir denn?“ fragte sie. Und eine böse Ahnung blühte in ihr auf.

„Was mir ist,“ antwortete er heiser, „mein Geld ist gestohlen — diese Nacht ist es gestohlen worden.“

Sie wurde einen Augenblick ganz blaß und vermochte kein Wort hervorzubringen.

Dann sagte sie leise und wie abwesend: „Dachte ich mir's doch.“

„Was dachtest du?“

„Pf,“ machte sie und legte den Finger an den Mund.

„Mir ist es nicht des Besitzes wegen,“ fuhr er gleichsam sich überstürzend fort. „Aber dieses Geld, diese sauer erworbenen Groschen — das hatte ich mir geschworen — sollten nur zu einem guten Zweck verwandt werden. Die Mutter sollte sie sich nicht umsonst abgedarbt und abgehungert haben.“

Und in der Erinnerung an Agnes Feustel fühlte er einen stechenden Schmerz.

„Still — wir kriegen das Geld wieder. Nur klug müssen wir sein. Das Geld hat niemand anders als der Clown, der deine Abwesenheit heute nacht benutzt hat, um in deiner Lade zu kramen.“

„Freilich war alles in Unordnung! — Aber die Kade war verschlossen wie immer.“

„Das glaube ich schon,“ erwiderte sie. „Wozu ist denn der Spitzhube ehemals Schloffer gewesen! Der weiß mit dem Dietrich umzugehen. — Komm schnell zum Studiosus oder besser noch gleich zum Alten.“

Der Direktor fuhr in die Höhe.

„Ahnt' ich's doch, daß so etwas wieder dahinter steckt. Die Angelika hat recht. Das Geld ist beim Clown. Er hat vorher mit mir angebunden, um weglaufen zu können — und seine Papiere verlangt. Denn bei so unsicheren Kantonisten — (Alexander dünkte es, als ob ihn plötzlich ein scharfer Seitenblick trafe) pflege ich die Papiere zurückzubehalten. Brauchst nicht zu erschrecken, mein Junge. Zu dir habe ich Vertrauen. Und was hätte es mir auch bei dir genutzt, da du keine Papiere mitgebracht hast. Also die Papiere habe ich ihm nicht gegeben. Dagegen hat mir der Wirt erzählt, daß er einen Taler gewechselt hat. Nun frage ich mich: Wie kommt der Hungerleider zu einem Taler! Ich fürchte nur, er wird auch ohne die Papiere mit dem fetten Wissen schon auf und davon sein. Also keine Zeit verloren, Kinder!“

Die Befürchtungen des Alten waren nicht grundlos gewesen. Der Spitzbäuchige hatte bereits das Weite gesucht.

Der Direktor murrte und schnauzte Alexander an.

„Was für ein leichtsinniger Schlingel bist du auch! Konntest du nicht das Geld mir oder dem Studiosus zum Aufbewahren geben? Die Welt ist voll von Spitzbuben — und wer nicht auf seiner Hut ist, dem geschieht schon recht . . . Na, Moralpausen hat jetzt keinen Zweck. Was tun wir?“

Der Studiosus wurde zum Kriegsrat befohlen.

Es wurde zunächst beschlossen, den Gendarm mobil zu machen und Sorge zu tragen, daß dem Clown der Weg zur nächsten Bahnstation abgeschnitten würde.

„Bist du einverstanden,“ sagte der Studiosus, „daß der Gendarm zwei Taler erhält, wenn er den Halunken faßt?“

Er schwieg auf diese Frage hartnäckig.

Aber die Angelika redete so lange in ihn hinein, bis er nachgab.

„Ich habe nicht gewußt, daß du so hausälterisch bist,“ meinte der Studiosus.

Er sagte das in einem Ton, als ärgerte es ihn, sich in Alexander getäuscht zu haben.

Als die Angelika mit Alexander allein war, sagte sie: „Ich verstehe dich nicht. — Bist du immer so sparsam gewesen?“

„Geizig — willst du sagen —, sprich es nur ruhig aus,“ antwortete er grimmig. „Ach, Angelika, daß du mich auch nicht begreifst! Was liegt mir am Gelde! Wenn mir jemand einen Lohn anböte, würde ich vor Scham versinken — ich, Angelika, sähe darin eine Beschimpfung.“

Sie blickte ihn verständnislos an und erwiderte kleinlaut: „Die Hauptsache — meine ich — ist, daß man das Geld wiederkriegt.“

„Nein,“ schrie er, „und hundertmal nein! Es ist nicht die Hauptsache.“

Sein Gesicht nahm einen grüblerischen Zug an.

„Wenn ich es dir nur erklären könnte, damit du mich verstehst.“

Der Studiosus trat hinzu.

Alexanders Miene verdunkelte sich. Er wollte ihm den Rücken kehren.

„Stehen geblieben!“ donnerte der Studiosus, „und jetzt frisch von der Leber herunter geredet, was du gegen mich hast. Denn daß zwischen uns etwas nicht in Ordnung ist, habe ich sofort gemerkt.“

„Das freut mich,“ entgegnete Alexander. Und langsam setzte er hinzu: „Ich bin bekümmert, daß Sie mich so falsch betrachten — schmutzigen Geiz dort sehen, wo es sich bei mir um eine Lebenssache handelt.“

Der Studiosus riß die Augen auf. „Wie redest du, Junge?“

„Studiosus, ich rede, wie mir ums Herz ist. Wenn die anderen mich schief beurteilen — gut, ich nehme es hin. Von Ihnen tut mir's weh. Wenn das ganze Geld fort ist, so kann ich mir deswegen auch kein Leid antun, obwohl ich es für ein schlimmes Zeichen nähme; denn dieses Geld ist für mich nicht bloß Geld; für mich ist es Liebe. — Ach, darüber will ich nicht reden. Es ist auch eine zu lange und traurige Geschichte. Ich meine nur, man macht die Menschen schlecht und zeigt ihnen, wie sehr man sie verachtet, wenn ihnen für das Selbstverständliche Lohn hingeworfen wird.“

„Aha — ich kapiere.“

Der Studiosus sah ihn liebevoll an.

„Junge,“ sagte er, „du schleppst ein Kreuz mit dir. Sieh zu, daß sie dich nicht daran schlagen. Wie lange ist es her, daß ich auch einmal

ähnliche Gedanken gehabt habe. Das Leben macht einen mürbe — und mählich kommt man zur Spitzbubenmoral, die sich die Menschen zu recht gemacht haben. Und mählich kommt man auch dahinter, daß die Menschen im Grunde lange nicht so schlecht sind, wie man als ehrlicher Junge einmal gedacht hat. Denn siehst du — und das ist des Pudels Kern — das ganze Dasein besteht aus Kompromissen, zu deutsch: aus Vergleichen. Man ist eben dahintergekommen, daß der Mensch von Hause aus ein schwaches Lebewesen ist. Und aus dieser Erkenntnis stützt man ihn. Nimmt man ihm die Krücken, so ist es mit seiner Herrlichkeit vorbei. Das ist alles. Es menschelt überall, Alexander — und reine Helden gibt es nicht. Schließe dich selber auf und frage dich, ob du zu allem und jedem, was du in deinem Leben getan, ja sagen kannst.“

Alexander seufzte.

„Nein, das kann ich nicht,“ antwortete er ernst, und seine Nasenflügel bewegten sich — und in seine Stirn grub sich eine scharfe Falte. „Ich werde gewiß über Ihre Worte nachdenken.“

Der Studiosus reichte ihm die Hand, in die er zögernd einschlug.

„Wir wollen noch über einen anderen Punkt mit Ihnen sprechen,“ begann Alexander nach einer Weile.

Bei diesen Worten trat die Angelika einen Schritt vor.

„Nämlich,“ fuhr Alexander fort, „Sie müssen uns helfen, Studiosus.“

Der Angeredete machte ein verdußtes Gesicht. Eine Ahnung dämmerte in ihm auf — „Ihr wollt — doch — nicht — nicht — —“

„Ja, es ist so,“ ergänzte Alexander, „wir wollen fort. Wir fühlen,“ setzte er rasch hinzu, „daß wir weiter kommen müssen, und daß es für uns eine Notwendigkeit ist.“

Die Miene des Studiosus wurde immer länger — ein tief bekümmertes Zug trat in sein Gesicht. Und Angelika schien es, als ob sein Hals in dieser Minute noch um ein Erkleckliches gewachsen wäre, — so weit streckte er ihn vor.

„Hab' es ja gewußt, daß es eines Tages so kommen würde,“ brachte er schwerfällig hervor. „Ich hoffte jedoch, es hätte noch gute Weile damit. Da lebt man nun und träumt dahin, bildet sich ein, daß man selber sich noch einmal grün belaubt, während es doch die anderen sind, die wachsen und in die Höhe ragen. Ach, Kinder, man ist ein kahler, kahler Baum — ohne Trieb, Saft und Kraft — innen morsch und hohl.“

Er brach ab. Ein wehes Schluchzen entrang sich ihm.

Angelika und Alexander blickten sich betroffen an.

Auf einen solchen Schmerzensausbruch waren sie nicht gefaßt gewesen.

Der Studiosus raffte sich zusammen.

„Nichts für ungut, Kinder. Die alte Gefühlsduselei steckt einem noch immer in den Knochen. Ihr müßt das verstehen, ich will euch nicht Honig um den Mund schmieren — aber ihr wart es, die Leben in die Bude gebracht haben. Und wenn ich mich nachts auf meinen Strohsack legte, so sagte ich mir vor dem Einschlafen: Was tut's, du bist dabei gewesen, wie die beiden zu blühen angefangen haben. Und ich habe immer gefunden, daß die erste Blüte das Schönste ist — beim Menschen und in der Kunst — überall das gleiche. So ein erster Duft ist etwas Köstliches — sobald erst plumpe Hände — äh, reden wir nicht darüber — seien wir vernünftig — sprechen wir über praktische Dinge, das heißt — über eure Zukunft. — Der Alte wird schönen Lärm schlagen — und mit Recht — vor allem der Angelika wegen, die in allen Stücken zu tun hat. Wo findet sich so rasch Erfas? — Nun, was geht es euch an. Ihr braucht euch nicht seinen Kopf zu zerbrechen. Aber anstandshalber müßt ihr euch mit ihm doch auseinandersetzen und so lange aushalten, bis er sich notdürftig eingerichtet hat — das seid ihr ihm schuldig.“

„Ist auch meine Überzeugung,“ erwiderte Alexander.

„Das Geld wäre euch nun freilich zu Paß gekommen. Ein goldenes Ruhefissen ist ein gutes Gewissen — hat schon meine Großmutter immer gesagt; und die war eine geschelte Frau und hatte Haare auf den Zähnen. Aber schließlich muß es auch so gehen. — Meiner Ansicht nach ist es das Beste, ihr fahrt direkt nach Berlin. Dort geht ihr von einer Agentur in die andere, stellt euch überall vor und laßt nicht locker, bis ihr placiert seid. Tretet nicht zimperlich auf — denn das mißdeutet die Bande — und sagt jedem, so laut er es hören will, daß ihr Klotz viel Talent habt. In Berlin kommt man nur mit Frechheit durch. Und die Hauptsache: Ihr redet die Wahrheit, denn das Talent kann euch niemand streitig machen. Die Adressen von den Agenturen geb' ich euch noch, wenn es an der Zeit ist — verstanden?“

„Merci, Studiosus, Ihr seid und bleibt ein Prachtmensch,“ antwortete Angelika, „und was die Dreistigkeit anbelangt, so braucht Euch nicht bange zu sein. Den Teil der Rolle nehme ich auf mich.“

„Glaub's schon," entgegnete der Studiosus, „aber wenn ihr zusammen kein Engagement kriegt? Was dann?"

Die Angelika war einen Augenblick sprachlos. Daran hatte sie noch nie gedacht.

„Wir tun's nicht anders," sagte sie entschlossen. „Ich trenne mich nicht von ihm — und er sich nicht von mir. Nicht wahr, Alexander?"

Der nickte nur.

Der Studiosus ließ die Mundwinkel tief herabhängen.

„Ihr wißt gar nicht, wie gut ihr es habt. Wer an eurer Stelle sein könnte! Vor euch liegt das Geheimnis des Lebens wie ein großes Tor verschlossen — und ihr habt die Wünschelrute in Händen, damit das Tor sich weit öffnet und all der Glanz und all die Helligkeit auf euch einströmt. Kinder, seid sparsam mit euch — vertut euch nicht vor der Zeit. Schritt für Schritt müßt ihr eurem Ziele näher kommen. Es kann euch nicht fehlen. Gott ist mit denen, die Talent haben."

Die letzten Worte hatte er voll Feierlichkeit — tiefersten Angesichts — gesprochen.

„So — für heut ist's genug."

Und mit seinen langen Beinen schlenkerte er davon — einem großen Vogel ähnlich.

Die beiden sahen ihm eine Weile stumm nach.

„Du," begann dann Alexander, „ist es wirklich dein Ernst, bei mir zu bleiben?"

Statt aller Antwort schloß sie ihm den Mund mit Küßen.

Er wehrte ihr sanft, aber entschieden.

„Nein, nein," sagte er bestimmt, „du mußt es dir sehr gründlich überlegen — — nämlich —" — er stockte und suchte nach Worten — „nämlich — ich muß dir jetzt ein Geständnis machen."

„Um Gottes willen, sprich schnell," unterbrach sie ihn. „Ich sterbe sonst vor Angst."

„Also," begann er — und seine Züge waren in dunkles Rot getaucht — „jemand ist auf der Welt, den ich lieb habe — vielleicht noch lieber als dich, Angelika."

„Nicht weiter sprechen. Ich will nichts hören," sagte sie. Und in ihr blasses schneeweißes Gesicht grub sich ein so herber Schmerz, daß es ihm weh tat.

„Es nützt nichts, Angelika," erwiderte er leidvoll, „du mußt mich

zu Ende hören, mußt wissen, daß ich mir selber wie ein Wortbrüchiger vorkomme."

Und nun erzählte er ihr mit tonloser Stimme von Elisabeth von Sydow.

„Und das ist alles — bah, was will das heißen," sagte sie scheinbar übermütig, während es in ihren Augen seltsam glitzerte. „Alexander — was soll mir das! Du hast ein kleines Mädchen geküßt — und das kleine Mädchen war eine Baronesse — das ist alles —"

„Angelika, warum willst du mich nicht verstehen — warum weichst du mir aus?"

Sie blickte in sein vergrämes Antlitz, und ihr Herz wurde schwer.

„Weil ich dich nicht lasse," entgegnete sie, „und wenn alle Baronessen der Welt gegen mich Sturm laufen. Ach, Alexander, weshalb machst du uns beiden das Leben so sauer, — soll ich —" Sie lachte gellend auf und warf sich an seinen Hals. „Wirf mich nicht fort," wimmerte sie, „sonst werde ich schlecht. Ich fühle es im Innersten."

Da streichelte er sie sanft und flüsterte ihr gute Worte ins Ohr, bis ihre Tränen versiegeten und sie ganz ruhig wurde.

*

*

*

Es hatte sich zuletzt noch alles gut gefügt. Der Gendarm hatte den Clown aufgegriffen, und das Geld war bis auf den einen Taler, den er im Wirtshause gewechselt, vollzählig.

Die Angelika machte Luftsprünge vor Freude, während der Gendarm würdevoll die als Belohnung ausgesetzten zwei Taler in die rechte Hosentasche gleiten ließ.

Aber auch die übrigen Dinge hatten sich schneller, als man gehofft und erwartet hatte, geregelt.

Der Direktor hatte sie in Frieden ziehen lassen, sobald er sein Repertoire danach eingerichtet hatte.

Es war ein rührender Abschied gewesen, bei dem die Tränenbäche überströmten.

Der Studiosus war weich wie Wachs geworden — und nicht fähig, seine Gemütsbewegung zu verbergen.

Alexander hatte die Hände in den Taschen geballt und die Zähne zusammengebissen. Niemand sollte sehen, was in ihm vorging.

Aber Angelika stieß fortwährend ein nervöses, unruhiges Lachen aus, hinter dem sie sich verschlangte, um nicht laut mitzuheulen.

Der Studiosus hatte beim Lebewohl wie ein Pastor geredet — und der Alte hatte gleichsam segnend seine Hände über ihre Köpfe gehalten.

Und nun saßen sie längst in der Eisenbahn, und in wenigen Minuten sollte der Zug einlaufen.

Sie standen am Fenster des Coupés — dicht aneinander geschmiegt — und es war ihnen, als ob sie das Brausen der Großstadt schon von weitem hörten. Die riesigen Häuser tauchten vor ihnen auf, und die Stadt funkelte in einem Meer von Licht.

Hand in Hand — mit leisem Zagen — traten sie in die mächtige Bahnhofshalle und sahen sich ängstlich in dem Strom der Menschen um.

Alexander richtete sich gerade auf. Er fühlte sich als Beschützer. In der Linken hatte er den kleinen Reisekoffer, der ihre ganze gemeinsame Habe barg — seine Rechte hielt Angelika umklammert.

„Du brauchst keine Furcht zu haben,“ munterte er sie auf. „Was kann uns passieren? Das Geld verliere ich nicht ein zweites Mal — darauf darfst du dich verlassen — und im übrigen, wer dich anrührt, den schlage ich tot.“

Sie blickte ihn voll Stolz und Glück an.

Er aber erschrak über seine eigenen Worte. Und mit unsicherer Stimme sagte er: „Vom Tode und vom Totschlag sollte ich nicht einmal im Scherze reden.“

Sie drückte zärtlich seine Hand.

Und so waren sie an den Schalter gelangt, wo ihnen die Billets abgenommen wurden.

Keines von ihnen hatte wahrgenommen, daß die Menschen hinter ihnen hersahen und voll Mitleid und Staunen die beiden Menschenkinder betrachteten.

Und in der Tat boten sie in ihrer dürftigen Tracht und jugendlichen Eigenart einen merkwürdigen Anblick. Diese fein geschnittenen Gesichter, auf deren Stirn geschrieben stand, daß ihnen das Schicksal einen erhöhten Platz zugewiesen, hoben sich scharf von den Alltagsmenschen ab, die rings herum wimmelten.

Sie hatten den Plan gefaßt, als Bruder und Schwester zu gelten, um unnötigem Widerstand aus dem Wege zu gehen. Der Studiosus hatte ihnen dazu geraten — und wie Bruder und Schwester hielten sie sich fest.

Auf der Straße wuchs die Angst der Angelika. Das Getreisch der Menschen, die wie Raubtiere — so wenigstens kam es ihr vor — sich auf die Wagen stürzten, betäubte sie. Und was für seltsame Wagen gab es nicht da! Große bunte, zu denen sie noch das meiste Vertrauen hatte, weil sie den Komödiantenkarren am ehesten glichen. Dann wieder elegante Equipagen mit weichen Polstern — und schließlich Karossen, die wie ein Gotteswunder sich von selbst fortbewegten. Solche hatten sie auf ihren Wanderzügen wohl vereinzelt schon getroffen. Aber daß sie in dieser Fülle existierten — das hatte sie sich niemals träumen lassen.

Alexander sagte: „Hier muß man ein geborener Seiltänzer sein, wenn man mit heißen Knochen über den Damm gelangen will.“

Sie mußte hell auflachen, obwohl ihr nicht danach zumute war. Der Studiosus hatte ihnen die Adresse der Frau gegeben, bei der er selbst gewohnt hatte — und dazu einen Schreibebrief.

Langsam und bedächtig zog Alexander die Papiere hervor.

„Ich denke,“ sagte er, „es wird das Beste sein, wir nehmen uns einen Wagen und fahren direkt hin. Was meinst du?“

Sie nickte zustimmend. „Allein finden wir den Weg ja doch nicht.“

Er näherte sich einer Droschke, die gerade leer an ihnen vorbeifuhr.

„Heda, Kutscher, könnten Sie uns nach der Dranienstraße fahren?“

„Können kann ich — kommt nur darauf an, ob Sie die nötigen Moneten haben,“ antwortete der Kutscher grob und sah dabei Alexander und Angelika mißtrauisch an.

„Was wollen Sie damit sagen?“ schrie Alexander zornrot.

Die Angelika fürchtete, es könnte ein Auflauf entstehen, und zupfte ihn am Rock.

„Wat ich damit sagen will? Ob Sie Draht haben. Mit sone Slovaken is man — haste nich gesehn — lacht.“

„Wir sind ehrliche Menschen — und Sie sind ein Rüpel, ver- stehen Sie mich?“

Ein Schutzmann trat heran. „Was ist denn hier los? Hier wird kein Skandal gemacht!“ Dabei fixierte er scharfäugig Alexander.

Der hatte im Nu sein Selbstbewußtsein gefunden. „Ich will wissen, ob mich der Mann hier fahren muß oder nicht. Ich will wissen, ob er das Recht hat, mich zu beleidigen.“

Der Kutscher klärte den Polizisten über seine Bedenken auf.

„Haben Sie Geld bei sich?“

Alexander zog statt aller Antwort seinen kleinen Lederbeutel hervor.

„Na, da wäre ja alles so weit in Ordnung,“ meinte der Schutzmänn. „Sie können ruhig einsteigen.“

Alexander hobte. „Ich danke bestens. Das nennen Sie Ordnung, wenn man uns wie — wie Diebe — oder sonst verdächtiges Gesindel behandelt!“

„Na, na,“ begütigte der Schutzmänn, „so schlimm war es nicht gemeint. Und ein bißchen komisch sehen Sie beide ja aus. Beruhigen Sie sich nur!“

„Mit dem Manne fahren wir nicht,“ entgegnete Alexander und warf den Nacken zurück.

Der Polizist winkte einen anderen Wagen herbei, und die beiden stiegen ein.

„Ein netter Anfang. Das kann gut werden.“

„Über so einen dummen Kerl wirfst du dich doch nicht ärgern, Perri.“

„Das ist es auch nicht,“ antwortete er. „Aber ich sehe daraus, daß man nur nach den Fesseln beurteilt wird, die man am Leibe trägt.“

Sie lachte leise auf. „Sie können es dir doch nicht an der Nasenspitze anmerken, was für ein Romeo du bist.“

„Ach, Angelika, höre auf. Mir ist nicht danach zumute. — Und bei der Frau kann es uns gerade so ergehen. Wer bürgt dir dafür, daß sie uns nicht die Tür vor der Nase zuschlägt! Dann stehen wir da und fangen von vorn an.“

„Perri, seit wann bist du so kleinmütig?“

„Ich habe Angst um deinetwillen.“

„D, Perri, wie närrisch bist du! Was kann mir passieren, wenn ich bei dir bin?“

Er sah sie mit halb zugekniffenen Augen an und dachte: Ist es nicht merkwürdig, daß sie solches Vertrauen zu dir hat, da sie doch weiß, was für einer du bist!

Laut aber entgegnete er: „Ich merke es dir an, wie müde du bist.“

„D nein,“ antwortete sie, „die ganze Nacht könnte ich mit dir wachen.“

Während der übrigen Fahrt schwiegen sie — und so eingesponnen waren sie in ihre Träume, daß sie von der Stadt und den Menschen nichts mehr sahen und hörten.

Alexander sprang mit einem Satz aus dem Wagen, der vor einem vierstöckigen Hause mit unendlich vielen Fenstern hielt — und half Angelika.

Wenn sie nun gestorben ist — dachte er plötzlich. Und in der nächsten Sekunde sprach das Mädchen die gleiche Befürchtung aus.

In großer Beklommenheit stiegen sie die Treppen empor, auf denen zu ihrem Troste Licht brannte. Ganz oben im vierten Stock sollte es sein.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ murmelte die Angelika. Da stand auf einem kleinen weißen Porzellschild: Lina Schlosser.

Alexander zog an der Glocke. Dann hörten sie von innen Tritte, und gleich darauf wurde die Tür von einer kleinen alten Frau geöffnet.

„Sind Sie Frau Schlosser?“ fragte Alexander, und der letzte Rest von Sorge und bangem Zweifel lag in diesen wenigen Worten.

„Die bin ich,“ entgegnete die Frau.

„Dann ist alles gut,“ sagte die Angelika, und vor Freude drangen ihr Tränen aus den Augen.

„Was seid ihr für wunderliche Gesellschaft,“ knurrte die Alte. Doch der Ton ihrer Stimme klang den Kindern wie Musik.

„Hier ist ein Brief vom Studiosus,“ sagte Alexander statt aller Erklärung.

Die Alte schlug die Hände zusammen. „Vom Studiosus! O jemine — was macht er denn? Und wie geht's ihm?“

Am liebsten wäre die Angelika der Alten um den Hals gefallen.

Vom Studiosus? — Das Herz ging ihnen bei dieser Frage auf, und es war ihnen, als ob sie nun alle Fährnisse weit hinter sich hätten.

„Kommt nur rasch ins warme Zimmer,“ drängte sie und wollte Alexander hilfsreich den kleinen Koffer aus der Hand nehmen.

„Nein, nein!“ antwortete der verlegen.

„So setzen Sie sich auf das Sofa und gedulden Sie sich eine Minute. Muß doch erst schnell mal sehen, was der Studiosus schreibt.“

Sie setzte eine Stahlbrille auf das verrunzelte Gesicht und begann zu lesen.

Die beiden saßen still da, betrachteten das blühsaubere Zimmerchen und ließen sich's in der behaglichen Wärme wohl sein.

Von Zeit zu Zeit sah die Alte von dem Schreiben auf und warf einen flüchtigen Blick nach ihnen.

„Hm,“ machte sie dann, „nun weiß ich Bescheid. Ihr wollt also bei mir einquartiert sein. Nun, es läßt sich machen, obwohl ich das Zimmervermieten längst an den Nagel gehängt habe. Legt ab und macht es euch bequem. Und vor allem: Habt ihr schon etwas im Magen? Ganz ausgehungert und verfroren schaut ihr aus.“

Was war das für eine gute alte Frau! Das Herz ging den beiden auf.

Und als wenige Minuten später eine Schüssel mit Nührei, eine Kanne heißen Tees und Butter und Brot vor ihnen stand — tauten sie auf und erzählten aus ihrem Leben, vor allem aber von dem Studiosus.

Die Alte saß ihnen gegenüber — mit gefalteten Händen. Und die niedrige Petroleumlampe warf ihr gelbes, gutes Licht auf Alexander und Angelika.

„Ja, ja, der Studiosus,“ sagte sie nachdenklich, „das ist ein merkwürdiger Mensch! Kann niemandem ein Haar krümmen und schlägt sich so elend durch die Welt. Gott schütze ihn! Es ist ein Jammer — könnte auf der Kanzel stehen, mit seiner schönen Stimme das Herz einem erwärmen und ein anständiges Heim haben — — und statt dessen — — Nun, ich will kein böses Wort über ihn — — Gott allein mag wissen,“ unterbrach sie sich, „warum er dieses Hundeleben führt.“

Die Angelika suchte ihr zu erklären, daß der Studiosus trotz alledem guter Dinge sei und von der Schauspielerei nun einmal nicht lassen könne.

Die Frau schüttelte ihr weißes Haupt. „Das ist ja gerade sein Unglück. Habt ihr denn eine Ahnung, wie es in seinem Innersten aussieht? Der gehört zu der Sorte, die langsam und still verbluten, bittet womöglich noch um Verzeihung, daß es um seine Lippen zuckt, wenn er vor Schmerz am liebsten aufschreien möchte. — Ich kenne ihn — ich kenne ihn,“ wiederholte sie noch einmal. „Und ihr müßt euch auch schon herumschlagen, so jung ihr seid. Was ist das für eine komische Welt, in der es so zugeht.“

Es entstand eine lange Pause. Ganz still war es im Zimmer — ein jedes hing seinen Gedanken nach.

Dann brach Alexander das Schweigen und erzählte von seinem Abenteuer am Bahnhof.

„Hast schon recht,“ meinte die Alte. „Aber was nützt es — wir werden die Menschen nicht umkrempeln. Wer nicht in Seide rauscht oder Lackstiefel trägt, wird nicht für voll genommen.“

„Wie könnten wir uns einkleiden?“ fragte die Angelika, „damit wir uns in den Agenturen vorstellen können. Zu teuer darf es freilich nicht werden.“

Die Alte betrachtete sie forschend, so daß sich über ihre Züge ein feines Rot goß.

„So jung — so jung,“ murmelte sie, „und der Studiosus schreibt,“ setzte sie laut hinzu, „daß ihr von Gott begnadet seid. Ob er es will oder nicht — zuweilen kommt doch die Frömmigkeit aus ihm heraus. Ich hoffe, er hat recht, was euch betrifft!“

„Er ist uns gut gewesen,“ sagte die Angelika, „und alles, was wir gelernt, danken wir ihm.“

„Behaltet's im Gedächtnis! Vergeßt es nie! Und solltet ihr mal was erreichen, erinnert euch seiner und schämt euch dann nicht, wenn ihr ihn irgendwo jämmerlich wiederfindet.“

„Da sei Gott vor!“ erwiderte Alexander ernst.

„Die Menschen haben ein kurzes Gedächtnis, und Dankbarkeit ist eine rare Pflanze, die immer mehr im Schwinden begriffen ist — ihr könnt es mir glauben! Ist man so alt wie ich, hat man was durchgemacht. — Nun, ich will euch mit meinem Mißtrauen nicht kränken. Und morgen zeig' ich euch ein Haus, wo ihr euch einkleidet. Wie aus dem Ei geschält kommt ihr wieder heraus. So — und nun will ich euch die Betten richten.“

Ohne auf eine Antwort zu warten, ging sie hinaus.

„Nun wird alles gut, Alexander. Mir ist auf einmal ganz leicht geworden,“ jubelte Angelika.

„Warte es ab,“ antwortete er bedächtig. „So viel steht jedenfalls fest: Ohne den Studiosus säßen wir schön in der Tinte. Und was für ein Kerl er ist, merkt man am besten aus den Reden der Frau.“

Er brach ab und grübelte vor sich hin. Alles erschien ihm traumhaft, und das dünkte ihm gut. Er wollte nicht erwachen und nicht klar sehen. Ein Grauen vor sich selbst schüttelte ihn. Einen Augenblick dachte er, wenn man jetzt den Schleier ein wenig lüften und einen Blick in die Zukunft tun könnte. Aber dann erschrak er vor diesem Gedanken und fühlte ein schmerzhaftes Ziehen in der Herzgegend.

„Jetzt ist alles so weit. Das Fräulein schläft bei mir, und der junge Herr hat sein eigenes Gemach.“

Sie schritt voran, und die beiden folgten ihr auf dem Fuß.

„Gute Nacht, Angelika.“

„Gute Nacht, Fexi.“

Sie reichte ihm die Hand, warf plötzlich einen scheuen Blick auf die alte Frau — und küßte ihn dann so leidenschaftlich, daß er sich ihrer kaum zu erwehren vermochte.

„Nicht doch — nicht doch,“ flüsterte er, „was soll man von uns denken.“

Aber die Angelika hörte nicht auf ihn.

„Jetzt ist's genug,“ sagte er und befreite sich mit Gewalt.

Die Alte dachte: wie aus dem Märchen kommen sie mir vor — wie ein verzauberter Prinz und eine verzauberte Prinzessin. Wer hätte es für möglich gehalten, daß es zwischen Geschwistern solche Liebe gibt!

Sie nahm Angelika sanft beim Arm.

„Schlafen Sie wohl, junger Herr.“

„Haben Sie Dank, Frau Schlosser.“

Noch einmal nickte er der Angelika zu, in deren Augen große Tränen wie graue, blasse Perlen schimmerten.

Dann ging er in sein Zimmer, öffnete trotz der Kälte weit das Fenster und blickte noch lange in die Winternacht hinaus.

Am nächsten Tage sollten sie aus dem Staunen nicht herauskommen.

So hatten sie die Stadt in ihren kühnsten Träumen nicht gesehen. Solch eine Pracht und Herrlichkeit auf Schritt und Tritt! . . .

Hand in Hand gingen sie neben Frau Schlosser, die ihnen all die Wunder wies.

Angelika wurde in ihrem Fähnchen bänglich zumute. Von jedem Vorübergehenden wähnte sie, daß er sie mit höhnischen Blicken maß.

„Geduld, Geduld,“ mahnte Frau Schlosser, „in einer Stunde sieht die Welt anders aus.“

Und nun waren sie vor einem Hause angelangt, das ihnen wie ein Glaspalast erschien. Zwischen den mächtigen Scheiben nur wenige Quadern von grauem Gestein.

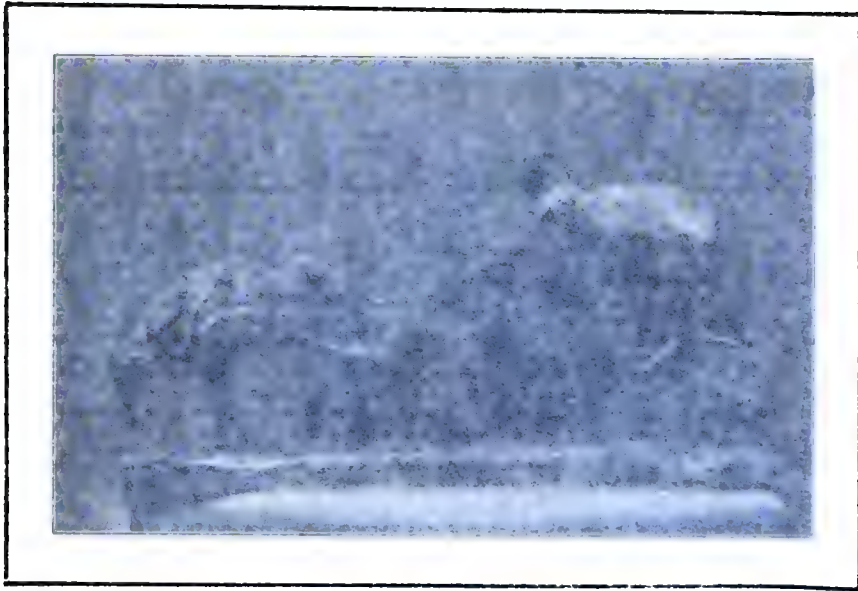
„Da sollen wir hinein?“ fragte die Angelika zaghaft.

Frau Schlosser nickte und weidete sich an ihren erstaunten Mienen.

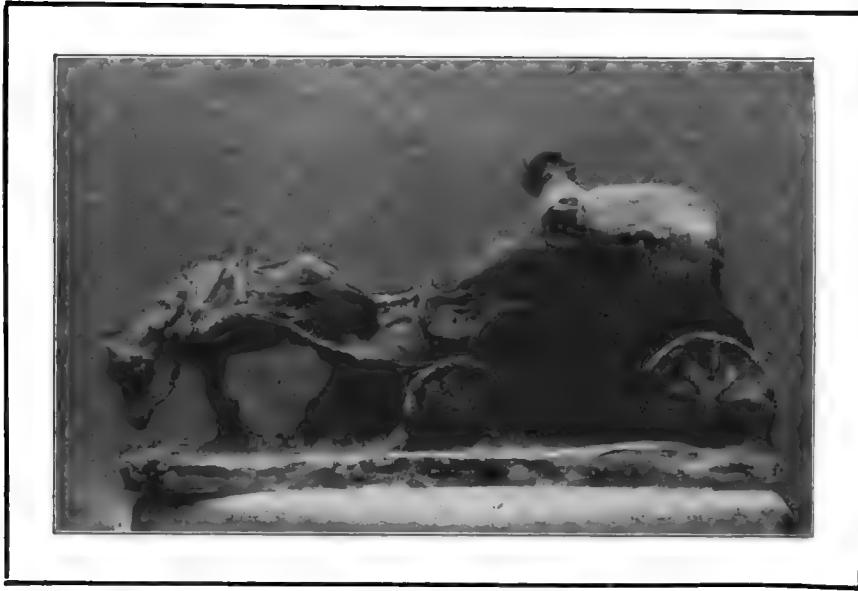
Traten sie in das Land des Märchens? Und stand da im Hintergrunde eine machtvolle Göttin, die mit eherner Ruhe auf all das Hasten und Treiben zu ihren Füßen herabschaute! Gab es Schätze der Welt, die hier nicht aufgestapelt lagen! Sammet und Seide — Spitzen und Roben und kostbarer Schmuck. Das Auge mußte nicht, wo es zuerst ruhen sollte.

Und dabei war das nur der untere Saal. Über ihnen wölbten sich noch weitere.

Und die Menschen strömten an ihnen vorbei. Und von allen Seiten öffneten sich neue Gänge und Straßen. Es war wie in einer



N. Lepia: Döckle.
Zum Essay von Victor Leberer.



A. Lepia: Droschke.
Zum Essay von Victor Lederer.

Wunderstadt. Und plötzlich standen sie in einem kleinen Garten, in dessen Mitte ein Springbrunnen rieselte.

„Sind wir wach, oder träumen wir?“ sagte Alexander.

Die alte Frau lächelte mit leisem Spott.

„Die Menschen haben es herrlich weit gebracht,“ raunte sie. „Aber nun laßt uns nicht unnötig Zeit verlieren, denn es gibt viel zu tun. Stellt euch jetzt vor, ich sei eure alte Großmutter und besorgte den Einkauf. Und Sie, junger Herr, halten Sie den Beutel fest, damit er Ihnen in dieser Wunderstadt nicht abhanden kommt. Denn Spießbuben gibt es die Menge. Und ohne bar Geld wird Ihnen hier auch nicht ein Hosenknopf verabfolgt.“

Sie waren bei einem hohen, turmartigen, viereckigen Kasten angelangt. Die Frau drückte an einen Knopf. Und gleich darauf hörten sie ein seltsames Geräusch, wie wenn schwere Schiffstau geschleift würden. Dann wurde eine schmale Tür geöffnet; ein livrierter Diener trat heraus, dem sie alle in den Kasten folgten. Die Tür wurde im Nu wieder geschlossen und auf unsichtbare Weise — wie von Geistern bewegt — fuhren sie in einigen Sekunden in die Höhe.

„Frau Schlosser, sind wir verhert?“ rief die Angelika. „Denn mit rechten Dingen kann das nicht zugehen.“

„Dritter Stock! Herrenabteilung!“ sagte der Diener.

Sie stiegen aus und befanden sich in einem großen Magazin, das ebenfalls von Menschen belagert war.

Die alte Frau, die resolut voran schritt, winkte einem Verkäufer. Und nicht viel später wurde vor Alexander eine Menge fertiger Anzüge aufgetürmt.

Frau Schlosser hatte ihre Brille aufgesetzt, befühlte mit den Fingern den Stoff und verhandelte mit dem Verkäufer.

Außer dem Anzug wurde ein Mantel gekauft und wieder in einem anderen Abteil Schuhe — und zwei Etagen tiefer Kragen und Hemden.

„So — jetzt wollen wir eine kleine Pause machen und frühstücken.“

Frau Schlosser führte sie nun vor ein Büfett, auf dem mächtige Schüsseln mit belegten Brötchen und andere Leckerbissen lockten. Daneben standen Tische mit Torten, Kuchen und Getränken.

Angelika nahm Schokolade und Kuchen, während die Alte für sich und Alexander je ein Gläschen Portwein herbeischaffte und dazu einen Teller mit Schinken-, Zungen- und Leberwurstbrötchen.

„Macht schnell! Ich brenne vor Ungeduld!“ rief Angelika.

Nun wurde vereinbart, daß Alexander im Frühstückssaum warten sollte, bis der Einkauf für Angelika erledigt wäre.

Er drückte ihr das Geld in die Hand und sah ihr nach, bis sie seinen Blicken entschwunden war.

Und ganz betäubt von den vielen neuen Eindrücken versank er in tiefes Nachdenken. Er merkte nicht, daß manch ein vorübergehendes Fräulein ihm aufmunternde Blicke zuwarf und seine Teilnahme zu erregen suchte.

Auf einmal wurde ihm angst. Es dünkte ihn, als ob er eine Ewigkeit verschlafen hätte.

Er sprang hastig vom Stuhl auf, um Angelika und die Alte zu suchen. Die Menschen stießen und drängten ihn zur Seite; er achtete kaum darauf. Seine Augen irrten spähend nach allen Richtungen, und wie geheßt lief er von einem Ende zum anderen. Und plötzlich trat ihm der Schweiß aus der Stirn, und er spürte, wie die Angst ihm die Kehle zuschnürte. Er glaubte mit einem Male die Gewisheit zu haben, daß alles Spuk und Zauber sei. Er befand sich in einem ungeheuren Labyrinth, aus dem es keinen Ausweg gab. Die Alte war eine verkleidete Hexe — und die Menschen rings um ihn waren böse Geister und Kobolde, die schadenfrohe Grimassen schnitten und ihren Schabernack mit ihm trieben.

Er blieb stehen, lehnte sich an einen Pfeiler und atmete schwer . . .

Da hörte er auf einmal, wie die Angelika mit befreiter Stimme rief: „Gott sei Dank, hier ist er!“ Und gleich darauf stand sie neben ihm, ein wenig blaß vor Erregung, aber voller Freude — ihn wiedergefunden zu haben.

Völlig umgewandelt war sie. Wie eine Prinzessin — dachte er.

Die Alte aber sagte: „Am Ende seid ihr Königskinder. Jetzt glaube ich wirklich, der Studiosus hat recht mit dem, was er mir geschrieben hat.“

„Ich wußte nicht, daß du so schön bist!“ flüsterte Alexander Angelika ins Ohr.

Und sie erwiderte: „Ich wollte das Gleiche dir sagen.“

Hand in Hand schritten sie nebeneinander und sprachen über die Zukunft.

Angelika wollte sofort zu den Agenten laufen und wurde in diesem Plane durch die alte Frau bestärkt.

Alexander wehrte dagegen heftig ab. „Noch sind wir nicht Matthäi am letzten,“ meinte er. „Bis der Hunger beginnt, reicht es noch eine

Weile. Nicht einen Finger rühre ich, bevor wir uns nicht in allen Theatern umgeschaut haben."

„Wie du willst," meinte Angelika. „Ich sage zu allem ja." Und zu Frau Schlosser fügte sie leise hinzu: „Er hat nämlich einen harten Schädel, und man fährt am besten, wenn man ihm den Willen tut. Ein Müßiggänger ist er nicht — und die Zeit wird ihm schnell genug lang werden."

„Ist der Bruder viel älter als Sie?" fragte die Frau.

Ein jähes Rot färbte die Züge des Mädchens. „Ein knappes Jahr," erwiderte sie stockend.

„Und Vater und Mutter sind lange tot?"

Sie nickte stumm.

„War von euren Eltern eines beim Theater?"

„Nein, Frau Schlosser."

Alexander wurde bei diesem Verhör unbehaglich zumute. Und auch Angelika stand Qualen aus.

Die alte Frau merkte es nicht. Sie trippelte vergnügt neben den beiden und beobachtete verstohlen bald den hoch aufgeschossenen jungen Menschen, bald das zierliche junge Mädchen.

„Ähnlich seht ihr euch eigentlich nicht," meinte sie harmlos. „Nur daß ihr beide so etwas Besonderes an euch habt . . ."

„Siehst du," sagte Alexander, als sie wieder zu Hause angelangt waren und Angelika ihm auf sein Zimmer folgte, „das kommt davon, wenn man sich auf Lügen einläßt. Ich traue mich kaum noch, der Frau offen ins Gesicht zu sehen — den Rat hätte sich der Studiosus sparen können."

„Ach," antwortete sie, „ich finde es schön und geheimnisvoll, obwohl ich mich anfangs auch etwas schämte. Der Studiosus wird schon seine guten Gründe gehabt haben." Und ohne Übergang setzte sie hinzu: „In welches Theater gehen wir zuerst?"

„Angelika, ich begreife dich nicht. Du gehst über alles hinweg, als ob es gar nichts wäre. Und Gedanken machst du dir überhaupt keine. Können nicht auch schreckliche Dinge hinter einem Geheimnis liegen?"

„Gewiß. Aber was tut das? Man darf sich doch nicht von lauter Sorgen auffressen lassen; sonst wird einem das Leben zuschanden."

„Weißt du, was ein Gewissen ist?"

„Nein — und ich will es auch nicht wissen."

„Liebe Angelika, sieh mich einmal an — mit ernstesten Augen!"

Der Ton seiner Stimme machte sie betroffen.

„Ich tue es ja.“

„Angelika — ich — ich — fühlst du denn nicht, Angelika, daß ich etwas Schändliches getan habe? Ich dachte, du würdest mich von dir stoßen — ich komme nicht darüber hinweg. Begreifst du denn das nicht?“

Ihr Gesicht verfinsterte sich.

„Ach, Xeri, ein wunderlicher Mensch bist du. Was ist denn eigentlich geschehen? Es war doch nichts weiter als eine Kinderei. Ein armer Junge, den ein kleines Mädchen geküßt hat. Das Baronesschen hat dich längst vergessen. Und selbst wenn sie zuweilen noch an dich denkt — du glaubst doch selber nicht im Ernste, daß ihr Papa . . .“

„Nein, nein,“ fiel er ihr in die Rede, „so ist es nicht. Was geht mich der Baron an. Ich weiß nur eins: Die Elisabeth hat an mich geglaubt; ihr war es heiliger Ernst, so klein sie damals war, und ich habe mich an ihr vergangen . . . Und weißt du, wie mir all die Zeit zumute gewesen ist? Nicht eine Stunde bin ich ganz froh geworden. Mir war, als ob ein kleines Singvögelchen in meinen Händen schluchzte und ich ihm ohne Erbarmen die Kehle zudrückte. — Angelika, hilf mir, ich habe dich lieb — aber das Bild der Elisabeth hast du nie, niemals . . .“

„Xeri, hör' auf, ich will nichts weiter hören. Nun hast du mir alles gesagt — nun laß es genug sein.“

„Nie mehr werde ich über die Elisabeth mit dir sprechen. Aber die Wahrheit mußtest du doch wissen.“

„Die Wahrheit ist, daß du mir gehörst,“ antwortete sie, und ihre Augen funkelten.

„Niemandem gehört man — nur sich selbst.“

„Und an dem Tage,“ fuhr sie unbeirrt fort, „da du mich von dir stößt — da eine andere — nein, ich kann es nicht zu Ende denken . . .“

„Sprich es nur aus.“

„An dem Tage schieß' ich dir und mir eine Kugel durch den Kopf,“ sagte sie langsam und blickte ihn fest dabei an.

„Hättest du wirklich dazu den Mut?“

„Dah,“ machte sie, „nicht eine Sekunde würde ich mich besinnen.“

„Um . . . rechnest du denn mit einer solchen Möglichkeit?“

„Frage mich nicht.“

„Und wenn du mich hintergehst, was dann?“

„Du dürftest es nicht merken . . . ich hätte ein Grauen davor.“

Er sah starr in ihre Züge.

Da lachte sie laut auf.

„O wie dumm, wie dumm,“ rief sie, „über ungelegte Eier zu brüten. — Sieh doch, du wolltest mir die Bilder in der Stadt zeigen — und an den Säulen wollten wir nachsehen, was sie in den Theatern heute abend spielen!“

Er griff schweigend nach Mantel und Mütze, und stumm schritt er neben ihr auf der Straße, bis sie die Freitreppe heraufstiegen, die zu den großen, prächtigen Bildersälen führte.

Und nun stand er in tiefer Andacht vor den Gemälden — und alles traf genau so ein, wie es der Studiosus vorausgesagt hatte. Er kam aus dem Staunen nicht heraus — und alle kleinen Angste wichen von ihm.

„Angelika, so reiß doch die Augen auf und schau hin! Was für Wunder gibt es auf dieser Welt!“

Aber die Angelika war müde und schläfrig geworden und nicht nur mit Anstrengung.

An diesem Abend und den folgenden gingen sie von einem Theater ins andere. Und die Welt der Bretter wuchs in ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit vor ihren jungen Seelen eigentlich zum ersten Male empor.

Alexander wurde kleinmütig.

„Was sollen wir eigentlich hier,“ fragte er, „nicht einmal sprechen können wir — ich wenigstens schäme mich vor mir selbst. Es wäre klüger gewesen, bei der Schmiere auszuharren, bis uns der Zufall einmal in eine kleine Stadt verschlagen hätte, wo ein Probieren am Ende möglich gewesen wäre.“

Aber die Angelika ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich schwöre auf den Studiosus,“ sagte sie. „Der hat alles das gekannt — der glaubt trotzdem an uns. Wenn man mit uns die Rollen so studiert, dann wirst du sehen, was dabei herauspringt. Natürlich fehlt uns noch manches. Mir ist nicht bange deswegen. Wir lernen es schneller, als du denkst.“

„Weinst du?“

„Ganz gewiß!“

„Gut. Morgen gehen wir zum Agenten. Wir werden ja sehen!“

„Recht so,“ antwortete sie.

„Übrigens — dort sagen wir die Wahrheit,“ begann er von neuem.

„Ich will nicht länger Bersted spielen.“

„Mir ist es auch lieber.“

„Und der Studiosus kann es an Frau Schloffer ebenfalls schreiben,“ setzte er hinzu.

„Nein, nein,“ wehrte sie ab. „Lieber nicht, sonst verliert sie das Vertrauen zu uns.“

„Was nützt uns ein Vertrauen auf solchem Grunde?“

„O doch! Es muß nur da sein — das ist die Hauptsache.“

„Und ist dir denn wohl dabei, Angelika?“

„Absolut, Feri.“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über seine Miene.

„Nicht so reden, Angelika,“ sagte er sanft. „Es tut einem weh.“

Er zog sie leise an sich.

„Eine Künstlerin bist du,“ fuhr er fort. „Eine echte Künstlerin. Und das ist etwas so Schönes, daß du mit Gott zufrieden sein darfst.“

Da sah sie ihm groß in die Augen und küßte ihn. —

*

*

*

Am nächsten Tage sprachen sie dem Direktor eines kleinen Vorstadttheaters aus dem Osten Berlins Szenen aus „Romeo und Julia“ vor und wurden auf der Stelle engagiert.

Auf dem Korridor fielen sie sich in die Arme. Sie sprachen zuerst kein Wort. Jedes fühlte die Erregung des anderen.

Dann aber war es ein Jubel ohne Ende.

Nun fing das neue Leben an, und die drückendsten Sorgen lagen hinter ihnen. Der Studiosus hatte doch recht behalten.

Sie eilten im Sturmschritt zu der alten Frau, um ihr die Neuigkeit zu künden.

Die saß in ihrem großen schwarzen Sorgenstuhl und war eingedickt — und zu ihren Füßen lag aufgeschlagen das vergilbte Gesangbuch.

Beim Eintritt Alexanders und Angelikas wachte sie auf und rieb sich verschlafene Augen.

„Ihr seid's,“ sagte sie müde und richtete sich schwerfällig auf. „Nun, wie ist es euch gegangen?“

Alexander erzählte, und die Alte taute bei jedem seiner Worte mehr auf.

„Ja, ja,“ meinte sie, „auf Gott ist Verlaß. Ich wußte es, als ich im Gesangbuch las. — Und nun helfen Sie mir, junger Herr, daß ich in meine Küche humpele und einen guten Kaffee brauen kann.“

„Und wir haben Kuchen mitgebracht!“ rief Angelika ausgelassen. Denn unser erstes Engagement muß doch gefeiert werden.“

Als sie beim Kaffeeschmause saßen, fragte die Alte, wie sie sich ihr Leben nun einzurichten gedächten, und blickte sie dabei forschend an.

„Am liebsten blieben wir bei Ihnen,“ antwortete Alexander.

Die Alte schwieg eine Weile, während die beiden gespannt auf ihre Antwort harreten.

„Nämlich,“ begann sie endlich, „ich bin eine mürbe Frau, und Gott hat es gewollt, daß mir auf meine alten Tage ein paar Groschen zufielen, die gerade reichen, solange ich es noch mache. Habe auch nicht mehr daran gedacht, neue Gesichter um mich zu sehen. Ich meinte, daß ich mich zeitlebens genug geplagt hätte. Ausruhen wollte ich und mit meinen Gedanken allein sein. Denn eine alte Frau hat nichts als ihre Erinnerungen, die sie in der Stille zusammenruft.“

Aber mit euch ist es etwas anderes. Ihr kommt vom Studiosus, der mir in einer bitteren Stunde geholfen hat. Und das war so: Ich konnte die Miete nicht bezahlen, weil mir das eine Zimmer den ganzen Winter leer gestanden hatte. Was tut nun der Studiosus, als er meine Not sah? Er legte das Geld vor mich hin, ohne ein Wort zu sprechen. Wie ich nun merkte, daß ihm Uhr und Kette fehlten, da wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte.

Um Gottes willen, Herr Studiosus — rief ich — was haben Sie getan? Da lacht er mir ins Gesicht und zieht aus der Tasche eine Stahluhr heraus. Die tut genau dieselben Dienste — sagte er — Luxusgegenstände brauche ich nicht. — Er hat auch weder Uhr noch Kette je wiedergesehen — denn ich habe ihm das Geld nicht zurückzahlen können, damals, als er noch bei mir war. Dann habe ich nichts mehr von ihm gehört, bis ihr mir seinen Brief brachtet. Um des Studiosus willen — sage ich — bleibt bei mir. Wir wollen schon sehen, wie wir zu Rande kommen . . .“

So wurde der Pakt geschlossen, durch den Alexander und Angelika ein Heim erhielten. Das Leben auf der Landstraße war endgültig vorbei. Und doch dankten sie es der Landstraße, daß zwei gute alte Augen in der nächsten Zeit über ihnen wachten.

Ein neues Dasein begann — mit neuer Lust und neuen Sorgen.

Fortsetzung in der September-Nummer.

Die kulturellen Werte des Theaters.

XXXIX:

Julius Hart:

Noch sehe ich deutlich das kleine Buch vor mir, das mir zuerst eine Vorstellung von einer dramatischen Dichtung gab. Das zerrissene Exemplar eines Shakespeareschen Werkes, dem Anfang und Ende fehlten, — die Historie vom „König Johann“. An ihm haftet meine Erinnerung, als an dem ersten Drama, das ich las, und so viel weiß ich noch, daß mir vor allem das Bild von dem „König ohne Land“ einen wehmütig-schmerzlichen, tragischen Eindruck machte und Mitgeföhle in mir erweckte. Es war dann um Weihnachten 1870 und ich saß auf der Quarta des Gymnasiums zu Münster i. W. Wir sollten in einem Schulanfssatz unsere Weihnachtswünsche niederschreiben, und ich sprach darin mein sehnliches Verlangen nach dem Besiß von Shakespeares sämtlichen Werken aus. Aber das brachte mir einen scharfen Verweis von meinem Lehrer ein, der mir das Lesen Shakespeares streng untersagte, und außerdem, diesmal nicht mit Unrecht erklärte, daß ich für dessen Verständnis durchaus noch nicht reif genug sei. Freilich, wann wird man reif für den ganzen Shakespeare, — wie viele werden je für ihn reif? Auf den verschiedenen Lebensstufen las ich ihn immer wieder neu, mit anderen Augen, und wie zum ersten Male, — und Bilder, die früher einmal eindrucklos vorübergingen, übten später die tiefsten Wirkungen aus, Teile und Szenen, in jungen Jahren als langweilig empfunden, bergen für die reifere Betrachtung gerade die eigentliche Größe des Dichters in sich. Trotz des Lehrerverbotts hatte ich mit zehn und elf Jahren doch schon alle Shakespeareschen Dramen gelesen, freilich unter mancherlei Qualen, und lebendig zündeten zunächst nur die märchenhaft-phantastischen Elemente: die Makbethschen Serenszenen, Prosperos Zauberinsel und Caliban, — dann die Possenelemente, die Fallstaffszenen und einiges von den Romeo- und Julien-Poesien.

Als ich um dieselbe Zeit, als Quartaner, in einer kleinen katholischen Schulliteraturgeschichte las, daß die „Iphigenie“ Goethes voll-

kommenstes dramatisches Meisterwerk sei, während der „Faust“ als verfehlt bezeichnet wurde, schrieb ich stolz „Unsinn!“ daneben: „Faust ist Goethes größtes Werk“, und verzierte auch sonst das Büchlein über und über mit oppositionellen kritischen Anmerkungen, was mir wiederum ernste Berweise zuzog. Das ästhetische Gefühl aber, das mich zu dem germanischen Goethe, dem Faustdichter hinzog und mich abstieß von Goethe, dem Hellenen, hat mich noch lange beherrscht und bestimmte vor allem andern mein Urteil bis in die dreißiger Jahre meines Lebens hinein.

Das erste Drama aber, das mich damals wahrhaft packte und leidenschaftlich ergriff, das ich mit fliegenden Pulsen, glühenden Wangen zu Ende las, waren natürlich Schillers „Räuber“.

So habe ich dramatische Dichtungen gelesen, bevor ich noch das Theater aus eigener Anschauung kennen lernte und eine Darstellung auf der Bühne sah. Eine Preziosaaufführung auf einer Sommerbühne war in meinem zwölften Lebensjahre mein erstes theatralisches Erlebnis und ein selbiger Rausch, und von meinem sechzehnten Jahre an bis auf den heutigen Tag bin ich ein ständiger Theaterbesucher gewesen und habe, seitdem ich als Primaner meine ersten Kritiken schrieb, bis heute meine theatralischen Eindrücke immer wieder kritisch verarbeiten müssen. Und vom überschwenglichen Enthusiasmus der Jugendjahre bis zur kühleren ruhigeren Betrachtung und Wertung der theatralischen Welt konnte ich alle Entwicklungen durchlaufen, und es fehlte dazwischen auch nicht an Zeiten, in denen ich mich als entschiedener Theaterfeind fühlte.

Von früh auf habe ich so viele Stunden meines Lebens im Theater verbracht, daß es gerade deshalb für mich schwer oder unmöglich zu sagen ist, wo, wann und auf welchem Wege dieses im einzelnen unmittelbar meine ethische und ästhetische Bildung beeinflusst hat. Mit zehn Jahren, ohne ein Theater kennen gelernt zu haben, nahm ich instinktiv für Faust und gegen Iphigenie Partei, und das alte Problem, was „Vererbung“ und was „Erwerb“ ist, was von meinen jetzigen ethischen und ästhetischen Gefühlen ursprüngliche Veranlagung und Entfaltung aus innen heraus ist, und andererseits durch äußere Beeinflussung durch Theatereindrücke zustande kam, vermag ich, ehrlich gestanden, wissenschaftlich nicht klar zu legen. Sicher verdanke ich dem Theater höchste Wehestunden, Stunden tiefster Ergriffenheiten und Erregungen, erhabener Gefühle, Anlaß zum Nachdenken über alle Welträtsel und Lebensfragen, — aber noch öfter hat es mich gewiß mit allen Triviali-

Die kulturellen Werte des Theaters

täten überschüttet, mich kalt und gleichgültig gelassen, gelangweilt, verstimmt und geärgert und Abwehempfindungen geweckt.

Die großen hebenden Gefühle gingen jedoch für mich in erster Linie von den großen Dichtungen aus, seltener nur von einzelnen überragenden schauspielerischen Darstellungen. Und was mich selber angeht, so kann ich nur sagen, daß das bloße Lesen eines bedeutsamen dramatischen Werkes mir mehr gibt, es mich tiefer und vollkommener sehen, empfinden und verstehen läßt, als die theatralische Aufführung. Gerade die Meisterwerke der Dichtung können nie im Theater in ihren höchsten Werten total und erschöpfend dargestellt werden, verlieren und verflachen, und auch die größte schauspielerische Verkörperung versagt an ihnen und kann nicht bis dahin dringen, wohin die bloße Phantasie sich zu erheben vermag. Die Kräfte der Dichtung sind zuletzt feiner, geistiger und ätherischer, als die des Theaters, und das geistige Schaukönnen der Dichtung, ein dichterisches Nachempfinden und Mitgestalten nur vermag zu ihrem Letzten hinzuführen. Ein Schrankenloses, Freies hat die Poesie an sich, das der Theaterkunst von allen Künsten am meisten abgeht. Keine ist wie sie von Zufällen, äußeren Bedingungen abhängig, muß so mit Wirklichkeiten und allen Tücken des Objekts rechnen, wird durch tausend Kleinlichkeiten gefesselt und beschränkt, ist dem Realen so untertan. Und im allgemeinen scheint mir das Theater als solches mehr einen sekundären Kulturwert zu besitzen. Als Diener, Verkörperer großer dichterischer Werke ist es in erster Reihe ein Träger höchsten menschheitlichen Lebens, doch was es zu erreichen vermag, ist wesentlich eine Popularisierung dieser Dichtung. Dem „Volke“, den Vielen, den Schwächeren, die nicht durch bloßes Lesen und Hören schon, durch eigenes geistiges und seelisches Vermögen die große Dichtung zu erfassen, zu erfüllen und zu verstehen mögen, tritt es helfend und fördernd, als Führer und Dolmetscher zur Seite, verstärkt die sinnlichen Eindrücke, stützt die Phantasie, erregt durch eine materiell grobere Verkörperung, als die bloße Sprache es ist, auch die Gefühle eines ästhetisch noch nicht feiner durchgebildeten Menschen.

Die Frage, ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, bedeutet in erster Linie die Frage, ob die Dichtung eine steigernde Macht der Kultur sein kann. Daß sie es sein kann, im höchsten Maße sein kann, unterliegt für mich keinem Zweifel und wird im großen ganzen auch allgemein angenommen. Je mehr das Theater nun in den Dienst dieser Poesie sich stellt, die eine menschheitbewegende, kultur-

fördernde und kulturausbreitende Macht ist, je inniger es sich mit ihr verbindet, je vollkommener es diese mit seinen sinnfälligeren Mitteln zu verkörpern vermag, um so reichere erzieherische Werte entfaltet es. Die Dichtung ist die Seele des Theaters, die Theaterkunst im engeren Sinn, — schauspielerische Darstellung, szenarische Einrichtung, — ein anderer Ausdruck, eine besondere und eigene Verkörperung dieser Seele; vom Reichtum und Wert jener Seele aber hängt es in erster Linie ab, welcher Kulturwert dem Theater zukommt. Eine Theaterkunst, die nicht vom poetischen Genius inspiriert wird, wird zuletzt zu einem leblosen Organismus und besitzt nichts mehr, was sie zum Ausdruck bringen soll. Die Dichtung gibt ihr erst höheren Inhalt und ein großes Ziel.

Wenn wir von „dem“ Theater sprechen, so ist das natürlich nur eine sprachliche Bequemlichkeit. Von „dem“ Theater können wir selbstverständlich gar nichts aussagen. „Das“ Theater existiert nirgendwo. Es gibt nur viele Theater, sehr verschiedene, von mannigfaltigster Art, jedes anders, und von jedem muß man anders wieder reden. Und wenn eine Dichtung höchste Kulturwerte in sich tragen kann, so gibt es doch auch genug und weitaus in der Überzahl Dramen und theatralische Darstellungen, denen man einen fördernden und hebenden Einfluß in dieser Hinsicht gewiß nicht zusprechen kann, und denen auch verzweifelt wenig daran liegt, einen solchen auszuüben. Wie keine andere Kunst abhängig von Zuständen und Bedingungen der Außenwelt, gefesselt durch materielle Verhältnisse, unfrei in tausend Beziehungen, muß die Theaterkunst gerade immer dem Durchschnittlichen, Herkömmlichen, dem trägen, unbeweglichen Geist sich auch wieder anpassen und unterwerfen, und den Bedürfnissen der Vielen dienen, die durchaus keinen Ehrgeiz darcin setzen, Kulturträger, Kulturkämpfer und Kulturförderer zu sein. Das Theater unterliegt unausgesetzten Verwandlungen, und das Theater, welches kulturell erzieherische Werte und Kräfte hervorbringt, ist das Idealtheater; als Gegenpol steht ihm ein anderes gegenüber, welches entgeistigend, verdumpfend wirken kann und rohe Instinkte entfesselt. Zahllos sind die Übergänge, und im ewigen, nie stillstehenden Kampf der Geister wird unablässig darum gestritten, was uns fördert, was uns niederzieht, — und die progressiven Geister, die das kulturfördernde Theater wollen, müssen stets in Waffen stehen gegen die, welche die Kunst in ihre flachen Niederungen herabziehen und sich am wohlsten in dem Theater finden, wo es am alltäglichsten und gemeinsten zugeht.

Das moderne Theater und das Theater der Zukunft werden wohl

Die kulturellen Werte des Theaters

genau so wie das der Vergangenheit ein Schauplatz dieser ringenden Mächte sein. Ein modernes Theater im tiefem Sinn des Wortes würde eben nur das Theater sein, welches solche neuen kulturell erzieherischen Werte und Kräfte in sich birgt, d. h. dem neuen über die alte Kultur hinausführenden Geist, den tieferen Entwicklungsfaktoren, den besonderen Ideen, Gefühlen und Vorstellungen einer neuen Zeit neuen künstlerischen Ausdruck zu verleihen vermag, den Menschen in dem faßt, wodurch er sich über den der früheren Kultur emporhebt. Dieses moderne Theater aber wird auch in der Zukunft unter den anderen Theatern einsam, vereinzelt dastehen, — die große Masse der Bühnen auch dann dem trägen Alltäglichen dienen, bei dem von Kulturarbeit nicht die Rede sein kann, oder auch durch die Spekulation auf alles „Gemeine im Menschen“ auf die Kosten zu kommen suchen.

Filip Hart

XL:

Alexander von Weilen:

Sie erweisen mir die Ehre, auch meine Ansicht über die von Ihnen gestellten Fragen einzuholen. Sie fordern ganz persönliche Erfahrungen heraus, und ich bin also genötigt, auch ganz Persönliches mitzutellen.

Unter dem Zeichen des Dramas und des Theaters bin ich geboren. An der Wiege des Täuflings stand Joseph Wagner neben Franz Grillparzer, und die Jugendzeit war erfüllt von all den vielen Leiden und Freuden eines ernsthaft strebenden, mühsam mit sich und einer der Tragödie wenig geneigten Zeit ringenden Bühnendichters, wie ihn mir das Elternhaus in der unvergeßlichen Gestalt meines Vaters vor Augen stellte, den ich als siebenjähriger Knabe in seinem besten Mannesalter mit einem Gedichte begrüßte, das mit den Worten schloß: „Ein Hoch dem edlen Dichtergreis, der so viel Schönes zu schaffen weiß!“ Ich war kaum sechs Jahre alt, als ich an der Hand meines Vaters zum ersten Male die geheiligte Szene des alten Burgtheaters bei einer Probe der „Iphigenie“ betreten durfte: Ich fühle heute noch den süßen Schauer, der mich durchlief, wie ich da im matten Zwielicht eines Wintermorgens und der spärlichen Rampenbeleuchtung zwei Gestalten in dicke Mäntel gehüllt

mit halber, gedämpfter Stimme Neben wechseln hörte: es waren Charlotte Wolter und Fris Krastel. Sie auch in meinem Elternhause zu sehen, war mein höchstes Glück, noch denke ich der düsteren unheimlichen Erscheinung Jos. Wagners, der den ängstlichen Knaben gerne auf sein Knie setzte und ihm stumm und fürchterlich ernst den Rauch seiner langen Zigarre ins Gesicht blies, noch höre ich das muntere Geplauder der alten Haizinger, die Villa des alten La Roche in Gmunden, wo ich einmal zu Gaste war, steht noch eben so deutlich vor mir, wie die behäbige, freundliche Gestalt des greisen Hausherrn. Im Hiezinger Heime Charlotte Wolters habe ich so manchen freien Schultag, mich in dem prächtigen Garten tummelnd, verspielt, und sie ist mir bis zu ihrem Tode eine gütige Freundin geblieben, wie auch alle die Fäden, die mich mit den Alten und den Jungen des Burgtheaters verknüpften, sich immer neu in wiederholten Begegnungen und unvergessenen Symposien in Wiener Bierkellern weiter spannen und neu knüpften. Ich lebte mit dem Burgtheater und in dem Burgtheater. Zwar sind meine Erinnerungen an jene Aufführungen, die ich als Kind mit angesehen, äußerst geringe: von der „Libussa“ weiß ich nur mehr das einzige, was mich damals interessierte — denn das Stück langweilte mich fürchterlich —: wie die Wolter in die Hände klatschte und der Saal plötzlich licht wurde, auch das Pferd des 1. Aktes zieht noch im Dämmerseine vor meinem Geiste vorüber; viel lebhafter sind schon die Eindrücke von Stücken, die meinem Verständnis sich williger eröffneten, noch sehe ich La Roche im „Wirrwar“ behaglich einherwatscheln, Szenenbilder aus „Rosenmüller und Finte“ könnte ich noch genau beschreiben. Schon mit meinem 14. Jahre durfte ich das Stehparterre besuchen, und von da ab gab es selten eine Woche, die mich nicht mehrmals in dem Gedränge des alten Einlasses gesehen hätte, stehend in furchtbarer Enge machte ich lange Abende wie den „Bruderzwist“ Grillparzers oder die erste vollständige Faustaufführung durch Wilbrandt unermüdet und begeistert durch.

Ich kann nicht behaupten, daß diese frühe Vertrautheit mit dem Theater für meine Schulbildung von günstigen Folgen gewesen wäre: es gab gar viel Stunden, in denen ich heimlich ganze Burgtheater-Repertoires mir entwarf, Rollen wie die des „Macbeth“, „Lear“ und „Faust“ unter den Schulheften verborgen abschrieb und memorierte, auch Stücke fing ich an, die ich aber nie die Geduld hatte weiter zu führen. Ich hatte viel eher den Gedanken Schauspieler als dramatischer Dichter zu werden. Meine historischen Kenntnisse bezog ich zum größten Teile aus der

Die kulturellen Werte des Theaters

Theaterliteratur, die ich auch lesend in Unmenge verschlang, und ein Auftreten der Hohenfels oder der Wessely, der eine meiner ersten Jungenbegeisterungen galt, war mir viel wichtiger als der schönste Aorist und die ausgeglichene Gleichung. Dazu kam noch, daß mir, allzu früh körperlich entwickelt, auch die jungen Damen des Theaters, namentlich nachdem die Schauspielaerschule begründet wurde, allzu nahe rückten und dem Sohne des Leiters manche Gunst nicht versagten, die seinem Alter noch gar nicht entsprach . . .

So war eigentlich die Perspektive, wie ich sie heute dem unreifen, vorlauten und altklugen Jungen stellen müßte, keine günstige: die Schule wurde, dank meiner leichten Auffassungsgabe, ohne Unfall absolviert, erst mit dem Ernste der Matura kam auch etwas Ernst in das von Kuliffengeschichten überfüllte Gehirn.

Es war die Universität, die nun die segensreichsten Wirkungen übte und mich zu einem nach seinen besten Kräften strebsamen Jünger der Wissenschaft machte. Daß ich Germanistik studieren müsse, war für mich einfach selbstverständlich, und daß ich da Drama und Theater in den Mittelpunkt meiner Interessen stellen durfte, erfüllte mich mit Glück. Fast fühlte ich das Schillersche Wort an mir selbst: Das Theater war immer mein Vergnügen, und nun soll es mein Geschäft werden. Daß die uns junge Leute hinreißende Persönlichkeit Erich Schmidts ebenfalls im innigsten, immer mit Begeisterung kundgegebenen Zusammenhang mit der lebendigen Bühne stand und mich immer wieder zu Studien über das Drama anregte, vermehrte meine glühende Verehrung für ihn und meine Aufgaben. Ein Jahr Berliner Lebens und Arbeitens ließ mich in harmonischster Weise die strenge Schulung, die Wilhelm Scherer lehrte, mit dem Theater verbinden, das mir in den eigenartigen Anfängen des deutschen Theaters, im persönlichen innigen Verkehr mit seinen Größen eine neue, andere Form als die des traditionsgeweihten Burgtheaters vermittelte und manch vorgefaßte Meinungen berichtigte. August Förster, Paul Schlenker und Otto Brahm wurden mir zu theoretischen Führern, Joseph Kainz, dessen hinreißender Jugendenthusiasmus an manchem Abend und in mancher schlaflosen Nacht mich wie Feuer durchströmte, zum künstlerischen Ideale.

Was nun folgt, meine Universitäts- und Schriftstellerwirksamkeit, darf ich wohl als Produkt von Elternhaus, Wissenschaft und Theater bezeichnen. Ich habe kaum irgend eine Studie veröffentlicht, die nicht diesen Zusammenhang deutlich erkennbar machen würde. Mein höchstes

Glück war erreicht, als mir, nachdem ich die dunkle Urgeschichte des Wiener Theaters auf Grund zehnjähriger Vorstudien dargestellt, als Nachfolger D. Teubers, dem der Tod kaum nach dem Beginne der Geschichte des Burgtheaters die gewandte Feder entriß, der Auftrag wurde, das begonnene Werk zu Ende zu führen. Als Kritiker berufen in Wiener Blättern die Gegenwart des neuen Hauses von Schritt zu Schritt zu begleiten, hatte ich nunmehr die Schicksale des alten Hauses zu erzählen, an Forschungen in Zeitungen und Archiven durfte ich im letzten Teile auch jene Erinnerungen knüpfen, die ich mit inniger Liebe stets in mir lebendig gehegt. Ob ich erreicht, was ich wollte, vermag ich nicht zu beurteilen: aber das darf ich sagen, daß ich bei jeder Zeile meiner Arbeit fühlte, daß nur ein Mensch, der innig mit dem Theater zusammenhängt und der die Bühne seiner Zeit in sich aufnimmt, imstande ist, schauspielerische Erscheinungen der Vergangenheit und ihre Bedeutung durch den Wust der fragwürdigen Berichte hindurch zu erkennen. Methode der Literaturgeschichte auf ein, scheinbar so nahes und doch so verschiedenes Gebiet anzuwenden, das war mein Bestreben, und was von ihm zu gelungener Ausführung gekommen sein mag, das danke ich jenen Faktoren, die ich oben gekennzeichnet habe.

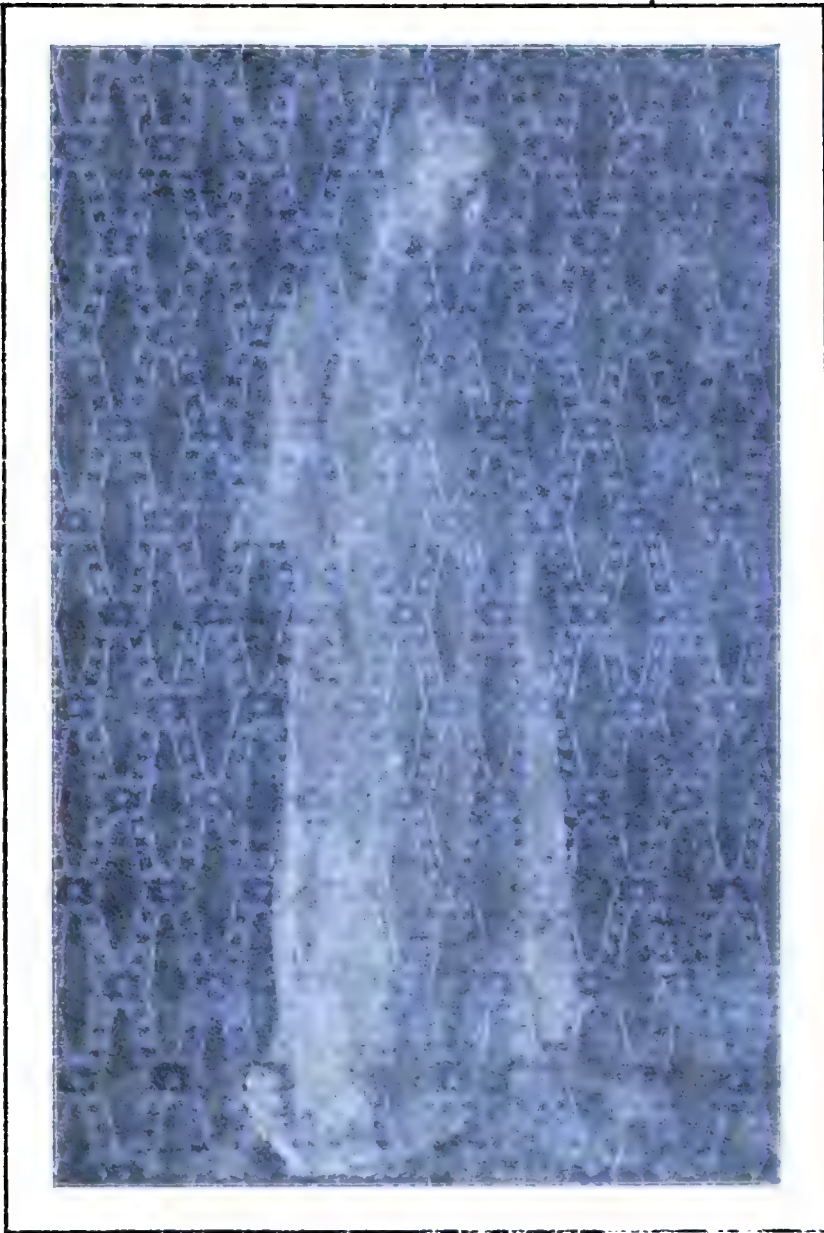
Indem ich die Geduld des Lesers für meine an und für sich gewiß nicht merkwürdige Jugendgeschichte in Anspruch nahm, ist eigentlich die eine der gestellten Fragen schon erledigt. Der Einfluß des Theaters auf meine Bildung ist ein so entscheidender gewesen, daß durch denselben auch eine Reihe von Lücken in meinem Geistesleben, die ich eben so schmerzlich fühle, als mir heute Beruf und Arbeit nicht mehr Zeit gewähren, sie auszufüllen, entstanden. Eine starke Einseitigkeit, die selbst auf meine Universitätsvorlesungen ihren Rückschlag übt, läßt sich nicht verkennen, und eine Reihe literarischer Fragen der Philosophie oder strengen Ästhetik schlägt bei mir ebenso an taube Ohren, wie Probleme der Sozialistik oder Politik. So geht es bei mir, der ich doch in der Wissenschaft immer ein starkes Gegengewicht habe. Wie soll es bei jenen jungen Leuten werden, die derartiger nötiger Hemmungen entbehren und haltlos sich von der Bühne, und was untrennbar mit ihr zusammenhängt, berauschen lassen? So halte ich das Theater in seinem erzieherischen Werte, wonach Ihre zweite Frage geht, für unzweifelhaft bedeutungsvoll, wenn seine Gaben in richtigem Maße und im richtigen Augenblicke verabreicht werden, aber für ein höchst gefährliches Gift in Händen von Puschern und Unmündigen. Selbst die höchste Moral, die es eindringlicher predigt

Die kulturellen Werte des Theaters

als jedes Buch, kann am falschen Orte zur Irrlehre werden. Man nehme beispielsweise Anzengrubers „Viertes Gebot“. Der hohe Sinn des Werkes, daß auch die Kinder das Recht haben, dem Gebote Vater und Mutter zu ehren, unter gewissen Voraussetzungen zu widersprechen, wie mag er auf manches unreife Individuum der niederen Schichten vererblich einwirken? Heute steht die ganze Zeit unter dem nivellierenden Schlagworte der „Volksbildung“, und was nur der höchst Gebildete als Kunstwerk erkennen kann, soll auch zu den unberufensten Ohren reden. Immer wieder wird der Fehler begangen, daß man strebt, ein durch Schlandrian und Raffinement verderbtes Genre einfach zu beseitigen und durch Produkte höherer Art, die für diejenigen Schichten, die an ihre Kost gewöhnt waren, unverständlich sind, zu ersetzen, statt mit aller Sorgfalt zu arbeiten, die alte Grundlage festzuhalten und sie geistig zu erheben und zu vertiefen. Ich denke dabei vornehmlich an das Volksstück, möchte aber auch die Operette durchaus nicht von der Möglichkeit einer Verbesserung ausgeschlossen wissen. Aber: eines schießt sich nicht für alle! Das gilt im Theater wie im Leben. Eine Regeneration in diesem Sinne hat in meinen Augen viel größeren Wert, als wenn man unvorbereitete Gemüter mit Iphigenien oder Tassos verwirrt.

Ein Blick auf das Repertoire der Gegenwart belehrt uns, daß von einer „Kulturarbeit“, die unsere Theater verrichten, sei es für welche Kreise auch immer nicht die Rede sein kann. Die sozialen Verhältnisse unserer erwerbthierigen und kräfteverbrauchenden Zeit arbeiten sich da in die Hände. Das Theater selbst ist ein Geschäft geworden, das seinen Verdienst sucht wie jeder andere praktische Beruf, der Zuschauer, übermüdet von der Fron des Tages, begehrt nur leichte, angenehme Erholung im Schauspielhause. Selbst die Hofbühnen, die zum Schutze großer nationaler Kunst berufen erscheinen, können unmöglich ihre hohen Aufgaben erfüllen. Es ist nicht die Bühne, die sie daran hindert, es ist der Mangel an Werken großen Stils und Schauspielern großen Stils. Alle diese Faktoren unterstützen sich gegenseitig, um auch die ausermäßigsten Kunstinstitute unter den einseitigen Bann der Produktion des Alltags zu stellen. Erst muß der Kampf mit Variété und Kabaret ausgefochten sein, nicht nur auf der Szene, sondern auch in der Dichtung, ehe Erwartungen für die Zukunft sich vernehmbar machen dürfen.

Prof. Alexander von Wetzig



K. Dunitzowski. 7. Jahrgang.
Zum Essay von Victor Leberer.



XLI:

Martin Greif:

„Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung ausgeübt?“

Mehr als ich mit wenigen Worten zu sagen vermöchte.

„Glauben Sie, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt?“

Gewiß und sehr bedeutende.

„Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?“

Wenn es die künstlerischen mit den geschäftlichen Rücksichten zu verbinden lernt und das Publikum das wahrhaft Dramatische zu genießen weiß.



XLII:

Gustav Falke:

Mich zieht nichts zum Theater. Ich kann eigentlich kaum mit-sprechen. Daraus folgt schon die Antwort auf Ihre erste Frage. Das Theater hat so gut wie gar keinen Einfluß auf meine ästhetische und durchaus keinen auf meine ethische Bildung ausgeübt.

Daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, möchte ich deshalb doch nicht bestreiten. Freilich nur das Theater, wie es sein soll, nicht wie es heute durchschnittlich ist. Ob es aber je anders wird sein können? Den besten Willen sieht man ja hier und da. Aber eine Kunst, die so sehr mit dem Geschäft verquickt ist, wird in ihrem Aufstieg zum Ideal immer flügelahm bleiben.

Übrigens möchte ich als vorsichtiger Mann meiner Antwort auf Ihre erste Frage hinzufügen: Unser Werden und Wachsen wird so

Die kulturellen Werte des Theaters

mannigfach beeinflusst, von allen Seiten, daß man sich im einzelnen nicht immer Rechenschaft darüber geben kann. Und so mag doch von einer Shakespeare- oder Hebbel- oder Schilleraufführung ein Eindruck in mich gefahren sein, der an dem allgemeinen Feuer ethischer und ästhetischer Läuterung mehr Anteil hat, als ich noch zu erkennen vermag.

Justus Falke

Redaktionelle Bemerkung.

Die Theaterumfrage, die wir veranstaltet haben, hat einen größeren Umfang genommen, als wir von vornherein dachten. In acht Hefen haben wir Ausführungen von verschiedenen Künstlern veröffentlicht. Wenn auch das Interesse unserer Leser nicht erlahmt ist, glauben wir nunmehr, eine Pause eintreten lassen zu müssen. Diese ist um so mehr gerechtfertigt, weil jetzt die Saison mörte kommt und das Interesse am Theater weniger wach ist. Eine ganze Menge von Material ist gesammelt, und wir gehen nicht fehl, anzunehmen, daß besonders spätere Biographen eine unschätzbare Quelle für Einflüsse und Entwicklungen finden werden. Wir schließen hiermit die Theaterumfrage, betonen aber, daß uns das Thema anziehend genug erscheint, es noch im nächsten Winter weiter zu spinnen. Wir werden dann in erster Reihe die bisher unveröffentlichten Autoren zu Worte kommen lassen. Für jetzt danken wir allen, die sich an unserer Umfrage betätigt haben.

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe.

Honny soit qui mal y pense!

„Was wollen Sie von mir, Monseigneur? Warum quälen Sie mich? Ich kann die Geschenke des Kaisers nicht annehmen.“ Die junge Gräfin Maria Walewska erhob sich mit kummervoller, leidender Miene. Sie war eine zarte, anmutige Schönheit, eine schmachttende Blondine von vornehmer Haltung und ernstem melancholischem Ausdruck. Ihre Züge, fein und spirituell, schienen geistige Begabung und einen ungewöhnlichen Charakter zu verraten. „Wie oft wiederholte ich Ihnen: ich bin eine verheiratete Frau. Ihre Besuche — jetzt schon der dritte — kompromittieren mich.“

„Wie das?“ Der stattliche Duroc, Marschall des Palastes, eine Stellung, welche die Funktion eines Hofmarschalls mit denen eines militärischen Generalquartiermeisters verschmolz, je nachdem Napoleon sich in den Tuileries oder im Feldlager befand, lächelte ironisch. Gewöhnlich ein trockener Schweiger, der sein Vielwissen als Vertrauter und Jugendfreund des Imperators unter unbeweglicher Ruhe verbarg, hatte auch sein Lächeln etwas Finsteres, Schwermütiges. „Sollte ich so unglücklich sein, den Verdacht Ihres sogenannten Gatten erregt zu haben? Oder sollten Lästerzungen der Warschauer Gesellschaft meine Besuche mißdeuten? Das wäre mir leid . . . obschon es keine Frau entehren kann, die ritterliche Huldigung eines alten Soldaten entgegenzunehmen. Übrigens habe ich Frau und Kinder.“

„Warum spotten Sie, Monseigneur? Mein Mann meint natürlich, Ihre Aufmerksamkeiten gelten seinem politischen Einfluß, an den er glaubt; man wolle ihn durch mich gewinnen.“ Duroc lachte beinah. „Als ob der Kaiser ihn nötig hätte! Doch so ist er nun. Und was die Welt betrifft, so fürchte ich sehr, daß man ihr keinen Sand in die Augen streut. Meine Freundinnen geben mir Winke genug, daß man Ihre Besuche und angeblichen Bewerbungen nur zu richtig deutet.“

„Nun ja, Se. Majestät hat auf dem letzten Ball, wo er Ihre Bekanntschaft machte, aus seinen Gefühlen kein Hehl gemacht. Er ist nicht

gewohnt, sich Zwang anzutun. Darf ich fragen, ob Ihrem Herrn Gemahl es unangenehm auffiel?"

Sie zupfte nervös an ihrem Kleid. „Nein. Er beglückwünschte mich, daß ich gefalle und so seine Stellung stärke.“

„O, der Kaiser wird sich ihm gnädig genug erweisen. Er läßt sich nichts schenken.“ Er lächelte vielsagend.

„Das wird nicht nötig sein, dazu wird es nicht kommen. Adieu, Herr Marschall. Unsere Unterredung ist wohl zu Ende. Sie kennen meinen Entschluß. Was wollen Sie noch?"

„Nichts als warum ich Sie bat: eine Audienz beim Kaiser.“

„Das heißt ein Rendez-vous. Gehört es immer zu den Gepflogenheiten Ihres Amtes, den Postillon d'Amour zu machen? Als wir in unserem fernen Polen von berühmten Männern wie dem General Duroc hörten, ließ ich mir nicht träumen, daß ich einen so gewaltigen Mann in solcher Rolle kennen lernen würde.“ Sie sagte es mit einem Gemisch feiner Ironie und verletzter Bitterkeit.

„Ach, meine gnädigste Gräfin, drücken wir uns doch gewählter aus: Nennen Sie mich den Merkur des Jupiter. Denn daß der Kaiser den leibhaftigen Donnergott vorstellt, werden Sie nicht leugnen. Und daß jeder Sterblichen das Herz höher klopft, die er mit seiner Gunst beehrt, das darf ich Ihnen versichern. Sollten Sie die einzige Ausnahme Ihres Geschlechtes sein?"

„Es scheint so. Ich danke.“ Sie stampfte leicht mit dem Füßchen, dem sprichwörtlich kleinen Füßchen der Polinnen. „Ich fühle kein Bedürfnis, mich so vielen anderen anzureihen.“

„Ach, Madame, jetzt verstehe ich.“ Duroc nahm eine ernste und wichtige Miene an. „Man hat Ihnen schlechte Gerüchte hinterbracht, daß der Kaiser sich vielen Zerstreuungen hingeebe. Das ist alles elende Fabel. Glauben Sie, ein solcher Mann hat Zeit dafür?"

„Man sollte es nicht denken,“ murmelte sie nachdenklich. „Und dann die edle Kaiserin Josephine —“

Duroc stieß ein unterdrücktes Lachen aus. „Haben Sie diese edle Frau gesehen und gesprochen? Nein. Nun, dann denken Sie daran, daß die Fama in der Ferne manches Trugbild malt und erlauchte Personen in der Nähe oft anders aussehen, als man sich einbildet.“

„O ja, das merkte ich schon,“ meinte sie vielsagend mit einem schwachen Lächeln. „Ich hatte mir einen Halbgott auch . . . weniger menschlich vorgestellt.“

„Madame,“ erwiderte Duroc gemessen, „ein Gott bleibt nicht minder ein Gott, wenn er sich zu Erdentöchtern herabläßt. Denn darauf wollten Sie wohl anspielen? Was ich Ihnen über Ihre Majestät die Kaiserin bemerkte, geschieht natürlich in tiefstem Vertrauen. Ich bin der hohen Frau ergeben, wie ihrer Würde gebührt. Doch sehen Sie, unter uns, sie ist älter als der Kaiser, war schon recht verlobt und Witwe mit zwei Kindern, als der General sie freite; und die böse Welt raunte auch allerlei von ihrer Vergangenheit. Unter uns, sie gab sogar noch als Generalin Bonaparte lebhaften Anlaß zur Klage . . . die Familie des Kaisers war immer gegen sie, er sollte sich scheiden lassen . . .“

„Warum tat er's denn nicht? Warum krönte er sie sogar eigenhändig zur Kaiserin?“ frug sie aufmerksam.

„Das will ich Ihnen sagen, das ist ein Seelengeheimnis. Die Welt kennt den großen Mann nicht, wie ich, sein Freund.“ Duroc sprach in vertraulichem Flüsterton und mit Wärme innerer Überzeugung. „Er ist so voll Gemüt und voll Treue. Er vergißt nie. Wo er wirklich liebt, verzeiht er alles und bleibt dankbar für jede schöne Vergangenheit. Sie ahnen nicht, wie edel er ist. Die Welt hält ihn für kalt und stolz, doch er ist so gut.“

„Ist das möglich! Wer ihn bewundert, und das tut jeder, möchte es gerne glauben,“ hauchte sie vor sich hin. „Nun, wenn er so gut ist, dann muß er doch auch dankbar sein für die Begeisterung der Polen, nicht wahr? Doch man hat bisher wenig davon gemerkt. Er gab nicht mal ein bindendes Versprechen . . .“

„Für die Wohlfahrt dieses unglücklichen Volkes?“ Duroc sah sie forschend an, als witterte er eine Fährte. „O, sie liegt ihm am Herzen, glauben Sie mir! Nur . . . Ihre führenden Männer hier sind nicht danach angetan, ihm zu imponieren. Wenn ein beredter Mund ihm vorstellt, was Polen wünscht und sehnt, dann würde sein großes Herz sicher freudig einem so edlen Werke entgegen schlagen.“

„Sind Sie dessen sicher?“ Sie hatte sich langsam wieder gesetzt und sah nachdenklich vor sich nieder. „Es wäre eines Versuches wert.“

„Das will ich meinen. In Polen, hab' ich mir sagen lassen, regieren die Frauen. So sollte denn das schöne Geschlecht eine Vertreterin senden, um die Wünsche der Nation ihm vorzutragen. O, und daran wird es sicher nicht fehlen . . . bemerkten Sie, wie Prinzess Jeannette Radziwill, die so für alles Französische schwärmt, und Gräfin Annette Tyszkiewicz und Fürstin Jablonska auf dem Hofball im

Warschauer Schloß an seinen Blicken hingen? Die würden sich nicht lange bitten lassen, sich dem Kaiser im Namen der Nation zu Füßen zu werfen.“

Der schlaue Fuchs spekulierte auf die weibliche Eifersucht, und er hatte sich nicht verrechnet. Sie runzelte leicht die Stirn und biß sich auf die Lippen. Dann blickte sie ihn voll und groß an: „Da Sie so in mich dringen, Monseigneur, so will ich Ihre Bemühung nicht so grausam vereiteln. Melden Sie Sr. Majestät, daß ich morgen zur Audienz erscheinen werde.“

Kammerdiener Konstant hatte sich mit freundlichem Grinsen, Leib-Mameluk Rustan mit feierlichem Salam zurückgezogen. Sie saß allein im kaiserlichen Kabinett, hochklopfenden Herzens und halb zitternd, halb entschlossen wie ein Verurteilter, der dem Schafott entgegen geht, ins Unvermeidliche sich fügt. Blässe und Erröten wechselten auf ihrem Gesicht. Kurze heftige Schritte — Aufreißen und Schließen der Tür — sporenklirrend trat Napoleon ins Gemach. Er neigte stumm zum Gruß das Haupt, indes sie nach höflicher Etikette eine tiefe Reverenz machte. Doch in das bleiche Olivengelb des Cäsarengesichts stieg eine leichte Röte. Dieser rosige Anhauch belebte einen Augenblick die starre Schönheit der klassischen Züge, ein Alpenglühen auf Gletscherfirn. Doch wenn das Glühen weicht, wird die nackte Düsternis der Alpe noch schauriger, und die Majestät der wachsblassen Marmorbüste erweckt wohl Bewunderung, aber sicher nicht Liebe. Die Walewska sah dies alles mit einem Blick, und die polnische Salondame sah auch die etwas eckigen Bewegungen der kurzen dicken Gestalt, die ihr, an elegante schneidige Kavaliere gewöhnt, unangenehm auffiel.

„Da sind Sie also endlich! Haben lange auf sich warten lassen. Sonst muß ich das Gegenteil abwehren, doch Abwechslung ergötzt. Die Hauptsache ist, daß Sie da sind, daß Sie geruhen, mich zu erhören.“ Seine Stimme klang barsch und etwas heiser, wie belegt. Die krause Strähne, die bei sonst kurzgeschorenem Haar über die gewaltige Stirne herunterhing wie die Kriegslotte eines indianischen Häuptlings, zitterte leicht. Doch sein tiefes Auge, das merkwürdigerweise gewöhnlich sanft und milde zu blicken pflegte, funkelte hart und strenge. „Sie wollen sich lange bitten lassen, scheint es. Spätes Gewähren erhöht den Preis. Haben Sie Wünsche, die ich erfüllen kann?“

Sie hüllte sich mit heftigem Unwillen in ihre Mantille. „Mit wem reden Sie, Sire? Verwechseln Sie mich mit Ihren Hofdamen, die auf Kommando parieren wie Ihre Lakaien? Ich bin eine freie Polin und nicht mal Ihre Untertanin.“

Er lachte auf. „Meine Untertanen sind alle, die meinem Machtbereich verfallen. Heute also auch Polen und alle seine Bewohner. Doch fürchten Sie nichts, ich bin kein heidnischer Sultan, der Beute für seinen Harem sucht, sondern ein sehr zivilisierter Europäer, ja, der wahre Vertreter der Zivilisation. Ehre den Damen, soweit sie ihnen gebührt! Zwar, das sage ich gleich: das Los der Frauen in der Türkei scheint mir gar nicht beklagenswert, und ich hasse die sentimentale Anbetung verliebter Effkase. Frauen sollten nie über ihren Kreis hinausgehen, die Liebe, die Familie. Da mögen sie herrschen. Und dann“, seine Stimme sänftigte sich mit zärtlichem Anklang, „herrschen sie auch über unser Gemüt.“ Er blieb dicht vor ihr stehen. „Sie sind schön, reizend, bezaubernd. Mich haben Sie bezaubert. Ich bin der Sklave Ihrer Reize.“ Er wollte den Arm um sie schlagen, doch sie wich ihm aus. „Was, noch sträuben, wie eine englische Miß? So viel Prüderie ist man an Polinnen nicht gewöhnt.“

„Dann gewöhnen Sie sich daran bei mir, Sire,“ rief sie stolz. „Eine verheiratete Frau, eine Walewska, behandelt man nicht wie eine hergelaufene Pariserin.“

„Dho, so stolz! Doch, das gefällt mir. Verheiratet? Daß Gott erbarm! Ihr teurer Anastas Walewski ist ein Greis, eine Ruine, hat Sie geheiratet aus Eitelkeit eines verlebten Roués. Welches Verbrechen wider die Natur, welche Abscheulichkeit! Sie sollten jedem danken, der Sie davon befreit . . . und doppelt, wenn es Napoleon ist. Wissen Sie nicht, Madame, was das bedeutet? Sind Sie blind oder toll? Der Weltgebieter wirbt um Ihre Gunst, und Sie tun, als ob Sie etwas zu verlieren hätten!“

„Wenn nichts anderes, so meine Ehre!“ sagte sie fest. „Und was würde mein Schicksal? Ihr Spielzeug sein für einen flüchtigen Augenblick?“

„Dho, daher bläst der Wind?“ Seine Stimme wurde noch sanfter, sein herrischer Ausdruck wich einer verschwommenen Zärtlichkeit. „Wie wenig kennen Sie mich, Leute meinesgleichen! Von wem können Frauen brutale Ausnützung erwarten? Ich will es Ihnen sagen: Von den Kleinen, den Mittelmäßigen. Diese heuchlerischen Tölpel haben auch

die Mär erfunden, die Großen und Starke seien die Selbstfüchtigen. Pah, wissen Sie, wer das Mitleid erfunden hat? Die Starke. Denn nur die haben Überfluß von ihrer eigenen Fülle. Mißtrauen Sie deshalb allen Demagogen aus dem Volke! Das sind fast immer Streber. Wer hat je ernstlich für die Freiheit sich geopfert, für dies elende Volk? Immer die Vornehmen, entweder nach dem Geiste oder nach der Geburt. Ehre den Aristokraten, wenn sie's wirklich sind! Doch das schweift in Regionen, die eine Frau nichts angehen. Bleiben wir bei der Liebe! Wer kann denn lieben? Nur der Starke und niemand sonst. Der hat das Bedürfnis, ein anderes Wesen ans Herz zu schließen, sich gleichsam seiner drückenden Überstärke zu entledigen, indem er von sich an ein anderes Geliebtes spendet. Verstehen Sie mich?"

„Vollkommen.“ Ihr war, als ob ein leiser wollüstiger Schauer sie überriesele, als ob ein warmer Sirokko sie süßbetäubend mit einem Mantel innigen Behagens umwicke oder sie in ein warmes Spezereibad untertauche. Und dieser Mantel war ein Hermelinmantel. Wer war der Mann, der diese großen Dinge zu ihrem Herzen sprach? Der Stärkste der Starke, der Größte der Großen.

Napoleon ging, anscheinend ohne sie zu beachten, im Zimmer auf und ab. Sobald seinesgleichen die Liebe zum Abstrakten, zum Veranschaulichen einer Idee, überkommt, verschwinden alle irdischen Bilder. „Die geschlechtliche Liebe ist nichts Geringes, sie stammt aus dem Allerheiligsten der Natur, und wir merken nur nicht, von wannen sie kommt, wie bedeutungsvoll sie ist, und schicksalsbestimmt. Ja, oft ist die Liebe selber das leibhaftige Schicksal. Nicht nur bei gewöhnlichen Leuten. Sehen Sie, da ist Josephine . . . hm, Sie kennen sie nicht . . . die war mein Spielerglied. Hätt' ich sie nicht getroffen, dann hätt' ich in Italien nicht kommandiert, und was ich dort tat — hm, die Historiker werden darüber lachen, aber 's ist doch wahr, das kam zum Teil auf Rechnung meiner Verliebtheit. Im Mittelalter brachen die Ritter eine Lanze für die Huld ihrer Donna, ich brach gleich Lanzen mit allen Lanzen der Welt, denn ich bin . . . nun ja, ich bin Napoleon. Und später auch mancherlei . . . ich kann das nicht auseinandersetzen. Wohlán, Schöne, als ich Sie sah, bekam ich einen elektrischen Schlag: das ist auch eine vom Schicksal mir Zubestimmte. Lassen Sie sich nichts vorreden über andere, die ich mal . . . die mir eine kurze träge Stunde verkürzten. Die zählen nicht, absolut nicht. Die Frauen sollten lernen, den Mann zu begreifen. Der ist von Natur polygamisch, wie die Frau das Gegen-

teil. Doch in seiner wirklichen Liebe da ist der Mann auch monogamisch, das glauben Sie nur; wirklich lieben, was den Namen verdient, kann er immer nur eine. Sie, holde Maria, haben nur eine Rivalin: Josephine, doch eine Rivalin der Vergangenheit. Ich liebe Sie, bei Gott, ich liebe Sie, und Sie sollen mir sein, was Josephine mir war. Von den Stürmen meiner Laufbahn will ich ausruhen an Ihrem Busen und den Stern meines Schicksals — ich will ihn lesen in Ihren Augen.“

Derlei poetische Phrasen stellten sich bei Napoleon in bewegten Augenblicken ganz von selber ein und klangen bei ihm nicht wie Phrasen, sondern monumentale Rede altklassischen Römerstils. Der polnische Adel, von Jugend an französisch erzogen, vermischte dagegen bei ihm jene zierlichen Espritwendungen von Komplimenten oder frivolem Wit, die einer leichten Salonkultur von jeher als Merkmal gallischer Überlegenheit erschienen. Auch der Walewska mißfiel bei dem offiziellen Hofball, wo Napoleon in Warschau Cercle hielt, seine brüske ungraziöse Rede-weise und verstärkte den nichts weniger als imponierenden Eindruck seiner kleinen Figur mit dem ausgeprägten Embonpoint, seiner edigen Bewegungen und seiner schlichten, prunklosen Tracht. Die überwältigende Schönheit und Erhabenheit seines Gesichts wirkte auf die polnischen Damen gar nicht, sie bemerkten nur die gelbgrünliche Olivenfarbe seines wachsblichen Teints. Napoleon machte an jenem Abend um so weniger eine gute Figur, als sein umwölktter und halbfinsterner, halb erzwungen heiterer Ausdruck eine innere Verlegenheit und Zerstreutheit zu verraten schien. Maria Walewska hatte das Bild in ihrer Erinnerung bewahrt, doch der Mann, der jetzt vor ihr stand, war ein anderer. Es war, als wüchse er um Haupteslänge, und sein feuriger, zärtlicher Blick kitzelte sie mit geheimer Verlockung. Ein Strom widerstreitender Gefühle wogte über sie hin. Geschmeichelte Eitelkeit, weiblicher Ehrgeiz, eine gewisse ehrfürchtige Bewunderung, aber alles eher als persönliche Zuneigung. Gleichviel, den Helden des Jahrhunderts zu zähmen, wie eine Dumphale den Herkules, solchen Triumph weiblichen Zaubers zu genießen wäre wohl eines Opfers wert.

„Der Stern Napoleons ist größer als die Augen einer Frau,“ sagte sie gefaßt. „Ihre Herablassung, Sire, überschätzt meine arme Person. O, ich muß demütig die allzu große Ehre ablehnen. Denn was Sie unterschätzen, das sind die Grundsätze weiblicher Tugend.“

„Was!“ Sein Wienenspiel änderte sich, ein Zornblitz schoß aus seinen Augen. „Das muß ich schon mal gehört haben. Weibliche

Zugend, wo wohnt sie? In Ihrem schönen Herzen? Decken Sie's auf, ich sehe so was auch sehr gern. Im allgemeinen tönt diese Fanfare mir immer als Chamade vorm Waffensteinen." Sie wollte sich heftig von ihrem Sitz erheben, hochrotflammenden Angesichts, doch er drückte sie unsanft nieder. „Ruhe in den Gliedern! Ich will Sie nicht beleidigen. Mag sein, daß Sie anders sind als andere . . . eine Frau, die Napoleon liebt, muß wohl etwas Apartes sein . . . doch gerade deshalb muß sie erhaben sein über kleinliche Schrullen. Jugend! Sind Sie eine kleine Nähmamsell, die aus Teetischromanen ihr Quantum Sentimentalität nachplärret? Sind wir Bürgerleute? In Ihrem Stande, Gräfin, pflegt die Jugendpest sehr selten zu grassieren. Und Jugend und Ehre sind relative Begriffe, die sofort einen andern Sinn haben, wenn ein Kaiser sie deutet. Nochmals: Verlangen Sie einen Beweis meiner Liebe, einen handgreiflichen, sichtbaren, wie meine Macht ihn bieten kann? Befehlen Sie und es soll geschehen. Soll ich Ihrem Mann einen Fürstentitel anhängen, oder Ihren Bruder oder Cousin zu Botschafter oder Minister oder General machen? Meinethalben! Und Sie selbst — meine Liebe wird Sie mit Schätzen überschütten, mit allen Juwelen der Welt, um Ihr schönes Bild in blendenden Rahmen zu fassen.“

„Ohne es zu wollen, verletzen Sie mich immer wieder, Sire.“ Ihre Haltung wurde plötzlich stolz und entschlossen, sie nahm sich zusammen. „Wenn ich mich je verkaufen sollte, so wäre es um höheren Preis.“

„Was? Auch das noch? Soll ich mich etwa morganatisch mit Ihnen trauen lassen oder meine Frau verstoßen?“ rief er mit laut ausbrechendem Arger. „Solche Faren sparen Sie sich! Das geht zu weit und beleidigt meine Würde. Solche Unterwerfungen unter Ihren Willen lasse ich mir nicht diktieren. Hüten Sie sich! Man zupft den Löwen nicht ungestraft an der Mähne.“

„Wenn Sie in diesem Tone reden, so lassen Sie mich gehen!“ rief sie empört. „Das alles verlange ich nicht von Ihnen. So selbstisch bin ich nicht, sondern ich will etwas Höheres. Nun denn, ja, das ist meine Bedingung, und nur um sie können Sie mich erwerben.“

„Noch Höheres? Zum Teufel, was denn? Soll ich die Erbdache ändern oder sonst so eine Bagatelle?“ Er betrachtete sie mit spöttischem Befremden.

„Nein, aber den politischen Anblick Europas. Sie sprachen von

Ihrem Stern. Nun wohl, Sie sind der Stern Polens, unser Stern, der uns aufging, Morgenstern der Hoffnung. Sire, o Sire!" Sie glitt von ihrem Sitz zu seinen Füßen nieder. „Retten Sie unser Vaterland, geben Sie Polen das Leben wieder!"

„Capristi, so plaszt die Bombe?" Napoleon trat vor Erstaunen einen Schritt zurück, daß der Sporn seines Stiefels klirrte. Doch seine Stimme war sanft und gerührt, als er sie mit heftigem Griff emporrichtete: „Auf, auf, Madame! Ich verbiete Ihnen, je wieder zu knien. Mein Platz ist zu Ihren Füßen, nicht umgekehrt.“ Diese ritterliche Phrase in ihrer öden Konventionalität gewann ihm mehr vom Herzen der Holden, als jede stürmische Werbung. „Ich ehre Sie dafür. Man weiß ja, daß in Polen die Frauen es sind, die den Patriotismus nähren. Schön! Auch die sentimentalischen Deutschen — da war die Herzogin von Weimar, eine brave Person, die mir mutig patriotische Worte ins Gesicht warf, ich habe darum ihren Gemahl geschont. Ja, ich habe es gern, wenn Frauen die Ideologie pflegen. Das ziemt sich, denn ihr Reich beruht auf den Illusionen. Aber wehe dem Land, wo die Frauen, und seien es die Besten, das große Wort führen und die Männer gängeln, wie bei euch Polen! Die rauhe Wirklichkeit erfordert rauhe Männer. Überlassen Sie Leuten wie mir, die Welt zu regieren, und begnügt euch mit der Herrschaft über unsere Herzen! Nein, mein Kind, ich zürne Ihnen nicht, ich liebe Sie noch mehr dafür. Solch hochherzige Aufwallung steht Ihnen gut, fürwahr. Doch Polens Wiederherstellung — ein frommer Traum! Reiben Sie sich den Schlaf aus den holden Augen und blicken Sie auf die schöne Wirklichkeit! Napoleon, Ihr Liebhaber, und Sie selbst — wir beide allein, uns eine Welt, alles übrige Traum und Chimäre!"

Sie brach in Tränen aus. „Dann leben Sie wohl, Sire! Ich hatte gehofft . . . wollte mich ins Unvermeidliche fügen . . . Doch ich habe geschworen, mein Geliebter kann nur der Wiederhersteller Polens sein.“

„Wahnwitzige!" Seine Stimme nahm förmlich einen kreischenden Laut an, er packte sie an beiden Armen und schüttelte sie unsanft. „Wer hat Ihnen die Tollheit ins Köpfchen gesetzt? Ich lasse ihn peitschen, den Elenden, der Ihnen den Verstand verdreht hat. War es der Esel Malachowski, der pathetische Jubelgreis, der gern den alten Brutus mimen möchte? Oder der schleichende Idiot Wyliski, der mir schmeichelnd als Höfling um den Bart geht und doch den Schwärmer nicht verbergen

kann? Oder Ihr Better Ossolinki, der junge Beck und vorlaute Nase-
weis? Gab ich nicht allen diesen Narren längst den verdienten Tritt?"

„Davon ist mir nichts bekannt, Sire.“ Sie verzog bitter den
Mund. „Im Gegenteil, Sie gaben ihnen freundliche Worte, leere
Ausreden, weil Sie uns Polen noch brauchen, wie Sie alle Menschen
zu Ihren Zwecken verbrauchen.“

„Ich bin durchschaut, meiner Treu!“ Er lachte heiser auf. „Der
Politiker soll noch geboren werden, der Eseln die Wahrheit sagt. Wenn
die Stunde kommt, werden sie schon den Eselstritt erhalten. Kurz, ich
will nicht. Mich für immer mit Ausland verfeinden? Fällt mir nicht
ein. Ich brauche den Zaren und steure auf Ausöhnung los, wenn er
sich gefügig zeigt. Doch was schwaze ich da! Wenn Sie es aus-
plaudern, dementiere ich. Die Hauptsache bleibt, daß ihr Polen so
wenig zur Selbständigkeit taugt wie die Isländer. Ihr habt euch un-
fähig gezeigt, ein Reich zu bilden, und das Verhängnis selber auf euch
herabgebracht. Ein so großer Mann, wie Friedrich der Große, hätte
nie in Polens Teilung gewilligt, wenn nicht unabänderliche Notwendig-
keit es gebot.“

„So nennen Sie den schändlichsten Völkermord?“ rief sie zorn-
behend. „In drei Stücke auseinandergerissen, wie ein gebundener Leib-
eigener von wütenden Pferden! Ein so großes Volk, das von der Ost-
see bis zum Dniepr herrschte! Der Weiße Adler mag im Käfig schmachten
mit gebrochenen Schwingen, aber ein Adler war er doch und wird es
bleiben.“

„Sie sind beredt, Madame, und Ihr heiliger Eifer macht Sie noch
schöner.“ Er verschlang ihr Bild mit glühenden Blicken. „Doch das
sind Nebensarten, Ideologie, wie verworrene deutsche Metaphysik.
Polens Auferstehung — so 'ne Idee! Wenn Ideen zu bloßen Worten
werden und spekulativen Begriffen, dann sind sie schon tot. Leben hat
nur die Tat. Ich, ich lebe in der Idee, denn ich schaffe, reiße nieder
und baue auf wie die Natur. Die hat auch Ideen, hat Gesetze und Re-
volutionen, doch sie spintisiert nicht darüber, sie arbeitet drauf los ohne
Besinnen nach innerem Zwang. So schaffen die echten Künstler, sagt
man. Nun, ich bin auch ein Künstler, mein Handwerkzeug ist die
weite Welt und das Menschengewürm, das auf ihr herumwimmelt. Und
ich mache auch keine blassen Pläne und spinne Systeme und ahme nach
wie schlechte Afterkünstler und Doktrinäre, ich knete nicht Luft, die
zwischen den Fingern zerrinnt, sondern lebendiges Material, wie sich's

mir bietet, und was bei dem Kneten herauskommt, das ist eben Kunstnatur, Notwendigkeit, Leben. Polen ist mir Luft, verstehen Sie, Luft. Ich bin kein Lüftesegler, sondern wurzle auf der Erde und stampfe über sie hin mit meinen Soldatenstiefeln. Genug! Trocknen Sie die süßen Augen und kommen Sie in meine Arme! Die Geliebte Napoleons sein, ist Ihre Notwendigkeit, Ihr Schicksal, Ihre Naturbestimmung, — und Polens Auferstehung ist so unnatürlich wie die Auferstehung der Toten.“

Sie hatte ihm gelauscht mit einem Gemisch begeisterter Verehrung, sehr verschieden von der früheren kalten und sozusagen platonischen Bewunderung, und doch wieder weiblichen Trostes, der sich nicht überzeugen lassen will. In der einfachen Großartigkeit, mit welcher dieser Ideenfeind als verkörperte Idee seine Wahrheitsanfänge eruptiv hervorstieß, lag etwas Überwältigendes, als käme jeder Satz aus dem Herzen der Natur selber. Lauter Austerlitzschlachten in jedem Wort, ganz einfach und doch so riesenhaft genial. Das alles empfand sie teils dunkel, teils blitzartig mit dem intuitiven Instinkt des Weibes. Ohne daß sie es ahnte, verriet der Blick, mit dem sie ihn anschaute, verschwimmend und matt wie im Fieber, eine sehr veränderte Seelenverfassung.

„Ist das etwa nichts Lebendiges,“ hob sie stockend wieder an, „die Hingebung und Sehnsucht, mit der Polen Sie als seinen Befreier grüßte? Wenn die polnischen Freiwilligenlegionen, die zu Ihnen ins Feldlager eilen, für Sie sterben, sind Sie dann nicht überzeugt, daß Polens Herz noch lebt?“

„Bei Gott, schön gesagt!“ Er heftete auf sie einen durchdringenden Blick. „Ich habe mich nicht getäuscht, Sie sind ein herrliches Weib. Mein Stern schwebt über mir auch hier und spendet mir Glück. Und was Sie da andeuten —“ Er versank in kurzes Nachdenken und fuhr leise fort: „Ich bin nicht unempfänglich für Treue und Zutrauen, wie Toren von mir wähnen, weil ich keine Nührszenen aufspiele. Glaubt man, daß ich kein Herz habe? Die Polen sind ein warmherziges Volk und haben gute Eigenschaften . . . sie sind auch tapfer . . . nun wohl, sie sollen es mal zeigen in meinem Dienst, und wer weiß, was noch werden kann! Aber was denken Sie denn, meine Schöne! Sie tun, als hätte ich nur zu wollen, und könnte schon jetzt mit einem Federstrich ein neues Polen aufpflanzen. So rasch geht das nicht. Das war die Art der hochseligen Jakobiner. Die wollten alles sofort unter eine Mütze bringen, die rote Freiheitsmütze, und dafür zog man ihnen selbst das Fell über die Ohren. Selbst mein Minister Talleyrand, auch nicht gerade der Dümme, war

damals ein Einfaltspinsel und kam sich wie ein Schuljunge vor, als ein gewisser junger Mann aus Korsika, der soeben mit einigem Lärm den Weltkathedr bestieg, ihm politische Vorlesungen hielt. Nur nichts überstürzen, reifen lassen! Manchmal in vulkanischer Zeit wie heut geht jedes Jahr mit einer Reife trüchtig, wozu man sonst Jahrhunderte braucht. Aber eben den rechten Augenblick abwarten können, da liegt das Geheimnis, daß ein kühner verschlagener Schöpfer die ausschweifendsten Ideen seiner Einbildungskraft in die Wirklichkeit umsetzt. Da brauche ich selbst das verhaßte Wort Ideen. Doch ich meine was anders damit als deutsche Schulfüchse. Die Natur versteht mich schon. Kurz, man soll nicht 1807 tun wollen, was man erst 1810 tun könnte. Wir werden sehen. Geben Sie nicht alle Hoffnung auf, ich möchte sie Ihnen nicht rauben. Ihre Worte sind nicht ganz unfruchtbar geblieben. hm, ein Polen als Zwischenwand zwischen Europa und Asien — denn Rußland ist schon Asien — nicht übel! Aber vorerst stehen noch die Armeen des Zaren im Felde, meine eigene ist geschwächt, durch endlose Etappen von ihrer Basis getrennt. Vom Rhein bis zur Weichsel wehen meine Adler, aber darüber hinaus — wann ich die Russen erst über den Niemen warf, dann werden wir vielleicht weiter reden. Ob schon — es kommt drauf an — ob ich mit dem Zaren gut auskomme — hm! Umsonst, schon jetzt Entschlüsse zu fassen!“ Er starrte über sie hin, wie in weite Ferne.

„D, soll mir das genügen?“ hauchte sie. „Geben Sie mir ein bindendes Versprechen! Im Namen meines Vaterlandes beschwöre ich Sie — und dann —“

„Und dann?“ Napoleon machte einen Satz durchs Zimmer wie ein gereizter Tiger, aus der Dschungel aufgeschreckt. „Was! Man wagt mir Bedingungen zu stellen, mir Pflichten aufzuerlegen! Mir!“ Und wie in sinnlos barbarischer Wut ergriff er seine kostbare Taschenuhr, die auf einem Toilettetischchen lag, und schleuderte sie zu Boden, daß sie klirrend zersprang. War das die gleiche Szene, wie er sie einst in Campo Formio dem Friedensunterhändler Cobenzl mit der Porzellanvase aufführte, als der arme Diplomat nicht blindlings unterschreiben wollte? Ganz korsischer Naturmensch, raste er wild: „Weib, ergib dich, oder ich zertrete dich! Du bist mein, mein, vom Schicksal in meinen Arm geworfen. Mir willst du widerstehen, der selber das Schicksal ist? Nichts da!“ Er riß sie an sich und bedeckte sie mit Küßen gieriger Leidenschaft. „Du bist mir verfallen für alle Ewigkeit.“ Und da sie weinte,

nur schwach sich sträubend, sprach er mit einer gewissen feierlichen Salbung, als spende er ein Orakel: „Es beweist die Schwäche des Menschengeistes, daß man zu glauben wagt, man könne mir widerstehen.“

„Rettet, rettet den Kaiser!“ Dumpf gellte der Ruf aus tausend härtigen Munden durch die dicke, von Pulverqualm und Schneetreiben verfinsterte Luft am Kirchhofshügel von Eylau. Gell, lang hingezogen, schmetterten zwanzig Trompetenansaren über die kahle Schneefläche, als die Keisigen Murats, hier am Standort Napoleons voraus die Grenadiere und Jäger zu Pferde der Kaisergarde, sich in den Feind stürzten, dessen Geschwader in Verfolgung zersprengten Fußvolkes sich soeben dem Kirchhofgeländer nahten, wo der kleine Mann im grauen Überrock lehnte und gelassen durchs Fernrohr den Anprall beobachtete.

„Welche Recheit!“ murmelte er. Unmittelbar zu seinen Füßen wurde gleichzeitig eine Kolonne grünrückiger Hunnen mit gelben Blechmützen — russische Gardegrenadiere — von einem Bataillon Alter Garde und einigen Schwadronen niedergemacht, deren blaue Kitemka, Ulanenschapkas und rosenrote Hosen von Dunkelblau und Bärenmützen der Gardeinfanterie fremdartig abstachen. „Welche Truppe geht da so beherzt vor?“

„Sire, die Polen vom 4. Regiment der Nordlegion,“ erwiderte der lange, stattliche Stabschef Bertier, „scheint ein taugliches Material.“

„Hm, die Polen, gut.“ Ihr wildes „Es lebe der Kaiser!“ tönte zu ihm herauf.

„Wird die Gräfin freuen,“ brummte Duroc vernehmlich hinter ihm. Der Kaiser schien es nicht zu hören, ins Schlachtbild versenkt. „Marbot, reiten Sie zum 14. Ligne, das sich noch immer hält. Es ist ganz umringt. Bringen Sie den Braven meinen kaiserlichen Dank und Gruß und mein Lebewohl, wenn sie nicht mehr entkommen können. Ketten Sie den Adler! Sollten Sie dabei bleiben, so senden Sie, wenn möglich, noch Rapport vor Ihrem Ende!“ Der Adjutant verneigte sich stumm und sprengte im Nebel davon. „Hm, Sie da, Mortemart! Laden Sie den Marschall Augereau ein, wenn er noch lebendig ist — die Divisionäre sind gefallen — er soll Division Heudelet links von Rothenen in Stellung bringen unter Deckung der 3. Dragonerdivision. Man hört ja nichts mehr von Davout. Hat denn Friant das Nest da, Kutschitten oder wie es heißt? Reiten Sie zu Morand hinüber, ob St. Hilaire

richtig an ihn angeschlossen und ob er endlich die Kregeberge stürmt. — Nummer elf!“ Die an der Tour seiende Nummer der Adjutantenkette salutierte. „So, das sind Sie, Montesquieu! Bringen Sie mir Nachricht von Murats Attacke! — Nummer zwölf! Fragen Sie in Eylau an, ob Soult's Batterien frische Munition brauchen. Sie können dem Marschall sagen, ich sei zufrieden. Er führt als versagte Linke meine Intentionen richtig aus. — Duroc, du kannst für den Tagesbefehl vormerken: die Generale Hautpoul und Grouchy machten sich bemerkbar.“

Die Schlacht waberte fort mit Myriaden Flammenzungen. Schwefelgelbe Geschützblitze zuckten durch den weißen Schleier der Schneeflocken. Links von Eylau und weiter vorn dröhnten festgefrorene Leiche vom Hufschlag antrabender Geschwader. Durch den Rauchnebel blinkten manchmal Adlerfahnen mit der goldumfranzten Tricolore über Schneehügel, dann verschwanden sie, wie von Schneeuntiefen verschluckt. Fern von rechts donnerte Davouts Schlachtlärm. In der Mitte klorrte und raffelte eine mächtige Reiter Schlacht, ab und zu trug der Wind abgerissene Signale herüber. Die Gardevierecke standen starr und düster wie Granitblöcke um den Kirchhof, die Bärenmützen nahmen sich in der Ferne wie ein Fichtenwäldchen aus. Vor ihnen hantierten Gardekaniere mit brennenden Luntten, der rote Kolpak ihrer kleinen runden Pelzmützen wehte bebend bei der Lusterschütterung jeder Batterieentladung. Rückwärts strömten ganze Brigaden von Verwundeten über das blutberieselte Winterfeld, dessen bleiches Leichenlaken so viele als Totenhemd umhüllte. Ab und zu schrie ein verendendes Pferd unter einer kümmerlichen Föhre, in deren Schutz es sich hingeschleppt mit herausquellendem Eingeweide. Verschneites Tannengestrüpp, wie kristallisierte Edelweißblumen in Vergrößerungsmaßstab, quoll von Blut über wie eine Silberschale. In jeder Vertiefung schichteten sich Roskadaver, jede Eisgrube steckte voll von uniformierten Leichen, Blau- und Grünröcke durcheinander. Als schwarze Ruine streckte in der Nähe eine Windmühle die Stümpfe ihrer Flügel in die brenzlige Luft, gestern mit allen moskowitzischen Verteidigern niedergebrannt. In den Straßen von Eylau, wo gestern bei der Erstürmung überall Leichen durch die Fenster auf die Straßen flogen, oben erschlagen und unten gespießt unter tierischem Mordgeheul sibirischer Regimenter, kollerten unablässig Kollkugeln übers blutige Pflaster. Denn vor der Stadt draußen arbeiteten die schweren Batterien des Oberst Jermolow durch die Winterdämmerung fort.



St. Wyspranski: **Maternitas.**
Zum Essay von Victor Lederer.



„Sire, General Hautpoul ist gefallen, General Grouchy schwer verwundet.“

„Der alte Hautpoul! So hat er's wahr gemacht, als ich ihn vorgestern bei Hof umarmte: ‚Nach dieser Gunst bleibt mir nichts mehr als für Sie zu sterben!‘ Der Brave! Weißen wir ihm eine Träne! Doch ich habe Sie nicht nach der Totenliste ausgeschickt, Nummer elf, sondern nach Erfolg der Attacke.“

„Sire,“ entschuldigte sich der Marquis de Montesquieu, „ich wollte dies nur vorausschicken. Fürst Murat hat alle drei russischen Linien durchbrochen, doch die Pferde sind ausgepumpt, manche schon beim Anritt aus purer Erschöpfung niedergesunken. Die Strapazen, der Futtermangel seit acht Tagen.“

„Erzählen Sie mir nichts, was ich schon weiß,“ unterbrach ihn der Kaiser unwirsch. „So ist der Zweck erreicht, die russische Hauptmacht an den Fleck gefesselt, von Davout abgezogen. Berthier, steigen Sie auf den Kirchturm und verschaffen sich Ausblick über die Kregeberge! — Marbot kam nicht zurück, wohl gefallen, das 14. Ligne auch. Schade! — Was gibt's, Duroc?“

„Noch einen Verlust! General Dahlmann von den Kaiserjägern gefallen! Die Gardereiter litten schwer.“

„Der achte General heute! Ein schlimmer Tag! Ist General Lepic gesund? — Oh, da sind Sie ja!“ Der Kommandeur der Grenadiere zu Pferd, die eine selbständige Attacke unter der Anleitung des Marschalls Bessières weiter links ausführten und sich von rückwärts, hinter der letzten russischen Linie abgeschnitten, den Rückweg durch das ganze Russenheer hieben, salutierte soeben, mit seiner zerzausten Elitetruppe zum Kirchhof heimkehrend. „Ich hielt Sie schon für gefangen.“

„Sire, Sie könnten nur meinen Tod erfahren, nie meine Gefangenschaft.“ Wohlgefällig schweifte Napoleons Auge über die Garderiefen zu Pferde, die, von oben bis unten mit Schneeflocken bedeckt, mit ihren jetzt weißgepuderten Bärenmützen wie nordische Märchenpopanze aussahen. „Mit solchen Männern behält man das Feld. O, ich liebe euch, ich liebe euch alle. Duroc, Häuptling von Helden zu sein, darüber gibt's nichts. Das ist die stärkste Liebe: der Feldherr und sein Heer.“

Duroc lächelte düster. „Was würde die schöne Polin sagen, wenn sie dich hörte!“

Napoleon zuckte ärgerlich mit der Schulter. „Laß doch solche

Albernheiten! Ja, du — du schwärmst immer von Frau und Kind daheim. Wundert mich, daß du mir nicht schon den Dienst gekündigt hast. *Meine große Liebe ist die Schlacht.*“

„Auch die verlorene?“ murmelte der Vertraute halblaut.

„Was verloren!“ murrte der Empereur zwischen den Zähnen. „Kleinmütiger! Ja, wir haben große Verluste, doch der Feind noch größere. Der ist demoralisiert, sage ich dir.“ Und in barschem Kommandoton schnarrte er: „Notieren! Artilleriechef's Snarmont und Ballé machten sich bemerkbar. Ihre Kartätschen taten Wunder!“

„Sire, Sire!“ Berthier kam soeben zu Fuß mit großen Schritten hergerannt, vom Kirchturm herabgestiegen. „Der Herzog von Auerstädt ist Herr der Kregeberge. Ich sah deutlich den Dampf unserer Batterien von dort nordwestlich gehen.“

„Dann ist die Schlacht gewonnen!“ Es wurde schon ganz finster. Ein Offizier war in schneller Gangart herangesprengt, Arm in der Binde neben ihm der Ordonnanzoffizier Herr von Mortemart in seiner hellblauen silberverschmückten Jacke. Die Tigerfellschabracken anderer heraneilender Ordonnanzoffiziere wehten im Winde. „Was bringen Sie, Mortemart?“

„Sire, hier ist ein verwundeter Stabsoffizier vom General Milhaud, der über die Lage am rechten Flügel genau berichten kann.“

„Major Ornano, zu Befehl. General Morand schlug schon um 2 Uhr einen russischen Vorstoß zurück, der Marschall Herzog von Auerstädt pflanzte 40 Kanonen auf dem Kregeberg auf, Friant breitet sich auf der Flanke immer weiter aus. Es steht alles gut.“

„Danke. Ich gebe Ihnen das Kreuz. Berthier, notieren! Major Orne —“

„Ornano, Sire.“

„Na also, Ornano! Wenn ich jeden kleinen Offizier bei Namen kennen sollte —! Reiten wir rückwärts ins Hauptquartier!“ Und finsterraunte er Duroc zu: „Noch zogen die Russen nicht ab. Ich fürchte für morgen. Wird man die Schlacht erneuern?“

„Unsere Truppen sind schrecklich mitgenommen,“ gab Duroc sorgenvoll zurück. „Was soll das werden! — Hörst du?“ Eine Masse Bersprengter trottete seitwärts am Wege, außer Reih und Glied, ohne Offiziere. Durch die Dunkelheit kreischten wütende verzweifelte Stimmen: „Brot und Frieden! — Hast genug, kleiner Korporal? — Der

muß 'nen tüchtigen Sparren im Kopf haben, uns hier im Kot und Schneebrock zu ersäufen!"

Napoleons Kopf sank auf die Brust, er hing müde über den Nacken seines persischen Schimmels. „Die Disziplin ist gelockert," flüsterte er mehr traurig als verdrossen. „Glauben die Burschen denn, ich führe Krieg zum Spaß? Mir wäre auch lieber, zu ruhen . . . du weißt wo . . . als hier den irrenden Ritter zu spielen."

„Ob Frau Walewska wohl ahnt, welchen Gefahren du dich heut ausgesetzt?" warf Duroc hin. „Ich bin Frankreich für dich verantwortlich und kam aus der Angst nicht heraus."

„Bah, seit zehn Jahren fliegen uns die Kugeln um die Weine . . . und unsere Laufbahn hat kaum erst begonnen . . ."

Dürftige Hütte, der Kaiser und sein Gefolge auf Strohbindeln gelagert. Ein angezündetes Fichtenscheit als einzige Lampe, ein paar Bissen Brot und Speck als einzige Nahrung der kaiserlichen Tafel. Tiefe Stille. „Mich fröstelt. Es muß schon Morgen sein. Wer kommt da?"

„Sire, Leutnant Parquin, 7. Chasseurs, Ordonnanz des Generals Durosnel. Rapport von Marschall Soult, der vor fünf Uhr die Vorposten beritt: der Feind zog bei Nacht ab, viele Trümmer zurücklassend."

„Dacht' ich's nicht! Der Stern von Lodi und den Pyramiden und Marengo strahlt überall im Norden wie im Süden, im Nebel von Austerlitz und Jena und auch durchs Schneetreiben von Eylau. Oberst d'Albe, entwerfen Sie das Bulletin! Wir haben viele Trophäen natürlich . . . Kurier nach Paris! Man soll die Glocken läuten und Te Deum singen! Ich werde an die Kaiserin persönlich schreiben."

„Und an Maria Walewska?" mahnte Duroc leise. „Du versprachst es." Aber Napoleon hörte augenscheinlich nicht und deklamierte: „Diese gräßliche Schlächterei wird übermütigen Despoten wie dem Zaren und dem Preußenkönig wohl endlich Liebe zum Frieden einflößen. — d'Albe, bringen Sie im Zerte an, daß die polnischen Reiter sich bemerkbar machten . . . nein, halt, lassen Sie's nur, man muß die Neulinge nicht verwöhnen. Hm!" Er versank in Nachdenken. „Polen . . . senden Sie Kuriere nach Warschau! Der Abbé du Pradt soll unter der Hand die polnischen Magnaten versichern, daß dieser große Sieg vielleicht für Polens Hoffnungen heilsam sei. Jetzt lange Waffenpause. Man wird mich nicht stören, bis ich alle meine Verstärkungen beisammen habe."

Dann ade, Ruffenmacht!“ Und er ging pfeifend auf und nieder, die Hände auf dem Rücken.

„Reich mir die Mappe dort! — Rolle die Karte auf! — Zünde die Kerzen an! Das Kerzenlicht steht dir fo gut. Ach, und du haft große Toilette gemacht. Wie reizend!“

„Das merkft du erft jetzt, Napoleon?“ schmollte fie mit Grazie. Er jah fie verliebt an, berauscht von ihrer fchmachtenden ladylike Morbidizza. Obfchon kleine Männer meift für jononifche Gefaltten erglühn, zeigte fich fowohl feine äfthetifch-poetifche als feine heroifch-ritterliche Ader in feiner durchgängigen Borliebe für zartere Weiblichkeit. Hier im Schloß Finkenftejn hatte er fich häuslich mit der Liebften eingerichtet, mitten im Brennpunkt feiner Weltgefchäfte, wo täglich aus Paris und Mailand wie aus den Standquartieren feiner Heereskörper dringende Depefchen einliefen und er alle Angelegenheiten feines Reiches ebenfo forgfältig leitete, wie die Einrichtung feiner Lager und Truppenmärsche. „Du haft wieder zehn Stunden hintereinander gearbeitet, Sire, und kaum gegessen. Die Sekretäre fallen vor Ermüdung um.“

„Die Schwächlinge! Hier im Hauptquartier niest und huffet alles, jeder klagt über Grippe und Rheumatismus. Was mich betrifft, fo habe ich mich nie wohler befunden, obfchon ich drei Wochen lang nicht aus den Stiefeln herauskam und nur angekleidet fchlieff, auch manchmal nur Brot und Brauntwein bekam, wenn ich Vorposten revidierte. Bin ich ein König Nichtstuer? Wer regieren will, foll eiferne Nerven haben. Ich lebe in meinen Plänen, das erhielt mich jung. Nun bin ich fo gut wie fertig. Ich werde die Frühjahrskampagne mit genügenden Massen eröffnen und dem Ruffen für immer den Garaus machen, das ist voraus entfchieden. Danzig fiel foeben und Königsberg fällt nach. Dann ade, preußifche Monarchie. Uff! Das tut wohl, bei dir auszuruhen, Süße.“ Und er wollte fich in ein erotifches Delirium ftürzen, das fie gutwillig, doch mehr als leidender Teil, über fich ergehen ließ, als es difkret klopfte. „Wer unterfteht fich? Wer ftört da wieder? Bift du’s, Duroc?“

„Jawohl!“ Klang es gedämpft von draußen. „Ein Kurier der Kaiserin mit Briefen Ihrer Majestät und des Polizeiminifters ist eingetroffen, und da dachte ich . . .“

„Was wird’s fein! Her mit dem Wifch!“ Duroc reichte von

draußen durch die Türspalte, die sich gleich wieder schloß, eine Briefschaffenmappe. „Entschuldige, Maria, daß ich rasch lese, was meine — was die Damen in Paris von mir wollen! — Bah, Fouchés Rapport zuerst. — Solch eine Gemeinheit! Die Pariser Börse läßt die Staatsrente um drei Prozent fallen trotz Eylau . . . als ob das ein Pyrrhus-sieg gewesen wäre! Die albernen Spekulanten werden große Augen machen, heut über ein paar Monate, wenn meine politische Hausse entschieden ist. All diese Gegenwartsrealisten sehen immer nur den Schein, nicht das Ding an sich. Ich, wenn ich ein Ding betrachte, sehe gleichsam das Innerste, die Idee der Natur dieses Dings.“

Da fiel sie ein, als erhasche sie eine Gelegenheit, auf die sie paßte: „Siehst du auch die Idee . . . P o l e n s?“

„Polen! Schon wieder! Quälgeist! — Laß sehen, was die andere Quälerin krißelt.“ Mit verfinsterten Mienen las er den Brief Josephinens: „Eifersüchtig, was? Das wagt sie nach alledem . . . Als ich in Ägypten war . . . Es ist zum Totlachen! Dies endlose Gewinsel, als ob sie sich nicht sehr gut ohne mich in den Tuileries amüßerte. O, ich kenne das! Das ist die Ouvertüre einer Schneidersymphonie . . . natürlich wieder mal eine Million Schulden wie jährlich, bis die Hofschneider mich auf offener Straße mit ihren Rechnungen anfallen. — So, Hortense führt sich unanständig auf und macht ihrer Mama Kummer, und mir schreibt sie heuchlerisch devot.“ Er stürzte an den Schreibtisch und krißelte mit seiner unleserlichen Schrift hin: „„Meine Tochter! Ich habe von Deinen Streichen gehört, Du machst Deinen Ehemann lächerlich, meinen Bruder, vergiß das nicht! Wenn ich nach Hause komme, werde ich Dir den Kopf zurecht setzen. Fürchte meine Strenge!““ Und Josephine soll auch die Rute spüren: „Sie belästigen mich mit Ihrem leidigen Verdacht. Ich habe das Recht, auf all Ihre Vorwürfe mit einem beständigen Ich zu antworten. Ich bin anders wie die andern, und ihre Gesetze sind für mich nicht da.“ So, das erleichtert.“ Er warf die Feder hin, daß Tintenklere herumspritzten, und riß in zorniger Aufwallung seine Krawatte ab, an der er als zu eng nestelte. „Diese Domestiken wissen mich nicht mal anzukleiden. Soll ich etwa an meine Krawatte denken? Fauls Gefindel! Bediente wie Weiber! Ich will euch! Warum siehst du mich so an?“

Ein beständiges Ich. Gesetze für ihn nicht da! Sie erstarrte in sich. Dachte er so auch über sein Verhältnis zu ihr? Zingend hob sie wieder an: „Ich fragte vorhin nach Polen. Versprachst du mir nicht —“

„Gar nichts. Ich bitt' mir's aus. Freilich, gesetzt den Fall, daß die Umstände ermöglichen . . . will der Zar Preußen retten, daß ich's nicht ganz von der Landkarte streiche, dann willige er in ein Tauschobjekt. Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren . . . oder ein Herzogtum Warschau fängt an. Vielleicht mit Murat . . . ich denke daran.“

Sie klatschte in die Hände. „Großer Gott! So wird mein Traum verwirklicht? Du schaffst wieder ein Polen? O, Napoleon, ich liebe dich!“

Das schien ihn kalt zu lassen, er ging gar nicht darauf ein, sondern murmelnd auf und nieder: „Ja, ich muß ihn persönlich sprechen, den glatten Byzantiner, den humanliberalen Vatermörder. An der Eitelkeit werd' ich ihn packen. O ja, er soll Preußen retten . . . und die Welt mit mir teilen. Finnland schenk' ich ihm . . . verspreche dafür Beihilfe . . . na, da kann er lange warten, das ist doch nicht der Ort, wo es was für mich zu holen gibt . . . und die Türkei . . . o ja, fünf Millionen Griechen lechzen nach Freiheit . . . ein weites Feld der Philanthropie. Bei so schönen Aussichten wird es den Herrn aller Reußen nicht grämen, wenn ich Polen als Klientelstaat gründe . . . ausgehängte Warnungstafel . . . der weiße Adler schaut nach Osten bis Smolensk . . .“

„O, und Krakau, Galizien?“ rief sie eifrig.

„Jaja, kommt wohl alles noch. Österreich ist unzuverlässig und muß meinem System noch Opfer bringen. Doch wie kann ich heut wissen, ob ich mich mit Rußland oder Österreich künftig verbinde! Talleyrand machte neulich schon wieder eine Andeutung auf Notwendigkeit der Scheidung . . . ach, die arme Josefine! Lassen wir das, ich mag nicht dran denken.“ Und indem er seine Geliebte mit einem kalten gleichgültigen Blick ansah, wie geistesabwesend, als sähe er durch sie hindurch und über sie weg in die Ferne, murmelte er: „Diese tapfern Polen werden ein gutes Armeekorps stellen. Hm, wie das ihre kindliche Phantasie bezaubert: Napoleon mit einer polnischen Liebsten; das fesselt sie erst recht an mich. Ja, ich werde deinen Wunsch befriedigen, mein Kind, die Hingebung deiner guten Landsleute belohnen. Es rührt mich. Glaubst man, daß ich kein Herz habe? Ich bin sogar ein ganz guter Mensch. Doch von Jugend an mußte ich diese Seite zum Schweigen bringen. Wie vortrefflich sich das fügt, daß ich mit dir — das wird jetzt ein Stein in meinem Schachbrett. Oh, mein Stern hält mir immer Wort, auch hier hat mein altes Glück mich nicht betrogen.“

„Ah, diene ich Ihren Zwecken, Sire?“ frug sie scharf, wie vor einer jähen Entdeckung erbleichend. Doch er verstand nicht mal ihre Bitterkeit.

„Gewiß. Und es macht mich stolz, daß ich nun doch noch die maßlose Bitte meiner Dame gewähren kann. Sieh, ich bin der geplagteste Sklave, denn ich diene einem unerbittlichen Zwingherrn: der Natur der Dinge. Diesem muß ich gehorchen, und wenn ich von ihm abfalle und mich zu Unnatürlichem vermesse, dann kann ein Atom mich fällen. Polen und Walewska! darf jetzt meine Lösung sein, denn sie liegt in der Natur der Dinge. Ob immer — nichts dauert ja. Doch wozu sich die Stunde trüben, die Stunde deines Triumphes! Genieße ihn!“

Schl u ß i n d e r S e p t e m b e r - N u m m e r.

Josefa Meß: Beethoven-Sonate.

Blasse Blüten, grelle Sterne
Heben sich aus sattem Grün,
Schlingen sich zu losen Ketten,
Die, vom Lauf des Bachs zerrissen,
Sich ans andre Ufer retten;
Zeigen hier ein blaues Kissen,
Dort ein weißes Kreuzgebilde
Gelbe, lila-rote Schilde,
Wie von Kinderhand gefät
In der Wiese weiten Schoß:
Leicht und bunt und regellos,
Recht ein übermütiges Blühn. —
Düfteschwerer Windhauch weht;
Und des Mittags Sonnenfunken
Sind verschwenderisch gestreut,
Wie ein feiner goldner Sand.
Ferner Glocken Festgeläut . .
Und die Weite traumversunken. —
Langsam keimt am Himmelsrand
Abendröte, brünstiger Schein.
Goldsand muß nun purpurn sprühen;
Heiße Rosenhäupter glühen.
Strauchgewirr statt Wiesenwellen . . .
Alles schläft in Blüten ein.
Aus umblühten Nestern quellen
Vogellieder, liebeschwer. —
Doch der Abend muß verblaffen,

Und es geht die Nacht daher.
Weiße, schlanke Genien fassen
Sich bei schlanken, weißen Händen
Zweige reichen sie sich zu,
Lorbeerzweige, von Geländen.
Die der Seligen Fuß betreten.
Und es klingt wie leises Beten,
Wie ein leises Hymnensingen,
Wie sie bald im Wandeltanze
Leib um Leib durch Leiber schlingen,
Eng vereint zu rundem Kranze.
Heitre, sanft bewegte Ruh.
Und die Ebne braun und weit.
Fort die Rosen, wie versunken . . .
Und das Lied aus Bogelkehlen,
Das erklingen sommertrunken
Vor des Abends rotem Tor,
Lasset nach den Blütenseelen
Zagend durch die Dunkelheit.
Strenger Odem steigt empor.
Wie ein Helm aus stumpfem Stahl.
Drin Opale eingelassen,
Kunden sich die Wolkenmassen.
Zitternd trifft der Sterne Strahl
Auf die weißen Hände nieder,
Die wie bleiche Orchideen
Auf des Grundes Dunkel stehen.
Langsam schwellen an die Lieder,
Bis zu hallendem Chorale
Aufgeblüht der Klänge Reigen.
Und das Licht der Mondeschale
Fängt sich in den ernstesten Zweigen,
Die, gedrängt von heiligen Mächten,
Reimend, sprießend sich verflechten,
Bis zu einem einzigen Baum

Eingeengt die Duftend-Schlanken
Und es liegt der weite Raum
Still, wie unbetretenes Land.
Um des Helmes dunklen Rand
Krause Silberlocken ranken. —
Fern verschwebt der Genien Reigen
Wunderbares, tiefstes Schweigen
Hat den starken Sang besiegt.
Stimme Landschaft:
Baum im All.
Äste, die zum Himmel bauen,
Sterne, die zur Erde schauen,
Von der Einsamkeit gewiegt.
Nur der Tau in leisem Fall
Stört die unbefleckte Stille,
Breitet seines Segens Fülle
Über seltsames Erblühen.
Ferne . . . fern . . . wie im Verglühn . . .
Schluchzend, eine Nachtigall.

Hermann Paull: Das Meer als Kurort.

Es muß ein Augenblick wirklicher Inspiration gewesen sein, als Wilhelm II. das Wort in das deutsche Volk warf: „Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser.“ Wenn auch anzunehmen ist, daß der Kaiser zunächst nur an die volkswirtschaftliche Zukunft Deutschlands, an seine Beteiligung am Welthandel, an seine politische Machtstellung im Völkertanz gedacht hat, als er seinem Volke die große Verkehrsstraße des Welthandels, den Ozean, erschließen wollte, so ist dieses Wort doch so inhaltsreich, enthält ein so gewaltiges, für ein Jahrhundert hinausreichendes Programm, daß man für seine Entstehung transzendente Ursachen suchen möchte. — — — — —

Wenn ein Arzt, der etwa vor 100 Jahren gestorben ist, heute wieder auferstehen könnte, um einer modernen Großstadt einen Besuch abzustatten, dann würde er bezüglich der Gesundheitsverhältnisse des Volkes merkwürdige Dinge wahrnehmen. Ihm müßte, wenn er die Stadt zuerst aus einiger Entfernung von einem Hügel betrachtete, vor allen Dingen die dicke Dunstschicht auffallen, in welche das ganze Stadtbild gehüllt ist. Die unzählbare Menge rauchender Schote löst ihren giftigen Hauch in diese Dunstschicht auf, dieselbe immer dichter, immer undurchdringlicher gestaltend.

Wenn der Arzt sich dann bei einem modernen Hygieniker erkundigen könnte, woraus diese Dunstschicht bestehe und was für Einflüsse auf die Gesundheit der Stadtbewohner sie habe, die darin atmen müssen, dann würde er erfahren, daß dieser merkwürdige Nebel zum größten Teile aus getrocknetem Pferdemist, aus Ruß-, Staub-, Erd- und Steinpartikeln und aus Resten von vertrockneten Tier- und Pflanzenteilen besteht, in welchen ein unzähliges Heer von allen möglichen Krankheitskeimen wimmelt. Der moderne Hygieniker würde ihm dann ferner berichten, daß die heutigen Großstadtbewohner, welche gezwungen sind, ihren Luftbedarf den größten Teil des Jahres aus dieser giftigen

Dunstschicht zu entnehmen, keine gesunden Atmungs- und Riechorgane mehr besitzen.

Insbefondere sind es die Erkrankungen unseres Filters für die Einatemungsluft, von welchen der moderne Großstädter heimgesucht wird. Dieser natürliche Luftfilter, die Schleimhäute der Nase, des Rachens und Kehlkopfes, ist bei dem Großstädter des 20. Jahrhunderts defekt geworden. Chronische Nasen-, Rachen-, Kehlkopfkatarrhe sind in einer Großstadt jedermanns Krankheit. Diejenigen Beimischungen der Atmungsluft, welche durch jenen Luftfilter zurückgehalten, am Eintritt in die Lunge gehindert werden sollen, gelangen nun mit in die Lungen, Lungentatarrhe aller Art, Tuberkulose hervorrufend.

Wenn nun unser medicus redivivus von seinem Berge herabsteigen und in die Stadt selbst hineingehen wollte, um das Leben und Treiben dieser modernen, in Dunst gehüllten Großstädter zu studieren, dann würde er schon beim Annähern an die ersten Häuser empfinden, wie sich dieser Gifthauch bleiern auf seine, an diese Belastung nicht gewöhnten Atemwerkzeuge legt, der Atem würde ihm stocken.

Wenn er dann an einer der belebteren Straßen angelangt sein würde, dann würde ihn das zweite hervorstechende Merkmal der Großstadtpathologie des 20. Jahrhunderts zum Bewußtsein gekommen sein: das Hasten, Treiben, Jagen des modernen Erwerbslebens.

Das Bild, welches Goethe in Hermann und Dorothea von Hermanns Eltern malt, wie sie in behaglicher Ruhe unterm Lornweg sitzend das Wunder des Tages ansehen, den Zug der Emigranten, klingt dem modernen Großstädter wie ein Märchen aus längst entschwundener, grauer Vorzeit.

Heute rast die elektrische Straßenbahn durch die Straßen, mit scharfem Tone die Gefahr verkündend, in der Fuhrwerke und Fußgänger sich befinden, die ihr zu nahe kommen. Das Auto verbreitet mit seinem dumpfschrellen Tone Furcht und Schrecken um sich her, und der Radler bahnt sich mit dem scharfen Tone seiner Glocke einen Weg durch das Gewirre der Wagen und Menschen. Personen- und Lastfuhrwerke durchfahren in eiligem Schritt staubaufwirbelnd die Straßen. Auf den Trottoirs, dem einzigen Teile der Straße, wo der Aufenthalt nicht lebensgefährlich ist, flutet ein dichter Menschenstrom hin und her. Sinnesindrücke in sinnloser, unaufhörlicher Folge, körperliche und seelische Unruhe, Hasten, Treiben, Jagen überall.

Das Wohnhaus, früher meistens nur eine Familie beherbergend, hat sich zur modernen Mietskaserne herausgebildet, in denen die Menschen zu Hunderten, in ganz großen Städten sogar bis zu Tausenden eng über- und nebeneinander geschachtelt, untergebracht sind.

Von wirklicher Ruhe kann in einem solchen Menschenstall natürlich keine Rede sein. Der eine hört und sieht den andern, ja oft ist er gezwungen, die Gerüche des andern mit zu genießen.

Das ganze Erwerbsleben steht unter dem Zeichen: Zeit ist Geld. Der Arbeiter rast in der Frühe zu seiner Arbeitsstätte, um seine ungeduldige Maschine zu bedienen, und mittags eilt er ebenso hastig wieder in seine Wohnung, um die kurz bemessene Mittagszeit voll auszunützen.

Der Handwerker berechnet den Wert seiner Arbeit nach Stunden und Minuten, der Kaufmann steht nach dem offiziellen Schluß seines Ladens noch bis spät in die Nacht hinein an seinem Arbeitspult, die wichtigsten schriftlichen Arbeiten erledigend, für die er im Laufe der Tagesgeschäfte keine Zeit fand. Der Beamte seufzt unter der Last der Aktenfaszikel, die sich an jedem Morgen von neuem auf seinem Arbeitstische auftürmen, und zu deren Erledigung die Dienststunden nicht mehr genügen, und der Gelehrte findet kaum noch Zeit, die Unmenge von Literatur zu bewältigen, die sein Fach ihm täglich aufnötigt.

Die Ruhe, die behagliche, nervenstärkende Ruhe ist aus dem Erwerbsleben des 20. Jahrhunderts ganz geschwunden. Die natürliche Folge dieser unaufhörlichen Hast ist das zerrüttete Nervensystem des modernen Großstädtlers, sind die Krankheiten Nervosität und Neurasthenie, die mit unheimlicher Schnelligkeit um sich greifen.

Unser doctor redivivus würde nach diesen Wahrnehmungen wohl keine Lust mehr verspüren, das moderne Großstadtleben näher kennen zu lernen, er würde sich bald hinaus begeben, vor die Stadt, in die Landstraße, auf welcher er, wie zu seinen Zeiten, nach Feierabend oder am Sonntag die friedlichen Bürger spazierend in behaglicher Ruhe anzutreffen hofft.

Aber auch hier ein ganz verändertes Bild. Die Landstraße hat keinen Raum mehr für den frischlufthungrigen Spaziergänger. Das verhindert schon das Auto. Ist der Wanderer der Gefahr, von ihm überfahren zu werden, glücklich entronnen, dann sieht er sich in eine benzinrauchende Wolke von dichtem Staube gehüllt. Raum hat er sich

von seinem Unwillen erholt, so kommt ein zweites Auto mit dem nämlichen Schrecken, oder knarrende Lastfuhrwerke ächzen an ihm vorbei.

Ein Landstraßenleben, wie am Ostersonntage im Faust, würde heute die Errichtung besonderer Unfallstationen notwendig machen. Unser Doktor flüchtet ins Gebirge. Aber auch hier Autos überall, bis in die tiefsten Täler hinein Schrecken verbreitend, die Luft staub- und benzine- vergiftend. Auf jeden Berg, durch jedes Tal fährt eine Eisenbahn, der die Ausflügler in nervöser Hast zueilen. Und in jedem Tale Fabrik- schlotte in großer Zahl, einer an den andern sich reihend, alle die Herr- lichkeit des Menschengestes preisend und den Aufschwung unserer In- dustrie und die Zunahme unseres Nationalreichtums verkündend, aber alle auch Giftquellen für unsere Gesundheit. Und an den Hängen der Gebirge überall Luftkurhotels und Sanatorien und Naturheilstätten, die dem nervösen Großstädter die Wiederherstellung seines defekten Nervensystems in vier Wochen in Aussicht stellen.

Wo soll das hinaus? Wenn unsere Bevölkerung sich weiterhin jährlich um eine Million Köpfe vermehrt, wenn die Fabrikshlote und Automobile, die Berg- und Talbahnen in den nächsten 20 Jahren in der- selben Progression wie in den verflossenen wachsen, wenn die Luftkur- hotels weiterhin wie Pilze aus der Erde schießen werden, und wenn erst die Luftschiffahrt in den Dienst der Personenbeförderung gestellt sein wird, dann wird bald kein Plätzchen mehr in unserm großen schönen Deutsch- land zu finden sein, in dem der gehegte Großstädter sein ramponiertes Nervensystem, seine defekt gewordenen Atemwerkzeuge wieder herstellen kann.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser! Sollte in diesen Worten nicht auch eine tiefe hygienische Wahrheit, ein gewaltiges, sozialhygienisches Programm liegen?

Wenn das Reichsgesundheitsamt oder eine medizinische Fakultät einen Preis ausschreiben würde für das beste Heilmittel gegen die Volkskrankheiten Nervosität, Neurasthenie und die Katarrhe der Luft- wege, so müßte derjenige preisgekrönt werden, welcher Mittel und Wege angeben könnte, die Heilkräfte des Meeres dem Volke zu erschließen.

Die Heilkräfte des Meeres! Sie sind so alt wie die Welt und immer noch unausgenutzt! Hippo- crates, Plinius, Celsus haben sie schon gekannt; die Römer haben schon

richtige therapeutische Seereisen ausgeführt zur Heilung der Schwindsucht. Auch bei uns beginnt das Verständnis für das Wort Platos „Das Meer wäscht alles Übel weg“ immer mehr zu wachsen.

Denn zweimal im Jahre schon ergießt sich ein mächtiger intereuropäischer Strom von überarbeiteten, nervenkranken, großstadtluftvergifteten Menschen an die Gestade des Meeres, an die beiden Rivieren im Winter, an die deutschen, holländischen, belgischen Nordsee- und die französischen Kanal- und Biscayabäder im Sommer, die Heilkräfte des Meeres suchend.

Aber des Meeres Heilschatz liegt nur zum geringsten Teile an den Küsten. Auf dem hohen Meere, weit von den Ufern des Festlandes entfernt, mitten in der Unendlichkeit des Luft- und Wellenmeeres, dort liegen die eigentlichen, die wirklichen Heilkräfte des Meeres.

Denn nur in den Worten Meerluft und Meerklima sind sie enthalten. Schon die eine Tatsache, daß die Meerluft frei von jenem Dunst ist, der heute alle Städte umgibt, daß sie Staub überhaupt nur ganz selten und Krankheitskeime niemals enthält, würde das Meer zu einem Luftkurorte ersten Ranges machen. Die absolute Keimfreiheit der Meerluft ist mit Hilfe des Mikroskopes oft genug erwiesen. Zuletzt hat der Kieler Professor Dr. Bernhard Fischer als Teilnehmer der Planktonexpedition festgestellt, daß auf hohem Meere nirgends Krankheitskeime gefunden werden können. Das kann kein Landort von sich sagen, weder Arosa in den Firnen Graubündens noch irgend ein Punkt im Gebirge oder in der Ebene oder am Festlandsufer.

Wer einmal auf dem hohen Meere gewesen ist, der weiß es, wie leicht die Atmung hier vor sich geht.

Der Gehalt der Meerluft an Kochsalz, ihre fast immer gleichmäßige relative Feuchtigkeit macht das Meer zudem zu einer *g r o ß a r t i g e n*, *u n e n d l i c h e n* *S a l i n e*, wie sie auf dem Lande niemals hergestellt werden kann.

Neolus braucht nur ganz leichte Register zu ziehen. Wenn nur die Wellen des Meeres sich leicht kräuseln, mit ganz zarten silbernen Kämmen sich schmückend, kann man schon den Salzgehalt der Luft mit der Zunge schmecken.

Die Lebensbringer Sauerstoff und Ozon, die in der Großstadtluft immer spärlicher werden, umfluten uns auf dem Meere in unendlicher Fülle, Tag und Nacht.

Dagegen wird die Kohlenäure, jenes giftige Gas, dessen sich alle Menschen und Tiere zu entledigen suchen, das aus jedem Schornstein mit Macht hervorquillt, das überall bei der Verwesung von Pflanzen und Tieren entsteht, auf dem Meere in geringerer Menge angetroffen als auf dem Festlande, als besonders in den Großstädten, in den Fabrikzentren.

Die Lehrbücher der Meteorologie berichten uns ferner, daß die Meerluft in geringer Menge auch Brom- und Jodsalze enthält. Die Brom- und Jodsalze aber sind als Heilmittel seit langen Zeiten bei den Ärzten in Gebrauch. Bromnatrium, Bromammonium, Bromkalium besonders als nervenberuhigende Mittel.

Mag der Gehalt der Luft an diesen Salzen noch so gering sein, er kann bei längerem Aufenthalte auf dem Meere nicht ohne Einfluß auf unsere Gesundheit bleiben. Denn die Aufnahme in unsern Körper geht durch die Lungen, also ganz automatisch, aber unaufhörlich von statten, Tag und Nacht.

Der Mensch atmet in der Minute zirka 16 bis 18 mal. Bei jedem Atemzuge gelangt 0,65 Liter Luft in die Lungen. Im Laufe eines Tages gehen also rund 15 000 Liter Luft durch unsere Lungen, im Laufe des Jahres 5 475 000 Liter. Wir erkennen aus diesen Zahlen nicht allein die gesundheitliche Bedeutung der Atmungsluft überhaupt, denn die Atmung ist gleichbedeutend mit Bluterneuerung, sondern wir können auch die Wohltat für unsere Atmungswerkzeuge, für unsere Bluterneuerung ermessen, wenn wir uns jährlich aus der stark verunreinigten Großstadtluft längere Zeit aufs Meer flüchten, in die reinste Luft, die es auf unserem Erdball überhaupt gibt. Bei dem ungeheuren, unaufhörlichen Luftkonsum unserer Lungen kann aber auch die Beimengung noch so kleiner Dosen der heilkräftigen Jod- und Bromsalze nicht gleichgültig sein. Es ist meine feste Überzeugung, daß die bei längerer Seefahrt regelmäßig in die Erscheinung tretende Beruhigung des Nervensystems und das bekannte Schlafbedürfnis der Seereisenden mit darauf zurückzuführen ist.

Als neuestes Ergebnis der Radiumforschung ist sodann noch der höhere Gehalt der Meerluft an radioaktiven Substanzen zu erwähnen.



2. Danke- und Frauengruppe.
Zum Essen von Victor Leberecht.

Die lebenswichtigen Sauerstoff und Ionen, die in der Großstadtluft immer spärlicher werden, umfluten uns auf dem Meere in unendlicher Fülle, Tag und Nacht.

Gegenüber wird die Kohlensäure, jenes giftige Gas, dessen sich alle Menschen und Tiere zu erlösendem suchen, das aus jedem Schornstein mit Macht hervorquillt, das überall bei der Verwesung von Pflanzen und Tieren entsteht, auf dem Meere in geringster Menge angetroffen als auf dem Festlande, als besonders in den Bergstätten, in den Fabrikkzentren.

Die Lehren der Meteorologie berichten uns ferner, daß die Meerluft in geringerer Menge auch Brom- und Jodsalze enthält. Die Brom- und Jodsalze aber sind als Heilmittel seit langen Zeiten bei den Ärzten im Gebrauch. Bromnatrium, Bromammonium, Bromkalium lebendens als unverzichtbare Mittel.

Weg des Gehalts der Luft an diesen Salzen noch so gering sein, er kann bei dem großen Luftzufluß auf dem Meere nicht ohne Einfluß auf unsere Gesundheit bleiben. Denn die Aufnahme in unseren Körper geht durch die Atmung, die sich automatisch, aber unaufhörlich von statten, Tag und Nacht.

Der Mensch atmet in der Minute etwa 16 bis 18 mal. Bei jedem Einatzen gelangt 0,65 Liter Luft in die Lungen. Im Laufe eines Tages gehen also rund 15 000 Liter Luft durch unsere Lungen. Im Laufe des Jahres 5 475 000 Liter. Wir erkennen aus diesen Zahlen nicht allein die gesundheitsliche Bedeutung der Atmungsluft überhaupt, denn die Atmung ist lebensbedeutend mit Väternerverung, sondern wir können auch die Wichtigkeit für unsere Atmungsorgane, für unsere Bluterneuerung erkennen. Wenn wir uns jährlich aus der stark verunreinigten Großstadtluft für eine Zeit auf das Meer flüchten, so die reinste Luft, die es auf unserem Erdball überhaupt gibt. Es dem ungeheuren, unaufhörlichen Luftzufluß unserer Lungen denn auch die Beimengung noch so kleiner Mengen der heilkräftigen Jod- und Bromsalze nicht gleichgültig sein. Es ist keine feste Überzeugung, daß die bei längerer Seefahrt regelmäßig zu beobachtende Erscheinung der Ruhe und des Schlafes mit der Erregung und der Beschleunigung der Schweißsekretion mit darauf zurückzuführen ist.

Als neues Ergebnis der Radiumforschung ist sodann noch der Gehalt der Meerluft an radioaktiven Substanzen zu erwähnen.



E. Dunitowski: Frauengestalt.
Zum Essay von Victor Lederer.

Wenn auch die Radioaktivität in ihrem Einflusse auf die Gesundheit noch nicht genügend studiert ist, so wird sie als ein Heilfaktor doch jetzt allgemein anerkannt.

Es muß schließlich auf eine Eigenschaft der Meerluft hingewiesen werden, durch welche ihre therapeutische Bedeutung noch wesentlich vermehrt wird: ihre erhöhte Bewegung.

Stagnierende Luft ist für den Menschen, dessen Kleider immer mit ausgedünsteten Auswurfstoffen, insbesondere mit Kohlensäure und Harnstoff imprägniert sind, vom Übel. Zudem wird die Haut durch die Stagnation der sie umgebenden Luft zu sehr vermöhnt, verweichlicht. Mäßig bewegte Luft wird von dem Berliner Hygieniker Prof. Kubner geradezu als ein Heilmittel gefordert. Nicht allein der Durchlüftung und Entgasung unserer Kleider wegen, sondern auch wegen des erfrischenden Reizes auf die Haut und wegen der Anregung, welche die Wärmeökonomie unseres Körpers durch die kontinuierlichen Wärmeentziehungen erfährt.

Die Meerluft ist immer in Bewegung. Gebirge, Häuser, Bäume, welche ihren Lauf hindern könnten, gibt es auf dem Meere nicht. Mit sanfter Intensität durchlüftet sie unsere Kleider, erfrischt sie unsere Haut, regt sie unsern Stoffwechsel an. Dadurch wird der Reisende gegen Erkältungen gefeit. Und wenn der Wind einmal mit vollen Waden blasen sollte, dann braucht er nicht sogleich Erkältungen zu befürchten.

Wenn es hiernach nicht zweifelhaft sein kann, daß die Luft des hohen Meeres Heilkräfte enthält, die in keinem Landkurorte der Ebene oder des Gebirges anzutreffen sind oder in ähnlichem Umfange hergestellt werden können, so müssen die äußeren Verhältnisse, unter welchen sich der Meerluftgenuß vollzieht, als besonders günstig, als dem Menschen ganz hervorragend zuträglich bezeichnet werden. — — — — —

„Meerklima“! Seine hygienische Bedeutung besteht im Gegensatz zum kontinentalen Klima bekanntlich darin, daß durch die wärmeausgleichende Kraft der gewaltigen Wassermassen Temperaturstürze der Meerluft verhindert werden. Die täglichen, monatlichen, jahreszeitlichen und jährlichen Schwankungen der Lufttemperatur vollziehen sich auf dem Meere so milde und sanft, daß von Temperaturstürzen, die auf dem Festlande so oft den Grund zu Erkrankungen geben, auf dem Meere überhaupt nicht die Rede sein kann. Das ist eine Tat-

sache von fundamentaler Bedeutung für den hygienischen Wert des hohen Meeres. In Funchal auf Madeira z. B., das ganz unter dem Einflusse des Klimas des Atlantischen Ozeans steht, beträgt die Temperaturdifferenz der extremen Monate nur 6,8, auf gleicher Breite in dem kontinentalen Mesopotamien 26,0 Grad.

Dieser wärmeausgleichenden Kraft der ozeanischen Wassermassen ist auch der Umstand zuzuschreiben, daß die Lufttemperatur auf dem Meere im Sommer immer niedriger, im Winter immer höher ist, als auf den gleichen Festlandsbreiten.

Durch diese spezifischen Eigenschaften des Meerklimas, die mit dem Ausdruck „Ozeanität“ bezeichnet werden, erhält die Luftkur auf dem Meere eine ganz besonders günstige Beleuchtung. Die Luftkur ist vor allen Dingen auf dem Meere eine viel intensivere, weil der milde Wärmeausgleich eine viel größere Zeit des Tages den Aufenthalt im Freien gestattet, als in irgend einem Landkurorte.

Solcher gestalt sind die Heilkräfte des Meeres! Daß sie in ihrem vollen Werte nur auf der Höhe des Meeres zu finden sind, ergibt sich nach dem Gesagten von selbst.

Denn Küstenluft ist keine Meerluft! Bei vom Lande kommenden Winde hat die Küstenluft vor der eines beliebigen Festlandspunktes überhaupt nichts voraus, bei Meerwind ist sie durch konträre Oberströmungen immer verunreinigt. Die Thalassotherapie der Küstenbadeorte kann also niemals der des hohen Meeres gleichwertig sein. Denn über die Bedeutung der Seebäder und des „Wellenschlages“ sind die Akten längst geschlossen. Die thermische und mechanische Reizwirkung der Seebäder kann mit jeder guten Dusche auch erreicht werden. Die in den Seebadeorten in Wannen genommenen warmen Seebäder sind einfache Solbäder, die an Salzgehalt vielen Festlandsolbädern nachstehen. Und der „Wellenschlag“ hat nur darin seine Bedeutung, daß er durch Zerstäuben des Meerwassers die Küstenluft der Meerluft ähnlicher macht.

Bei dieser Summe und der Spezifität der Heilkräfte des Meeres dürfen ganz außerordentliche Wirkungen auf unsern Organismus erwartet werden. Das meiste, was wir darüber wissen, verdanken wir Küstenbeobachtungen in Seebadeorten und Seesanatorien. Schwimmende Sanatorien, die uns Heilberichte liefern könnten, gibt es leider noch nicht. Aber schon das, was die Seebadeorte und die Küstensanatorien an Heil-

erfolgen erzielen, obwohl sie über die vollwertige Meerluft nicht verfügen, ist so gewaltig, daß das „schwimmende Sanatorium“, das die Heilkräfte des Meeres in vollem Umfange in Anspruch nehmen kann, als ein Problem von ganz eminenter Bedeutung erscheint.

Die Heilwirkungen der Meerluft lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen:

I. Die Wirkung auf das Nervensystem, bestehend in einer eminenten Beruhigung und Schlafbeförderung. Diese Erscheinung wird auf Schiffen fast ausnahmslos festgestellt und tritt meistens schon nach einigen Tagen ein.

II. Die Wirkung auf die Atemwerkzeuge. Anregung der schleimabsondernden Drüsen, Lösung und Beförderung des Auswurfs. Heilung erkrankter Atemwerkzeuge.

III. Die Wirkung auf den Verbrennungsprozeß. Anregung des Appetits und der Ausscheidungen. (Der Hunger an und auf dem Meere ist sprichwörtlich.) Bildung von Blut und Blutkörperchen.

Die in diesen drei Gruppen zusammengefaßten Einwirkungen beziehen sich auf die vitalsten Vorgänge in unserm Organismus, auf den Lebensprozeß selbst. Es gibt keinen Landkurort, der sich dieser Heilkräfte in solchem Umfange rühmen könnte!

Das schwimmende Sanatorium würde diese Wirkungen, das kann keinem Zweifel unterliegen, in noch viel höherem Maße hervorbringen, als die Seebadeorte der Küste. Der Behandlung der Lungentuberkulose insbesondere würden durch das schwimmende Sanatorium ganz neue Bahnen gewiesen werden. Denn es kann seinen Standort ändern, es kann sich in jeder Jahreszeit die entsprechende Klimate aussuchen. Es ist nicht, wie der Seebadeort an sein Klima, an seinen Breitengrad gebunden.

Daß aber auch die Katarrhe der Nase, des Rachens und Kehlkopfes, daß viele Nerventränkheiten, insbesondere Nervosität und Neurasthenie, ferner die Stoffwechselkrankheiten Gicht, Diabetes, Fettsucht, Rheumatismus, Blutarmut, Bleichsucht, ferner Magen- und Darmkrankheiten auf dem Meere eine aussichtsreichere Behandlung erfahren würden, als auf dem Festlande, ist zweifellos. Die Ausnützung der Meeresheilkräfte für die Volksgesundheit ist deswegen ein Problem, des

Schweißes der Edlen wert. Das zwanzigste Jahrhundert wird es nicht ungelöst lassen.

Seine Lösung sollte deutscherseits auf der Insel Madeira durch Errichtung großer Lungenanatorien vor einigen Jahren schon einmal in Angriff genommen werden. Die englische Regierung, welche eine deutsche Kohlenstation befürchtete, hat den Plan vereitelt.

Das schwimmende Sanatorium bedarf der englischen Konzession nicht.

Wie kein großes kulturgeschichtliches Ereignis ohne vorbereitende Taten in die Erscheinung tritt, so hat auch die Ausnutzung der Heilkräfte des Meeres sein Vorläuferstadium. Jetzt schon eilen jährlich Tausende von Menschen auf das hohe Meer, um des Heilschasses des Meeres teilhaftig zu werden. Ohne Zutun vonseiten der wissenschaftlichen Medizin ist das Meer jetzt schon ein Wallfahrtsort für überarbeitete, erholungsbedürftige, nervöse, blutarme Menschen in großer Zahl geworden. Wer sich unter den Passagieren der Vergnügungsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie etwas genauer umsieht, bemerkt zu seinem großen Erstaunen, daß die Reisenden keineswegs alle des Vergnügens wegen auf das Meer gegangen sind. Ein großer Teil von ihnen macht Gesundheitsreisen im besten Sinne des Wortes.

Instinktiv hat das Volk die Heilkräfte des Meeres schon gefunden.

Daß gerade diese Vergnügungsfahrten (im Winter Mittelmeer, im Sommer Nordland) von den Gesundheitsreisenden so besonders frequentiert werden im Gegensatz zu den regelmäßigen Schiffsverbindungen der Handelslinien, hat seinen Grund in zwei, im Wesen der Vergnügungsfahrt liegenden Merkmalen:

1. in der Auswahl passender Klimate,
2. in dem häufigen Anlandgehen.

Die Schiffe der regelmäßigen Handelslinien durchheilen in schneller Folge oft mehrere Klimazonen und heben dadurch die Vorteile der Ozeanität wieder auf.

Die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie vollziehen sich dagegen in klimatisch abgeschlossenen Meeresgebieten, deren Auswahl eine geradezu mustergültige zu nennen ist.

Das Mittelmeerbecken, das von Januar bis Mai der Tummelplatz der Vergnügungsschiffe ist, ist wegen seines blauen

Himmels und der freigebigen Mittelmeersonne ja längst bekannt. Zudem bietet es an Sturmseltenheit, Windstillenhäufigkeit und Regenarmut so günstige Verhältnisse, daß es für therapeutische Seereisen um diese Zeit als besonders geeignet erscheint.

Die Nordlandsfahrten vollziehen sich zum größten Teile in den Monaten Juli und August und bewegen sich zwischen der deutschen Nordseeküste, der englischen Ostseeküste, den Orkneys, Faröern, Island, Spitzbergen und der norwegischen und dänischen Westküste. Sie stehen unter dem Zeichen der Hitzeflucht und dienen gerade dieser Indikation auf das trefflichste. Denn die Lufttemperaturen in den Großstädten Mitteleuropas sind ja in dieser Zeit so hoch, daß der Aufenthalt in ihnen zu einer Qual wird. Die Wind- und Regenverhältnisse sind in den befahrenen Meeresgebieten zudem im Juli und August so günstige, daß der Gesundheitsreisende kaum eine hohe See oder einen Sturm zu erwarten hat.

Das häufige Anlandgehen aber stellt gerade in den genannten Meeresgebieten einen Faktor psychischer Anregung dar, wie er nicht glücklicher gedacht werden kann.

Im Mittelmeer, das, fast immer in goldigem Sonnenschein glänzend, nach allen Richtungen hin durchkreuzt wird, werden die Kulturstätten der alten Welt aufgesucht. Die schönsten Erinnerungen unserer Gymnasial- und Studienzeit werden dadurch wachgerufen. Um die Eindrücke und Anregungen einer Mittelmeerfahrt zu schildern, müßte man ein ganzes Buch schreiben. Genova la Superba, Nizza, Monte Carlo, Ajaccio, Oran, Algier, Tunis, Malta, Neapel, Palermo, Athen, Konstantinopel, Smyrna, Jaffa, Alexandrien, Korfu, Venedig rufen tausendfältige Erinnerungen freudigster Art in uns wach und stimmen das Gemüt des Reisenden fröhlich und heiter.

Im Nordlande ist es besonders die norwegische Küste, die in märchenhafter Vereinigung von Meer und Hochgebirge das Schönste an Naturschönheiten darstellt, was uns Europäern zugänglich ist.

Und zwischen diese Landeindrücke immer wieder das große, gewaltige Meer eingeschaltet! Der Anblick der Unendlichkeit gießt jedesmal von neuem die ganze Fülle seines beruhigenden, beseeeligenden Reizes auf unser Nervensystem aus.

Wie anders dagegen die psychischen Anregungen der Seebadeorte! Konzerte, Bälle, Dünenspaziergänge, Réunions, Wohltätigkeitsbazaré!

Ist es ein Wunder, wenn die Unendlichkeit des Meeresanblickes bei solchen Zerstreuungen statt zur beruhigenden Wohltat, zur quälenden Monotonie wird?

Wenn nicht alles täuscht, werden sich aus den Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie mit der Zeit die vollwertigen Schiffsanatoriumsfahrten unter ärztlicher Leitung entwickeln.

Aber die Seekrankheit! Das einzige, aber unüberwindliche Hindernis für das Sanatoriumsschiff und für therapeutische Seereisen überhaupt!

Die Seekrankheit tritt in dreierlei Gestalt auf:

1. als suggestive,
2. als essentielle,
3. als konstitutionelle Seekrankheit.

An der suggestiven Seekrankheit erkranken viele Menschen, besonders nervös leicht erregbare Frauen, die zum ersten Male eine Seefahrt machen. Ob das Schiff in Bewegung ist, oder noch fest vor Anker liegt, spielt dabei keine Rolle, wenn nur die Illusion der Bewegung vorhanden ist. Der Reiz des Neuen, noch nicht Erlebten, der Eindruck der Unendlichkeit des Meeres, das Gefühl der eigenen Winzigkeit gegenüber der Gewalt der Wassermassen löst Magensymptome aus, die einer wirklichen Seekrankheit gleichen. Es kommt dabei nicht einmal immer zu förmlichen Eruptionen, oft bleibt es bei einfacher Übelkeit. Nach einigen Tagen, oft schon nach einigen Stunden Seefahrt hat die Angewöhnung ans Meer den Reiz der Neuheit überwunden; und wenn dann wirklich einmal hoher Seegang eintritt mit bedeutenden Gleichgewichtsstörungen, dann bleiben solche Reisende oft merkwürdig lange von der essentiellen Seekrankheit verschont. Die suggestive Seekrankheit ist eine Kinderkrankheit jedes Volkes, das sich zu einem seefahrenden entwickelt. Sie wird mit der Angewöhnung der Menschen ans Meer immer seltener. In England, wo es zum guten Ton gehört, schon einmal eine längere Seefahrt gemacht zu haben, ist die suggestive Form der Seekrankheit längst überwunden. Wir werden auch in Deutschland dazu kommen.

Die essentielle Seekrankheit wird durch die Gleichgewichtsstörungen in unserem Gäftesystem hervorgerufen, die als Folgen scharfer Schiffsbewegungen bei hohem Wellengange eintreten. Besonders das „Rollen“ und „Schlingern“, Bewegungen des Schiffes um mehrere Achsen,

erzeugen die essentielle Seekrankheit. Das „Stampfen“ des Schiffes, der einfache Anstieg gegen die Wogen, wird meistens noch ganz gut ertragen.

Diese Form der Seekrankheit ist auf den großen Schiffen ein seltener Gast. Je größer der Schiffskoloss selbst ist, je wichtiger das Schiff die Wellen durchbricht, je weniger es selbst deren Spielball ist, desto seltener ist diese Form der Seekrankheit. Mit Nachlassen des Sturmes, bei sich glättender See weicht die Übelkeit sogleich wieder und macht einem ausgiebigem Wohlbefinden Platz. Auf größeren Schiffen beobachtet man die essentielle Seekrankheit bei den Windstärken, die in der Meteorologie noch als „Winde“ bezeichnet werden, fast niemals. Erst wenn der Kapitän die Windstärken 8 und darüber, wenn er „Sturm“ registriert, sieht man manche Gesichter erbleichen und schnellstens verschwinden.

Auf den Bergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie, die in relativ sturmfreien Meeresgebieten und Jahreszeiten sich abspielen, ist diese Form der Seekrankheit niemals ein Schrecken gewesen.

Das Gemeinsame der beiden genannten Formen der Seekrankheit besteht darin, daß sie immer nur von sehr kurzer Dauer sind und daß sie niemals ernste Störungen der Gesundheit zurücklassen. Wer die Heilkräfte des Meeres genießen will, wird sich durch diese Formen der Seekrankheit nicht abschrecken lassen. Die Aussicht, schlimmsten Falles einige Stunden leichteren oder schwereren Unwohlseins mit in Kauf nehmen zu müssen, kann die hohe gesundheitliche Bedeutung einer Meerfahrt nicht im entferntesten aufwiegen.

Die dritte Form, die konstitutionelle Seekrankheit, macht für den damit Behafteten jegliche Meerfahrt unmöglich. Bei solchen Menschen liegt es in der Konstitution, daß sie bei den geringsten Gleichgewichtsstörungen, ja oft schon bei der Vorstellung von solchen mit Magensymptomen reagieren. Sie werden übel, wenn sie auf einer Brücke stehend in den Strom schauen, wenn sie auf dem Rhein oder Bodensee fahren oder mit der Eisenbahn eine kurvenreiche Strecke passieren müssen. Auf einer Meerfahrt fühlen sie sich die ganze Zeit unwohl und klagen stets über die Unvernunft, aufs Meer zu gehen. Sie verderben dadurch sich und den Mitreisenden die Stimmung. Solche Menschen können gesundheitliche Wirkungen auf dem Meere nicht erzielen. Sie sollten sich, da sie ihren Zustand auf Flüssen und Binnenseen ja zur Genüge feststellen können, von der Meerfahrt prinzipiell ausschließen.

Kann nach diesen Beobachtungen, die einer reichen persönlichen Erfahrung entsprungen sind, die Seekrankheit ernstlich noch als ein Hindernis für gesundheitliche Seereisen, für die Erschließung des Meeres für die Therapie angesehen werden? Ich glaube nicht. Das Sanatoriums-schiff könnte zudem jedem Sturm durch Anlaufen eines Hafens aus dem Wege gehen. Mit Hilfe der Funkentelegraphie könnte der Kapitän sich das Herannahen einer Depression so gut und so frühzeitig mitteilen lassen, wie es jetzt auf dem Festland geschieht. Unter Zuhilfenahme seines Schiffsbarometers würde er genügend Zeit finden, vor dem Ausbrechen des Sturmes einen Hafen anzulaufen, wo dann bessere Witterung abzuwarten wäre.

Das nur therapeutischen Zwecken dienende Schiff würde in noch vollkommenerer Weise, als es die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie jetzt schon tun, nur solche Gebiete des Meeres aufsuchen, die wegen ihres hohen Luftdrucks besondere Garantien für Sturmseltenheit geben. Die Meteorologie kennt die Europa bespülenden Meere hinsichtlich ihrer meteorologischen und besonders ihrer Luftdruckverhältnisse ja sehr genau. So gibt die deutsche Seewarte für den atlantischen Ozean besondere Monatskarten heraus, die dem Seemann ganz genaue Auskunft über alle einschlägigen meteorologischen Verhältnisse geben.

Vom Standpunkt der Technik darf übrigens die Frage der Ausnützung der Meeresheilkräfte schon lange als spruchreif bezeichnet werden. Daß die moderne Schiffsbau-technik, die den Ozean mit einer großen Anzahl schwimmender Paläste besetzt, den ihr von der Hygiene zu stellenden Aufgaben gewachsen sein würde, davon muß sich jeder überzeugen, der einmal ein Vergnügungsschiff der Hamburg-Amerika-Linie bestiegen hat. Auf dem Schiffe ist jeder Komfort so gut zu etablieren, wie auf irgend einem Festlandspunkte. Hydro-, Mechano-, Elektro-, Phototherapie würden zur Unterstützung der Meerluftkur mit Leichtigkeit auf den ärztlichen Schiffen einzurichten sein. Der Balneotherapie käme die stetige Anwesenheit des Meerwassers, welches eine mittelkräftige Sole darstellt, gut zu Diensten. Trink- und Diäturen jeder Art wären ermöglicht.

Daß die Erschließung der Heilkräfte des Meeres von der medizinischen Wissenschaft in absehbarer Zeit in Angriff genommen werden muß, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Basis dafür ist schon geschaffen. Der vor zehn Jahren schon von der Hamburg-Amerika-

Einie eingerichtete Typus der Vergnügungsreisen führt ja jährlich schon eine große Schar von erholungsbedürftigen Menschen aufs Meer und vergrößert dadurch stetig die Zahl der Meerfreunde und der Meer-enthusiasten.

Unser Volk beginnt das Meer kennen zu lernen und lieb zu gewinnen. Und wenn dann der große Strom von gesundheits- und erholungsuchenden Menschen, statt sich in den unglaublichsten sogenannten Kurorten, Sanatorien und Naturheilanstalten zu zersplittern, sich auf das Meer ergießen wird, dann wird das große, weite Meer ein Jungbrunnen für unser Volk werden, mit welchem alles Übel der Großstädte weggewaschen werden wird.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!

Ricarda Such: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.

Federico Confalonieri.

„Was für ein Mensch! Was für ein Mensch!“ sagte Gabrio Casati von seinem Schwager Federico Confalonieri. „Unter seinem Blick fühlt man sich von ihm gefesselt, aus der Ferne beneidet man ihn, ja liebt man ihn vielleicht nicht einmal!“ So, schwankend zwischen Liebe und Abneigung, stand mancher dieser rätselhaften Erscheinung gegenüber, und tut man es noch jetzt, bald zweifelnd, bald wieder angezogen, obwohl der Zauber seines Anblicks, seiner Rede, seines Umgangs nicht mehr wirksam ist.

Wenn es immer schwer ist, das Leben von Menschen, die etwa hundert Jahre vor uns wirkten, in seinen Einzelheiten und inneren Gründen zu erforschen, so ist es das des Grafen Federico Confalonieri ganz besonders, über den schon seine Zeitgenossen ein unsicheres Urtheil hatten, da es zuweilen in seiner Absicht, zuweilen nur in seiner Natur lag, vertrautem Einblick sich zu entziehen. Seine Wirksamkeit dauerte kaum ein Jahrzehnt lang und war den Verhältnissen entsprechend größtentheils verborgen, dann ging er in der Dunkelheit des Kerkers unter, um noch ein letztes Jahrzehnt verbannt, ein unsteter Schatten, an Menschen und Dingen vorüberzuzflüchten. So entzog ihn oft das Geschick, oft er selbst sich der Beobachtung. Was die Umstände offenbaren wollen, verhüllt er mit eigensinniger Verschlossenheit, so daß wir oft an den Ausspruch eines Priesters denken müssen, der ihn im Kerker besuchte: es gelinge niemandem in seinem Herzen zu lesen.

Ein Jugendbildnis, das von ihm erhalten ist, zeigt uns ein schönes, insofern nicht regelmäßiges Profil, als das sehr anmutig geformte Kinn

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

im Verhältnis zu Stirn und Nase zu klein ist. Mehr verrät das Bild, das aus der Zeit nach seiner Gefangenschaft stammt, wo er dem Beschauer das Gesicht zuwendet. Da sehen wir die auffallend breiten Lider, die das Auge wie ein Visier verhüllen zu sollen scheinen, unter denen der Blick hochmütig hervorgeht, und die ungewöhnlich lange Oberlippe, wie sie Menschen zu haben pflegen, die schweigen können und beharrlich sind. Was vor allem diesem Bilde den Charakter verleiht, ist der Stolz, der wie eine vornehme Gebärde der Abwehr in jedem Gesichtszuge und der Haltung des Kopfes ausgeprägt ist.

Seine Gestalt war groß und majestätisch und machte den Eindruck des Kraftvollen; wie denn der kleine zarte Silvio Pellico die unbestegbar robuste Anlage des Freundes oft neidlos bewundernd hervorhob. Indessen täuschte das Aussehen, sei es auch nur, indem in einem ursprünglich vielleicht kräftig angelegten Organismus ein krankes Nervensystem arbeitete. In seinem 36. Jahre befiel Confalonieri eine schwere Herzkrankheit, der er fast erlegen wäre. Vieles deutete darauf, daß dieselbe nervöser Natur war, besonders der Umstand, daß in ihrem Gefolge epileptische Krämpfe auftraten. Doch fing er im Kerker an Rheumatismus zu leiden an, und seinen Tod führte Wassersucht herbei; er starb in seinem 61. Jahre, wurde also gerade so alt wie Silvio Pellico. Man kann vielleicht sagen: wie sein Körper eine unerschütterte Gesundheit vor-täuschte, die er nicht besaß, so ließ sein Auftreten und Wesen, seine ganze Persönlichkeit ihn tatkräftiger, zielbewußter, sagen wir heldenhafter erscheinen, als er war. Was von einem südbitalienischen Aristokraten gesagt wurde, der auch Jahre im Kerker zubrachte, er sei wie ein eiserner Stab mit Watte umwickelt, ließe sich dann auf Confalonieri umgekehrt anwenden, indem man ihn etwa einer ausgestopften Rüstung vergleiche. Damit soll nicht gesagt sein, daß er schwach gewesen sei, nur weniger kraftvoll, als seine Erscheinung vermuten ließ.

Die Eigenschaften, die den Zeitgenossen zunächst an ihm auffielen, waren Willenskraft und Ausdauer, diejenigen, deren Mangel Gino Capponi gelegentlich als verhängnisvoll für die Italiener hervorhebt, ferner Stolz und Verschlossenheit. Was die Willenskraft anbelangt, so erreichte er zwar mancherlei rühmlich, wenn er sich mäßige Aufgaben setzte; darüber hinaus aber ging ein leidenschaftliches, ruheloses Wollen, das seine eigentliche Seele war, dem aber die Sicherheit des Gelingens nicht innemohnte. Sein ganzes Wesen verlangte nach Tätigkeit, doch wäre es verkehrt, ihn für einen Mann der Tat zu halten; wenigstens war

Aus dem Zeitalter des Risorgimento Ricarda Huch

er es nur in den geringeren Angelegenheiten, die ihn nicht völlig befriedigten. In den wichtigsten Dingen wurde sein Wollen nicht von Entschlußfähigkeit unterstützt, zum Teil weil er sich nicht ganz klar über seine Ziele war. Es ist allerdings so, daß die schnell Handelnden selten ausdauernd sind, und daß ein gewisses Zögern, ein langsamer Gang, mit Willenskraft notwendig zusammenhängt; allein bei Confalonieri hatten die zurückhaltenden Hemmungen ein solches Übergewicht, daß sie ihn in Augenblicken, wo gehandelt werden mußte, lähmten und ohnmächtig machten. Mit den Jahren und durch den Einfluß der langen Gefangenschaft nahm die Scheu vor dem Sichentscheiden so zu, daß er sich selbst eines Zuviel des Erwägens anklagte. Indes bestand sie in hohem Grade immer und beruhte auch mit auf seinem Stolz, der in der Tat das Bindende fürchtete, das ihr anhaftet, indem sie den Freien, der noch wählen kann, zum Unterworfenen macht, der die Folgen des Getanen annehmen muß. Überhaupt war Stolz eine wesentliche Linie seines Charakters, Stolz, der nicht durchaus mit Kraft verbunden war, dafür aber oft die Stelle der Kraft vertrat.

Es gibt Menschen, die zu stolz sind, um sich zu verbergen; Confalonieris Stolz verwehrte ihm, sich zu zeigen. Er konnte es nicht leiden, daß andere ihn durchschauten, wollte auch nicht zu einem Teil von anderen in Besitz genommen sein. Hatte die Natur ihn gleichsam gerüstet geschaffen, um eine gewisse Schwäche zu decken, so benützte er das, um sich überhaupt zu verbergen, das Bisier nur vertrauten Freunden gegenüber vom Gesichte zurückzuschlagen, ja auch dann vergaß oder unterließ er es wohl. Der Priester Paulovich, dem die Seelsorge der Gefangenen auf dem Spielberge anvertraut war, warnte seinen Nachfolger vor ihm: er sei diplomatisch, versteckt, maskiert, sehr gefährlich und mehr als alle andern zu fürchten. Was er sage, ziele dahin, etwas aus dem andern herauszuziehen und niemals etwas vom seinigen zu geben, seine Worte hätten immer einen doppelten Zweck. Es scheint, daß ein unbewusstes Bestreben, sich unkenntlich zu machen, auch in seiner Schrift sich ausgedrückt habe; wenigstens lehrt in seinen Briefen häufig die Bitte wieder, seine undeutliche Schrift zu entschuldigen, die dem Empfänger das Lesen erschwere oder unmöglich mache. Er bildet den vollkommenen Gegensatz zu einem unter seinen Landsleuten häufigen Typus, die, gefellig mitteilfam, das sprudelnde Wort nicht von der Lippe zurückhalten können und sich bei erster flüchtiger Begegnung ganz geben; er sprach viel und sehr gut, ohne aber sein Innerstes auszusprechen.

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Im Jahre 1814 lernte Confalonieri in Paris den Florentiner Filippo Buonarrotti kennen, der als Emigrant dort lebte, ein Mann von antiker Denkweise, wie man es damals ausdrückte, eigentlich ein idealistischer Schwärmer, strenger Republikaner, der Federico liebte, während der ihn mit Neugier und Achtung betrachtete. Buonarrotti, der Mitglied geheimer Gesellschaften war, die die Regeneration der Völker und den Sturz des Despotismus zum Zwecke hatten, suchte Federico zum Eintritt in dieselben zu bewegen. Diesen zogen der Widerstand gegen den Despotismus und die liberalen Ideen, der internationale Charakter und der brüderliche Geist gegenseitiger Hilfe, wie er es selbst nennt, zu den Gesellschaften hin; aber die kindischen Formen, mit denen sie sich umgaben, waren ihm lächerlich und verächtlich, an den Carbonari mißfiel ihm das Irreligiöse und Demagogische, er tadelte die Neigung, das Altertum mit seinen Republiken in die Gegenwart versetzen zu wollen, und den Umstand, daß die Gesellschaften entweder nur wenig Mitglieder haben müßten, und dann machtlos wären, oder viele, und dann zum großen Teil aus schlechten, törichten, abenteuerlichen, unbedeutenden Menschen beständen. Da er aus diesen Gründen nicht Mitglied einer Gesellschaft werden wollte, lehrte Buonarrotti ihn insgeheim die verschiedenen Grade verschiedener Gesellschaften mit ihren Geheimnissen kennen, ohne ihn zu verpflichten, so daß er mit den Eingeweihten Fühlung gewinnen konnte, wovon er auch auf seinen Reisen durch Italien Gebrauch machte.

In dieser seltsamen Geschichte zeigt sich Confalonieri ganz: die Macht, die er über die Menschen hatte, so daß er einen Mann von strengem, unbestechlichem Charakter wie Filippo Buonarrotti dazu bewegen konnte, ihm eine so außergewöhnliche, eigentlich unerhörte Ausnahmestellung zu gewähren; seine Abneigung sich zu binden und in Verhältnisse einzutreten, wo er nur ein Glied in einer festgefügtten Kette, zu Gehorsam oder doch zum Anschluß an von andern festgesetzte Grundsätze verpflichtet gewesen wäre; zugleich sein Drang, seinerseits diese Verhältnisse zu durchschauen und in sie eingreifen zu können, wie er denn wirklich, indem er die ihm bekannten Zeichen gab, Fremde veranlaßte, ihn für einen Genossen, z. B. einen Carbonaro zu halten und ihm ihr Vertrauen zu schenken, das er zwar nie mißbrauchte, aber keineswegs erwiderte.

Eine solche Stellung nahm er bis zu einem gewissen Grade auch seinen Freunden gegenüber ein, die sich ihm mitteilten, während sie sich über ihn täuschen konnten. Da er mit seiner Gabe, schön und überzeugend zu sprechen, die Fähigkeit vereinigte, sich in andere hineinzuversetzen und also

Aus dem Zeitalter des Risorgimento Ricarda Huch

mit ihnen zu denken und zu fühlen, so konnten sie leicht zu der Einbildung kommen, daß zwischen seinen und ihren Ansichten kein Unterschied sei. Abte er diese Kunst im Verkehr mit Freunden kaum mit Bewußtsein aus, jedenfalls nicht um sich einzuschmeicheln oder sie auszuholen, vielmehr um ihnen wohlzutun, so erreichte er doch damit, was in seiner Natur lag wollen zu müssen: daß er sie kannte und beherrschte, ohne sich selbst ganz hinzugeben. Er hatte aber die fürstliche Eigenschaft, diejenigen, die er beherrschte und die sich ihm ergeben hatten, ganz in seinen Schutz aufzunehmen und sich für sie verantwortlich zu fühlen. Er war der geliebteste, wie der hilfsbereiteste der Freunde. Seine auserlesene Fähigkeit sich in die Lage anderer zu versetzen und ihre unausgesprochenen Schmerzen, der Bitte zuvorkommend, zu erleichtern, wird häufig hervorgehoben; liebevoll, stark und treu nennt ihn Silvio Pellico. Wenn er durch Geld unterstützen konnte, tat er es mit der Selbstverständlichkeit, die das Annehmen selbstverständlich macht. Auch durch seine bloße Nähe, ohne es zu beabsichtigen, vermöge der Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging, war er ein Spendender: „Deine Gegenwart in Mailand,“ schrieb ihm im Jahre 1812 einer seiner Freunde, „war also der Stützpunkt vieler Existenzen, wenn Du nicht da bist, fehlt es Jungen und Alten, Eheleuten und Junggesellen, kurz, Leuten jeder Klasse und Art an Leben.“ Von ihm hat man den Eindruck, daß er die meisten seiner Freunde hauptsächlich liebte, weil sie seiner bedurften, und daß sie ihm gerade so viel waren, wie sie ihm Gelegenheit gaben, ihnen etwas zu sein; manche vielleicht auch, namentlich die jüngeren, weil sie sein Gefolge bildeten; an wenigen, wie zum Beispiel an dem Florentiner Gino Capponi, scheint ihm auch um feinetwillen etwas gelegen gewesen zu sein.

Sein angeborener Hang, Menschen und Verhältnissen gegenüber der Beherrschende zu sein, ließ ihn diejenigen mit Kälte und Feindseligkeit zurückstoßen, die ihn beherrschen wollten. Mehr darin lag der natürliche Grund seiner revolutionären Stellung als im Temperament, das gelassen war; er ging so weit, die Begeisterung, so liebenswürdig und verehrungswürdig sie auch sei, als eine Störung im Gleichgewichte der Vernunft anzusehen. Für einen Jakobiner gehalten zu werden, wie man damals Umstürzler zu nennen pflegte, war ihm unleidlich: er war ein Aristokrat mit liberalen Ideen und einem leidenschaftlichen Drang nach Größe. Seine politische und soziale Richtung glich der, die vor der Revolution unter den französischen Denkern vorherrschend war: im Staate wünschte er die Macht der Regierenden nach englischem Muster durch eine an-

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

gemessene Vertretung der Gebildeten beschränkt, die Freiheit durch vernünftige Gesetze gewährleistet zu sehen, die besitzende Klasse sollte sich verpflichtet fühlen das Volk zu bilden und seine Lage zu verbessern; im allgemeinen war er für Fortschritt auf allen Gebieten. Von den sehr partikularistischen Mailändern unterschied er sich dadurch, daß er als Italiener fühlte, für eine ideelle Vereinigung von ganz Italien arbeitete und auf eine faktische in der Zukunft hoffte. Toskana nannte er sein süßes Lieblingsland.

Übrigens hatte er nicht gerade eigene Ideen und Auffassungen. Man rühmte seine Klugheit, seinen Scharfblick, sein klares Urteil; einer seiner Bekannten fühlte sich durch die Lebhaftigkeit seines Geistes, durch sein allseitiges Umfassen der Verhältnisse, seine tiefen Einsichten in die Bedürfnisse der Zeit an die besten Seiten Mirabeaus erinnert; indessen wenn auch sein praktischer Verstand das durchschnittliche Maß überstiegen haben mag, so war er doch nicht durch seinen Geist hervorragend und wirksam. Der große Zauber, den er ausübte, insbesondere auf Frauen und Jünglinge, lag namentlich in der Intensität seiner Persönlichkeit und seines Lebensgefühls, wie auch in seinem Drange zu herrschen; denn die Menschen neigen sich im allgemeinen gern dahin, wo sie denselben spüren.

Federico Confalonieri ist am 6. Oktober 1785 geboren. Die Familie wurde erst am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in den Grafenstand erhoben; im achtzehnten Jahrhundert nahm sie einen sehr angesehenen Platz in der mailändischen Aristokratie ein. Sein Vater hing Österreich an und gehörte überhaupt zu jenen „veralteten Personen“, die das abgezirkelte, schläfrige Dasein, aus dem die napoleonischen Stürme Italien aufgerüttelt hatten, für das rechtmäßige und wünschenswerte hielt. Das Verhältnis zwischen beiden war gespannt. Federico war weder österreichisch noch französisch; er haßte Napoleon und soll mit dessen Stiefsohn, Eugène Beauharnais, dem Vizekönige von Italien, aus einem persönlichen Grunde, nämlich weil derselbe seiner Frau den Hof gemacht habe, verfeindet gewesen sein.

Im Jahre 1806, also sehr jung noch, hatte Federico sich mit einer um wenige Jahre jüngeren Frau verheiratet, Teresa aus dem gräflichen Hause Casati, deren Schönheit und Güte gerühmt wurde. Nach einem Profilbilde aus ihrer Jugend zu urteilen, waren ihre Züge regelmäßig; auffallend sind auf jenem Bilde ihre Augen, aus denen ein Triumph von Liebe und Wahrheit strahlte. Man verglich sie einmal mit einer römi-

schen Matrone, deren Würde durch die Demut des christlichen Glaubens lieblich gemacht sei. Ihre Güte beweist am besten die Tatsache, daß sie von ihrer Dienerschaft angebetet wurde. Wenn es sich um Dinge handelte, die ihrem Herzen wichtig waren, konnte sie eine außerordentliche zielbewusste Tatkraft entfalten, aber nicht ohne sich dabei aufzuzehren. Es scheint, daß die Ehe, wenn sie überhaupt jemals glücklich war, sehr bald aufhörte es zu sein, was der Klatsch von Mailand dem herrischen und eifersüchtigen Wesen Federicos zuschrieb. Auch wurde behauptet, da ihr erstes und einziges Kind im zarten Alter starb, es sei das infolge seiner Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit geschehen: er habe es nämlich gern in die Luft geworfen und wieder aufgefangen, wobei es gefallen sei und sich die Todesursache zugezogen habe, was ihm dann Teresa gänzlich entfremdet habe. Doch ist dies ebenso unverbürgt und noch unwahrscheinlicher als die Geschichte von der Neigung des Prinzen Beauharnais, die einen gewissen Eindruck auf Teresa gemacht habe. Gewiß ist, daß Teresa ohne Verschulden durch irgend eine Handlung war, er dagegen sich manches, hauptsächlich wohl Härte und Untreue, vorzuwerfen hatte. Ihr Charakter war edel und groß angelegt, vielleicht für seinen Geschmack zu vernünftig, zu klar, zu kühl und steif nach außen. Das Leidenschaftliche, Gefallsüchtige, Geheimnisvolle, Unnennbare, was oft mehr als Schönheit und Seelengröße zur Liebe reizt, scheint ihr gefehlt zu haben. Von dem Grade ihrer Liebe zu ihm mochte er keine richtige Vorstellung haben, oder es war die Art ihrer Liebe, die ihn nicht befriedigte. In die Bewunderung und ritterliche Verehrung, die die Freunde ihres Mannes ihr darbrachten, klingt zuweilen eine gewisse Parteinahme für sie und ein vorsichtiger Vorwurf gegen ihn an. Wenn er weite Reisen ohne sie unternahm, suchte sie vergeblich ihre Schwermut vor ihren Bekannten zu verbergen: er füllte ihr ganzes Herz aus.

In ihrem Buche über Italien, das sie im Jahre 1820 verfaßte, sagt die damals viel gelesene englische Schriftstellerin Lady Morgan, nachdem sie die geistlose Lebensführung der alten Generation in Mailand geschildert hat: „Es ist aber leicht möglich, daß in einem anderen Flügel des nämlichen Hauses der junge und regsame Erbe seinen Tag ganz auf englische Weise verlebte. Der Mann schreibt in seiner Bibliothek oder Kabinett an Vorsteher der Lancasterschulen, antwortet englischen Manufakturisten und Mechanikern, verschreibt ein Modell eines Dampfschiffs oder Einrichtung zur Gasbeleuchtung; dann besucht er seine (häufig englischen) Pferde, reitet spazieren, hütet sich, das Mittagmahl im anderen

VERLAG
UND
BÜCHER
Schröding
1908



N. Stanislavski:
Windmühlen.
Zum Essay
von Victor Sebever.

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Teile des Hauses nicht zu versäumen, wenn er nicht etwa um 5 Uhr bei einem Freunde zu Mittag ist, der des väterlichen Zwangs und alten Herkommens ledig wurde. Die Dame hat in der nächstgelegenen Kirche ihre Andacht verrichtet; dann übt sie im französischen Vouloir die Künste, welche sie in der Pension der Frau von Tor erlernte, besucht Freunde, die ihr empfohlen wurden. Nach dem Mittagessen macht sie einige Familienbesuche; nun kommt die Zeit zur Fahrt auf den Corso, dann die Oper, ihr eigentliches Reich, wo sie ihre Macht ausüben kann.“

Es wäre nicht unmöglich, daß diese Schilderung auf das Haus Confalonieri ginge, auf welches der altmodische Vater einen Druck ausübte. Auch stimmt es insofern, daß Teresa in der Anhänglichkeit an die kirchlichen Gebräuche durchaus der alten Schule angehörte; aber, sei es aus Liebe zu Federico oder aus eigener Überzeugung, sie teilte seine politischen und sozialen Interessen und war in alle seine und seiner Freunde Pläne eingeweiht. Vielleicht war ihr Geist nicht glänzend, und jedenfalls drängte sie sich nicht vor; Verstand und Einsicht indessen fehlten ihr nicht. Aus ihres Mannes an sie gerichteten Briefen sieht man, daß, wenn kein leidenschaftliches, doch ein sehr gutes kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen bestand; er wußte, daß sie Verständnis für alle seine Bestrebungen hatte, und daß seine Geschäfte von ihr mit derselben Umsicht und Zuverlässigkeit besorgt wurden, wie von ihm oder einem treuen Verwalter.

Der Sturz Napoleons eröffnete Confalonieri zum ersten Male eine öffentliche Wirksamkeit, die er nach seiner durchaus männlichen, auf Tätigkeit gerichteten Veranlagung suchen mußte, in der er aber nicht vom Glück begleitet war; es zeigte sich, daß er auffiel, daß die öffentliche Meinung sofort ein anführendes, maßgebendes Haupt in ihm sah, weswegen man ihm am Schlimmen wie am Guten, was geschah, leicht einen bedeutenden Anteil zuschrieb, und daß er mehr Feinde als Freunde hatte. Er gehörte zu den Führern derjenigen Partei, die, sowohl der französischen wie der österreichischen entgegen, ein unabhängiges oberitalienisches Reich unter einem womöglich italienischen Fürsten wollte, ein Programm, das löblich klingt, aber den Fehler hatte, daß ein fürstlicher Kandidat zunächst nicht vorhanden war, daß dagegen der Bizkönig Eugène Beauharnais eine gewisse militärische Macht zur Verfügung hatte, die einzig die Lombardie in den Stand gesetzt hätte, den verbündeten Mächten gegenüber mit dem Anspruch auf Unabhängigkeit aufzutreten. Demnach konnte man dieser Partei Mangel an Logik vorwerfen, und sie zog sich vollends

bitteren Tadel dadurch zu, daß in ihrem Namen ein wüster Mordakt geschah: es wurde nämlich durch eine zusammengerottete Volksmenge der bisherige Finanzminister Prina auf unmenschliche Weise ums Leben gebracht. Confalonieri nun wurde für den Anstifter dieses Mordes gehalten, so daß sein Name mit dem Makel wenn auch nicht einer erwiesenen Untat, so doch eines häßlichen Verdachtes behaftet blieb. Allerdings sprachen ihn Männer von Gewicht und Ehre von der Anklage frei, und er selbst verteidigte sich in einer Schrift, der man Glauben schenken muß, wenn man ihn nicht für einen abgefäimten Heuchler halten will; möglich wäre nur immerhin, daß er, ohne es zu beabsichtigen, durch sein Verhalten zu dem schrecklichen Akt anregte, dann, daß er ihn hätte verhindern können, wenn er gewollt hätte. Charakteristisch für ihn ist hauptsächlich, daß gleich sein erstes Auftreten unklar war, weil er Feinde und Feinde hatte, besonders aber weil er nicht ganz zielbewußt handelte, schließlich auch weil man ihm mehr Wichtigkeit beimaß, als ihm zukam.

Die Uneinigkeit der Mailänder ließ den Verbündeten freie Hand, die Geschichte Italiens nach ihrem Sinne zu ordnen. Von einer provisorischen Regierung mit mehreren andern nach Paris geschickt, um den dort versammelten und vertretenen Souveränen gegenüber die Sache seines Landes zu führen, tat Confalonieri, was in seiner Macht stand, um der Lombardei Unabhängigkeit und eine Verfassung zu sichern; aber Franz I. hatte im Geiste schon von Oberitalien Besitz ergriffen und behandelte die Gesandten, denen er mehrfach Audienz erteilte, ohne weiteres als seine Untertanen. Er hörte ihren Vortrag über verschiedene Maßregeln, die sie zugunsten ihres Vaterlandes von der neuen Regierung ergriffen wissen wollten, gnädig an, ohne etwas zu versprechen, wodurch er seiner Majestät etwas zu vergeben geglaubt hätte, außer daß er wie ein Vater für seine italienischen Untertanen sorgen wolle. Die Rolle, die Confalonieri in Paris gespielt, und vermutlich auch der Eindruck, den seine Persönlichkeit hervorgerufen hatte, machte ihn dem neuen Herrn sofort verdächtig.

Was er in Paris erlebt hatte, die Einsicht, daß von keiner fremden Macht etwas zu erhoffen war, daß nur selbständiges Handeln hätte helfen können, hatte Confalonieris Ansichten in mancher Hinsicht erschüttert, vielleicht seine ehemalige Haltung ihm in ungünstigem Lichte erscheinen lassen. Damals hätte er sich auch einen österreichischen Prinzen gefallen lassen, falls nur Mailand nicht abhängige Provinz eines außeritalienischen

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Reiches würde; erst jetzt fing er an, die Einmischung der Fremden überhaupt abzulehnen. Man kann sich denken, daß der stolze Aristokrat widerwillig war, sich vor einem Kaiser Franz zu beugen, dessen kleinliche Persönlichkeit seine maßlose Selbstgefälligkeit und Herrschsucht als empörende Anmaßung erscheinen ließ.

In diesem Falle gab sich der Graf nicht die Mühe, seine Gesinnungen zu verhehlen, und seine Abneigung gegen das aufgedrungene Regiment wurde bald bekannt. In dem schon erwähnten offenen Briefe, den er drucken ließ, um sich gegen die von der französischen Partei erhobene Anklage zu verteidigen, als habe er den Mord des Ministers Prina veranlaßt, kam ein Satz vor, der lautete: „Ich war und werde niemals der Mann sein, der von Umständen oder von Regierungen abhängt;“ diesen nahm der Kaiser zum Anlaß, ihn für eine gewisse Zeit auf eines seiner Güter zu verbannen. Von der wegen ihres unwürdigen Spionierens verachteten Regierung gefürchtet zu werden, mag ihn weniger geschmerzt, als sein Selbstbewußtsein gesteigert haben; er ging seinen Weg, wie es ihm beliebte, ohne sich um die lauernde Feindseligkeit zu bekümmern, die ihm nichts anhaben konnte.

Schl u ß i n d e r S e p t e m b e r - N u m m e r.

Rudolf M. Breithaupt: Conrad Ansforg.

Schönheit wird wie Glück empfangen:
Freude krönt dein bang Genießen
Und die Freude ein Verlangen,
Sich als Liebe zu erschließen.
Denn der Schöpfung schöne Hülle
Hält ihr Wesen wohl verwahrt,
Ist von Reiz so spröde wie zart
Und erschließt des Glückes Fülle
Dem nur, dessen eigne Art
Die Art des Schöpfers offenbart.

(Richard Dehmel.)

Es gibt Persönlichkeiten im künstlerischen und sozialen Leben, denen man begegnet sein muß. Es geht ein Etwas von ihnen aus, ein Licht, ein leuchtendes, eine Kraft, eine zwingende, der wir uns hingeben müssen. Wer in ihren Bannkreis trat, empfing eine Wohltat, oder fühlte ein Wunder. Und wer ihrem Innersten nahe war, wer auf den Goldgrund ihres Wesens blicken durfte, spürte je nach Art der Wirkung bald eine Erschütterung, bald ein Gefühl tiefen Glückes, — und sein Leben erhielt nach Inhalt und Form eine sichtbarliche Veränderung und Bereicherung. Solcher Wesenheiten von radioaktiver Wunderkraft sind nicht gar viele. Ein Duzend kann man in jeglichem Jahrhundert aufzählen. Erkannt werden sie selten zur Zeit, obwohl sie auf die besten Geister und Denker eine nachhaltige Wirkung ausübten. Sie werden geliebt, sie werden gehaßt. Denn alle Gleichartigen oder ihrem Wesen Verwandten werden angezogen, alle Ungleichartigen abgestoßen.

Wenn ich an derlei Persönlichkeitsmächte oder -Kräfte innerhalb des musikalisch-künstlerischen Bereiches denke, werde ich traurig gestimmt. Wir haben recht eigentlich niemanden, an den man sein Herz hängen, dem man seine Ideale zuwenden könnte. Wir sind arm geworden an wirklich großen Individualitäten. Der letzte Große war wohl Liszt. Er war gewiß der letzte „Mensch“. Und von all seinen Jüngern und Aposteln ist's allein Conrad Ansforg, der uns fesselt, der uns

innerlich, nicht nur künstlerisch, sondern auch menschlich näher steht als der gesamte Durchschnitt unserer Zeitmusikanten.

Es ist müßig zu untersuchen, was in Ansforges künstlerischer Persönlichkeit mehr hervorzuheben oder gar höher zu bewerten ist: das reproduktive oder das produktive Element oder die menschlichen Lebensquellen. Er ist eine geschlossene Einheit, eine kraftvolle Eigennatur, in der Licht- und Schattenseiten gleich stark vorhanden sind.

Über den Pianisten ist der Urteilspruch längst gesprochen. Er ist der Ersten einer, ein wirklich Großer im Reich der Töne und Klänge. Seine Spielweise ist einerseits der letzte Ausläufer der Lisztschen Periode, andererseits eine unmittelbare Fortsetzung Bülow'scher Kunstauffassung. Von Weimar her hat er den großen Wurf, das Kolossive michelangelesker Formbehandlung. Von Bülow dagegen, dem letzten „Kritiker“, den die Musik besaßen, die Strenge und Herbe in der Durchführung einmal erfaßter und für richtig erkannter Mittel. Sein Spiel hat Stil, Charakter und jene höchste Einfalt eines schlichten Sinnes, wie sie nur bei solchen auftritt, die in der Entwicklung zur künstlerischen Kultur jene höchste und letzte Stufe erklimmen haben, auf der alles Unnatürliche, Erlernte, Erarbeitete wie von selbst plötzlich abfällt und die Natur wie der bloßgelegte Strahlenkern einer schimmernden Frucht uns entgegenleuchtet. Sein Stil weist allein noch jenen heroisch-pathetischen Zug auf, der von Schiller an, über Wagner bis zu Liszt auf alle Edlen nachhaltig gewirkt hat und nun mählich zu verschwinden droht. Wir sind unendlich nüchtern, wir sind praktischer und klüger geworden. Ob aber auch zärtlicher, leidenschaftlicher und weiser? Ich bezweifle es. Lauscht man Ansforges Klängen, so spürt man jedenfalls noch etwas von der rhetorischen Macht, von dem Ethos der Schiller'schen Kampfzeit, das uns aus dem Zustand träger Zerarbeitung und müder Erschlaffung aufrafft und uns mit Drommetengewalt aufruft zum Zuge gen Mekka und Medina, zu den heiligen Tempeln der Freiheit, Schönheit und Erhabenheit. „Bei allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessiert sein. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch sein und wird unausbleiblich unsre Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemütes muß immer der leidende Mensch, aus allen Leiden der Menschheit muß

immer der selbständige oder der Selbständigkeit fähige Geist durchscheinen.“ (Schiller: „Über das Pathetische“.) Hierher sind die großen Darstellungen von Beethovens „Appassionata“ Op. 57 und der heroischen Op. 111, sowie Liszts H-Moll- und Chopins B-Moll-Sonate zu setzen.

Ich sagte ferner, das Spiel hat Charakter. Ich verstehe darunter den „Logos“ der Griechen, die innere Geschlossenheit der geistigen Idee in ihrer sinnlichen Form, das individuelle Gepräge, wie es sich in der vollendeten Harmonie der dynamischen Kräfte zu erkennen gibt. „Das wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die genaueste Absonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit; nur muß diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltsam hervorbringen. Die höchste Gesetzmäßigkeit muß da sein, aber sie muß als Natur erscheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge tun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so dringt es seine Gesetzmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den Verstand insbesondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmonischen Ganzen des Menschen, als Natur zu Natur.“ (Schiller: „Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“.)

Wer je an Ansforges vollendeten Tagen Op. 109 von Beethoven gehört hat, wird etwas von der Kraft der „inneren Notwendigkeit“ empfunden haben. Wie Ansforg diesen Triptychon in feiner Gliederung aufbaut, in Farbe und Stimmung harmonisch einheitlich gestaltet und den Schluß mit jener übermenschlichen Kraft äußerster Ekstase ausstattet, indem er unter Streichung einiger unwesentlicher und störender Beethovenschen Pianissimi über jene große Trillerkulmination hinweg zur himmlischen Seligkeit des Themas zurückkehrt, — dies gehört zu den wundervollsten Eindrücken unserer Zeit. Ich konnte dem geheimen Zauber der Sonate lange Zeit nicht beikommen. Ansforg hat mir ihre geistige Leuchtkraft erschlossen. Seit dieser Stunde sehe ich den „Edelsteinschimmer“ der raphaellischen „Disputa“ in der Camera della Segnatura (Vatikan) im Geiste vor mir.

Die tiefste Wirkung geht von dem menschlichen Kerne seiner Kunst aus. Wenn er in jenen Höhepunkten alles Materielle von den Werken abstreift, wenn er uns über Ton und Klang, Saß und Form hinweg und hinauf führt zu ihrem immateriellen Gehalt, zur reinen Idee, dorthin, wo die Kunst als Natur erscheint, als Tal oder Hain, als kristallklarer Höhenzug oder leuchtende Meerestiefe, oder als goldener Abglanz einer reinen Kinderseele, dann ist vollbracht, was die Reproduktive überhaupt

zu vollbringen vermag. In solchen Augenblicken wird der Nachschaffer zum Schöpfer, zum Enträtseler heiliger Schriftworte, zum Verkünder neuer Lichtklänge. Schubert, der strahlende, heitere, — er steht auf vom Tode und wandelt unter uns mit all seiner göttlichen Kindlichkeit, mit der ganzen Liebe und Nührung, dessen sein Herz fähig. Der Schubert von Ansforg löst einen vollkommenen Zustand aus. Gesundes Wohlbehagen und Frohsinn, Übermut und Spiellust stimmen uns heiter, scheuchen allen Griesgram von uns hinweg. In perlmutterschimmernder Schale schaukelt unsere Seele über dunkelblaue Meeresfluten weit weit fort zu glücklichen Gefilden. Das Leben selber wird zu einem holden Spiel, zu Traum und Glück. Und das Kunstwerk wirkt als Offenbarung, als ein neuer Glaube, als Religion. „Selig sind, die reines Herzens sind.“ Dies steht auch bei Schubert in Klängen geschrieben. Von dieser Seite Ansforges gilt Schillers Satz: „Die Musik in ihrer höchsten Vollendung muß Gestalt werden und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken.“

Ein Wort noch über seine Technik. Sie ist wie der ganze Mensch ins Große entwickelt, von robuster Kraft und massiver Wucht, dabei des zartesten Timbres, der weichsten Tönungen und Schattierungen fähig. Kleine Geister und hämische Kritikafter mäkeln an ihr herum und finden hier ein Haar und dort ein Haar. Das sind die Leute, die mit den Begriffen „Ausdruckskunst“ und „Technik“ in der Öffentlichkeit immer jonglieren, — heut so, morgen so, wie's dem Börsenjobber just zu seinen Zwecken paßt. Freilich, die Klaviertechnik ist über die Lisztsche, etwas rohe Kraftperiode hinausgegangen. Ihre Formen sind feiner, flüssiger, abgerundeter, die Anschlagsfarben reicher, differenzierter, toniger geworden. Aber darauf kommt es ja in der gestaltenden Kunst nicht an. Wir müssen unterscheiden lernen zwischen: p e r s ö n l i c h e r und allgemeiner, sagen wir a b s o l u t e r Technik oder klarer zwischen: Technik als Kunstmittel und Technik als virtuosisches Vergnügen und Selbstzweck. Es kommt in der Kunst weniger darauf an, daß ich eine enorme Technik habe, sondern einzig allein darauf, was ich mit dieser meiner Technik machen, was ich mit ihr s c h ö p f e r i s c h g e s t a l t e n kann. Ton und Technik an sich sind billige Werte. Erst das Formungsgefühl, die Klang- und ideale Bildvorstellung sind das Entscheidende. Wie die Liszt- und Wagnertrabanten an Brahms Technik herumrörgelten, seine Palette „grau in grau“ nannten und die Mär von schlechter Instrumentation erfanden, oder wie eine gewisse Sorte von Literaten und schön-

geistiger Flachköpfe sich vor der knorrigen, rauhen Sprache Hebbels, des Dichters, baß entsetzten, — einen Dehmel oder Liliencron für verrückte Sprachverderber erklärten, so hecheln einige Schädlinge auch hier die Ansforgsche Technik durch, die weil sie nichts anderes vorzubringen wissen. Armer Mensch! Hast du eine schiefe Nase oder auch nur einen Leberfleck zwischen den Schulterblättern und siehst du auch noch so vollkommen, ich sage dir: Puck dich, du bist nichts wert! So war's immer und es wird wohl auch immer so bleiben, solange Bosheit über Güte triumphiert und die Schadenfreude als die reinste Freude gilt. Die Wahrheit ist die: Auch Ansforg besitzt just die Technik, die er für seinen eigenen Ausdruck, für Form und Farbe, Aufbau und Dynamik gerade benötigt. Das genügt. Der Rest ist Geschmackssache. Jedoch, man stelle sich einmal vor: Ansforg in Busoni-Manier, oder Ansforg mit Godowskyscher Läufertechnik Beethoven spielend! Fallen einem dabei nicht komische Bilder ein, wie: Hering und Schlagfahne, Apfelmus und grüne Seife, saure Gurken und Limonade?? Überdies — Scherz beiseite —: ein Stimmungskünstler und Impressionist unterliegt anderen Bedingungen als ein dressierter Papageivirtuose. Es geht Ansforg wie allen wahrhaft Großen — man denke an Liszt, Rubinstein, Bülow —, er hat vollkommene und schlechte Tage. Das ist ein Glück. Denn alles Unkünstlerische, Mittelmäßige und Maschinelle ist gerade um der ewigen Gleichförmigkeit mittelmäßig, maschinell und unkünstlerisch. Echte Kunst wandelt nur auf Höhen. Die mittleren, warmen und gemäßigten Zonen seien den Philistern, den Musikanten, Technikern und Unterhaltungskünstlern schönstens angewiesen. —

Ich komme zu dem Schaffenden, zu dem Rätsel, dem „Problem“ Ansforg. Über diese seine produktive Seite läßt sich nur andeutungs-, nur ahnungsweise sprechen, kein sicheres oder gar abschließendes Werturteil abgeben. Gewiß ist eins: Ansforg ist auch hier ein Selbsteigner, eine geschlossene Ganzheit, ein von der Tagesmode völlig Abweichender, Abseitsstehender. In jeder Note, jedem Takte steht geschrieben: So und nicht anders! C'est le styl d'un homme! Diese Sprache ist ebenso neu und originell wie kühn und tief. Ihr Zauber liegt jenseits aller doktrinären Erörterungen. Es geht eine stille seltsame Schönheit von ihr aus, — eine Schönheit tiefster Ergriffenheit, heiliger Nüchternheit, die uns schweigen macht. Wer tiefer lauschen kann, vernimmt oft Töne höchster Resignation, Klänge eines wunderbaren Mysteriums. Hier spricht sich das Urwesen seiner Persönlichkeit aus: Ansforg der Schwärmer,



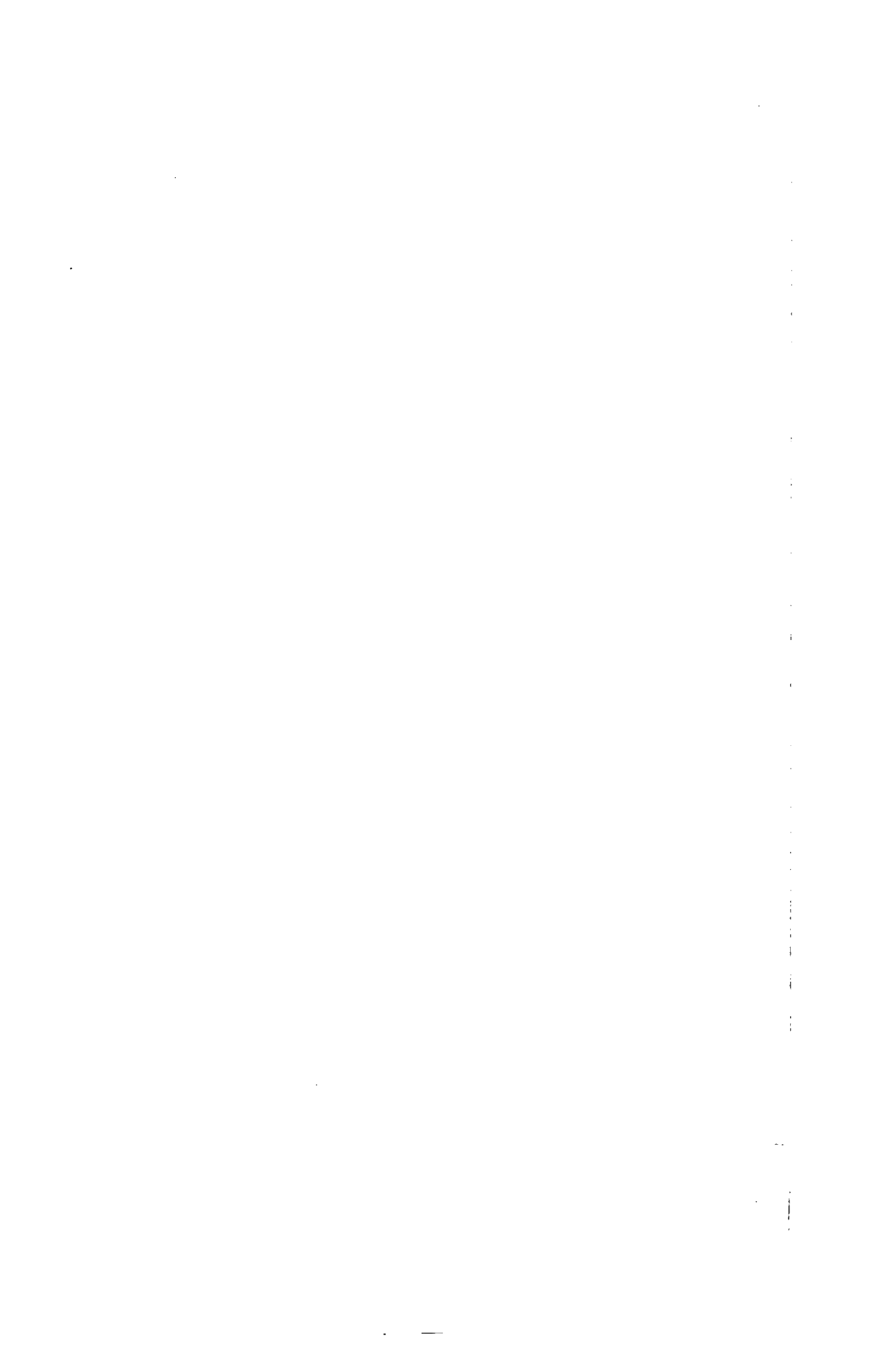
Central-Ansorge: Zum Eisen
von R. M. Breithaupt.

geistiger Nachköpfe sich vor der knorrigen, rauhen Sprache Hebbels, des Dichters, haß entzünden, — einen Dohr! oder Lilienkron für verrückte Eschwerderber erklären, so heheln einige Schädlinge auch hier die Ansforgsche Technik durch, dieweil sie nichts anderes vorzubringen wissen. Armer Mensch! Hast du eine schiefe Nase oder bist nur einen Leberfleck zwischen den Schulterblättern und siehst du nicht, daß so vollkommen, ich sage dir: Wacke dich, du bist nichts wert. So man's immer und es wird wohl auch immer so bleiben, schmeiße Des mit über Güte triumphiert und die Schadenfreude als die wahre Freude gibt. Die Wahrheit ist die: Auch Ansforg besitzt just die Technik, die er für seinen eigenen Ausdruck, für Form und Farbe, Aufbau und Dynamik gerade benötigt. Das genügt. Der Rest ist Geschwätz. Jedoch, man stelle sich einmal vor: Ansforg in Busoni'scher Manier, oder Ansforg mit Godowsky'scher Käufertechnik Beet'oven's Splendore! Fallen einem dabei nicht komische Bilder ein, wie: Hering und Lammzähne, Arf-Imus und grüne Seife, saure Gurken und Pampelkürbis, — Scherz beiseite —: ein Stimmgelächter, was sich nicht unterliegt anderen Bedingungen als ein dreifacher K. — — — — — Es geht Ansforg wie allen wahrhaft großen — — — — — Rubinsteine. Dohr —, er hat vollkommene und keine Tage. Das ist ein Stück. Denn alles Unkünstliche, Mittelmäßige und Maschinelle ist gerade um der ewigen Gleichförmigkeit willenmäßig, maschinell und unkünstlerisch. Echte Kunst wandelt nur auf Höhen. Die mittleren, warmen und gemäßigten Zonen seien den Philistern, den Musikanten, Technikern und Unterhaltungskünstlern schönstens angewiesen. —

Ich komme zu dem Schaffenden, zu dem Räthel, dem „Problem“ Ansforg. Über diese seine produktive Seite läßt sich nur andeutungsweise, nur andeutungsweise sprechen, kein sicheres oder gar abschließendes Werturteil abgeben. Aber es ist eins: Ansforg ist auch hier ein Selbsteigner, eine geistliche Waise, ein von der Tagesmode völlig Abweichender, Absichtsvoller. In jeder Note, jeder Takte steht geschrieben: So und nicht anders. *Comme le styl d'un homme!* Diese Sprache ist eben so neu und erhaben wie klar und tief. Ihr Zauber liegt jenseits aller doktrinarer Erörterungen. Es geht eine stille seltsame Schönheit vor ihr aus, — eine Schönheit tiefster Ergriffenheit, heiliger Nüchternheit, die uns schweigen macht. Wer tiefer lauschen kann, vernimmt oft Töne höchster Resignation, Klänge eines wunderbaren Mysteriums. Hier spricht sich das Urwesen seiner Persönlichkeit aus: Ansforg der Schwärmer,



Conrad Ansorge: Zum Essay
von R. M. Breithaupt.



der Symbolist, der Mystiker. Die Musik ist ihm nicht Thema, tote Formel, Motiv oder dergleichen, sondern Auslösung, Bejahung, Erfüllung tiefsten persönlichen Denkens und Fühlens. Dieser Unterton, der schon durch die letzten Sonaten und Quartette Beethovens hindurchklingt, der sich auch bei Liszt aus den Partien höchster Ekstase heraushören läßt, und der im „Parsifal“ Richard Wagners zu höchster Verklärung geformt ward, er findet sich auch bei Ansforge. Auch hier: Auflösung der Form, ein Streben nach dem letzten, höchsten Ausdruck, ein Ein- und Aufgehen in dem metaphysischen Selbst. „Die höchste Aufgabe der Bildung ist sich seines Transzendentalen Selbst zu bemächtigen. Dieses Selbst gewahren wir zuweilen in den Worten Gottes, der Dichter und Weisen, auf dem Grunde einiger Freuden und Leiden, im Schlaf, in der Liebe, in den Krankheiten und in unerwarteten Verkettungen, wo es uns von ferne winkt und mit dem Finger auf unsere Beziehungen zum Weltall hinweist. Einige Weise befließigten sich nur dieses Suchens und schrieben jene Bücher, wo nur das Außerordentliche herrscht.“ (N o v a l i s.)

Auch Ansforge hat sich nur dieses Suchens befließigt und eine Musik geschrieben, „wo nur das Außerordentliche herrscht“. Daß er vielen fremd erscheint, liegt nicht an ihm, sondern an den Menschen. Er ist zarter und feiner, stiller und tiefer als sie alle. Der Wellenklang seiner goldenen Seelenharfe ist nicht für grobsinnliche Ohren. Die Musik der Ausrufe, der Interjektionen, das blaue Leuchten acherontischer Klänge ist anders zu bewerten, als der landläufige Gesang der Modeskomponisten im $\frac{4}{4}$ bzw. $\frac{3}{8}$ Takt.

Einem Ansforge ist nicht so leicht beizukommen. Man muß sich schon in ihn versenken, man muß ihn l i e b e n, um ihn zu verstehen. Mit Begriffen ist diese Kunst überhaupt nicht zu erläutern. Nur ein feines, tiefes Kunstgefühl hilft uns über die letzten Schwierigkeiten hinweg. Für Ansforge ist der Ton Licht, das Licht Klang. Ein kosmisches Gefühl beherrscht ihn. Nicht eine Formenkunst spricht zu uns, sondern die Nührung eines ergriffenen Herzens. Dies muß man festhalten, wenn man die runenhaften Motive, die sphinxartigen harmonischen Gebilde betrachtet.

Von den 24 Werken, die ich hier nur flüchtig skizzieren kann, nehmen die „L i e d e r“ den weitaus größten Raum ein. Genau die Hälfte entfallen auf sie (Werk 2, 10, 11, 12, 14—19 und 22). Daneben haben wir: Zwei Quartette (Werk 13 und 20), ein Sertett für Streichinstrumente (Werk 9), eine Sinfonie „Orpheus“ (Werk 5, ungedruckt), eine

Sonate für Cello und Klavier (Werk 24, ungedr.), drei Sonaten für Klavier allein (Werk 1, 21 und 23, letzteres ungedr.) und einige Klaviersachen („Traumbilder“, Werk 3, „Ballade“, Werk 4, „Balse Impromptu“, Werk 6, „Traumbilder“, Werk 8).

Was unter diesen Kompositionen am höchsten zu bewerten ist, läßt sich nicht ohne weiteres bestimmen. Sie enthalten alle mehr oder minder seltene Blumen der Schönheit. Meines persönlichen Dafürhaltens hat er sein Bestes gegeben: in der ersten und dritten Sonate für Klavier, den beiden Quartetten und den Liederzyklen von Dehmel und Goethe. Zunächst die „Lieder“. Sie gehören zum Schönsten mit, was wir seit Hugo Wolf bekommen haben. Allein wenn man den Musiker nach dem Text beurteilen darf, so ist Ansforge als einer der ernstesten, vornehmsten Geistesköpfe zu nennen. Was die moderne Poesie Bedeutendes geschaffen, er hat es mit dem zarten Stab seiner Muse berührt. Nach der inhaltlich geistigen (nicht äußerlich formalen) Seite ist nicht Richard Strauß, sondern Conrad Ansforge als der beste Vertoner neuerer Lyrik hinzustellen. Dies hat mir jüngst Richard Dehmel persönlich in seiner stillen und ruhigen Weise bestätigt. „Ich verstehe von Musik und ihrer Technik nichts,“ sagte er mir. „Ich bin vollkommen Laie. Aber nach meinem innersten Gefühl kommt Conrad Ansforge meiner Poesie am nächsten.“ — Die Lyrik scheidet sich teils in „Gesänge“, teils in einfach schlichte Liedformen, teils in psalmodische Sinnsprüche, Deklamationen und dergleichen. Den tiefsten Kern seiner Wesenheit sprechen nach Ansforges eigenem Urteile aus: „Der Weidenwald“, Gedicht nach Dante Gabriel Rossetti, Op. 16, „Stimmen des Abends“ — Dehmel Op. 15 Nr. 1, „Letzte Bitte“ — Dehmel Op. 17 Nr. 5 u. a. m.

Im „Weidenwald“ ist ein visionäres Traumgesicht mit unheimlicher Kraft zu klingendem Leben erweckt. Ebenso rührt: „Letzte Bitte“ an die letzten Möglichkeiten musikalischen Schauens. Dies ist Stimmungskunst in reinster Form und als solche kein Alltagswerk, sondern eine Musik für Erwählte und innerlich Berufene. Kritisch läßt sich dawider nichts sagen. Wie bei Dehmel oder, um einen anderen seiner Freunde zu nennen, bei Melchior Lechter, muß man bejahen oder verneinen, je nach Veranlagung, Temperament und Geschmack. Ansforges Feinkunst liegt unterhalb der Schwelle des Halbtones. Nur eines fragt sich, ob diese Welt der viertel und achte Töne darstellbar, das heißt ohne Gefahr für die Formenharmonie der Musik günstig ist. Gewiß ist die Musik diejenige Kunst, die am tiefsten von allen Künsten reicht und die feinsten Empfin-

dungen zu verkörpern weiß. Ob auch das Letzte? Das Aufleuchten unseres tiefsten Lebens, die purpurne Welle der Sehnsucht selbst? Ich wage nicht, die Frage zu beantworten. Aber ich glaube: auch die Musik kann nur annähern und angenäherte Werte wiedergeben. Auch hier bleibt ein unauflöslicher Rest. Das Letzte gibt nicht die Musik der diatonischen, chromatischen und enharmonischen Tonkombinationen, sondern die Musik des „Silent and Secrety“, der stummen Gebärde, die Musik zweier schwingender Seelen, die Musik eines holden Augenblicks, einer zitternden Hand, das Erhabenste: die Musik von Sonne, Meer und Sternen. Und diese ist entweder nicht oder doch nur unvollkommen zu verkörpern. Die tiefsten Regungen unseres Unterbewußtseins sind wie dunkle Quellen oder heiße Ströme. Sie nähren und stärken das Blut unserer Phantasie, befruchten und bestimmen unsere Gedanken und Empfindungen. Diese Sphäre des künstlerischen Unterbewußtseins kann von keiner Kunst geformt werden, auch von der Musik nicht, deren äußerstes Mittel: der Halbtonschritt schon zu materiell, zu grob sinnlich wirkt. Die Musik Gottes läßt sich nur ahnen, nicht formen. Formen läßt sich nur das, was die Schwelle unseres wallenden, wogenden Transzustandes überschritten, von den unterirdischen Bächen, Flüssen oder Vulkanen der Seele an die Oberfläche, in das Licht der Erkenntnis gehoben bzw. geschleudert wurde, d. h. nur das, was vom Kunstgefühl als Formempfindung ahnend und tastend aus dem dämmerigen Vorraum unserer Traumgefühle in die hellere Kammer des Kunstverständes zu weiterer Entwicklung überführt wird. Gewiß: alles Große ist aus Ekstase geboren, nicht vom kühl abwägenden Verstand. Aber die Ekstase darf sich nie in völliger Aufgelöstheit hingeben, wenn anders sie künstlerisch brauchbar sein soll, sonst wird sie leicht zum hilflosen Fallen und formlosen Stammeln. Künstlerische Formeinheiten kommen nur zustande, wenn Kunstgefühl und Kunstverstand eine harmonische Paarung eingehen. Die Symbolik wie die Stimmung „a n s i c h“ sollten auch die Musiker endlich beiseite lassen, eingedenk des Goetheschen Wortes: „Laßt uns das Faßliche darstellen, das Unfaßliche gläubig verehren.“ Ich möchte noch hinzufügen, daß bei der Verbindung von Poesie und Musik es der letzteren gar nicht möglich ist, die Stimmung zu verkörpern, weil ja ihr Produkt im Augenblick, wo es Form wird, schon etwas ganz anderes, von dem poetischen Verstand durchaus Verschiedenes und ein völliges Novum ist. Alles das sei im allgemeinen gesagt. Es gilt nicht für den Einzelfall. Zu allen Zeiten gab es mystische, ekstatische, religiöse Kunst neben formvollendeter Wirklichkeits-

kunst. Der Künstler hat das Recht so zu schaffen, wie er muß. Wir aber sollten nicht in den Zwiespalt geraten, der seiner Zeit die Lisztianer und Wagnerianer von den Schumannianern und Brahminen trennte. Wir sollen beide Stilgattungen lieben, soweit wir dessen fähig sind.

Von allen Ansforgeliedern sind mir persönlich: „Helle Nacht“, Op. 10 Nr. 1, „Gib mir“, Op. 10 Nr. 6 und „Dann“, Op. 10 Nr. 7 am sympathischsten. Auch Op. 15 mit dem holden: „Schöne Junitage“ („Mitternacht, die Gärten lauschen“ . . .) sei allen Sängern und Sängerninnen von Geschmack empfohlen, — das köstliche: „Schneefall“ von Mombert, Op. 11 Nr. 5 nicht zu vergessen.

Einfachen Liederseelen seien dann die schönen, vielgesungenen „Erntelieder“ von Franz Ewers nahegelegt. Daß Ansforg die beste Lösung für das Goethesche: „Über allen Gipfeln ist Ruh“ gefunden und „Der du vom Himmel bist“ weitaus am tiefsten gefaßt hat, sei nur beiläufig erwähnt. In technischer Beziehung interessieren: die Strenge und die Konsequenz der Formmittel, die Gebiegenheit der Deklamation einerseits, die Zartheit der chromatisch wirkenden Melismen andererseits, die lapidare Wucht stolzer Bässe, besonders aber die originelle Harmonik, die Mischung der Farben, die in gleich tiefen und dunklen Tönungen bei keinem anderen Musiker zu finden.

Das erste „Quattor“ ist ein banges, tiefes Werk. Aufgebaut auf einem früheren Liede (aus der Sammlung „Vigilien, Dichtung von Stanislaus Przybyjewski“) und nach Art der letzten Beethovenschen Quartette, vielfach durchbrochen von Rätselfragen, Schicksalsmahnungen und süßen Wehelaute ist's von dunkler Tragik. „Du schmerzhafteste Schönheit, die du über aller Schönheit thronst, o Sehnsucht du!“ — 's ist das Motto dieses Werkes. Der Frieden, in dem das Ganze nach dem trostigen, leidenschaftlichen Aufstieg und dem Zusammenbrechen im zweiten Satz ausklingt, besonders das Schlußadagio mit den silbernen Arpeggienwellen in der ersten Violine ist von zauberischer Schönheit. Ganz anders das zweite Quartett, das sich vom Heiteren zum Schmerzlichen oder Heroisch-Tragischen entwickelt. Anfangs ein Frühlingsatz voll pastoraler Innigkeit und Träumerei, dann ein sammetnes, schwarzschattiges Adagio, dessen dunkel-blaues Eis-dur wie die erste tonale Verkörperung der Böcklinschen „Toteninsel“ erscheint, — zu dritt die güldene Heiterkeit eines freundlich-sonnigen Allegretto und zum Schluß ein Maestoso mit einem 56 taktigen breiten Oktaventhema von bachischer Holzschnittsfaktur. Das Ende ist

hart. Wie in Granit stehen die Noten da, als wollten sie sagen: „Des Lebens Ernst findet mich bereit.“ — Über die Cello-Sonate läßt sich erst sprechen, wenn sie vollendet. Zwei Sätze davon, die wir jüngst genossen, zeigen jedoch gewaltige Dimensionen. Dem Cello sind neue Ausdrucksmittel abgerungen. Die chaotisch-wirbelnde Thematik greift mit starker Faust an das letzte Schicksalsproblem. Trotzige Rezitative, bange Fragen bringen keine Lösung. — Bleiben die Klaviersachen: die herrliche erste Sonate, die mich anmutet wie ein blanker Silberschild, darauf ein Cellini erregte Kampfszenen eingebosselt hat. Das fast klassische Adagio wie das heftige Schlussfugato erheben die Arbeit turmhoch über alle ähnlichen Erzeugnisse der Zeit. Prachtvoll ist auch die „Ballade“, zeugend von hartem Stolz und wilder Naturkraft, — in den rollenden Bassfiguren oft an den „Heiligen Franziskus“ von Liszt gemahnend. Die zweite Sonate will mir vorläufig nicht eingehen. Sie zeigt ein kühn geschnittenes Profil, ein titanisches Ringen und Kämpfen, ist aber formell, besonders instrumentell derart schwierig und vertrackt gesetzt, daß man vor Dornen und Disteln keinen freieren Ausblick hat. Zum mindesten bedarf's öfteren Hörens in vollendeter Wiedergabe. Dagegen habe ich die dritte Sonate, eine venezianisch-schlankte Schöne von elfenbeinernem Timbre und mit einem schmerzlichen Lächeln in den dunklen Augen, in mein Herz geschlossen. Von ihr und von dem, was noch nicht in Klang umgesetzt, erwarte ich gar mancherlei für die heutige und kommende Kunstmusik.

Das der Schaffer, der Fröhliche, Einsame! Ich komme zum Letzten, zum Persönlichen: Ansforg der Mensch, Ansforg das Kind. Wer diesem je begegnet, wird die Erinnerung daran als etwas Kostliches aufbewahren. Frohsinn und drolliger Humor, höchste Schlichtheit und Einfachheit des Sprechens und Handelns, — sie haben mehr als einen feinen Geist angezogen und für ihn gewonnen. Ist's nicht sonderbar: Ansforg, der Musiker, der einsam und abseits seines Weges einhergeht, dieser Selbsteigene, der sich in der Musik mit niemandem, in der Poesie nur mit Hölderlin, von den Modernen vielleicht nur mit Dehmel vergleichen läßt, — hat als Mensch die Besten seiner Zeit zu Freunden! Dehmel, Kiliencron, Evers, Przybyzewski, Stephan George, Melchior Lechter und andere sind ihm nahe getreten. Das, meine ich, bedeutet etwas. Andere Große: Nietzsche, Dauthendey, Mombert, Verlaine haben ihn im Geiste begrüßt. Flache Menschen, schiefe Terte sind seinem Leben fern geblieben. Wer die fröhliche Ausgelassenheit dieses

Menschenkinds im Kreise der Seinen je erlebt, wer sein goldenes Lachen gehört und den Ernst verspürt hat, mit dem er über die Dinge der Kunst und des Lebens zu denken und zu reden pflegt, der hat einen dauernden Gewinn mit sich fortgetragen. Einst sah ich ihn, wie er in seinem kleinen Garten umherging und auf den Frühling lauschte. Er sah nach den Knospen und Knöspchen an Baum und Strauch und freute sich, wie grün es über Nacht geworden. Und wie lieblosend strich seine Hand über die jungen Blätter. Seit dieser Stunde verehere ich ihn. Und diese Liebe soll mich immer grüßen wie der Sonne erster Strahl. — — —

Leo Berg †: Der junge Goethe und der alte Goethe.

Unsere Väter haben einst den jungen Goethe mehr geliebt, aber der alte ist's, zu dem wir immer wieder zurückkommen: „wir“ die einzelnen, und „wir“ die Gesamtheit.

Woran liegt das? Nur daran, daß „wir“ selber älter geworden oder gar verspießert sind? Fehlt uns nur die Leidenschaft, die Glut, der Rausch und der Leichtsin, um uns in die Welt des jungen Goethe noch so recht hineinleben zu können?

Ich rede nicht vom Goethe der Wertherschen Sentimentalität, die eine Zeitkrankheit war, in die wir nicht zurückzufallen brauchen, umsoweniger zurückzufallen brauchen, als wir gerade genug mit unseren eigenen Zeitkrankheiten zu tun haben; man muß ja, wenn man von den einzelnen Epochen Goethes redet, die einzelnen Stimmungen und Richtungen überhaupt ausscheiden, weil man sonst nicht einmal zu einem Begriff oder zu einer Vorstellung des „jungen Goethe“ oder des „alten Goethe“ käme. Bei keinem anderen Dichter übrigens abstrahieren wir, wenn wir seinen Namen hören, so sehr von seinen Werken wie bei ihm: beim Namen Goethe denken wir heute zunächst immer an den Menschen, dessen Dichtungen uns nur noch Äußerungen, Konfessionen seiner Persönlichkeit sind; im Gegensatz zu anderen, die uns als Menschen nur interessieren, weil sie die und die uns wertvollen Werke verfaßt haben. Selbst die subjektivsten Dichter wie Kleist und Ibsen verschwinden uns nach und nach hinter ihren Werken. Und warum? Weil der Mensch in ihnen zerstückelt worden und von ihnen nur übrig geblieben ist, was sich in ihren Dichtungen erhalten hat; der Dichter hat den Menschen in ihnen aufgezehrt: sie haben ihre Gestalten mit ihrem Herzblut genährt und sind daran verblutet. Oder das Leben hat sie gebrochen, noch ehe sie zu ihrer vollen Manneshöhe hinaufgewachsen waren. Oder die erste Schlacht hat sie verkrüppelt. Und sie waren dann nur noch die „Dichter“ — die meisten wenigstens; namentlich die der neueren Zeit. Und das liegt, abgesehen von besonderen Schicksalen, zum Teil an der

Zeit und ihrer Berufszersplitterung, zum Teil auch an der Entwicklung der Kunst, die den Menschen im Künstler immer vollständiger verbraucht; man kann schon nicht mehr sagen: sie üben oder beherrschen eine Kunst — die Kunst übt und beherrscht sie: sie sind Sklaven ihrer Kunst, Besessene, sie geben sich hin und aus an sie, sie lassen sich aufzehren von ihr. Der Rest, der übrig bleibt, ist oft nicht mehr viel wert, nicht einmal immer interessant. Sie sind, was in ihren Werken steht, für sich selbst nichts. Oder doch so wenig, daß die persönliche Bekanntschaft mit Künstlern oft eine beschämende Enttäuschung wird: ein Spießker oder ein Lump ist nicht selten das, was vom Menschen im Künstler noch übrig bleibt.

Unter den Dichtern und Geistern Deutschlands steht Goethe nicht so einzig da: in nicht wenigen Punkten sind ihm selbst solche zweiten Ranges überlegen oder mindestens gleichwertig. Wäre er jung gestorben, so würde er seine Altersgenossen, die Stürmer und Dränger durchaus nicht so mächtig überragen, von denen namentlich Lenz sehr günstig neben ihm bestehen könnte, und als Dramatiker übertrifft ihn Klinger, als Balladendichter Bürger, als Lyriker ist Claudius kein ungefährlicher Nebenbuhler, im realistischen Stil und in der Menschen-gestaltung Wagner sogar ein gefährlicher. Heute aber können wir sagen, was ihm über alle diese und spätere Dichter die große Überlegenheit gibt: nicht der Dichter, der Mensch Goethe hat über sie gesiegt.

In jedem Stadium seiner langen Entwicklung ist der Mensch, die Persönlichkeit Sieger geworden über eine Welt von Nebenbuhlern und Mitstreibern, von Widersachern und Freunden, von Hemmungen und Förderungen, von Not und Glück, von Sorge und Hoffnung, von Lust und Leid, von Liebe und Haß, von Fragen und Antworten, von Schrecknissen und Tröstungen, von Mangel und Überfluß — von Kunst und Wissenschaft, von Politik und Gesellschaft: er ist immer wieder Herr geworden und Herr geblieben, er ist immer wieder ans Licht des Tages gelangt, so tief er auch in unterirdische Reiche hinabgestiegen war, Herr selbst über das Leben.

Eine erschöpfende und genügende Geschichte von Goethes Überwindungen, seine eigentliche Biographie ist bisher noch nicht geschrieben worden und kann vielleicht auch nicht geschrieben werden. Sie konnte nicht einmal von ihm selbst geschrieben werden; auch seine eigenen Memorabilien, Tagebücher, Autobiographien, Briefe usw. geben darüber keinen genügenden Aufschluß, sie konnten, ja sie wollten



J. Laszewski: Sohn des Künstlers.
Zum Essay von Victor Leberer.



Leo Berg: Der junge Goethe und der alte Goethe

das nicht einmal. Denn sie selbst waren ja auch wieder nur Mittel der Überwindung: abstoßen, etwas hinter sich bringen, fertig werden mit etwas, das war ihre Aufgabe. Und seine Dichtungen waren Emotionen. Der Begriff der Emotion als Erklärung der Kunst ist so recht von ihm abgeleitet worden. Sie waren Heilprozesse, namentlich der Werther, der Tasso, die Iphigenie, der Faust; seine Gedichte waren gelegentlich auch nur Experimente und Spielereien. Jedenfalls: er hatte überwunden, wenn die Dichtung fertig war, was er zu überwinden gehabt hatte, das starrt uns aber in ihnen, oft an ganz unscheinbaren Stellen, noch mit medusenhaften, schrecklichen Augen an. Er jedoch nahm sich sofort historisch, wenn er überwunden hatte, er entrückte sich, er schrieb in tiefstem Frieden über die Kriege und Revolutionen in sich: wie ein Geolog die Entwicklung der Erde beschreibt, die er doch nicht erlebt hat. Solche Beschreibung konnte wieder sehr poetisch und bedeutsam sein, aber die Krater waren längst erloschen.

Deshalb: der Mensch in Goethe war größer noch als der Dichter, der Dichter Goethe war nur Diener des Menschen Goethe (darin das gerade Gegenteil Ibsens) und deshalb übt der alte Goethe auf alle, die das große Erlebnis in ihm auch nur ahnen, einen immer größer und größer werdenden Reiz aus. Der junge Goethe, so glänzend, so hinreißend, so liebenswürdig, so bezaubernd — ist ein wundervolles Versprechen, deren es aber auch schon andere gegeben hat, ein Versprechen, wie es eigentlich mehr oder weniger jedes junge Genie ist, ein Versprechen, das die Götter fast nie halten, selbst wenn sie das Genie zur vollen Reife gelangen lassen — denn das Genie gelangt zur vollen Reife fast nur unter Aufopferung des Menschen — denn die Kunst heischt Menschenopfer und nährt sich am liebsten von jungen Genies. Auf allen seinen Entwicklungsstufen droht dem jungen Goethe immer wieder die Gefahr, von den Dämonen, mit denen er kämpft, verschlungen zu werden. Der alte Goethe aber ist die Erfüllung. Der ist Herr geworden. Nicht durch das Alter, das auch andere erreicht haben, nicht durch die Leistungen, die es auch bei anderen gibt, nicht durch Erfolge und äußere Triumphe, die andere in noch höherem Maße erlebt haben. — Der „glückliche Goethe“ ist eine Fabel, nur möglich in einem Lande und einer Zeit, die die Künstler zur unanständigsten Bescheidenheit erzogen hat, zu einer Bescheidenheit, für die der Größenwahn nur eine andere Ausdrucksform oder gegen die er eine Art Notwehr ist. — Nein, der alte Goethe ist der Herr gewordene Mensch, der mit Werther geweint, mit

Der junge Goethe und der alte Goethe Leo Berg

Faust gezweifelt, mit Tasso die Pein getränkten Ehrgeizes erlitten hat, mit Drest durch die Hölle des Wahns geschritten ist, der geschaut und gesucht, sich allen Erscheinungen hingegeben hat, der in sich die ganze Entwicklung seiner Zeit mit erlebt und durchgekämpft und der sich doch immer wieder gefunden hat, der in die letzten Abgründe steigen, der sich an einen Freund, an eine Geliebte völlig wegsetzen konnte, der alles mitgenoss und mitlitt, und der doch nie geschwächt und geschlagen, sondern immer nur siegreicher und kräftiger aus alledem hervorging, der immer er selbst blieb, nur genährt und gestärkt durch eben die, denen er sich freiwillig selbst vorgeworfen hatte.

Der alte Goethe ist deshalb die Gewähr für sich selbst. Dieses ganz Einzige hätten wir nicht ohne ihn, diesen menschlichen und geistigen Triumph ohnegleichen. Aber es ist ein Triumph, der weit über den Einzelwert, der Goethe heißt, hinausgeht. Was wir sonst an großen menschlichen Überwindern in der Geschichte haben, war von ganz anderer, gewöhnlich negativer Art. Die Helden und Märtyrer der Religionen, die Heiligen der Legende das waren die Selbstüberwinder, die Selbstabtöter, die großen Leidenden, die sich ihrem Gotte, ihrem Werke oder der Menschheit als Opfer, notfalls Glied für Glied, darbrachten: die Selbstverneiner und Selbstvernichter. Goethe aber ist der große Selbstbejaher, der Mensch, der „wieder Ja zum Leben sagt“, in keinem Jenseits und Überirdischen den Sinn des Daseins sieht, der große Diesseitige, der selbst den Ewigkeitsgedanken und die Gottheit irdisch und diesseitig auffaßt, der an die Seelenwanderung glaubte, weil die Entwicklung und das Streben keine Grenze haben könne, der mit Spinoza Gott in die Welt und Natur hinein oder, was dasselbe ist, Welt und Natur in Gott hinaufzog, der das eine und das andere hinüber und herüber verwandelte, kurz, der auch diesen großen Gegensatz überwunden hat, und zwar nicht bloß als Philosoph rein geistig, sondern mit seiner ganzen Persönlichkeit, die Gegensätze nicht durchdenkend nur, sondern durchlebend, indem er sie in sich vereinigte, indem er sich durch sie in eine höhere Einheit, indem er in sich selbst das Göttlich-Menschliche, das Geistig-Natürliche zum Ausdruck und zur Darstellung brachte.

Die größte Dichtung, die Goethe schuf, war er selbst, und diese Schöpfung seiner selbst sehen wir eben erst im alten Goethe vollendet vor uns.

Goethe ist der erste volle moderne Mensch, der entchristlichte, der entnationalisierte, der freigewordene, wenn auch tief im Christentum

Leo Berg: Der junge Goethe und der alte Goethe

und im deutschen Volkstum wurzelnde, ja so tief im nationalen und religiösen Deutschtum wurzelnde Mensch, daß er fast der unmittelbarste dichterische Ausdruck für beide geworden ist und sogar sowohl das lutherische wie das katholische Deutschtum verklärend ausgedrückt hat, und dennoch oder vielleicht deshalb so weit und so hoch über den mütterlichen Boden hinausgewachsen, daß unter seinem Schatten alles, was ihn bedingt hat, zur Geschichte, zur Vergangenheit geworden, überwunden ist. Den ganzen Begriff dessen, was wir im Gegensatz zum Mittelalter und zur Reformation „modern“ nennen, können wir von ihm ableiten. Er ist so sehr eine Scheide der Zeiten, daß man später vielleicht von einer vogoethischen und einer nachgoethischen Epoche reden wird. Die „Schwächen“, das was immer ihn noch mit seiner Zeit, mit Christentum, mit Deutschland verbindet, braucht man nicht zu übersehen: man kann Goethe gar nicht ungoethischer betrachten, als wenn man sich unkritisch mit Haut und Haar ihm hingibt; Goethe goethisch sehen heißt, auch ihn als Durchgang betrachten: wer durch Goethe derart gebannt wird, daß er sich durch ihn an eigener Entwicklung hindern läßt, daß er nicht mehr durch Goethe hindurch er selbst werden kann, für den ist Goethe eigentlich noch gar nicht erschienen, der lebt trotz aller Goetheverehrung noch in einer vogoethischen Epoche — wie die fanatischen Christen meist noch Heiden sind.

Goethe selbst hat das große Beispiel gegeben: er zeigt uns am wunderbarsten, wie man als Verehrer überwinden kann. Wer hätte verehrungsvoller als Goethe die Antike, Shakespeare, Molière, Dichter und Denker aller Zeiten und Völker betrachtet und sie doch besser überwunden, wer sich freier im Anschauen der Anderen gemacht als er, wer sich pietätvoller noch in die kleinsten Individualitäten versenkt, ohne sich je auch nur an die größten zu verlieren?

Er ist gewiß kein Haltezeichen, sondern ein Wegweiser, aber da, wo er steht, beginnt ein neues Reich des Menschentums. Ferne wandern! ist das große Leitmotiv seines Wilhelm Meisters.

Vielleicht kommst du nicht weit, wenn du diesen Weg gehst, vielleicht befindest du dich am Ende deines Lebens noch immer im Schatten dieses mächtigen Zeichens, aber wandern mußt du, auch fort von diesem Zeichen, wo der Weg sich wendet. Er ist kein Kreuzifix, vor ihm darfst du nicht nur in die Knie sinken, vor ihm darfst du vor allen Dingen nicht liegen bleiben. Er weist dich empor: wandere! Gehe weiter, entwicke, bemühe auch du dich immer strebend, verweile nur, um zu rasten, um

Der junge Goethe und der alte Goethe Leo Berg

dich zu erquicken, um dich mit neuen Bildern zu erfüllen, um dich zu bereichern, aber sonst: weiter — und mag der Augenblick auch noch so schön sein.

Es ist deshalb auch keine unkritische Betrachtung und keine sklavische Beweihräucherung eines Großen, wenn ich Goethen die Bedeutung eines Weltenwendepunkts in der Geschichte der Menschheit gebe; Befreite hat es auch vor ihm schon gegeben, er aber ist der erste freie Freigeborene, der Freigebliene, immer freier werdende, frei nicht nur im Geiste (da hat er viele Vorgänger), sondern frei als Mensch, als Natur, als Künstler, als Persönlichkeit.

Eine Persönlichkeit, in deren Dienst die Geister der Vergangenheit freiwillig traten, eine Persönlichkeit, die nur werden konnte, was sie von Hause aus war, die es aber immer besser und besser wurde, die gleich Napoleon, nur in anderem Tempo, durch die geistigen Reiche Europas und des Orients zog, als hätten die Jahrtausende nur gelebt, ihm zu dienen.

Und so wurde die reichste und die geschlossenste Individualität, die wir kennen, der alte Goethe.

Redaktionelle Notizen.

Leo Berg.

Er war noch am Todestage in unserer Redaktion, sprach ausführlich über Schriften und Arbeiten, die ihn beschäftigten, sagte kluge Worte über Theater und Leben; und wir hatten die Freude, daß er uns einige Arbeiten in Aussicht stellte, insbesondere einen Essay: Der junge und der alte Goethe.

Am selben Tage ist Leo Berg verschieden.

Am selben Tage aber wurden noch zwei Arbeiten gestaltet, (deren

eine über Goethe wir in dieser Hefte veröffentlichen) als ob er geahnt hätte, daß hinter ihm der Tod lauert. —

Wir verlieren in Leo Berg einen unserer tüchtigsten Mitarbeiter, wie die gesamte Literatur den Verlust eines großzügigen, durch und durch modernen, kulturell tiefen Essayisten beklagt. Wir werden noch auf das Schaffen und Wirken Leo Bergs zurückkommen, heute wollen wir nur den Ausdruck der Trauer über diesen jung Verstorbenen kundgeben.

A. Halbert.

Philipp Stein: Theodor Döring.

Zwei Döring-Briefe.

Am 17. August sind es dreißig Jahre, daß Theodor Döring gestorben, nachdem er, der Fünfundsiebzigjährige, am 15. Juni 1878 als Attinghausen von der Berliner Hofbühne, deren Stolz, Ruhm und Freude er mehr als dreißig Jahre gewesen, Abschied genommen hatte.

Zwei uns vorliegende Briefe des Meisters erneuern die Erinnerung an den eigenartigen, wertvollen Menschen, an die Meisterleistungen des für seine Kunst begeisterten, in ihr völlig lebenden Künstlers, an jene Meisterleistungen, die seinen Nachfolgern oft genug im Wege gestanden haben. Theodor Fontane hat es einmal, 1872, vorausgesagt: „Es ist Herrn Döring ein langes Fortleben über seine Lebensstage hinaus gesichert, und wenn wir alle nicht mehr sind, wird es noch dankbar von ihm heißen: ja, das waren Zeiten; davon können Sie sich gar keine Vorstellung machen.“

Der Freundschaftsbrief an den Herrn Polizeipräsidenten könnte heute geschrieben sein. In unserer Kunstwelt, wie sehr sich auch mancherlei verändert hat, geht es mutatis mutandis noch immer ähnlich zu. Die Börsenmänner sind immer noch so zitternd empfindlich

wie zur Zeit des damaligen Papa Nikolaus. Und wenn wir auch in sozialpolitischer Weisheit es ziemlich weit gebracht, so wird doch auch jetzt noch die Tatsache der geschlossenen Läden an Sonntagen unter Umständen schmerzlich empfunden.

Von theatergeschichtlichem Interesse ist der andere Brief, gerichtet an Franz Dingelstedt, den damaligen Intendanten des Münchener Hoftheaters. In Bayerns Hauptstadt war 1854 eine große „Allgemeine Münchener Ausstellung“ geplant, zu der auch Deutschlands Künste wetteifernd sich einstellen sollten. Der Münchener Intendant wollte auch die dramatische Kunst in diesen Wettbewerb mit einbeziehen — er wagte, wie es Dingelstedt nach Verlauf des Gesamtgastspiel-Unternehmens bezeichnete, „den ersten Versuch, die bedeutendsten Kräfte der Schauspielkunst in einer einheitlichen Darstellung der größten deutschen Schauspiele zur Anschauung zu bringen, um dadurch der Nation ein möglichst vollkommenes Gesamtbild der gegenwärtigen Zustände ihrer dramatischen Kunst zu geben“.

Ein Gedanke war's, dem prinzipiell alle großen Künstler geneigt

sein mußten und deren Ausführung ja auch Seydelmann mit Döring zusammen schon geplant hatte. Aber von der prinzipiellen Zustimmung bis zur wirklichen Ausführung ist's ein weiter Schritt. Und als nun Dingelstedt mit der Bitte um Beteiligung an seinem Unternehmen sich an dreißig Künstler wendete, da erklärten sich nur zwölf bereit. Dörings Schreiben zeigt, wie freudig bereitwillig er die Idee aufgriff, wie er im Interesse des Ganzen sich unterzuordnen und auch an zweiter Stelle stehen wollte. Und doch war er damals bereits ein Erster. Er gehörte schon seit 1845 dem Berliner Königl. Schauspielhaus als Nachfolger Seydelmanns an und beherrschte als ein unbestritten ruhmvoll Anerkannter das ganze, weite Gebiet der tragischen Charakterrollen. Er besaß auch schon damals erstaunliche und unermüdlige Vielseitigkeit, wie die von ihm für sein Münchener Gastspiel vorgeschlagenen Partien erkennen lassen.

Von den Rollen, die er in diesem Künstlerwettstreit so gern gespielt hätte, wurden ihm der Mephisto, der Dorfrichter Adam, der Carlos in „Clavigo“, der Bansen im „Egmont“ überwiesen. Außerdem aber konnte er den Wirt in der „Minna von Barnhelm“, den Banditen Angelo in der „Emilia Galotti“, den Wurm in „Kabale und Liebe“, den Burleigh in „Maria Stuart“ spielen. Er konnte mit diesem Ergebnis vollauf zufrieden sein; in diesen Rollen konnte er seine bezwingende Eigenart in den verschiedensten Aufgaben seines Faches zeigen. Die anderen Partien, die er für sich vorgeschlagen hatte,

konnte er nicht erhalten, da die betreffenden Stücke nicht gegeben wurden, mit Ausnahme des „Nathan“. Den weisen Nathan aber mußte er Meister Anschütz überlassen — gewiß schweren Herzens, denn es war eine Meisterschöpfung und sichtlich auch eine Lieblingsschöpfung Dörings. In seiner Darstellung schied alles Lehrhafte und Tendenziose völlig aus, das Liebenswürdige, Liebevollste, Herzliche, Grundgütige und in jedem Moment natürlich Schlichte, das sich hier in dem Spiel des Künstlers kundgab, hat diesen Nathan, den man lieben mußte, zu einer unvergeßlichen Gestalt gemacht. Noch jetzt müssen jedem, der diesen Nathan gesehen, köstliche Einzeldinge in der Erinnerung leben, so sein bezwingendes Spiel mit dem verbrannten Mantel des Tempelherrn.

Döring stand bei den Münchener Mustervorstellungen neben Emil Devrient, mit dessen Idealstil die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit seiner realistischen Spielweise kontrastierte, im Vordergrund. Er erfüllte alle Darstellungen mit seinem Temperament, seiner warmherzigen Persönlichkeit. Vor allem aber siegreich war seine Kunst und Natürlichkeit der humoristischen Darstellung, die damals Theophil Gauthier begeistert gepriesen hat. Die Schülerzene seines Mephisto, später noch immer und immer wieder bewundert, wird schon damals als unerreichbar bezeichnet, sein Bansen wurde vorbildlich, und sein „Dorfrichter Adam“ gewann erst recht eigentlich den „Zerbrochenen Krug“ für die Bühne.

Waren nun aber die großen Erwartungen, mit denen Dingelstedt und Döring an diese „Mustervorstellungen“ herangetreten waren, in Erfüllung gegangen? Dingelstedt selbst erklärte sich für befriedigt; es schien ihm, „daß einmal unwiderleglich und schlagend der Beweis geführt worden, es sei möglich, aus den vornehmsten deutschen Bühnen eine allgemeine deutsche Musterbühne zusammenzustellen“. Aber

der Geschichtsschreiber deutscher Schauspielkunst, Eduard Devrient, sah in dem Ganzen nur eine Virtuosenausstellung, bei der niemand daran denken konnte, sich unterzuordnen, in Ton, Haltung, Rhythmus der Gesamtwirkung aufzugehen. Immerhin hat Franz Dingelstedt Großes gewollt und vor Allem durch künstlerische Regietaten Verdienstvolles geleistet.

B i l d e n d e K u n s t.

Zu den Kunstbeilagen.

Zehn Jahre polnischer Kunst.

Die nationalen Kunstschulen der Slawen sind ein Ergebnis der jüngsten Zeit. Speziell auf dem Gebiete der bildenden Künste. Die Kontinuität der Entwicklung (wie sie für Dichtkunst und Musik wenigstens durch die Folklore lebendig bleibt) fehlt ja hier vollkommen. Nicht die nachahmende Kunst — nur die nachgeahmte Natur trägt nationale Züge. Die heimatliche Landschaft, ihr Gesichtstypus, ihre Trachten — das ist alles, was der bildende slawische Künstler seinem Volkstum entlehnen konnte. Traditionen des künstlerisch schaffenden Geistes existierten für ihn in der Heimat nicht. Von Traditionen künstlerischer Technik nicht erst zu reden. So ergibt sich der große Unterschied: Die Grundlagen slawischer Musik sind autochthon. Die Grundlagen der bildenden Künste bei den Slawen sind importiert. Dort ein Auflösen nationaler Elemente in der internationalen Flut, hier das Herauskristallisieren nationaler Schulen aus der kosmopolitischen Strömung.

Trotzdem würde man zu weit gehen, wenn man in den heutigen slawischen Verbänden bildender

Künstler nur wirtschaftliche Vereinigungen sehen wollte. Sowohl der „Manes“, die führende tschechische Vereinigung, als auch die „Sztuka“, der bedeutendste polnische Künstlerbund, gewinnen von Jahr zu Jahr eine deutlicher ausgeprägte nationale Note: Es sind nicht so die künstlerischen Formen (Linien, Farben etc.), nicht so die Technik und Artifizik, die nationales Gepräge erhalten, — es sind die Ideen, die geistigen Triebkräfte, die Gefühlswelten der Nation, die in der Kunst nach Gestaltung, nach einem Schein der Unsterblichkeit ringen. Sie sind es, die den Bildwerken der einzelnen Völker den Stempel des Volkstums, des nationalen Empfindens, des Ringens, Kämpfens, Jubelns und Trauerns der Nation aufdrücken. Der Geist des Volkes dringt in die Materie ein — darin liegt die Nationalisierung der bildenden Künste. Sie ist gleichbedeutend mit durchgeistigterer Weltanschauung. Sie ist — wo sie restlos zum Durchbruch kommt — der Sieg des Geistes über die Materie.

Darin liegt der künstlerische Wert nationaler Kunst. Darin beruht auch die erziehlische Bedeutung slawischer Kunst für uns Deutsche.

Zusammenfassung

Die Bedeutung der
Kunst in der
den Kunst der
ausgesprochenen
wird die Ein-
würdigsten
in der Kunst der
müssen nicht
gebildet sein,
ist, Kultur der
von der Kunst
zu finden, die
ausgesprochenen,
mit der Kunst
in der Kunst
gebildet sein
ausgesprochenen,
Kunst der Kunst

3

In Auftrage
Abm. Johann Jakob von Lamm
K. K. Galiz. Director

in

Gratz

n. g.

Gaese

Sie
gerichtet
nie
controllirte
von Hannover
lassen die
wurde mir
Empfehlung
ist hin,
brautbraut,
genügend zu
Klebrschma
gest, warum
mir nicht in
Zweitmal
reinigung
in in
Stabilität
klare, auf
in diesen
und der



Man hatte in Wien Gelegenheit, die genannte Entwicklung besonders bei den Polen zu beobachten. Vor Jahren lernte man von polnischen Malern Grottger kennen, Siemiradzki u. a., dann Brand, Kowalski — lauter Polen, die sich nicht nur die französische und deutsche Pinselführung, sondern auch die Weltbetrachtung dieser Völker aneigneten. Glatte Kosmopoliten. Aus Polen gebürtige Maler, keine polnische Malerei. . . . Matejko begann dann schon etwas anders zu arden. Nicht sezeßionistisch gerade, aber „anders“ . . . Bald bunt und lebensfroh, bald matt und melancholisch. . . . „Breit“, sagten die „Kenner“. . . Und taten Matejko als Lehrer in Berruf. (Obwohl die Zukunft lehrte, daß gerade aus seiner Schule die genialsten polnischen Maler — Wyspianski z. B. — hervorgehen konnten!) Aber auch Matejko war noch keine scharf ausgeprägte künstlerische Individualität. Mehr lavierend als intendierend . . .

Erst in den neunziger Jahren zogen zwei Polen die Blicke der Kunstwelt auf sich, die ein scharf umrissenes Ziel vor Augen, sich selbst und ihren Landsleuten eine stolzere Devise gaben: Zwischen Pinsel und Welt sich selbst zu stellen, nicht nur die Außenwelt der Erscheinungen nachzubilden, sondern auch die Welt der Ideen, der Gedanken, der Gefühle . . .

Jan Stanislawski und Stanislaw Wyspianski waren die Väter dieser polnischen Sezeßion. Sie waren es, die zuerst national-polnischen Geist in die bildenden Künste trugen. Wyspianski war

ein Original, dessen Phantasie ganz in der nationalen Vergangenheit lebte. Stanislawski hingegen ein Mann, der voll und ganz für die Zukunft wirkte. So ergänzten sie einander. Wyspianski dichtete und malte polnische Vergangenheit, Stanislawski aber war es, der im Jahre 1897 — also vor zehn Jahren — die „Sztuka“ als einen nationalen Verband ins Leben rief, Malertalente unter seinen Landsleuten entdeckte, heranbildete und immer von neuem anspornte. Die neu errichtete Akademie zu Krakau, an der er zum Professor bestellt wurde, war binnen kurzem die Kunstzentrale, nicht nur für Österreichisch-, sondern auch für Russisch-Polen (Stanislawski selbst war ja in Kiew zu Hause). Krakau wurde das polnische München.

Die bedeutendsten Vertreter dieser jungpolnischen Künstlerkolonie lernte man auch bald in Wien kennen. So vor allem Stanislawskis Kollegen im Lehramt Arentowicz und Falat und auch andere. Der Hagenbund war es, der in Wien der Sztuka Gastfreundschaft gewährte und uns ihre Ausstellungen vermittelte. Und von einem Mal zum andern waren ersichtliche Fortschritte zu verzeichnen.

* * *
Vor einem Jahre nun ist dieser Stanislawski gestorben. Auch sein bedeutendster Mitstreiter Wyspianski, der phantasiebegabteste Romantiker unter den jungpolnischen Künstlern, ist ihm wenige Monate später nachgefolgt. Die Liebe der Jünger aber hat die Werke der Meister zusammengetragen, um alsbald nach dem Tode der beiden

Bildende Kunst

Großen der Welt ein Bild ihres Wirkens zu entrollen.

Wien war auch diesmal ihre erste Station. Und der umfassende Rückblick auf das gesammelte vor uns liegende Lebenswerk der beiden Großmeister der jungen polnischen Kunst verlieh der diesjährigen Ausstellung der „Sztuka“ (wiederum in den Räumen des Hagenbundes) eine höhere Weihe. Zugleich auch erhöhtes Interesse in allen Kunstkreisen. Halb Erinnerungsausstellung Dahingegangener, halb Prohebühne der Kommenden, zwischen drin die Werke der anerkannten lebenden Meister — die Hallen des Hagenbundes gleichen diesmal einem Janustempel, mit dem einen Gesichte des Gottes die Vergangenheit messend, das andere sinnvoll der Zukunft zugekehrt . . .

Z e h n J a h r e p o l n i s c h e r K u n s t ! . . . Es sind im Grunde nicht mehr, von denen man reden kann. Und welch' respectable, ja vielfach bewundernswerte Höhe ist in so kurzer Zeit erreicht worden! Gesteht man es offen: Wir haben in Wien in letzter Zeit wenig Ausstellungen gesehen, bei denen das Durchschnittsniveau demjenigen dieser polnischen Heerschau gleichkam.

Stanislawski und Wyspianski nehmen begreiflicherweise den weitesten Raum ein. Ihr Lebenswerk liegt vor uns ausgebreitet, und es bietet sich Gelegenheit, den im Leben oft Verkannten oder unrichtig Beurteilten von höherer Warte gerecht zu werden.

Welch ein Gegensatz diese zwei! Stanislawski als Mensch ein Riese, groß und kräftig (M e h o f f e r hat ihn gemalt), Wyspianski sein Leben

lang kränkelnd, sech . . . Stanislawski eine große Kunst auf kleine und ganz kleine Bilder verwendend, Stanislawski mit oft nicht so reifer als kühner Kunst ins Große strebend, ins Ideenreiche . . . Stanislawski ein Landschaftsmaler von höchster Naturtreue, immer bestrebt, die Eigenart der heimischen Landschaft herauszuarbeiten, sozusagen ein Realimpressionist, der vor allem das Erdreich der Heimat liebte . . . Wyspianski das Gegenteil: ein Romantiker durch und durch, nicht (wie Stanislawski) den Schönheiten der Natur, sondern denen seiner Ideen nachhängend, nicht das polnische Land, sondern den polnischen Geist malend, phantastisch bis zum Phantastischen . . .

Er war auch Dichter, dieser Wyspianski . . . Hat Dramen geschrieben, die an Maeterlinck erinnern und nationale Sagenelemente in phantastische Beleuchtung rücken . . . Hat auch eine eigene Bühne für diese Stücke zurechtgemauert . . . Von höchster, packender Einfachheit . . . Packend, weil man über das Ectige der Formen hinwegsieht und sich unwillkürlich im Banne der Idee fühlt, über der auch der Betrachter den Stoff vergißt . . . Ebenso suggestiv wirken seine dekorativen Panneaus. Oder seine phantastischen, die Unsterblichkeit verherrlichenden Zeichnungen zur Ilias. Oder das Bild „Maternitas“ . . . Schon der Name sagt, daß die Idee gemalt sein soll . . . Oder gar seine Bilder von nationalem Hintergrund! Bilder von Schauspielern in den Kostümen seiner nationalen Dramen. Oder seine historischen Land-

schaften . . . Hinter Farben und Linien steht jubelnd bald und bald trauernd der melancholisch-sehnfüchtige Nationalpole, der sein Vaterland noch immer nicht verloren gibt und (just wie der Escheche!) vielleicht nur deshalb von dem nationalen Königreiche schwärmt, weil er es nicht hat . . . Stanislaw Wyspianski ist Stimmungskünstler bis zum Extrem: seine Kunst ist nicht Darstellung, sondern Ausdruck; Musik in Tönen. Fast möchte ich sagen, er sei die stärkere, urwüchsigere Natur, wenn nicht bei Stanislawski wieder jener rastlose Fleiß, der das Genie ausmacht, die hohe und vornehme Kunst der technischen Arbeit sowie — last, not least — die Fruchtbarkeit seiner Lehrtätigkeit in die Wagschale zu werfen wären. Stanislawskis mit Meisterschaft gesehene Bilder aus der Tatra z. B., aus Kiew, aus Kleinrußland oder sein prächtiger „Abend“ etc. etc. sind Studienobjekte allerersten Ranges. An ihnen kann man lernen, während Wyspianski eben nur anregen kann.

Werkwürdig aber: wir finden trotzdem unter den jungen Polen mehr Verwandte Wyspianskis als Stanislawskis; mehr „Originale“ als „Schüler“ . . . Kein schlechtes Zeichen! Mag auch bisweilen unter dem allzustarken Charakterisierungsbestreben die formale Schönheit leiden.

Man sehe z. B. diesen Bildhauer Kavery Dunitowski! In seiner Technik vielfach von Klingner beeinflusst, ist er als Ausdrucks-künstler vollkommener Revolutionär. Ein Revolutionär — in Symbolen. In Symbolen von erschütternder,

gegebenenfalls auch rücksichtslos häßlicher Charakteristik. Bildet er eine Büste seiner Mutter — so sehen wir in den Zügen nur Sorge, Liebe und Not . . . Und seine „Frauengestalten“, im Stadium der keimenden Mutterschaft dargestellt, sind keine lebensfrohen Geschöpfe, sondern unglückliche, die Weltordnung anklagende Schreckgestalten. Diese Wasserköpfe! Und diese geisterhaft verblödeten Augen! Das sind Figuren aus dem Nachtsasyl und als solche Kulturdokumente der dekadenten Menschheit. Und mitten unter diesen Gestalten steht das „Fatum“ . . . Ein Koloss, der mit dem Nicken seines riesenhaften Schädels einen Menschen erschlägt. „Nach meinem Kopfe geht es und nicht nach deinem!“ . . . So schreit uns das Schicksal aus Dunitowskis Bildwerken entgegen . . . Und wir erinnern uns, daß dieser Kopf des Fatums auch auf das ganze polnische Volk geschlagen und es als Nation zertrümmert hat . . . Und denken an Revolutionen in Warschau . . . Und an Richard Wagners „Polonia“ . . . Und an Heinesche Gedichte . . . Die Ideen, die in der Wirklichkeit keinen Raum haben, flüchten in das Reich der Kunst . . .

Ein weiterer Revolutionär ist Lepka, wohl der tiefgründigste Plastiker unter den Polen, der wie selten einer (außer Rodin) meisterhafte Technik und Formschönheit mit bewußter Charakteristik zu vereinigen weiß. Man sehe nur sein Selbstporträt (Büste)! Das ist der leibhaftige polnische Nationalgeist: halb energisch und halb träumerisch, halb resigniert und halb revolutionär . . . Im Auge aber ein

Bildende Kunst

Trog, der in die Welt sprüht: Mich werdet ihr nicht beugen! . . . Oder den „Denker“! Ja — selbst dieser „obdachlose Hund“ da ist weniger hilflos als trozig im Ausdruck. Ein „obdachloser Hund“? . . . Man denkt unwillkürlich an den landesflüchtigen Polen (Kepla lebt in Paris) und erkennt selbst in solchen Figuren den symbolisierenden nationalen Einschlag. Ein wahres Meisterstück stimmungsvoller Plastik ist auch die „Droschke“.

Die Plastik hat überhaupt einige glänzende Vertreter unter den Polen: Ich nenne Ludwig Puget, der auch gern Hunde darstellt (bei ihm ist es allerdings das treue Haustier, der Freund seiner Herrin!), ferner Szczykowski, Ostrowski und Kaszycza, die Porträtbüsten von minutiös-feiner, französischer Arbeit bevorzugen und hinter den besten französischen Mustern nicht zurückbleiben. Dann wäre auch noch Edw. Wittig zu gedenken, von dem zwei bemerkenswerte Werke zu sehen sind: Eine prächtige Bronze „Herausforderung“ und ein feines Damenporträt in Marmor, in der ganzen Haltung (eine Dame in langem Kleid, sitzend langhingestreckt) an das Elisabethdenkmal Wilkerts in Franzensbad erinnernd.

Unter den polnischen Malern steht uns Arentowicz am nächsten. Man kennt ihn längst als den Maler schöner Frauen, als einen ganz Großen in der Kunst der Pinselführung. Bei ihm ist alles formvollendete Schönheit, französische Grazie mit einigen Tropfen polnischer Melancholie. Sozusagen ein polnischer Rembrandt.

Nur aus dem Erotischen ins Schwärmerische überseht.

Von ihm und Stanislawski gleichermaßen beeinflusst erscheinen Chelmonski (stellte eine prächtige „Fahrt im Winter“ aus), Czajkowski, Neumann, Sichulski, Jaz u. a. Besonders Czajkowski scheint den Duft von Arentowicz' Bildern überkommen zu haben. Eine selbständigere Stellung nimmt Ruszczyk ein, der gerne auf eine spezifische Illusion hinarbeitet.

Das Umflorte, Geheimnisvolle in der Landschaft wird von Falat bevorzugt, während Weisz wieder die helle Tönung übertreibt. Ein vornehm selbständiger Künstler, der die alten Meister (vor allem Rembrandt) gut studiert hat, ist Pankiewicz. Das Bild seiner Mutter mit dem dunklen Hintergrunde gehört zu den hervorragendsten Leistungen polnischer Malerei. Es könnte auch „Mutter Sorge“ überschrieben sein. Ein sorgenvoll durchfurchtes Frauengesicht, die Hand an den Augen, wie um in die Zukunft auszuspähen — es ist ein unmittelbar packendes Gemälde. Ähnlich wirksame Farbengegensätze wie Pankiewicz hat auch Wyczolkowski, nur verwendet sie dieser besonders zu Blumenstücken. Hervorragendes leistet dieser Wyczolkowski auch als Graphiker. Als Darsteller charakteristischer Nationaltrachten und -Typen zeigen Hochmann, Jarocki, Sichulski u. a. ein sehr beachtenswertes Talent. Der hervorragendste unter den Malern dieser Richtung, überhaupt derjenige, der unter den Lebenden die am schärfsten ausgesprochene nationale Malweise zur Schau



L. Arentonicz: Bäuerinnen.
Zum Essay von Victor Keteerer.



trägt, scheint allerdings M e h o f f e r zu sein, ein in seiner Heimat sehr angesehener Künstler, der manche Berührungspunkte mit dem Tschechen Brožík aufweist.

Natürlich ist mit den hier genannten Namen die Liste polnischer Künstler noch lange nicht erschöpft. Es war bei weitem nicht möglich, alle Mitglieder der „Sztuka“ zu berücksichtigen. Und auch diese ist ja nur ein polnischer Künstlerverein, zwar der hervorragendste, dem von den großen Künstlern fast alle angehören, aber keineswegs der einzige.

Z e h n J a h r e p o l n i s c h e r K u n s t ! Das erste Jubiläum der „Sztuka“! . . . Man muß anerkennen, daß die polnische Kunst in diesen 10 Jahren sich zu einer staunenswerten Höhe erhoben und — ohne die Fühlung mit den Nachbarn zu verlieren — eine Selbständigkeit gewonnen hat, die nur aus der großen Zahl vorhandener Talente erklärbar ist.

Dr. Viktor Lederer (Wien).

— — — — —
E i n H ä n d e d r u c k .

(Text zum Stiersechter.)

Ich hatte einmal einen Freund.

Er zählte Löwen.

Ich sehe ihn noch vor mir, schlank und blaß, mit seinem stillen Antlitz. Wir fuhren mit einem Dampfschiff aus der Stadt und in einem leeren Garten saßen wir zusammen unter grünen Bäumen am Flussstrand.

Stunde auf Stunde starrte er schweigend in den Rauch seiner Zi-

garetten gehüllt auf das fließende Wasser hinab.

„Woran denken Sie?“ fragte ich.

Er antwortete nicht.

„Woran denken Sie?“ wiederholte ich.

Er verblieb still.

Die Zigaretten, die er hatte fallen lassen, lagen um ihn wie ein weißer Kreis.

Als ich mich aber erhob, um einen Augenblick zu gehen, nur die Füße zu rühren während dieser unbeweglichen Stille, die meine Kehle fast zusammenschnürte, wandte er seinen Kopf mit einem Aufflackern von Unruhe oder Angst in seinen Augen kurz um.

„Gehen Sie?“ sagte er schnell.

Ich antwortete:

„Batty, wohin sollte ich gehen?“

Und ich setzte mich von neuem, und wieder saßen wir schweigend unter den stillen Bäumen da, während der Fluß rann.

Es konnte sich aber auch bisweilen ereignen, daß Batty, während er auf das Wasser starrte, zu reden begann:

„Es gibt keinen Fluß,“ sagte er mit seiner leisen Stimme, die gleichsam nur einen Ton kannte: „Es gibt keinen Fluß, der so schön ist als die Moldau.“

„Ja,“ antwortete ich, „die Moldau ist schön.“

Batty saß mit den Händen um seine Knie gefaltet.

„Zu Hause hatten wir gleich hinter der Kirche eine Furt, — dort wateten wir, alle wir Anaben. Ich konnte aber schwimmen, und wenn die großen Holzflöße kamen — ah, die Wälder sind in

Bildende Kunst

Böhmen so herrlich — dann schwamm ich hinaus und schwang mich auf die Planken und stand mitten auf dem Floß auf dem Kopf . . . während sie riefen, alle Knaben am Ufer — — und die Mutter kam herbeigelaufen, und sie schrie vor Angst . . . sie war so schön, meine Mutter — —“

Batty schwieg eine Weile.

Dann sagte er:

„Wie klar sie ist, die Moldau.“

Und Batty fuhr fort von seinen Kindheitstagen dort zu Hause und der Hobelbank des Vaters zu erzählen, wo die Späne flogen:

„Ich glaubte immer, daß die Späne lebten,“ sagte er.

Und von der Mutter, die abends auf einem Stein am Siebel saß.

„Denn die Mutter war aus der Stadt,“ sagte er.

„Aber alle wir Kinder spielten vor der Kirche.“

Batty schwieg.

Und leise sagte ich:

„Aber, wie kam denn alles dies, Batty?“

Sein schmales Antlitz bewegte sich nicht, während er sagte:

„Wir wurden so arm.“

Das war alles. Und er sprach nicht mehr.

Aber die meisten Tage saß er schweigend da, mit den schweren Augen auf das Wasser gerichtet, unbeweglich.

Ich wandte Blätter eines Buches auf meinen Knien, und Stunde verging auf Stunde.

„Batty,“ sagte ich, „worauf starren Sie?“

„Ich sehe Hektors Augen vor mir,“ sagte er langsam und rührte sich nicht.

Ich fühlte, wie kalter Schauer mir den Rücken niederlief . . .

Am Abend während der Vorstellung im Zirkus wartete ich in meiner Loge auf die Löwennummer. Trommelwirbel ertönte. Das war das Signal, und langsam wurde der Löwenkäfig in die Manege gerollt. Hinter den blutroten Wänden brummen die Bestien leise.

Ich ging nieder.

Batty stand hinter dem Vorhang der Manege, schlank und so weiß, daß das Weiß seines Gesichts leuchtete.

Der Trommelwirbel ertönte immer noch:

— Jetzt.

„Leben Sie wohl!“ und Batty ergriff meine Hand — mit einem Händedruck, der so fest und schnell, plötzlich wie ein Schmerz war — und ließ sie von neuem los.

„Leben Sie wohl!“

Und er war gegangen — — — dort hinein.

— — — — —
Er lebt nicht mehr. Sein Leben war kurz. Hektor zerriß ihn eines Abends in Blois, auf einem Markt.

Aber an seinen Händedruck dachte ich, während ich den Stierfechter betrachtete, dessen Lanze ihm, jetzt, in einer Sekunde den Sieg oder — den Tod gebracht hat.

Hermann Bang.

Stimme des Abends.

(Richard Dehmel.)

Conrad Ansorge, Op. 15. N^o 1.

Sehr ruhig. (*Andante Andantino*.)

Gesang.

Klavier.

pp
Ped. sempre

pp
simile

Flur will ruhn. in Die

E. 1083 B.

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages „Drei Lilien“, Berlin-Halensee.

Hal - - - - - men, Zwei - gen ein lei - seß

Nei - - - - - gen. Dir ist - - - - - als

Hörst Du - - - - - die Ne - bel stei - gen,

Du horchst - - - - - und nun: - - - - -

cresc.

E. 1093 R.

p sarr
Dir wird.

quasi religioso
als stürst Du mit Del-nen Schuh'n ihr

Schwei - gen.

Ped. sempre

sempre decresc.

Ped. sempre

E. 1083 R.

Faksimile aus der einaktigen komischen Oper
 „Fischer und Chalif“ von Felix Draeseke.

Solo der Theodorin aus Fischer und Chalif. *F. Draeseke.*

Mäßig bewegt.

Allah möge mich befrucht - nem Fremde gibst du dich weis - der
 nicht wichtiger als unsern Verantwortung vermagst /
 ge hier im Hause mein - den nach Meica - ich ge fahren sind als
 Pilger schon vor fahren. Sei - du - lehrst. In Chalifam Reich
 was mir Egeitli für al - le Feil

Eigentum des Komponisten Geh. Hofrat Prof. Felix Draeseke, Dresden.

Zu den Musikbeigaben.

Felix Draesfke.

Als einer der Letzten aus großen Zeiten, als einer der wenigen unter den Mitlebenden, welche noch persönlich den gewaltigen Musikgenien des vorigen Jahrhunderts, Wagner und Liszt in die Augen schauen durften und von ihnen Freunde genannt wurden, ist Felix Draesfke uns geblieben. Man könnte ihn, dem Alter nach, als Verbindungsglied zwischen zwei Generationen, als Mittelsperson zwischen der älteren, rein idealistischen, und der jüngeren, etwas materialistischer gefärbten Richtung innerhalb der neudeutschen Schule bezeichnen — wenn er nicht selbst vor kurzem jede Gemeinschaft mit den Größten der Gegenwart abgestritten und ihre Ziele als schädigend und verwerflich dargestellt hätte. Aus jahrelanger, bescheidener Zurückhaltung plötzlich hervortretend, hat er mit seinen Bußpredigten über die angebliche „Konfusion in der Musik“ das Signal zu einem heftigen Kampf gegen den Modernismus in der Tonkunst gegeben und sich zu den entschiedensten Gegnern der Hauptströmungen unserer heutigen Produktion bekannt.

Es war ein eigentümliches Bild, denjenigen Mann gegen den natürlichen Erneuerungsprozeß kämpfen zu sehen, welcher einst mit

Worten und Taten sich als einer der begeistertsten Anhänger und Verfechter des Fortschrittes ausgewiesen hatte. Mögen die Gründe, welche den stillen, einsamen Draesfke neuerdings auf den Kampfplatz getrieben haben, sein, welcher Art sie wollen — an der Ehrlichkeit und Überzeugungstreue seiner Ansichten dürfen wir nicht zweifeln. Eigennütige Motive können seinem Vorgehen nicht zugrunde gelegen haben. War jener Schritt doch politisch sicher so unklug wie nur möglich. Durch die Verfeindung mit den musikalischen Machthabern der Gegenwart zog Draesfke den Kreis seiner Anhänger noch enger, als er je zuvor gewesen. Hatte er sich durch sein Bekenntnis zu Wagner und Liszt mit Zünftlern und Akademikern überworfen, so entfremdete er sich auch noch die geistig regsame Gegenpartei und stand jetzt ganz allein — eine selbstbewusste, unbeugsame Erscheinung, bereit, jedem Sturme zu trotzen.

Dieses sichere Gefühl des eigenen Wertes, diese entschlossene Charakterstärke, welche unbekümmert um persönlich schädigende Folgen der vermeintlich oberflächlichen Mode frei und rückhaltlos entgegentritt, mag bei Draesfke nicht wenig durch das Gefühl unverdien-

Zu den Musikbeigaben

ter Zurücksetzung verstärkt worden sein. Er ist eine jener typisch mitteldeutschen Persönlichkeiten, die nie nach Beifall haschen, nie auf Vorteile blicken, nie günstige Situationen geschäftlich gut auszunutzen wissen, nie ihren eigenen Wert aus sich heraus zur Geltung bringen wollen. Die im Gegenteil alle Anerkennung von der Einsicht und dem Verständnis ihrer Mitmenschen erwarten. Deren puritanische Gesinnung so weit geht, daß sie eher Schaden leiden, als den Anschein der Koketterie mit dem Publikum auf sich laden wollen. Ihre Hände sollen rein bleiben vom Schmutz des Alltags, ihr Stolz empört sich bei dem Gedanken, den geringsten Vorteil eigenem Bemühen zu verdanken. Hart und streng gegen sich selbst, messen sie ihre Kunstgenossen mit gleichem Maße. Und wo sie einer Unkorrektheit, einer Unehrllichkeit, einem Schädling zu begegnen vermeynen, da erheben sie laut ihre Stimme. Sie, die für sich selbst nie einen Finger zu rühren wagen, werden von einer Berserkerwut gepackt, wenn sie die Heiligkeit ihrer Sache bedroht glauben. Ob ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit entspricht oder nicht, gilt gleichviel. Der Anschein allein genügt ihnen, um außer sich zu geraten und rücksichtslos um sich zu schlagen. —

Wie nennt man solche Leute? Lebenspraktiker?

Das scheue Zurückweichen vor der Öffentlichkeit, die peinliche Furcht vor jeder persönlichen Aufdringlichkeit, die Neigung zur Absonderung vom großen Haufen ist

bei Draesefe schon von Jugend auf vorhanden gewesen. Zunehmendes Alter hat die Einsiedlertriebe nur verstärkt. Das Weltfremde bildet ein Grundelement seiner Natur. Sein persönliches Leben steht unter dem Einfluß dieses Charakterzuges, und in der Ausübung seiner Kunst, in der Art seines Schaffens spiegelt er sich gleichfalls wider.

Sein äußerer Entwicklungsgang weist die denkbar einfachsten Linien auf. Am 7. Oktober 1835 zu Coburg geboren, widmete er sich zunächst am Leipziger Konservatorium Klavier- und Kompositionsstudien. Doch nie betätigte er sich öffentlich als Ausübender. Nervosität und Mangel an Selbstvertrauen mögen es kaum gewesen sein, welche diese starke und gesunde Natur vom Podium fernhielten. Eher wohl die Furcht davor, die geheimsten Empfindungen, die zartesten Regungen der eigenen Seele selbst öffentlich auszustellen, Dinge, welche der Mensch nur in Augenblicken der Erhebung erlebt, persönlich auf den Markt zu tragen.

Und doch drängt es den Künstler, das, was er in solchen Momenten innerlich erschaut, darzustellen und mitzuteilen. Der Keuschheit und Verschlossenheit seines Wesens stellt sich der Wunsch entgegen, andere teilnehmen zu lassen an dem, was ihn bewegt, durch ihr Interesse sich selbst wieder zu steigern und zu höheren Gipfeln emporzuschwingen. Fühlte eine Natur wie Draesefe schöpferische Kräfte in sich, so konnte er sie nur den strengsten, idealsten Aufgaben zuführen, welche seine Zeit ihm bot. Wenig

vermochten ihn die Ziele zu befriedigen, welche ihm die spießbürgerlichen Pädagogen des Konservatoriums zeigten — so dankbar er auch seinen Lehrern für die Kenntnis der technischen Hilfsmittel war. Seine Fähigkeiten zu erproben, seine reichen Gaben in Fluß zu bringen, stellte er sich andere Aufgaben, als die ängstlichen Hüter der damaligen offiziellen Kunst erlaubten. Jung und begeisterungsfähig für alles, was ihm rein und echt erschien, wandte er sich mit Entschiedenheit den Verkündern eines neuen Kunstevangeliums zu. Wagner war auf den Plan getreten, Liszt ebnete ihm die Wege. Mutig schloß Draesfete sich ihnen und ihren Gesinnungsgenossen an. Der Freundeskreis, welcher sich in Weimar um Liszt gruppierte, und dem als vornehmste Mitglieder Peter Cornelius, Hans von Bülow, Joachim Raff angehörten, empfing durch sein Dazutreten eine der wertvollsten Bereicherungen. Die geistigen Bande, welche sich damals knüpften, hielten für das ganze Leben. Auch als im Wechsel der Jahre die Bundesgenossen räumlich getrennt wurden, als äußere Veranlassungen sie auseinandertrieben, blieb der innige Kontakt gewahrt. Stets waren sie geistig verbunden. Den „nächsten und treuesten meiner musikalischen Freunde“ nennt Peter Cornelius seinen Felix.

Von Cornelius stammt auch eine humoristisch feinsinnige Bemerkung über Draesfetes Kunst. „Ich möchte ihn,“ schreibt er an Alexander Ritter, „zu den nachsintflutlichen Geistern rechnen, im Gegensatz zu den vorsintflutlichen

Tieren. Man könnte den Vergleich ausführen, vielleicht in eine Sackgasse damit rennen — aber eine Sackgasse ist doch immer auch eine Gasse. Du weißt, ich schimpfte ihn einmal Partiturlümmel; er lachte sehr darüber, aber es ist im Ernste auch wahr. Er schreibt reingestigt, nicht für Aufführungen. Die Quinten seiner künstlerischen Konsequenzen sind zu gesättigt rein gestimmt, zu richtig — deshalb bringen sie nachher im Ganzen den Mißklang hervor.“

Leise rührt Cornelius hier an den Punkt, wo Draesfetes Eigenart bedenklich und für die Verbreitung seiner Kunst verhängnisvoll wird. Die Sehnsucht nach weltfernen Idealen, das Schweben in abstrakten Regionen, die kühle, hohe Reinheit und Vergeistigung alles Stofflichen — das war es, was Draesfete etwas abseits stellte und die Blicke der Zeitgenossen von ihm ablenkte. Es ist eine Art Scheu vor der herben, rücksichtslos fordernden Energie des Alten, welche eine ungerichte Vernachlässigung seines Schaffens verursacht hat.

Die Zahl seiner Werke ist nicht allzu erheblich. Drei Sinfonien, unter ihnen die imposante Tragica, ein Requiem, eine Messe, das dreiteilige Mysterium „Christus“ hat er der Konzertliteratur gegeben. Von seinen Opern sind „König Sigurd“, „Gudrun“ und „Herrat“ fast nur dem Namen nach bekannt geworden. Dagegen begegnete der komische Einakter „Fischer und Kalif“ bei der Uraufführung in Prag einem herzlichen Willkommen — ohne daß sich eine zweite Bühne bis jetzt, trotz der herrschenden No-

Zu den Musikbeigaben

vitätkalamität, veranlaßt gesehen hätte, das Werk in ihr Repertoire aufzunehmen.

Draeskes Neigung zu kunstvoller Arbeit, seine Sonderbegabung für eine feinverschlungene polyphone Satzweise hat ihm von mancher Seite den Vorwurf einseitig kontrapunktischer Künstelei eingetragen. Wer sich in seine Werke hineinzusenken, wer die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes nach ihren eigenen Gesetzen zu ergründen und zu begreifen vermag, wird unter der scheinbaren Kühle marmorner Architektur bald unterirdische Ströme tiefer Empfindung brausen hören, und den Pulsschlag des aus inneren Trieben schaffenden Musikers fühlen.

Ein stiller Zuschauer des Lebens, durch ein schweres Gehörleiden noch mehr als durch sein zurückhaltendes Wesen vom Außenverkehr abgeschlossen, hat Draeske seit 1876 Dresden zu seinem ständigen Wohnsitz gewählt. Eine kurze Wanderzeit führte ihn nach der französischen Schweiz, wo er als Klavierlehrer tätig war. Die Tagesmode hat ihn zeitweise in den Schatten gestellt. Und doch wird er und seine vornehme Kunst den Besten der Lebenden immer nahe bleiben. Mag er auch gelegentlich etwas poltern — wir werden uns die Freude an seiner prächtigen Künstlererscheinung dadurch nicht schmälern lassen und stets mit inniger Verehrung zu ihm aufblicken.
Berlin. Paul Becker.

Literarische Berichte.

Aus der Gedankenwelt großer Geister. Eine Sammlung von Auswahlbänden herausgegeben von L. Vrieger-Wasservogel. 1. Band: Voltaire, bearbeitet von Dr. Käthe Schirmacher. 2. Band: Lessing, bearbeitet von Th. Kapstein. Preis brosch. 2,50; geb. 3,00. Stuttgart, Verlag von K. Luz.

Es läßt sich darüber streiten, ob eine Wiederbelebung allgemeinsten Interesses an früherer Literatur nur möglich ist, wenn man, wie der Herausgeber meint, dem Publikum die Endresultate und die Schönheiten darbietet, ohne daß es sich selbst mühsam den Weg dazu suchen muß. Eher kann man der Meinung beistimmen, daß mancher Leser der vorliegenden und noch in Aussicht gestellten Auswahlbände sich ange-regt fühlt, einem der darin aufgenommenen Denker und Dichter näher zu treten und sich eingehend mit ihm zu beschäftigen. Darin sieht Referent den größten Nutzen, den eine solche Auswahl etwa bringen kann. Die Bändchen sind aber auch noch aus einem andern Grunde zu empfehlen: Auch dem Belesensten begegnet es wohl, daß er nicht sofort weiß, wie einer der „großen Geister“ über diesen oder jenen Gegenstand gedacht oder in welchem Wortlaute er sich darüber geäußert hat. Für solche Fälle sind

die Bücher mit einem sehr brauchbaren Register ausgestattet, das sofort auffinden läßt, in welcher seiner Schriften und was Voltaire z. B. über Intoleranz, über Strafrecht, über Selbstmord u. a. m. geäußert hat. Dies Register macht die Bändchen zu einem durchaus brauchbaren Nachschlagewerk.

H. Schaar.

Über die philosophischen Grundlagen der wissenschaftlichen Forschung, als Beitrag zu einer Methodenpolitik. Von Walter Pol-lack. 154 Seiten Oktav. Mark 2,50, geb. Mark 3,50. Berlin 1907, F. Dümmler.

Schon immer wußten die Einsichtigen, daß die Wissenschaft mit ihrem Gewinne von festen Überzeugungen weit, aber doch nicht so weit kommen kann, wie es außerhalb der Wissenschaft möglich ist — von schlichtesten Dingen der täglichen Lebenspraxis an bis hinauf zu dem religiösen Glauben an einen bestimmten Zusammenhang der Welt. In dem Maß, als diese Einsicht zurückgegangen war, erhöhte sich das Verdienst des vorliegenden Buches, das auf jene Einsicht zurückgreift, allerdings mit dem Gedanken, daß es sich erst um eine moderne Errungenschaft handele. Mit

Literarische Berichte

Recht wünscht der Verfasser einen Zusammenschluß Gleichgestinnter (Seite 13 und 20), und Referent tut dafür gerne das Seinige. Der Verfasser erkennt die Wissenschaft als allenthalben abhängig von „Gesichtspunkten“. Einen solchen definiert er (Seite 41 f.) als eine „bestimmte Anschauungsform“, was vielleicht gar nicht anders als so unvollkommen geschehen kann, und wobei allerdings die Entgegensetzung gegenüber dem „Begriff“ noch geklärt werden müßte. Nur der Gesichtspunkt vermöge der Intimität wissenschaftlicher Arbeit gerecht zu werden (Seite 14); Wissenschaft sei Kombination von Gesichtspunkten (Seite 19 und § 6); und besonders handele es sich um die letzten Gesichtspunkte (§ 7). Auch die sog. Wichtigkeit verlange zur Entscheidung über sie einen Gesichtspunkt. Weiterhin werden in gleicher Weise die Naturwissenschaften als Kombination und System von Gesichtspunkten, die Geisteswissenschaften als Produktion und Kombination von Gesichtspunkten dargestellt (§§ 10, 12, 16). Die philosophischen Verdienste von Nietzsche werden hier „als Versuche, die Welt von den verschiedensten Gesichtspunkten zu formen,“ zutreffender als bisher, wenn auch vielleicht mit Überschätzung, gekennzeichnet (Seite 152 f.); daß seine Bedeutung gerade in der Geschichte des philosophischen Skeptizismus zu suchen ist, konnte man allerdings schon bisher wissen. Der Verfasser selbst hat recht mit der Aufdeckung des Scheines, „als gründe sich unser Forschen auf immer festere Fundamente“, und als könnten wir

wirklich wahre Resultate finden (Seite 16 und 18), dürfte aber doch mit dem Ablösen von Wahrheit durch Aufrichtigkeit nur zum Teile recht haben.

Gemäß seinen „Gesichtspunkten“ handelt es sich ihm zunächst um einen „hypothetischen Perspektivismus“ (§ 3); er wendet ihn auch auf die Rechtsprobleme usw. an (Seite 151). So lernen wir mit ihm die verschiedenen Auffassungsweise der verschiedenen Fachgebiete, zumal in den Geisteswissenschaften, kennen und sehen eine eigentümliche Weltanschauung, die hier möglicherweise etwas als Wirklichkeit auffassen läßt, „was in der natürlichen Welt der Dinge als Abstraktion sich darstellt“ (Seite 131, 139). Die jeweilige Weltanschauung lehrt die Gedankenrichtungen usw. der Forscher und Fächer verstehen (S. 12) und läßt bei einem jeden Menschen die ihm zukommende Weltanschauung etwa eine Philosophie des täglichen Lebens nennen (Seite 127).

Zu alledem gehört nicht bloß Verstand, sondern auch Wille, nicht bloß Nachbildung, sondern auch Produktion. Als eine solche müsse die Erkenntnis angesehen werden, selbst wenn es sich z. B. um das Berichtigen der Erfahrung handelt (Seite 27, 109, 123). Auch wenn man dem zustimmt, ja selbst wenn man die „letzten Sätze, auf denen wir fußen, als Sätze reiner Willkür“ hinstellen möchte, darf man doch des Verfassers Darlegung, jede Wissenschaft sei Wille des Menschen, mindestens als zu kurz bezeichnen. Die Freiheitsfrage beantwortet er damit, daß der Men-

schenwille höchstens scheinbar durch äußere Ursachen begrenzt sei: „Indeterminist bin ich im Augenblick des Handelns, Determinist bei rückschauender Betrachtung“ (Seite 52 bis 54); und über die Bedeutung des Willens im Rechtsleben kommen ebenfalls brauchbare Bemerkungen (z. B. über das Erscheinen vieler Willen als ein Wille, Seite 129). Nur dürften dies Anläufe auf richtigem Wege sein, nicht aber mehr.

Die „Methodenpolitik“ fragt, „auf welchem Wege ein möglichst vorteilhaftes wissenschaftliches Arbeiten stattfindet“, und macht mit der eigentlichen Methodenlehre, auf der sie sich aufbaut, zusammen die Methodenwissenschaft aus (S. 8 f.). Eine dankenswerte Klärung! und das neue Werk von E. Fönl, „Wissenschaftliches Arbeiten“ (Jahrbuch 1908), wird unserem Autor gewiß hochermünscht sein. Er bewertet weiterhin die Methodenpolitik des Physikers Herz, der ganz besonders auf die Voraussetzungen der naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise hingewiesen habe (§ 11). Das energische Unterscheiden zwischen Voraussetzung und Durchführung in der Wissenschaft ist ein besonderes Verdienst von Pollack; und Referent begrüßt mit Freude geradezu einen Beitrag zur akademischen Pädagogik in den Worten (Seite 108): „Die scharfe Trennung zwischen Voraussetzung und Durchführung sowie die Scheidung eines Gesichtspunktes von seiner Anwendung bilden einen entscheidenden Faktor.“

Dr. Hans Schmidkunz.

Worte Carlyles, ediert von Georg Jacob Wolf.
Worte Tolstois, ediert von Edgar Alfred Regener.
Beides in J. E. C. Bruns Verlag, Minden i. W.

Aus der Gedankenwelt großer Geister: Emerson, ediert von Egon Friedell; Hegel, ediert von Georg Lasson. Stuttgart, Verlag von Robert Luß.
Gedanken über Geschlechtsprobleme. Von Otto Weininger, ed. von Robert Sander. Berlin, Concordia, Herm. Ehbod.

Das Brevier ist die charakteristischste Erscheinung unserer nervösen Zeit. Ich habe gegen die ersten Auswahlbände bei ihrem Erscheinen die heftigsten Vorwürfe erhoben: sie verwässern und bringen nur Halbbildung. Ich habe mich damals geirrt und war ein schlechter Prophet. Ich kann heute mit aufrichtiger Freude feststellen, daß die unendlich breite und tiefe Klust, welche die wirklich Gebildeten von dem großen „Publikum“ trennt, durch solche Bemühungen unserer Verleger endlich anfängt überbrückt zu werden. Bruns und Luß haben sich den Weckruf „Weltliteratur“, in den Goethe die Sehnsucht seines Alters faßte, als Parole genommen. Die Wahl eines Carlyle und Tolstoj, eines Emerson und Hegel, eines Otto Weininger bürgt mir dafür, daß die Verleger genau wissen, aus welchen Werken überhaupt eine Auswahl getroffen werden kann. Denn Hans Landbergs „Ibsenbuch“ dagegen mit den herausgeriffenen Szenen aus Ibsens Dramen und

Literarische Berichte

den kurzen Briefstellen war eine unkünstlerische Roheit. Hier aber soll das aus dem Gesamtwert herausgelöste Resultat des Denkerlebens, die Quintessenz seines Schaffens, geboten werden. Kein wissenschaftlicher Dilettantismus soll erzogen werden, sondern es soll angeregt werden zum Studium der Gesamtwerte. Die Einleitungen sind durchweg, wenn auch alle stark subjektiv überschätzend, erklärend und anregend geschrieben.

Ich habe mich nicht gescheut, Weininger neben Carlyle und Hegel zu nennen. Denn sein Werk „Geschlecht und Charakter“ bleibt eins der geistreichsten Bücher des letzten Jahrhunderts, wenn auch einst alle seine Gedanken als wissenschaftlich falsch nachgewiesen sein werden.

Karl Georg Wendriner.

Opernabend. Max Kalbeck.
Berlin, Verlag Harmonie. 8.—

Der Verfasser, welcher seit einigen Dezennien das verantwortungsvolle Amt eines musikalischen Kritikers an der Wiener Hofoper versteht und sich als Mann von Geist und Urteil neben dem gefürchteten Hanslick in Ehren behauptete, bietet mit dem vorliegenden Werke einen wertvollen Beitrag zur Geschichte der Oper. Das Werk selbst verdankt seine Entstehung vornehmlich den Anregungen, die Kalbeck als Kritiker an der Hofoper empfangen, und ist in seinen ausführlichen Darlegungen deutscher und ausländischer Opern der Ausdruck einer durch Praxis und Theorie gewonnenen künstlerischen Überzeugung. Die einzelnen Abhandlungen sind nicht musikalische Analysen, die nur

für den Fachmann Bedeutung haben, sondern gemeinverständliche Besprechungen, welche jeden Musik- und Opernfreund nicht uninteressiert lassen und außerdem durch die gewandte formschöne Darstellung einen besondern Reiz bieten. K. bewegt sich beim Kapitel Wagner auf demselben Geleise wie sein Kollege Hanslick, und doch wird es keinem von beiden gelingen, auch nur einen von der großen Zahl der Wagnerfreunde umzustimmen. Immerhin fühlt man sich auch hier trotz gegenteiliger Meinung von dem literarisch hochgebildeten und ästhetisch feinsinnigen Autor angezogen und wird bei längerem Verweilen mit den uns bekannten Opern zu der Überzeugung gebracht, daß auf jeder Seite des umfangreichen Wertes ein gebiegender Fachmann und geistvoller Kritiker zu uns redet. — Kalbecks Opernabend seien somit aufs wärmste empfohlen.

Der Hüter des Falz, Roman von Bernhard v. Burgdorf. Dresden, Minden.

Viele Romantik und viel Gerede, denn nicht nur die Personen des Romans sprechen — leider nicht immer, wenn sie sollen — sondern auch allegorische Figuren, wie Kummer, Sonnenschein, Mond, Rosenhecken; auch Engel, selbst Tote treten als Redende auf oder Ebenbilder, ja sogar manche nicht vorhandene Nachkommen der auf tretenden Menschen. Wenn man indessen von diesem etwas seltsamen Umstande absteht, der, obwohl die angeedeuteten Partien bald voll von duftiger Poesie, bald voll

ergreifenden Ernstes sind, wenn auch nicht unbedingt als Vorzug, so doch keineswegs nur als Tadel zu gelten hat, so muß man die Erzählung selbst bedeutsam nennen. Die Geschichte, um die es sich handelt, ist ziemlich einfach. Asta von Prowehren wird von ihrem Nachbar Hans von Wöllkau begehrt, weist ihn aus Liebe zu ihrem Vater ab, obgleich sie den jungen Laffen liebt, der eigentlich nur ein Mitgiftjäger ist und des schönen leidenschaftlichen und sinnigen Mädchens gar nicht wert ist, läßt sich aber von ihm, der unterdessen eine Vernunftehe geschlossen hat, betören, so daß sie von ihm ein Kind bekommt. Trotzdem wird sie von einem anderen Nachbar Joachim, der als „Sonderling“ durch das ganze Buch hindurchgeht, heimgeführt und findet in dieser späten Ehe ihr Glück. Nicht recht psychologisch begründet ist der Übergang Asters von einer halb kindlichen Verehrung für ihren späteren Gatten zu echter Liebe. Denn aus bloßem Mitleid oder reiner Fügsamkeit heiratet ein Charakter wie Asta nicht. Auch Herrn Joachim möchte man raten, weniger zu grübeln, nicht so schrecklich viel mit allen möglichen stummen und doch so redefertigen Personen zu sprechen, und dafür lieber energischer seine Liebe zu betreiben. Trotzdem gönnt man dem guten stillen Herrn, dessen ewige Erinnerungen an eine verstorbene Braut freilich etwas ermüdend wirken, sein spätes Glück. Vortrefflich geschildert sind die Nebenpersonen: der Vater Prowehren, der Tugend und Adel, Tätigkeit und Familien-

aufopferung immer im Munde führt und dabei ein leichtsinniger, törichter, fauler Sinnenmensch ist, der sein Gut ruiniert, seine Tochter elend behandelt und sich selbst mit einem Fräulein Nelly einläßt, die ihn verläßt, nachdem sie ihn genugsam ausgebeutet hat; ferner drei alte, arme adelsstolze Tanten, höchst widerwärtige Frauenzimmer, und ein weibliches Hausfaktotum, das mit besonderer Laune gezeichnet wird. Der Verfasser, der selbst dem Adelsstande angehört, besitzt gewiß das Zeug dazu, gerade diese Kreise wahrheitsgetreu zu schildern, er versteht zu schreiben, hat Humor und dabei die ernste Erkenntnis der Mängel und Fehler seiner Standesgenossen. Nur sollte er sich vor den allzu vielen Arabesken hüten und bedenken, daß diese doch nur zur Zier da sind, nicht aber das Hauptgewebe übermuchern dürfen. Der Titel ist völlig unverständlich, selbst wenn man wie Referent weiß, daß er einem Gemälde von Thoma entnommen ist.

Ludwig Geiger.

Ludwigs Höhe. Roman von Hermann Bang. Berlin, Verlag von C. Fischer.

Ein Stück Natur gesehen durch kein Temperament. Scheinbar! Nichts als Beobachtungen, kühl, klar nebeneinandergestellt; die Menschen aufgelöst in Laute, Mienenspiel, Bewegungen. Scheinbar! Nichts scheint hinter diesem Buch zu stehen als ein unsäglich feines Ohr, ein unbeschreiblich feines Auge. Aber ein Augenblick kommt, wo die verschiedenartigen, vorüberhuschen-

Literarische Berichte

den Einzelzüge zusammenschießen zum Ganzen des Gesichts, wo der Schwarm der Einzelbewegungen sich vereint zur Gestalt, wo aus den verblühenden Strahlen der aufgefingenen Worte das Zentrum der Seele dunkelt und glänzt — Menschen umgeben uns, erstaunlich wirkliche und körperhafte Menschen. Und nun sind wir in ihrem Kreis nicht mehr nur spärende und aufhorchende Zuschauer, sondern der mitfühlende Chorus. Je steinerner und stummer der Dichter sich verhält, desto leidenschaftlicher, erregter sind wir, seine Leser. Es ist ein Buch so ergreifend wie quälend. Quälend eben durch dies nichts als Leben: wie glücklich wären wir, wenn einmal der Schmerz sich ganz entladen könnte, gewissermaßen einen Anhalt fände an einem zornigen, empörten Schrei, einem Ausdruck der Teilnahme wenigstens. Aber nichts davon! Weiter Beobachtungen an Beobachtungen. Und doch ganz in der Tiefe fühlen wir unter den steinkühlen, steinharten Zügen das weiche Herz und die wunderbare Güte dieses Mannes, der ein großer Dichter bleibt, während er sich abmüht, nichts als Artist zu sein . . . Was die Fabel angeht, so ist es eine Geschichte — ach, eigentlich die Geschichte, die man schon kannte, ehe man zu lesen begann, und die einen seitdem bis zum Überdruß verfolgt hat: von dem Mädchen, das ihrem Geliebten alles hingibt und dann von ihm fortgestoßen wird wie vom rohen Zecher ein leeres Glas. Aber daß dieses Schicksal sich einem in die Seele brennt als ein neues, nie erfahreneres und unvergeßliches Erleb-

nis, liegt einzig an der schlichten Größe der Menschengestaltung. Die rührende Hilfslosigkeit des Weibes, das ganz Herz und nicht ein bißchen Berechnung ist, die Wehrlosigkeit des armen Vögelchens, das von dem stärkeren Getier einfach zerdrückt wird, die anima candida mit ihren dennoch dunklen Tiefen, aus der unmenschlicher Frevel schließlich die schuldlos Schuldige zu machen imstande ist, hat in diesem Buch den klassischen Ausdruck gefunden, und trotz seines allzu absichtsvollen Stils wird man es in die Reihe der Bücher stellen, die einem ein bleibendes Besitztum bedeuten.

Wilhelm Hegeler.

Was mir die Tage brachten. Ein Skizzenbuch. Von Clotilde Brettauer. Berlin W 35, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Vor einiger Zeit war ein reizendes Büchlein: „Ehe Dubi Student wird“ erschienen, das sogleich und allenthalben mit wärmster Anerkennung entgegengenommen, mit aufrichtiger Freude begrüßt wurde. „Eine Mutter“ hatte es geschrieben. Nun ist der Schleier der Anonymität gelüftet; denn es ist — wie wir verraten dürfen und wie der Leser beider Schriften auch alsbald erkennen wird — niemand anderes als die Verfasserin der vorliegenden Skizzensammlung, Clotilde Brettauer. Und da können wir zunächst mit Genugtuung konstatieren, daß sich ihre schöne Begabung nicht nur wieder aufs trefflichste bewährt, sondern auch in beachtenswerter

Weise weiter entwickelt, sich innerlich vertieft hat. Hatten sich schon die Dubi-Geschichten dadurch ausgezeichnet, daß die lustigen, humorvollen Darstellungen eigentlich auf einem ernststen, von reicher und reifer Lebenserfahrung erfüllten Untergrunde beruhten, der das Buch weit emporhob über das Niveau einfacher, lediglich unterhaltlicher Humoresken, so tritt in dem neuen Werke der ernsthafte Charakter, der sich bisweilen sogar zu einer schmerzlich-wehmütigen Lebenskenntnis und Lebensauffassung steigert, noch eindrucksvoller in Erscheinung. Solche Seelenstimmung atmen Stücke wie „Der alte Kalender“, „Vom Altwerden“, „Die Uhr“, „Altes Gerümpel“ u. a. Ein kleines Kabinettstück von ergreifender Wirkung ist „Hoffnung“. Das Gebiet der sozialen Satire streift die „Probierramsell“, während anderes, wie „Perpetuum mobile“, „Graue Haare“, sich mehr dem Genre der Dubi-Geschichten nähert oder direkt aus ihnen herausgenommen ist. Schon dieser knappe Überblick läßt ersehen, wie viel inhaltliche Mannigfaltigkeit und Abwechslung hier geboten wird. Daß manchmal auch ein bereits älterer Gedanke ohne besondere Eigenart wieder behandelt ist, kann bei der großen Anzahl der in der Sammlung vereinten Skizzen billigerweise nicht wunder nehmen; oft genug aber überrascht eine originelle Erfindungskraft, verbunden mit geistvollster Ausführung. Da zudem die ganze Ausstattung des Buches eine ebenso vornehme wie gediegene ist, dürfte es sich speziell für Geschenkzweck vorzüglich eignen.

S. B.

Das Argernis. Von Wilhelm Hegeler. Berlin, Verlag von S. Fischer.

Etwas Leises ist in diesem Buch, fein Seelisches und dann wieder etwas Monumentales, stark Plastisches. „Das Argernis“ ist ein Brunnen, den der reiche Brooch seiner Vaterstadt geschenkt hat. Ein Mädchen ziert den Brunnen. Hegeler schildert sie, „wie sie da mit sorglosem von innerem Glück wie durchschimmertem Antlitz heruntersieht“ in reiner zarter Nacktheit. Dieser Brunnen erregt Argernis, zuerst bei der alten Jungfer, die den Pastor ansteckt und so immer weiter die Gemeinde aufruft gegen die sittlichen Greuel. Was ein Dichter aus diesem, im Grunde nicht mehr neuen Thema gemacht hat, ist erstaunlich und bewundernswert. Mit quellender Gestaltungskraft und stilreiner Psychologie werden hier die Menschen geschildert und charakterisiert. Ein behaglicher, halb lachender, halb wehmütiger Humor erhellt und überschattet das Buch zu gleicher Zeit, das man mit Interesse und Freude liest.

A. Halbert.

Untersuchungen zur Sinnespsychologie. Von Franz Brentano. X und 161 Seiten. Preis M. 4,20. Leipzig 1907, Duncker und Humblot.

Am 16. Januar 1908 feierte die Fachwelt das 70. er Jubiläum Franz Brentanos, der nach einer langen, doch noch allzu früh abgebrochenen philosophischen Lehrtätigkeit nur mehr durch spärliche Veröffentlichungen seine einstige

Literarische Berichte

Wirksamkeit für eine sowohl traditionelle wie auch auf dem neuesten Forschungsstande stehende Philosophie fortsetzte. Im Anhang des vorliegenden Buches sind seine bisherigen Schriften verzeichnet. Das Buch selber beschränkt sich scheinbar auf kleinste psychologische Spezialitäten, führt aber so, wie wir es von dem Verfasser gewöhnt sind, zu den weitesten Ausblicken und darf daher auch ein wenig mehr Aufmerksamkeit des Lesers beanspruchen. Dies umsomehr, als der Berichterstatter die hohe Verehrung, die er seinem eigenen Meister im Fache zollt, keineswegs durch die ihm hier nötigen kritischen Bemerkungen verringert fühlt. Ein Brentano ist ihm, wenn er irrt, lieber als so viele Andere, wenn sie das Richtige treffen; seine Beweisführungen sind auch hier aufs äußerste instruktiv, selbst wo ihnen die Zustimmung nicht sicher ist. Leider verbietet unser Rahmen eine genügende Begründung der mehr nur dogmatisch vorzubringenden Widersprüche.

Der eine Hauptgedanke der vorliegenden Sammlung von Vorträgen ist der, daß Grün eine zusammengesetzte Farbe sei. Damit schließt sich der Autor wieder der älteren Auffassung von den drei Grundfarben Rot, Gelb und Blau oder Violett an, stellt sich der anderen von Rot und Grün, Gelb und Blau entgegen, doch mit der Übereinstimmung, daß auch Weiß und Schwarz Grundfarben seien, und bestreitet die allerdings seltenste Auffassung, daß es für den seelischen Eindruck überhaupt keine zusammengesetzten, sondern nur un-

gezählt viele einfache Farben gebe. Seine hauptsächlichste Beweisführung (Seite 16 f.) stützt sich, soweit Referent sieht, lediglich auf das „offenbar“, mit welchem der Verfasser die Ähnlichkeit einer Mischfarbe zu ihren Bestandteilen der Ähnlichkeit vergleicht, welche bei den Tönen ein Zweiklang mit seinen Bestandteilen zeigt, nicht aber der Ähnlichkeit, welche ein Ton mit einem höheren und einem tieferen Nachbartone zeigt. Wer dieses „offenbar“, wie der Referent, beim besten Willen nicht zugestehen kann, vermag auch die übrigen so lehrreichen Argumentierungen nicht anzunehmen. Da hören wir (S. 109), das aus Blau und Rot zusammengesetzte Violett entspreche der wehmütigen Mollterz, das aus Gelb und Blau zusammengesetzte Grün entspreche der freudigen Durterz; und leider unterscheidet der Autor auch weiterhin (Seite 113) diese „Verschmelzung“ nicht genug von der anderen Erscheinung, daß ein Ton oder auch eine Farbe „zwischen“ zwei anderen liegt. — Zahlreiche scharfsinnigste Versuche des Verfassers zeigten ihm bei Mischung von Gelb und Blau einen „grünen Stich“ in dem sich zunächst ergebenden Grau; es scheint, daß in all diesen Fällen die beiden Bestandteile nicht so weit voneinander verschieden waren, wie die Lehre von den Gegenfarben verlangt, die hier eine Aufhebung der Farbigkeit zu Grau nur bei einem genügend violetten Blau oder einem genügend orangenen Gelb feststellt. Dabei scheint auch Brentanos Behauptung (S. 25—34), daß Rot und Grün, Blau und Gelb für unseren Ein-

druck keine Gegensätze seien, sich bei näherem Zusehen nicht mehr zu halten. Zufälligkeiten, wie daß die Maler Schwarz und Gelb zu Grün mischen, erklären sich einfach dadurch, daß ein solches Schwarz nicht schwarz, sondern blau ist. Hält der Maler Grün für derart zusammengesetzt, weil er es aus diesen Farben mischt, so folgert auch er zu viel und müßte ebenso bei anderen Mischungen sprechen (Seite 141). Mehrmals verweist der Autor auf die Sprache, welche uns die meisten Farben und Windrichtungen zusammengesetzt benennen läßt (Seite 15, 17); geht man dem näher nach, so merkt man, wie wenig sich aus diesen kümmerlichen Hilfen des Wortes folgern läßt. Brentano selbst gibt (Seite 81 und sonst) genügende Analogien an die Hand, daß wir die Behauptung wagen dürfen: jegliche Ortsrichtung, jegliche Zeitbestimmung, jegliche Tonhöhe, jeglicher eigens bestimmte Geschmack und schließlich auch jegliche solche Farbe ist für den Eindruck auf die Seele einfach. — Anders als mit diesem Eindrucke verhält es sich mit den ihn vermittelnden Erregungen im Leib und mit den ihnen zugrunde liegenden Reizen in der physikalischen oder chemischen Außenwelt. Wir dürfen den unbefangenen Leser fragen: siehst du wirklich in Grün ein Blau und Gelb, in Violett ein Rot und Blau, in Grau ein Schwarz und Weiß, in Weißblau ein Blau und Weiß? Oder erkennst du nur eine Ähnlichkeit, eine Verwandtschaft mit Farben, die dir aus irgend welchen Gründen sozusagen geläufiger sind?

Wir haben ja für unseren Eindruck gar kein feststehendes Blau und Gelb und Rot und Schwarz und Weiß, das wirklich Grundfarbe und nicht schon eine Nuancierung dieser sein würde. Es ist analog (aber nicht dasselbe) wie beim Physiker, der genau genommen ebenfalls nur einfache Farben kennt und selbst das Weiß aus den Regenbogenfarben anscheinend nicht als eigentliche Mischung, sondern „als eine Verdrängung durch Weiß“ (wenigstens nach Brentano Seite 151) gewinnt. Wesentlich anders steht es in der Chemie und in der Physiologie: da ist die Lehre von den Grundfarben heimisch, und diesen Fachleuten haben auch wir unseren Streit zu überlassen. Die strenge Scheidung zwischen dem Psychologischen, dem Physiologischen, dem Physikalischen und dem Chemischen oder Technischen ist hier entscheidend; mit bündiger Klarheit hat dies J. Cl. Kreibitz dargelegt in seinen „Fünf Sinnen des Menschen“ (2. Aufl., Leipzig 1907, Seite 101 f.).

Der andere Hauptgedanke der vorliegenden Schrift ist folgender. Was wir an unseren Empfindungen Intensität nennen, gehe darauf zurück, daß in dem äußeren Reiz die Bestandteile mehr oder minder dicht beisammen stehen; folglich sei Intensität „das Maß der Dichtigkeit der sinnlichen Erscheinung“ und somit eine Größe, keineswegs aber eine besondere Eigentümlichkeit unserer seelischen Eindrücke (Seite 61 und 71). Das alte Gesetz von der Undurchdringlichkeit der Körper gelte demnach auch für alle sinnlichen Erschei-

Literarische Berichte

nungen und bestätige sich eben durch Brentanos neue Untersuchungen darüber (Seite 18 und 60). Er anerkennt keine eigentlichen Mehrfarbigkeiten, Mehrklänge usw. (keine „multiplen Sinnesqualitäten“), sondern nur eine Nebeneinanderstellung („Juxtaposition“) des verschiedenen Einfachen; und die Gesamtintensität des scheinbar Multiplen setze sich aus den Einzelintensitäten zusammen, die sich aber dabei verringern (Seite 64). So sei die Intensität des Empfindens gleich der des Empfundnen, stets abhängig von der Ausfüllung des Innenraumes, und kein Sondergut des Seelenlebens (Seite 65, 68, 73). Dabei aber bleibe die Empfindung „die Grundlage des geistigen Lebens“ (Seite 53), was sogar für Brentanos eigene Psychologie nicht ganz zutreffend gesagt sein dürfte; andererseits scheinen mehrfache neuere Forschungen doch Lust und Schmerz der Sinne den Empfindungen selbst, nicht wie bisher den Gefühlen zuzuweisen (Seite 121, wo eben neue Berichtigungen angeführt werden könnten). Uns aber interessiert ganz besonders die Konsequenz von Brentanos neuer Intensitätslehre. Darf nämlich „eine intensivste Größe nichts weniger als

universell den psychischen Tätigkeiten eigen genannt werden“, gehört sie vielmehr den physischen Erscheinungen selbst an, dann können wir nicht mehr mit zahlreichen Philosophen die Annahme einer physischen Welt wie ein bisher unvermeidliches Gerüst fallen lassen und die Welt auf ein rein psychisches Bild beschränken (Seite 78). „Den Glauben an den wahren Bestand einer Körperwelt werden wir uns also nicht nehmen lassen, und er wird für die Naturwissenschaft immer die Hypothese aller Hypothesen bleiben.“ Damit mag freudig übereinstimmen, auch wer den seelischen Erscheinungen doch noch in weiterer Weise, als es Brentano tut, eine Intensität zugestehen möchte.

Dr. Hans Schmidkunz.

Lustige Geschichten. Von Gustav Wied. Stuttgart, Arel Juncker.

Ein tolles, übermütiges, geistreiches Buch voller Funken und Blitze, voller Humor und Satire: das ist wohl genug von einem Buche gesagt; aber man trifft selten Bücher, die einem Freude machen, darum sei der Überschwang verziehen.

A. Halbert.

Redaktion: Dr. Sylvius Brud, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadaßohn. Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32. Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau. Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“ oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15“.

Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenderschleifische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.

Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaenders, A.-G., Breslau III.

Übersetzungsrecht vorbehalten..... Unberechtigter Nachdruck unterlagt.

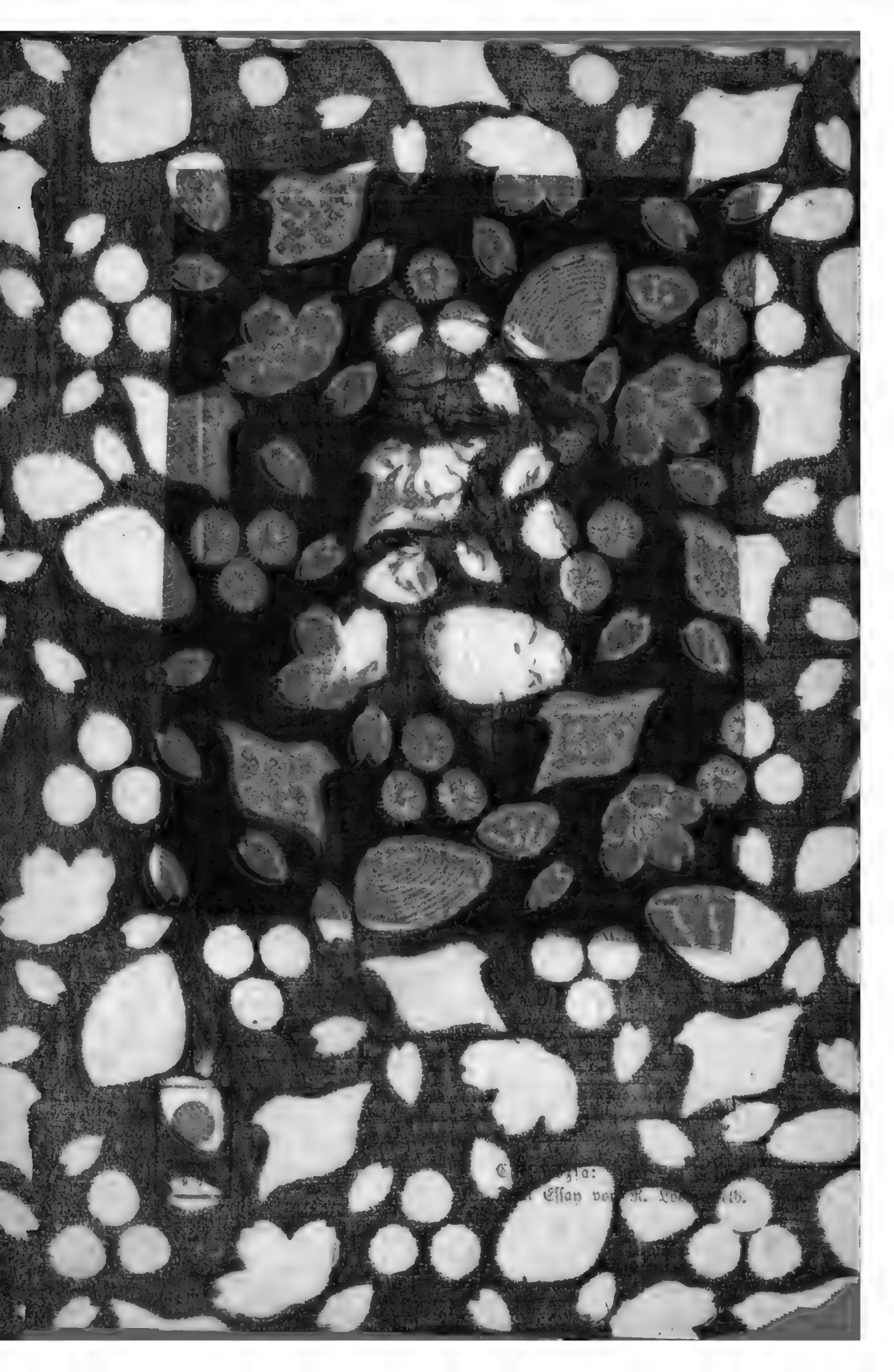




Carl Jozsa: Graf Leo Tolstoj.
Zum Essay von R. Loewenfeld.

Wien
K. K. Hofbibliothek
Geogr. Anstalt
Band 1

178



© 1910:
Essay by R. L. S. Lib.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatschrift

Verlag „Nord und Süd“ G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender'schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 126 September 1908 Heft 378



Friedrich Brie: Bernard Shaw.

Wieder einmal stehen wir in Deutschland der Tatsache gegenüber, daß die englische Literatur der französischen in der Gunst des Publikums den Rang abgelaufen hat. Der Grund ist nicht in einer einzelnen, führenden Persönlichkeit Englands, auch in keiner bestimmten von dort ausgehenden Schule oder Richtung zu suchen, sondern in einer Reihe einzelner moderner Geister, die untereinander keinen engeren Zusammenhang zu haben scheinen. Eine Hochflut von Übersetzungen der Werke von Ruskin, Swinburne, Meredith, Pater, Wilde, Shaw, Yeats, Kipling und George Moore ist über Deutschland hereingebrochen, auch die viel ältere Generation von Blake, Maturin und Rosssetti fängt an bei uns eine Art Auferstehung zu feiern. Was aber unter den angeführten Namen sofort auffällt, ist der Prozentsatz, den Irland stellt: Maturin, Wilde, Shaw, Yeats und George Moore. So sehr sie alle Ire sind, so wenig einer von ihnen mit einem Engländer verwechselt werden möchte, Shaw ist doch bei weitem der irischste unter ihnen. Wilde, der durch die Schule der Franzosen gegangen, ist nie ganz über sie hinausgekommen. Moore fühlt sich trotz aller seiner irischen Heimatsromane und Novellen und seiner Abneigung gegen England doch im Grunde als Pariser, Yeats endlich, der Wiederbeleber der alten irischen Sage und Volkskunde, schreibt im Grunde wie ein Engländer. Nur Shaw, obwohl er in London lebt, ist völlig Ire geblieben.

Wie so mancher englische Dichter ist auch Shaw auf dem Kontinente bekannter wie in der Heimat. Wenigstens galt das noch bis in die jüngste Zeit. Was ihn im Ausland so früh populär machte, war vor

Im Oktoberheft veröffentlichen wir eine Komödie in 5 Akten von Bernhard Shaw: „Der Arzt am Scheidewege“. Diese Arbeit des berühmten britischen Autors wird in diesem Winter in Reinhardt's Deutsche Theater aufgeführt, und wir freuen uns, sie unseren Lesern im Erstabdruck bieten zu können. Die Redaktion.

allem sein Gegensatz zum literarischen und politischen England. Daran ist nichts Auffallendes, verdanken doch auch Geister wie Byron, Heine, Stendhal und Nietzsche einen großen Teil ihres Erfolges im Auslande dem Umstand, daß sie böse Dinge über ihr Vaterland gesagt haben. Im angegriffenen Lande selbst, in England, versuchte man zunächst aus dem Instinkt der Selbsterhaltung heraus die Politik des Totschweigens. Man wußte wohl, daß man nur dem schadenfrohen Ausland in die Hände arbeitete, wenn man laut gegen ihn eiferte. Als es nach Shaws Erfolgen im Ausland mit dieser Politik nicht weiter ging, erfanden die praktischen Engländer ein neues Mittel: sie gewährten ihm Narrenfreiheit. Noch heute geben sie Shaw für einen Clown aus, der sich selbst nicht einmal ernst nimmt. Zum guten Teil ist der Vorgang natürlich unbewußt. Daß jemand voll Phantasie und Wiß sein kann und zu gleicher Zeit ein tiefer Denker, ist einem angelsächsischen Verstand schier unfaßbar. Nimmt man ihn aber als bloßen Clown, so kann man ihn in Ruhe goutieren und sogar loben, ohne irgend welche Verantwortung auf sich zu nehmen. So hat es Shaw doch allmählich zu einer stattlichen Leserschaft auch im eigenen Lande gebracht. Mit Hilfe einer eigentümlichen Methode erweitert er diese mit jedem neuen Werke. In seiner selbstherrlichen Willkür schlägt er jeden, selbst seine Anhänger vor den Kopf; aber da sich jeder über die Hiebe freut, die der andere bekommt, und den Splitter im fremden Auge immer noch deutlicher sieht als den Balken im eigenen, so haben alle ein Interesse daran, daß er gelesen wird.

Nur eine kleine Gemeinde war ihm von Anfang an sicher, die kleine Schar der Gebildeten in England, die in der kontinentalen Literatur Bescheid weiß. Aus ihrem Kreise ist jetzt auch die erste Shawbiographie hervorgegangen¹⁾. Ihr Verfasser Jackson ist Mitherausgeber einer der radikalsten und interessantesten englischen Zeitschriften „The New Age“, der auch Shaw selbst und eine andere literarische Berühmtheit, der Deutsch-Engländer Oscar Levy, ihre Feder leihen. Leider ist sie ebenso wie die Zeitschrift des Nietzscheaners Thomas Common „The Good European Point of View“, bei uns völlig unbekannt und doch als Dokument einer nach dem Licht drängenden Bewegung des jungen Englands von großem Interesse. Bei der außerordentlich schwer zu fassenden Persönlichkeit Shaws, der sich als hauptsächlichsten Mittels der Mitteilung des Paradorons bedient und der seine tiefsten Gedanken oft in obskuren

¹⁾ Bernard Shaw by Holbrook Jackson, London, E. Grant Richards 1907.

Zeitungsartikeln niedergelegt hat, war Jacksons Aufgabe keine leichte. Wie Shaw selbst einmal ausgeführt hat, befindet er sich in fortwährendem Wandel, und da der Mensch sich alle acht Jahre physisch völlig erneuert, so betrachte er sich vor acht Jahren etwa wie seinen Vater und sich vor sechzehn Jahren etwa wie seinen Großvater. Unter solchen Verhältnissen kann man es Jackson kaum verübeln, wenn er, wie noch jeder Shawbiograph bis heute, sich eng an des Verfassers eigene Worte hält, der in den Vorreden zu seinen Werken nicht mit interessanten Nachrichten über die eigene Person kargt.

Da man bei uns Shaw eigentlich nur aus seiner letzten Phase, der dramatischen, kennt, sei hier der Versuch gemacht, seine Entwicklung bis zum heutigen Tage darzulegen. Wie ungezählte andere englische Schriftsteller — nur sein Antipode Kipling sei erwähnt — nahm auch Shaw den Weg zum Dichterruhm durch den Journalismus. Der Grund dafür lag im Honorar, das in England weit glänzender ist als auf dem Kontinent und somit die besten Kräfte an sich zieht. Schon vor seiner journalistischen Periode hatte Shaw sich indessen anderweitig literarisch betätigt. Sechs Jahre lang, von 1879—1885, hatte er ohne jeden Beruf gelebt und vergebliche Anstrengungen gemacht, fünf große Romane bei Verlegern unterzubringen. Entscheidend für sein Leben wurde, daß um 1879 sein Interesse für Sozialismus und Politik zu erwachen begann. Es war die Zeit, wo England gerade wieder einmal vom Kontinent aus mit sozialistischen Ideen befruchtet wurde. Unter denen, die hier die neue Richtung mit Begeisterung aufnahmen, waren die ersten politischen Köpfe des heutigen Englands wie Henry Hyndman, John Burns, Sidney Webb und Künstlernaturen wie William Morris. Unter dem Einfluß von Karl Marr' Kapital trat Shaw dieser Gruppe Sozialisten bei, aber sein Sozialismus war von Anfang an nicht der bourgeoisfeindliche im Sinne Marr', sondern wie heute noch erstrebte er schon damals nur eine Erhebung des Proletariats zur Bourgeoisie. Unendlich ist die Anzahl der politischen Reden seit dem Tage, wo er zum erstenmal von einem Karren herab sich im Hydepark unter dem Geschmetter eines Orchesters von Blechinstrumenten vernehmen ließ. Wirkliche nationale Bedeutung erlangte die neue Richtung erst im Jahre 1884 mit der Gründung der Fabian-Society. Ihr Name, den sie von Fabius Cunctator ableitet, drückt schon ihre abwartende Haltung aus. Revolution auf rein konstitutioneller Basis mit Wegfall aller kontinentalen Utopien wurde ihr Programm. Auch ihre Entstehung ver-

bürgte diese gemäßigte Richtung, sie erwuchs aus einer Gemeinschaft von Geistern, die ethische Philosophie im Sinne des italienischen Philosophen Rosmini trieb. Nicht auf die Gründung einer eigenen politischen Partei wollten sie ihre Bemühungen richten, sondern darauf, die bereits vorhandenen, besonders die liberale, mit ihren sozialistischen Ideen zu durchdringen. Für die deutsche Sozialdemokratie mit ihrem bornierten Kastengeist hat Shaw nur Spott und Zorn, und sie hat es ihm reichlich vergolten. Kein Wunder! Von deutschen politischen Verhältnissen aus beurteilt, scheint es uns unbegreiflich, wie ein derartiger Bund, der von Anfang an Praktiker und Theoretiker der verschiedensten Schattierungen vereinigte, sich bis auf den heutigen Tag hat halten und derartige Erfolge erzielen können. Auch in England hätten von vornherein so verschiedenartige Köpfe nicht nebeneinander existieren und wirken können, wenn nicht alle über einen gewissen Humor und über ein gewisses Maß von Selbstironie verfügt hätten; Züge, die uns Deutschen mit dem Ernst solcher Dinge schlechterdings unvereinbar zu sein scheinen, und die auch in England von vornherein alle fanatischen Enthusiasten der Sache entfremdeten. Wie dehnbar die Organisation der Fabian-Society ist, mag noch der Umstand illustrieren, daß sich neuerdings auch eine Fabian Arts Group konstituiert hat mit dem Ziel die Beziehungen von Kunst und Philosophie zum Sozialismus zu studieren, als deren markanteste Persönlichkeiten Shaw und der hochbegabte sozialistische Romanschriftsteller Wells hervorragen. Shaw trat dem Bunde schon im Jahre seiner Entstehung bei und wirkt bis zum heutigen Tage ununterbrochen in seinem Sinne. Eine ganze Anzahl seiner Schriften beschäftigt sich nur mit dem Fabianismus und seiner Stellung zu politischen Tagesfragen. Er hat der Sache unendlich genützt, indem er in amüsantester Weise die sozialistischen Ideen dem gesunden Menschenverstande der Menge nahe brachte. Kaum eines seiner Werke ist von diesen Tendenzen frei geblieben. Selbst von seinen Dramen predigt eines Wohnhausreform, ein anderes Besserung des Lohnes für Frauenarbeit. Seine wichtigsten Beiträge zum Fabianismus sind indessen zwei Prosaschriften *Socialism for Millionaires* (1896) und *Common Sense of Municipal Trading* (1904). Das erste von diesen scheint uns für Shaws sozialistisch-humoristische Schriftstellerei das charakteristischste. Hier wird in amüsantester Weise entwickelt, wie jedermann wohl den Armen bemitleide und ihm zu helfen suche, sich für den Reichen aber keine Hand rege, außer um zu betteln, und wie dem Millionär geholfen werden könne,

daß er in methodischer, die Allgemeinheit fördernder Weise seinen Überfluß loswerde. Das kann nicht geschehen, indem er den Staat oder ein Individuum unterstützt, die dazu da sind sich selber zu helfen. Die großen Stiftungen Cecil Rhodes' und Carnegies verfehlen ihren Zweck. Diese müßte ein vernünftiges Staatswesen von selbst übernehmen, um seinen eigenen Staatsmechanismus richtig weiter auszubauen. Der Millionär soll nur neuen Ideen und deren Vertretern zu Hilfe kommen, Gesellschaften und Vereinen, die den vorhandenen Ideen wirkliche neue hinzufügen. Kurz, sie sollten den Leuten nicht das geben, was sie wünschen, sondern etwas, das sie wünschen sollten, aber nicht wünschen. Um vorhandene Wünsche zu erfüllen, ist der Staat da.

Shaws politisches Interesse vermochte sein literarisches nie ganz zurückzudrängen. In engere Berührung mit dem literarischen Publikum brachte ihn aber erst seine Redakteurstelle im Jahre 1885. Von 1888 ab, wo er regelmäßige Kritiken über Musik zu schreiben begann, das einzige Erbteil, das er aus dem Vaterhause mitbekommen hatte, beginnt eine zehnjährige Periode des Journalismus. 1895 begann seine Serie von Kritiken über das Drama in der Saturday Review, die ihn zur Produktion selbst überleiten sollten. Die beiden bedeutendsten Erzeugnisse dieser Epoche sind zwei literarische Werke mit starkem politischen Einschlag: *The Quintessence of Ibsenism* (1894) und *The Perfect Wagnerite* (1898). Es sind keine ästhetischen Erklärungsschriften, die ein neues Kunstevangelium predigen, es sind satirisch-humoristische Schriften mit scharfer Polemik gegen das Publikum, das sich gegen Ibsen und Wagner verschließt, und gegen die sozialen und gesellschaftlichen Zustände, die ein solches Verschließen gut heißen und bedingen. Nicht umsonst steht der Ire bei dem Engländer im Rufe eines Krakehlers. Man hat die Eigenart dieser Schriften gut mit den Worten erklärt, daß Shaw weniger Güte für den Enterbten als Groll wider den Bevorzugten und weniger ein Herz für Wagner und Ibsen als eine Galle wider ihre Bekämpfer habe. Wir können noch Nietzsche hinzufügen, den Shaw in unbegreiflicher Verblendung für einen der ihm am meisten verwandten Geister hält. Was hat der Sozialist Shaw, der Agitator der Unterdrückten, der Verächter der Heroen, der Anhänger der Prärafaeliten, mit Nietzsche zu tun? Wieder ist es weniger Nietzsche selbst als die Borniertheit des englischen Publikums, die Shaw zum Vorkämpfer für den deutschen Philosophen hat werden lassen. Hat sich doch bis heute noch kein englischer Verleger gefunden, der Nietzsche auf eigene Kosten druckt.

Shaws Schriften über Ibsen und Wagner stehen schon in engster Beziehung zu dem Dramatiker Shaw. Seinen ersten Versuch auf dieser neuen Bahn unternahm er bereits 1885 in Gemeinschaft mit einem anderen bedeutenden Theaterkritiker, William Archer. Erst 1892 kam das Stück in einer Bearbeitung, die so gut wie gänzlich von Shaw herührt, als *Widowers Houses* zur Aufführung und erregte mit seiner Tendenz, daß jeder Besitzer ein Schurke werden müsse, ob er wolle oder nicht, die Begeisterung aller unabhängigen, sozialistisch interessierten Geister. Seitdem ist Shaw bis zum heutigen Tage dem Drama ununterbrochen treu geblieben. Durch seine Dramen ist Shaw Künstler geworden, ohne künstlerisch zu sein. Die Kunst an sich ist ihm gar nichts, sie ist ihm nur ein wertvolles Mittel, und er würde sich gar nicht mit ihr beschäftigen, wenn sie ihm nicht bei seinem sozialistischen Predigerberufe hülfte. Seine Stücke sind kritische Satiren, die seine berühmten dramatischen Besprechungen der *Saturday Review* in die Tat umsetzen. Trat bei diesen mehr das Destruktive in den Vordergrund, so verbindet er mit dem Drama zugleich belehrende, moralische Absichten. Wahre Kunst muß nach ihm mit der Besserung und Hebung des Menschen in moralischer oder physischer Hinsicht verbunden sein. Kunst muß die Privilegien der Religion genießen. So kann man in gewissem Sinne Shaws Drama als das einzige religiöse heutzutage bezeichnen.

Shaws größtes Verdienst, das sich etwas unverdient bei seinen Tendenzen einstellte, ist die Einführung des Realismus auf der englischen Bühne. Bis heute herrscht dort eine süßliche, sentimentale Romantik, das *sex-play*, das sich um die Beziehungen der beiden Geschlechter dreht, und das Salonstück. In dem letzteren existierte zwar schon vor Shaw der Realismus, aber es war ein Realismus etwa im Sinne der Dumas'schen *Kameliendame*, der sich innerhalb gewisser Traditionen von gutem Benehmen und guter Kleidung bewegt. Mit Shaw kommt der alle Tradition beiseite schiebende Realismus, der aber nicht an und für sich wirken soll, sondern nur im Dienste einer Tendenz.

Sehen wir von Shaws Humor ab, so sind wir damit bei Ibsen angelangt. Den lachenden Ibsen hat man ihn nicht mit Unrecht genannt. Aber wenn er auch einen ihm ähnlichen Weg eingeschlagen, seine Art ist so originell und seinem innersten Wesen entsprechend, daß er ihn auch wohl ohne Ibsen gefunden hätte. Nur eines verdankt er sicher Ibsen: die Möglichkeit seines Bühnenerfolges in England. Er hat ihm Bahn gebrochen, an ihm hatte sich der Groll des englischen

Publikums bereits erschöpft. Von der Schwierigkeit, ernste, moderne Dramen, Problemstücke, auf die englische Bühne zu bringen, kann man sich keinen übertriebenen Begriff machen. Einmal ist die Zensur da, die z. B. eines der tiefsten Stücke von Shaw, Mrs. Warren's Profession, in England und Amerika mit dem Verbote der Aufführung auszeichnete, dann aber als weit schlimmeres Übel der englische Theaterbesucher selbst. Jackson hat mit einer bei einem Engländer verblüffenden Objektivität den Grund für den letzten Punkt ganz richtig erkannt: Bei den dominierenden Klassen der Bevölkerung Englands hat die Gewohnheit des Geldmachens einfach die Anlage zum philosophischen Denken vernichtet, und in dem Komfort und der Bequemlichkeit, die sie durch ihr Geld genießen, vertragen sie absolut keine Kritik an ihren einmal festliegenden, bequemen Gewohnheiten und Ansichten. Leider ist nun der Geschmack dieser wohlhabenden Kaste in Kunst, Literatur und Kritik maßgebend. Wehe dem, der es wagt, auf der Bühne vor diesen von Problemen im Eheleben zu reden! Mit der Phrase von der Heiligkeit des Familienlebens bedecken sie das, was Nietzsche ein erbärmliches Behagen zu zweien genannt hat, und beschönigen damit ihre Indifferenz in allen diesbezüglichen Fragen. Und ebenso wehe dem, der es wagen sollte, am hergebrachten Erziehungssystem zu rütteln!

Mit dieser sozialen Krankheit aufzuräumen, war von Anfang an Shaws Ziel. Behandelten seine ersten Stücke die Gebrechen der Gesellschaft in einer geradezu soziologisch-wissenschaftlichen Weise, die viel zu lehrhaft war, um starke Wirkungen hervorbringen zu können, so ist er allmählich immer philosophischer und unpersönlicher geworden, wenn auch noch nicht entfernt so wie Ibsen und Tolstoi. Er lernte bald nicht mehr direkt zu predigen, sondern nur noch durch eine typische, symbolische Handlung wie in *you never can tell* und *Candida*. Zeigten seine früheren Figuren nur die Vertretung einer bestimmten Persönlichkeit gegenüber ihrer Umgebung, so hat er sie später ähnlich den Figuren Ibsens ins Allegorische gesteigert, ohne daß sich das Karikaturenhafte dabei verlor. Das gilt vor allem für *Man and Superman*, wo in der Gestalt von Ann Whitefield das Weib als eine Macht verkörpert erscheint, welcher der Mann sich beugen muß, ob er will oder nicht.

Wenn sich Shaw in England mit mehr Erfolg als Ibsen in die von diesem geschlagene Bresche warf, so verdankt er das allein seinem Humor. Er trägt seine alle Konvention durchbrechende Philosophie in der denkbar angenehmsten Weise vor. Er verwirrt den Hörer angenehm, indem

er die althergebrachten und verbrauchten Wahrheiten ein wenig auf dem Seil tanzen läßt, und bringt ihn so, ohne ihn zu ermüden, zum Nachdenken über das unbewußt Komische in der modernen Gesellschaft. Ein solches Verfahren kann natürlich nur bei einem Drama wie dem seinen, das sich vor allem an den Intellekt wendet, Wirkung erzielen.

Shaws schwächste Seite ist die Technik seiner Dramen. Hier zeigt sich sein Abstand von Ibsen, dem großen Techniker, am deutlichsten. Da Shaw Drama wie Essay und Roman nur als Mittel zur Propaganda gilt, hat ihm die Komposition seiner Werke nie Sorge gemacht. Er hat einfach die Technik seiner Romane übernommen. Der Dialog, den er dort schon vor allem gepflegt, bleibt im Drama als Hauptbestandteil. Handlung gibt es für seine Figuren kaum mehr. Das Dramatische in den Stücken ist nicht mehr der Konflikt der Menschen, sondern der Ideen, und damit ist es überhaupt verschwunden. Was im Roman die beschreibenden Teile waren, ist in den gedruckten Dramen ein sorgfältig ausgeführtes, oft mit geistreichen Bemerkungen und Abschweifungen versehenes Szenarium geworden, und was im Roman an tendenziöser Erörterung geboten wurde, das findet sich jetzt in den großartigen Vorworten und Nachworten zu den Dramen, in denen Shaw sich so ziemlich über jeden Gegenstand, der ihm am Herzen liegt, Luft macht.

Der dramatischen Kunst hat Shaw also keine neuen Wege gewiesen. Seine Werke stehen und fallen mit seiner Persönlichkeit. Er hat sich auch gar nicht geniert, die ältesten Bühnentechniken zu gebrauchen. Sein Verdienst auf dem Gebiete des Dramas ist, daß er ebenso wie Ibsen, Tolstoi, Strindberg, Hauptmann und Brieux moderne Probleme mit einer unerbittlichen Logik angefaßt hat. In allen seinen Werken kommt es ihm darauf an, den Kampf zwischen dem Willen des Menschen und seiner Umgebung zu zeigen, die für ihn aus den beschränkten Idealen und Einrichtungen einer überlebten Gesellschaft besteht. Das Unromantische des Lebens soll dem Zuhörer endlich einmal in den Kopf hineingehämmert werden. Liebeszenen sind romantische Sentimentalitäten, sie werden sorgfältig vermieden. Sein Wahlspruch ist das Wort Keegans in John Bulls Othello Island: My way of joking is to tell the truth; it is the funniest joke in the world. Kein Wunder, daß Shaw so mehr der Vorkämpfer für ein neues Drama als dessen Bringer geworden ist.

Auf diesem Weg zum neuen Drama stieß Shaw auf Shakespeares als das nach seiner Ansicht gefährlichste Hindernis. Zunächst machte er in Theaterkritiken, die viel vom Geiste des Nichtspieltums an

sich hatten, seinem Groll gegen die Dichter des Elisabethzeitalters Luft. Erst im Mai 1905 gab er dann seiner Ansicht über Shakespeare einen zusammenfassenden Ausdruck in einem öffentlichen Vortrag in London, der seitdem unzählige Federn in Bewegung gesetzt hat. Leider haben sie viel Verlehrtes über Shaw verbreiten helfen. Wohl ist ihm an Shakespeare der Reaktionär und Volksfeind unsympathisch, trotzdem gelten seine Zornesworte wieder einmal weniger Shakespeare, als dessen kritiklosen Bewunderern. Nur der Zorn über die lächerliche, konventionelle „bardolatry“ des englischen Volkes hat ihn hier auch zu einigen ungerechten Worten hingerissen. Endlich solle man doch auch mit Shakespeare abschließen. Wo es keine Gräber gibt, da gibt es auch keine Auferstehung; wird er weiter als der Gipfel betrachtet, so gibt es auch keine neue Kunst. Der Blankvers ist eine lächerliche Einrichtung, seine Romantik, besonders seine Darstellung von Liebeshändeln, überlebt. Sie mochte für das Elisabethzeitalter passen, wir leben in keiner romantischen Zeit, bei uns gibt es keine derartig unnatürlichen Beziehungen zwischen den beiden Geschlechtern. Aus dem vollen Bewußtsein dieses Gegensatzes heraus entstand schon lange vorher sein Drama Cäsar und Cleopatra. Man kann es verstehen, wenn er sein Drama dem Shakespeareschen Julius Cäsar für überlegen hält. Wenn, wie gewöhnlich, auch Shaw selbst aus allen Figuren spricht, so sind sie mit ihrer Entkleidung alles Pomphaften und Heldenhaften den historischen vielleicht doch näher als die seines großen Nebenbuhlers. Cäsar, der lebenswürdige Egoist und Realpolitiker, der die Moral für das beste Geschäft hält, ist immer noch wahrscheinlicher als die starre, von Größenwahnstun erfüllte Figur bei Shakespeare. Aber Shaw will auch gar nicht, daß wir seine Auffassung als historisch einwandfrei ansehen, er will das Problem nur in einem neuen Lichte zeigen, dem man anmerken soll, daß Jahrhunderte seit Shakespeare verstrichen sind. Was Shaw dabei übersieht, ist, daß er immer mehr fesselt als seine Gegenstände.

Eines der größten Verdienste Shaws, das uns Ausländer besonders interessiert und das wir bei den englischen Stimmen über ihn naturgemäß vergeblich suchen, ist seine Aufrichtigkeit gegen England, das so selten die volle Wahrheit in eigener Zunge zu hören bekommt. So harte Dinge, wie Shaw den Engländern in seinen Werken, vor allem in den glänzenden Vorreden zu den Plays, Pleasant and Unpleasant (1898), zu hören gibt, haben selbst Byron, Heine, Stendhal, Taine und Nießsche nicht über sie gesagt. Dabei schreibt er nicht allzu parteiisch

vom irischen Standpunkt, auch Irland erhält sein Teil zugemessen. Aber was soll das fleisheffende England zu einem Manne sagen, der den Vegetarismus auf den Schild hebt, der Leute, die nicht ins Theater gehen, für Idioten erklärt und den allein seligmachenden Sport als eine den Menschen verdummende Einrichtung verfolgt? Mag er damit schon dem Durchschnittsengländer ins Gesicht schlagen, tiefer sind die Wunden, die er dem Nationalgefühl schlägt, wenn er mit bitterer Schärfe ihnen rücksichtslos die englische Geschäftsmoral, das Benehmen der englischen Truppen und Offiziere im Kampfe gegen den Mahdi und im Boerenkriege, ihre politische Heuchelei, ihre Behandlung Irlands, ihre streitsüchtige, rachgierige und grausame Kolonialpolitik vorhält. Die ganze Roheit des Mittelalters sieht er noch heute in dem christlichen England vorhanden.

Shaw hat sich selbst den modernsten aller Menschen genannt. Was von neuen Ideen im In- und Auslande auftaucht, findet in seinem Geist eine originelle Widerspiegelung. So läßt sich von ihm, der erst die Fünfzig überschritten, noch vieles Interessante erwarten; aber die Richtlinie, in der er sich fortbewegen wird, steht fest, erbitterter Kampf gegen jede Art von ererbtem und anerzogenem Vorurteil.

Johannes Schlaf: Monismus und Erkenntnistheorie.

„Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: Das Universum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger auch im Zeitenstrom zu einem erhabenen Ziele geleitet.“ So schließt ein Aufsatz von Eduard König über „Monismus“, der das Juniheft von „Nord und Süd“ einleitete und der sich gegen den „Psychomonismus“ von Bormann, gegen den „materialistischen Monismus“ von Häckel und den „Energie-Monismus“ (von Ostwald, Dr. Franze u. A.) wendete, um diese drei Arten von Monismus mit guten und stichhaltigen Gründen abzulehnen.

Hätte die Leitung von „Nord und Süd“ mit diesem Aufsatz eine Diskussion über das Thema „Monismus“ eröffnet, so würde das sicherlich reichlich so fruchtbar sein, wie die jüngst von ihr eingeleitete Enquete über den Kulturwert des Theaters, wenn nicht gar noch ungleich fruchtbarer! Denn es würde die Diskussion über Kultur sofort auf den wahrhaftesten und eigentlichsten, den umfassendsten Begriff von Kultur hingelenkt haben: auf den der religiösen Kultur. Dieser Begriff aber, ungeheuer dringlich geworden und von Tag zu Tag dringlicher und bis zum Unausweichlichen dringlich werdend, spielt sich heute gerade auf dem Gebiet der monistischen Bewegung aus und sucht sich von hier aus zu einer für Zukunft und Bestand von ganz Europa überaus wichtigen, ja ausschlaggebenden Klärung und Fixierung zu bringen.

Den vorhin von mir zitierten Satz E. Königs nun möchte ich sehr gern unterschreiben. Denn er birgt besonders in seinen Schlusszeilen allem neuerlichen vagen „Monismus“ gegenüber ein religiöses Positivum von hohem Wert, wiewohl seine altmodisch-theistische Formullerung preisgegeben ist. Aber das sehr

Monismus und Erkenntnistheorie Johannes Schlaf

Wertvolle dieses Zitats bleibt die Betonung der Notwendigkeit einer einheitlichen Weltanschauung und irgend ein guter Instinkt dafür, daß oberster Inhalt einer solchen Weltanschauung nicht ein vages und sekundäres Ding wie „Kraft“, „Stoff“, „Psyche“ oder „Energie“ sein kann, sondern eine lebendige und im umfassendsten Sinne persönliche Wesenheit, ein höchster und lebendigster Begriff von Individualität!

Wie bedenklich selten wird gerade in unserer jüngsten Gegenwart das Postulat eines solchen durchaus religiösen Instinkts ausgesprochen, und wie sehr kommt doch aber auch geradezu alles für das Schicksal unser Aller und ganz Europas auf ein solches Postulat an! —

Nur eins freilich übersteht König. Nämlich, daß die ganze so lebhaft und wichtig gewordene religiöse Diskussion der Gegenwart sich durchaus nicht von ungefähr um den Begriff des Monismus zu gruppieren begonnen hat, der im übrigen wirklich ein neuer Begriff insofern ist, als er im Prinzip auf exakt empirischer Basis jeden Rest eines früheren Dualismus ausschließt und somit auf eine höchste und intensivste Konzentration des religiösen und erkenntnistheoretischen Prinzips hinaus ist. Wir möchten also Königs Worte dahin umwandeln, daß wir sagen: Keine Einheitlichkeit ohne irgend eine ganz gewisse und fest bestimmte „Einierlichkeit“ und keine Harmonie ohne irgend eine gewisse und fest bestimmte letzte und höchste Identität, die sich in einer solchen Harmonie befindet und dieselbe ist. —

Diese „Einierlichkeit“ und diese Identität aber zu finden und festzustellen wird höchste Aufgabe alles erkenntnistheoretischen Strebens und letzte, umfassendste und freudigste Klärung, Bollandung und Festigung von Religion sein.

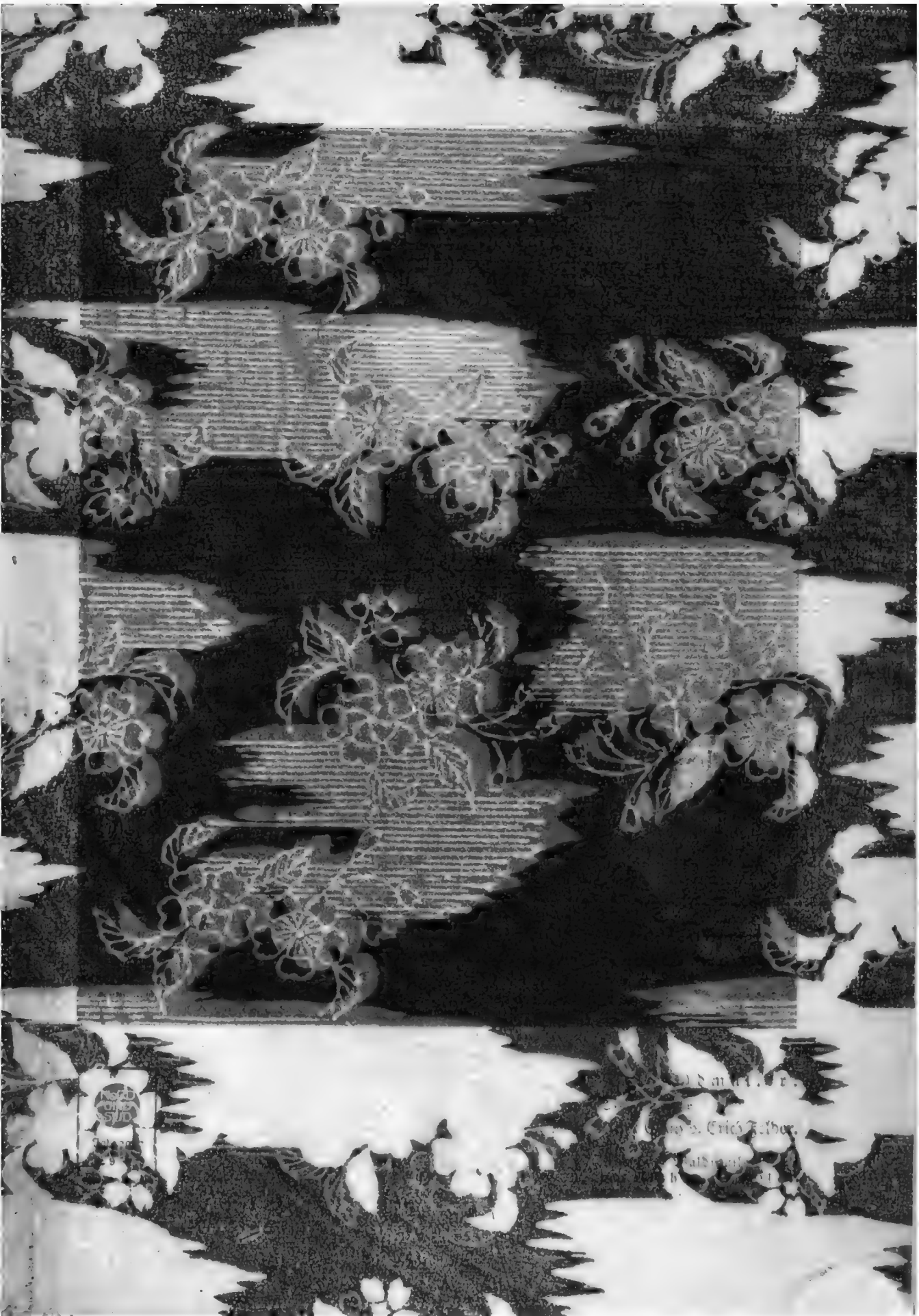
Wie sehr, nur zu sehr! — also König auch recht hat, wenn er die drei hauptsächlichsten Gruppen des heutigen Monismus verwirft, er hätte nicht vergessen dürfen, daß wir um den Monismus als solchen in wichtigster erkenntnistheoretischer Hinsicht durchaus nicht mehr herum können! Er ist vielmehr mitten in die lebhafteste philosophische und religiöse Diskussion gesetzt und kann aus deren Bezirk nie und nimmermehr wieder ausgeschaltet werden! —

*

*

*

Aber es ist durchaus nicht Absicht dieser Zeilen, den Aufsatz von König zu kritisieren: er bedeutete für mich nur eine gute Gelegenheit,



MSB
1015
1510

1841
1842
1843
1844
1845
1846
1847
1848
1849
1850
1851
1852
1853
1854
1855
1856
1857
1858
1859
1860
1861
1862
1863
1864
1865
1866
1867
1868
1869
1870
1871
1872
1873
1874
1875
1876
1877
1878
1879
1880
1881
1882
1883
1884
1885
1886
1887
1888
1889
1890
1891
1892
1893
1894
1895
1896
1897
1898
1899
1900

aus und Erkenntnistheorie

Statt bleibt die Bestimmung der Notwendigkeit
ein jenes Instinkt, das
ang nicht...
von H. D. K. b. g.

selbst wird gerade in unserer jüngsten Geistes-
schichten am häufigsten religiösen Instinkt aus-
spricht sich aber auch geradezu alles für das
auf ein solches Postulat an! —
überhaupt, nämlich, daß die ganze Welt
ne real, sondern...
von...

Es kommt aber
unmöglich, in...
Wir...
Ihre Gründe...
Wahrheit...
bestimmte...
Loff...
sich hinaus
das wir sagen:
bestimmte
und ist
bestimmte

... diese Identität aber zu...
... gabe alles erkenntnistheoretisch...
... fruchtigste Klärung, Vollendung...
... sein.

... zu sehr! — also König...
... Gruppen des heutigen...
... dürfen, daß wir um den...
... theoretischer...
... die...
... und...

... nicht Absicht dieser Seiten, den...
... er bedeutete für mich nur eine gute...



NRD
UND
SUD
Jahrgang
1908

F. G. Waldmüller:
Selbstbildnis.
Zum Essay v. Erich Felber.
Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roessler.



Johannes Schlaf: Monismus und Erkenntnistheorie

einige weitere Ausführungen über Monismus, insbesondere in erkenntnistheoretischer Hinsicht, in vielleicht nicht unfruchtbarer, vielleicht gar zu einer weiteren Diskussion Anlaß gebender Weise an ihn anzuknüpfen.

Die Lösung des erkenntnistheoretischen Problems steht zur Zeit noch offen. Ist sie aber darum oder sonst aus stichhaltigen Gründen unmöglich und sind weitere Anstrengungen, sie zu erreichen, als fruchtlos aufzugeben? Dies letztere war wenigstens und ist wohl sogar noch immer der Standpunkt der exakten Wissenschaft.

Die exakte Wissenschaft hat, insoweit sie von vornherein auch ihrerseits ein erkenntnistheoretisches Streben bedeutete, mit dem „Ignorabimus“ eines vollständigen Agnostizismus abgeschlossen. Das würde ein höchst verhängnisvoller Abschluß sein, wenn es nicht zugleich ein gänzlich unmöglicher wäre.

Worauf er wohl beruht? Auf einem Sehfehler der exakten Wissenschaft, der so unmonistisch wie möglich ist! — Er besteht darin, daß die exakte Wissenschaft durchaus die Bedeutung mißkennt und ihrer sich unbewußt ist, die ihr selbst in der Entwicklungslinie der mit Kant so besonders lebhaft und eigenartig erwachten erkenntnistheoretischen Bestrebungen unweigerlich zukommt und eignet. Die exakte Wissenschaft hat nämlich mit ihrer Arbeitsleistung das letzte halbe Jahrhundert hindurch die erkenntnistheoretischen Ergebnisse der vorausgehenden deutschen Metaphysik keineswegs aufgehoben, sondern sie lediglich in einer durchaus organischen Weise nach einer höchst wichtigen und ausschlaggebenden Richtung hin ergänzt und vervollkommen!

Denn, wäre etwa die exakte Wissenschaft wirklich eine der vorausgehenden deutschen Metaphysik seit Kant so völlig disparate und heterogene Erscheinung, daß sie mit dem erkenntnistheoretischen Streben dieser Metaphysik wirklich nicht den leisesten organischen Zusammenhang besäße? Vielmehr: sie besitzt ihn sicher und gewiß und durchaus unverkennbar. Insofern nämlich die vorausgehende metaphysische Erkenntnistheorie mit Hegel bis zu der für eine endliche Lösung des erkenntnistheoretischen Problems so überaus wichtigen Entwicklungsidee vorgeedrungen war, und insofern die exakte Wissenschaft ihrerseits durch ihre Empirie

Monismus und Erkenntnistheorie Johannes Schlaf

der letzten fünfzig Jahre diese Entwicklungsidee in eine Entwicklungstatsache umgewandelt hat! — Mit Hegel und durch Hegel ist die exakte Wissenschaft erkenntnistheoretisch ein für allemal mit der früheren Metaphysik in einen unlösbaren organischen Zusammenhang gebracht. Hegel bedeutete einen großen, wichtigsten Wendepunkt aller bisherigen Erkenntnistheorie seit Kant, die von jetzt ab in Gestalt und Funktion der exakten Wissenschaft durch exakte Empirie ihres Objektes so intim und exakt wie nur möglich haftenhaft zu werden und es solchermaßen zu fixieren begann.

Was wir soeben dargetan haben, ist nicht allein durchaus monistisch, sondern es ist sogar, wenn die gegenwärtige religiöse Krise Europas endlich zu einem gedehlichen Abschluß gelangen soll, völlig unerlässlich! Die exakte Wissenschaft und das, in was sie sich etwa in nächster Zukunft verwandeln könnte — nämlich in eine positive religiöse Funktion und Disziplin! — wird so lange heillos in die Irre gehen und sich von ihrem „Ignorabimus“ gehemmt sehen, als sie sich nicht als eine organische Fortsetzung der vorausgehenden metaphysischen Erkenntnistheorie erkennt und weiß! An dem Tage aber, an dem sie sich in solchem Zusammenhange klar und deutlich erkannt hat, wird ganz Europa ein unermessliches Heil erfahren! —

*

*

*

Es steht ja nun allerdings sicher und gewiß vorderhand rein erkenntnistheoretisch noch die Frage offen: Was entwickelt sich? Wenn nun aber das mit Kant so intensiv erwachte erkenntnistheoretische Streben der Moderne also ein durchaus einheitlicher und organischer und durchaus notwendiger, durch alle Gesamtentwicklung der europäischen Rassen bedingter geistiger Prozeß innerhalb der europäischen Gesamtkultur ist, so wird so viel sicher sein, daß wir eine Antwort auf jene erste und wichtigste Frage der Erkenntnistheorie in der bisherigen Metaphysik bereits angedeutet finden werden. Sicherlich aber wird es durchaus undenkbar sein, daß ein solcher einheitlicher, organischer und notwendiger Prozeß anstatt zu einem positiven Abschluß zu einem so völlig negativen gelangen sollte, wie er sich in dem bisherigen Agnostizismus der exakten Wissenschaft darstellt.

Es fehlt also der deutschen Metaphysik durchaus nicht an einer solchen vorläufigen Antwort auf jene Hauptfrage der Erkenntnistheorie. Nur war jene Antwort bisher noch viel zu abstrakt und vag. Aber mit

Johannes Schlaf: Monismus und Erkenntnistheorie

Hegels Entwicklungsidee drängte die Metaphysik selbst zu den historisch exakten Disziplinen hin.

In welcher Bestrebung wohl? In keiner anderen, als die bereits vorhandene Antwort der Metaphysik auf die erkenntnistheoretische Hauptfrage aus ihrer amorph vagen Abstraktheit zu lebendigster, unausweichlich exaktester **Konkretheit** zu erlösen. Sicher aber nicht, um die im wesentlichsten bereits vorhandene Antwort durch die neuen exakt historischen Disziplinen und ihre Empirie aufzuheben!

Welches aber ist jene Antwort? Nun, schon Kant hatte seinerzeit die Möglichkeit und höchste Wahrscheinlichkeit zugegeben, daß sein abstraktes und gänzlich inhaltbares „Ding an sich“ mit dem „Ich“ gefüllt werden könnte; daß es also, mit anderen Worten, einheitliche, lebendige Individualität und ein solches Individuum sein könnte. Die auf Kant folgende Metaphysik aber hatte aus zwingenden Gründen gerade auf diese Möglichkeit und höchste Wahrscheinlichkeit, die Kant anheimgegeben hatte, näher eingehen müssen. Zunächst in Gestalt von Fichtes „transzendentalen Idealismus“, der die ganze Welt zum „Ich“ machte. Kam es nun im weiteren Verlauf darauf an, dieses „Ich“ zu präzisieren, so fügte ihm Schelling und seine Identitätsphilosophie die beiden Eigenschaften des Willens und der Idee hinzu. Auch der Entwicklungs- und Bewegungsprozeß ist bei Schelling bereits deutlich vorhanden. Was nun aber Hegel anbetrifft, so ist also ungleich wichtiger als seine einseitige Reduktion der Wesenheit des „Ich“ auf die abstrakte Idee seine Ausführung der Entwicklungsidee und seine Überleitung zu den exakten historischen Disziplinen.

Also: die Antwort der deutschen Metaphysik auf die Hauptfrage der Erkenntnistheorie: Was sich bewegt und entwickelt? — lautet: Ich. — Was nun aber hat die exakte Wissenschaft und ihre Empirie erreicht? In Wahrheit das, was sie bisher erkenntnistheoretisch noch nicht einen Augenblick zugegeben hat: nämlich den monistisch-identischen Zustand und die einheitliche Wesenheit einer in sich fest beschlossenen, konkreten, lebendigen, absoluten Individualität und eines konkreten, lebendigen, absoluten Individuums!

Inwiefern die exakte Wissenschaft, ihrer selbst unbewußt, dies erreicht hat und damit zugleich die endgültige Lösung und Erledigung des erkenntnistheoretischen Problems: das mit ein paar Worten darzutun, geht hier natürlich nicht an. Ich bin im Begriff, es in einem zwei-

Monismus und Erkenntnistheorie Johannes Schlat

bändigen philosophischen Wert: „Das absolute Individuum oder die Vollendung der Religion“, zu entwickeln, das im Laufe des nächsten Jahres an die Öffentlichkeit gelangen wird.

Es muß mir hier genügen, darauf hinzuweisen, daß die exakte Wissenschaft alles empirische Material zu dem eben von mir fixierten erkenntnistheoretischen Endresultat in einer Weise selbst herbeigeschafft hat, daß ihr irgend eine wesentliche Beanstandung schlechterdings unmöglich sein muß. —

*

*

*

Daß ihr „Ignorabilismus“ jedenfalls unhaltbar und unmöglich ist: die exakte Wissenschaft hat das neuerdings selbst zu fühlen angefangen. Alle diese „Psychomonismen“, „materialistischen Monismen“ und „Energie-monismen“ sind ja nichts als Versuche der Wissenschaft, über den höchst gefährlichen toten Punkt ihres Agnostizismus wegzukommen. Aber dies alles ist andererseits auch wieder nichts als eine, übrigens noch dazu beständig sich selbst durch endlos skeptische „Relativitäten“ hemmende und beanstandende, neuerdings schon unheimlich in die Breite gehende, gänzlich rückfällige, vage und dilettantische philosophische Reaktion, mit der die exakte Wissenschaft von heute „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie“? Sie prätendiert, „Monismus“ zu sein: und nennt sich neuerdings in einem Atem damit „Idealismus“ oder „Neu-Idealismus“; gänzlich außer acht lassend, daß ein erkenntnistheoretisch reiner Monismus all solche Bezeichnungen einer Gott sei Dank ja gerade durch die exakte Wissenschaft ein für allemal überwundenen dualistischen philosophischen Dekadenz nicht einen Augenblick mehr zuläßt! . . .

Felix Hollaender: Die reines Herzens sind. Roman.

Fortsetzung.

Seltam wurde ihnen in der Folgezeit zumute. Das Theater enthielt ihnen immer neue Rätsel und Geheimnisse. Sie lernten allmählich von den Kollegen die Kunst des Schminkens und nahmen zu ihrem Staunen wahr, wie viel Mühe und Sorgfalt jeder einzelne darauf verwandte, seine Züge unkenntlich zu machen. Während des ganzen Vormittags wurde auf der großen Bühne geprobt. Dann waren alle Türen des Theaters geschlossen, und der weite Zuschauerraum war gleichsam in dämmerige Dunkelheit untergetaucht; nur durch irgend eine schmale Ritze drang eine Spur von Helligkeit hinein, und für das scharfe Auge entstanden in dem Zwielicht gleichsam dicke Nebelschichten, die wie luftige, bläuliche Brücken von einem Ende zum anderen führten. Und in den dunklen Raum sprach man seine Worte hinein, die seltsam zum eigenen Ohr zurück tönten, und die Leere starrte einem unheimlich entgegen. Aber wehe, wenn man sich in seine Träume einspinnen wollte! Unsanft wurde man durch die rauhe Stimme des Spielleiters geweckt, der mit großen, aufgeregten Schritten die Bühne durchmaß und jeden laut und kreischend anfuhr, der nicht unbedingt seinen Weisungen folgte. Der Mann hatte einen kurzen Atem und wurde krebsrot, wenn die Wut ihn packte; rückte er dann fuchtelnd einem auf den Leib, als wollte er sich im nächsten Augenblick an ihm vergreifen, so wurde es unter den Komödianten ganz still, denn man wußte, daß jedes Wort des Einspruchs ihn bis zur Besinnungslosigkeit reizte. Alexander litt unter diesem Gebaren und setzte ihm einen stummen, trotzigem Widerstand entgegen. Von der ersten Stunde an war es klar, daß es zwischen ihnen keine Verständigung gab. Und alle Versuche der Angelika, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen, lehnte er kurz und entschieden ab. Wenn sie ihm vorhielt, daß man aus Klugheit und um vorwärts zu kommen, seinen Grimm herunterzuschlucken müßte, so riß er die hellen Augen weit auf und maß sie mit einem dunklen Blick, der ihr Furcht einflößte.

„Ich lehne diesen Menschen ab,“ sagte er, und sein blaßes Gesicht leuchtete auf, während seine feinen Nasenflügel zuckten. „Ich lehne ihn ab,“ fuhr er fort, „weil seine sinnlosen Ausbrüche etwas Nuchloses haben und mir lächerlich vorkommen.“

Sie sah ihn ohne Verständnis an, und über sein Leidensgesicht huschte ein jammervolles Lächeln. „Begreiffst du mich denn nicht,“ sagte er müde, „ich verstehe es, wenn einer im Zorn seinen Mitmenschen totschlägt. Aber um jeder Stecknadel willen die Galle ausspucken — pfui Teufel!“

Die Angelika nickte und wandte sich ab. Aber nach einer Weile ergriff sie seine Hand. „Du könntest einen Menschen totschlagen,“ sagte sie, „ich glaube es bestimmt.“

Er schloß die Lippen fest aufeinander und rührte sich nicht. Sie hätte zu gern wissen mögen, was hinter seiner hohen Stirn arbeitete. Aber kein Laut kam aus seinem Munde. Da schwieg sie. Sie kannte ihn zu gut und wußte, daß keine Frage ihn aus seiner Verslossenheit herausziehen vermochte.

Freilich, der Studiosus hatte es auf den Schmierproben besser verstanden, mit ihm umzugehen. Er brauchte nur den langen Hals vorzustoßen, ihn mit melancholischen Augen anzusehen — und Alexanders Widerstand war gebrochen. Wie ein gefügiges Kind war er dann jedem Worte zugänglich gewesen. Hier aber wappnete er sich mit Härte und zähem Eigensinn. Und wenn der Mann wie ein Stößer auf ihn loschoß, so stand er unbeweglich und kerzengerade da. Nur ein kaum merkliches, gefährliches Lächeln schien zu sagen: Wage dich nicht zu nahe heran, sonst zerbreche ich dir die Knochen im Leibe.

Die Angelika blickte Alexanders wegen sorgenvoll in die Zukunft. Mit gutem Grund. Der Regisseur mied den unbequemen Menschen, und auch der Direktor, ein unterfestter Mann mit einem kurz geschnittenen Bart und stechenden Augen, ging ihm aus dem Wege. Man hielt ihn für einen Sonderling und war übereingekommen, daß er auffällig und störrisch sei. Am liebsten hätte man ihm sogleich den Laufpaß gegeben; aber um der Angelika willen scheute man davor zurück. Denn ihre in die Augen springende Begabung, die jede Aufgabe mühelos und wie durch einen höheren Instinkt auf eine ungewöhnliche Art meisterte, rückte sie bald in die vorderste Reihe. Der Direktor fühlte es heraus, daß er hier den großen Treffer gemacht hatte. Und allein ihretwegen wurde Alexander mit einiger Rücksicht behandelt.

Ihretwegen. Alexander erkannte dies, und ein freudloser Zug be-

herrschte von nun an sein Gesicht, das ehemals — in guten Augenblicken wenigstens — reizvoll aufgeleuchtet und trotz seines tiefen Ernstes eine große Schönheit ausgestrahlt hatte. Es tat sich zwischen ihm und der Angelika eine Schranke auf.

Das Mädchen dachte: Warum ist er mir gram? Kann ich dafür, daß es mir besser geht als ihm? — Im Innersten fühlte sie aber, daß es nicht kleine Mißgunst sei, die sich kaum merklich zwischen ihn und sie schob. Und dennoch vermochte sie nicht in ihm zu lesen und hatte Furcht, ihm mit Fragen wehe zu tun. Deutlich empfand sie es, daß schon die leiseste Berührung ihm schmerzhaft war. Bin ich strafbar, weil ich rascher wachse als er, dachte sie. Und zum ersten Male dünkte sie sich ihm überlegen. Jedermann sagte ihr gute Dinge und sprach von ihrer Zukunft wie von einer sicheren und großen Angelegenheit. Nur er war wortkarg und schwieg. Beneidete er sie um ihren jungen Ruhm? Litt er darunter, daß er abseits im Dunkeln stand und nur zu unbedeutenden Rollen herangezogen wurde, während sie mit Windeseile in die Höhe getragen wurde, den Sternen entgegen? Sie wußte es nicht. Dennoch begriff sie, daß ihr Mitleid ihn erniedrigte. Dies wollte ihre Liebe nicht, die in ihrem Jubel wie eine weiße Flamme leuchtete. Er sollte ihr Glück teilen, und er sollte leicht und mühelos wie sie emporsteigen. Denn sie glaubte an ihn und an sein Können. Ja, sie fühlte, daß in ihm eine Kraft wuchs, die viel mächtiger war als die ihrige, wenngleich sie noch im Dunkeln lag und nur schüchtern und ganz leise sich regte. Aber wenn es ihr gelang, aus diesem Dunkel hervorzubrechen, so würde sie alles neben sich in den Schatten stellen, und niemand würde ihr widerstehen können. Wie eine Schuld, die sie auf sich geladen, empfand sie es, daß man ihn wie einen Handlanger verwandte, ihm Aufgaben zuerteilte, die der Geringste bewältigen konnte, während sie eine Kollegin nach der anderen verdrängte.

Hatte der Direktor nicht die Augen aufgerissen, als Alexander in der Agentur ihm den Romeo vorgesprochen? . . . Und konnte sie selber bezeugen, wie jede Rolle ihm zum Erlebnis wurde, ganz anders wie bei ihr, die selbst im stärksten Affekt des Spiels sich ihrer selbst immer bewußt blieb.

In dieser Zeit wurde die Freiheit ihres Verkehrs auf eine schlechte und gemeine Art beeinträchtigt. Sie wagte sich nicht an ihn heran, und er wurde wortkarger denn je, wies sie und suchte die Einsamkeit. Und da sie die ganzen Vormittage auf den Proben beschäftigt war und am

Abend die großen Rollen spielte, so sahen sie sich oft am Tage nur flüchtige Augenblicke. Sie bekam plötzlich die Angst, er könnte ihr entgleiten, und suchte scheu und vorsichtig sich ihm zu nähern. Er wies sie jedoch mit solcher Entschiedenheit und Kälte von sich, daß sie erschrak. Und wenn sie es unternahm, ihn zu einer Aussprache zu bringen, so schnitt er ihr das Wort ab und kehrte ihr stumm den Rücken. Das war ein unerträglicher Zustand, in dem ihre Liebe bitter wurde und ihr Herz zu troßen begann. Sie kam sich mißhandelt vor und ließ im Theater ihre Umgebung seine Härte entgelten. Sie wurde launisch und lernte mit einer unheimlichen Schnelligkeit all die kleinen Tricks, mit denen die Komödianten dem Direktor das Leben sauer machen. Und als man sich gegen sie zur Wehr setzen wollte, lachte sie höhnisch in sich hinein und stellte sich krank.

Alexander schien mit Blindheit geschlagen; er gab sich wenigstens den Anschein, als ob er von alledem nichts sah und hörte. Ging man ihn im Theater um seine Vermittlung an, so wies er das mit eisiger Kälte zurück. Schließlich kehrte sich der ganze Zorn gegen ihn, und Direktor und Regisseur führten alle Schikanen der Angelika auf ihn zurück. Er war es, der sie aufhezte und störrisch machte und dem Theater all die Ungelegenheiten bereitete. Man zog gegen sie mildere Saiten auf und redete ihr gütlich zu, um sie willfähriger zu machen.

Es war im Theater ruckbar geworden, daß die beiden nicht mehr so gut wie früher miteinander standen. Und nach einer anstrengenden Probe ließ der Direktor sie zu sich ins Bureau kommen.

Er bat sie in der höflichsten Weise Platz zu nehmen, und betrachtete sie eine Weile mit seinen stechenden grauen Augen, bevor er das Gespräch begann.

Diese Augen beunruhigten sie. Es lag in ihnen etwas Unstetes, Flackerndes, als jagten sie an den Menschen und Gegenständen vorbei. Dann aber schienen sie sich plötzlich mit solcher Gewalt in einen zu bohren, daß man deutlich einen körperlichen Schmerz empfand und ihrer Gewalt sich nicht entziehen konnte. Dieser Mensch — sie fühlte es dunkel — besaß eine infame, geheimnisvolle Macht, vor der ihr bangte.

„Was wollen Sie denn von mir?“ fragte sie endlich, da das lange Schweigen ihr drückend wurde.

Er gab aber keine Antwort, sondern durchmaß mehrere Male den Raum.

Endlich blieb er dicht vor ihr stehen.

„Wissen Sie,“ sagte er unvermittelt und ohne jeden Übergang, „daß ich mit Ihnen einen neuen Kontrakt auf eine Reihe von Jahren machen möchte, und zwar in der Form, daß Sie sofort eine bedeutend größere Gage erhielten.“

Sie rührte sich nicht.

Sie hatte es beim Theater gelernt, daß man mit der Kunst des Schweigens und Wartens am schnellsten zum Ziel kam. Sie lachte unhörbar in sich hinein und war so mißtrauisch, daß sie ihm nicht durch ein Augenzwinkern verriet, was in ihr vorging.

„Nämlich,“ fuhr der Direktor fort und strich über sein Haar, das stumpf und schwarz wie Pech war, „ein Mensch wie Sie darf nicht in der Enge kleiner Verhältnisse verkümmern. Sie müssen sich frei bewegen können, sonst geht Ihr Talent ein.“

„Sehr schön,“ antwortete sie zögernd, „aber darauf kommt es mir im Augenblick nicht so sehr an. Ich werde schon zu großen Gagen kommen . . . Ich weiß, was ich will . . . Wozu soll man darüber reden,“ unterbrach sie sich kurz.

„Reden Sie nur, meine Liebe.“

„Es hat keinen Zweck.“

Der Direktor blinzelte mit halb geschlossenen Augen. Das ist eine durchtriebene, kleine Person, dachte er; mit der wird man nicht so leicht fertig. Und er überlegte im stillen, wie man ihr am besten bekommen könnte, ohne sich selber etwas zu vergeben.

„Ich will mich Ihnen natürlich nicht aufdrängen,“ meinte er zurückhaltend, „es ist nicht nur ein künstlerisches, sondern auch ein rein menschliches Interesse, das ich an Ihnen nehme,“ setzte er langsam hinzu.

In diesem Augenblick ließ sie das kleine Taschentuch fallen, das sie in den Händen zerknüllt hatte.

Er bückte sich.

„Bitte sehr, gnädiges Fräulein,“ sagte er plötzlich in einem ganz anderen Ton und behandelte sie wie eine große Dame.

Sie lächelte einfältig. Es kam ihr auf einmal alles so verändert vor. Der Direktor stand ihr nicht mehr als Direktor gegenüber, sondern als ein verhältnismäßig junger Mann, der sich vor ihr beugte. Und sie hatte alle Trümpfe in der Hand. Das war gewiß.

„Ich muß aber jetzt nach Hause,“ sagte sie, um ihre Verlegenheit zu maskieren.

„Bleiben Sie doch noch ein wenig,“ bat er, „es ist vielleicht noch dieses oder jenes zu besprechen.“ Und unversehens legte er seine warme, breite Hand auf die ihrige.

„Bitte, bitte,“ sagte sie kurz und entzog sich ihm rasch. Aber ein beklemmendes Gefühl blieb zurück, das ihr die Sicherheit nahm.

Der Direktor kehrte ihr den Rücken und trat an das Fenster, durch das er eine verhältnismäßig lange Zeit blickte.

In dieser beklemmenden Stille hörte sie den Schlag ihres Herzens.

Er drehte sich plötzlich unvermittelt wieder zu ihr um und trat dicht vor sie hin. Bevor er sprach, lächelte er ganz leise und listig.

„Nämlich,“ sagte er langsam, während er beständig an seinem Schnurrbart kaute, „es gibt in dem Leben eines jeden Menschen eine Stunde, in der er sein Glück in den Händen hat. Die einen packen zu und halten es fest, die andern sind Narren und lassen es sich entgleiten . . . So viel steht fest,“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „es kehrt nie mehr zu ihnen zurück. Die Partie des Lebens ist verloren.“

Er lachte kurz auf.

„Wissen Sie, was es heißt, zeitlebens ein armer Tropf zu bleiben und sein Glück wie eine Seifenblase zerplätzen zu sehen? — Nein, Sie wissen es nicht. Man muß wie ich im Dreck gelegen haben, um vor so einem elenden Dasein ein Grauen zu haben.“

Sie hörte ihn verständnislos und verängstigt an. „Was wollen Sie denn von mir,“ fragte sie, und ein nervöses Zittern ging durch ihren geschmeidigen Körper.

„Ich will Ihre Freude wecken,“ erwiderte er „Sie sollen nicht wie ein armes Mauerpflänzchen am Wege sterben. In die Lüfte sollen Sie sich schwingen, und das Leben in starken Zügen trinken. Ich sage Ihnen, alles andere lohnt nicht der Mühe. Und Sie sind der Mensch, mich zu begreifen. Ich fühle es deutlich, Sie gehören nicht zu denjenigen, die verkommen wollen. In Ihnen ist Leidenschaft und Sehnsucht.“

Wieder war er ganz dicht an sie herangetreten und maß sie mit funkelnden Augen.

Sie spürte seinen heißen Atem und die Gewalt, die von ihm ausging. Sehr bleich erhob sie sich von ihrem Sitz, und mit einem trostlosen Lächeln, hinter dem sie ihre Mutlosigkeit verbarg, sagte sie: „Dieses war eine Szene, die Sie auf dem Theater hätten spielen müssen.“

Er starrte sie eine kleine Weile stumm an.

„Sie imponieren mir,“ erwiderte er in überzeugtem Tone. „Ich habe mit sehr durchtriebenen Damen zu tun gehabt; aber Sie besitzen eine Art, die einen perplex machen kann. Was für unergründliche Augen haben Sie übrigens, und was für infame Dinge hecken sie in diesem Momente aus!? Wollen Sie es mir verraten, wenn ich Sie darum bitte?“

Der weltmännische Ton, in dem er zu ihr sprach, und der Trick, sie wie eine große Dame zu behandeln, verwirrten sie vollends. Aber ihr weiblicher Instinkt ließ sie nicht im Stich. Statt jeder Antwort setzte sie eine höhnische Miene auf und gab ein tiefes Lachen von sich.

Der Direktor verschränkte die Arme.

„Sie irren sich völlig in mir,“ brachte er heiser hervor. „Ich bin nicht der Mann, Scherze zu machen. Bei mir heißt es entweder — oder. Mit einem Wort, Sie beziehen heute eine Gage von hundert Mark — wenn Sie den neuen Vertrag mit mir abschließen, erhalten Sie vom nächsten Monat an das Dreifache.“

Eine Sekunde stußte sie. „Charmant! Charmant!“ sagte sie, ohne sich bei dem Worte auch nur das Mindeste zu denken. „Nun aber muß ich nach Hause; mein Liebster wartet.“ Und ohne ihn zu einer Entgegnung kommen zu lassen, war sie mit einem Satz aus der Tür.

Zuerst wollte er ihr nachsehen. Dann aber gab er es auf.

„Das ist ja ein nettes Aas,“ sagte er leise vor sich hin, und sein Gesicht verzog sich zu einem Grinsen.

Viertes Kapitel:

Hinter den Sinn des Lebens wollte Alexander kommen, und das Theater sollte ihm dazu verhelfen. Das Geheimnis des Daseins erfüllte ihn mit Qualen und Schauer, und die Unruhe, die von ihm Besitz genommen, hatte ihre Wurzel darin, daß er mit dem Leben nicht fertig wurde. In ihrem unstillen Hasten und Treiben erschienen ihm die Menschen wie Tiere, denen der Erkenntnisinn verloren gegangen war. Sie stießen und drängten sich, wurden bewegt von ihren erbärmlichen kleinen Interessen und gingen am Leben vorbei. Wenn einer seine Taschen füllte, so glaubte er seinem Ziele nahe zu sein. Ihm dagegen erschien es so schal und abgeschmackt, dem Positiven, dem Er-

reichbaren nachzujagen. Materieller und geistiger Besitz lag auf allen Gassen. Jeder Schuster und Oberkellner brauchte sich nur zu bücken, um ihn aufzuheben. Aber an den Wänden der Seele zu pochen und zu hämmern, bis es vielleicht gelang, durch einen Spalt zu blicken und die letzten Geheimnisse zu ergründen — dieses war seine Sehnsucht... Was ahnte davon die Angelika, die nach Rollen gierte und mit ihrem Spieltalent die Menschen entzückte, ohne jemals ihr eigenes kleines Ich darüber zu vergessen. Das Spiel der Bretter konnte ihm nur dazu dienen, hinter das Spiel des Lebens zu gelangen. Und dieses war die von ihm gefundene Formel, die in das Dunkel seiner Seele ein flüchtiges Licht warf: Das Theater ist ein Spiegel des Lebens und das Leben ein Spiegel des Theaters.

In dieser Wechselbeziehung allein lag der unheimliche Reiz, der ihn an die bretterne Welt kettete. Man war auch im Leben ein Schauspieler seiner selbst. Das gemeine Dasein zwang einen, sich über seine innersten Empfindungen hinwegzulügen und beständig niederträchtige Vergleiche zu schließen. Aber wenn der Vorhang in die Höhe ging, dann konnte man Mensch und Tier sein, Sklave und König, und die vergewaltigten Instinkte und Sinne durften sich frei entfalten. Darum allein wollte er spielen, und er fühlte es deutlich, daß sein Spiel von anderer Art sein würde, als das der Angelika, weil er voller Schmerzen und Lust in gierigen Zügen die eigene Seele trinken, sich selbst finden und dabei sich selbst in der Nüchternheit des Alltags vergessen würde — das allein hieß hinter den Sinn des Daseins kommen.

Oder lag auch darin eine elende Täuschung? War auch dies nur eine Ausflucht und Lüge, mit der man sich zu betäuben suchte? War auch diese Wahrheit nur ein trauriger Schein der Dinge? An welche Abgründe und über welche Klüfte führte ihn sein Grübeln! Wo gab es auf dieser Erde einen Halt! Wo war die Handbreit festen Bodens, auf die man sich stellen konnte, ohne zu versinken! . . .

Von solchen Gedanken zerrissen und gequält, eilte er in den freien Stunden, die ihm der Tag ließ, durch die Straßen dieser großen Stadt. Und sein Blick irrte angstvoll über die Menschen hinweg, die ihn stießen und drängten und geschäftig an ihm vorbeiliefen. Niemand hörte sein wehes Lachen. Niemand vernahm sein irres Weinen.

Und hinter all den Zweifeln und Sorgen tauchte wie von Nebeln umspinnen ganz plötzlich das Bild der Elisabeth auf. Und immer

sah er sie im schwarzen Gewand, mit bleichen und verhärmtten Leidenszügen, die Augen groß, traurig und in stummer Qual auf ihn gerichtet.

Ein dunkles Ahnen von dem, was in Alexander vorging, beschlich die Angelika. Warum konnte sie nicht von seiner Seele den Kummer nehmen und mit weicher, linder Hand die Sorgenfalten glätten, die der Gram in sein Gesicht gezeichnet hatte.

— Alexander, liebster Alexander, warum hörst du nicht meine Stimme? Warum siehst du nicht, wie ich mich in Angst um dich verzehre! —

Wo gab es eine Rettung, wo einen Weg, der aus dieser Dunkelheit zum Lichte führte.

Nur die notwendigsten Worte wurden noch zwischen ihnen gewechselt. Er wich ihr aus und entzog sich jeder Berührung. Dabei war sie selbst von einer ewigen Unruhe ergriffen. Es lag auf ihr wie ein Alp. Ein dunkles Gefühl sagte ihr, daß das Unglück vor ihrer Tür lauerte und Einlaß begehrte. Es glich einem großen schwarzen Vogel, der unheilkundend die Fittiche zusammenschlug . . .

Wie konnte man seinem Schicksal entgehen! Was vermochte man zu tun, um sich gegen den heimlichen Feind zu wehren! Alexander — das stand für sie fest — mußte aus seinen gefährlichen Träumen herausgerissen werden! Er mußte in der Arbeit Trost und Ruhe finden. Nur durch eine große Aufgabe, die ihn erfüllte, konnte er seiner Ängste und Zweifel Herr werden.

Als diese Erkenntnis klar vor ihr lag, faßte sie sich ein Herz und ging eines Tages zum Direktor. Sie ließ sich melden und wurde alsbald vorgelassen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Direktor verbindlich.

Sie zögerte einige Sekunden. Dann sagte sie resolut: „Ich will hier nicht länger bleiben, wenn Alexander Oblomoff nicht anders beschäftigt wird. Diesen Zustand ertrage ich nicht.“

Der Mann hörte sie mit zusammengekniffenen Lippen an. Er lächelte und blieb stumm. Aber als sie in leidenschaftlicher Hestigkeit erklärte, das Theater nicht mehr zu betreten, wenn nicht ein Wandel geschafft würde, antwortete er kalt und abweisend, daß er den Dingen mit voller Ruhe entgegensehe.

„Gut,“ erwiderte sie, „so nimmt es ein böses Ende, und Sie haben es zu verantworten, wenn wir gewaltsam uns befreien.“

Sie wandte sich mit einer raschen Bewegung ab und wollte hinaus.

Der Direktor trat ihr in den Weg. „Nicht so hitzig, liebes Kind,“ sagte er, „man kommt schneller auf den Berg, wenn man hübsch bedächtig steigt.“

„Ich danke für Ihre Ratschläge. Ich werde meinen Weg schon finden.“

Er änderte plötzlich seinen Ton.

„Seien Sie doch vernünftig und werden Sie gut Freund mit mir. Ich will ja nichts von Ihnen, und wenn der neue Kontrakt Ihnen durchaus *contre coeur* geht, so lassen wir es eben. Nur so ein finsternes Gesicht dürfen Sie nicht aufsetzen. Orr, man bekommt ja Angst.“

Das alles brachte er in einem lässigen, liebenswürdigen Ton hervor, der sie bestach und ihr die Sicherheit nahm. Sie schwankte und überlegte einen Moment, ob sie nicht einen letzten Versuch zugunsten Alexanders machen sollte. Und als der Direktor jetzt behutsam ihre Rechte ergriff, duldete sie es willenlos. Ganz leise streichelte er ihre Hand. Sie rührte sich nicht.

„Sie sollen sehen,“ sagte er, „daß ich kein Unmensch bin. Sagen Sie mir, welche Rolle Ihr Liebster spielen will, und ich teile das Stück aus.“

Sie wurde plötzlich blaß — und aus ihrer Kehle kam ein sonderbar gurgelnder Laut, als wäre sie dem Ersticken nahe.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte er und ließ ihre Hand locker.

Sie gab keine Antwort. Nur um ihre Mundwinkel zuckte es beständig. Hinter ihr — sie fühlte es deutlich — stand der Studiosus und beugte seinen langen Hals zu ihr, bis sein Mund ihr Ohr traf. „Mach dich hurtig davon, Angelika,“ flüsterte er, „so schnell du kannst. Der Teufel will deine Seele einfangen.“

Wie gelähmt stand sie da. Sie wollte sich umbdrehen und nach der Hand des Studiosus greifen. Aber der Körper versagte ihrem Willen. Nicht zu rühren und zu regen vermochte sie sich.

„Herr Studiosus,“ flüsterte sie kaum hörbar, „Sie haben dreimal recht. Glauben Sie vielleicht, ich sehe die Schlinge nicht, mit der er mir die Kehle zusammenschnüren wird? Ich sehe sie ganz deutlich.“

Der Studiosus ließ traurig den Kopf hängen, und eine Sekunde später hatte sich die Erscheinung davon gemacht. Sie selbst aber war aus ihrer Starrheit erwacht und strich sich mit der schmalen Hand, die kalt und feucht war, über die Stirn.

„Gut,“ sagte sie, während aus ihren Augen ein finsterner Trost leuchtete, „lassen Sie ihn den Hamlet spielen und mich die Dphelia.“

„Abgemacht. Sela. Übermorgen findet die Arrangierprobe statt. Und nun gehen Sie. Ich habe noch dringende Geschäfte.“

Er tat auf einmal ganz eilig, und seine Stimme hatte den Ton einer trockenen Sachlichkeit.

Sie blickte betroffen zu ihm empor. Was war denn das? fragte sie sich. Was ging hier vor? — Aber seine Miene war rätselhaft und von einer Undurchsichtigkeit, die sie nicht ergründen konnte. Sie wollte ein Wort des Dankes hervorbringen. Doch das Wort kam nicht über ihre Lippen. Sie nickte ihm kurz zu, und ihre Züge hatten wieder jenen hochmütigen Ausdruck, der den Direktor jedesmal faszinierte.

Auf der Straße blieb sie eine Weile stehen und atmete tief auf. „Alexander wird also den Hamlet spielen,“ murmelte sie vor sich hin. „Er wird den Hamlet spielen . . . Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen eure Schulweisheit sich nichts träumen läßt,“ rezitierte sie . . . Wer sagt das? Lauteten die Worte so? Kamen sie nicht im Hamlet vor? . . . Und wie wird Alexander die Augen aufreißen, wenn er die Nachricht hört. Aus ihrem Munde durfte er es nicht erfahren. Er durfte nicht ahnen, daß sie dahinter steckte. Er wäre imstande, ihr ein Leids deswegen anzutun . . . Dieser stolze Mensch und bitten! . . . Sie stieß ein herrisches Lachen aus. Und dieses Lachen kam aus einem gequälten Herzen und tat ihrem eigenen Ohr weh. —

Geh in ein Kloster, Dphelia. — Ah, wie wäre das . . . Fort aus der Welt, in die sie hineingeschnitten war, sie wußte selbst nicht wie. Woher kam sie denn? Wer war sie, und welche dunklen Mächte spielten Fangball mit ihr und trieben und heßten sie ihrem Verhängnis entgegen . . . Riß, raß, wenn plötzlich ihr schweres Haar unter der Schere einer der Schwestern fiel. Einverstanden unter der Bedingung, daß sie es als letzten Gruß aus ihrer Einsamkeit an Alexander senden durfte . . . Ein grausames Behagen erfüllte sie bei dem Gedanken. Dann aber überrieselten sie kalte Schauer, und Weihrauchdünste stiegen ihr in die Nase, und Glockengeläute traf ihr Ohr.

„Pfui Teufel,“ sagte sie und spuckte aus. „Ich werde mich hüten.“

Als sie nach Hause kam, blickte sie Alexander tückisch und hinterlistig an; eine große Schadenfreude erfüllte sie. Sie hatte ihm gegen-

über plötzlich ein Gefühl der Überlegenheit und pffiff leise vor sich hin. Da er keine Notiz davon nahm, begann sie zu singen.

Er sah sie groß und ruhig an.

Vor diesem Ernste schlug sie die Augen nieder und ging stumm aus dem Zimmer. „Dieser Mensch begreift mich nicht mehr,“ wimmerte sie in sich hinein. „Gott schlägt ihn mit Blindheit.“

Sie lachte auf. Aber gleich darauf grub sich in ihr vom Lachen entstelltes Gesicht ein erbärmlicher Leidenszug.

Am Abend fand sie in ihrer Garderobe einen großen Strauß von Marschal-Rosen und Bellschen.

„Von wem sind diese Blumen?“ fragte sie mit schneidender Stimme die Garderobiere.

Die Frau zuckte mit einem unterwürfigen, diskreten Lächeln die Achseln.

„Wollen Sie mir Antwort geben,“ sagte sie, und ihre Stimme klang drohend.

„Der Herr Direktor hat es streng verboten.“

„Hat er das?“

Die Angelika riß das Fenster auf und mit einer jähen Bewegung schleuderte sie die Blumen auf den Hof.

„Um des Himmels willen, was tun Sie?“ rief die Garderobiere. „Der Strauß ist ja . . .“

Die Angelika schnitt ihr das Wort ab. „Lassen Sie das,“ sagte sie kurz, „und ziehen Sie mich jetzt an. Ich habe keine Lust, mich zu unterhalten.“

Die Garderobiere duckte sich wie ein begossener Pudel und half ihr langsam beim Ankleiden.

*

*

*

Die Proben zum Hamlet begannen.

Alexander ging mit schwerblütigem Ernst an seine Aufgabe. Er versenkte sich in die problematische Gestalt des Dänenfürsten, die ihm neue Aufschlüsse über das Leben gab. Der Tiefsinn des Wortes, das er bewältigen sollte, erfüllte ihn ganz.

Der Studiosus, der durch die Angelika davon erfahren haben mochte, schrieb an ihn, er solle nachlesen, was Goethe über den Hamlet gesagt. Und er fügte hinzu, daß nur die Ausgewählten, die ganz Großen dieser Figur gegenüber standhielten, denn die tiefen Abgründe



Rupsbael:
Seefüüd.
Zum Essay von
Paul Schubring.





Hamlets würden den meisten zum Verhängnis. So sei der Hamlet ein Prüfstein für das schauspielerische Genie. Und der Brief schloß mit den Worten: Sein oder Nichtsein — das ist die Frage.

In der zerrissenen Stimmung, die von Alexander Besitz genommen hatte, traf ihn dies Schreiben. Und alle Zweifel, die an seinem Herzen nagten, wurden stärker denn je.

Der Hamlet rührte das Grundproblem des tragischen Menschen auf, des vom Schicksal Gezeichneten, der eine Schuld zu rächen hat und vom verwegenen Wollen bis zur Kraftlosigkeit alle Leiden der Seele durchmacht, um schließlich am Wege zusammenzubrechen.

Dieses ist auch mein Schicksal, dachte Alexander. Mit wem ich in Berührung komme, dem bringe ich Unheil. Für mich hat sich die Mutter zu Tode gearbeitet. Der Elisabeth habe ich die Jugend vergiftet und den Glauben genommen. Und die Angelika schleppt mich wie eine Bürde, ohne den Mut zu haben, sich frei zu machen. Zu alledem gefellte sich eine quälende Angst. Er fühlte das Mißtrauen der Kollegen, die mit spöttischer Miene und gelangweilt ihm bei den Proben zuhörten. Und er selbst fragte sich immer wieder, ob er wirklich ein inneres Recht und einen Anspruch auf diese Kunst habe, oder nur von eitlen Selbstbetrug ergriffen sei.

Jeder Satz, den die Angelika sprach, war aus einer Unbewußtheit geschöpft; und mochte sie ihn grundfalsch bringen, er spürte es, wie aus jedem Worte Leben blühte. Und er sinnierte und grübelte über jedem Komma und versagte, sobald es galt, dem toten Buchstaben lebendigen Odem einzuhauchen. Das Mißtrauen, dem er im Theater auf Schritt und Tritt begegnete, reizte ihn auf. Er fühlte, daß er vor einer Entscheidung stand, die sein ganzes Leben von Grund aus umwerfen konnte. Denn darüber mußte er sich klar werden, daß er auf diesem Wege nicht weiter gehen durfte, wenn sein Können versagte. Die Vorstellung, daß er gleich ungezählten Anderen fähig war, sich selber zu belügen, rief ihn bis zur Bewußtlosigkeit auf. Er fand keine Ruhe mehr. Er mied die Menschen, und er schrak zusammen, wenn die Angelika das Wort an ihn richtete.

Bei den Proben kam es zu heftigen Zusammenstößen zwischen ihm und dem Regisseur. Und diese Szenen wurden von Tag zu Tag unangenehmer. Er fühlte seine geistige Überlegenheit und empfand die Einwände, die gegen ihn gemacht wurden, als läppisch. Er wies sie in herrischem Tone zurück, obwohl er seine eigene Unsicherheit schmerzhaft

fühlte. Vielleicht würde ich weiterkommen, dachte er, wenn hier jemand stände, der mir wirkliche Aufschlüsse geben könnte. Aber was mußte dieser belanglose Mensch, der die Proben leitete, vom Hamlet.

Am meisten hatte die Angelika auszustecken. Jede Stunde konnte ein Ende mit Schrecken bringen. Sie suchte auszugleichen und hinter Alexanders Rücken zu vermitteln. Denn nur, wenn ihm der Hamlet gelang — das war ihre Überzeugung — würde er gerettet werden. Nur dann hatte er wieder festen Boden unter seinen Füßen. Und auch ihr Schicksal hing davon allein ab. So war es ein Kampf, nicht nur um die Rolle, sondern um sein und ihr Lebensglück. Und weil sie in ihrer Liebe stark war, hatte sie auch den unerschütterlichen Glauben, daß das Wagnis gelingen mußte. Und wenn er gegen sie hart und grausam war, so biß sie die Zähne aufeinander und rührte sich nicht. Der Tag konnte ja nicht fern sein, an dem sich alles zum guten wenden würde.

Auf diesen Proben zeigte sie einen Eifer wie nie zuvor. Sie fühlte, wie sie in den Szenen mit ihm das Letzte und Beste, was in ihr war, hergab, und wie er sich der Wirkung ihres Spiels nicht zu entziehen vermochte. Ihr Gesicht tauchte sich in dunkles Rot, wenn sein Blick betroffen an ihr hängen blieb. Sie brachte die Worte wie ein Erlebnis ihrer Seele, und jeder lauschte ihr atemlos. Sie wuchs über ihre eigenen Kräfte. Alle ihre Gedanken hatten nur ein Ziel: ihn mit sich fortzureißen, den Verzauberten zu erlösen — ihm den Glauben an sich und das Leben wieder zu schaffen. Und wenn zum Erstaunen der Mitspielenden plötzlich Alexander aus seiner Starrheit zu erwachen schien, und sein Können — wenigstens in flüchtigen Momenten überwältigend hervorbrach — so weitete ein heimliches Entzücken ihre Brust. Folgten dann Tage, an denen zersetzende Zweifel ihn überfielen und seine Kräfte unterbanden, so daß er auf den Proben wie verloschen die Worte mechanisch und gedankenlos, zerfahren und wie abwesend hervorstammelte — und die Mitspielenden, die er fast schon für sich gewonnen hatte, höhnisch hinter ihm her tuschelten — so glaubte sie sich dem Ende nahe. Sie spürte, wie es vor ihren Augen dunkel wurde und der Boden unter ihren Füßen nachgab. Raffte sie sich dann mit dem letzten Willen zusammen und nahte sich ihm leise, so maß er sie mit grausamen Blicken.

Was an Lebensfreude in ihr emporgeflammt war, begann kläglich zu verglimmen, und mit Ophelia betete sie: „Himmllische Mächte, stellt ihn wieder her!“ Und mit Ophelia schrie sie auf:

„O, welch ein edler Geist ist hier zerstört!
 Und ich, der Frauen Elendste und Armste,
 Die seiner Schwüre Honig sog, ich sehe
 Die edle, hochgebietende Vernunft
 Ausstönend, wie verstimmte Glocken jetzt, dies hohe Bild,
 Die Züge blüh'nder Jugend,
 Durch Schwärmerei zerrüttet. Weh mir, wehe,
 Daß ich sah, was ich sah, und sehe, was ich sehe.“

Und als sie diese Worte wieder einmal zu sprechen hatte, verschränkte sie plötzlich die Arme, als müßte sie so einen Halt gewinnen. Sie sah ihn mit blassen Leidenszügen an, während ihre Pupillen sich zu weiten schienen. Sie sah, wie er ihr mit abweisender Kälte auswich. Und ohne einen Laut von sich zu geben, brach sie stumm zusammen. Man mühte sich um sie — niemand ahnte, was in ihr vorging — und brachte sie langsam wieder zum Bewußtsein. Man redete mit gütigen Worten wie zu einem kranken Kinde auf sie ein, und sie stieß ein irres, rätselhaftes Lachen aus und bestand darauf, daß die Probe nicht unterbrochen würde.

Fünftes Kapitel:

Die alte Frau, bei der sie immer noch wohnten, schüttelte den Kopf. Sie verstand die beiden nicht mehr. Wohl ahnte sie in ihrer Einfalt, daß dies und jenes nicht geheuer war, aber niemals stellte sie Fragen. Auch dachte sie nicht daran, ihnen das Quartier zu kündigen. Sie hatten einen Freipaß — sie waren vom Studiosus empfohlen, er hatte sich für sie eingesetzt — damit war diese Sache für sie im reinen, mochte sie noch so unklar und verworren sein. Nur zuweilen streichelte sie behutsam die Angelika und sah sie durch die Gläser ihrer Hornbrille versorgt und gleichsam prüfend an.

Die Angelika hätte unter diesen Blicken laut aufheulen mögen. Am liebsten wäre sie ihr um den Hals gefallen und hätte ihr das ganze Leid gestanden. Aber scheu und gedrückt entwand sie sich ihr und flüchtete in ihre Kammer. Sie wartete auf Alexander, der von den Proben in der jüngsten Zeit nicht mehr nach Hause kam. Gott mochte wissen, wo er steckte. Vielleicht trieb er sich mit irgend einer herum, und sein verstärktes Wesen erklärte sich aus seinem Schuldbewußtsein. Er war ihrer überdrüssig und mied sie. Er hatte mit einer anderen angebandelt und

suchte sich nun von ihr zu befreien. Ein jähes Rot färbte fleckig ihr Gesicht bis zu den Haarwurzeln. Ihr wurde schlecht zumute. Sie schämte sich ihrer eigenen Gedanken. Seine Art war anders. Solcherlei Heimlichkeiten lagen nicht in seinem Wesen. Ohne mit der Wimper zu zucken, wäre er vor sie hingetreten, und leise und ernst — mochte es ihm noch so sauer werden, — hätte er zu ihr gesagt: Laß mich ziehen — ich bin mit meinem Körper und meiner Seele bei einer anderen. Aber wo steckte er — wo trieb er sich herum, während sie auf ihn wartete und bei jedem Schritt, der auf dem Treppenschlur hörbar wurde, zusammenfuhr und atemlos lauschte, ob er im nächsten Augenblicke die Entree tür schließen würde. Eine Bitterkeit, die ihr wehe tat, erfüllte sie. Ahnte denn dieser Mensch nicht, was in ihr vorging, daß er ihre Jugend zertrat und ihre Liebe mißhandelte? . . . Arme, kleine Angelika, die du ihn nicht begreifen konntest . . . Wohl fühltest du seine Leiden — doch du wußtest nicht, daß er an der Grenze seiner Möglichkeiten stand, daß das Erdreich ihm abgetragen war und er in seinem Zwiespalt nur einen Ausweg sah: Sterben — die Bürde des Lebens von sich werfen — der ganzen Drangsal ein Ende machen, wenn er nicht um den Rest seines Verstandes kommen wollte. Zu den Unfruchtbaren mit dem verwegenen Wollen und dem erbärmlichen Können zählte er, die mit ihren schmalen, weißen, durchsichtigen Händen die Welt umspannen möchten und nicht einen Fuß breit Erde sich erobern — zu denen, die im Mutterleibe schon verdorben sind. Wie ein Gehefter eilte er durch die Straßen dieser großen Stadt, in denen vor vielen Jahren Agnes Feustel gleich ihm umhergeirrt war, von derselben Trostlosigkeit und Verzweiflung ausgefüllt wie ihr armer Junge, bis sie demütig hoffnungslos und ausgebrannt heimgekehrt war, um in der Mühle des Lebens ihre mürben Knochen zu zermahlen.

Alles Leid kehrt wieder — und die Feinsten haben am schwersten zu tragen — und jeder wähnt, auf ihn allein habe es das Schicksal abgesehen.

* * *

Mit gesenktem Kopf trat Alexander in das Kaffeehaus ein. Eine Schale „Schwarz“ bestellte er kaum hörbar. Der Kellner warf ihm einen verdächtigen Blick zu. Dieser Gast erschien ihm nicht vertrauenswürdig. Er ließ sich die Abendblätter geben und überflog die Theatergeschichten. Sein Blick fiel auf eine klein gedruckte, unscheinbare Notiz,

die die Worte enthielt: Im Luisentheater wird der „Hamlet“ mit Herrn Alexander Oblomoff in der Titelrolle vorbereitet. Zum Lachen, sagte er und schob die Zeitung beiseite. Wenn ich jetzt ein anständiger Kerl wäre, so gäbe es für mich nur zwei Wege: Entweder ich machte überhaupt Schluß, oder ich ginge in den Wald und hachte Holz. Auch ein Holzhacker ist etwas wert — am Abend weiß er, warum ihm die Knochen wehe tun. Vor allem aber müßte ich der Angelika reinen Wein einschenken: Wirf mich von dir — und schleppe nicht eine Last mit dir, die dich auf Schritt und Tritt hemmt — zu nichts bin ich nütze — ich bin bestimmt, elend zugrunde zu gehen.

Er richtete sich aus seiner gebückten Haltung kerzengerade auf. Sein blaßes Gesicht wurde auf einmal ganz straff. Ich will nicht verkommen, flüsterte er, während der Angstschweiß aus seiner Stirn brach. Ich will den Hamlet spielen — ich will und werde.

Ihm wurde unbehaglich zumute. Er spürte, daß jemand ihn unaufhörlich anstarrte — aha, da am Nebentisch saß einer, der ihn nicht aus den Augen ließ, der ihn beständig fixierte. Es war ein Mann, der in der Mitte der Fünzig sein mochte. Er hatte ein glatt rasirtes Gesicht, kurz geschchnittenes Haupthaar und trug im linken Auge ein Monokel. Ein schwarzseidener Schal war unter dem Kragen lässig als Schleife befestigt. Mit der Rechten trommelte er nervös auf der Marmorplatte des kleinen Tischchens.

Was will dieser Mensch von dir — am Ende ein Komödiant, der aus Langerweile eine Kaffeehausbekanntschaft anknüpfen möchte? . . . Er sah nicht danach aus. Aber mit welchem Rechte . . . Der Fremde ließ ihn nicht aus dem Auge. Was war denn das? . . . Der schien ihn gar abzukonterfeien — hatte Bleistift und Block in der Hand, eine grenzenlose Unverschämtheit.

Alexander erhob sich.

„Zahlen!“ rief er laut und vernehmlich.

„Zahlen!“ rief auch der Fremde.

Alexander eilte ins Freie. Ohne sich umzusehen, sprang er in einen vorüberfahrenden Omnibus. In diesem Augenblick stieg der Fremde in einen Taximeter. — Den wäre ich los. — Er atmete auf und versenkte sich wieder in seine Gedanken. Wie stellte er es nur an, um die Gestalt des Hamlet aus seinem Innern zu schöpfen, daß sie wie aus einem Guffe vor dem Zuschauer erstand, daß sie vor allem in ihm selbst lebendig wurde. Warum entglitt ihm immer wieder, was er schon fest

in den Händen zu halten währte. Warum verlor er die Spannkraft, sobald er dicht am Ziel zu sein glaubte. Als ob sich dann mit einem Schlage zwischen ihn und das Bild, das er noch eine Sekunde vorher klar und greifbar gesehen, eine Nebelwand geschoben hätte. In den Hamlet konnte er sein Innerstes gießen — seine eigenen Wesenszüge brauchte er nur zusammenzufassen, um des Dänenprinzen habhaft zu werden — wo waren die Hemmungen, an denen er scheiterte?

Das Endziel war erreicht. Als letzter verließ er den Wagen, um langsam die Richtung nach dem Theater einzuschlagen. Vor dem Bühneneingang, in dem er gerade verschwinden wollte, fußte er einen Moment. Stand da nicht der Unbekannte aus dem Café und fixierte ihn von neuem. Blicten ihn nicht zwei große, graue Augen durchdringend an, als wollten sie in sein Innerstes tauchen? . . . Was für ein Spuk narrete ihn — er sah bereits Erscheinungen — so weit war es schon mit ihm gekommen.

„Alexander, lieber Alexander! Schönen guten Abend!“ Die Angelika zupfte ihn vorsichtig am Armel.

„Guten Abend“, erwiderte er und wurde blutrot wie ein Schuljunge. Dann streckte er ihr links die Hand entgegen, die sie heftig ergriff und nur langsam wieder fahren ließ.

Er sah sie demütig an — und ihre Augen weiteten sich und schimmerten. „Stoß mich nicht von dir, Alexander,“ sagte sie leise.

Er senkte den Kopf.

„Warum meidest du mich — was habe ich getan — sprich ein einziges Wort, damit ich in mich gehen kann. Mach mich nicht schlecht,“ fuhr sie fort, und ihre Stimme zitterte.

Sie wartete auf eine Antwort — aber er schwieg beharrlich.

„Du, ich stehe vor einem Abgrund — halte mich, hörst du.“

Die Kollegen traten durch den Bühneneingang und warfen neugierige Blicke auf sie. Die beiden schienen hier unten eine kleine häusliche Szene abzumachen.

„Angelika,“ er ergriff ihre Hand, die er sanft in der seinigen hielt, „ich bin im Unrecht. Wirf mich von dir; ich hemme dich nur.“

Sie riß die Augen in namenloser Angst weit auf, und in ihr Gesicht trat ein so verzerrter Ausdruck, daß er unwillkürlich zurückschaumelte.

„Nicht doch, nicht doch,“ sagte er schmerzhaft, und seine Hand

fuhr gleichsam beruhigend über ihr Haar. „Laß den Hamlet erst vorüber sein — vielleicht wird dann alles wieder gut.“

„Ja,“ entgegnete sie, während die Furcht langsam aus ihren Zügen schwand, „dann wird alles wieder gut.“

Der Inspizient kam in den Korridor gestürzt. „Wo stecken Sie denn? Es ist die höchste Zeit. In zehn Minuten soll der Vorhang in die Höhe. Der Regisseur wütet.“

Sie trennten sich und jedes eilte in seine Garderobe. Die Kleider wurden in fliegender Hast abgeworfen, die bunten Lappen umgetan, die Gesichter geschminkt und die Perücken aufgesetzt. Das Klingelzeichen zum Auftritt tönte zum dritten Male schrill in ihre Garderoben, gerade als sie notdürftig fertig waren. Während des Spiels nahm die Angelika jede Gelegenheit wahr, um sich eng an ihn zu schmiegen — und wenn er den Druck ihrer Hand noch so leise erwiderte, so jubelte sie in ihrem Innern auf, denn Glaube und Hoffnung nahmen wieder von ihr Besitz.

Sie sah auf einmal, wie er unter der Schminke fahl wurde. „Was hast du denn?“ flüsterte sie ihm inmitten der Szene zu. „Ist dir schlecht? Soll der Vorhang fallen?“

Er schüttelte energisch den Kopf und starrte auf die erste Reihe, in der der Fremde saß und ruhig zeichnete.

„Sieh dir einmal genau den Menschen an,“ raunte er ihr zu, „der vorn auf dem dritten Fauteuil sitzt.“

Die Angelika nickte.

Auf der Bühne entstand jetzt eine tödliche Pause. Die Angelika hatte in der Erregung ihrer Partnerin das Stichwort nicht gebracht. Und nun erhob sich der Fremde, der auf der ersten Parkettreihe saß, und verließ während des Spiels das Theater.

Alexander wäre am liebsten über die Rampe gesprungen und ihm nachgeillt. Wie gelähmt spielte er weiter. Er deklamierte seinen Part herunter, ohne selbst die Worte zu verstehen, die er zu sprechen hatte. Was wollte dieser Mensch von ihm? Weshalb verfolgte er ihn bis in das Theater? An wen erinnerte er ihn? Hatte er ihn schon einmal im Leben gesehen? . . . Er zerbrach sich den Kopf, ohne auf diese Fragen eine Antwort zu finden. Als die Vorstellung zu Ende war, wartete er auf die Angelika — seit vielen Wochen wieder zum ersten Male. Er erzählte ihr seine Begegnung. Sie hörte ihm gespannt zu und fand ebensowenig wie er eine Erklärung für das seltsame Gebaren. Auch im

Theater kannte niemand den Fremden. Irgend ein Maler, der offenbar ein Modell suchte und ihn für seine Zwecke verwendbar fand. Gut denn — er hätte ihm das harmlose Vergnügen nicht stören sollen. Aber wie kam es, daß er die Erinnerung an diesen Fremden nicht los wurde und fest davon überzeugt war, ihm wieder zu begegnen.

Die Proben nahmen ihren Fortgang — man stand nur noch wenige Tage vor der Premiere des Hamlet. Alexander verglich sich mit einem kranken, flügelahmen Vogel, der traurig auf der Erde hockt und sich mühsam fortschleppt. Seine ganze Leistung schien ihm hohl und ohne innere Notwendigkeit — und je mehr sie sich nach außen rundete, desto deutlicher empfand er ihre innere Leere. Wenn der Hamlet mißlang, war das Theater für ihn erledigt. Er mußte dann den Mut haben, ihm den Rücken zu kehren, und sehen, auf irgend eine anständige Weise sich fortzuhelfen. Nur sich selber keinen Dunst vormachen — nur nicht in die Kategorie verkannter Genies sich einreihen, die das ganze Leben hindurch sich selbst belügen. Davor graute ihm. Besser ein ganzer Schuster als ein halber Künstler. Gott mochte wissen, ob er nicht eines schönen Tages wieder in seiner Heimat sein, geräuschlos in die niedrige Stube der Großeltern treten und sich still an das Fenster setzen würde, da wo die große Glaskugel hing, um demütig nach Pech und Pfriemen zu greifen! Die Großeltern mochten ihn wie eine Erscheinung anstarren und die Menschen der kleinen Stadt die Köpfe über ihn schütteln — ihn sollte es nicht irren machen. Kein überflüssiges Wort reden — das Handwerk ruhig erlernen — arbeiten und still in sich hineinträumen.

Die Angelika lachte, als er einmal zu ihr davon sprach, während es sie doch kalt überlief. „Man kann den Hamlet miserabel spielen,“ sagte sie zornig, „und doch ein Schauspielergente sein. Wie viele Künstler haben Jahre gebraucht, ehe man ihr Talent und ihre Eigenart entdeckte.“

„Du mißverstehst mich völlig,“ erwiderte er mit großem Ernst. „Ich könnte als Hamlet glatt durchfallen und würde nicht einen Augenblick an mir zweifeln, wenn ich innerlich mein Wachstum spürte und das Bewußtsein des künstlerischen Erlebnisses hätte. Darauf allein läme es für mich an. Dann könnten Hinz und Kunz über mich reden und schreiben, wie es in ihren Kram paßt — ich würde mir kein graues Haar darüber wachsen lassen. Ich bin mir ja so klar,“ fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, und um seine Mundwinkel zuckte es beständig,

„daß ich heute die Rolle nicht auszuschöpfen vermag, daß es mir dazu an Reife fehlt und an geistigem Besitz — selbstverständlich — und doch hat der Studiosus völlig recht: Sein oder nicht sein — das ist hier die Frage. Man kann als Hamlet total versagen — man kann für diese Aufgabe so ungeeignet wie nur möglich sein — und muß doch an gewissen Stellen sein schauspielerisches Alibi nachweisen können — sonst ist man ein plumper Schwindler und Betrüger. Und ich spreche bis heute nur leere Bökabeln — vom Wesen des Hamlet bringe ich auch nicht einen Schatten. Das klingt hart — ist aber die Wahrheit. Weinst du, ich fühle es nicht? . . .“

„Ganz falsch,“ entgegnete sie, und ihre Wangen braunten und ihre Augen funkelten. „Verstehe ich auch nicht alles, was du redest, so merke ich doch, wohin du zielst. Und da sage ich: Blanker Unsinn ist, was du sprichst. Du hast als Romeo dein Talent bewiesen, und alle Kollegen spüren so deutlich wie ich, daß auch dein Hamlet voll Blut und Leben ist. Warum quälst du dich und grübelst so viel? Kann man denn bei den öden Proben in Stimmung kommen? Versteht denn einer von uns das Stück? Weder der Direktor noch der Regisseur haben eine Ahnung. Warte ab, bis du im Kostüm steckst — laß die Generalprobe vorüber sein — und du pfeiffst aus einem anderen Loch!“

„Kann sein — b r a u c h t aber nicht zu sein. Im übrigen halte ich die Flinte noch mit beiden Händen fest — fällt mir nicht im Traume ein, sie vor der Schlacht ins Korn zu werfen. Aber kann ich nicht Viktoria rufen, so will ich stark genug sein, um den Lauf gegen mich selbst zu richten.“

„Um,“ machte sie und blinzelte ein wenig mit den Augen, die voller Tränen standen. Er sah es nicht — und beide schwiegen.

Sechstes Kapitel:

Auf einer der nächsten Proben kam ein Zwischenfall vor, der alle Berechnungen über den Haufen zu werfen schien. In der kurzen Szene, die Hamlet mit den Schauspielern hat, verlangte der Regisseur von Alexander, daß er einen herrischeren Ton als bisher anschlage. Alexander lehnte höflich, jedoch bestimmt die Weisung ab, mit dem Bemerkten, daß sie seiner Auffassung zuwiderlaufe. Die Schauspieler spitzten die Ohren. Der Regisseur trat dicht auf Alexander zu.

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte er. Die Stimme schlug ihm bereits über, und auf sein bartloses Komödiantengesicht traten freidige Flecken.

„Ich hab' Ihnen meine Antwort gegeben — ich kann es nicht so machen,“ erwiderte er kurz. „Quälen Sie mich also nicht.“

Er strich sich nervös das Haar zurück und hielt nur mühsam an sich. Die Angelika stand plötzlich an seiner Seite. Sie wollte den Mund auf tun — aber ein gebieterischer Blick Alexanders machte sie verstummen. Sie begriff im Nu, daß er diese Sache allein ausfechten wollte.

„Werden Sie auf der Stelle so probieren, wie ich es verlange?“ Er nahm bei diesen Worten eine drohende Haltung an und rückte ihm so nahe an den Leib, als wollte er sich an ihm vergreifen.

„Ich will nicht,“ antwortete Alexander. „Und nun belästigen Sie mich nicht länger.“ Und mit einer raschen Bewegung schob er den erregten Mann beiseite.

Was nun vor sich ging, geschah mit einer solchen Geschwindigkeit, daß keiner der Augenzeugen nachträglich imstande war, die Szene zu schildern. Der Regisseur hob beide Fäuste zum Schlage gegen Alexander — die Angelika schrie laut auf — Alexander aber packte beide Handgelenke seines Angreifers, die er fest umklammert hielt, als wären sie in einem Schraubstock.

„Loslassen!“ schrie der Regisseur mit kreischender Stimme. Alexander schüttelte nur stumm den Kopf. Der Mann versuchte mit allen Mitteln, sich zu befreien — aber gegen diese junge Bärenkraft war er wehrlos. Die Schauspieler wollten dazwischen treten und die beiden trennen. Doch jeder wich vor den drohenden Blicken Alexanders zurück, der alle Ruhe und Selbstbeherrschung verloren zu haben schien. Nun trat eine Totenstille ein. Einer stürzte von der Bühne, um den Direktor herbeizuholen. Aber der war nicht im Hause. Was halfen der Angelika ihre flehenden Blicke — er bemerkte sie kaum — er sah nicht, daß jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht gewichen war; er hörte nicht, wie sie leise in sich hineinwimmerte. Er weidete sich ein paar Minuten an seinem Opfer, und diese kurze Spanne Zeit dünkte allen eine Ewigkeit. Dann sagte er plötzlich mit schneidender Stimme: „Ich werde Sie jetzt loslassen. Aber wenn Sie mich noch einmal wie ein Vieh behandeln sollten, prügele ich Sie, wie Sie noch nie geprügelt worden sind.“

Hierauf gab er ihn frei und eilte in seine Garderobe. Die An-

gelikta schlich wie ein Hund hinter ihm her. Sie sprach kein Wort. Sie kauerte lautlos zu seinen Füßen, sie hörte, wie sein Atem unruhig ging, sie sah, wie er finster vor sich hinstarrte und seine Umgebung vergessen zu haben schien.

Die Probe war inzwischen aufgehoben worden, und der Regisseur war zum Direktor geeilt, um den Vorgang zu melden.

„Sie sind ein Esel,“ brüllte ihn der Direktor an. „Kurz vor der Premiere eine solche Szene zu provozieren, dazu gehört eine Theaterfremdheit ohnegleichen. Machen Sie auf den ersten Proben so viel Skandal, wie sie wollen, aber schmeißen Sie mir nicht in letzter Stunde die Vorstellung!“

„Mit einem telephonischen Anruf habe ich zehn Hamlets — in den Agenturen wimmelt es von Heldendarstellern.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Ratsschlag, mit dem Sie mir auch die Ophelia glücklich aus dem Hause treiben werden. Oder bilden Sie sich etwa ein, daß die mit einem anderen spielt? Was soll ich denn jetzt tun?“ schrie er wütend. „Die Bude schließen? Werden Sie für mich die Gagen zahlen, mein Verehrter? Na also. Warum bringen Sie mich denn in solche Verlegenheit. Sie benehmen sich, als wenn Sie seit gestern beim Theater wären.“

„Ich kann ja sofort gehen,“ antwortete der Regisseur. „In keinem Falle bleibe ich, wenn dieser Bursche bei uns den Hamlet spielt. Im übrigen halte ich es für ein Glück. Es wäre zu einem Skandal gekommen. Der Mensch hat keine Ahnung vom Hamlet. Wie ein Schwein spielt er.“

„Erzählen Sie mir keine Geschichten. Der hat Talent. Das wissen Sie so gut wie ich. Es ist eine Sache für sich, daß er daneben ein unausfehllicher Patron ist. Und nun lassen Sie mich allein. Ich werde mir den Fall überlegen und Sie dann verständigen, zu welchem Resultate ich gelangt bin.“

Als der Direktor allein war, durchmaß er mit aufgeregten Schritten sein Zimmer. Es war eine vermaledeite Geschichte. Er sah keinen Ausweg. Entweder er verlor Alexander und Angelika — oder der Regisseur ging auf und davon. Er wollte weder das eine noch das andere. Der Regisseur war ein brauchbarer Mensch — ein sogenanntes Arbeitstier, das sich von ihm treten und ausnutzen ließ, dabei ihm stets nach dem Munde redete und absolut zu ihm hielt. Und Angelika war ein Treffer, wie ihn ein Theater alle Jubeljahre nur einmal machte.

Aus der ließ sich Kapital schlagen. Aber davon ganz abgesehen, erfüllten ihn heimliche Wünsche, an deren Verwirklichung er seit der letzten Unterredung nicht mehr zweifelte. Ein niederträchtiges Lächeln glitt über sein Gesicht. Man mußte das Netz nur richtig zu legen wissen, damit einem der Vogel ins Garn ging. Man durfte nichts übereilen und überstürzen — man mußte in Liebesdingen Geduld haben und warten können, bis einem die reife Frucht zufiel. O, er kannte all die kleinen Kniffe und sauberen Praktiken, mit denen man langsam aber sicher zum Ziel gelangte. Seine Miene hellte sich plötzlich auf. Ein durchtriebener Einfall kam ihm. Vielleicht würde ihn diese ärgerliche Affäre ein gutes Stück Weges weiter bringen.

Fortsetzung in der Oktober-Nummer.

Leutnant Rottmann: Rußland und das Slaventum.

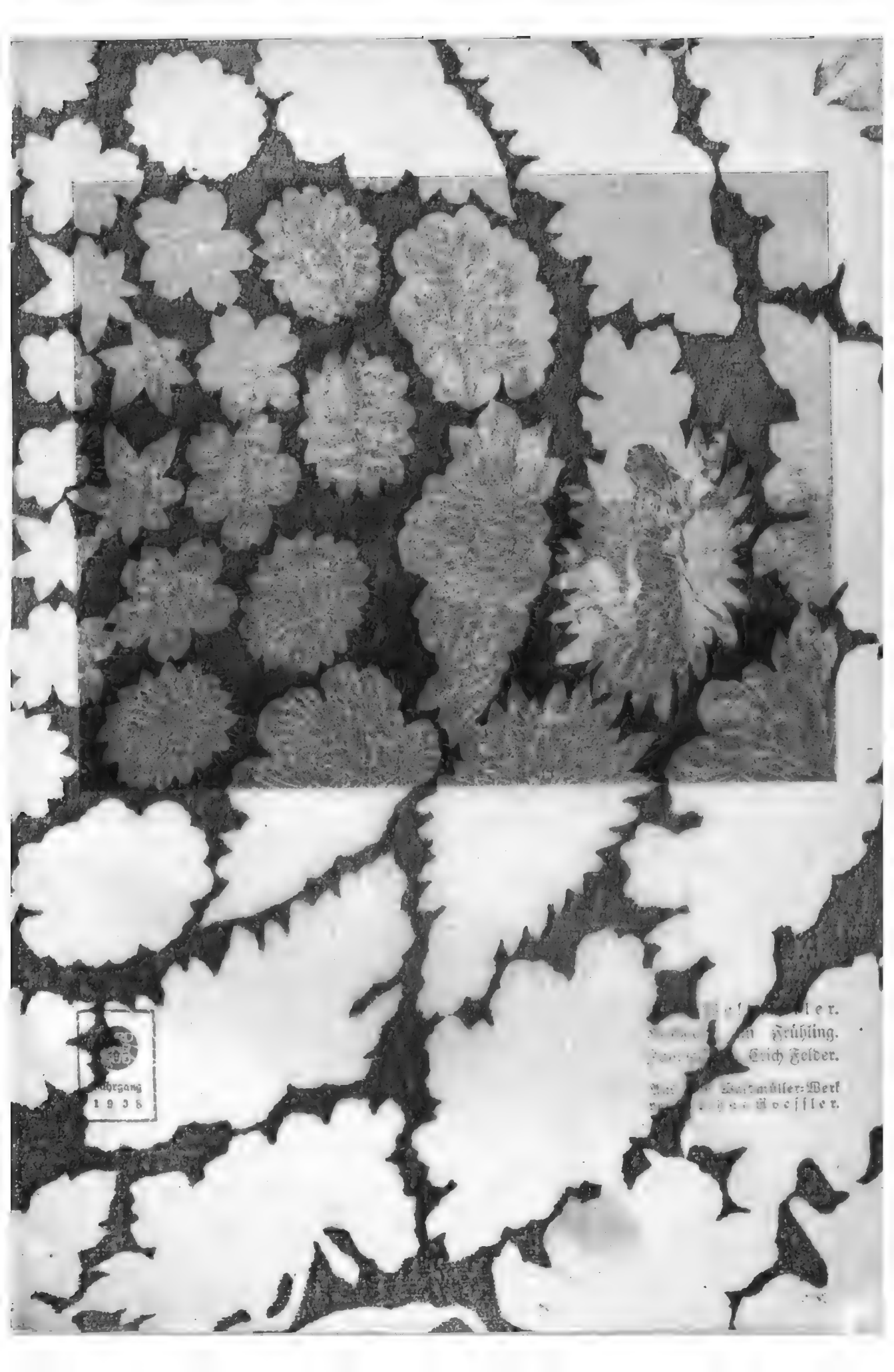
Mehr denn je haben sich in der letzten Zeit unsere Blicke, ja die Augen der ganzen Welt auf den Osten unseres deutschen Vaterlandes gerichtet, auf jene preussischen Provinzen, in denen bereits seit Jahrzehnten der Deutsche in schwerem Kampfe gegen das rücksichtslos vordringende, alles Deutsche hassende und nur auf Wiederherstellung seiner früheren Macht und Selbständigkeit bedachte Polentum steht. War es endlich nach jahrelangem mühevollen Ringen gelungen, dem weiteren Vordringen dieses Gegners Einhalt zu gebieten, so schien es doch eine Zeitlang fast, als sollten alle die Früchte langer, emsiger Arbeit im Dienste des Vaterlandes in ihrem weiteren Gedeihen behindert werden. Zum Heile für das gesamte Deutschthum gelang es dann in letzter Stunde doch noch, das Gesetz durchzubringen, durch das dem schwer kämpfenden Deutschthum in der Ostmark die Wege zum Siege geebnet werden sollen.

Wenn die polnische Frage damit auch vorläufig zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, so dürfte es doch gerade jetzt von besonderem Interesse sein, auch einmal eine aus der Feder eines Slaven stammende Betrachtung über die Macht und Bedeutung nicht nur des Polentums, sondern überhaupt des gesamten Slaventums kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke soll in nachstehendem ein Auszug wiedergegeben werden, den eine der führenden militärischen Zeitschriften Rußlands jüngst von einem vor kurzer Zeit erschienenen Werke „Das Slaventum“ von Professor Florinski veröffentlicht hat. In diesem sind die wichtigsten Angaben des Werkes kurz und anschaulich zusammengestellt, so daß man ein nicht nur interessantes, sondern gleichzeitig auch lehrreiches Bild von der Entwicklung, Ausdehnung und Bedeutung der gesamten slavischen Welt erhält. Mit Recht betont der Verfasser des Auszugs, daß das Werk dadurch von besonderem Werte ist, daß es nicht nur eine statistisch-ethnographische Zusammenstellung enthält, sondern sich im zweiten Theile auch mit der politischen Rolle und kulturellen Bedeutung eines jeden der neun slavischen Völker auseinandersetzt.

Machen wir uns nun an der Hand des Auszugs zunächst mit dem ersten Teil des Florinskischen Wertes, der geschichtlichen Entwicklung und jetzigen Ausbreitung des Slaventums näher bekannt!

Die Slaven werden zum ersten Male bei den Geschichtsschreibern des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. unter dem Namen Bener oder Wenden erwähnt; erst nach dem 2. Jahrhundert erhalten sie ihren jetzigen Namen. Gleich den anderen Ariern wanderten sie aus Mittelasien nach Europa ein und setzten sich anfangs in dem Gebiet zwischen den Karpathen und dem Baltischen Meere, zwischen der Weichsel und dem mittleren Dnjepr fest. Von hier aus wendeten sie sich im Laufe der Jahrhunderte teilweise nach Westen, teils nach Süden und teils nach Osten und bewohnen heute in Europa und Asien eine Fläche von der gewaltigen Größe von 400 000 geographischen Quadratmeilen. Die äußersten Grenzen des von den Slaven bevölkerten Gebiets sind etwa folgende: im Norden das Eismeer und die Ostsee, im Süden das Adriatische, Ägäische und Schwarze Meer, der Hindukusch und die große chinesische Mauer, im Osten der Stille Ozean und im Westen die mittlere Elbe, der Böhmer Wald und die Norischen Alpen. Auch außerhalb dieses weiten Gebiets finden sich noch slavische Ansiedelungen, die bedeutendsten davon in Amerika. Die Nachbarn der Slaven gehören den verschiedensten Volksstämmen an; die größte Bedeutung für das Slaventum haben die drei großen im Westen angrenzenden Gruppen: die Deutschen, die Magyaren und die Rumänen. Diese haben allmählich zwischen den Slaven festen Fuß gefaßt und den westlichen Teil ihres Gebiets in zwei Hälften, eine nordwestliche und eine südwestliche, geteilt. Am meisten ist das Slaventum vom Deutschtum verdrängt worden, das ihm gegenüber auch heute noch die Stellung des Angreifers einnimmt und nach und nach in das slavische Land vorzubringen sucht. Neben den Deutschen und den Magyaren sind auch die Juden besonders gefährliche Gegner des westslavischen Besitzstandes, vor allem in Polen, Westrußland und in dem von den Slovaken bewohnten Teile Nord-Ungarns. Infolge dieser Verhältnisse erstarkt und vermehrt sich der slavische Volksstamm nicht im Westen, sondern im Osten, wo er auf keinen so starken Widerstand seitens der benachbarten fremden Stämme stößt.

Der slavische Stamm besteht aus neun Einzelvölkern, die man gewöhnlich in die folgenden 3 Gruppen einteilt: 1. die östliche oder russische, die sich wieder aus 3 einzelnen Zweigen zu-



Neubergang
1938

Verlag
in
Erich Felder.
Verlag
Karl Müller-Werl
von Wöckler.

Wachen, die nun an dem Ende des Auszugs nächst mit der ersten Seite des Florinistisches Wertes, bei Reichlich Entwidlung und jetzige Ausbreitung des Slaventhums bekannt:

Wenden werden zum ersten Mal im 10ten Jesh. des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. im Namen der Wenden erwähnt; erst nach dem 5ten Jahrhundert behielten sie ihren jetzigen Namen, bevor die anderen Völkern wanderte sie aus Mitteleuropa nach Europa ein, und sich in dem Gebiete zwischen dem Nord- und dem Ostlichen Meer, zwischen der Weichsel und dem Dnieper nieder. Von hier aus wanderten sie sich im Laufe der Jahrhunderte teilweise nach Westen, theils nach Süden, theils nach Osten und beherrschten die in Europa und Asien die Fläche von der 50sten Breite bis zu 100 000 geographischen Quadrat Meilen. Der nördlichen Grenzen der von den Slaven besetzten Gebiete sind im Norden das Eismeer und die Arktische See, im Süden das Adriatische Meer, im Osten das Schwarze Meer, der Indus und die große Jansische Mauer, im Westen der Pyrenäen und im Westen die mittlere Elbe der Weichsel und die Pyrenäen Alpen. Auch außerhalb dieser Grenzen haben sich Slaven niedergelassen, die Hauptdörfer davon sind die Städte der Slavischen Völker, die in der

1. Bedeutung für das Slaventhum haben die großen im Westen angrenzenden Gruppen: die Deutschen, die Magyaren und die Ungarn. Diese haben alle ihren Fuß zwischen den Slaven festen Fuß gefaßt und den westlichen Teil des Gebiets in drei Hälften, eine nordwestliche, eine südwestliche und eine südliche. In diesen ist das Slaventhum von den Deutschen verdrängt worden, die ihn gegenwärtig auch heute noch in der Richtung des Angreifers einnimmt und nach und nach in das slavische Land eindringen. Neben den Deutschen und den Magyaren sind auch die Slaven beiderseits gefährliche Feinde der Slaven. Vor allem in den westlichen Westrussland sind die Slaven in den Slavischen bewohnten Teile Russlands. Infolge dieser Verdrängung vermehrt sich der slavische Stamm nicht im Westen, sondern im Osten, wo er auf keinen so starken Widerstand seitens der bewohnten Völker Stämme stößt.

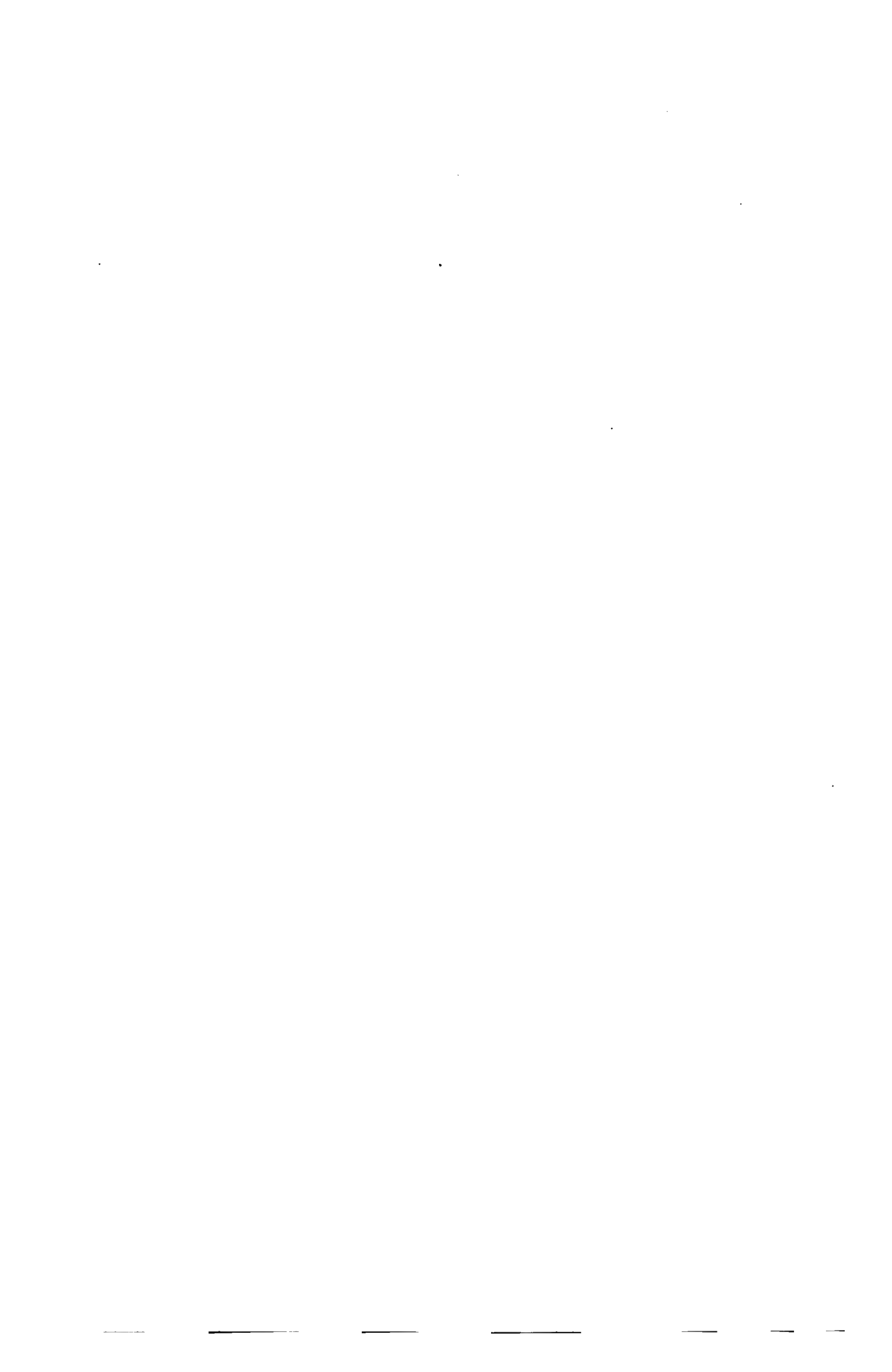
Der slavische Stamm besteht aus neun Einzelvölkern, die man gewöhnlich in die folgenden 3 Gruppen einteilt: 1. die östliche oder russische, die wieder aus 3 einzelnen Zweigen zu



F. G. Waldmüller.
Kirchgang im Frühling.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Koessler.





sammensetzt, den Groß-Russen, den Klein-Russen und den Weiß-Russen; 2. die südliche oder südwestliche, zu der die Bulgaren, die Serben mit den Kroaten (Chorwaten) und die Slovenen gehören; 3. die westliche oder nordwestliche, die von den übrigen Völkern gebildet wird: den Tschechen, Slovaken, Sorben-Wenden, Polen und Kaschuben.

In früherer Zeit (im 9. und 10. Jahrhundert) waren die slavischen Ansiedelungen bedeutend umfangreicher und reichten weit über die jetzigen Grenzen hinaus. An der Elbe und der baltischen Küste saßen die polabischen und die pomorjanischen Slaven, die wieder in mehrere kleinere Stämme zerfielen. Das ganze heutige Pommern bewohnten die Pomeraner, deren heutige Nachkommen die Kaschuben in der Provinz Westpreußen sind. Das ganze Land zwischen Saale, Böhmerwald und der Oder und deren Nebenflüssen war von den Stämmen der Sorben, Wiltzchanen und Luschitschanen besiedelt; ein Überrest davon ist der kleine, am Oberlauf der Spree in der Ober- und Niederlausitz wohnende Stamm der Sorben-Wenden.

Der größte Teil dieser westlichen Stämme ist infolge des Vordringens des Deutschtums zugrunde gegangen.

Westlich der Pomeraner und nördlich der Sorben, sowie westlich der unteren Elbe und auf den Inseln Rügen und Wollin wohnten im Mittelalter zahlreiche slavische Völkerschaften, die zusammen 2 große Stämme, Bodrißen und Lutizen genannt, bildeten. Die ersteren saßen etwa im heutigen Mecklenburg und Holstein, die letzteren östlich und südlich davon. In zahlreiche Geschlechter gespalten, die in ewigem Streit untereinander lebten, vermochten die polabischen Slaven dem Vordringen der romanisch-germanischen Welt nicht zu widerstehen. Nachdem sich ihr Ringen mit den Normannen, Dänen und Deutschen mehrere Jahrhunderte hingezogen hatte, endete es schließlich mit ihrem völligen Untergang. Die Germanisierung der Besiegten vollzog sich so rasch, daß sie bereits im 15. Jahrhundert beendet war. In der Mitte dieses Jahrhunderts war das slavische Element zwischen Elbe und Oder schon fast verschwunden; einige Zeit länger hielt es sich nur noch in dem südwestlichen Teil von Mecklenburg. Westlich der Elbe dagegen, im Lüneburgischen, erhielt sich die polabische Sprache wie durch ein Wunder noch bis in das 18. Jahrhundert hinein. Hier soll es sogar im ersten Viertel des verfloßenen Jahrhunderts noch slavisch sprechende Leute gegeben haben. Später ist die slavische Sprache jedoch auch hier ausgestorben: heute gibt es kein Polabisch bezw. Elbflavisch mehr.

In gleicher Weise erstreckten sich die slavischen Ansiedelungen auf der Balkan-Halbinsel vom 7. bis 9. Jahrhundert und auch später noch wesentlich weiter nach Süden als heute. Jetzt reichen sie südlich nicht über Mazedonien hinaus, während in früherer Zeit sogar die südlichsten Teile der Halbinsel, Epirus, Thessalien, Attika, Böotien und der Peloponnes von den Slaven überschwemmt waren. Ihre Spuren finden sich noch in zahlreichen Ortsbezeichnungen des alten Hellas und in einer großen Zahl slavischer Worte in der griechischen und albanesischen Sprache. Die Geschichte hat uns auch die Namen einiger dieser slavischen Geschlechter, die weiter südlich angefaßen waren, überliefert, so saßen die Welesitschen in Thessalien und die Woinitschen in Epirus. Später mußten alle diese Völkerschaften den Griechen und Albanesen weichen. Auf dem Peloponnes ist bis zum 15. Jahrhundert von ihnen die Rede.

In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts waren auch sämtliche Donauländer von den Ostkarpathen bis an die Grenzen des heutigen Tirol und Salzburg von Slaven besiedelt. Auch bildeten sie im heutigen Rumänien und Siebenbürgen, im südlichen und westlichen Ungarn, in Ober- und Nieder-Osterreich, in Steiermark und im nördlichen Kärnten den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Ihr allmähliches Verschwinden beginnt hier noch im 9. Jahrhundert; ihre Gebiete wurden von den Deutschen, Magyaren und Rumänen in Besitz genommen, die einen Teil der Sitten und Gebräuche sowie der Sprache der früheren Bewohner mit annahmen. Dies zeigt sich besonders deutlich in der magyarischen und in der rumänischen Sprache.

Außerdem bestanden in alter Zeit noch in Kleinasien, Syrien, Nordafrika, Spanien, Sizilien und Arabien slavische Kolonien, von denen allerdings jetzt keinerlei Spuren mehr zu finden sind.

Dafür war das Slaventum früher nach Osten nicht so weit ausgebreitet wie jetzt. Die Ansiedelungen reichten nicht über den Ladogasee und die Quellgebiete der Wolga, der Dka, des Don, und des Donez hinaus. Die Verluste, die das Slaventum im Laufe der Jahrhunderte dadurch erlitt, daß es seine Besitzungen im Westen und z. T. auch im Süden aufgeben mußte, wurden durch die Möglichkeit der Ausbreitung des russischen Volksstammes im Osten wieder wett gemacht. Der hauptsächlichste Gegner des Slaventums ist, wie früher, so auch heute noch das Deutschtum, das mit der größten Energie nach Osten vorzudringen

sucht. Dem Beispiel ihrer deutschen Nachbarn folgen die Magyaren, die ebenfalls auf Kosten der Slaven ihr Volkstum auszubreiten suchen.

Nach den neuesten Feststellungen beträgt die Stärke des slavischen Stammes im ganzen etwa $148\frac{1}{2}$ Millionen. Hiervon entfallen, in runden Zahlen ausgedrückt, auf die Russen 103 Millionen, auf die Bulgaren $5\frac{1}{2}$, die Serben und Kroaten 9, die Slovenen $1\frac{1}{2}$, die Tschechen $7\frac{1}{2}$, die Slovaken $2\frac{1}{2}$ und die Polen 19 Millionen, auf die Sorben-Wenden 160 000 und auf die Kaschuben 370 000. Das jährliche Wachstum des slavischen Stammes kann auf etwa $2\frac{1}{2}$ Millionen angenommen werden.

Stellt man der für den slavischen Stamm angeführten Zahl von $148\frac{1}{2}$ Millionen die Stärkezahlen der Nachbarstämme gegenüber, so erhält man folgendes Bild von den Stärkeverhältnissen (sämtliche Ziffern geben die runde Zahl der Millionen an): Deutsche 90 (hiervon in Europa $77\frac{1}{2}$, im Deutschen Reiche selbst 52), Italiener 30, Rumänen 9, Magyaren 9, Griechen 5, Albanesen $1\frac{3}{4}$ und Türken-Osmanen 12 (davon in Europa 1).

Nicht alle slavischen Stämme waren imstande, selbständige Reiche zu bilden. Nur den Russen und einem Teil der Bulgaren und Serben ist dies gelungen. Die Tschechen, Polen und Kroaten waren einst selbständig, haben ihre Selbständigkeit jedoch schon längst wieder verloren; die kleineren Stämme, wie die Slovaken, Slovenen usw. haben sich niemals der Unabhängigkeit erfreuen können. Nur das russische Volk hat ein großes Reich zu gründen vermocht, in dem die Hauptmasse desselben, etwa 100 Millionen, lebt. Bloß ein kleiner Teil des russischen Stammes ist einer fremden Monarchie, Osterreich-Ungarn, untertan: das sogenannte karpatische Rußland mit $4\frac{1}{2}$ Millionen Seelen. Der größte Teil der Bulgaren hat sich mit Rußlands Hilfe befreit und ein selbständiges Fürstentum gegründet; die übrigen Bulgaren befinden sich unter der Herrschaft der Türkei. Von den Serben sind die Bewohner des Königreichs Serbien und des Fürstentums Montenegro unabhängig, der Rest ist von Osterreich-Ungarn bezw. der Türkei abhängig. Von den anderen slavischen Völkern gehören die Polen zu Deutschland, Osterreich und Rußland, die Tschechen und Slovenen zu Osterreich, die Slovaken zu Ungarn, die Wenden zu Preußen und Sachsen, die Kaschuben zu Westpreußen. Außerdem ist eine ziemlich große Zahl Slaven nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Brasilien ausgewandert.

Auf die einzelnen Staaten verteilen sich die 148 $\frac{1}{2}$ Millionen Slaven in runden Zahlen wie folgt: in Rußland leben 107 $\frac{1}{2}$, in Bulgarien 3, in Serbien 2 $\frac{1}{2}$ Millionen, in Montenegro 235 000, in Österreich 25 Millionen, in der Türkei 2 $\frac{1}{2}$, in Deutschland 4, in Amerika 3 Millionen, in Rumänien 100 000, in Italien 45 000, in den übrigen Staaten Europas und einigen asiatischen Reichen (Sihwa, Buchara, Persien, China, Japan) 300 000. Die Hauptmasse der Slaven wohnt also mit 72 % in Rußland, dann in Österreich-Ungarn ungefähr 17 %, in Deutschland 3 %, in Bulgarien und Amerika je 2 %, in Serbien und der Türkei je 1 $\frac{1}{2}$ %, in Montenegro und den übrigen Staaten zusammen $\frac{3}{4}$ %.

Über die Zugehörigkeit der Slaven zu den verschiedenen Glaubensbekenntnissen sind nur ungefähre Unterlagen vorhanden. Danach gehören der griechisch-orthodoxen Kirche etwa 70 %, dem römisch-katholischen Glauben 23 %, besonderen Sekten 2,3 % an. Zu den Unierten zählen 2,7 %, zu den Protestanten und den Mohammedanern je 1 %.

Trotz der Ähnlichkeit der verschiedenen slavischen Sprachen ist es den Slaven nicht gelungen, sich eine gemeinsame Literatursprache zu schaffen, in der sich, wie in der deutschen, französischen und italienischen, die verwandten Dialekte zusammenfinden könnten. Bei den drei genannten Völkern ist die gemeinsame Literatursprache ein wichtiges Bindeglied der nationalen und kulturellen Einheit. Dabei wird jedoch der heimatliche Dialekt im Verkehr untereinander und in der volkstümlichen Literatur bewahrt. Anders bei den Slaven: Hier hat sich fast jedes von den 9 slavischen Völkern eine besondere Literatursprache geschaffen, während die gemeinschaftliche Sprache, das sogenannte Kirchenlavische, heute nur noch im Gottesdienst der Griechisch-Orthodoxen im Gebrauch ist. Infolge der Armut ihrer eigenen Literatur waren mehrere von den kleineren slavischen Völkern sogar gezwungen, die Literatur größerer und kultivierterer Stämme aufzunehmen. Bei diesen bedienen sich die gebildeten Stände nicht nur in der Literatur, sondern auch im gesellschaftlichen Leben fremder Sprachen, insbesondere der deutschen, magyarischen und italienischen.

Von den verschiedenen slavischen Sprachen hat die russische die größte Bedeutung, weil sie nicht nur für die sämtlichen im russischen Reiche wohnenden Angehörigen des slavischen Stammes, sondern auch für 50 Millionen in Rußland angehörender Nicht-Slaven als Staats-

sprache von der größten Wichtigkeit ist. Außerdem verbreitet sie sich jetzt immer mehr auch unter der Bevölkerung der übrigen slavischen Länder.

Das Bewußtsein der gegenseitigen Verwandtschaft ist schon von alters her den meisten slavischen Völkern in hohem Maße eigen gewesen. Es kommt nicht nur in den Denkmälern der slavischen Literatur zum Ausdruck, sondern auch im Leben der slavischen Völker selbst, insbesondere in dem Interesse an dem Geschick derjenigen Teile des slavischen Stammes, die sich politisch in bedrängter Lage befinden. Am deutlichsten hat sich dieses Gefühl in der neueren Zeit in der tätigen Anteilnahme des russischen Volkes an der Befreiung der Serben und Bulgaren von dem türkischen Joch gezeigt.

Gehen wir nun zum zweiten Teil des Wertes, der Charakteristik der einzelnen Völkerschaften, über.

Der zahlreichste und mächtigste Zweig des slavischen Stammes, die Russen, bewohnen die weiten Gefilde des östlichen Europa und des nördlichen Asien. Die Grenzen des eigentlichen russischen Volksgebietes zu bestimmen, ist ziemlich schwierig, da die russische Bevölkerung innerhalb des russischen Reiches mit mehr als 100 anderen Völkerschaften vermischt ist. Im weitesten Sinne des Wortes muß man als solches das ganze Land von Polen bis Wladiwostok und Samarkand bezeichnen. Versteht man dagegen unter russischem Gebiet nur diejenigen Landstriche, in denen die Russen mehr als 50 % der gesamten Bevölkerung ausmachen, so kann man nur Groß-, Klein- und Weiß-Rußland dazu rechnen; in den unermesslichen Gefilden des russischen Asien lebt nur ein kleiner Teil des russischen Stammes (ungefähr $6\frac{1}{2}$ Millionen). In 52 Gouvernements bezw. Kreisen bildet das russische Element die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung. Im ganzen waren nach den Ergebnissen der Zählung im Jahre 1897 66,79 % der Bevölkerung des Reiches Russen (ohne Finnland, wo das russische Element nur sehr schwach, mit 0,2 % vertreten ist). In Anbetracht des stärkeren Anwachsens der russischen Bevölkerung im Verhältnis zu den fremden Volksstämmen ist anzunehmen, daß die Russen jetzt mindestens 68 % der Gesamtbevölkerung bilden.

Der andere, kleinere Teil des von den Russen bevölkerten Gebietes gehört zu Osterreich-Ungarn. Hier bewohnen dieselben den östlichen Teil Galiziens, den westlichen Teil der Bukowina und die Nordostecke Ungarns. Dies ist das sogenannte galizische, bukowinische und ugorische oder überhaupt das karpathische Rußland. Von diesen Landstrichen bildet das ugorische Rußland schon seit

alter Zeit einen Teil des Königreichs Ungarn. Galizien ist nach der Teilung Polens im Jahre 1772 an Osterreich gefallen, während die Bukowina auf Grund des Vertrags vom Jahre 1776 von der Türkei an Osterreich überging. Außer in Rußland und Osterreich leben zahlreiche Russen noch in vielen Großstädten West-Europas und in verschiedenen asiatischen Reichen, auch finden sich bedeutende Ansiedelungen in Amerika.

Im eigentlichen russischen Reich besteht, wie gesagt, die Bevölkerung zu $\frac{2}{3}$ aus Russen, das andere Drittel gehört den verschiedensten Rassen und Stämmen mit den verschiedensten Sprachen und Dialekten an. Von diesen letzteren Volksstämmen bilden nur die Polen mit 6% und die Juden mit 4% der Zahl nach stärkere Gruppen. Betrachtet man die Verteilung aller dieser fremden Stämme auf einer Völkertarte, so findet man, daß sie in der Hauptsache nur an den Rändern des russischen Gebietes angesessen sind, und daß sie in das Innere desselben nur als ganz kleine Inselchen vorgedrungen sind. Im Westen werden diese in der Überzahl von den Juden, Polen, Finnen, Deutschen, Rumänen und Magyaren gebildet, im Osten von den Völkern des uralaltaischen Zweiges. Im russischen Reiche ordnet sich der größte Teil der Fremdvölker, insbesondere der östlichen, willig der kulturellen Einwirkung des Russentums unter, dafür hat der russische Volksstamm in dem karpathischen Rußland infolge seiner geringen Zahl und seiner untergeordneten Stellung Bedrückungen von seiten der Polen, Juden, Rumänen und Magyaren zu erdulden.

Der russische Volksstamm besteht aus drei Gruppen: den Groß-, Klein- und Weißrussen. Die Entstehungsgeschichte dieser drei verschiedenen Zweige ist wissenschaftlich noch nicht genügend geklärt, doch ist es unzweifelhaft, daß sie sich im 14. und 15. Jahrhundert unter dem Einfluß der durch das Tatarenjoch geschaffenen Verhältnisse gebildet haben. Der großrussische Zweig ist unter dem Einfluß der Herrschaft des Großfürstentums Moskau entstanden, der weißrussische unter der Einwirkung Litauens und der kleinrussische unter derjenigen von Litauen und Polen zusammen.

Heutzutage stehen die Großrussen ihrer Sprache nach den Weißrussen am nächsten, die in der Mitte zwischen den Groß- und Kleinrussen wohnen. Eine genaue Grenze zwischen den Siedelungen der drei Gruppen läßt sich nur schwer ziehen. Die Großrussen überwiegen in 35 zentralen und nördlichen Gouvernements des europäischen Rußland, die Kleinrussen

in acht südlichen und die Weißrussen in den vier nordwestlichen: Mohilew, Minsk, Wilna und Witebsk.

Wie schon erwähnt, dürfte die Zahl des gesamten russischen Volkes Ende 1906 etwa 103 Millionen betragen haben. Diese verteilen sich auf die drei Stammesgruppen wie folgt: Großrussen etwa 65 Millionen, davon $64\frac{3}{4}$ in Rußland selbst; Kleinrussen gegen 31 Millionen, hiervon im russischen Reiche $28\frac{1}{2}$ Millionen; Weißrussen etwa 7 Millionen, diese fast sämtlich in Rußland selbst. Innerhalb Österreich-Ungarns wohnen in Galizien $3\frac{1}{2}$ Millionen, in der Bukowina 350 000 und in Ungarn 650 000 Kleinrussen. In den andern europäischen Staaten zählt man zusammen 65 000, in Amerika 325 000 und in den verschiedenen asiatischen Reichen 95 000 Russen.

In religiöser Beziehung gehört die große Masse der Russen (93 Millionen) zu den Griechisch-Orthodoxen. Die in Galizien und Ungarn wohnenden 4 Millionen Kleinrussen sind Unterte, während die Kleinrussen in der Bukowina wieder zu den Griechisch-Orthodoxen zählen. Etwa $1\frac{1}{2}$ Millionen Russen sind römisch-katholischen Glaubens, 1 Million gehört religiösen Sekten an.

Die in politischer, religiöser und kultureller Hinsicht bestehende Einheit der Hauptmasse des russischen Volkes bietet die Gewähr für sein weiteres nationales Wachstum und die Ausbreitung und Festigung seiner Stellung innerhalb des Slaventums. Als einheitliche Literatursprache wird das großrussische Sprachidiom angewendet; die daneben bestehende Literatur in kleinrussischer Mundart hat lediglich provinziale Bedeutung.

Wesentlich anders als die Lage des unter des Zaren Oberhoheit lebenden Teiles des russischen Stammes ist die der Russen in Österreich-Ungarn. In Galizien sind die Polen in allem das tonangebende Element, wenn sie auch nur in der westlichen Hälfte des Landes angefaßt sind. Bis in die jüngste Zeit hinein nehmen sie die herrschende Stellung in dem galizischen Lande und in seiner Hauptstadt, dem alten, von den Deutschen in Lemberg umgetauften Lwow ein. Sie bildeten die erdrückende Mehrheit im Landtag, in ihrer Hand lag die gesamte Verwaltung, in ihrem Besitz befand sich der Großgrundbesitz. Dagegen nahm das russische Volk überall eine untergeordnete Stellung ein und konnte sich nur mit Mühe seine nationalen und politischen Rechte wahren. Die russische (kleinrussische) Sprache ist nur in der Lokalverwaltung, vor Gericht und in der Volksschule geduldet, dagegen wird sie bei den höheren Regierungsbehörden, an den höheren Schulen

und an der Universität Lemberg unterdrückt. Diese Verhältnisse werden sich indessen nun mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts zum österreichischen Reichsrat ändern müssen.

Auch in der Bukowina befindet sich das russische Element in sehr bedrückter Lage. Hier herrscht die deutsche Sprache in der Verwaltung, an der Universität Czernowitz und an den höheren Schulen. Außerdem suchen die Rumänen, die den größten Teil der Bevölkerung bilden, ihre Sprache und ihr Volkstum auszubreiten, und schließlich verfolgen dasselbe Ziel auch die Polen, trotz ihrer geringen Zahl (nur etwa 7% der Gesamtbevölkerung).

Am allerschlechtesten ist jedoch die Lage der Russen in Ungarn, wo die Magyaren trotz der liberalen Verfassung, durch die die Gleichberechtigung aller Volksstämme bestimmt ist, weder die russische Sprache noch überhaupt das russische Volkstum anerkennen wollen. Zudem gibt es in dem ugorischen Rußland keine gebildete russische Klasse, da sich die Geisteslichkeit und die Lehrerschaft mit wenigen Ausnahmen selbst an den Magyarisierungsbestrebungen beteiligt. Auch die beiden unbedeutenden Zeitungen, die in russischer Sprache erscheinen, dienen nur der Magyarisierung des Volkes. Nicht nur in den Schulen, sondern sogar in der Kirche bekommt das russische Volk nur die ungarische Sprache zu hören. Infolgedessen schreitet die Magyarisierung dieses Gebietes trotz der Schwierigkeiten der Erlernung der ungarischen Sprache rasch vorwärts.

Für die geistige Einigung des österreichischen Teils des russischen Volksstammes mit dem im russischen Reiche wohnenden bildet das in Galizien verbreitete sogenannte Ukrainophilentum ein wichtiges Hindernis. Es ist dies eine separatistische Bewegung, die sich in Lemberg entwickelt hat und zum Ziele hat, die Kleinrussische Literatur von der großrussischen abzusondern und die Kleinrussen überhaupt als ein besonderes slavisches Volk mit dem Rechte auf die Bildung eines besonderen Staates zur Anerkennung zu bringen. Die Anhänger der Bewegung haben für die Kleinrussische Sprache eine besondere Rechtschreibung eingeführt, ferner verfügen sie über eine Anzahl Lehranstalten, mehrere Lehrstühle an der Universität Lemberg und schließlich geben sie mehrere Zeitungen und Zeitschriften heraus. Sie finden sogar in den Wiener Regierungskreisen und bei den polnischen gebildeten Ständen des Landes Unterstützung. Dagegen teilt ein Teil der gebildeten Russen und vor allem die Masse des niederen Volkes die Ansichten dieser Partei keineswegs,

sondern hält treu an der Stammesverwandtschaft mit der Bevölkerung des russischen Reiches fest. Neben der Partei der Ukrainophilen besteht in Galizien und der Bukowina noch eine andere, die sich die *alt-russische* nennt und offen erklärt, daß sie „auf Grund der Wissenschaft, des realen Lebens und innerster Überzeugung die nationale und kulturelle Einheit des ganzen russischen Volkes predigt.“ Sie verfügt ebenfalls über eine Anzahl Unterrichtsanstalten, Zeitungen und Zeitschriften, die in allgemein-russischer Sprache erscheinen. Da ihr jedoch von seiten der Behörde große Schwierigkeiten bereitet werden, so kann sie im karpathischen Rußland nicht recht vorwärts kommen.

Die *Bulgaren* sind hauptsächlich in der östlichen Hälfte der Balkanhalbinsel angefaßt, und zwar im Fürstentum Bulgarien und in den drei türkischen Wilajets Adrianopel, Saloniki und Bitolia. Außerdem befinden sich mehr oder weniger bedeutende bulgarische Ansiedelungen in Rumänien (vor allem in der Dobrudscha), im südlichen Teil des russischen Gouvernements Bessarabien, in den Gouvernements Cherson und Taurien, im Banat und in Siebenbürgen. Die Niederlassungen in Rußland haben sich infolge der bulgarischen Auswanderung aus der Türkei in der zweiten Hälfte des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gebildet. Die bedeutendsten liegen im südlichen Bessarabien.

Innerhalb des heutigen ethnographischen Bulgarien wohnt eine ziemlich große Zahl anderer Volksstämme, besonders Griechen, Türken, Albanesen und Süd-Rumänen (Wlachen), dann aber auch Tataren, Zigeuner, Armenier, Serben, Russen und Deutsche. Die Zahl der Russen beträgt im ganzen etwa 2000, die der Türken gegen 1 Million. Die deutschen Kolonien, etwa 5000 Köpfe stark, sind erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden; sie befinden sich in Sofia, Rustschuk, Burgas, Saloniki sowie in der Dobrudscha.

Eine *Völkerkarte* von Bulgarien zu entwerfen, ist infolge der durch wissenschaftliche Forschungen noch nicht genügend festgestellten Grenzen zwischen dem serbischen und bulgarischen Volksstamm ziemlich schwierig. Im Fürstentum Bulgarien kann man als Grenze mit ziemlicher Sicherheit die politische Grenze zwischen Serbien und Bulgarien annehmen, d. h. entlang dem Timok und etwa dem Oberlauf der Bulgarischen Morawa. Wesentlich größere Schwierigkeiten bereitet aber die Abgrenzung innerhalb Macedoniens. Einmal erheben auf Macedonien die Griechen Anspruch, die behaupten, daß die Bevölkerung dieses Landes aus Landsleuten von ihnen besteht, die nur gewisse Eigen-

tümlichkeiten des slavischen Stammes angenommen haben, andererseits nehmen aber auch die Serben das ganze westliche Macedonien vom Wardar bis an die albanische Grenze für sich und ihren Stamm in Anspruch. Die bulgarischen Ethnographen schließlich erklären Macedonien für ein vorzugsweise bulgarisches Land. Im Lande selbst treten auch politische Führer mit der Behauptung auf, die Macedonier seien ein selbständiger Volksstamm. Professor Florinski schließt sich der Meinung derjenigen Forscher an, die sagen, daß der größte Teil der Bewohner Macedoniens dem bulgarischen Stamm angehört, und daß nur die Bewohner des nördlichen Teiles des Landes ihrem Dialekt und anderen ethnographischen Eigentümlichkeiten nach den Serben näher stehen als den Bulgaren.

Die Stärke des bulgarischen Stammes kann infolge des Mangels an statistischen Unterlagen nur ungefähr bestimmt werden. Nach der Berechnung des Verfassers betrug sie Ende 1906 etwa 5 $\frac{1}{2}$ Millionen. Diese Zahl verteilt sich auf die einzelnen Länder folgendermaßen: Im Fürstentum Bulgarien wohnen reichlich 3 Millionen, in den verschiedenen Teilen der europäischen Türkei nicht ganz 700 000, in Macedonien über 1 Million, in Rumänien 100 000, in Serbien 85 000 und in Rußland 220 000. Der Rest kommt auf Österreich-Ungarn, Kleinasien, Griechenland, Deutschland usw.

Der größte Teil der Bulgaren (gegen 5 Millionen) gehört, wie die Russen, dem griechisch-orthodoxen Glauben an. Im übrigen haben gegenüber einer verschwindend kleinen Zahl römischer Katholiken und Protestanten etwa 400 000 den Islam angenommen.

In politischer Beziehung hat das bulgarische Volk die Einigung noch nicht erzielt, die man ihm durch den Vertrag von San Stephano zu geben beabsichtigte, denn ein großer Teil desselben befindet sich noch unter türkischer Herrschaft, unter der er, politisch rechtlos, dem wirtschaftlichen und kulturellen Stillstand verfallen ist. Den in Macedonien wohnenden Bulgaren droht außerdem noch die Gefahr, die Beute einer der europäischen Großmächte zu werden. Die Hauptkulturzentren sind die Hauptstadt Sofia mit 50 000 Einwohnern, Philippopol, die Hauptstadt des südlichen Bulgariens (Ost-Rumelien), Barna, Kustschuk und Tirnovo.

Im westlichen Teil der Balkanhalbinsel, zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere, wohnen die Serbo Kroaten oder die Serben und die Kroaten. Unter diesen beiden Stämmen versteht man

ein Volk, das dieselbe Sprache spricht, aber verschiedenen Konfessionen angehört (der griechisch-orthodoxen bezw. der römisch-katholischen) und sich in der Literatur einer verschiedenen Schreibweise (des cyrillischen bezw. des lateinischen Alphabets) bedient. Auf zwei Seiten haben die Serben slavische Stämme als Nachbarn, im Osten die Bulgaren und im Westen die Slovenen; in den Grenzstrichen wird ein aus den betreffenden beiden Sprachen gemischter Dialekt gesprochen.

Politisch sind die Serben und Kroaten 4 verschiedenen Staaten untertan: Serbien, Montenegro, Osterreich-Ungarn und der Türkei. Zu letzterer gehören die Wilajets Novibazar, Prišrend, Skutari und Skopja, ferner die früher türkischen Gebietsteile Bosnien und die Herzegowina, deren Besetzung auf Grund der Bestimmungen des Berliner Kongresses Osterreich gestattet worden ist. Zu Osterreich gehören Istrien und Dalmatien mit zahlreichen Inseln im Adriatischen Meere, sowie Kroatien, Slavonien und das Banat. Außerdem wird die serbokroatische Sprache noch an einzelnen Stellen in Ungarn, Nieder-Osterreich (an der Leitha), in Mähren, Italien, Rumänien, West-Mazedonien, Rußland und Amerika gesprochen.

Die Stärke des serbischen und kroatischen Volksstammes schätzt Florinski auf über 9 Millionen, davon im Königreich Serbien $2\frac{1}{2}$ Millionen, in Montenegro 240 000, in Bosnien und der Herzegowina gegen 2 Millionen, in Osterreich-Ungarn über $3\frac{1}{2}$ Millionen usw. Unter türkischer Herrschaft befinden sich demnach im ganzen etwa 5%, unter östereichischer 64% des serbokroatischen Volkes.

In religiöser Beziehung zählen 55% zu den Griechisch-Orthodoxen, 36% zu den Katholiken und 9% zu den Mohammedanern. Die Bewohner des Königreichs Serbien und des Fürstentums Montenegro sind fast ausschließlich Rechtgläubige, in Bosnien und der Herzegowina überwiegen diese mit 43% ebenfalls über die Katholiken (22%) und die Mohammedaner (35%), während in Ungarn, Istrien und Dalmatien die Mehrzahl der Bevölkerung katholisch ist.

Keins von den slavischen Völkern zeigt uns ein Bild derartiger innerer Zerrissenheit wie das der Serben und Kroaten. Die in der Vergangenheit begründete Verschiedenheit der Konfession hindert nicht nur ihre nationale Einigung, sondern begünstigt sogar beständige Feindschaft zwischen ihnen. Außer dem Einfluß der Religion macht sich auch noch die Einwirkung der verschiedenen politischen und Kulturwelten

geltend, einerseits der westlichen, romanisch-germanischen, andererseits der östlichen, der byzantinischen. Die Serben und die Kroaten sind in der Geschichte völlig verschiedene Wege gegangen, die sich erst in der letzten Zeit einander etwas genähert haben. Das einzige feste Band, das die beiden Hälften verbindet, ist ihre gemeinsame Literatursprache, obschon die Schreibweise, wie schon erwähnt, nicht die gleiche ist. In Anbetracht der politischen Zerstückelung ist in der nächsten Zukunft kaum auf einen Zusammenschluß oder auf eine Einigung zwischen Serben und Kroaten zu hoffen.

Nordwestlich der Kroaten wohnt der kleine slavische Stamm der Slovenen in dem gebirgigen Gebiet der steirischen und Krainer Alpen, des Triglav und des Karstplateaus. Die slovenischen Ansiedelungen befinden sich also hauptsächlich in den cisleithanischen Provinzen Oesterreichs und z. T. in Ungarn und in Italien. Außer den Kroaten, mit denen die Slovenen in der Sprache nahe verwandt sind, wohnen in ihrem Gebiet noch Italiener, Deutsche und Magyaren. Die Deutschen, die schon in früherer Zeit weite Strecken, die ursprünglich den Slovenen gehörten, in Besitz genommen haben, entfalten auch heute noch eine lebhafteste Germanisierungstätigkeit. Besonders zahlreich sind ihre Kolonien in Steiermark. Das am meisten von Slovenen besiedelte Land ist Krain (95 %), aber auch hier spielt die deutsche Sprache als Organ der gebildeten Stände und der Verwaltungsbehörden die Hauptrolle. In Laibach, der slovenischen Hauptstadt, kommen auf 83 $\frac{1}{2}$ % Slovenen 15 $\frac{1}{2}$ % Deutsche, im Westen dagegen, in Görz, Triest und an der Meeresküste überwiegt die italienische Sprache.

Die Stärke des slovenischen Stammes kann man auf etwa 1 $\frac{1}{2}$ Millionen annehmen, von denen 1 $\frac{1}{4}$ Million in Oesterreich und 100 000 in Ungarn und Kroatien wohnen. Der Rest verteilt sich in der Hauptsache auf Italien und Amerika. Die Vergangenheit des slovenischen Volkes bietet, ebenso wie seine jetzige Lage, wenig Erfreuliches. Außerstande, einen selbständigen Staat zu bilden, mußte es sich unter zahlreichen Gebietsverlusten anderen Staaten unterordnen. Immerhin ermöglichte es ihm die bergige Natur seines Landes, seine Nationalität gegenüber dem Ansturm der Deutschen und Italiener zu erhalten. Dagegen vermochte das Volk sich keine besonderen Rechte zur Sicherung seiner Nationalität zu erkämpfen. Seine hauptsächlichsten Bildungsanstalten und seine besten Schulen mit Unterricht in der slovenischen Sprache befinden sich in Laibach, wo auch seine wichtigsten politischen

Zeitungen und literarischen Erzeugnisse erscheinen. Die allerdings nicht besonders umfangreiche slovenische Literatur hat mehrere hervorragende Namen zu verzeichnen. Sie ist ein wichtiges Hilfsmittel zur Erhaltung der slovenischen Nationalität.

Das politische Ideal der Slovenen ist die Autonomie sämtlicher slovenischen Gebietsteile in Österreich. Freilich dürfte die Verwirklichung desselben in absehbarer Zeit kaum zu erwarten sein.

Die T s c h e c h e n bewohnen in Österreich Böhmen, Mähren und einen kleinen Teil Schlesiens und Nieder-Österreichs. Der größte Teil dieses Gebietes liegt in einem Viereck, das von dem Böhmerwald, dem Erzgebirge, den Sudeten und den kleinen Karpathen begrenzt und von der Elbe mit der Moldau sowie von der March durchflossen wird. Ein Teil tschechischen Landes liegt noch jenseits der Sudeten, am Oberlauf der Oder.

In den genannten Provinzen Österreichs wohnen die Tschechen gemeinsam mit den Deutschen, deren Niederlassungen nicht nur am Rande des tschechischen Vierecks, sondern auch mitten darin gelegen sind. In Böhmen und Mähren herrscht das tschechische Volkstum in den tiefer gelegenen Landesteilen vor, dagegen sind die Abhänge der Gebirge von den Deutschen bevölkert. Letztere sind jedoch auch in Gestalt teils größerer, teils kleinerer Sprachinseln in das tschechische Gebiet eingedrungen; umgekehrt finden sich aber auch tschechische Kolonien mitten im dichtesten deutschen Besitz. Im Durchschnitt ist das deutsche Element in Böhmen mit 37, in Mähren mit 28 % vertreten. In der tschechischen Hauptstadt Prag beträgt die Zahl der Deutschen nur reichlich 10 %, in Brünn, der Hauptstadt Mährens, dagegen 64 %. Auch in einigen anderen Städten Mährens überwiegt die deutsche Bevölkerung, vor allem in Jglau, Olmütz und Znaim. Außerhalb des früheren Königreichs Böhmen sind die Tschechen in ziemlich großer Zahl noch in sämtlichen anderen Provinzen Österreichs angesessen, außerhalb Österreichs vor allem in Rußland und in Amerika, wo als Hauptpunkte der tschechischen Auswanderer die Städte Chicago, New York, Cleveland und Omaha und der Staat Nebraska zu nennen sind. Ziemlich viel Tschechen wohnen auch in Deutschland, insbesondere im preussischen Teile Schlesiens. Nicht gering ist ferner die Zahl der Tschechen, die sich als Arbeiter auf der Suche nach Verdienst über die ganze Erde verstreuen, ohne dabei jemals ihre Nationalität zu verleugnen. Außer den Deutschen sind in Schlesien die Polen Nachbarn der Tschechen und im Osten die Slovaken,

welch' letztere ihnen unter den slavischen Stämmen am nächsten verwandt sind.

Das tschechische Volk zählt etwa $7\frac{1}{2}$ Millionen Köpfe. Davon wohnen über $6\frac{1}{2}$ Millionen in Cisleithanien, 125 000 in Deutschland.

Die Geschichte des tschechischen Volksstammes ist mit der des deutschen Volkes eng verknüpft. Das Verhalten der Deutschen den Tschechen gegenüber ist stets ein aggressives gewesen; auch heute noch streben sie danach, das tschechische Land in ihren Besitz zu bringen und die daselbst wohnenden Slaven zu zwingen, sich dem Deutschtum unterzuordnen. Diese verteidigen demgegenüber ihr Land und ihr Volkstum aufs hartnäckigste. Hieraus ist das jahrhundertelange Ringen zwischen den Tschechen und Deutschen, das ja auch heute noch andauert, entsprungen. Nachdem nach der Schlacht am weißen Berge im Jahre 1620 die tschechische Nation im 17. und 18. Jahrhundert aufs schwerste bedrückt worden war, begann im 19. Jahrhundert das tschechische Nationalbewußtsein wieder zu erwachen, und ist das tschechische Volk seit dieser Zeit aufs eifrigste bemüht, die von der Bedrückung durch die Deutschen noch übrig gebliebenen Reste seines Volkstums zu erhalten. Am meisten sind diese Bemühungen in Mähren von Erfolg gewesen, während in Böhmen die Masse der Bevölkerung sich nur wenig von dem deutschen Nachbar unterscheidet. Der wichtigste Grundzug ihrer Nationalität indessen, ihre Sprache, erhält sich, besonders dank der Volksschule und der sich ständig vermehrenden Nationalliteratur, in dem ganzen tschechischen Gebiet bestimmt. Die tschechische Sprache dient als Unterrichtssprache in den Volksschulen, höheren Lehranstalten und auf den Hochschulen und genießt die Rechte der Landessprache im Landtag, vor Gericht und in der Landesverwaltung. Die tschechischen Abgeordneten spielen auch im Wiener Parlament eine bedeutende Rolle.

Nichtsdestoweniger sind die Tschechen mit ihrer politischen Lage nicht zufrieden: Die Länder der böhmischen Krone, Böhmen, Mähren und Schlesien, stellen kein politisches Ganze dar, sondern bilden drei Provinzen der österreichischen Monarchie, jede mit einem eigenen Statthalter und einer eigenen Volksvertretung. Außerdem genießen die Deutschen in diesen Provinzen zu sehr die Unterstützung der Reichsregierung, so daß die Tschechen nicht unumschränkte Herren in ihrem angefallenen Lande sein können. Indessen dürfte sich der Traum der

tschechischen Patrioten von einer Wiederherstellung des früheren Königreichs Böhmen kaum in der nächsten Zeit verwirklichen, wenn es ihnen auch im Laufe des vergangenen Jahrhunderts gelungen ist, zahlreiche politische Rechte zu erhalten.

Das tschechische Volk besitzt allerdings sehr viel von den Eigenschaften, die für eine politische und nationale Selbständigkeit erforderlich sind. Der stark ausgeprägte Patriotismus der Volksmassen, der hohe Grad der Volksbildung, die ausgezeichneten Mittel- und Hochschulen, die weitverbreiteten Turnerschaften der Sokoln, die reiche Literatur, der ungewöhnliche Arbeits- und Wissensdrang, besonders auf technischem Gebiet, alles dies räumt den Tschechen einen hervorragenden Platz unter den slavischen Stämmen ein. Der Mittelpunkt des nationalen und geistigen Lebens ist die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, Prag, mit einer tschechischen Akademie, Universität und Polytechnikum, mit einem tschechischen Theater, Museum und zahlreichen tschechischen Klubs. Von den übrigen Städten sind als wichtigere Zentren tschechischer Kultur in Böhmen Pilsen, Tabor, Pisek und Kolin, in Mähren Brünn und Prerau zu nennen.

Östlich der Tschechen wohnen im nördlichen Ungarn und südöstlichen Mähren die *Slovaken*. Ihre Ansiedelungen erstrecken sich auch über einen kleinen Teil der Nordostecke von Niederösterreich. Innerhalb dieses Gebietes sind die Slovaken in mehr oder weniger dichter Masse mit Deutschen, Magyaren, Polen und Kleinrussen angefassen. Einzelne slowakische Siedelungen findet man auch in anderen Teilen des Königreichs Ungarn, ferner in Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien; auch hier wohnt das slowakische Volk vermischt mit anderen Stämmen. Schließlich befinden sich slowakische Kolonien noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Slowakische Straßenhändler trifft man in der ganzen Welt.

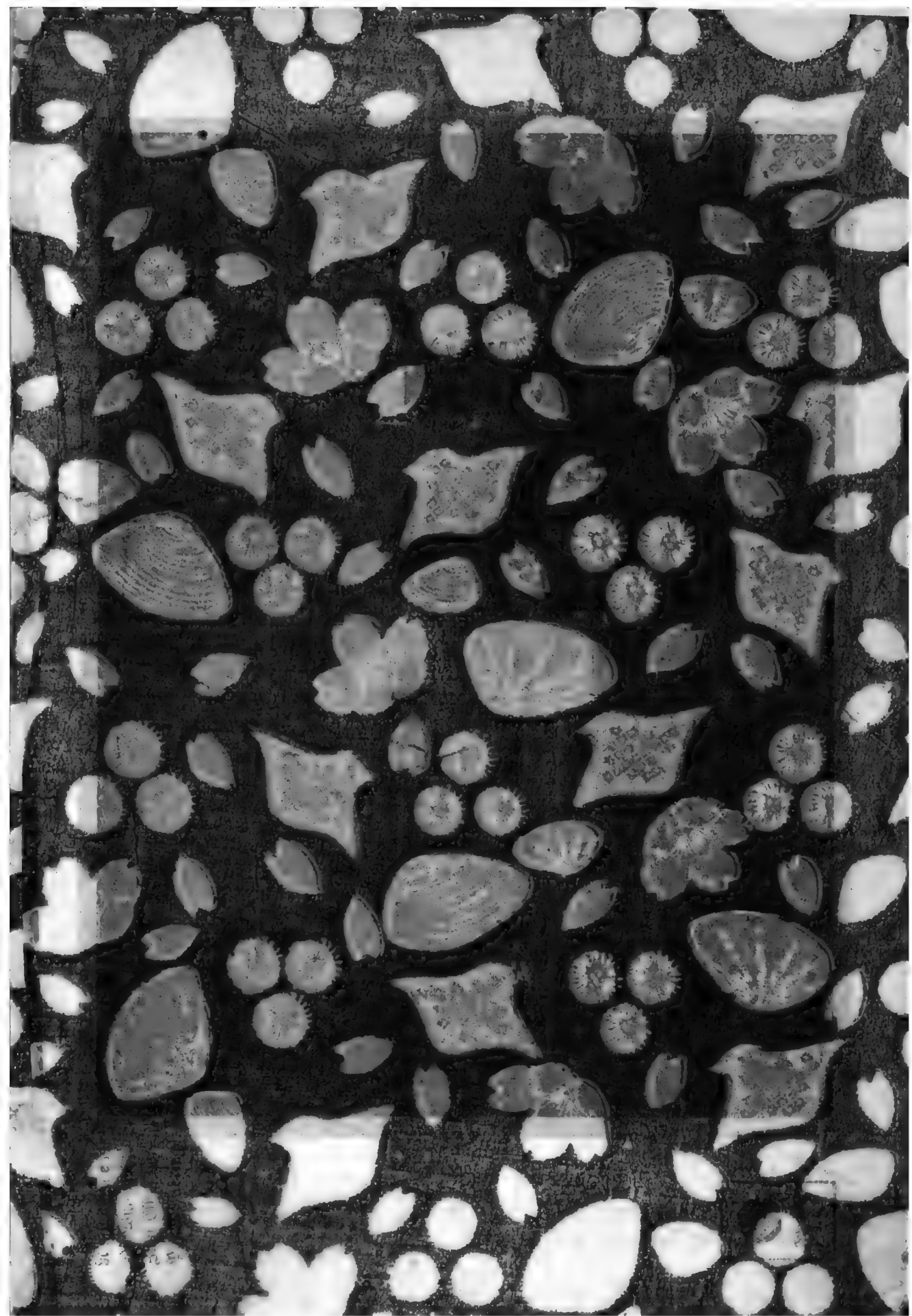
Die *Stärke* des slowakischen Volkes wird auf 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 Millionen angegeben; davon wohnen über 2 Millionen im Königreich Ungarn. In religiöser Beziehung gehören etwa 2 Millionen dem römisch-katholischen, der Rest dem evangelischen Glauben an.

Die Slovaken sind politisch nur sehr kurze Zeit, im 9. Jahrhundert, selbständig gewesen; nach dieser Zeit sind sie in Abhängigkeit von ihren Eroberern, den Magyaren, gekommen. Ungeachtet der überaus drückenden politischen Verhältnisse, unter denen sie leben müssen, haben sie doch bis auf den heutigen Tag ihre Nationalität zu wahren

verstanden. Zwar haben die obersten Volksklassen das Magyarentum angenommen, allein die Masse des Volkes hat ihre nationalen Eigentümlichkeiten bewahrt. So begegnet man in dem slovakischen Gebiet auch heute noch einem auffallenden Reichtum und einer großen Reichhaltigkeit an einheimischen Volksgejängen, ferner einer besonderen Volkstracht, althergebrachten Sitten und Gebräuchen, einer auffallend reinen Sprache und einem stark ausgeprägten slavischen Selbstbewußtsein. Ohne sich mit großen politischen Plänen zu tragen, nimmt der Slovake doch lebhaften Anteil an dem Leben der anderen slavischen Stämme. So sind aus dem slovakischen Volke begeisterte Vorkämpfer der panslavistischen Idee wie Schafarik, Kollar und Schar hervorgegangen.

Die politische Lage der Slovaken ist, wie bereits erwähnt, sehr traurig. Obgleich durch die liberale Verfassung Ungarns sämtlichen Sprachen und Nationalitäten des Königreichs Gleichberechtigung und im weitesten Maße persönliche und Pressefreiheit gewährt wird, so bestehen in Wirklichkeit diese Rechte und Freiheiten doch nur für die Magyaren, während die anderen Stämme allen möglichen Bedrückungen ausgesetzt sind. So ist die slovakische Sprache in den höheren Lehranstalten nicht zugelassen; drei slovakische Gymnasien, die aus Privatmitteln errichtet worden waren, wurden sogar von der Regierung geschlossen. Auch in den von der Regierung gegründeten Volksschulen wird die slovakische Sprache nicht gelehrt, und nur in einigen wenigen kirchlichen Schulen erfolgt der Unterricht in slovakischer Sprache.

Vor Gericht, bei den Behörden, überhaupt im ganzen öffentlichen Leben wird nur die magyarische Sprache gesprochen. Ja sie wird sogar allmählich im Gottesdienst selbst in rein slovakischen Gegenden eingeführt. Alle Regierungsämter befinden sich in der Hand von Magyaren. Bei den öffentlichen Wahlen werden unter dem Druck der Regierung alle möglichen Ungefehllichkeiten vollbracht. Die slovakischen Schriftsteller und politischen Führer werden verfolgt. Mit einem Wort, das herrschende magyarische Volk schreckt vor keinem Mittel zurück, um die Slovaken zu magyarisieren. Unter solchen Verhältnissen muß man nur die Lebensfähigkeit dieses slavischen Stammes und die Widerstandskraft seines Nationalbewußtseins bewundern. Eine Hauptstütze ist ihm hierbei seine Literatur, die trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens schon eine ganze Reihe hervorragender Talente gezeitigt hat. Der Mittelpunkt des politischen und literarischen Lebens ist das kleine Städtchen St. Martin. Hier befindet sich das „Volkshaus“ mit einer Bibliothek, einem



land und

S

H. 2

...sten Volks...
...volkes hat...
...net...
...eute noch...
...einheimijer...
...hergebrachte...
...einem stoc...
...ebba...
...der

...in...
...Frei...
...Staat...
...eheit gewährt...
...für die Mays...
...rückungen aus...

...en, drei...
...Gymnasia...
...von den...
...den Volke...
...in...

...Ros...
...sprochen...
...slovakia...
...sich in...

...den öff...
...Hauptstadt...
...führer...
...Rolle sch...
...at

...kraft...
...bewußtseins...
...die trotz d...
...einander...
...nd

...M...
...er befindet...
...sich...
...Mittelpunkt...
...rothen Ei...
...eluen



Ruydael:
Die Windmühle
Zum Esjay von
Paul Schubring

STADT-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN
Schubring
1906



Museum und einem Theater, sowie verschiedene literarische und wirtschaftliche Unternehmungen.

Die Lausitzer Wenden, das kleinste von den slavischen Völkern, bewohnen einen schmalen Landstrich am oberen Lauf der Spree in der sächsischen und preussischen Lausitz. Sie sind ein Überrest des einst bedeutenden Stammes der polabischen Slaven. Ihr Land ist auf allen Seiten von den Deutschen umschlossen; der größere Teil desselben gehört zu Preußen, der kleinere zu Sachsen. Das Volk der Wenden besteht aus zwei Zweigen: die Oberlausitzer wohnen sowohl in Sachsen wie in Preußen, die Niederlausitzer nur in Preußen. Sie haben auch zweierlei Mundart; die der Oberlausitzer ähnelt mehr dem Tschechischen, die der Niederlausitzer mehr dem Polnischen. Die Zahl der Wenden beträgt etwa 157 000, davon in Sachsen 56 000, in Preußen 90 000 und im übrigen Deutschland, in Amerika und in Australien 11 000. Die Mehrzahl der Lausitzer sind Protestanten, nur 15 000 Oberlausitzer sind Katholiken.

Es verdient besonders erwähnt zu werden, daß die Wenden, auf allen Seiten von den Deutschen umringt, es trotzdem verstanden haben, nicht nur ihr Volkstum zu bewahren, sondern sogar einige Rechte für ihre Sprache in Kirche und Schule zu erlangen und sich eine eigene Literatur zu schaffen. Der Mittelpunkt des politischen und geistigen Lebens der Oberlausitzer ist die Stadt Bautzen, der der Niederlausitzer die preussische Stadt Kottbus.

Das von den Polen bewohnte Land (das Gebiet der Weichsel und ihrer Nebenflüsse, ein Teil des Flußgebiets der Oder und der nördliche Abhang der Karpathen) gehört zu drei verschiedenen Staaten: Rußland, Preußen und Osterreich-Ungarn. In Rußland bewohnen die Polen das Königreich Polen (oder Weichselland) und die daran angrenzenden Kreise des Gouvernements Grodno, in Preußen die Provinz Posen (mit den Städten Posen und Gnesen), einen Teil Westpreußens (mit Graudenz), den südlichen Teil von Ostpreußen und den östlichen Teil von Schlessien bis an die Neiße; in Osterreich sind sie im östlichen Teil von Schlessien und im westlichen Teil von Galizien (mit Krakau) angefaßen. Außerdem finden sie sich in ziemlich großer Zahl im ganzen nord- und südwestlichen Rußland, sowie in der östlichen oder russischen Hälfte Galiziens. Kleinere polnische Niederlassungen trifft man auch in Pommern und im westlichen Teile Schlessiens; es sind dies die armenigen Reste der polnischen Bevölkerung, die einst das ganze Land west-

lich bis zur mittleren Oder und den Sudeten bewohnte. Auch in Nordungarn befinden sich polnische Kolonien mitten unter den Slovaken.

Im Westen und Norden sind die Polen den unausgesetzten und planmäßigen Kolonisierungsbestrebungen der Deutschen ausgesetzt, die ihnen schon viel Land entrisen haben und sogar mitten in ihr Gebiet vorgeedrungen sind. Die bedeutendsten deutschen Inseln im polnischen Land sind: Thorn in Westpreußen, Ortelsburg in Ostpreußen, Oppeln in Schlesien, Lodz und Piotrkow (deutsch: Petrikau) in Russisch-Polen.

Im Königreich Polen besteht die deutsche Bevölkerung an verschiedenen Stellen in 18 bis 24 % der Gesamtbevölkerung. Verhältnismäßig gering ist ihre Zahl jedoch im Süden dieses Gebietes und in Westgalizien.

Bedeutende polnische Ansiedelungen befinden sich in Nordamerika und Brasilien. Außerdem ist eine beträchtliche Anzahl Polen über ganz Rußland, Österreich, Deutschland, Frankreich und England verstreut.

Die ungefähre Stärke des polnischen Volks betrug Ende 1906 in Rußland über 9 Millionen, in Österreich-Ungarn über $4\frac{1}{2}$, in Deutschland reichlich $3\frac{1}{2}$ Millionen usw., im ganzen mehr als 19 Millionen. In religiöser Beziehung gehört fast das ganze polnische Volk der römisch-katholischen Kirche an, nur $\frac{1}{2}$ Million sind Protestanten (vorzugsweise sind dies die preussischen Masuren).

Politisch bilden die Polen schon seit mehr als 100 Jahren keinen selbständigen Staat mehr. Die bedeutendsten politischen Rechte genießen sie in Österreich-Ungarn, wo sie sowohl im Parlament als auch in der Zentralverwaltung eine große Rolle spielen. In Galizien sind sie das herrschende, bevorzugte Volk, das seine Sprache der russischen Bevölkerung der östlichen Hälfte aufzudrängen sucht. Ihre wichtigste Stadt ist hier die alte Stadt Krakau, die mit ihrer Akademie der Wissenschaften und ihrer Universität nicht nur für die österreichischen Polen, sondern überhaupt für den größten Teil des ganzen polnischen Volkes den politischen und kulturellen Mittelpunkt bildet.

In Rußland genossen die Polen früher ebenfalls große Selbständigkeit, sie hatten ihre eigene Regierung und sogar ihr eigenes Heer, mußten jedoch dies alles nach den Aufständen der Jahre 1831 und 1863 hergeben. Seit dieser Zeit sind sie gezwungen, den russischen Regierungsbehörden zu gehorchen und sich der russischen Staatssprache zu bedienen. Übrigens sind ihnen erst in der letzten Zeit wieder einige Erleichterungen

hierin gewährt worden. Auch hat der Mangel an politischer Freiheit die russischen Polen nicht gehindert, große Fortschritte auf den Gebieten der Kultur und des Wirtschaftslebens zu machen. Der Mittelpunkt ihres geistigen und nationalen Lebens ist Warschau.

Am schwierigsten gestaltet sich das Leben für die Polen in Deutschland, wo sie sowohl von der Regierung als auch von weiten Kreisen der Bevölkerung bedrückt und zur Annahme der deutschen Sprache und Bildung gezwungen werden. Die polnische Sprache wird nicht nur bei den Behörden und im öffentlichen Leben nicht geduldet, sondern ist auch aus sämtlichen Schulen und zum Teil sogar aus der Kirche verbannt. Um das polnische Land möglichst rasch zu germanisieren, werden von der Regierung allerhand Maßnahmen für eine systematische Kolonisierung getroffen. Die Germanisierung wird besonders von der sogenannten Ansiedlungskommission betrieben, die zu diesem Zwecke über bedeutende staatliche Mittel verfügt. Und zwar werden die deutschen Kolonien vorzugsweise in der Nähe der russischen Grenze gegründet, um die deutschen Polen von ihren russischen Landsleuten zu trennen. Schließlich hat in der letzten Zeit die Regierung sogar einen Gesetzentwurf eingebracht, durch den ihr das Recht zur zwangsweisen Enteignung des gesamten polnischen Besitzes in Deutschland zuerkannt werden soll. Im ganzen polnischen Volke ist dadurch schwere Beunruhigung hervorgerufen worden.

Der den Polen verwandte kleine slavische Stamm der Kaschuben wohnt an der Südküste der Ostsee, westlich der Weichselniederung, in den Provinzen Westpreußen und Pommern. Die Kaschuben sind ein Überrest des alten slavischen Stammes der Pomorjaner, die, wie im ersten Teile besprochen, früher in ganz Pommern und einem großen Teil Westpreußens angefaßt waren. Sie wurden im Mittelalter von den Deutschen unterworfen, die einen großen Teil des Volkes vernichteten und ihr Land zu ihrem Eigentum machten. Der heutige Rest ist ein armes Fischer- und Bauernvolk mit nur noch schwachem Nationalbewußtsein. Da ihre Sprache der polnischen ähnelt, sind sie von manchen Gelehrten überhaupt zu den Polen gerechnet worden.

Das Volk zählt heute nur noch 365 000 Köpfe, davon 220 000 in Deutschland und 145 000 in Amerika, fast sämtlich katholischen Glaubens.

Die Nationalsprache der Kaschuben verschwindet allmählich immer mehr vor der deutschen, da sie weder in der Schule noch in der Kirche angewendet werden darf. Am besten hat sich das Volkstum der Ka-

schubten noch in den Bauerndörfern erhalten, die zwischen den Mooren und Sümpfen liegen; die Bewohner der Städte dagegen sind schon zur Hälfte germanisiert und bedienen sich ihrer Muttersprache nur noch im häuslichen Kreise.

Dies ist in kurzem die heutige Lage des Slaventums! Während die einen von den slavischen Völkern alle Vorteile der Unabhängigkeit genießen, ringen die anderen verzweifelt, um ihr Volkstum zu erhalten, während wieder andere, von dem eisernen Ring fremden Volkstums umklammert, immer mehr dem völligen Untergang entgegengehen. Dessenungeachtet lebt jedoch in fast allen slavischen Stämmen eine überaus große Liebe zu ihrer Nationalität, ein stark ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den slavischen Stammesgenossen und das lebhafteste Bestreben, einander in der Not beizustehen, alles Eigenschaften, die die Hoffnung des Slaventums auf eine bessere Zukunft berechtigt erscheinen lassen.

Paul Wertheimer: Das Winzerfest.

Die Reben zogen Berg entlang.
Das Feld lag wie ein Fürstensaal,
So teppichbunt. Der Vögengang
Stand breitgewölbt, ein Schlossportal.
Der Saldner hielt gewichtig Wacht.
Die Mädchen wiegten sich im Reihn.
„Stiehl keine Frucht! Nimm dich in acht!
Wen er ertappt, den sperrt er ein —

In dieser Lauben Heimlichkeit.
Stiehl keine Traube, blondes Kind.
Durch Klüße wirst du nur befreit,
Du weißt, wie ernst Gesetze sind . . .“
Ein Lachen. „Hüt' dich selbst, Gesell!“
Die Pöller fielen lachend ein.
Da ward die Seele mir so hell,
Wie dieser heut gezog'ne Wein.

Den Becher schwenkt' ich hoch im Schwung.
Da sah ich jäh, ein Traumgespinnst,
Ein Männlein in der Dämmerung;
Es hat mich spöttisch angegrinst.
„Daß dir vor diesem Spul nicht grant!
Zerbrich das Spiel! Genug! Genug!
Ist alles Leben, froh erschaut,
Doch nichts als deiner Sinne Trug!“

„Und hinter diesem Lustgesang,
Überall, wo Leben rollt,
Hörst du nicht einen Echosang?
Wir wollen nur das Gold, das Gold!
Und Lieb und Treu' und die Worte viel —
Siehst du die Lüge, siehst du den Trug?
Ist alles träumender Sinne Spiel!
Zerbrich den Becher! Tu keinen Zug . . . !“

Und wie er flink in den Nebel lief,
Sank um den Becher grau ein Flor.
Die Sonne verblüht! Aus dem Becher tief
Hob sich ein Weib im Duft empor:
„Und ist dies alles farbiger Tanz,
So freu dich, Glücklicher, am Schein!
Und tauch' hinunter in den Glanz
Und trink die Welt wie diesen Wein!

Und ist die Seele angefüllt
Mit Tanz, Gesang und holden Frauen,
Soll einst Vergessen auf dies Bild
Der Fülle segnend niedertauen . . .“
Den Becher trank ich fröhlich aus,
Darin die Welt gespiegelt lag,
Und warf ihn in des Festes Braus,
Mit roten Fahnen schied der Tag.

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe.

© h l u ß.

„Herr Rittmeister, da draußen ist eine Dame mit einem Kind. Die will unsere Kaserne und die Festungswerke besichtigen,“ meldete ein Wachtmeister, dekoriert und mit drei Chevrons auf dem Armel, dem wachhabenden Offizier du Jour am Tor von Vincennes, der damaligen kleinen Festung im Reichbild von Paris. Es war im Frühjahr 1813.

„Sind Sie toll? Was für ein Unsinn ist das? Damen mit Kindern — ist die Kaserne der Kaiserjäger-zu-Pferd dazu da? Arretieren Sie die Person, wenn sie ihre Frechheit wiederholt!“

„Zu Befehl, mein Kapitän. Aber das scheint eine sehr vornehme Dame. Sie sagt, sie habe Vollmacht und freien Einlaß für alle Festungen, Garnisonen und Staatsgebäude.“

„Das haben höchstens kaiserliche Prinzessinnen von Geblüt. Aber Königin Hortense oder Karolina oder Paulina wird's wohl nicht sein, die kennst du doch. Also ist's Schwindel.“

„Sie sagt aber, sie will den Gouverneur sprechen oder einen General, wenn einer hier sei. Im Vertrauen, mein Kapitän, man brockt sich vielleicht eine zu heiße Suppe ein, wenn man ihr nicht den Willen tut und sie wenigstens anmeldet. Man kann nie wissen . . . vielleicht eine distinguierte Fremde, etwa Cousine der Kaiserin . . .“

„Welcher?“ fragte der Rittmeister trocken. „Der geschiedenen weiland Ihrer Majestät Josephine, oder der aktiven, Ihrer Majestät Marie-Louise? Na, gleichviel! Herr Divisionsgeneral Ornano sind zur Inspektion in der Festung eingetroffen . . . dem melden Sie nur die geheimnisvolle Fremde!“ . . .

„Madame?“ Der schneidige Kavalleriegeneral grüßte militärisch, als eine sehr elegante Dame von zarter Schönheit, nicht mehr ganz jung,

ihm vorgeführt wurde, die ein vornehm herausgeputztes Kind an der Hand hielt. „Ich habe die Ehre mit —? Es muß wohl ein Irrtum obwalten. Rittmeister Parquin meldet mir, Sie wünschten die Kaserne der Kaiserjäger-zu-Pferd zu inspizieren, und gar die Festung Vincennes selber. Das ist unmöglich, geradezu phantastisch.“

„Vielleicht doch nicht so ganz,“ lächelte die Dame. „Stehe ich vor dem Herrn Gouverneur?“

„Nein, Divisionsgeneral Reichsgraf Ornano. Als Kommandeur der II. Division der leichten Garde-Kavallerie untersteht mir das hiesige Garnison-Depot, und da ich zufällig zur Besichtigung hier bin, habe ich als Rangältester momentan hier das Kommando. Aber, mein Gott, Madame, womit kann ich dienen? Ihr Begehren ist so seltsam, daß es, ehrlich gestanden, Verdacht erregt. Was interessiert denn eine Dame die Kaserne der vornehmsten Truppe des Kaiserreichs, der unmittelbaren Leibwache Sr. Majestät des Kaisers und Königs?“

„Eben deshalb wünsche ich, daß mein Sohn frühzeitig ein Bild der Truppe erhalte, in die er später einzutreten bestimmt sein dürfte. Eine Mutter hat schon früh die Laufbahn ihres Kindes im Auge.“

„So, das begreife ich, aber weniger, wie Sie, meine Schöne, den verbotenen Zutritt zu solchen militärischen Plätzen verlangen.“

Ornano nahm schon einen familiären Ton an und drehte seinen Schnurrbart, als witterte er ein angenehmes Abenteuer, une belle fortune, wie die Franzosen es nennen. Wollte dies reizende Mädchen aus der Fremde, das kein Mädchen mehr war, vielleicht auf so originelle Weise mit hochgestellten Militärs anbändeln? „Sie scheinen nicht zu wissen, daß eine solche Bewilligung höchstens kaiserlichen Prinzessinnen eingeräumt werden könnte.“

„Genug, mein Herr!“ Die Dame errötete vor Unwillen und reichte ihm ein Blatt in Form eines Passes. „Hier ist die Erlaubnis. Sie kennen die kaiserliche Unterschrift.“

Ornano las bestürzt: „Wir Napoleon usw. verordnen, daß die Inhaberin dieser Vollmacht ungehindert zugelassen werde, wenn sie, die Gräfin Walewska, wünscht . . . Oh, die Gräfin Walewska!“ Der General verneigte sich fast bis auf den Boden. „Ich bin untröstlich, Madame . . . Mein Dienstleister, die strenge militärische Etikette, mag mich entschuldigen. Selbstverständlich gereicht es mir zur besonderen Ehre, den jungen Herrn Grafen Walewski,“ er verbogte sich tief vor dem Kinde, „persönlich in die Geheimnisse der Kaserne einweihen zu dürfen.“

Unsere alten Grognarde der Kaiserjäger werden sich glücklich schätzen, das erlauchte Abbild Sr. Majestät liebevoll betrachten zu dürfen.“

Die Gräfin errötete wieder, diesmal aus einem Gemisch von Stolz und peinlicher Scham über so deutliche Anspielung. „Komm, Liebling,“ ermunterte sie das Kind, das mit verdühten Augen dabei stand und trotzig maukte. „Der Herr General wird dir die schönen Reiter zeigen und die Pferde und die Schabracken und die vielen Kanonen und die Wälle, wie ein kleiner Soldat sie kennen muß.“ — — —

„Frau Gräfin haben nun alles gesehen, und der junge Herr Graf ist hoffentlich mit uns zufrieden. Hm, die Kaiserjäger werden nun bald wieder ins Feld rücken, der Kaiser begibt sich nach Mainz, zum Beginn der neuen Kampagne. Es gilt, Madame, die Kosaken in ihre Steppen zurückzuschleudern, überhaupt all die nordischen Barbaren, diese Russen und Preußen. Es gilt die Zivillisation, die Freiheit der gestitteten Menschheit,“ deklamierte der Gardegeneral treu gehorsamst die üblichen Phrasen. „Doch . . . natürlich haben wir alle unbedingtes Vertrauen zum Stern und Genie des größten Mannes, aber . . . unsere Angelegenheiten stehen augenblicklich nicht so glänzend wie früher. Sie, Frau Gräfin, sind ja in jener höchsten Sphäre mehr zu Hause als ein schlichter General, wie ich, obchon von der Garde, . . . Sie werden das am besten beurteilen können.“

„Sie täuschen sich, mein General,“ versetzte die Walewska mit leicht gerunzelten Brauen, „und überschätzen mein Eingeweihtsein in so bedeutende Dinge. Seit letzter Zeit, besonders seit . . . seit der zweiten Heirat des Kaisers, bin ich wenig vertraut mit . . . mit . . . wie soll ich sagen? Kurz, ich genieße das Vertrauen der allerhöchsten Person nur in beschränktem Grade . . . jedenfalls in geringerem, als Sie denken.“

„Ah, ist das wirklich so?“ Was war es, was in Ornano aufwallte, was in seinen kühnen Augen aufblitzte, die sich mit verhaltener Glut auf die schöne Frau richteten? „In der Tat, Se. Majestät leben so sehr als glücklicher Hausvater . . . zumal seit der Geburt des Königs von Rom . . . fast möchte man sagen: wie ein behäbiger Bürgermann, mit Respekt zu melden, falls die schuldige Ehrerbietung solches Gleichnis gestatten würde. Dann freilich, wenn so neue Bande ihn fesseln . . . doch pardon, ich werde indiscret.“

„Durchaus nicht, mein Herr,“ die schöne Polin spielte mit ihrem Fächer, ihn auf und zu klappend. „Ich mache kein Geheim daraus, daß ich den Kaiser schon seit lange nicht in der Intimität kenne. Ich

sehe ihn selten.“ Dabei streifte ihn ein rascher Seitenblick. Daß sie wie jede Frau den Eindruck bemerkte, den sie auf das entzündliche Herz des stattlichen Kriegers machte, war nicht verwunderlich. Doch es kam ihm beinahe vor, als lege sie Wert darauf, ihm zu verstehen zu geben, daß sie nicht länger intim mit dem Gebieter verkehre, daß die Zeit der Minne vorüber sei.

„Das beglückt mich zu hören,“ murmelte er vernehmlich und warf ihr einen feurigen Blick zu. Sie erwiderte nichts, neigte den Kopf mit stummem Gruß und wandte sich zum Gehen. „Darf ich hoffen, Gräfin, daß ich nicht zum letzten Mal das unaussprechliche Glück genoss, Ihnen meine persönliche Huldigung zu Füßen zu legen? Darf ich mich der Reihe Ihrer Bewunderer anschließen und die Hoffnung wagen, dereinst zu Ihren Freunden zu zählen? Diese Aspiration ist zwar kühn . . .“

„Den Frauen mißfällt Kühnheit nicht,“ lächelte sie vielsagend. „Ich habe nicht so viele Freunde, daß ich Ihr Anerbieten verschmähen sollte. Ihr Besuch wird mir willkommen sein.“

„Das ist schön, das ist lieb von Ihnen, Marie, daß Sie mich hier in meinem Exil besuchen.“ Napoleon lehnte an einer Balustrade vor seiner Hausterrasse in Porto Ferrajo, vor sich das blaue Mittelmeer, neben sich seine alte polnische Liebe, die einen kleinen, hübschen Jungen an der Hand führte. „Und da bringen Sie mir auch den Sohn. ‚Wie geht es dir, mein kleiner Mann?‘“ Er zupfte ihn nach seiner seltsamen Gewohnheit am Ohrläppchen, wie er so oft der Mutter getan.

„Bemerken Sie, Sire, wie sehr er Ihnen ähnlich sieht, wie aus dem Gesicht geschnitten.“

Der Imperator prüfte die Züge. „Außerlich, ja. Aber die Stirn — und die Augen scheinen auch nicht gerade von Intelligenz zu leuchten,“ murmelte er halbblaut. „Gleichviel, für seine Zukunft ist ja gesorgt.“

„Mit Geld,“ versetzte die Mutter bitter. „Geh spielen, Kind! Sieh', wie die Schiffer dort das Boot ins Meer ziehen!“ Als der Kleine fortsprang, fuhr sie hastig fort: „Doch was wird sonst aus ihm? Man wird ihn Graf Walewski nennen, aber der Makel seiner Geburt —“

„Makel, was?!“ Der Kaiser blickte sie stolz mit zornigen Augen an. „Ein Sohn Napoleons hat immer die höchste Geburt, ein Erbteil sondergleichen, adeliger als tausend Ahnen.“

„So meinte ich's nicht, das weiß ich wohl,“ hauchte die Polka

demütig. „Aber wo soll er Dienste nehmen, was sind seine Chancen, wie soll er Karriere machen? Bei jetzigen Zeitläufen wird seine Abkunft ihm nur schädlich sein.“

„Wohl möglich,“ erwiderte der Imperator gelassen. „Ein Sohn Napoleons soll überhaupt nicht Dienste nehmen bei anderen minderen Souveränen. Ziehe er sich in die Stille des Privatlebens zurück, bis die Stunde ihn ruft!“

„Welche Stunde? Welche Aussicht öffnet sich denn? Das ist doch wohl alles vorüber.“

„Wirklich, Madame?“ Napoleon runzelte die Stirne. „So wenig Hoffnung auf meinen alten Stern, allen Glauben verloren? Schämen Sie sich, meine Liebe! Ihre Landsleute, die braven Polen meiner Garde, sind nicht so kleinmütig. Die hoffen und harren auf bessere Zukunft daheim in Frankreich, wie all' meine Franzosen, und die Treuesten ließen sich's nicht nehmen, mich hier nach Elba zu begleiten.“

„Ehre ihnen! Doch das sagen Sie mir, Sire? Bin ich nicht auch gekommen, Ihre Verbannung zu teilen?“

Er antwortete nicht gleich, auf seinem undurchdringlichen Gesicht war nicht zu lesen, ob ihn dies Zeichen von Hingebung beglückte oder belästigte. Dann lächelte er mit jenem bezaubernden Lächeln seines schönen Mundes, das ihm so viele Herzen gewann. Er streckte die Hand aus: „Dank von Herzen! Es rührt mich. Sie sind eine brave Frau, hatten ja stets ein edles Herz. Man soll guten Erinnerungen treu bleiben, dankbar der Zeiten gedenken, wo man zusammen glücklich war. Indessen . . . man muß vor allem vernünftig sein, nicht zu hartnäckig an Vergangenen kleben. Das Leben schreitet weiter, das Schicksal ändert sich und wir mit ihm.“

„Soll das heißen, daß Sie meiner überdrüssig sind?“ rief sie erregt. „Ich dünkte doch, Sie hätten allen Grund, nicht die Wenigen von sich zu weisen, die noch an Sie gekettet sind.“

„Die Wenigen?!“ Napoleon reckte sich auf mit gebieterischer Gebärde. „Sie werden etwas vorlaut, meine gute Marie, und vergessen, was Sie meiner Würde schulden. Was ewig an mich gekettet ist, das ist nichts Weniges: Ruhm und Größe der großen Nation. Und die ‚Wenigen‘ sind ungezählte Millionen.“

Der alte Ehrgeizige! dachte sie. Noch jetzt in seinem tiefen Fall der alte Größenwahn, die alte Selbstsucht. Laut antwortete sie gelassen: „Nicht an diese Millionen dachte ich, sondern an die Wenigen unter

Ihren Intimen, die Ihnen noch geblieben sind. Und die Frauen — nun, Kaiserin Josephine ist tot, Kaiserin Marie-Louise ist schlimmer als tot, Ihnen abtrünnig . . .“

„Ich verbiete Ihnen, in diesem Ton von meiner erlauchten Gattin, der Tochter Seiner Majestät des Kaisers Franz, zu reden,“ unterbrach er sie scharf und bestimmt. „Worauf Sie hindeuten, das sind Fabeln, Geschwäg des Pöbels, das zu vernehmen unter Unserer Würde ist. Die Mutter des Königs von Rom steht zu hoch für Majestätsbeleidigungen, merken Sie sich das, Madame!“

„Aha! Die Mutter des Grafen Napoleon Walewski muß sich das gefallen lassen, nicht wahr?“ Ihre Stimme bebte vor verhaltenem Schluchzen. „Haben Sie in Ihrer jetzigen Einsamkeit, wo Sie endlich einmal über sich nachdenken können, wohl jemals an Ihren Sohn gedacht?“

„An meinen Erben, den König von Rom?“ Seine Stimme klang kalt, eisig, gemessen. „Jede Stunde des Tages. An Ihren Sohn, meine Liebe? Nein, dazu habe ich keine Zeit.“ Und er schaute aufs Meer hinaus, so fremd und weltentrückt, als sei das Meer das einzige ihm vertraute und verwandte Gesicht.

„Oh, Sie sind herzlos!“ schluchzte sie auf, „nach allen Opfern, die ich Ihnen gebracht —“

„Das alte Lied der Weiber, als ob sie wonders was zu verschenken hätten, und als ob sie das nicht gern genug verschenkten, und als ob sie es überhaupt je verschenkten, sondern es nicht klug an den Weisbietenden loszuschlagen — sei der Weisbietende nun der erotisch Verlockendste oder der materiell Günstigste! Welches Opfer brachten Sie denn? Daß ich Sie von einem verlebten Greis losriß und mit Reichthümern überhäufte, mit den Rechten, wenn nicht mit dem Rang, einer Prinzessin belleidete? Wie viel Prinzessinnen von Geblüt, glauben Sie wohl, hätten mit Ihnen getauscht, wie viel Frauen ihr Leben dafür eingesetzt, von meiner Gunst und Gnade überschüttet zu werden? — — Seien Sie nicht töricht, Maria!“ fuhr er milder fort, als er ihr Erblassen mitleidig bemerkte. „Es ist nicht so böse gemeint. Sie wiegen sich noch in romantischen Träumen, malen sich eine Welt, die nicht ist. Nun ja, wir haben uns geliebt . . . das ist so ein Bedürfnis der Jugend, und wir waren damals, als wir uns trafen, beide jünger als heut. Parbleu! Seither sind schwere Schicksale über mich hinweggegangen. Ich glaubte die Welt aus den Angeln zu heben, und zuletzt hat die Welt, die ich wie

Atlas tragen wollte, mich erdrückt. Glauben Sie, daß ich da noch Gelegenheit hatte, mich unserer Küsse zu erinnern? Was wollen Sie? Habe ich den Kaufpreis nicht bezahlt, nicht für Polen getan, was ich konnte? Fürwahr, meine Verleumder mögen schwätzen . . . in der Politik ist Worthalten meist Dummheit . . . doch privatim brach ich nie ein Versprechen, vergaß nie eine Wohlthat, blieb dankbar den Undankbaren . . . und so auch dir, meine Holde. Übrigens, du bist noch immer schön, und wozu vergeuden wir schöne Stunden mit eiteln Klagen?" Er umarmte sie mit begehrlischen Sinnen.

„Sie waren nicht in Malmaison, Madame, will ich hoffen?" General Ornano, soeben aus seinem Versteck, wo er sich während der Hundert Tage dem Dienst des Vaterlandes entzog, zum Hotel der Gräfin Walewska geeilt, beugte sich hastig und gespannt zu ihr hinüber.

„Nein," erwiderte sie kalt. „Wie sollte ich? Ich habe ihn seit seiner Landung bis heute nicht gesprochen, noch gesehen."

„Oh, mir fällt ein Stein vom Herzen. Er ist schon in Rochefort, wird an Bord einer britischen Fregatte nach den Antipoden verschifft werden. Der Feind des Menschengeschlechtes wird Europa nicht mehr stören. In Malmaison hat er noch eine sentimentale Komödie aufgeführt . . . am Grabmal und im Totengemach der verstorbenen Josephine."

„Wissen Sie, ob es Komödie war?" erwiderte sie ruhig. „Meines Wissens hat er wohl keine Frau je wirklich geliebt, als diese unbedeutende Kolette. Ich finde es ganz natürlich, daß er am Ende seiner Größe noch einmal die Stätte besuchte, wo er die Flitterwochen seiner ersten Nacht mit seiner Frau verlebte. Ich glaube, er muß bitter gelitten haben, wenn er dort durch die alten Laubgänge schritt und an seine Tote dachte, die einst all' den Glanz mit ihm geteilt. Ich erinnere mich, daß der Kaiser öfters von den Glocken Malmaisons schwärmte, die seiner Unrast wohlgetan." Sie sprach würdig und schön in wohlgefesten Worten, doch ihren Verehrer täuschte diese Würdigung nicht über die Kälte der Empfindung. Erfreut rief er:

„Nun ja, es hat sich ausgekaisert. Ich fürchtete nur, Sie würden sich dem tyrannischen Korzen nochmals an den Hals werfen — Pardon! Man hat mir zugerannt, gerüchtweise, damals bei seinem ersten Sturz in Fontainebleau hätten Sie ihm die Einsamkeit versüßen, seine Verlassenheit trösten wollen. Ist das wahr?"

Sie schwieg und sah träumerisch in die Ferne. Dann sagte sie gelassen: „Wozu im Vergangenen wühlen! Damals . . . man schlug sich um Paris, auch Sie . . .“

„Bah, ich tat meine Pflicht als Soldat. Eine Wunde an der Schulter blieb mir als Denkzeichen. Und indes wir bluteten, feierte der große Mann wohl Schäferstunden? Nochmals Verzeihung . . . doch Sie ahnen, was ich dabei fühle.“

„Sie irren,“ versetzte sie ernst. „Das sind Verleumdungen, wie so manches, was man über Gefallene ausheckt. Der Kaiser hatte mit dem Leben abgeschlossen, nahm Gift . . .“

„Oh, das sind Märchen!“

„Durchaus nicht, ich kann es bezeugen. Sein Körper überwand das Gift, das ist die Wahrheit. Sie fragen, ob ich in Fontainebleau war? Allerdings. Versetzen Sie sich in meine Lage! Meines Sohnes willen . . . der keinen Vater hat . . . mußte ich mich nicht an den Vater meines Sohnes klammern in seinem Schiffsbruch? Denn auch ich gehe ja mit unter. Was wird aus mir? Welche Stellung behauptete ich hier in der Fremde, von meiner Heimat für immer getrennt?“

„Also nur des Sohnes willen, nicht seinetwillen?“

„Ja, ich bekenne es. Doch beruhigen Sie sich, er hat mich nicht empfangen. Seine Tür blieb verschlossen, wo er in Krämpfen rang, umsonst flehte ich auf der Schwelle um Einlaß. Oh, ich schmecke noch heut meine bitteren Tränen, meine Demütigung! Was ließ er mir sagen? Oh, es ist zum Weinen oder Totlachen! „„In dieser letzten Stunde gehören meine Gedanken nur noch der Kaiserin.““ Welche er meinte, Josephine oder Marie-Louise, wußte er wohl selber nicht. Aber natürlich, die legitime Gattin, das ist die Hauptsache! Und sein echtgeborener Erbe! Wo mein Sohn bleibt, ist ihm ohne Bedeutung. Wir niederen Sterblichen müssen bescheiden sein wie Semele, die Jupiter beglückt.“

„Bravo, so fassen Sie ihn richtig auf, den großen Ausbeuter! Großer Mann? Bah! Wo blieb seine Größe? — Jetzt aber, wo alles vorüber, blüht meine Hoffnung. Welche, das wissen Sie, angebetete Frau.“

„Ist wirklich alles vorüber? Wohin wird man ihn bringen?“ frug sie hastig.

„Ich höre, nach St. Helena. Von dort kommt keiner lebendig wieder,“ schmunzelte er brutal. „Wenn endgültig über sein Schicksal entschieden, darf ich dann fragen —?“





F. G. Waldmüller:
Frauenbildnis.
Zum Essay v. Erich Felber.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Koessler.

„Das Fragen ist nie verboten,“ lächelte sie kühl, indem sie sich rasch erhob und ihm die Hand zum Abschied reichte. — — —

„Und so, Madame . . . Sie wissen, wie lange mein Herz Ihnen huldigt. Jetzt sind Sie frei . . . machen Sie mich zum Glücklichen der Sterblichen!“ General Ornano rückte den goldgeränderten Empiro-Sessel näher an das kleine Sofa heran, in dem die schöne Polin lehnte. Es war in Paris, und der imperiale Märchentraum für immer zerronnen.

„Bin ich wirklich frei?“ kam es leise von ihren Lippen, ohne daß sie schon zuvor seine stürmische Bewerbung mit einem Worte ablehnte.

„Das versteht sich doch von selber. Sie sind frei, da er . . . nie mehr frei wird. Die Mächte sind fest entschlossen, Bonaparte auf der fernen Insel bis zum Tode festzuhalten . . . und sein Tod wird wohl nicht ferne sein. Leibarzt Corvisart hat mir selbst gesagt, er leidet an Magentrebs. Lange kann's nicht dauern.“

„Oh, wie traurig!“ hauchte die Walewska, und es blieb ungewiß, ob bloß konventionelle Teilnahme oder wirkliches Leid aus ihrer un-düsterten Miene sprach.

„Traurig, gewiß, doch vergessen wir nicht, wie viel Unglück er über die Völker brachte. Bonaparte hat sein Los verdient. Besonders sein letztes hochverräterisches Attentat, wo er das treue französische Volk gegen den besten der Könige aufwiegelte.“ Er hielt inne, erröte und hüpfelte. Beide senkten unwillkürlich den Blick zu Boden, denn wer wußte nicht, daß das treue französische Volk einstimmig mit Jubelgeschrei seinen einzigen legitimen Erwählten, den ‚Kaiser der Franzosen durch den Willen der Nation‘, auf seinen Thron zurückgeleitet hatte, als ob dieser korsische Parvenu niemals Millionen zur Schlachtbank geführt hätte!

„Es ist aber doch ein schreckliches Los,“ hauchte die Polin leise, „und Sie begreifen, daß ich . . . daß es mir nahe geht.“ Eine etwas kühle Phrase für die Mutter eines Napoleonskindes! dachte Ornano halbunbewußt, empfand aber klar bewußt nur die Freude, daß seine Angebetete offenbar recht wenig Anhänglichkeit für das gestürzte Weltidol bewahrte. Eigentümlich, seltsam, wenn man bedenkt, daß Millionen heut noch bereit wären, sich für den kleinen Mann im großen Gut in Stücke hauen zu lassen, Millionen, die ihn nur einmal sahen und keinerlei Wohlthat von ihm erhielten! Ein unerklärlich unheimliches, fast schauriges Gefühl beschlich den einstigen Gardegeneral, wenn er

auf seine Schöne schaute und bedachte, daß diese — es läßt sich nicht deutlich sagen, fühlen, ausdenken — nun, daß diese den Ungeheuren doch wohl intimer gekannt haben mußte, als seine Getreuesten. Intimer? Wirklich? Wer will das ermessen? Stand am Ende nicht ein Duroc dem Kaiser viel näher als dies schöne Weib, das in seinen Armen geruht?

„Sie, Ihrerseits, begreifen, Gräfin,“ hub er wieder an, „daß es mich bitter schmerzt, eine gewisse Vergangenheit wachzurufen, wo Sie .. doch Sie standen dem —“ er wollte stottern „Usurpator“, doch bezwang sich mit einem Rest von Scham und murmelte: „dem Kaiser seit langen Jahren ganz fern. Ich glaube, Sie sahen ihn nur ein paar mal im Jahre, und da begreife ich nicht, wie Sie überhaupt noch sein Bild lebendig erhalten.“

„Sie irren, General.“ Die Polin erhob sich halb mit einem Anflug von vornehmem Stolz. „Ich habe Napoleon auf Elba gesehen, später allerdings nicht mehr.“

„Auf Elba! Mein Gott!“ Drnano sah finster vor sich hin. „Also doch noch?!“

Sie verstand ihn und beeilte sich Argwohn und Vorwürfen ihres Zukünftigen zuvorzukommen. „Das mußte ich . . . meines Sohnes wegen. Er sollte seinen Vater kennen lernen, und dann . . . ich wollte ihn der Gnade des Kaisers empfehlen, Arrangements treffen für sein Loß, man konnte nicht wissen . . .“

„Also nur als Mutter!“ Drnano atmete erleichtert auf. „Aber sonst . . . Eine Dame von uraltem Adel, wie Sie, geborene Legitimistin, gut royallistisch . . . nur jene betrübenden Umstände konnten Sie mit dem Parvenu in Verbindung bringen.“

„Parvenu ist wohl etwas viel gesagt.“ Die Gräfin runzelte die Stirne. „Sie sollten nicht vergessen, General, daß Sie sein Diener und Anhänger waren.“

„Anhänger wohl nicht! Ich bin eben Soldat und gehorche dem Borgefetzten. Natürlich leugne ich nicht, daß ich ihn bewunderte . . . als Soldat, nur als Soldat.“

„Berlieh er Ihnen nicht das Kommandeurekreuz der Ehrenlegion? Das zeugt doch von seinem Wohlwollen.“

„Nun ja, er war gerecht, und ich tat meine Pflicht. Sonst hätte er mich wohl kaum zum Chef seiner Gardereiterdivision erhoben. Doch andere hat er viel mehr ausgezeichnet. Ich habe keinen besonderen

Grund zur Dankbarkeit. Der große Tag meiner Laufbahn, wo ich mir einen Namen erwarb, fiel auch gar nicht unter sein Kommando . . . das war bei Fuentes Onoro in Spanien unterm alten Massena."

"Ach, erzählen Sie mir das!" bat ihn die schöne Polin mit liebevollem Aufblick. Jede Frau liebt ja Ruhmestaten zu hören dessen, den sie liebt. Ornanos Augen bligten bei so untrüglichen Zeichen der Neigung. Als er seine Erzählung beendete, warf die Walewska hin: „Die Spanier haben ja ihre Unabhängigkeit zurückgewonnen . . . mit Hilfe der Engländer . . . wir Polen nicht . . . mit Hilfe der Franzosen. Freilich, Napoleon hatte es gut gemeint, aber die legitimen Monarchen haben alles wieder weggewischt mit einem Federstrich. Armes Polen!"

"Ah, nun denken Sie mit Bitterkeit an unsre angestammten Souveräne, die in ihrer Weisheit schon wissen werden, was nützt. Napoleons Polengründung war auch so eine seiner Chimären. Und wie hat Polen sich dafür opfern müssen! Der tat nichts umsonst."

"Die Polen blieben ihm aber treu." Die Walewska lächelte nachdenklich. „Noch auf Elba hielten seine Polenreiter bei ihm aus . . . und jeder Pole schwärmt immer noch vom großen Kaiser."

"Die Toren! Ich hoffe doch, Gräfin, Sie leben nicht mehr an solchen Phantasmen."

Sie gähnte leicht. „Wie sollte ich! Bin so lange von der Heimat fort und kann nicht zurückkehren. Mir ist Polen ganz fremd geworden. Ich sagte nur so . . . aber glauben Sie nur nicht etwa, daß ich mich länger für solche Dinge interessiere. Das liegt weit hinter mir."

"Bravo! So verknüpft Sie nichts mehr mit jener leidigen Vergangenheit, die wir beide vergessen wollen." In'sgeheim dachte er freilich: Das Interesse der Frauen für unpersönliche Dinge wie Volk und Vaterland hält nicht lange vor, und das persönliche Interesse für große Männer . . . na, Gott sei Dank, daß es so ist, sonst würde sie mich nicht nehmen. „Und, sagen Sie doch, Madame, auf Elba hatte Sie der Tyrann wohl in seine verwegenen Pläne eingeweiht? Sie ahnten das Abenteuer der Hundert Tage?"

Sie errötete vor Zorn bei der Erinnerung. „Nichts hat er mir gesagt, nichts, nichts. Oh, das empörte mich mehr als alles andere. Die abscheuliche Schwester Pauline hat davon gewußt und die alte Bäuerin, die Madame Mutter, sogar die sogenannte Königin Hortense in Paris . . . aber ich war nicht genug dafür. Er hat mich mit ein paar Phrasen abgespeißt."

„Sehen Sie wohl,“ rief er triumphierend, „wie der Usurpator auch Sie gemißbraucht hat wie alle. Ein Skandal! So behandelt er die Mutter seines Kindes, eine Frau, die sich ihm hingab aus so hochherzigen Beweggründen.“

„Ja, das letztere ist wahr,“ betonte sie eifrig. „Ich war geblendet, fasziniert, die Retterin Polens zu werden, durch meinen Einfluß meinem Volke zu nützen. Deshalb . . .“

„Nur deshalb? Und hat nicht er selbst Sie fasziniert?“

Sie zuckte ungeduldig die Schultern. „Wer weiß! Mag sein. Frauen sind schwach.“ Und eitel! ergänzte ihr Bewerber für sich, doch ohne sich klar zu werden, ob ihm dies Geständnis mißbehage. Für den Verliebten kommt nur eins in Betracht: ob sie ihren Ehemaligen liebte. Und das verneinte sie offen genug, denn nach einer Pause beteuerte sie ernsthaft: „Ich weiß, was Sie fragen wollen. Nein, ich glaube, ich habe Napoleon nie geliebt.“

„Der Fluch großer Männer!“ lachte er erfreut. „Das entschädigt uns Durchschnittsleute. Hat unsere Aussprache nicht beiden wohlgetan? Welche Bedenken hätten Sie noch gegen meine Werbung?“

„Ja, aber . . .“ flüsterte sie halblaut, „trotzdem sollt' ich mich doch sozusagen als seine . . . Witwe fühlen. Wird die Welt nicht medifizieren, es unanständig finden, wenn ich schon jetzt . . . es wäre mir leid, wenn der Gefangene in seiner Trübsal . . .“

Ornano lachte. „Was Sie sich einbilden, Feuerste! Der! Ein solcher Egoist hat doch überhaupt kein Recht, auf Treue zu hoffen. Welche Verpflichtung haben Sie? Keine. Und wenn schon! Wenn es ihm das Herz bräche, sollen Sie etwa Ihre schönsten Jahre verträuern, weil er einmal geruhte, Sie zu seiner . . . Zerstreuung zu machen?“

Zu seiner Maitresse wollte er sagen. Sie runzelte die Stirn. In diesem Augenblick haßte sie den Mann, der so fern auf einer Insel im Weltmeer saß. „Sie haben recht, Ornano. Ich bin die Ihre.“

„Hören Sie, meine Damen, den fernen Lärm des Meeres! Das erinnert mich an — es klingt wie ferner Kanonendonner.“ Der Gefangene von St. Helena schritt langsam im Garten seines Longwood-Häuschens auf und nieder, wo die Damen Bertrand und Montholon seinen Spaziergang begleiteten. Deren Gatten folgten von einem Fenster aus diesem Lustwandeln mit neidischen und eifersüchtigen Blicken,

je nachdem der kleine dicke Mann in Bourgeois-Fraco und rundem Hut die eine oder die andere Gesellschafterin durch herablassende Gunst auszuzeichnen schien.

„Seine Majestät sind heute sehr aufgeräumt,“ bemerkte Graf Montholon giftig. „Frau Generalin Bertrand scheint ihn gar nicht mehr mit Kindergeschichten zu langweilen . . . pardon, ich meinte, scheint ihn zu amüsieren. Sie ist so naiv, und der Kaiser liebt das Naive.“

„Finden Sie?“ versetzte Bertrand kühl. „Ist mir nicht aufgefallen. Wenn man bedenkt, mit welcher rührenden Naivität Frau Gräfin Montholon bei jeder Gelegenheit ihre holden Augen schwächen läßt . . . das sollte Sr. Majestät doch gefallen. Der Kaiser liebt, wenn man ihm Avancen macht.“

„Herr General, ich muß sehr bitten —“

„Herr Graf, ich untersage Ihnen verletzende Bemerkungen. Vergessen Sie nicht, daß ich der Palastmarschall des kaiserlichen Hauses bin und über Disziplinarverhältnisse darin zu wachen habe. Sollte mir belieben, vorlauter Aufdringlichkeit eine Rüge zu erteilen —“

„Mein Herr! Doch wozu mich ereifern!“ Montholon lachte unangenehm. „Der Kaiser hat jede Herausforderung und jeden Waffengang verboten, und er würde Ihnen hübsch den Kopf waschen, wenn er Ihre Unartigkeit erführe. Sie sind bloß eifersüchtig, Herr Palastmarschall, auf die Gnade Sr. Majestät, die er meiner Gemahlin zu erweisen geruht.“

„Was! Das bilden Sie sich ein?“ schnob der treue Bertrand wütend. „Der Kaiser-und-König weiß besser, was er der Rangetikette schuldet. Die Frau Generalin, meine Gattin, erfreut sich seiner besonderen Hochachtung.“ . . . Während dieser homerische Zanf eigenartiger ehemännlicher Eifersucht tobte, welcher Amphitryo die Auszeichnung Jupiters bezüglich seiner Ehehälfte genießen sollte, schäkerten die Rivalinnen sich mit gleicher harmloser Bosheit an.

„Ach, schon wieder Kanonendonner?“ seufzte die Bertrand, eine geborene Engländerin. „Majestät sollten in Gegenwart von Damen solche Erinnerungen verbannen. Doch die Gräfin denkt militärischer, glaube ich. Bei Kanonendonner denkt sie . . . nun, z. B. an Kapitulationen. Vor Ihnen, Sire, kapituliert man immer.“

„Wie wißig!“ parierte die graziöse Montholon. „Die Frau Generalin ist mehr fürs Viktoria-Schießen . . . bei Geburt eines neuen Baby. Home, sweet home!“ Dieser Nabelstich saß, denn das Fa-

milienidyll der Vertrands fing an den kaiserlichen Paten zu langweilen. „Doch es gibt ja Damen, die selber den großen Napoleon sogar als Donnerer im Feldlager kannten . . . und von solch einer sprachen wir gerade heut.“

„Was meinen Sie,“ fragte der Kaiser gleichgültig. „Sie meinen wohl die selige Josephine? Was plauderten Sie denn über diese? Ach ja, Italien . . . Feldzug von Mantua . . . Meine Jugend . . . Da war sie ja mit dabei. Man kehrt immer zurück zu seiner ersten Liebe. Meine arme Josephine hat man mir auch sterben lassen . . . Fern von mir . . . seit lange getrennt. Sie hatte Fehler und Schwächen, ohne Zweifel, doch sie war die Liebenswürdige der Frauen.“ Die beiden Hofdamen rümpften die Nase. Der Engländerin Bertrand fiel der lockere Lebenswandel der weiland Kaiserin auf die Nerven, die Französin mokierte sich über Unwissenheit und Beschränktheit der eleganten Kreolin, und beide begriffen natürlich nicht, was der Imperator an dieser verblichnen Kofette gefunden habe. „Und sehen Sie, meine Damen, die Kaiserin Josephine hatte Herz, parbleu, voll Anhänglichkeit an meine Person, voll Treue. Sie wollte mit vier Pferden lang durch Frankreich nach Elba fahren, und ihre letzten Worte sind gewesen . . . Doch, das wissen Sie ja.“ Er versank in düsteres Nachdenken, die weiblichen Höflinge schwiegen. Die letzten Worte der geschiedenen Gattin, Marie-Louise . . . Elba . . . Napoleon' sagten so viel, umfaßten eine so lange Geschichte weiblichen Herzeleids, weiblicher Eifersucht. „Ja ja, Corvisart hat's gesagt,“ hob Napoleon wieder an, „sie starb an Kummer . . . um meinen und Frankreichs Fall.“

Die Montholon verzog den Mund, die Bertrand zuckte die Achsel. Natürlich eine Fable convenue! Der Leibarzt wußte als Höfling, was man gern von ihm hörte. „Ach, wirklich, Sire?“ fragte die Montholon mit harmloser Miene. „Ich dachte, die hohe Frau wäre an Krebs gestorben . . . oder an Rippenfellentzündung, war's nicht so?“

„Wer glaubt denn an die Fabel vom gebrochenen Herzen!“ fiel die nüchterne Britin verächtlich ein. „Das ist wie die Gespenster: jeder hat davon gehört, und niemand hat's gesehen. Es geht alles mit natürlichen Dingen zu. Übrigens . . . Madame Josephine befand sich ja in so angenehmer Gesellschaft, der Zar aller Russen machte ihr den Hof, als wäre sie zwanzig Jahre jünger gewesen.“

„Schweigen Sie!“ unterbrach sie Napoleon mit harter Stimme. „Diese weibliche Medisance ist ein Hauptgebrechen Ihres Geschlechts.“

Rauben Sie mir nicht meine Illusionen. Doch die Weiber möchten uns nur eine Illusion lassen: die über ihre eigene werthe Person!" Er ging mit heftigen Schritten voraus, die Damen als Zeichen seiner Ungnade hinter sich lassend. Dann wandte er sich plötzlich um: „Was wollten Sie vorhin erzählen? Welche Frau, die mir nahe stand, meinten Sie denn, wenn sie's nicht war? Ich hoffe doch, Sie haben keine ungünstigen Nachrichten über Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Marie-Louise? Doch sie war ja nie bei mir im Feldlager. Ach, das war eine Musterfrau . . . zu häuslich dafür, zu gut bürgerlich, eine echte Deutsche. Ach, jede Stunde brennt die Wunde neu. Daß Sie auch wieder daran rühren mußten! Von Weib und Kind getrennt, wie soll ein armer Gefangener sich vor Verzweiflung bewahren!"

Die Damen warfen sich vielsagende Blicke zu. Ist dies Komödie oder kindliche Selbsttäuschung bei einem solchen Manne? Diese elende Tochter der Cäsaren, für die jede anständige Frau tiefe Verachtung empfinden muß, ein albernes, ordinäres, plumptes Geschöpf mit all' ihren hundert Ahnen, eine Person ohne jedes Ehrgefühl, die sich einen einäugigen Kammerherrn als erotischen Nachfolger Napoleons erkieselt! Und da sollte man ruhig mit anhören, wie ihr unglücklicher Gatte immer mit Zärtlichkeit und Achtung von dieser Berräterin, dieser vulgären Dirne schwast, als sei sie ihm unzertrennlich ans Herz gewachsen! Die Männer sind doch alle Stimpel und Narren, selbst die Napoleone und die Kaiser. Die Montholon fühlte etwas wie Haß, die Bertrand etwas wie Verachtung gegen diesen Menschen, der von zwei so edlen Pferden des schönen Geschlechts für solche Unzierden wie Josephine und Marie-Louise womöglich noch Devotion verlangte.

„Sire, wir würden sicher nicht wagen, so hohe Frauen obenhin zu erwähnen," bemerkte die Bertrand trocken. „Es handelt sich nur um eine gewöhnliche Sterbliche, die Ev. Majestät sehr wohl bekannt war."

„Nachricht durch die Post: Sie hat geheiratet," fiel die Montholon ein, „raten Sie: wer und wen!"

„Meine Liebe, ich war nie groß im Raten. Das Heiraten steht jedenfalls Weibern besser an." Napoleon lehnte am Gartenzaun und blickte hinaus, wo ein Anblick ihn zu fesseln schien. Ein Ton von Trommeln und Flöten Klang herüber, in der Nähe exerzierte eine englische Kompagnie.

„Auch wenn frühere nahe . . . Freundinnen eine unwürdige Wahl treffen?"

„Wie das? Unter ihrem Stande? Das kommt auf den Stand an.“ Der Kaiser warf es zerstreut hin, indem er über den Zaun an eine Adresse draußen murmelte: „Welche Dummheit!“

„Nicht so!“ rief die Bertrand eifrig. „Unwürdig nennen wir es, wenn eine Angehörige des kaiserlichen Hauses einen Bourbonisten heiratet . . . einen Abtrünnigen, der in den Hundert Tagen zu den Bourbonen hielt, obschon einst General der Kaisergarde.“

„Also ein Mann von Distinktion,“ brummte Napoleon gleichmütig. „Ja, wenn man alle, die nicht mehr mittun wollten, achten wollte, da käme man weit. Garde — hm, wird wohl Ornano sein.“

„Getroffen, Sire!“ klatschten die Damen in die Hände, doch er hörte nicht hin, sondern betrachtete nach außen und stieß einen Laut des Mißfallens aus. „Und den heiratet keine Eringere als . . . Maria Walewska.“

„Maria? Walewska?“ wiederholte der Kaiser mechanisch. Dann stieß er zwischen den Zähnen hervor, indem er zornig, Hände auf dem Rücken, am Gartenzaun hin- und herschritt: „Diese englische Infanterie ist zum Lachen. So etwas Altmodisches, Veraltetes von Taktik! Evolutionen wie zur Großvaterszeit! und das hat uns bei Waterloo widerstanden! Man sollt' es nicht für möglich halten. Schicksal, nur Schicksal, und dagegen ließ sich nichts machen.“

Die beiden Damen sahen sich unwillkürlich an, mit gemeinsamem, ärgerlichem Erstaunen. „Haben Ew. Majestät verstanden? Die . . . berühmte Gräfin Walewska heißt heute Frau Generalin Ornano.“

„Hm, so so!“ Napoleon nahm eine Prise und ließ nicht den Blick von den Exerzierenden draußen. „Sehr interessant. Freut mich sehr. Warum hat man mir keine Anzeige geschickt? Oder ist mein Palast-Marschall offiziell verständigt worden?“

„Nein.“ Die Bertrand warf unwillig ihr Köpfchen zurück. „Das hielt man wohl nicht für anständig. Ich finde die Unterlassung sehr begreiflich.“

„Nur ich erhielt privatim die Kunde mit der letzten Mail.“ Die Montholon richtete einen forschenden Blick auf die unbewegliche Marsworbüste des feisten Cäsarengesichtes. „Da die edle Polin doch ein Kind in die Ehe bringt, so dachte ich, es interessiere Ew. Majestät . . . des Kindes wegen.“

„Oh ja, ein natürlicher Sohn! Für dessen pekuniäre Zukunft ist entsprechend gesorgt,“ murmelte Napoleon, den Blick stets nach außen

gerichtet. „Sehr vernünftig von der Mutter, sie konnte nichts Besseres tun.“ Den Damen kam es vor, als ob ihnen fröstele. Sie hatten mit solcher Entrüstung die Kunde vernommen und diskutiert. Auch die Marie-Louise in anderer Auflage! Mit den Marien hatte der Imperator offenbar kein Glück, weibliche Marmonts, die ihn im Unglück verrieten. Man sollte doch erwarten, der große Mann würde tief verwundet ausrufen wie einst bei Lannes' Tod: „So endet also alles!“ So endet die romantische Liebe! Und nun diese ungeheure Gleichgültigkeit? —

„Schwachheit, dein Name ist Weib,“ hatte die Bertrand zitteren wollen, aber nun schwieg sie, und ein seltsamer Schauer überlief sie, als Napoleon nachdenklich fortfuhr: „Trotzdem hat diese englische Infanterie unbezahlbare Qualitäten . . . sie liegen wohl im britischen Nationalcharakter. In gewissen Lagen ist sie die beste der Welt, glücklicherweise gibt's ja nur so wenig davon. Nur ihre numerische Schwäche schützt uns vor englischen Eroberungskriegen. Man sagt, die Briten seien ein Krämervolk. Welcher Unsinn! So pflanzen sich Legenden fort. Niemand scheint die englische Geschichte und den Nationalgeist zu kennen, ich weiß es besser, obschon ich nie in England war. Diese Bulldoggenrasse ist kriegerisch, eroberungsfüchtig, nur ihre kalte Vernunft bringt sie zum Handeltreiben, darin suchen sie eine praktischere Art von Eroberung. Welch ein Unterschied von rückständig-romantischen Völkern wie z. B. den Polen! Die Franzosen und Deutschen haben noch viel von diesem Inselvolk zu lernen. Oh, ich höre noch künftigen Kampflärm . . . nicht wahr, meine Damen?“ Napoleon wandte sich um und lauschte wie geistesabwesend, „Klingt diese unruhige Brandung nicht wirklich herüber wie ferne Kanonade? Nun, ich werde das alles nicht mehr erleben, doch Europa wird einst lernen, warum ich im wohlverstandenen Interesse des Kontinents mich bis aufs Messer mit England schlug. Ich habe falliert, die große Handelsfirma des Britenreiches spielt auf Hausse, aber wenn mal ihre Aktien fallen, dann wird man meiner gedenken.“ — —

Ricarda Such: Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.

Federico Confalonieri.

F o r t s e t z u n g.

Federico war damals 30 Jahre alt: das Bedürfnis zu handeln, zu wirken, sein Leben mächtig, weithin sichtbar zu steigern war auf seinem Höhepunkte und fügte einen durch seinen natürlichen Zustand bedingten Grund der Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente zu dem im Bewußtsein liegenden. Den angenehmsten Ersatz der Tätigkeit verschaffte ihm das Reisen, wo es doch Bewegung, Geschehen, Erleben gab, und er zugleich den unwillig ertragenen Verhältnissen der Heimat entrückt war. Ähnlich wie ein unbestimmtes hohes Streben über dem, was er Nahe- liegendes unternahm, hinging, so waren seine Reisen in Italien, nach Frankreich und England für ihn gewissermaßen etwas Vorläufiges; denn er träumte von einer wundervollen Reise nach dem äußersten Indien. Indessen brachte ihm ein Aufenthalt in Neapel, wohin er Teresa mitgenommen hatte, ein Erlebnis, das seine gespannte Seele für eine Weile beschäftigte. Das Ehepaar trat dort in freundschaftlichen Umgang mit dem österreichischen Gesandten Jablonowsky und seiner Frau Carolina Woyna, einer Polin, die sich ihrerseits in ihrer Ehe nicht befriedigt fühlte und die zärtlichen Gefühle, die sie bald in Federico erregte, zu erwidern begann. Der Verkehr zwischen den beiden erinnert an die sentimentalischen deutschen Liebesverhältnisse des 18. Jahrhunderts: sie schrieben einander lange Briefe, in denen sie sich ihrer Zuneigung, er schwärmerischer, sie zurückhaltender, und des edlen Charakters derselben versicherten, sie mahnte ihn an die Vorzüge seiner Frau, er sie an die ihres Mannes. Seine Eigenart zeigte Federico darin, wie er ihr in Gesprächen und

Ricarda Such: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Briefen andeutete, daß er ihr umfassende Erklärungen über sich, seinen Charakter und sein Schicksal machen wolle, dadurch veranlaßte, daß sie ihm Einblick in ihr Inneres gewährte, ihr aber das versprochene Vertrauen schuldig blieb, so daß sie ihm eindringliche Vorstellungen deswegen machte. Gewiß war es nicht seine Absicht, sie, die er liebte, auszuholen; es kam ihm wohl der Antrieb, sich einmal ganz mitzuteilen, und schließlich konnte er den Widerstand, der in seinem Inneren dagegen war, doch nicht überwinden. Freilich muß man zweifeln, ob er die letzten Beweggründe seines Handelns, den tiefsten Grund seines Wesens überhaupt in Worte hätte fassen können. Was er wollte und was ihn quälte, das Ziel, das in der Ferne schwebend ihm keine Ruhe ließ, war nicht mit Namen zu bezeichnen, war das Unerreichbare an sich, wovon ihm vielleicht nur so viel zum Bewußtsein kam, daß er zögerte sich darüber klar zu werden und vollends auszusprechen.

Indessen als Mann, der auch in einem von der Wirklichkeit umgrenzten Kreise lebte, verband Consalonieri einen praktischen Zweck mit seinen Reisen; war er in Italien, so suchte er die Liberalen untereinander in Verbindung zu setzen und die politischen Zustände und Möglichkeiten kennen zu lernen, im Auslande machte er Beobachtungen über den Kulturzustand und das Staatswesen der anderen Nationen, um sie irgendwie auf die heimischen Verhältnisse anzuwenden. Insbesondere erwärmte er sich für England. Wenn er den kriechenden Gang der Tage im restaurierten Italien mit der Regsamkeit verglich, die dort herrschte, so kam ihm sein Vaterland wie ein stehendes Wasser vor, morastig träge, in dem der Geist erstickt und untergeht. Dort hatte er intellektuelle Produktion, Handel und Gewerbe in Blüte gefunden, weltliche Schulen, gute Zeitschriften, philanthropische Einrichtungen und Erfindungen kennen gelernt, die das städtische wie das häusliche Leben bereicherten und verschönerten. Der Gedanke kam ihm, daß man die Errungenschaften einer modernen Kultur, von denen Italien nichts wußte, in Mailand einführen und auf diese Weise neuem Leben überhaupt und universalen Ideen den Boden bereiten könnte. Dabei stand er nicht allein: von den Freunden, die seine Absichten teilten, war der tätigste Graf Luigi Porro Lambertenghi, in dessen Hause sich versammelte, was es an modernem Geist in Mailand gab. Die Einführung eines Dampfbootverkehrs auf dem Po wurde geplant und ins Werk gesetzt, öffentliche Gasbeleuchtung, die Einrichtung von Volksschulen, auf dem System des gegenseitigen Unterrichts beruhend, die Herausgabe einer Zeitschrift, die Gründung einer Sparkasse

Aus dem Zeitalter des Risorgimento Ricarda Huch

und eines Nationaltheaters ins Auge gefaßt und zum Teil verwirklicht, und schließlich träumte Confalonieri von einem großartigen Basar, der einen großen öffentlichen Garten als Spiel- und Erholungsplatz für Mütter und Kinder umfassen und gedeckte Verkaufsläden, Fremdenzimmer, Lesezimmer, Restaurationen, Cafés, Bäder, kurz alle erdenklichen Einrichtungen enthalten sollte, die ihn zu einem Mittelpunkt des Verkehrs machen könnten.

Confalonieris Gebiet waren besonders die Schulen, wofür er die vornehme und gebildete Welt Mailands zu interessieren mußte. In den wichtigsten Städten der Lombardei wurden ebensolche gegründet, die von Mantova stand unter der Leitung des Grafen Arrivabene. Es begann für die an diesen Unternehmungen beteiligten jungen Männer eine froh erregte Zeit; das Bewußtsein, sich im Gegensatz zum herrschenden System zu befinden, etwas zu wagen, während man doch auf dem Boden des Rechtes blieb, ja etwas Gutes, dem Vaterlande und Volke Dienliches anstrebte, war zunächst nur eine Anregung und ein Sporn sich enger aneinanderzuschließen.

Die Schulen von Pestalozzi und Fellenberg in der Schweiz wurden besucht, das englische und französische Schulwesen wurde studiert, man suchte geeignete Lehrer und bekümmerte sich um Papier, Bleistifte und Federn, die verwendet werden sollten. Der rasche Erfolg, die wachsende Zahl und die dankbare Anhänglichkeit der Schüler vermehrte die Lust der Stifter an ihrem menschenfreundlichen Werke. In der Eröffnungsrede hob Confalonieri hervor, daß auch die Mädchen eine bessere Bildung erhalten müßten, da gerade sie, auf die Enge und Eintönigkeit des Hauses angewiesen, in den Stand gesetzt werden sollten, dieselbe durch einen einigermaßen entwickelten Geist heller und schöner zu machen.

Für die Zeitschrift, den berühmten *Conciliatore*, der in der Literatur die romantische Richtung gegen den alten Klassizismus vertrat, stellte er unter anderen die Regel auf, er solle möglichst frische und genaue Nachrichten bringen über alles, was in allen Teilen Italiens vorgehe, damit die, welche dasselbe Land bewohnten und dieselbe Sprache sprächen, bekannter miteinander würden; für den guten Italiener sei von gleicher Wichtigkeit, was in Turin, Mailand, Brescia, Florenz, Bologna, Pesaro, Neapel und Reggio geschehe. Doch sollten die Leser auch von dem Guten und Vorbildlichen anderer Länder unterhalten werden; denn es galt, die Italiener nicht nur italienisch, sondern europäisch zu machen. Beiträge zu dem Blatte lieferte Confalonieri nur wenige und unbedeu-

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

tende; denn er hatte weder Neigung noch Begabung sich schriftlich mitzuteilen.

Der persönliche Verkehr zwischen den hohen österreichischen Beamten und der mailändischen Gesellschaft gestaltete sich leidlich, dank der versöhnenden Kultur, den gewinnenden Umgangsformen der Italiener und der Gutartigkeit und Vernunft der meisten Österreicher. Mit dem Oberbefehlshaber der österreichischen Truppen in der Lombardei, dem Feldmarschall Bubna, einem Manne von vornehmer Gesinnung, war Confalonieri persönlich befreundet. Indessen nach dem österreichischen Systeme konnten die Neuerungen, die ganze freudige Beweglichkeit, auch wenn sie den oppositionellen Charakter nicht gehabt hätte, nicht geduldet werden. Zwar erteilte die Regierung vorderhand die Erlaubnis zur Dampfschiffahrt, zu den Schulen und zur Zeitschrift, sich immerhin die Überwachung vorbehaltend; aber es ist anzunehmen, daß der Kaiser nur eine Gelegenheit abwartete, dem anmaßenden Betriebe ein Ende zu machen, ja vielleicht deswegen ihn eine Weile spielen ließ, damit sich die gefährlichen Geister dabei offenbarten.

Die ersten Schritte tat die Regierung gegen den Conciliatore, der, nachdem die Zensur zunehmend schärfer geworden war, im Oktober des Jahres 1819 ganz unterdrückt wurde. Die Freunde begannen für ihre Schule zu fürchten, und in der Tat wurde eine nach der anderen aufgehoben, einzig die von Mailand fristete ihr Dasein noch. Das Aufhören dieser Zeit, die Arrivabene die glücklichste seines Lebens nannte, ließ in den jungen Leuten eine Leere und ein verhängnisvolles Übermaß angespannter Kräfte zurück. „Da eine wohlthätige Wirksamkeit hatte aufhören müssen,“ schrieb derselbe Arrivabene viele Jahre später, „nahmen die politischen Ideen wieder die Herrschaft über meine Seele ein.“ In Confalonieri vollends empörte sich wieder der Stolz des Aristokraten und des Italieners und regte sich leidenschaftlicher der Drang ins Große.

Den bestimmten Wunsch, Mailand von der österreichischen Herrschaft befreit zu sehen, hatte Confalonieri, einen Plan konnte man es kaum noch nennen. Das Ergebnis seiner italienischen Reise war im ganzen recht niederschlagend gewesen, wie denn wirklich die Grundlage der patriotischen Bestrebungen sehr schmal und schwankend und auf Teilnahme der andern italienischen Staaten nicht zu rechnen war. Auch in Mailand muß man sich die Zahl derer, auf die die Patrioten sich verlassen konnten, recht gering denken: der größere Teil der Aristokratie war Östreich zugetan, viele schimpften und wipelten zwar gern über

die Regierung, betrachteten sie aber doch als das Tatsächliche, das man sich gefallen lassen muß. Das Volk kam nicht in Betracht, es liebte den einheimischen Adel nicht und hatte wohl kaum Ursache dazu. Selbst die Brauchbarkeit derer, die es ernst meinten, war durch die Gewöhnung an ein weichliches, genußreiches Leben erheblich eingeschränkt. Confalonieri, der zu gerecht und vornehm war, um sich wegwerfend über einzelne zu äußern, dachte doch von der Kraft und Seelengröße seiner Landsleute im allgemeinen nicht hoch. „Du weißt,“ schrieb er an Gino Capponi, „daß die Menschen bald beschäftigt, bald träge, bald verliebt sind. Dann ist es leichter im Menschen Begeisterung als eine andauernde und ruhige Willenskraft zu finden, und man kann wenig oder gar nicht auf die Mitwirkung oder Beihilfe unserer viel redenden, wenig leistenden und sich nie anstrengenden Landsleute zählen.“ Die in Italien herrschende Oberflächlichkeit machte, daß er, wie viele bedeutende Männer aus der Zeit des Risorgimento, sich zu England und auch zu Deutschland hingezogen fühlte, Deutschland, „jenem Lande rechtlicher Geister, gütiger Herzen und tiefer Studien.“ Er selbst war nicht so allgemein beliebt, daß er einen entscheidenden Einfluß hätte ausüben können; im Gegenteil, sein Stolz, seine Überlegenheit, der er sich bewußt war, stieß seine Standesgenossen zurück, wenn sie es auch zunächst nicht merken ließen, und die niederen Klassen sahen in ihm hauptsächlich den reichen, übermütigen, vom Glücke getragenen Aristokraten. Er nahm durch seine Eigenart eine Ausnahmestellung ein, die man ihm nur so lange verzieh, bis ein Fehltritt, den er tat, oder ein Unglück, das ihn traf, ihn leicht verwundbar machte.

Bernünftigerweise mußte also Confalonieri die vorhandenen Mittel für viel zu gering halten, als daß man auf sie gestützt etwas Gewalttames gegen Oesterreich hätte wagen können. Das einzig Greifbare, woran man sich etwa halten konnte, war dies: man wußte, daß der junge Erbe des piemontesischen Thrones, Karl Albert von Carignan, sich gern mit liberalen und italienisch gesinnten Männern umgab, und es lag nahe die Hoffnung auf ihn zu richten, wenn es sich darum handelte, dem Vaterlande einen König aus einheimischer Dynastie zu geben. Strebte Karl Albert wirklich nach der italienischen Krone, so bekam, was sonst ein Hirngespinnst gewesen wäre, eine Art von Wirklichkeit und Rechtmäßigkeit, und was den Mailändern, man muß es sagen, das liebste, in ihrer Lage aber auch notwendig war, das eigentliche Handeln und Wagen wurde den Piemontesen überlassen.

Der Ausbruch der Revolution in Neapel, wo es den Liberalen

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

gelaug, dem Könige eine Verfassung aufzuzwingen, machte die Patrioten fühner, den Kaiser von Osterreich doppelt mißtrauisch; er erließ Dekrete gegen die Carbonari, worauf die Einsetzung einer Kommission in Venedig zur Aburteilung der Schuldigen und eine Reihe von Verhaftungen folgte: im Oktober 1820 wurden Piero Maroncelli und bald darauf Silvio Pellico, einer der eifrigsten Mitarbeiter am Conciliatore, gefangen genommen und in Anklage versezt. „Meine beiden Hände habe ich vor Mut gebissen,“ schrieb Confalonieri im Januar 1821 an Gino Capponi, als die von ihm gegründete Schule des gegenseitigen Unterrichts in Mailand geschlossen wurde.

Gerade in dieser Zeit bereitete die liberale Partei in Piemont eine Revolution vor, die auf eine Verfassung und Unabhängigkeit von Osterreich zielte, wodurch den Lombarden sich eine Gelegenheit zu bieten schien, die verhasste Fremdherrschaft loszuwerden. Von den Lombarden, die, meist unter Confalonieris Leitung, sich mit revolutionären Ideen abgegeben hatten, waren viele sehr jung, unerfahren und unbedacht und zogen mehr ihre Hoffnungen als die Tatsachen zu Rate. Confalonieri war vorsichtig; immerhin hatte er von dem unberechenbaren Charakter Karl Alberts und von dem Stande der Parteien in Piemont keine richtige Vorstellung, und bei der polizeilichen Überwachung war es schwer, sich eine zu bilden. Was bisher in undeutlicher Ferne gelegen und Kräfte und Hoffnungen angespornt hatte, rückte plötzlich verhängnisvoll, ebenso drohend wie verheißend nahe. Lud man eine Verantwortung auf sich, wenn man unter so wenig günstigen Umständen eine Revolution guthieß, so konnte es andererseits geboten erscheinen, den guten Willen des Prinzen, den die Geschichte zum Könige von Italien bestimmte, zu benützen. Weder Piemontesen noch Lombarden konnten sich denken, daß ohne den Grafen Confalonieri etwas unternommen werden könne. Die Zeit drängte: Zusammenkünfte fanden statt und allerlei Vereinbarungen wurden getroffen, um den Piemontesen, wenn sie die Grenze überschritten, hilfreiche Hand zu bieten. Confalonieri fürchtete das Ereignis mehr fast, als er es wünschte, und riet einem der piemontesischen Anführer, die Erhebung auf spätere Zeit zu verschieben, jedenfalls aber nur dann die Waffen zu ergreifen, wenn Karl Albert sich selbst an die Spitze des Heeres stelle; allein für den Fall, daß sie dennoch stattfände, glaubte er dafür sorgen zu müssen, daß die Patrioten in der Lombardei zum Handeln gefaßt und geeinigt wären. Es war die Zeit, wo Manzoni das erst viel später veröffentlichte hinreißende Lied dichtete, in dem er für immer un-

Aus dem Zeitalter des Risorgimento Ricarda Huch

glücklich denjenigen nannte, der am Tage der Befreiung dem heiligen Banner nicht gefolgt wäre und einst sagen müsse: ich war nicht dabei!

Die übermäßige Aufregung und Belastung der Seele mag zum Ausbruch der Herzkrankheit beigetragen haben, die Confalonieri um diese Zeit befiel. Der nervöse Charakter, den die Krankheit augenscheinlich hatte, könnte auf die Vermutung bringen, er habe sich selbst unbewußterweise vor der Notwendigkeit, eine Entscheidung zu treffen, schützen wollen. Es fanden noch Besprechungen der Freunde an seinem Krankenbette statt, obwohl er dem Tode nahe war. Die erzwungene Ohnmacht Confalonieris wurde als ein schwerer Schaden für die Sache, die er vertrat, betrachtet; doch hätte er den raschen Abfall Karl Alberts und den kläglichen Zusammenbruch der Revolution in Piemont sicherlich nicht verhindern können. Es zeigte sich, daß die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht reichten, um den Kampf gegen Österreich aufzunehmen: nunmehr waren die patriotischen Hoffnungen auch in der Lombardei und Venetien auf lange Zeit hinaus niedergeschlagen.

Während seiner Krankheit hatte Teresa ihren Mann unermüdet gepflegt und zugleich, wenn es nötig war, den Gefährten gegenüber vertreten. Die freundschaftlich-verliebten Beziehungen zwischen Federico und Carolina Boyna hatten zwar noch eine Weile fortbestanden, aber die Zeit hatte ihren leidenschaftlichen Charakter vermindert und den Grafen seine mannigfache Tätigkeit abgelenkt. Es war Teresa bekannt geworden, wie wenig das Herz ihres Mannes ihr gehörte; sie litt darunter, ließ es aber ihn nicht entgelten. Einen ganz klaren Einblick in das Verhältnis der beiden Gatten gewähren die wenigen Briefe, die vorliegen, nicht; fast hat es den Anschein, als hätten sie freundschaftliche an Stelle der ehelichen Beziehungen gesetzt, sei es infolge der Gleichgültigkeit Federicos oder aus anderen Gründen. Aus ihren Briefen an ihn spricht tiefes, ergebungsvolles Leiden und unerschütterliche Liebe, die sie mit der Zurückhaltung einer nichtgeliebten Frau äußert, andererseits so ernstlich betont, daß man schließen muß, er habe nicht daran glauben wollen. Vielleicht redete er sich ein, Grund zu Vorwürfen und Zweifeln zu haben, um vor sich selbst entschuldigen zu können, daß er sie vernachlässigte.

Schwere, sorgenvolle Zeiten machen oft die Menschen wieder teuer, deren man in der Alltäglichkeit nicht mehr achtete; so mag die Gefahr der bevorstehenden Revolution, dann die schwere Krankheit Federicos, während der Teresa ihn mit Hingebung pflegte, sie einander näher gebracht haben. Ahnten sie auch nicht, daß die Sommermonate, die sie




Sabrang

Aus dem Leben des Risorgimento XIII

glücklich zu sein nannte, die Tage der Befreiung dem heiligen Namen geweiht, und einst sagen müsse: ich war nicht glücklich. Die unermessliche Anstrengung und Belastung der Seele mag im Ausbruch der Herrlichkeit getragen haben, die Zeit besiel. Der nervöse Charakter, den die Augen scheinbar hatte, könnte auf die Vermutung bringen, daß sie selbst unbewußter Weise vor der Notwendigkeit, eine Entscheidung zu treffen, schüchtern wollten. Es fanden noch Besprechungen des Kranken an seinem Krankenbette statt, obwohl er dem Tode nahe war. Die erzwungene Ohnmacht Consalonicis wurde als ein schweres Hindernis für die Sache, die er vertrat, betrachtet, doch löste er den raschen Entschluß von Karl Alberts und den kläglichen Zusammenbruch der Truppen in Wien sicherlich nicht verhindern konnten. Es geht nicht an, daß die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht reichten, um den Kampf gegen Oesterreich aufzunehmen. Immer waren die politischen Spannungen auch in der Schweiz um Turin auf lange Zeit hinaus niedergedrückt.

Während dieser Zeit wurde ihre Gesundheit ungenügend gepflegt, und sie wurde von den Geschäften zurückgezogen. Die persönlichen Beziehungen zwischen Victor Emmanuel und Carolina Boyer waren nur noch eine Weile fortbestanden. Die Beziehung zwischen ihnen hatte ihren charakteristischen Charakter vermindert:

Das Leben wurde durch die Tätigkeit abelenkt. Es war Victor bekannt geworden, daß er ein junges Mädchen, welches ihr gehörte, geheiratet, ließ es aber von sich gehen. Die wenigen Briefe, die verbleiben, zeigen nicht; fast hat es den Anschein, als hätten sie keine Beziehung zu den ehelichen Beziehungen gehabt, sei es in Folge der Gleichgültigkeit Federicos oder aus anderen Gründen. Aus einem Briefen an ihn spricht eines, ergebungsvolles Leid und unerschütterliche Liebe, die sie mit der Zurückhaltung einer nicht verliebten Frau äußert; andererseits so ernst betont, daß man schließen darf, daß sie nicht daran dachte, zu scheitern. Vielleicht redete er sich ein, Grund zu Wortwürfen und Anwürfen zu machen um vor sich selbst entschuldigen zu können, daß er sie vernachlässigte.

Immerhin war es oft die Menschen wieder tent, deren man sich nicht mehr achtete; so mag die Gefahr der bevorstehenden Revolution, die die schwere Krankheit Federicos, die sie mit Hingebung pflegte, sie einander näher brachte, haben sie nicht daran denken lassen, daß die Sommermonate, die



F. G. Waldmüller:
Das verkaufte Kalb.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Koessler.



Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

zu seiner völligen Genesung am Lago Maggiore verbrachten, auf immer die letzten ihres Zusammenlebens sein sollten, so stellt man sich doch gern vor, daß eine neu belebte Herzlichkeit diese Frist verschönt habe.

Nachdem in kürzester Zeit mit österreichischer Hilfe der piemontesische Aufstand gänzlich niedergeworfen war, wurde in Turin eine Kommission eingesetzt, um die Schuldigen zu bestrafen, und bald wurden Todesurteile gefällt, von denen die meisten nicht ausgeführt werden konnten, weil die Betroffenen sich ins Ausland geflüchtet hatten. Auch Kaiser Franz schuf in Mailand ein Gericht mit besonderen Befugnissen, um zu untersuchen, inwieweit seine Untertanen bei der Revolution beteiligt gewesen waren. Schon in den ersten Tagen des April 1821 entflohen Graf Porro Lambertenghi, bald darauf Guido Pecchio, die stark kompromittiert waren. Dem jungen Marchese Pallavicino, der Briefe und Bottschaften von ihm nach Turin gebracht hatte, riet Confalonieri die Lombardei zu verlassen; daß er selbst nicht daran dachte, die Flucht zu ergreifen, war schon seinen Zeitgenossen ein Rätsel, das sie bald durch seinen Stolz und Übermut, bald durch seine Hochherzigkeit erklärten, schließlich sogar durch seine Besorgnis, man könne ihn für eine Kreatur Österreichs ansehen.

Zunächst gab ihm das Bewußtsein Sicherheit, daß Dokumente gegen ihn nicht vorlagen. Die Hausdurchsuchungen, die die Polizei im Mai und Juli, während er auf dem Lande war, bei ihm vornahm, lieferten kein Ergebnis und beruhigten ihn mehr, als sie ihn warnten. „Es wird Dir nicht unbekannt sein,“ schrieb er am 20. Juni an Gino Capponi, „wie die heißhungrige Polizei mich umlauert; aber ich verachte dies elende Tribunal; solange man nicht Ausichten und abstrakte Theorien unter die Verbrechen zählt, vermögen seine Bemühungen nichts gegen mich!“ Confalonieris Briefe waren alle zugleich mit für die Polizei berechnet, von der anzunehmen war, daß sie sie erbrach; doch deutet alles darauf, daß er sich wirklich für rechtlich unantastbar hielt. Am 4. August gaben die Ärzte, die ihn behandelten, ein Gutachten ab, daß er seiner immer noch angegriffenen Gesundheit wegen die Bäder in Baden bei Zürich benutzen müsse, womit ein einleuchtender Vorwand die Heimat zu verlassen gegeben war; jedoch er bediente sich desselben nicht. Im Herbst kehrte das Ehepaar in die Stadt zurück, wo die Stimmung immer beklemmender wurde. Teresa, die ihn von Anfang an zur Flucht zu bewegen gesucht hatte, drängte angstvoller; über die Absicht der Regierung ihn zu stürzen konnte er sich nicht täuschen. Doch widerstand er noch: er konnte sich

nicht denken, daß man ihn anzutasten wagen würde ohne einen Beweis seiner Schuld; darauf, daß Freunde ihn verraten könnten, kam er nicht, auch hier seine Macht im Gemüt anderer überschätzend. Es wird erzählt, der Feldmarschall Bubna habe dem Grafen, als er ihm in Mailand begegnet sei, in nachdrücklich bedeutendem Tone gesagt: „Graf Confalonieri, mir hat geträumt, Ihr wäret in der Schweiz.“ Andere wollen wissen, er habe Teresa empfohlen, ihren Gemahl zu bewegen, daß er Mailand verlasse, wo die Luft ihm nicht zuträglich sei.

Am 4. Dezember wurde Giorgio Pallavicino und einer seiner Freunde, der mit ihm in Turin gewesen war, verhaftet. Obwohl Federico nicht ahnte, daß die unbedachten Aussagen seines jungen Freundes der Kommission den erwünschten Grund lieferten, zu seiner Verhaftung zu schreiten, machte ihn doch das Ereignis bedenklich und den Bitten seiner Frau geneigter. „Wenn ich meine Heimat verlasse,“ schrieb er am 8. an Gino Capponi, „tue ich es nicht freiwillig; ich werde es nur im letzten Augenblicke tun, wo mir zweifellos die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis bleibt.“ Er gab dem Gedanken Raum, konnte aber den Entschluß nicht fassen; indem er floh, bekannte er sich schuldig, und das widerstrebte ihm; überhaupt stand ihm die Gebärde der Flucht nicht an, und schließlich mochte er es für seine Pflicht halten, auf dem Posten zu bleiben, wie der Kapitän das untergehende Schiff nicht verläßt, bevor die Mitfahrenden sich alle gerettet haben.

Am Abend des 12. fuhr die Frau des Feldmarschalls Bubna beim Hause Confalonieri vor und bat den Grafen — ob sie knieend ihn anflehte, mag dahingestellt bleiben — in ihren Wagen zu steigen und sich über die Grenze bringen zu lassen. Man ist versucht, an jenes Wort zu denken, daß die Götter den zuvor blind machen, den sie verderben wollen. Er ließ sich nicht überreden und wurde am folgenden Tage verhaftet, um erst nach 14 Jahren dem Leben wiedergegeben zu werden.

Als die Polizisten kamen, glaubte Confalonieri, es handle sich um eine neue Haussuchung, dann, als es klar wurde, daß es seiner Person galt, warf ihm Teresa einen schnellen Blick zu, der Flucht bedeutete. Der Augenblick, wo ihm zweifellos nur die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis blieb, war gekommen. Unter dem Vorwande, sich umkleiden zu wollen, begab er sich in sein Schlafzimmer und eilte von dort durch verschiedene Gänge und Treppen zu einer Hintertür, die auf das Dach des Palastes führte, und die er früher etwa zu diesem Zweck ins Auge gefaßt hatte. Einen Polizisten, der ihm folgte, stieß er so heftig von sich,

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

daß er zurücktaumelte und das Bewußtsein verlor, und er hätte vielleicht das Freie gewinnen können, wenn der Ausgang nicht kurz vorher ohne sein Wissen verschlossen worden wäre. Die so spät versuchte Flucht wäre doch wohl kaum gelungen.

Die Behörden, die die Schritte des Grafen seit lange verfolgten, waren hocherfreut durch die Geständnisse des jungen Pallavicino endlich eine Handhabe gegen ihn bekommen zu haben. Metternich stimmte in das Frohlocken des befriedigten Amtseifers nicht ein: er fürchtete, schrieb er dem Gouverneur Strassoldo, daß das Ergebnis des Prozesses nicht so vollständig werde, wie jener sich einbilde. Er tadelte das übereilte Verhaften bekannter Persönlichkeiten, die man hernach wegen Mangels an eigentlichen Schuldbeweisen wieder entlassen müsse, was schon mehrmals vorgekommen war, da das allemal einen Triumph für die revolutionäre Partei bedeute. „Derselbe würde noch auffallender sein, wenn die Indizien, die, wie Sie mich wissen ließen, gegen Mr. de Confalonieri vorliegen, nicht zu so überzeugenden juristischen Beweisen führten, daß man seine Verurteilung damit begründen könnte; denn es genügt nicht, daß seine Schuld nur moralisch augenscheinlich vorliegt — darüber konnten wir ja seit lange keine Zweifel hegen —, sondern es ist für die öffentliche Meinung von höchster Wichtigkeit, sowohl in Italien wie in ganz Europa, daß diese Koryphäe der liberalen Partei nicht eines Tages als Opfer der Willkürherrschaft wieder auf dem Schauplatz erscheinen kann.“ Damit wurde der Kommission, an deren Spitze im Juni 1822 jener Salvotti trat, den die zeitgenössischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geist der Hölle gegenüberstellten, der nachdrückliche Auftrag erteilt, Confalonieri, nun er einmal verhaftet war, auch als Hochverräter zu verurteilen, und der berühmte Inquirent, der den verstocktesten Angeklagten die Geständnisse wie durch Zauber aus der Brust zu ziehen wußte, wendete seinen ganzen Scharfsinn auf, entweder den Grafen bekennen zu machen, oder ihn durch überwältigende Schuldbeweise zu überführen.

Die Festigkeit, mit der Confalonieri anfangs sich jedes Zugeständnisses enthielt, machte die Richter besorgt; sie suchten sich zunächst mit dem Anlagematerial zu trösten, das verschiedene andere Gefangene lieferten, die teils um sich selbst zu entlasten, teils aus Unbedacht oder Mißverständnis gegen den Grafen aus sagten. Später trat er aus seiner Zurückhaltung heraus und erklärte, zwar keine Namen nennen zu wollen, soweit die Betroffenen nicht schon gefangen wären oder sich durch Flucht in Sicherheit gebracht hätten, aber die Revolution und seinen Anteil an

Aus dem Zeitalter des Risorgimento Ricarda Huch

ihr getreu darstellen zu wollen. Die größere Geschicklichkeit Salvottis, der im Laufe der Verhandlungen zum Inquirenten ernannt wurde und ihn mit Zeugenaussagen so in die Enge trieb, daß längeres Schweigen nur Gestehen bedeuten konnte, mag zu diesem Entschlusse beigetragen haben.

Es ist Confalonieri ein Vorwurf daraus gemacht worden, daß er nicht beim starren Leugnen oder ruhigen Berweigern jedes Zugeständnisses blieb; denn die Menschen sind töricht und anmaßend genug, um von andern eine schematische Erhabenheit zu verlangen, an der sie sich, vom sicheren Zuschauerplatze aus, weiden können. Confalonieri wollte sein Leben retten und sich vor dem Tode am Galgen bewahren, nicht nur um seiner selbst, sondern auch um seiner Frau willen, deren verzweifelte Bitten ihm das Herz um so mehr zerrissen haben müssen, weil er sich reuig bewußt war, sie nicht genug und nicht so, wie sie es verdiente, geliebt zu haben. In diesem Kampfe waren ihm alle Umstände ungünstig. Zwar konnten sich die Gefangenen während der Untersuchungshaft bis zu einem gewissen Grade die Bequemlichkeiten, an die sie gewöhnt waren, verschaffen: sie konnten essen, was ihre Gesundheit erforderte und ihre Mittel erlaubten, lesen und in erträglichen Betten schlafen; aber sie waren von jedem Verkehr mit Menschen abgeschnitten, allein mit düsteren Gedanken, in ihrer Gesundheit durch den Mangel an Bewegung in frischer Luft angegriffen, durch die Verhöre, die oft acht bis zehn Stunden hintereinander dauerten, in beständiger Aufregung erhalten. Die Krankheit, die Confalonieri eben überwunden hatte, trat von neuem und heftiger als vorher auf. Ein großer Nachteil für die Angeklagten war es, daß sie die österreichischen Gesetze nicht kannten und ihnen auch nicht gestattet wurde, sich die Kenntnis derselben zu erwerben. Da nach österreichischem Gesetze das Todesurteil nicht gefällt werden konnte, wenn der Angeklagte nicht geständig war, so wäre die einfachste Art der Verteidigung Berweigern der Antwort oder beharrliches Leugnen gewesen, welche einzig der Hauptmann Silvio Moretti von Brescia wählte, ein unbeugsamer Mann, dessen würdevolle Greisenschönheit Andryane in seinen Denkwürdigkeiten rühmt. Confalonieri faßte den Entschluß sich zu verteidigen, nach seiner eigenen Aussage mit der Absicht, wenigstens die Anklagen, die übertrieben und schändliche Verleumdung waren, wie daß er an einem Mordplan gegen den Feldmarschall Dubna beteiligt gewesen sei, zu entkräften. Er verfuhr dabei mit einem Scharfsinn und einer Geistesgegenwart, die das Staunen der Richter erregten: immer nur so viel zu-

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

gebend, wie bereits feststand, suchte er dies als rechtlich unanfechtbar hinzustellen, und indem er fortwährend behauptete, was er wisse, sagen zu wollen, und auch wirklich Seite auf Seite mit Mitteilungen über die Beschaffenheit der liberalen Partei ausfüllte, offenbarte er doch nichts Wesentliches, so daß die Richter sich schließlich von ihm irregeführt fühlten. Es kam ihm darauf an, sie hinzuhalten, Zeit zu gewinnen. Sowohl er selbst wie sein Gegner, Salvotti, wurden erbitterter und hartnäckiger, je länger der Kampf dauerte, der allmählich den Charakter eines Zweikampfes annahm.

Was in Confalonieris Verteidigung Lüge und was Wahrheit war, wird wohl niemals genau geschieden werden können, vielleicht weil der Grund des Widerspruchs tief in ihm selbst lag. Von Hause aus ein konservativer Aristokrat, wurde er durch den Haß gegen Österreich und die Sehnsucht nach einem unabhängigen Vaterland zum Gegner der bestehenden Ordnung und zum Haupt einer Verschwörung, so daß er nunmehr zwiespältig empfinden, zwiespältig handeln und erscheinen mußte. Es ist wahr, daß er den Sturz der österreichischen Herrschaft hoffte und daran mitzumirken wünschte, es ist auch wahr, daß er kein Revolutionär war und das Gewaltfame verabscheute. Augenscheinlich war er davon überzeugt, mit seinem „wirklichen Betragen“ (condotta reale) den Boden des Rechtes nicht verlassen zu haben, worin unleugbar ein gewisser Sophismus liegt. Es kam ihm nicht nur darauf an, sein Leben zu retten, sondern auch Recht zu behalten; liest man die Denkwürdigkeiten, die er auf dem Spielberg schrieb, so hat man den Eindruck, daß ihn die Qualen des Kerkers und die Sorge um die Zukunft nicht so sehr schmerzten und beunruhigten, wie die Niederlage, die er im Prozeß erlitten hatte. Ubrigens hielt er sich für berechtigt, seine Handlungsweise juristisch so günstig wie möglich darzustellen. Arrivabene und Silvio Pellico litten darunter, daß sie auf die an sie gerichteten Fragen nicht schlechtweg die Wahrheit sagen konnten; Confalonieri, von Natur verschlossen, wird diese Neigung kaum haben bekämpfen müssen; auch wußte er zu gut, daß er, indem er in den geheimen Kampf gegen die Regierung eingetreten war, die Verpflichtung zu schweigen und zu leugnen auf sich genommen hatte. Auf dem Spielberg, wo ihn die Bemühungen des Geislichen, sein Amt zum Spionieren zu mißbrauchen, anwiderten, erzählte er, während der Untersuchungshaft in Mailand hätten ihm zwei italienische Pfarrer gesagt, die Pflicht der Selbsterhaltung entbinde vor dem Kriminalgericht von der Pflicht die Wahrheit zu sagen; wenn das Rennen von Mitschul-

Aus dem Zeitalter des Risorgimento Ricarda Huch

digen zu ihrem Schaden nicht durchaus notwendig sei, um andere zu retten, sei es nicht nur keine Pflicht, sondern widerspreche sogar der ersten aller Pflichten, der Nächstenliebe.

Noch fehlte es Salvotti an einem Dokument, das den Beweis des Hochverrats lieferte, als Confalonieri, um das System seiner Verteidigung zu vollenden, aus dem Gedächtnis einen Brief mitteilte, den er kurz vor dem Ausbruch der piemontesischen Revolution an den General San Marzano geschrieben hatte, der die aufständischen Truppen in die Lombardei führen sollte, um ihm davon abzuraten. Stände Karl Albert selbst an der Spitze der Armee, so solle er willkommen sein; im anderen Falle würde das Unternehmen nur ein allgemeines Unglück herbeiführen, da auf die Bürgerschaft von Mailand nicht zu rechnen sei. Dieser Brief sollte dartun, daß Confalonieri die Revolution nicht nur nicht befördert, vielmehr hintertrieben habe, ja er ging, in seiner Auffassung sich steigend, so weit, sich eine Art Verdienst um Oesterreich zuzuschreiben, da seine Abmahnung San Marzano beeinflusst habe. Diese Bewegung des verzweifelten Fehlers war allzu kühn und allzu fein gewesen: er gab sich dabei eine Blöße, die der geschickte Gegner benützte, um ihn zu Tode zu treffen. Eben dieser Brief wurde, als Beweis verräterischer Korrespondenz mit dem Feinde, das gewünschte Dokument, das mit den Aussagen der Mitgefangenen und seinen eigenen das Todesurteil begründete.

Confalonieris Haltung während des Prozesses, das teilweise Zugestehen und Sichentschuldigen ist ihm von vielen als ein Beweis von Schwäche und Zweideutigkeit zürnend vorgeworfen. Vergebens wäre es, ihn so darstellen zu wollen, als habe er fest und unerschütterter das selbst herausgeforderte Schicksal auf sich genommen. Um sich wie jener Moretti von Brescia zu betragen, war er zu nervös, zu weich beanlagt und man möchte sagen zu kultiviert. Er litt und kämpfte wie einer, der die ganze Süßigkeit des Lebens kennt, der die ganze Schwere der Verantwortung eines Handelnden ermisst und sich über sein eigenes Streben erheben kann. Ihm graute vor dem häßlichen Tode, der ihm bevorstand, und nach seiner Begnadigung beschäftigten ihn in Fiebersanfällen quälende Vorstellungen von der Hinrichtung; er hätte leben mögen, die Frau, die um ihn litt und kämpfte, glücklich machen, das Dasein genießen, wie es seiner kraftvollen Anlage entsprach; und er wollte nicht unterliegen, nicht denen, die ihn bisher gefürchtet und beneidet hatten, ein Gegenstand des Hohnes sein. Es war ihm wichtig, den Richtern gegenüber und namentlich wenn er sich als Gefangener und

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Verurteilter in der Öffentlichkeit zeigen mußte, so stolz und sicher zu erscheinen, wie man es an ihm gewohnt war. Er war nicht frei von Eitelkeit auf sein Äußeres und liebte es, sich gewählt und vorteilhaft zu kleiden; er wußte, daß seine Erscheinung schön war und imponierte, und mochte das nicht entbehren, gehörte es doch zu seiner stolzen Person, die herrschen mußte, wenn er noch er selbst sein wollte.

Indessen erschwerte es ihm die zurückkehrende und immer zunehmende Krankheit sich so gefaßt zu zeigen, wie er es sich schuldig zu sein glaubte; denn er wurde nun häufig von Krämpfen befallen, die ihn für längere Zeit bewußtlos machten und so schwach zurückließen, daß er ohne fremde Hilfe nicht aufrecht stehen und gehen konnte. Der Verlauf dieser Krämpfe war so, daß man sie als epileptische bezeichnen muß: sie kündigten sich plötzlich durch Klagetöne und Seufzen des Kranken an, der gleich darauf das Bewußtsein verlor und so gewaltsam an allen Gliedern geschüttelt und hin- und hergeworfen wurde, daß man ihn halten mußte, damit er sich nicht verletzte. Stets war er in Sorge, daß gerade in Augenblicken, wo alle Blicke auf ihn gerichtet sein würden, das Übel ihn übermannte und niederwürfe.

Nach vielen vielen Jahren noch erinnerte sich Salvotti, wie Confalonieri bei der Nachricht von seiner Verurteilung im Gedanken an seine Frau zusammengebrochen war. Es war nämlich während seiner Haft ein eigentümliches Ereignis in Federico vorgegangen: er hatte Liebe zu seiner Frau gefaßt. Dies mochte zum Teil dadurch veranlaßt sein, daß die heldenmütigen Anstrengungen, die sie zu seiner Rettung und Befreiung machte, ihm die Größe ihres Charakters und ihrer Liebe enthüllten, mehr aber dadurch, daß sie ihm nun, als er anfang den Tod oder den Kerker vor sich zu sehen, das Unerreichbare geworden war, das wundervolle äußerste Indien, das ihm jenseit der Möglichkeit lag und darum so unsäglich lockte. Das Gefühl wuchs in ihm rasch zu der Leidenschaftlichkeit, die seine Neigungen erreichten. Teresa wurde der Mittelpunkt seines Lebens, so daß es wohl scheinen konnte, als wäre diese Liebe immer ein Teil seines Wesens gewesen. Sie war ihm nun die Frau der Frauen, die edelste, vollkommenste, die einzig liebevolle und liebenswerte, eine Heilige. Er benützte die Frist, die er noch zu haben glaubte, um ihr sein Vermögen zu vermachen, worin er von Salvotti bekämpft wurde, wie es heißt, im Auftrage des alten Grafen, der sich dadurch gekränkt gefühlt habe. Federico, der das Vermögen von der Mutter ererbt hatte, soll in bezug darauf geäußert haben, er habe von seinem Vater

nichts als das Leben, und sein Wunsch im Sterben sei, daß seine Frau, wenn sie sich wieder verheirate, mit dem andern Gatten den Frieden genösse, den sie an seiner Seite nicht gefunden habe. Trotz des Eifers, mit dem man seine Absicht zu vereiteln suchte, setzte er durch, was man, solange das Todesurteil noch nicht vom Kaiser bestätigt war, ihm nicht verwehren konnte. Ferner suchte er beim Kaiser darum nach, statt durch den Strang durch das Schwert gerichtet zu werden, wobei er sich auf seine Abstammung mütterlicherseits von ungarischem Adel berief, der das Recht hatte, keine andere Todesstrafe anzunehmen; aber er wurde abschlägig beschieden.

Auf die Nachricht von Confalonieris Verurteilung begab sich Teresa in Begleitung ihres Schwiegervaters und ihres Bruders, des Grafen Gabrio Casati, nach Wien, um beim Kaiser die Begnadigung zu erwirken. Der Kaiser, entschlossen das Todesurteil zu unterschreiben, empfing die Gemahlin des Rebellen nicht, dagegen vertröstete die warmherzige Kaiserin sie auf die Wirkung ihrer Fürbitte. Auch diese jedoch versing nicht, und die unglückliche Frau eilte über das verschneite Gebirge zurück — es war mitten im Winter — ungewiß, ob sie ihren Mann noch lebend finden würde. Noch klammerte sie sich an die Hoffnung, den Kaiser durch eine Petition, vom Erzbischof von Mailand und vielen erlauchten Namen unterzeichnet, zu beeinflussen. Manzoni, der mit Federico und Teresa befreundet war, soll der Überlieferung nach die Bittschrift verfaßt haben, unter der mit vielen anderen sein Name steht; er hatte kurz vorher sein berühmtes Werk, die *Promessi sposi*, vollendet. Ubrigens soll den Kaiser nicht die Bittschrift bewogen haben, das Todesurteil in die Strafe lebenslänglichen Kerkers umzuwandeln, sondern ein Bedenken wegen eines im Prozeß vorgekommenen Formfehlers, das die gutherzige Kaiserin in ihm angeregt habe.

Alexandre Andryane, ein junger Franzose, der in den Prozeß verwickelt, zum Tode verurteilt und mit Confalonieri begnadigt worden war, da man an dem minder Schuldigen nicht gut die Strafe vollziehen konnte, die jenem erlassen war, gibt in seinen Denkwürdigkeiten eine merkwürdige Schilderung von der Urteilsverkündung. Nach Mitternacht wurden die Angeklagten geweckt und, nachdem sie sich angekleidet hatten, zu Wagen durch die totenstille Nacht in den Justizpalast geführt. Von vielen Gendarmen begleitet, die in der einen Hand eine Fackel, in der andern ein Gewehr trugen, durchschritten sie Zimmer und Gänge, bis sie zu einem hohen länglichen Saale kamen, der einer Kapelle gleich

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

und in dem ein Kaminfeuer brannte, an dem mehrere Gendarmen sich wärmten. Einer nach dem anderen, in langen Pausen, betraten sie den düstern Raum, zuletzt Confalonieri, in einen Mantel gehüllt, eine hohe, imponierende Erscheinung, der gleich darauf einen seiner Anfälle bekam und längere Zeit bewusstlos blieb. Als er wieder zu sich gekommen war, umdrängten die andern, alle jünger als er, das Bett, auf dem er lag, warfen sich schluchzend in seine Arme, und diejenigen, deren Aussagen ihm geschadet hatten, erflehten seine Verzeihung, die er von Herzen gab; sie sahen in ihm einen dem Tode Geweihten. Nachdem ihnen das Urtheil verkündet war, blieben die Verurtheilten noch eine Weile zusammen, um bei Tagesanbruch, mit Ketten beladen, der öffentlichen Verlesung des Urtheils beizuwohnen, auf einem Pranger der Schaulust der Menge preisgegeben. Confalonieri strengte sich an, um keine Schwäche merken zu lassen, die seine Feinde als Schuldbewußtsein oder Zerknirschung hätten auslegen können. Er war auch bei dieser Gelegenheit derjenige, auf den sich alle Augen richteten, die seiner Gefährten wie die des Publikums, in Neugier, Schadenfreude, Haß, Mitleid, Bewunderung und Liebe.

Schl u ß i n d e r O k t o b e r - N u m m e r .

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr.

In der fast unübersehbaren Literatur über Goethe wird der Mensch am wenigsten berücksichtigt. Der Dichter und Naturforscher, der Historiker und Philosoph werden in zahllosen Büchern und Aufsätzen behandelt, der Mensch geht leer aus. Oder wenn man ihn betrachtet, so bleibt es entweder bei landläufigen Anklagen gegen seinen Hochmut, seine Fürstenechtschaft, seine Steifheit, seine widrige Ehe, oder es kommt höchstens zu enthusiastischen Lobpreisungen seiner Erfüllung der gern von ihm gebrauchten Worte: der Mensch sei edel, hilfreich und gut.

Bei dieser Sachlage lohnt es sich wohl einmal von Goethe, dem Menschen, von ihm im Verkehr mit anderen zu sprechen. Und auch hierbei muß eine Beschränkung eintreten. Denn was alle Goethebiographien melden, soll hier nicht wiederholt werden. Sie aber geben, da sie es nicht anders können, lange Kapitel über den Knaben im väterlichen Hause, wenn sie sich auch damit begnügen müssen, das zu variieren, was der Meister selbst in „Dichtung und Wahrheit“ so unvergleichlich dargestellt hat. Sie widmen auch der Freundschaft mit Schiller gewissenhaft einen längeren Abschnitt, und sie stellen endlich die einzigartige Intimität des Dichters mit seinem Fürsten Karl August von Weimar dar.

Aber wenn man von „Goethe im Verkehr“, von „Goethe und den Seinen“ spricht, dann ist eigentlich die Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu lenken. Das, was nämlich den meisten so wenig bekannt ist und doch im hohen Grade verdient bekannt zu werden, das ist die Art, wie Goethe sich in der Familie „der freien Wahl“ bewegte, wie er in seinem Hause in Weimar schaltete.

Hier verdient Christiane Vulpius die erste Stelle. Goethe verband sich mit ihr im Sommer 1788 und beklagte aufs bitterste ihren 1818 eingetretenen Tod. Sie war keine übermäßig gebildete, aber keine bildungsunfähige Frau. Sie hat wegen ihres Wesens, wegen ihrer angeblichen Laster, wegen der schnellen Hingabe an den Geliebten die schlimmsten Vorwürfe erfahren. Und doch muß der ungeheure Klatsch auf das gebührende Maß beschränkt werden. Für Goethe war sie eine

passende Frau: schön und der Sinnlichkeit geneigt, aufmerksam und unterwürfig, tätig und klug. Sie drängte sich nicht vor, duldete eine Zeitlang schweigend, dann grollend, daß man sie zurückstieß, oder ihr nicht den Platz einräumte, den sie schließlich mit Willen ihres Gatten beanspruchte. Diesem aber hat sie durch ihre Liebe bis zu dem Tage der wirklichen Vermählung 1806 und seitdem bis an ihr Ende das Leben verschönt und ihm die intimen Freuden des Hauses in reichem Maße verschafft. Es ist herzerquickend, den Gatten zu und von seiner Frau reden zu hören, nicht nur in der berühmten, oft angeführten Totenklage, sondern in den zahllosen Episteln, die er von seinen Reisen an sie schrieb. In den wundervollen Gedichten von den „römischen Elegien“ an, bis zu dem „Frühling übers Jahr“ 1816, den herrlichen Gesängen, in denen nicht nur die Sinne sprechen, sondern auch das tiefst empfindende Herz. Ihr unvergänglicher Reiz tat es ihm stets von neuem an, das Verlangen ist immer rege, die Sehnsucht wach.

Ebenso liebenswürdig wie als Gatte erscheint Goethe als Vater. Viele seiner Kinder starben ganz jung, sie hatten keine Lebenskraft, weil, wie ein Meister der psychiatrischen Wissenschaft auseinandergesetzt hat, in dem Dichter die physische Zeugungskraft nicht stark genug war, nicht etwa infolge der Trunksucht der Mutter, die sich jedenfalls erst in der letzten Zeit ihres Lebens in ihrer ganzen Unmäßigkeit entwickelte. Nur ein Sohn blieb länger leben, August, er starb 1830, 2 Jahre vor dem Vater. Aber so sehr er von dem Erzeuger geliebt wurde, er machte ihm keine große Freude und bereitete sich kein glückliches Los. Der Vater ist von Schuld nicht frei zu sprechen. Er verwöhnte und unterdrückte den Knaben, er verschaffte ihm nicht die regelmäßige Erziehung, ohne die der gewöhnliche Mensch nicht auskommen kann. Er ließ ihm keine ordnungsmäßige Schulbildung zuteil werden, beschränkte seine Universitätszeit, brachte ihn zu früh in Gesellschaft, erwirkte durch seinen mächtigen Einfluß, daß er ohne rechte Vorbereitung in die Amtstätigkeit kam, und ließ ihn in dieser nicht zur rechten Entfaltung kommen, da er ihn in seinen eigenen Diensten zu stark beschäftigte. Ist dies des Vaters Schuld, so lag ein anderes Verhängnis in den Umständen. August war eine wilde Natur. Er schwankte zwischen Hypochondrie und Ausschweifung, zwischen unheimlichem Ernst und unbändigem Schmerz. Er war sinnlich und trunksüchtig. Er wollte etwas leisten und erkannte, daß er dem Vater nicht ähnlich werden könnte. Er starb in Rom, wo er sterben wollte, weil er sein verfehltes Leben nicht weiter zu führen imstande war.

Augusts Gattin Ottilie, geborene von Pogwisch hat von 1817—32 dem Alten das Haus verschönt. Nicht geführt, denn sie war eine unfähige, dazu leichtsinnige Haushälterin, so ungeeignet zu einem der wesentlichsten Teile des Frauenberufs, daß der Alte die Bücher führen, die Schlüssel zum Holzstall ihr fortnehmen, die Diensthofen anstellen und sich um die kleinsten Einzelheiten der Wirtschaft kümmern mußte. Und doch erscheint sie als die Sonne, die dem Hause am Frauenplan leuchtete. Eine Sonne, die freilich mehr versengt, als erwärmt. Dem Alten eine liebe Gefährtin durch ihre Anmut, ihr geistreiches Plaudern, ihre Beweglichkeit und Frische. Der Schwiegervater vergalt dem Töchterchen die Liebe. Seine Briefe und kleinen Gedichte an die geliebte Tochter sind von einer ritterlichen Zierlichkeit und zierlichen Ritterlichkeit, von einem liebenswürdigen Humor und einer anmutigen Galanterie, daß man sie als das Muster grazioser Unterhaltung ansprechen kann. Was Ottilie nach Goethes Tode tat, ihre leider gar zu folgenreichen Abenteuer, ihre sinnlose Verschwendung, ihre gänzlich verfehlte Erziehung der Söhne, das ist freilich nur anzudeuten, weil es glücklicherweise den Alten nicht mehr beunruhigen konnte. Goethes Enkel, von denen Alma bei des Großvaters Tode erst sieben Jahre alt war (sie starb im 18.), waren die Freude und Seligkeit des Alten. Freilich, wenn man so gern von Goethe, dem Pädagogen und Erzieher spricht, so darf man sein Verfahren den Enkeln gegenüber nicht als Muster anführen. Er ließ sie bei sich spielen oder behandelte sie, da sie noch im kindlichsten Alter standen, fast wie Erwachsene. Er verwöhnte sie auf unerhörteste Weise. Aber er sah in ihnen ein neues Leben: die Blumen seines Gartens blühten nur für sie, die Früchte sollten für sie reifen, seine geistigen Schätze, die er ihnen eifrigst spendete, sollten sie erquicken. Aber auch hier trat das entgegengesetzte Resultat ein von dem, was der Erzieher wünschte. Diesen Goethe-Enkeln Walther und Wolfgang, denen eine lachendste Kindheit beschieden war, ward ein trauriges Los zuteil. Ihr Vermögen war durch die Mutter verschwendet, ihr sonstiges Hab und Gut von ungetreuen Ratgebern und Dienern bezimiert, sie selbst wurden durch Kränklichkeit geplagt, durch eine trübe Weltanschauung von den Freuden der Erde geschieden. Wenn Wolfgang mit einem schlechten Witz von sich sagte: „Mein Großvater war ein Hüne, ich aber bin ein Hühnchen“, so zeichnete er den Gegensatz sehr treffend: sie waren Wichte dem Riesen gegenüber, arme Gesellen, die in krankhafter Empfindlichkeit die Erinnerung an den Großvater pflegten und gar nicht auf den Gedanken

kamen, daß Goethe nicht seiner Familie allein, sondern der Nation und der Welt gehörte. Aber ihr Testament — denn Walthers, des später Gestorbenen, letztwillige Verfügung war gewiß mit dem jüngeren, früher dahingegangenen Wolfgang vereinbart — dieses Testament, wodurch die geistige Hinterlassenschaft des Großvaters der Großherzogin Sophie, das Haus und die Kunstwerke dem Weimarer Staat überlassen wurden, verklärt das Andenken dieser Unglücklichen, die zum Glück geboren schienen.

Das Haus am Frauenplan in Weimar war eine Stätte der Lust und der Freude. Freunde gingen aus und ein, Hausgenossen belebten es. Vier Männer sind es besonders, die man als „Hausverwandte“ Goethes bezeichnen kann: Kanzler Müller, Niemer, Eckermann, Soret. Nur der letztere, ein vortrefflicher Mensch, scheint wirklich goethereif gewesen zu sein: Fr. Soret, ein Genfer, der Erzieher des späteren Großherzogs Karl Alexander. Er erwarb sich reelle Verdienste um den Meister, dadurch, daß er seine Metamorphosenlehre ins Französische übersetzte. Aber er scheint auch, wie aus den erst kürzlich veröffentlichten authentischen Unterhaltungen mit Goethe hervorgeht, der einzige kongeniale Zuhörer des Alten gewesen zu sein, schlicht, einfach, verständnisvoll, ohne sich irgendwie vorzudrängen, vielseitig gebildet und fähig dem Meister zu folgen.

Tiefes Bedauern aber beschleicht den Nachgeborenen, wenn er die betrachtet, die außer dem Genannten beständig um Goethe weilten. Der Kanzler Müller war gewiß ein tüchtiger Staatsbeamter, aber ein kleiner Mensch: empfindlich, ruhmstüchtig, eingebildet. Was er später tat, als Verwalter des Goetheschen Nachlasses, seine Tyrannei gegen die Untergebenen, die Kriecherei gegen Höherstehende, die Unzuverlässigkeit in der Bewahrung der großartigen Schätze, die seiner Hut anvertraut waren, hat ihn in den Augen der Nachwelt geschändet; wie wenig er Goethe wirklich verstand, wie er durch seine unangenehmen Eigenschaften ihm, der jenen doch nicht entbehren konnte, häufig widrig, ja fast unerträglich war, das kann man, wenn auch nicht durch seine, in ihren tatsächlichen Mitteilungen wertvollen Aufzeichnungen, aber aus manchen vertraulichen Äußerungen Goethes und der Zeitgenossen erkennen.

Den zwei anderen ständigen Helfern: Niemer und Eckermann sind gewisse Verdienste nicht abzuspochen. Beide haben die Worte Goethes treulich aufbewahrt und der Nachwelt übermittelt, obgleich sie, namentlich Eckermann, bei ihren Aufzeichnungen ihr liebes Ich gar zu sehr hervor-

drängten und weder zuverlässig noch treu genug mit ihren Berichten waren. Sie haben fleißig gearbeitet, um bei Lebzeiten Goethes seine Werke der Nachwelt zu überliefern und nach seinem Tode die geistige Hinterlassenschaft der Nation mitzuteilen. Aber sie waren zu einem solchen Amt nicht völlig geeignet. Es fehlte ihnen an Genauigkeit und Kritik, an jener Geistesverwandtschaft, die dem Herausgeber nötiger ist, als die Masse annimmt. Und endlich: sie waren unedle Naturen. Man wird es freilich nicht ausschließlich auf das Konto Eckermanns schreiben dürfen, daß sein Hannchen, seine ewige Braut, auf Goethe und das pauvre Weimar immerwährend schalt, man wird vielleicht auch zugestehen müssen, daß er von dem alten Herrn etwas ausgenutzt, sicherlich nicht in die materielle Lage gebracht wurde, die er nach seinen Leistungen verdiente. Aber wie inferior sind beide, wenn man sie mit dem Gewaltigen vergleicht. Wie sehr überschätzen sie ihre winzigen Leistungen und wie verlieren sie gerade durch den täglichen Verkehr den rechten Maßstab für das, was sie jeden Augenblick vor sich sahen. Zu dieser geistigen Niedrigkeit kommt bei Niemer eine sittliche. Nicht daß er, wie so manche, die im Goethehause zu tun hatten, gestohlen oder sich bereichert hätte, aber es war und blieb etwas Kammerdienermäßiges in ihm, das mit den Jahren eher wuchs, als daß es abgenommen hätte. Unwürdige Ausdrücke brauchte er dem gegenüber, der seine Lebenssonne war, ihm, der durch seine Intimität ihn aus der Dunkelheit gerissen und auf einen beneidenswerten Platz gebracht hatte.

Neben den Hausverwandten stehen die Freunde. Schiller, mit dessen Abscheiden Goethe die Hälfte seines Daseins verloren zu haben klagte, war nicht der einzige. Es ist vielmehr eine große Freundeschar, die Goethe umgibt. Männer allerersten Ranges: man braucht nur die Brüder Humboldt, den Philologen Wolf, den Philosophen Hegel zu nennen, um das geistige Niveau dieser Freunde zu bezeugen. Diplomaten und Historiker, Forscher aller Art, besonders auf naturwissenschaftlichem Gebiete, Dichter und Künstler. Ihnen allen gibt der Altmeister, wenn er auch manches von ihnen empfängt. Und doch erkennt man leicht, er spendet geistig, aber vollkommen gemüthlich erschließt er sich nicht. Nur zweien gegenüber tat er dies wirklich: H. Meyer und Karl Friedrich Zelter.

Jener, „der wackere Schweizer“, dessen erstaunliche Kenntnis und Vertrautheit mit den römischen Kunstschätzen der in Italien Weilende erprobt hatte, den er zu sich nach Weimar kommen ließ, ihn jahrelang

in seinem Hause beherbergte und zu seinem Kunstorakel machte. Meyer war kein großer Künstler, auch kein epochemachender Gelehrter. Vielleicht hat er durch sein mangelhaftes Können, durch sein nicht einwandfreies Wissen, durch eine gewisse geistige Beschränktheit und durch seine mit den Jahren zunehmende Halsstarrigkeit in manchen Beziehungen einen ungünstigen Einfluß auf Goethe geübt, aber seine Kunstbegeisterung, die ihm des Lebens Nöte verklärt, seine edle Selbstlosigkeit und seine durch alle Zeiten erprobte Anhänglichkeit sind rührend und erhebend. Ihm erschließt sich der Alte mit seinem Herzen.

Vielleicht noch mehr dem herrlichen Zelter gegenüber, dem ehemaligen Maurermeister, dem späteren Universitätsprofessor und Leiter der Berliner Singakademie. Zelter ist der Einzige, dem Goethe in späteren Jahren das brüderliche Du anbietet, der Einzige, dessen Korrespondenz er für den Druck bestimmt und vorbereitet. Selbst seine kleinen Angewohnheiten, die ihm bei anderen peinlich, ja unerträglich waren, duldete er, wie das Brillentragen, oder unterstützte er geradezu, wie das Schnupfen. Eine Brunnenkur nannte eine vertraute Freundin jeden Besuch des Musikers im Hause zu Weimar. War Goethe krank, so brachte ihm Zelter Erquickung, wenn auch nicht Heilung; war er verstimmt, so konnte jener durch seine Schnurren und Erzählungen ihn aufheitern. Auch Zelter war als Musiker schon zu seiner Zeit von anderen überholt, sein Urtheil mag beschränkt, sein Können mäßig gewesen sein, vielleicht hat er durch solche Mängel Goethes musikalischem Wissen und Empfinden mehr Schaden bereitet als Nutzen gebracht. Aber der Mensch in seiner Biederkeit, seiner Festigkeit, in seinem Auf sich gestelltsein, in seiner Kraft den Schicksalschlägen gegenüber, in seiner harmonischen Ausbildung und in seiner liebenswürdigen Einfachheit erquickte dem Alten das Herz.

Will man aber eine volle Vorstellung von Goethe im Verkehr mit anderen erhalten, so muß man ihn als Vorleser, als Gesellschafter und Plauderer betrachten. Wer das Glück hatte, die Vorlesungen zu hören, vergaß den Eindruck zeitlich nicht. Lyrik und Drama, Prosa unterhaltenden und belehrenden Inhalts floss aus seinem Munde wie die köstlichste Musik. Er war spendensfroh aus der Fülle seines Wissens und der Schätze, die er besaß. Er fühlte sich ebenso heimisch in gelehrten Zirkeln, wie in Vereinigungen Kunst- und Wissenschaft liebender Frauen. Ihnen war und blieb er der Meister, der nicht aufgebläht durch seine Gelehrsamkeit, nicht im rechthaberischen Tone des Einge-

welkten, sondern mit der vollen Liebenswürdigkeit des wahrhaft Weisen belehrte, indem er nur zu unterhalten schien, Gewichtiges im Plauderton verkündigte und selbst den Unwissenden die Meinung erregte, sie würden an längst Bekanntes erinnert.

In seinen Unterhaltungen mit den unzähligen Besuchern seines Hauses zog er alle Register. Er konnte steif und ungeknöpft sein, im allgemeinen wurde er erst allmählich wärmer und zutunlicher, aber er verstand es auch, ernst und streng Zubringliche abzuweisen. Namentlich Selbstgefälligen trat er mit einer oft verletzenden Rauheit entgegen. Wie er mit G. A. Bürger fertig war, als dieser ihm durch die Nennung seines bloßen Namens zu imponieren glaubte, so ließ er den guten Timotheus Hermes ganz verblüfft stehen, als er ihm auf seine Vorstellung: „Ich bin der Verfasser von Sophiens Reise von Memel nach Sachsen“, die Frage tat: „Und der ist?“ Nicht minder energisch wurde er dem anrühigen Politiker Wit genannt Döring gegenüber, dem er mit erschreckender Deutlichkeit seine Meinung zu erkennen gab, indem er ihm sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche, mein Vester, wie Sie das Talent hätten, jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir nun das nicht widerfährt, leben Sie wohl“, und verschwand ins andere Zimmer. Recht deutlich war die Abfertigung — wenn sie wirklich so erfolgte, dann ist nicht sicher genug bezeugt — die Heinrich Heine erfuhr. Denn als dieser auf die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt, Herr Heine?“ antwortete: „Mit einem Fürst,“ empfing er als Entgegnung die einer Entlassung gleichkommende Frage: „Und weiter haben Sie in Weimar nichts zu tun?“

Selbst Nahestehende erfuhren manchmal eine Abweisung, aber diese war nicht eine Folge üblen Humors, sondern der Notwendigkeit, sich zu konzentrieren, der Unlust, sich in seinem Tun stören zu lassen. Das mußte z. B. Caroline von Humboldt erfahren, die bei dem Meister sonst in besonderer Gunst stand. Als sie ihn bei Voisserées überfiel, fand sie, wie Bertram, der Zeuge der Unterredung war, berichtet, keinen guten Empfang. Denn er fragte sie: „Wissen Sie, wie man Salmen fängt?“ „„Nein!““ erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie! Sehen Sie, solch ein Wehr haben diese Herren mir gestellt und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht wie mir. Ich bin nun einmal gefangen, muß hier sitzen bleiben und ant-

Neid
Jahres
1908

2. 12. 1908
Widme aus
und Sohn
Aus dem
aus dem

weihen, sondern mit der vollen Liebendürftigkeit des wahren Weisen
 lebte, indem er nur zu unterhalten sein Gewissen im Lauberton
 wollte und sonst der Unwissenden Meinung erliegen würde.
 an dem, was er erinnerte.

Seinen Verkehr mit den unzähligen Besuchern
 seines Hauses zog er nicht in Register. Er konnte keif und zu-
 knöpft sein, im allgemeinen, er erst allmählich wärmer und
 sunlicher, aber er verstand es nicht ernst und streng Zudringliche
 zu weissen. Namentlich Selbstgefälligen trat er mit einer oft verlesenden
 Arbeit entgegen. Wie er mit G. Bürger fertig war, als dieser ihm
 durch die Kennung seines bloßen Namens zu imponieren glaubte, so
 ließ er den guten Timotheus Hermes ganz verblüfft stehen, als er ihm auf
 seine Vorlesung: „Ich bin der Verfallener von Sophiens Hofe von
 nach Sachsen“ zuhörte. Er wurde ihm gegenüber, dem er mit erschreckender
 Deutlichkeit seine Meinung erkennen gab, indem er ihm sagte: „S
 rühren sich in Ihrem Buch, mein Vester, wie
 Sie das Talent hätten, jedoch bei der ersten Zusammenkunft für sich ein-
 nehmen. Damit mir nun das nicht widerfährt, lebe Sie wohl“, und
 schwand ins andere Zimmer. Nicht deutlich war die Fertigstellung —
 doch wirklich so erfolgte, denn ist nicht sicher genug benutzt — die
 Antwort. Denn auf die Frage: „Womit be-
 schäftigen Sie sich jetzt?“ antwortete: „Mit dem Kürst.“
 empfing er als Begrüßung die Entlassung gleichsam auf die Frage:
 „Und weiter haben Sie in Weimar noch zu tun?“

Selbst Bekannte erfuhren manchmal eine Abweisung, und die
 Folge übten Humors, sondern sie wendigten sich zu
 konsolidieren, die Anlust, sich in seinem Haus zu haben. Das mußte
 z. B. Caroline Schlegel erfahren, die bei dem Meister zuerst in
 besondrerer Gunst stand. Als sie ihn bei Hoffersées überfallen sah, sie
 Vertraut, der sie als Unredliche war, berichtete seinen eigenen
 Empfang. Denn es fragte sie: „Wissen Sie, wie man einen Kugel-
 fang erwidert?“ erwiderte sie: „verwundert über solchen Empfang?“
 „Mit einem Wehr fängt man sie. Sehen Sie, so haben die Wehr
 haben mich gefangen und haben mich gefangen.“ „Bitte
 Sie machen Sie sich schnell auf und davon, daß es Ihnen nicht geht:
 Sie mir. Ich bin nun einmal gefangen und muß hier sitzen bleiben und an-“



NORD
UND
SÜD
Jahrgang
1908

F. G. Waldmüller:
Bildnis einer Frau Lindner
und Sohn.
Zum Essay v. Erich Felber.
Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Koessler.



worten, aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie, daß Sie fort-
kommen.“

Denen, die durch eitles Hervordrängen ein Lößchen für sich erraffen wollten, tat er den Gefallen nicht. Als Jean Paul einmal ein Urteil, natürlich ein günstiges, über sich von ihm herauszulocken gedachte und von allen möglichen Humoristen zu reden anfing, um den Unterredner zu nötigen, von ihm zu sprechen, wußte Goethe so geschickt auszuweichen, und mit dem Gaste zu spielen, daß der Arme ganz schwachmatt nach Hause gehen mußte. War Goethe auch häufig ein liebenswürdiger Wirt, so konnte er doch äußerst grob werden. Bei einer Gesellschaft im Jahre 1808, bei der außer der Frau Niemer, Meyer, Frommann und Steffens mit ihren Frauen anwesend waren, las Werner auf des Wirtes Aufforderung Sonette vor, darunter eines, in dem er den Mond mit einer Hostie verglich. Darüber fuhr Goethe entsetzlich auf und polterte wild gegen diese schiefe Religiosität.

Und derselbe Mann, der wegen seines Hochmuts verschrieen war, konnte namentlich strebenden Jünglingen gegenüber von bezaubernder Liebenswürdigkeit sein. Es ist durchaus kein alleinstehendes Beispiel in der Geschichte seines Verkehrs, daß er sich von einem Studenten der Medizin — noch dazu einem Juden — David Weit, nicht bloß Einwendungen gegen seine Urteile und kritische Bemerkungen über seine Werke gefallen ließ, sondern daß er den Jüngling auf einem Spaziergange sichtlich auszeichnete, ja sich im Weimarer Theater hinter ihn setzte und ihn angesichts des ganzen Publikums in ein längeres Gespräch verwickelte.

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß der vornehme Mann kaum einen Unterschied des Standes und des Alters beachtete. Wie Kinder und Greise, junge und ältere Frauen in gleicher Weise von ihm ins Gespräch gezogen wurden, so erfreuten sich Fürsten und — Scharfrichter seines Umganges, denn ein wirklicher Scharfrichter Huß in Eger durfte sich seiner freundlichen Beachtung rühmen.

Zu diesem seltenen und seltsamen Manne wurde Goethe durch einen Polizeibeamten, späteren Magistratsrat Grüner, geführt, der durch den Umgang mit dem Reisenden in der Tat auf eine höhere Stufe gehoben wurde. Grüner war vorher dienstfertiger Beamter gewesen, der mit dem mächtigen Manne durch das Bissieren eines Passes bekannt wurde. Da Goethe öfter durch Eger kam, machte sich die Bekanntschaft leicht. Grüner war vorher schon Sammler mancher Kunstgegenstände

gewesen und hatte mit Eifer Sitten und Sprache seiner Heimatsgenossen betrachtet. Nun wurde er durch Goethes universales Interesse aus seinem kleinen Kreise in größere geführt. Gleich ihm wurde er nun ein eifriger Naturbeobachter. Und nachdem es ihm ursprünglich seltsam, fast lächerlich erschienen war, daß der Minister und Dichter Spaziergänge oder Lustfahrten unterbrach, um Steine aufzuheben und zu klopfen, wurde nun auch er zum Mißfallen seiner Frau ein eifriger Steinsammler, der Säcke von Gesteinen mit nach Hause schleppte und ein genauer Kenner der Mineralien seiner Heimat.

Manche Besucher haben sich über das Knurren und Drummen des Weisen am Frauenplan, über seine „Gms“ und ähnliches ausgelassen. Nicht selten waren solche Elementarlaute Zeugnisse der Verlegenheit, mitunter freilich auch der Ausdruck des Ingrimms und der Langweile. Neugierige Besucher, solche, die in ihren Erinnerungsblättern registrieren wollten, daß sie den großen Mann gesehen hätten, ließen sich durch einen derartigen Empfang verstimmen und verstummten auch ihrerseits; andere nahmen davon Anlaß, sich in ihrer Dreistigkeit zu verhärten, und verdarben ihre Sache vollends. Nur wenige, die weder neugierig noch zudringlich, noch von ihrer Bedeutung aufgebläht, sondern von dem heiligen Eifer erfüllt waren, ihrer Sache, nicht ihrer Person zum Siege verhelfen wollten, wie der edle Sulpiz Boisseré, verharrten in ihren Anstrengungen und erlangten schließlich den Lohn ihres Strebens, der darin bestand, den Widerwilligen zum Hören und zur Anerkennung ihrer mit Begeisterung verfochtenen Angelegenheit zu bestimmen. Der Besuch hatte das schönste Resultat, den schweren Sieg des früheren Gegners über sich selbst, so daß Goethe in die Worte ausbrach: „Ja, was Teufel, man weiß da, woran man sich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit, womit die Sache bis ins kleinste verfolgt ist, zeigt, daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu tun, zu wirken, um Aufsehen zu erregen.“

Mit unnachahmlicher Grazie wußte Goethe Unschicklichkeiten zu rügen. Als einmal im Kugelgenschen Hause in Dresden eine enthusiastische Bewunderin hereinstürzte, auf den Fremden losellte und ihm in hochtrabenden Worten ihr Entzücken ausdrückte, ihn endlich zu sehen, wies er auf die Hausfrau, die der Eindringling zu begrüßen vergessen hatte, mit den Worten: „Da ist auch Frau von Kugelgen.“ Und entfernte sich einfach, als der weibliche Störenfried trotzdem seine Unart gutzumachen unterließ.

Oft genug mußte er Vorlesungen männlicher und weiblicher Schriftsteller über sich ergehen lassen. Noch öfter wurden ihm Gedichte überreicht oder zugesteckt. Mit letzteren machte er nicht selten kurzen Prozeß, indem er sie mit einer beliebigen Entschuldigung zurücksandte. Sehr häufig dagegen gab er sich die Mühe, die Einsendungen zu lesen, und gab dem Dichter guten Rat, der freilich in gar manchem Fall unter höflichen Worten eine recht bittere Pille überzuckerte. Konnte er solcher Qual entgehen, so tat er es mit Wonne. Ein solcher Fall ist ganz lustig. Er war zu Heidelberg bei dem alten Böß eingeladen. Außer ihm ein Dichter Kunz aus einem kleinen Staate, der von Böß neben den großen Kollegen gesetzt worden war. Goethe ergriff das Wort und sagte: „Nun, Ihr Fürst ist ein strenger Herr: es soll schwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen solchen zeigen?“ „„D, ja wohl! Sehr gern!““ Und damit holte Kunz aus der Seitentasche seines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen,“ sprach Goethe; „es ist doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig sorgfältiger mir anschauen.“ Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er sah sich schon bei Goethe eingeladen von ihm und seines Schutzes theilhaftig. „Wissen Sie,“ sagte Goethe später zu einigen seiner Gäste, die sich über diese Paßliebhaberei wunderten, „warum ich mir das Papier geben ließ? Ich sah aus Kunz' anderer Rocktasche ein Paket Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß lesen, als die.“

Manche Besucher, wie Jean Paul und Karl Freiherr von Lang, konnten ihre Enttäuschung nicht verbergen, daß er ihnen nicht wie ein olympischer Gott, sondern wie ein gewöhnlicher, gelangweilter oder vielleicht gar langweiliger Sterblicher entgegentrat, — als wenn nicht auch der Größte der gewöhnlichen Menschlichkeit seinen Tribut zollen müßte. Andere waren geradezu empört. Freilich passierte es, daß einer, der morgens enttäuscht war durch die Steifheit und Zugeknöpftheit des Besuchten, abends von seiner Liebenswürdigkeit bezaubert war. Dieser Wechsel der Stimmung entsprang nicht etwa einer Laune, sondern war manchmal die Wirkung einer gewissen Methodik der Unterhaltung. Vielleicht mischte sich auch ein bißchen Eigensinn hinein, denn Goethe liebte es nicht, sich in der Unterhaltung leiten zu lassen, und wurde um so unwilliger, je deutlicher ihm die Absicht entgegentrat, ihn von dem angeschlagenen Thema abzubringen und nach der Laune des Besuchers zu gängeln. Abends im festlichen Kreise war er dann, mochte er in seinen Salons empfangen oder in den Zimmern seiner Schwiegertochter

erscheinen, der liebenswürdige Wirt, der jeden Gast gern zufrieden stellte. Daher kamen nur wenige, wenn sie sich nicht mit einer bloßen formellen Vormittagsaudienz zu begnügen hatten, nicht auf ihre Rechnung. Zu diesen wenigen gehörte die gute Charlotte Kestner geb. Buff, die 44 Jahre nach dem Weßlarer Erlebnis ins Goethehaus kam. Die treffliche Frau, eine wackere Mutter und Großmutter, die eben nur dieses eine Abenteuer mit dem jungen Genius erlebt hatte, wiegte sich vielleicht, trotz ihrer Ehrbarkeit und ihres Alters, in der Hoffnung, ihren stürmischen Jugendfreund wiederzufinden, der die Weßlarer Lotte als Himmelkönigin empfangen würde, und war arg enttäuscht, ja entrüstet, als sie einen alten Herrn antraf, der recht verbindlich war, aber von der Vergangenheit nichts mehr zu wissen schien und der ihr, da sie in Jugenderinnerungen schwelgte, wegen dieser bloßen steifen Höflichkeit ziemlich unangenehm erschien.

Es wäre nun ein leichtes, eine Anzahl enthusiastischer Ausdrücke der Gäste im Goethehause mitzutheilen. Wie viele Jünglinge und gereifte Männer kamen schüchtern, auch die Bedeutenden voll scheuer Ehrerbietung mit dem Wunsche, den großen Dichter und gewaltigen Denker zu sehen, und schieden voll begeisterter Liebe im Herzen für den großen und guten Menschen. Wie mußte dieser alte Herzenskündiger junge Mädchen zu fesseln und ihre Schwärmerei auflockern zu lassen, aber wie verstand er es auch, Jünglinge, die etwas kritischer angelegt und geneigt und bereit waren, in dem Alten Schwächen zu entdecken, in seinen Bann zu ziehen. Mit welcher Herzlichkeit empfing er z. B. seinen Großneffen Nicolovius, so daß dieser sich gleich wie ein Mitglied der Familie fühlte; mit welcher väterlicher Guld begrüßte er den jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, der freilich ein Herzensdieb war, und verschaffte diesem von allen verwöhnten und verhätschelten Kinde die reinsten, himmlischsten Tage. Aber Mädchen und Jünglinge, reife Männer und Matronen sind einig in dem Gefühl, das manche von ihnen in geradezu religiöser Weihe so ausdrückten, daß sich ein Gott ihnen offenbart hätte: Hier erkannten sie Keuschheit und Milde, Weisheit und Erhabenheit, aber nicht die eines höheren Wesens, das hoch oben in den Wolken thront und gleichmütig auf Schmerzen und Freuden der Menschheit hinabsieht, sondern als die eines milden, gütigen Trösters und Helfers, als eines Segenspenders und Lichtbringers.

Endlich muß Goethe als Hausherr, im Verkehr mit seinen Untergebenen betrachtet werden. Nicht der ordnungsliebende pedantische

Meister, der selbst, wenn er Bestellungen und Anfragen wegen einer Wohnung oder wegen einer seltenen Pflanze machte, wenn er sich einen Eimer Wein kommen ließ und dergleichen, seine Briefe sorgfältig konzipierte, diktierte, mundierte, sondern der Mann im Verkehr mit den Angestellten seines Hauses, namentlich mit den Schauspielern, die er gern seine Kinder nannte, und den Diensthöten.

Den Schauspielern gegenüber war er bald der dräuende Jupiter, bald der lieblich strahlende Apollo. Er konnte wettern und fluchen, die Schauspieler bis zur Unerträglichkeit ihre Rollen wiederholen lassen, die Widerspenstigen mit Gagenabzügen bestrafen und ins Gefängnis stecken, aber er konnte sie streicheln wie ein Vater, unterrichten wie ein geborener Lehrmeister, fördern wie ein guter Mensch und verklären als machtvoller Dichter.

Seinen Dienern war er ein gütiger Herr, aber selbst der mildeste wird durch Unbotmäßigkeit männlicher und weiblicher Hausangehörigen aus seiner Güte vertrieben. Wenn daher Goethe auch gar manchmal Briefe schrieb, um die, welche seinen Dienst verlassen mußten, anderweitig zu empfehlen oder in bessere Stellen zu bringen — wobei er einmal nicht anzumerken vergaß, daß dies erst am Anfang der nächsten Woche geschehen könnte, weil bis dahin noch die Wäsche zu besorgen und in Schränke einzuordnen wäre — wenn er selbst diese Sorgfalt solchen zuteil werden ließ, die sich vergangen hatten, so lehrte er doch manchmal den Gestrengen heraus.

Denn nicht immer herrschte Friede z. B. im Küchendepartement. Besonders schlimm trieb es die ehrsame Jungfrau Charlotte Hoyer, die nicht ihrer Tugenden, sondern ihrer Untugenden wegen eine gewisse Unsterblichkeit erlangt hat. Zwei Jahre war sie im Goetheschen Hause gewesen, dann mußte sie entlassen werden und erhielt folgendes Zeugnis, das man gewiß nicht als Ehrendenkmal ansprechen darf:

„Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar einschmeichelnd. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr, nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob, und sucht diejenigen, die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch, verheßt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben sauer. Außer anderen verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie

an den Türen horcht. Welches alles man, nach der erneuten Polizeiverordnung, hiermit ohne Rücksicht bezeugen wollen.“

Dieses Zeugnis übersandte der Aussteller dem Polizeikollegium und vergaß nicht dabei zu melden, daß die Köchin das Blatt, worauf das Zeugnis der vorigen Herrschaft gestanden, zerrissen und die Fetzen im Hause herumgestreut habe. Bei der Gelegenheit charakterisierte er das Mädchen „als eine der böshaftesten und incorrigibelsten Personen, die mir je vorgekommen“.

Männliche Dienstboten trieben es oft noch schlimmer als weibliche. Sie sündigten durch Schroffheit, Trunksucht und Unsittlichkeit. Oft genug mußten sie Knall und Fall entfernt werden. Gegen einen besonders störrischen, einen gewissen Gensler wandte sich Goethe an die Behörde. Denn jener hatte auf einer Reise, während er auf dem Boote saß, sich mit dem Kutscher gezannt, ja geprügelt. Er war durch herrschaftliche Ermahnungen nicht zur Raison zu bringen und wenn auch gegen Goethe selbst nicht geradezu gewaltsam, so doch gegen seine Begleiter und Gefährten widerwärtig und grob. Da ließ ihn Goethe, nachdem er in Jena einpassiert war, einfach auf die Wache bringen, verlangte von der Behörde, zu vermitteln, die Sachen des Unzuverlässigen abholen zu lassen und den Herrn in seiner Ruhe zu beschützen.

Diese Behörden rief er auch an, wenn er in seinem Hause durch Lärm der Nachbarn, z. B. die Regelbahn einer naheliegenden Wirtschaft, oder durch den Bau eines Nebengrundstücks, dessen Fenster auf das seinige gingen, gestört wurde.

Wie sein Haus, so suchte der Dichter auch dessen Umgebung zu schützen. Die sächsische Landesdirektion hatte im Weimarschen Wochenblatte eine Verfügung gegen die im Park verübten Frevel veröffentlicht. An dies Edikt anknüpfend, wandte sich Goethe an die genannte Behörde mit folgender Beschwerde: „In der Ackerwand steht eine Reihe Kastanienbäume; sobald nun die Früchte einigermaßen zu reifen anfangen, werfen die Knaben mit Steinen darnach, ohne sich im mindesten um die Vorübergehenden zu bekümmern.“

Ferner wird man nicht nur auf gedachter Straße, sondern auch in den Gärten belästigt; nach Obstbäumen, die an der Mauer her stehen, werfen unbändige Knaben, bei noch völlig unreifen Früchten, Steine ja Knittel, und der Besitzer, in Gefahr auf eignem Grund und Boden verletzt zu werden, sieht sich in der Hoffnung getäuscht, seine Früchte zu genießen.

Ja, was ganz seltsam scheinen muß, dasselbe geschieht mitten im Winter an unbelaubten Bäumen, auf denen nicht etwa ein Nest oder sonst etwas zu bemerken ist, welches Aufmerksamkeit oder Begierde erregen könnte. Wie denn der Gensdarmes Kenger, dem ich die bis in die Mitte meines Gartens geflogenen Steine vorgewiesen habe, bezeugen kann.“

Dieses Schreiben ließ der Bittsteller einige Zeit liegen und fügte dann (15. August 1817) folgendes hinzu: „Wobei ich zugleich bewähren kann, daß es eine öffentliche Sache sei: denn indem ich, aus meiner Gartentüre heraustretend, dergleichen frevelnde Knaben zur Zucht verwies, stimmten mehrere von ihren Krautländern zurückkehrende Menschen in meine Rede mit ein, versichernd, daß sie auf diesem so gangbaren und unvermeidlichen Wege durch solchen beschwerlichen Unfug getroffen und verletzt zu werden, öfters in Gefahr gerieten.“

Sollte es nötig sein, diesen Ausführungen eine Entschuldigung oder Rechtfertigung anzuhängen? Hyperästheten und empfindsame Frauen lieben es — früher allerdings mehr als in den gegenwärtigen realistischen Zeiten — sich den Dichter in den Wolken thronend, in olympischer Ruhe verharrend zu denken; sie riefen wohl klagend aus, man trübe ihnen das Bild eines Dichters, wenn man ihn nicht als einen der Erdenwelt entrückten Göttersohn darstellte. Wir, die Kinder der neuen Zeit halten selbst bei dem Größten den Erdenrest nicht für peinlich. Wir empfinden es nicht als entweihend, wenn auch der Größte als Irdischer unter seinesgleichen umherwandelt. Sein Bild wird nicht verbunkelt, sondern durch eine neue Glorie umstrahlt, wenn wir ihn auch in diesen Beziehungen als einen Vollmenschen erkennen. Nicht etwa als einen solchen, der fast die Besinnung verliert, wenn die Köchin die Suppe versalzt oder ein paar Töpfe zerschlägt, der sich schler die Haare ausrauft, wenn seine häusliche Bequemlichkeit die geringste Störung erleidet, oder der fürchtet, der Erdball müsse versinken, wenn Nachbarn Lärm vollführen. Sondern als einen Menschen, der böse werden konnte, wie andere Erdenkinder, sich beklagte, sobald er meinte, es werde ihm ein Unrecht zugefügt, oder der wetterte, wenn er erkannte, daß die Untergebenen ihre Pflicht versäumten. Hinwiederum als einen solchen, der seine Tage eifrig nutzend, Anerkennung sollte für treue Arbeitsleistung und jahrelange Anhänglichkeit, Duldsamkeit übe dem guten Willen gegenüber, mochten auch die Erfolge den Anstrengungen nicht entsprechen. Und der, nicht zufrieden damit, seine Dienstleute zu entlohnen, die sich für ihn abgemüht hatten,

auch weit über das Bestehen dieses persönlichen Verhältnisses hinaus, Anspruch und Förderung den Getreuen angedeihen ließ.

Durch solche kleine Züge gewinnt der große Mann nur, verliert aber in den Augen Verständiger nichts. Der Himmelspose entkleidet und zur Erdennähe gerückt, erscheint der Große doppelt sympathisch und liebenswert. Wir, die wir mit dem Genius jubeln, den Weisen anstaunen, von dem Dichter uns erheben und erschüttern lassen, begrüßen ihn nun traulich auch in rein menschlichen Tagen als unseren Genossen.

Dieser Aufsatz ist geschrieben mit Anlehnung und teilweise unter Benutzung meines Buches „Goethe und die Seinen“, das im Oktober dieses Jahres bei A. Voigtländer erscheinen wird.

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art . . . Eine märkische Geschichte.

Der Junge war am Nachmittag von der Stadt gekommen. Er hatte immer noch sein blasses, mageres Gesicht mit den schmalen Lippen und den glänzenden Augen.

Die Tante behauptete, daß das Leben in der Stadt nichts für ihn taue, aber der Vater sagte „dummes Zeug“ und „das verwächst sich“.

Vor acht Tagen hatte der Junge, siebenzehn Jahre alt, das Maturitätseramen bestanden und sollte nun studieren, aber der Vater ließ ihn plötzlich kommen, um ihm Landwirtschaft „beizubringen“ — nicht etwa aus Gesundheitsrücksichten. Warum sollte der Junge auch schwächlich sein? Er selbst war mit seinen fünfzig Jahren wie ein Dreißiger und die Mutter eine starke Frau gewesen. Daß sie an der Geburt des Jungen starb: „Mein Himmel, die Ärzte sind eben Schafsköpfe!“

In dem schmalen, gelb getünchten Hause mit dem hohen roten Ziegeldach und der knarrenden weißen Haustür wohnte im Erdgeschoß der Vater. Er war königlicher Domänenpächter.

Oben hauste die Tante, seiner verstorbenen Frau älteste Schwester, eine kinderlose Witwe, die der Wirtschaft vorstand. Sie wurde Frau Doktor genannt, denn ihr seliger Mann war Tierarzt gewesen.

In der Milchwirtschaft war sie tüchtig und im Hause pünktlich — aus Angst vor dem Schwager. Im Grunde säße sie lieber in ihrer Stube unter allen den gestickten Sofakissen und kleinen Porzellanvasen und nähte an ihrer Wäsche herum!

Sie litt viel an Zahnschmerzen, ging stets mit verbundener Bade umher und war sonst eine gutmütige magere Frau, etwas dumm, ohne jeden eigenen Willen und wehmütig gottesfürchtig.

Obige Novelle ist vor einem Menschenalter (unter anderen Arbeiten aus der Feder Eulenburgs) in „Nord und Süd“ veröffentlicht worden. Wenn wir sie hier nochmals abdrucken, bezwecken wir nichts Anderes, als unseren Lesern eine Probe der psychologischen und artistischen Darstellungsweise des Mannes zu geben, der nach einem einflussreichen Leben der Mittelpunkt einer unerquidlichen und häßlichen Affaire wurde. Wir glauben, bei unseren Lesern Interesse voraussetzen zu dürfen. Die Redaktion.

Lange hatte der Pächter die Domäne noch nicht in Pacht — etwa sieben Jahre — aber es ging gut damit. Er hatte in den letzten Jahren, durch Lieferung von Kartoffeln an ein Hamburger Haus, durch gute Wollpreise und allerhand glückliche Spekulationen im Kleinen, ein paar tausend Taler erübrigt und der Gedanke des einstmaligen Erwerbes eines eigenen Landgutes war ihm so nahe getreten, daß er es aufgab, den Jungen studieren zu lassen.

„Ein Stadtberuf ist nichts für uns,“ sagte er, „denn es scheint sich ja hier zu machen.“

So äußerte er sich allerdings nur, wenn er guter Laune war, und solche seltene Anwandlungen von guter Laune übten auf die Tante eine gewisse „weltliche“ Wirkung. Sie kramte eifriger als sonst in ihrer Wäsche herum, nahm sich auch das Tuch von der Wade und war weniger wehmütsovoll als gewöhnlich.

Der Junge hieß Karl nach seinem Vater. Der wollte es so, denn die arme sterbende Mutter hatte nicht Zeit gehabt, an den Namen des Kindes zu denken. Den Knaben aber ihr zur Erinnerung Emil zu nennen — darauf war der Vater nicht gekommen, trotz des Schmerzes, den er kurz und heftig empfand.

Karl gehörte zu jenen Naturen, deren geistige Entwicklung in keinem rechten Verhältnis zu der körperlichen Anlage steht. Seine große Leichtigkeit der Auffassung trug den Stempel einer Loslösung von jedem körperlichen Zusammenhange. Auch war seine Gedankenwelt eigenartig rein. Der materielle Einfluß seiner Schulkameraden brachte ihn wohl in eine gewisse Abhängigkeit, trotz seiner geistigen Fähigkeiten, denn er unterlag der Gewalt physischer Kraft, aber es glitt der materielle Gedanke an ihm ab, keine Spur hinterlassend. Andererseits fand und suchte er auf dem geistigen Gebiete keine Befriedigung. Er arbeitete traumhaft und faßte traumhaft auf, ohne Wärme und Lebhaftigkeit. Nur dichterische Erzeugnisse griffen tiefer in ihn hinein und gewisse Ausdrücke seelischen Leidens trieben ihm Tränen in die Augen. Dann war es, als nähme jener traumhafte Zustand eine Art berechtigter Form an und es lebte der Knabe ein Dichterleben ohne Verse und Ausdruck, voller Scheu vor Verrat.

Über das, was er werden sollte, war er sich trotz des bestandenen Maturitätsexamens nicht klar.

Weite Schlussfolgerungen sind nicht die Sache der Jugend; darum ist dieselbe auch den Wünschen der Eltern gegenüber so eindrucksfähig.

Am wenigsten aber war eine Natur wie Karl imstande, über sich klar zu werden. Das Faktum des Scheidens aus der Schule und von den Kameraden war das einzige, was er empfand. Zugleich aber war der Reiz einer Veränderung, in die er willenlos gezogen wurde, mächtiger als das Wehgefühl dieses Lebewohls.

Er empfand dies Wehgefühl immerhin so stark, daß er Tränen vergoß, als sich der schwerfällige gelbe Postwagen in Bewegung setzte und die lustig grüßenden Stimmen der Kameraden von dem gepressten Tone des Posthorns übertönt wurden.

Mit einem Stoß fuhr der Wagen von dem Steinpflaster zwischen den letzten Scheunen der Stadt auf die Chaussee, und bei den Stämmen der alten Pappeln, deren Laub sich gelb zu färben begann, blickte der Junge auf die flachen grauen Acker und Brachfelder hin. Es versiegeten die Tränen, denn das neue hatte begonnen.

Als er aber auf der zweiten Poststation den heimatischen Wagen stehen sah, da war vollends die Stadt vergessen.

So war es, wenn er zu den Ferien fuhr, und jetzt sollten es ewige Ferien sein!

„Guten Tag, Weber,“ sagte er, an den Wagen tretend, freundlich zu dem alten mürrischen Knecht, der in seinem blauen Sonntagsrock mit hohem Kragen den Kutscher spielte. „Wie geht es?“

„Na, wie soll es gehen?“ antwortete Weber, „es ist ja immer beim alten.“

Und dann hob er den Koffer zu sich auf den Vock, sah sich um, ob Karl fertig war, und Hü! ging es fort.

Karl fragte den Alten nichts mehr. Schon in seiner Haltung lag etwas unliebenswürdig Abwehrendes, denn Weber war kein Freund vom Reden.

Deshalb verfiel Karl bald in Träumereien und es zogen in seinen Gedanken vorüber der Garten am Haus mit der alten Linde, die Pferdekoppeln und das weite Moorland mit den Schilfteichen, wo die wilden Enten aufschwirrten, wenn er kam. Er ertappte sich auf sonderbaren märchenhaften Träumen, frei herumschweifend, singend und jagend, in einer Art Kleidung von Fellen. Als aber plötzlich, unvermittelt, die Gedanken den Weg zu dem Vater nahmen, schreckte er auf.

Persönlich sollte der Vater fortan seine Tätigkeit überwachen.

Seine Tätigkeit!

Ein Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ein Gefühl der Ohnmacht

und Angst vor dem Vater mit seiner sich rötenden Stirn und der Unruhe in den Händen, wenn er zornig wurde. Er floh in fliegender Hast zu der Tante hinauf, wie damals als kleiner Knabe. Die Stimme des Vaters schallte hinter ihm her und die Tante fragte ihn, am Wäscheschrank stehend, mit ihrer halb gleichgültigen, halb klagenden Stimme:

„Was ist denn wieder geschehen?“

Karl hatte Herzklopfen bekommen, so lebhaft war die aufregende Phantasie gewesen!

Jetzt aber sah er nach rechts hinaus, da tauchte in der Ferne das Gut auf. Eine dichte Baumgruppe im flachen Felde mit einigen weißen Häusern, die daraus hervorleuchteten.

Dort aber schaute das hohe rote Dach des Vaterhauses über die Bäume hinaus, und das Herzklopfen des Unbehagens wich der Erregung des nahen Wiedersehens.

Der Vater begrüßte ihn stets freundlich, wenn er zu den Ferien kam, und die Tante stand dabei und gab ihm einen ganz trocknen Kuß, den er halb abwehrend empfing.

So war es auch dieses Mal.

Aber da stand noch ein Dritter in der Tür, wie dazu gehörig. Ein junger Mann, einige Jahre älter als er, kräftig gebaut, mit lebhaften Farben und starkem gekräuseltem blonden Haar. Die hellen Augenbrauen waren kaum zu sehen, und deshalb nahmen die ziemlich ausdruckslosen aber großen blaugrauen Augen eine gewisse Bedeutung an. Er trug Stiefel bis an die Kniee und enge graue Hosen. Den Rock zugeknöpft und einen schmutzigen kleinen schwarzen Filzhut in der Hand.

Der Vater unterbrach plötzlich seine Begrüßungen.

„Sehen Sie einmal zu, Wilhelm,“ sagte er zum Hofe spähend, „ich glaube, der Schafskopf, der Schulz, ladet wieder die Lupinen an der Ecke der Brennerei ab.“ Und der junge Mann sprang die Stufen hinab, während seine Stimme laut tönend zum Hofe hinaus schallte: „He da! Schulz! He!“

„Wer ist das?“ fragte Karl ihm nachsehend.

„Der neue Eleve,“ sagte der Vater zerstreut, „aber komme jetzt, der Kaffee wird kalt, ihr habt euch verspätet,“ und er sah ärgerlich auf seine Uhr.

Der Vater hatte den Jungen oben in dem ersten Stock mit Wilhelm in einem Zimmer untergebracht.

Es war das alte Zimmer, das Karl während der Ferien bewohnte.

Die graue schadhafte Tapete mit den weißen Mustern und der intensiv blauen Vordüre war nicht erneuert. Der weiße Waschtisch, der braun angestrichene Kleiderschrank, das Bild, die Erstürmung von Sebastopol darstellend, alles war geblieben. Nur ein zweites Bett stand darin.

Das Zimmer lag nach dem Garten hinaus, der in früheren Zeiten ein Ziergarten gewesen war. Darum stand hier und dort noch der Rest einer Buchenhecke, buschartig emporgewachsen. Aber auch die Obstbäume der späteren Küchengartenperiode waren nicht ordentlich ergänzt. Kartoffeln und Mohrrüben wuchsen darin und mitten durch den Garten führte ein gerader Weg bis zu einer alten himmelhohen Tanne, die allein von der früheren Herrlichkeit übrig geblieben war.

Wenn der Baum von dem Winde bewegt hin- und herwiegte, konnte der Junge eine ganze Stunde lang hinüberschauen. Die Tanne war dann so merkwürdig lebendig, und es war, als nickte sie ihm zu und spräche mit ihm.

Früher war er bisweilen hoch in die Äste hinaufgestiegen, und da kam er sich vor wie in einem fernen weiten Waldblande, wo nur glückliche Menschen lebten, ohne Abhängigkeit und ohne Arbeit.

Jetzt stieg er nicht mehr hinauf, denn er machte sich die Finger und Sachen harzig und schmutzig.

Es wäre auch lächerlich gewesen in seinem Alter!

Wilhelm fand nichts Besonderes an der Tanne.

Am zweiten Abend nach seiner Rückkehr sagte Karl ganz in ihren Anblick verloren:

„Wie sie schwankt!“

„Wer?“ fragte Wilhelm mit seiner zum Vasse neigenden Stimme.

„Die Tanne.“

„Ach so, die Tanne!“ stieß Wilhelm halb ärgerlich, halb verächtlich hervor und spitzte an dem Bleistift weiter, dem er bereits dreimal die Spitze abgebrochen hatte.

Wilhelm war eine energische Natur. Er faste draußen in der Wirtschaft an, wo es not tat, und half jedem zerbrochenen Wagen selbst wieder auf. Auch war es seine Leidenschaft, Tieren die ausgereizten Glieder wieder einzurenken.

Natürlich wurde ihm jede zierliche Arbeit schwer, und er hielt die Feder fast wie eine Reitpeitsche in der Hand.

Es lag eben in seiner Natur, daß ihm die zarten Beschäftigungen nicht recht glücken wollten.

Darum konnte er auch in dem Gefühl der Schwäche, das starke Menschen besonders empfindlich berührt, über den Tintenfler auf dem seltenen Brief an seinen Vater in eine Wut geraten, die Karl geradezu in Schrecken versetzte.

Jener Ausdruck physischer Kraft aber war es wiederum, der Karl beherrschte und anzog.

Es war die alte Geschichte von der Ergänzung.

Die jungen Leute lebten sich gut miteinander ein und schlossen Freundschaft mit jener Leichtigkeit, die eines der glücklichen Attribute der Jugend ist.

Streit gab es nie, da Karl zu weich war, um den Härten Wilhelms in gleicher Weise begegnen zu können.

Für Karls neuen Beruf aber war der neue Freund von unschätzbarem Werte. Jenes unbewusste Nachahmen, das allen abhängigen Naturen eigen ist, trieb ihn wenigstens äußerlich in Formen, die dem Vater behagten. Als Erstes hatte sich Karl ein Paar Kniestiefel, wie sie Wilhelm trug, machen lassen. In ihnen schritt der schwächliche Junge, einen Stock in der Hand, fast energisch über die Felder. Er hatte sich auch in seiner schmiegsamen Art den Ton und die Weise angeeignet, in welchen Wilhelm mit den Leuten verkehrte. Nur wagte er, zu seinem eigenen Verdruß, niemals in Gegenwart des Vaters in dieser Art zu sprechen und zu befehlen.

Dennoch war der Vater mit ihm zufrieden und die Tante hatte, Karl mit geheimnisvoller Miene in ihr Zimmer ziehend, leise erzählt:

„Der Vater sagt, du läßt dich gut an.“

Diese Mitteilung aber machte Karl so viel Mut, daß er es wagte, einmal sogar in Gegenwart des Vaters einem ackernden Arbeitsmann zuzurufen:

„So tief braucht die Wasserfurche nicht zu sein!“

Aber er glaubte nach dieser Bemerkung ein unmerkliches Lächeln auf den Zügen des Vaters gesehen zu haben, das nahm ihm für alle Zeiten den Mut, noch ein zweites Mal so viel zu wagen.

Jede Stimmung aber, die nicht der notwendige Ausdruck natürlicher Grundlage ist, erleidet Schwankungen, die zur Erschlaffung führen, und Charakterzüge von so heterogener Art wie Wilhelms Energie und Karls

Idealismus vereinigen sich niemals für die Dauer in einem und demselben Menschen.

Die erste Veranlassung eines Zurückweichens Karls in seine Traumwelt war ein Besuch Sonntags nachmittags bei dem Pfarrer.

Ein solcher Besuch fand äußerst selten statt, denn er erforderte einen Aufwand von Sonntagsstaat, der weit über die Bequemlichkeit des Vaters hinausging. Das saubere Hemd mit der vorgesteckten goldenen Nadel, der schwarze Tuchrock, die blank gebürsteten Stiefel und das glatt gestriegelte Haar machten dem unruhigen Mann viel zu viel Ärger! Immer im Begriff loszuplätzen, verbreitete er unter den ebenso sonntäglich geplätteten und gebügelten Insassen des Wagens, der Tante, Wilhelm und Karl, eine schwüle Atmosphäre des Unbehagens, welcher der dreiste Wilhelm durch geheuchelten Gleichmut zu entgehen suchte.

Nur der bei so außergewöhnlichen Fahrten besonders mißmutige, steif auf dem Vord sitzende Weber fühlte jenes Unbehagen nicht, weil er zu sehr mit eigener Verdrießlichkeit beschäftigt war.

Der Pfarrhof lag bei der Kirche, die mit ihrem spitzen grauen Turme weithin über die Felder schaute.

In dem Gärtchen, wo Georginen in allen Farben als Einfassung der Gemüsebeete herbliche Pracht entfalteten, stand eine Laube, von wildem Wein umrankt, der bereits gelbe und rote Blätter verlor.

Es war ein warmer Oktobernachmittag, der Himmel wolkenlos und die Sonne wärmend, ohne zu brennen.

Die Pastorin hatte den Kaffee in die Laube gestellt und Fräulein Emilie, die Tochter, ging geschäftig zwischen dem Hause und der Laube hin und her, bisweilen ein gelbes Weinblatt entfernend, das auf das weiße Tischtuch gefallen war.

Sie war etwa 22 Jahr alt und hatte die unbestimmten Züge des Vaters. Es war alles rundlich an ihr, doch gossen die lebhaften Farben, das schöne blonde Haar, über sie ein gutes Stück Jugendzauber aus.

Wunderbar verschieden von ihr war die Mutter. Alles war eckig und spitz und nur die großen, etwas dummen braunen Augen waren freundlich und weich.

Sie war eine Frau von der Art der Tante.

Stets wehmutsvoll, unterdrückt von Mann und Tochter, und ohne jeden eigenen Willen.

Sie stellte gut eine Frau Pastorin dar und würde sogar in ihrer Milde besser einen Herrn Pastor dargestellt haben, als ihr Gemahl, der

voller Lebhaftigkeit stets sehr geschäftig war und die Interessen des Pfarrhofes gegen die Bauernschaft mit „Schwert und Feuer“ vertrat.

Der Pfarrer hatte auch sofort nach der Ankunft der Gäste den Herrn Domänenpächter in eine Grenzstreitigkeitsfrage zwischen dem Dorfschulzen und der Pfarre verwickelt, und die Männer gingen gestikulierend zwischen den Georginen auf dem schmalen Wege hin und her.

Die Tante saß neben der Pastorin bei dem Kaffee in der Laube.

Die beiden Frauen waren dazu geschaffen, Freundinnen zu werden, aber es kam nicht dazu. Mit wehmutsvoller Stimme sprachen sie über elsässische Hühner, die der Ökonomierat in Schwandorf angeschafft hatte, und schwiegen stets still, wenn die Herren in ihrer lebhaftesten Unterhaltung in die Nähe der Laube kamen.

Den jungen Männern fiel die Unterhaltung von Fräulein Emilie zu.

Damit ging es dürftig zu Anfang, denn Wilhelm hatte das Mädchen eben erst kennen gelernt und besaß wenig Grazie der Unterhaltung.

Karl hätte wohl tausend Anknüpfungspunkte gehabt, aber er litt unter Wilhelms Verlegenheit, dessen nach Atem ringende Äußerungen er als eigenes Elend empfand.

Erst als Fräulein Emilie von einem Unfall sprach, der sie kürzlich bei der Fahrt nach der Stadt betroffen hatte, brach das Eis.

Wilhelm schilderte plötzlich losbrechend in lebhaften Farben vier bis fünf ähnliche Unfälle, die ihm zugestoßen waren.

Besonders glückte ihm, nach seinem Dafürhalten, die Schilderung von einem „durchgehenden Gaul“, der „auf die Kandare gebissen hatte“ und mit ihm „abzog“.

Die Worte: „Es war ganz schauerhaft, ganz schauerhaft,“ gebrauchte er dabei so häufig, daß sich die Tante und die Frau Pastorin, durch die scharfe Betonung des „schauerhaft“ aus ihrer Hühnerunterhaltung gerissen, mit leise erschreckten Mienen Wilhelm zugewendet hatten.

Karl litt bis zum Erröten unter diesem Eindruck, doch schien glücklicherweise Fräulein Emilie nicht berührt davon.

Sie folgte mit Interesse der Erzählung, dazwischen bald den Kuchen herumreichend, bald mit auffordernder Gebärde zur Kaffeekanne greifend.

Sie hatte im hohen Maße das Talent einer lebenswürdigen, umsichtigen Hausfrau, anregend dem Gespräche zu folgen und durch ihre Haltung eine gewisse Autorität auszustrahlen.

Die beiden jungen Männer standen vollständig unter ihrem Eindruck.



Aus der Art

voller Lebhaftigkeit stets sehr
hofs gegen die Bauern

Der Pfarrer hat sofort nach
derren Domänenveränderung die Grenzstreitigkeitsfrage
erregt, und die Männer
sahen den dem schmalen Wege
Die der Pastorin bei dem
Die waren dazu geschaffen, Frei
schmutzvolles Sünd
onomierat
in die

han
elb

ale
mend

of
sch

rit

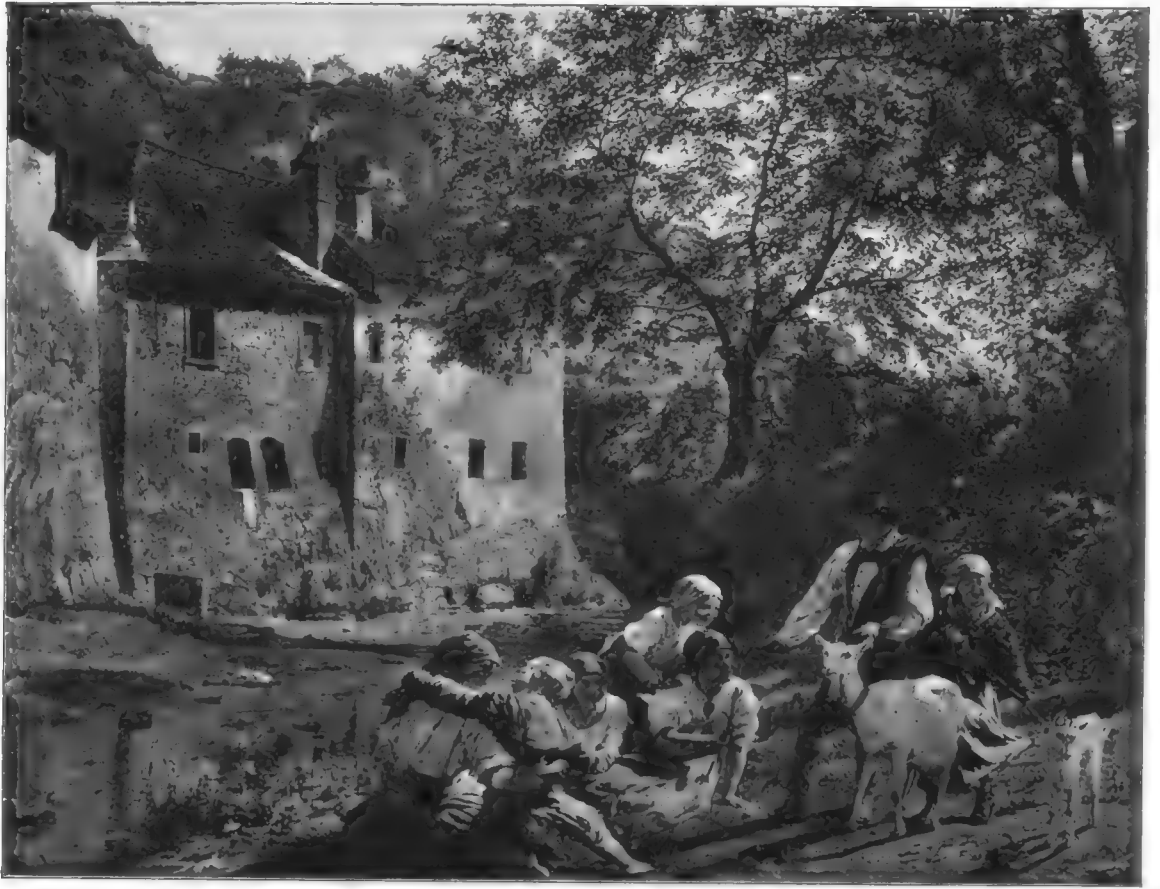
von einem
und mit ihm

Die Worte:
brauchte er dabei
durch die scharf
haltung gerissen
hatten.

Karl litt bis zum Erröten u
sicherweise Fräulein Emilie nicht
sie folgte mit Interesse der
reichend, halb mit aufforder
sie hatte im hohen Maße d
igen Hausfrau, anregend den
tung eine gewisse Autorität
Die besten jungen Männer in

nderung
gebissen hatte"

überhaft," ge
u Pastorin,
er Führerunter
ilhelm zugewendet



F. G. Walbmüller.
Ziegen zum Geschenk gebracht.
Zum Essay von Erich Felder.

Aus dem Walbmüller-Werk
von Arthur Roesler.



Wilhelm befand sich bei der Heimfahrt, die mit dem unruhigen Vater bereits nach zwei Stunden angetreten werden mußte, in einem Zustande verliebten Heldentums und Karl empfand instinktiv diese Stimmung des Freundes mit ihm. In seine Bewunderung Wilhelms mischte sich wohl ein leiser Zug von Überlegenheit bei der Erinnerung an jene „schauderhafte“ Erzählung — aber diese Empfindung ging in dem Liebeszauber, der den Freund bewegte, allmählich unter.

Am Abend, beim Auskleiden, begann Wilhelm sein Bekenntnis.

Er war verliebt — und noch mehr: er glaubte, daß er Fräulein Emilie nicht gleichgültig geblieben sei.

„Bei der letzten Geschichte — du weißt, Karl, mit dem durchgehenden Gaul — sah sie mich von der Seite an, und dann sah ich sie an — und weiß der Himmel: mir schien etwas nicht richtig!“

„So? Mir ist nichts aufgefallen,“ äußerte Karl zögernd.

„Du siehst auch rein gar nichts!“ sagte Wilhelm, sich ärgerlich wendend.

Im Bett aber, nachdem das Licht verlöscht war, begann er von den Reizen Emiliens zu schwärmen:

„Das Mädchen hat ein Paar Augen — weiß der Henker! Da kann sich Louischen Otto verkriechen.“

Louischen Otto war seine Jugendflamme gewesen.

Karl stimmte in Wilhelms Bewunderung ein.

Er pries Emiliens Herzeigenschaften und meinte, sie gliche einer guten Fee. Wenn sie das Haar aufgelöst trüge und ein langes weißes Gewand dazu, wäre sie gewiß weit schöner. Man sollte einmal Bilder stellen. Emilie müßte als Edelfräulein auftreten und Wilhelm als Ritter.

„Eine blanke Rüstung und ein roter Mantel würden dich gut kleiden. Nicht wahr, Wilhelm?“

Wilhelm gab keine Antwort. Er war über Karls Plänen eingeschlafen.

Karl richtete sich in seinem Bette auf und lauschte.

Er vernahm die regelmäßigen Atemzüge Wilhelms, dann versuchte auch er zu schlafen, aber die Liebesgeschichte, die Bilder, der Ritter und das Edelfräulein — das alles ließ ihm keine Ruhe. Erst nach Stunden senkte sich der Schlaf auf den erregten Jungen, der nur halb ausgeruht und noch bleicher wie sonst am nächsten Morgen zu der Arbeit auf das Feld ging.

Diese Liebesgeschichte hatte die Wendung hervorgerufen, welche Karl in seine alte Träumerei zurückführte.

Wilhelm liebte! — das war freilich ein Ereignis von so großer Bedeutung, daß alles andere daneben verblaffen mußte. Fast glaubte Karl selbst Emilie zu lieben, und er hatte die Rolle eines „edel entsagenden Freundes“ während eines ganzen Tages mit herumgetragen. Diese Empfindung wich jedoch einer neuen, als Wilhelm ihm des Abends im Bett sagte:

„Karl, du könntest mir ein Gedicht für Emilie machen! — Ich habe zu viel zu tun.“

Karl faßte, wenn auch vorläufig in ablehnender Form, den Gedanken lebhaft auf und schlief lange nicht ein — allerhand Verse erfindend und wieder verwärfend.

Am nächsten Morgen nahm er sich Papier und Bleifeder mit auf das Feld. Die Kartoffelernte hatte begonnen und er mußte die Arbeit beaufsichtigen.

Mitten in dem Kartoffelfelde, nahe bei den Arbeitern war eine kleine Vertiefung, ehemals ein Wasserloch. Jetzt wucherten unten auf dem Sumpfboden üppiges, hellgrünes Gras und Bergißmeinnicht mit langen Stielen. Herum standen buschige Erlen, auch eine junge Eiche unter ihnen.

Der Junge spähte erst nach dem Vater, der weit und breit auf den flachen Feldern nicht sichtbar war. Dann hatte er sich durch die Erlenbüsche gedrängt und saß mit Bleistift und Papier in der grünen Umrahmung hart an dem frischen Gras des Sumpfes.

Von außen her tönte die unbestimmte Unterhaltung und das Lachen der Kartoffelarbeiter, sonst war es still. Ein paar matte Herbstmücken versuchten eine Belästigung und über die Stiefel lief ihm ein schwarzer Käfer.

Halb zerstreut dem Käfer nachsehend und ein Erlenblatt in den Fingern drehend begann er die Verse. Es wurde ihm die Arbeit leicht — merkwürdig leicht! — und ein Gefühl des Glückes, erfüllter Pflicht und großer Befriedigung kam über ihn.

Das Gedicht war kurz, aber es schien ihm viel zu sagen. Er fand es schön und las es mit Genugtuung öfter durch.

Nun drängte es ihn, Wilhelm davon Kenntnis zu geben.

Leider aber fand sich nach dem Mittagessen keine Zeit dazu. So mußte er mit Widerwillen noch einmal zu den Arbeitern hinaus und den

Festabend abwarten. Er war zerstreut auf dem Wege und hörte nur halb auf das, was ihm der Vater, der ihn begleitete, sagte. So kam es, daß er eine Frage überhörte.

„Zum Donnerwetter! — Junge paß auf!“ polterte der Vater heraus, und Karl war wie mit Purpur übergossen.

Endlich am Abend war er allein mit Wilhelm oben in der Stube.

„Ich habe ein Gedicht gemacht,“ sagte er.

„Zeige her, wo hast du es?“ fragte eifrig Wilhelm.

Karl zog das Papier aus der Brusttasche und reichte es Wilhelm, mit den Augen voller Spannung den Lesenden verfolgend.

Wilhelm las:

Der Herbstwind weht,
Die Blätter fallen,
Durch welche Lande
Sein Klagen geht. —

Bist du in Trauer,
Du Herbsteswind,
Weil Frühlingsblumen
Gestorben sind?

Laß deine Klagen,
Zieh dort hinaus —
Zum hellen Fenster
Am Pfarrerhaus.

Da lacht der Frühling
Ins Land hinein
Aus zwei gar lieben
Blauäugelein!

„Das ist nichts,“ sagte Wilhelm nachdenkend, „das ist kein Liebesgedicht.“

Karl horchte leise gekränkt auf — und jenes Gefühl der Überlegenheit, das er bisweilen empfand, stieg wieder in ihm auf. „Wie soll es anders sein?“ fragte er.

Wilhelm gab ihm keine Antwort. Er zog seinen Rock aus, ergriff eine Bleifeder, suchte sich einen Briefbogen aus der Mappe und setzte sich in Hemdärmeln an den Tisch.

Nachdem er eine Weile an der Bleifeder gekaut hatte, schrieb er nieder:

Oh, könnt' ich schweigen —

Dann stützte er den Kopf in die Hände und bewegte den Bleistift im Munde hin und her.

So saß er geraume Zeit, während Karl sich an der Kommode zu schaffen machte, dabei jede Bewegung Wilhelms mit Spannung verfolgend.

Plötzlich sprang Wilhelm auf, zerknitterte das Papier und warf die Bleifeder gegen die Wand.

„Du hast mir durch dein dummes Gedicht alles verdorben!“ rief er zornig, entkleidete sich hastig und warf sich in sein Bett.

Nach zehn Minuten war er wie gewöhnlich fest eingeschlafen und Karl begab sich, unhörbar leise, zur Ruhe, um den Freund nicht zu stören.

Wilhelm kam auf das Gedicht nicht mehr zurück.

In Karl aber war eine eigentümliche Wandlung vorgegangen.

Auf dem Gymnasium hatte er bereits gedichtet, jedoch nur als Übung für die Literaturstunde, um die verschiedenen Versfüße kennen zu lernen. Damals war es zu der Zufriedenheit der Lehrer geschehen, jetzt aber plötzlich sprach er eine Sprache für sich. Eine Sprache, in der er einen Ausdruck für alles fand, was ihn bewegte, und was er auszusprechen sich nicht getraute.

Mit erglühenden Augen und geröteten Backen saß er draußen auf dem Grabenrand in der Nähe der Arbeiter oder in einem Erlengebüsch und schrieb wunderliche Liebesritterballaden auf, deren Held Wilhelm, deren angebetete Dame Emilie war.

Wilhelm verschwieg er seine Arbeit, dem Vater aber wich er so scheu aus wie früher als Knabe in seiner stetigen Furcht vor Strafe. Das Interesse für den landwirtschaftlichen Beruf war völlig geschwunden und dem scharfblickenden Vater war diese Wandlung nicht verborgen geblieben. Aus einer geheimen Freude an dem Eifer des Sohnes wurde allmählich eine verächtliche, abwartende Mißstimmung, schließlich drohende Gewalt.

„Ich werde den Bengel schon kriegen,“ sagte er zu der Tante, die unter der schlechten Laune des Schwagers nicht weniger zu leiden hatte als das ganze Haus- und Hofpersonal. Sie lief mit fieberhafter Hast zwischen dem Milcheller und ihrem Wäscheschrank hin und her und das Tuch wurde sogar über Nacht nicht mehr abgenommen.

Wilhelm überstand am besten alle jene Mißstimmungen im Hause. Er schimpfte wohl auch mehr wie gewöhnlich draußen auf dem Felde, aber an seiner harten realen Natur gingen dergleichen Stürme ziemlich wirkungslos vorüber. Während der gewitterschwülen Mahlzeiten, die das Entsetzen Karls und der Tante waren, saß er stumm vor dem Teller,

mit größtem Appetit seine Portion verzehrend. Dann sagte er laut: „Mahlzeit!“ und ging, für sich lachend, hinaus.

Für Karl gab es nur eine Erholung, das war der Abend, oben in der Stube mit Wilhelm.

Leider war letzterer meistens müde und schlief bald ein, aber wenn er einmal am Tische sitzen blieb und mit Karl über Emilie sprach und allerhand Zukunftsbilder entrollte, dann schwelgte Karl in Seligkeit und fand reichen Ersatz für die Unbilden eines qualvollen Tages.

Leider nahmen diese Verhältnisse bald eine noch trübere Wendung.

Wilhelm war eines Abends auffallend zerstreut und antwortete Karl kaum auf seine Fragen. Es ging augenscheinlich etwas in ihm vor. Plötzlich sah er Karl entschlossen in die Augen:

„Morgen reite ich zu Emilie, sie hat Geburtstag,“ sagte er.

„Reiten?“ fragte erstaunt und beunruhigt Karl.

„Auf Vaters Braunem; du mußt mir helfen. Der Vater geht morgen nach den Kartoffeln und zum Acker. Ich werde nach dem Dorf sehen und kann gut unterdessen hinüberreiten. In zwei Stunden bin ich wieder zu Hause. So lange mußt du den Vater draußen festhalten.“

Karl ging fast der Atem aus bei diesem unerhörten Plane. Er sollte den Vater festhalten!

„Wenn nun aber der Vater nach Hause will?“ fragte er zögernd.

„Du hast nicht für einen Groschen Courage! — Zum Donnerwetter, du kannst doch wohl den Alten irgendwie anlügen?“

Karl schwieg. Er sah ein Unheil hereinbrechen und fühlte sich nicht stark genug zum Widerstande.

Noch wurde über den Plan beratschlagt, aber selbst der Gedanke, daß Wilhelm wie ein junger Graf zu dem Pfarrhause sprengen und Fräulein Emilie errötend seinen Glückwunsch entgegennehmen würde, konnte die Unruhe und Sorge in Karls Herzen nicht zum Schweigen bringen.

Der unheilvolle Tag brach an.

Der Vater ging wirklich mit Karl zu den Kartoffeln, wirklich sollte Wilhelm nach dem Dorf sehen, aber schon nach einer Stunde wollte der Vater heimkehren. Karl war leichenblaß geworden, er raffte allen Mut zusammen, als er ihn zu fragen wagte:

„Willst du nicht nach den Äckern sehen?“

„Ach was!“ gab der Vater nur verächtlich zur Antwort und ging. Karl sah ihm voller Entsetzen nach. Der Vater ging einige hundert

Schritte den Weg zum Hof, dann blieb er stehen. Ein Hoffnungsstrahl bligte in Karl auf! Er wendete sich zu dem Felde, dort bohrte er mit seinem Stock in einer Scholle herum. Jetzt — mein Himmel! — jetzt ging er wieder zurück auf den Weg und immer näher rückte seine Gestalt dem Hofe, sich dunkel von dem gelben Stoppelfelde abhebend. Nun verschwand er zwischen den Scheunen und Karl setzte sich nieder, mitten auf dem Felde, unverwandt nach dem fernen Kirchturm spähend. Dorthier mußte Wilhelm kommen.

Nach einer halben Stunde sah er einen galoppierenden Reiter, aber nur einige Minuten. Der Reiter wählte einen Weg, der ihn hinter das Gehöft führte.

Was wird es nun geben?

Karl kam halb erstarrt zu dem Mittagstisch. Er sah Wilhelm nicht, wagte auch nicht nach ihm zu fragen. Der Vater war sichtlich erregt und blickte nicht auf, als Wilhelm eintrat, dessen Benehmen Karl verändert erschien. Kein Wort wurde gesprochen. Nur die Tante fragte mit ihrer wehmütigen Stimme hin und wieder: „Noch etwas Suppe? Noch etwas Kohl?“

Als die Mahlzeit beendet war, ging Karl zu Wilhelm hinauf. Er öffnete die Tür, da stand Wilhelms gelber Koffer auf dem Tisch und am Boden eine leere Kiste!

Karl floß alles Blut zu dem Herzen. Er wollte etwas fragen, aber er bewegte nur tonlos die Lippen und zeigte auf die Kiste.

„Ich soll morgen früh fort,“ sagte Wilhelm mit gekünsteltem Gleichmut, „na, das war eine schöne Geschichte! — Der Alte war rein verrückt!“

Karl kämpfte mit den Tränen und stellte sich an das Fenster. Es war windig geworden und einzelne Regentropfen flogen gegen die Scheiben. Die alte Tanne schwenkte wild ihre Zweige durcheinander und Karl starrte mit weit geöffneten Augen zu ihr hinüber.

Wilhelm nahm seine Röcke aus dem braunen Kleiderschrank.

„Na, alter Junge, wir sehen uns bald einmal wieder,“ sagte er dabei, „du kannst mich besuchen kommen. So schnell wird es wohl mit einer neuen Stelle nicht gehen. Vor Neujahr schon gewiß nicht.“

Karl wendete sich immer nicht. Da tönte des Vaters Stimme auf dem Flur: „Karl!“

Der Junge fuhr zusammen und eilte hinaus. Er wischte sich mit dem Ärmel flüchtig die Tränen aus den Augen.

Unten stand der Vater in seinem blanken schwarzen Regenmantel.

„Komm mit,“ sagte er befehlend.

Draußen aber, während der Wind durch die großen Pappeln fuhr und die gelben Blätter weit über die Stoppelfelder trieb, hielt er einen längeren, zornigen Vortrag über Wilhelms Unverschämtheit. Glücklicherweise mußte er sich hin und wieder die Mütze festhalten, und das schwächte bis zu einem gewissen Grade die Wirkung seiner Rede ab.

„Mit solchen Bengels mache ich kurzen Prozeß,“ sagte er, „ich möchte doch wissen, wer hier der Herr ist? Du hast natürlich von dem dummen Streich gewußt. So grüne Jungens, wie ihr seid, stecken immer zusammen. Das hat nun ein Ende. Verstehst du mich?“

Er blieb stehen und sah Karl an.

„Ich bitte mir aus, daß du jetzt die Gedanken zusammenhältst und nicht wie ein halb dämlisches Frauenzimmer über die Felder läufst.“

Er ging weiter.

„Du hast jetzt Wilhelms Arbeit zu tun, und deshalb ist es mir auch lieb, daß der Bengel seiner Wege geht.“

Wie ein Alp wälzte sich die neue Verpflichtung auf den Jungen. Dazu der Schmerz des Abschiedes von Wilhelm — es war fast zu viel!

Welch ein Abend war das! — Welch eine Nacht!

Wilhelm schrieb einen langen Brief an Emilie, den Karl zu besorgen versprach. Als er sich zur Ruhe begeben hatte, saß Karl, halb entkleidet, auf dem Fußende des Bettes und sprach mit leise bebender Stimme zu dem Freunde.

Er gelobte ihm ewige Treue.

Wilhelm sagte ihm zweimal: „Du bist ein guter Kerl!“ Einen höhern Ausdruck seiner Verehrung zu finden, hatte ihm Mutter Natur versagt.

Die Müdigkeit übermannte die Freunde, und am folgenden Morgen verließ Wilhelm das Haus.

Der Vater sagte ihm mit kurzem Händedruck: „Ich hoffe, daß Sie sich an anderer Stelle besser aufführen werden.“

Die Tante gab ihm einen kleinen Topf mit Honig mit auf den Weg und grüßte ihn noch oben von ihrem Fenster aus.

In Karl aber wogte ein Meer sich überstürzender Gedanken. Er weinte nicht, aber er sah krank aus. Zwei scharfe Linien an den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln herab, die bisher nur andeutungsweise vorhanden waren, traten schärfer hervor. In seinen Augen lag tiefer

Kummer, den er zu verbergen suchte. Er ging ins Feld; da war es entsetzlich öde und einsam. Jetzt war er allein mit dem Vater und der Tante. Seine Arbeit erschien ihm unüberwindlich und ein paar Versuche, ihr innerlich Verechtigung zuzuwenden, scheiterten an dem erlahmenden Körper.

Nie war ihm die Welt größer erschienen, nie reicher in der Ferne, nie elender in seiner Nähe.

Er raffte sich auf, so gut er es vermochte, doch reichte der Aufwand seiner Kräfte nicht annähernd an die Anforderungen, die der Vater an ihn stellte. Dazu rückte die Jahreszeit vor, und die Herbstnebel, die sich tagelang über die Ebene legten, drückten die Stimmung des Jungen bis zur Erschlaffung nieder.

Die Tante fühlte das Elend Karls, ohne ihm durch ihr Wesen Ersatz bieten zu können. Sie steckte ihm mitleidig bald ein paar Äpfel zu, bald legte sie heimlich etwas Backobst in seinen Kasten.

Karl fühlte instinktiv, daß die Tante auszugleichen versuchte, aber einerseits empfand er eine Art Stolz dem Mitleid gegenüber, andererseits war es wieder jenes Gefühl der Überlegenheit, das ihm die Gesellschaft der Tante verleidete.

Mit einem wunderbaren Empfinden heimlicher großer Liebe, suchte er Nahrung und Trost in seiner Dichtkunst. In ein blaues Schulheft schrieb er abends nieder, was er während des Tages ersann.

Ein Klang unbeschreiblicher Sehnsucht und ein Zug kindlichen Leidens lag in seinen Versen. Manches war so tief dem Wehgefühl des Herzens entquollen, daß er nicht wagte, die Strophen wieder zu lesen, denn sie zehrten an ihm, wie eine offene Wunde.

Das blaue Heft trug er, als sei es ein Heiligtum, mit sich herum. Denn oben in der Stube konnte es der Vater finden oder die Tante, und der Tante mangelndes Auffassungsvermögen war ihm fast so peinlich wie des Vaters Zorn. Leider durfte er nicht mehr wagen, draußen auf dem Felde in den Erlenbüschen an dem Rande des Sumpfes zu träumen, denn der Vater ließ ihn durch Arbeiter beobachten. Er stahl sich darum zu der alten Freundin, der Tanne, am Nachmittag oder wenn er gegen Abend einmal früher heimkehren durfte. Auf der Holzbank unter ihr, gegen das Haus geschützt durch ein Gebüsch von Flieder, saß er und ließ die Zweige leise über sich hinrauschen. Er hörte auf den Ruf der Drossel und auf das flüsternde Regen des gelben Schilfes an dem großen Wassergraben, der unten, zwischen Garten und Wiesen-

land, nahe bei der Tanne langsam vorüberfloß. Dann las er in dem blauen Heft oder schrieb ein paar Strophen mit einer kurzen Bleisfeder hinein.

So war es auch eines Sonntags, an einem hellen Novembertagmittag.

Der Vater war im Haus und hatte ihm den Nachmittag frei gegeben. Aber dennoch fuhr es ihm durch den unruhigen Sinn, Karl nach dem Torfschuppen zu schicken. Dort war in letzter Zeit Torf entwendet worden und „ein Sonntag-Nachmittag wäre eine Gelegenheit, die Kerls zu fassen“.

„Wo ist Karl?“ fragte er die Tante im Hausflur.

„Wahrscheinlich im Garten, er ging hinten hinaus,“ sagte sie wehmützig.

Der Vater nahm Hut und Stock und schritt den Weg zu der Tanne.

Plötzlich stand er vor Karl, der erschreckt sein blaues Heft in der Brusttasche verbarg und sich mit errötenden Wangen erhoben hatte.

„Was hast du da?“ fragte der Vater, der in jeder Heimlichkeit eine Bedrohung seiner Autorität sah und aus Mißtrauen nicht ohne Neugierde war.

„Nichts,“ sagte Karl, „ein Notizbuch.“

„Ein Notizbuch! — schönes Notizbuch! — zeige her!“ und er streckte die Hand nach Karl aus.

Der Junge preßte seine beiden Hände an die Brust und wurde leichenblaß.

„Nein,“ sagte er zögernd, aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit.

Dem Vater schoß das Blut in die Stirn und seine Hände wurden unruhig.

„Gib mir das Ding!“ sagte er nachdrücklich und der Blick seiner grauen Augen wurde schärfer.

Karl biß die Lippen zusammen und atmete schnell vor innerer Erregung. Er preßte noch fester die schmalen Finger auf das Heft in der Brusttasche und ein Zug von Energie breitete sich über ihn aus.

Zum ersten Male in seinem Leben war er dem Vater gleich.

Der aber faßte krampfhaft seinen Stock.

„Gib mir das Heft!“ schrie er losbrechend und trat plötzlich dicht vor den Knaben.

Mit schnellem Entschlusse sprang Karl zurück und warf das blaue Heft in den großen Wassergraben, hoch über das Schilf. Aber auch in

demselben Augenblicke traf ihn ein Stockschlag des Vaters hart ins Gesicht, und er fühlte, wie die eiserne Spitze ihm die Backe rißte.

Ein Gefühl namenlosen Elends durchzuckte ihn. Halb war es Ohnmacht, halb Haß und Trauer. Für eine Wiedervergeltung war er zu weich und zu schwach. Der Vater gab ihm weiter auch keine Veranlassung dazu, denn der Zornesanfall hatte denselben zu einer Handlung hingerissen, die ihm selbst nicht begründet erschien. Es trat ein plötzlicher Rückschlag ein. Er wendete sich und ging.

In dem Hause aber geriet er wieder in Zorn über Karl, über den Schlag, über alles, was ihm lästig war. Deshalb gab er vor seiner Tür dem armen Waldmann, seinem einäugigen Dachshunde, einen so festen Fußtritt, daß der arme Hund sich wehklagend die Treppe hinauf zu der Tante flüchtete.

Karl war wie erstarrt unter der Tanne stehen geblieben. Er nahm sein Taschentuch aus der Rocktasche und wischte sich die Blutstropfen langsam von der Wange. Dann setzte er sich erschöpft auf die Bank und lehnte seinen Kopf zurück an den Stamm. Nach und nach flossen ihm Tränen aus den Augen und schließlich brach er in ein heftiges Schluchzen aus. Dann trocknete er plötzlich die Tränen und stand auf.

Er suchte sich zu fassen.

„Christus hat auch gelitten,“ dachte er in einer Erinnerung an ähnliche Gedanken bei Strafen in der Kinderzeit.

Aber da stockte er, denn Gott hatte Christus nicht geschlagen.

„Ach, Dummheiten! — Das hat gar keinen Sinn!“

Plötzlich fiel ihm das blaue Heft ein, und er ging an den Graben, schob das Schilf beiseite und suchte. Da lag es zwischen einigen Schilfgräsern im Wasser. Mit einem trockenen Aste angelte er danach und fischte es heraus. Die Lunte war auseinandergelaufen, kaum war noch lesbar, was es enthielt. Aber er nahm es doch mit sich und ging hinauf nach seinem Zimmer.

Auf der Treppe begegnete ihm die Tante.

Er eilte bei ihr vorüber, doch hatte sie seine geröteten Augen gesehen und etwas Schlimmeres noch: eine blutige Wange!

Karl schloß sich in seinem Zimmer ein und hing das blaue Heft auf eine Stuhllehne in der Nähe des Ofens zum Trocknen. Dann legte er sich auf sein Bett und versank in unruhige, qualvolle Gedanken. Er wollte fliehen, er wollte seinem Vater trogen, er wollte den Vater durch Wilde besiegen, er wollte Krankheit heucheln — eines nach dem andern.

Dann sprang er auf und dachte an Wilhelm zu schreiben, aber er warf sich wieder auf sein Bett, denn er schämte sich des Schlags.

Um die Zeit des Abendessens kam die Tante an die Tür.

„Karl, das Essen ist fertig.“

„Ich komme heute nicht.“

„Bist du krank?“

„Nein.“

„Was fehlt dir?“

„Nichts!“

„Mache doch die Tür auf!“

„Nein. Laß mich.“

„Aber Karl!“

Nach einer Pause hörte Karl, wie sie eine Treppe hinabging, und er begann von neuem zu weinen, bis er sich entkleidete und müde und nervös die Nachtruhe suchte.

Die Tante saß unterdessen allein mit dem Schwager am Tisch. Sie hatte begriffen, was es gegeben hatte, und den heroischen Entschluß gefaßt, dem Schwager ihre Meinung zu sagen. Das war für die gute Frau eine herzklopfende Geschichte!

„Was mag Karl haben?“ fragte sie endlich.

„Er mault wahrscheinlich.“

„Weshalb denn?“

„Es wird wohl etwas gefehlt haben.“

Die Tante stand auf und trat an den Nebentisch, auf dem einige Teller standen. Sie konnte dem Schwager nicht bei ihrem Vorhaben in die grauen Augen sehen und machte sich deshalb bei den Tellern zu schaffen.

„Du behandelst Karl nicht richtig,“ sagte sie, dem Schwager den Rücken wendend, aber mit mehr Energie, als sie sich selbst zugetraut hatte.

„Was soll das heißen?“ fuhr derselbe auf. „Willst du mir etwa Vorschriften machen, wie ich den Jungen erziehen soll? — Das ist großartig! Du glaubst wohl, daß so ein eigensinniger Bengel die Landwirtschaft lernt, wenn er Kartoffeln frißt! — Ich weiß sehr genau, wie ich ihn zu behandeln habe.“

Er schenkte sich ärgerlich ein Glas Bier ein.

„Mir scheint es immer, als wenn Karl doch besser zum Studieren gepaßt hätte,“ äußerte mit einem Aufwand von Entschlossenheit die Tante, immer an den Tellern herumpußend.

„Das ist meine Sache,“ rief der Schwager, „du willst mir wohl gar einreden, daß nicht ein jeder Landwirt werden kann. Ich möchte doch sehen, ob ich nicht aus so einem Vengel, der Verstand genug hat, wenn er nur will, einen Landwirt herauskriege! Dummes Zeug.“

„Ja, ich meine eigentlich, wenn du mit Liebe — Karl braucht Liebe —“

Das war vielleicht das beste Wort, was die Tante gesprochen hatte, aber sie brachte es so wehmütig und leise hervor, daß es nicht treffen konnte, am wenigsten so harte Naturen wie der Vater, dessen Geduld nun erschöpft war.

„Zum Donnerwetter, Schwägerin,“ polterte er heraus, und stand zugleich auf, weil er sein Essen hastig beendet hatte. „Will Sie mich etwa darauf aufmerksam machen, daß ich den Jungen nicht lieb habe? Apfel stopfe ich ihm allerdings nicht in die Taschen, wie gewisse Leute, sondern ich will etwas aus ihm machen. Der Vengel soll etwas Vernünftiges werden. Verstehst du mich?“

Jetzt wischte er sich den Mund und stellte sich mitten in das Zimmer, während die Tante eifriger als vorher an den Tellern pußte.

„Karl braucht Liebe! — Seh' einer das an! — So eine Unverschämtheit!“

Und er ging in sein Arbeitszimmer und warf die Tür in das Schloß, daß der Kalk von der Wand bröckelte.

Der Konflikt in dem Garten hatte nichts Wesentliches an dem Benehmen des Vaters geändert. Er war einige Tage weniger rauh gewesen. Das war alles. Um so mehr war eine Veränderung in dem Wesen des Jungen bemerkbar. Er war noch scheuer und einsilbiger geworden und seine feinen Züge schienen gespannter als zuvor. Dadurch war die Größe der braunen Augen noch auffälliger, und ihr kummervoll sehnsüchtiger Glanz mußte selbst die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich lenken.

„Blank, wie mit Kalk gepußt,“ sagte er gelegentlich zu der Tante.

Karl trug sich seit jenem Vorfall mit dem Gedanken, daß etwas geschehen müsse. Was es sein könne, wußte er nicht, denn er fühlte sich in des Vaters Damm wie ein Vogel, dem der Blick der Schlange die Schwingen lähmt. Auch empfand er, trotz des Wunsches, weit in der Ferne ein wunderbares Glück zu finden, den Zusammenhang mit den Moorgründen der Heimat, auf deren Wasserflächen die Abendsonne in gelben Lichtern spielte, so intensiv, daß er sich demselben nicht entziehen

konnte. Er träumte darum weiter, und tat seinen Dienst so matt wie bisher, doch hatte er jeden Gedanken einer Selbsttäuschung aufgegeben.

Der Dienst erschien ihm jetzt als unleidlicher Zwang und nicht mehr in dem Gefühle des Unrechts schlich er unter die Lanze. Das war sein gutes Recht geworden, denn der Schlag des Vaters hatte ihm die Knechtschaft, unter der er stand, plötzlich enthüllt.

Nur jener unbestimmte Gedanke, daß „etwas“ geschehen müsse, störte ihn jetzt viel in seiner Träumerei. Er saß häufig lange Zeit mit der Bleifeder in der Hand, fertig, den poetischen Gedanken niederzuschreiben, und überraschte sich dabei, daß er in seiner Phantasie mit Wilhelm auf Reisen war oder als Wanderbursche bei mitleidigen Menschen in fernen Gegenden einkehrte.

Der Gedanke des Wanderns trat noch lebhafter an ihn heran, wenn er des Abends auf den Moorgründen herumstreifte und in langen Zügen die wilden Gänse und Kraniche über ihm hinzogen.

Die Fläche war weit, dunkelbraun gefärbt vom Herbst; nur das hohe gelbe Schilf stand gegen den hellen, leuchtenden Abendhimmel in feinen Linien.

Weiterhin glänzte die Wasserfläche eines Teiches aus dem braunen Moor, genau so gelb und hell, wie der Abendhimmel, und dahinter funkelte noch ein schmaler Streif, das war ein Graben. Ganz fern aber zeichnete sich dunkel, rötlich blau, ein Wald in scharfen Umrissen von dem Himmel ab.

Alles war Farbe, alles Licht.

Weit im Kreise herrschte tiefe Stille, nur der seltsame Ruf der Kraniche tönte durch den goldenen Abend, wie leise, ganz unvermittelte Klänge eines fernen Waldhorns und dazwischen schrill, als riefen die Valküren von der Götterburg weit über die Wolken hin ihren Schlachtentwurf.

Der Junge stand vom Licht umflossen regungslos auf dem braunen buschigen Grase und blickte zu dem Abendhimmel hinauf, den Kranichen nach, bis weit in der Ferne ihr Ruf verhallte und der Sonne letzter Schein verschwand. Dann ging er langsam heim, mit Mühe den Weg zwischen den Gräben suchend, und setzte sich schweigend an den Tisch, zwischen Vater und Tante.

Er nannte das Moor seinen „Sonnengarten“ und sprach das Wort gern leise für sich allein aus.

Als er einst heimkehrte, schrieb er traumhaft ein paar Strophen auf. Sie lauteten:

Hoch über bräunlichem Moor
 Ziehen Kraniche schwebend
 Gen Süden.
 Singend tönet ihr Ruf
 Abendgoldig den Menschen,
 Den müden.
 Strahlen flimmern vom Teich
 Zu des Schilfes Geflüster,
 Dem leisen.
 Sinkender Sonne Weh
 Zieht mich sehnend zur letzten
 Der Reisen.

Die letzte Strophe wiederholte er häufig in seinem Sonnengarten ganz leise:

Sinkender Sonne Weh
 Zieht mich sehnend zur letzten
 Der Reisen.

Es lag in den Versen eine Art Ruhe, die ihn besänftigte, und der Besänftigung bedurfte er wohl in jenen Tagen!

Fräulein Emilie war an einer Lungenentzündung erkrankt, und ein typhöses Fieber, das dazugetreten war, hatte das blühende Mädchen binnen wenigen Tagen dahingerafft.

„Das ist eine schöne Geschichte,“ sagte der Vater, „nun soll einmal die piepige Pastorin sehen, wie sie mit der Wirtschaft fertig wird.“

Karl war tief erschüttert durch die Nachricht.

Was wird Wilhelm sagen!

Aber auch er selbst litt darunter, sein Edelfräulein war gestorben, und er war noch einsamer geworden. Eine Schaffensunlust drückte ihn nieder in ganz neuer Empfindung größten Unbehagens.

Vor allen Dingen schien es ihm eine Pflicht, Wilhelm zu benachrichtigen. Er begann dreimal einen Brief und setzte immer wieder ab, ehe er schrieb. Aber der „arme, unglückliche“ Wilhelm beantwortete diesen Brief nicht einmal, wie sehr Karl sich auch danach sehnte und die mögliche Dauer der Antwort berechnete.

Das Begräbnis Emiliens war unendlich traurig.

Der Pfarrer des benachbarten Kirchdorfes hielt die Grabrede, denn der arme Vater hatte die Kraft nicht dazu, trotz seines ritterlichen Fehdecharakters. Das Leid war zu schwer über ihn hereingebrochen. Aber

er sah, daß seine arme „piepige“ Frau eine gottergebene, friedliche Person war, viel ruhiger und vernünftiger als er selbst, und er begann deshalb eine gewisse Achtung vor ihr zu empfinden, die ihn tröstete.

Eine eigene Wirkung übte auf Karl das Wort aus, mit dem der Pfarrer des Nachbardorfes seine Grabrede begann:

„Gönnt der Blume, die so früh welken mußte, die Ruhe, meine Geliebten, wir sehnen uns alle danach, bewußt und unbewußt, alt und jung.“

Karl hörte nicht mehr als das. Es hatte ihn dieses Wort innerst berührt und es war, als fielen Schuppen von seinen Augen. Das war es! Ruhe, tiefe süße Ruhe, wie der Schlaf sie gibt nach des Tages zerrissener Stimmung zwischen Vater und Tante!

Die trübselige, feierliche Umgebung erhöhte noch den entfesselnden Eindruck seines Wortes, der so stark war, daß Karl allen Maßstab der Trauer verlor. Wohl vergoß er Tränen, als der blumengeschmückte Sarg in das „ruhevolle“ Grab hinabsank, aber im Grunde nur, weil alles weinte und die Tante neben ihm heftig schluchzte.

Seit jenem Tage nahm die Todesahnung, die seine letzten Fieber vom Sonnengarten durchwehte, die Form glühenden, schmerzlichsten Wunsches an. Die Wandergedanken waren gewichen und Ruhegedanken erfüllten ihn ganz.

Mit jener unbestimmten Gewalt, die ein kindliches Gemüt vollkommen beherrscht, hatte ihn dieser Wunsch erfaßt. Es war nicht das Resultat des Nachdenkens, das fähig wäre zu noch weiteren oder anderen Schlüssen zu gelangen, sondern das unbewußte „Müssen“, ohne Reflexion, dem er sich hingab ohne Bewußtsein, berauscht von der ganzen Wollust des sehnsüchtigen Zwanges. Er war wie im Fieber, wenn er abends in dem Sonnengarten stand. Mit hochgeröteten Wangen, starren Augen, sah er die Sonne in dem Schilflande niedergehen. Fast mit Leidenschaft sagte er: „Sinkender Sonne Weh“, und dann verstummte er plötzlich und biß die Zähne aufeinander. —

Der Tante fielen seine fieberhaft geröteten Wangen auf, wenn er zum Abendessen kam, aber sie wagte nicht darüber zu sprechen.

Das Verhältnis mit dem Schwager war ein sehr gespanntes. Sie meinte, seit jenem Abend, da sie ihm wegen des Jungen den Standpunkt klar gemacht hatte, aber es war nur deshalb, weil der Butterverbrauch im Hause in letzter Zeit aus unerklärlichen Gründen ein größerer geworden war.

Mit Karl sprach der Vater kaum anders als in verächtlichem oder rauhem Tone. Zu der Verwunderung der Tante schien der Junge diese Behandlung leidlich gut zu ertragen.

Daß die harten Worte den feinfühlenden, nervösen Jungen nur deshalb nicht so schmerzlich berührten, weil er zu schwer verwundet war, um noch die Wirkung jedes neuen Pfeiles zu spüren, das faßte die gute Frau nicht. Sie versuchte nur durch allerlei Pfefferminz- und Lindenblütentee hinter dem Rücken des Vaters gegen Karls rote Backen zu operieren und war während zwei Tage ernstlich beleidigt über des Neffen hartnäckig abweisendes Benehmen.

So war der November fast verstrichen.

Die Kraniche sind fortgezogen und nur selten ist der Sonnengarten hell.

Auch unter der alten Tanne ist es kalt geworden. Die Stürme brausten nachts über die Ebene hin und rissen die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Manchmal gab es ein Geklapper in dem alten Hause, wenn der Wind an dem Garten her gegen die Dreitseite drückte, daß Karl meinte, es gingen Leute auf den Treppen herum. Er lauschte mit erhobenem Kopf und zog sich dann die Decke höher hinauf, weil der pfeifende Sturm durch die Ritzen der Fenster kalt in das Zimmer drängte.

Einst war der Lärm ärger als je. Es heulte und rauschte um das Haus herum, als könne nichts stehen bleiben. Ziegel flogen von dem Dach klirrend und klappernd auf das Steinpflaster vor die Tür. Die Fenster, gegen die der Regen prasselnd schlug, schienen sich fast zu biegen. Oben war eine Dachluke aufgedrückt, die klappte lärmend zu und auf, und von der Tanne her rauschte und pfliff es.

Karl sprang im Hemde an das Fenster.

Da wehten gegen den dunkelgrauen Himmel, den der Schimmer des verdeckten Mondes wenig erhellte, die Äste der Tanne herum wie schwarze Fahnen. Dann beugte sich die Spitze ganz herab, und dann plötzlich braust ein so grauenhaft gewaltiger Stoß heran, daß ein Fenster aufsprang und Regen und Wetter in das Zimmer hineintobten. Zugleich aber geschah ein krachender, dröhnender, schwerer Fall, so stark, daß das Haus zu erzittern schien.

Wo war das?

War das die Tanne?

Karl spähte fröstelnd zu dem geöffneten Fenster hinaus.



Jahrgang
1906

Aus der ... Philipp von ... burg

nach der ... der Verminderung der Tante ... er Junge ... sich gut zu ertragen.

Die harten Worte den feinfühlenden, nervösen ... so schmerzlich berührten, weil er zu schwer ... jedes neuen Pfeiles zu spüren, das faste ... nur durch allerlei Pfefferminz- und Linden- ... rote Backen ...

fortgezogen und nur ... ist de ...

der alten Tanne ist es kalt geworden ... nichts über die Ebene hin und ... gelber ... Manchen gab es ein ... an dem Garten her ... in den Treppen ... zog sich dann die Decke höher ... die Fen ... drängte.

Einst war Lärm ärger als ... das Haus herum ... konnte ... dem Dach ... auf das ... vor die Tür. Die Fenster ... schienen sich fast zu biegen. ... lärmend zu und auf, und von ...

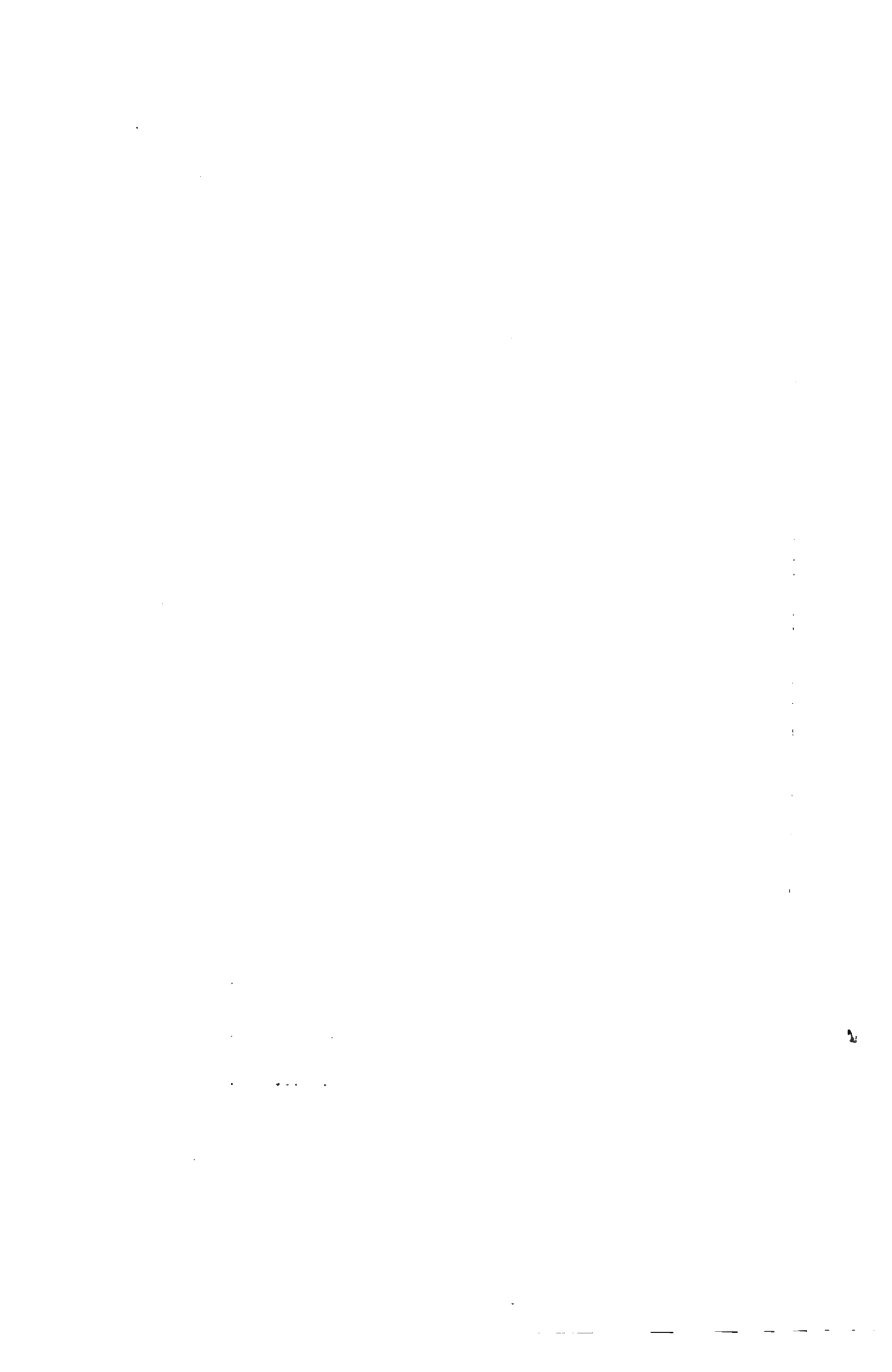
Carl ... wenig ... beugte sich ... Stigen Stof her an, daß ein ... Wetter in das Zimmer hineintobten. Sogleich ein frachender, dröhnender, schwerer Fall, so ... das ... schien.

Was? ... Tanne? ... Fenster hinaus



F. G. Waldmüller:
Männerbildnis.
Zum Essay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Koefler.



Mein Gott! — gegen den grauen Himmel wehen keine schwarzen Fahnen mehr!

Er schloß eilig das Fenster und kleidete sich an. Jetzt hörte er auch im Hause die Tritte des Vaters. Er lief die Treppe hinab zu der geöffneten Hintertür, an der der Vater stand.

„Die Tanne ist umgefallen,“ sagte dieser, „Donnerwetter war das ein Schlag!“

Mehr hörte Karl nicht. Er drückte sich an dem Vater vorbei hinaus in den Garten. Nur einige zwanzig Schritte machte er auf dem Wege, da stieß er auf die Krone des alten Baumes.

Einen Augenblick blieb er stehen und sah vor sich hin auf die schwarze Masse der Zweige und der Wind zauste ihm in den Haaren herum. Er drückte seine kalten, mageren Hände gegeneinander, wie vor einem unbestimmten, zweifelhaften Entschluß, dann lief er plötzlich zurück zu dem Hause.

Der Vater war im Begriff auf den Hof zu gehen.

Der Junge lief die Treppen hinauf in sein Zimmer und kleidete sich langsam wieder aus. Ganz abwesend mit seinen Gedanken, hin und wieder fröstelnd. Am nächsten Morgen ging er sofort hinunter in den Garten.

Die alte Tanne war dicht über dem Erdboden abgebrochen, hatte im Fall zwei Pflaumenbäume umgerissen und lag wie ein grüner Berg in dem weiten Gemüseland.

Der Platz war zerstört, der Blick frei auf das kahle Sumpfland. Selbst das Haus schien anders, obgleich es so weit von der Tanne entfernt stand.

Karl sah nach dem Fenster, ob niemand hinausblicke. Dann ging er in die Zweige hinein bis an den Hals und setzte sich einen Augenblick nieder.

Merkwürdig! — er mußte lachen.

Ja, war das nicht seine alte Freundin? War seine Jugend nicht mit ihr verwachsen?

Er lachte doch, und ein Gedanke fuhr ihm blitzartig durch den Kopf. Gott sei Dank, es ist zu Ende!

Weshalb denn „Gott sei Dank“?

Nun, die Tanne hatte so wild noch vorher die Zweige herumgeschwenkt und jetzt ist es still, ganz still.

Karl troch wieder aus dem grünen Berge hervor und ging hierauf in sein Zimmer. Er schritt dort unruhig hin und her, als suche er etwas. Dann lief er die Treppe hinab und sah nach der Wirtschaft.

Er war hastig in seinen Bewegungen und unruhig. Den Arbeitern, die die Tanne „klein machten“, sah er mit starrer Aufmerksamkeit zu.

Der Baum gab ein schönes Rußende und viel Kastenholz. Das lag aufgeschichtet an der Stelle herum, wo früher der versteckte, friedliche Platz gewesen war. Die Dorfleute durften sich die Zweige holen, und so lagen schließlich nur noch kleine grüne Endchen zwischen dem welken gelben Gras herum.

Das sah fast aus, als wollte es unten auf dem Boden wieder Frühling werden.

Wenn Karl durch das Dorf ging, erblickte er hin und wieder in den Holzschuppen der Tagelöhner grüne Tannenzweige, das schnitt ihm durch das Herz und er ging in schmerzvollster Stimmung hinaus auf das Feld.

In seinen Freistunden schrieb er eifrig an einer märchenhaften Erzählung. Die Überschrift lautete „Die Tanne“.

Er versenkte sich in die Schrift mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen; aber es mußte ergreifend und aufregend sein, was er schrieb, denn er litt unter der Arbeit, mit der er völlig verwachsen schien.

Er begegnete dem Vater in jenen Tagen mit einem finsternen Trog und mit einer gewissen Verächtlichkeit, die derselbe jedoch nicht erkannte.

Die Tante in ihrer beobachtenden Weise, deren Betrachtungen aber stets zu falschen Resultaten führten, glaubte darin zu erkennen, daß Karl etwas „gelernt“ habe und sich in der Landwirtschaft „sicherer zu fühlen“ beginne.

Karls eigentümlicher Zustand dauerte einige Tage.

Als die Erzählung abgeschlossen war, ging er wieder in den „Sonnen-garten“.

Es war ein Abend, wie ihn der Spätherbst unserer norddeutschen Tiefebene bisweilen bringt. Übereinandergetürmte Wolkenmassen von kühnen, wilden Formen. Die Sonne, in gelblichen Blitzen niedergehend, färbt die schnell sich durcheinander schiebenden Bilder rötlich und gelblich. Dazwischen tiefe bläuliche Schatten, wo die Massen zu dicht sind, um das Licht durchzulassen. Unten auf der Erde ist es kalt. Auf den Teichen wechselt das Spiegelbild der wandernden Wolken. Ein paar Krähen, die zu ihrem Nachtquartiere nach dem Kiefernwalde

ziehen, fliegen krächzend, von dem Winde schnell getrieben, über den Jungen hin. Unwirthlich ist das Bild, aber voll phantastischen Zaubers sind die Wolken, zu denen er hinaufstarrt.

Jetzt kommt er zu dem großen Teiche.

Durch das Stechen des Torfes ist er entstanden, und deshalb fällt der Rand senkrecht ab, etwa zwanzig Fuß bis zu dem Grunde.

Der Junge setzt sich nieder und läßt die Beine über den Rand hinunterhängen, so daß die Füße fast die Wasserfläche berühren.

Er legt seine Mütze ab und der Wind weht ihm über die Stirn. Unten in dem Wasser wandern die Wolken hin. Gelb, rot und dunkel, wie lange, gewaltige Heereszüge und Riesenwagen, von Tieren gezogen.

Der Junge macht schweigsam seine Betrachtungen. Es zieht das Unendliche ihn magnetisch an. Er blickt wieder in die Höhe und schlägt dabei mit den Händen an den schwarzen Teichrand.

Wie leicht geht es da oben her!

Ob man wohl im Himmel in solchen Wolken lebt?

Dummes Zeug! — Der Himmel ist wie ein Garten!

Oder es gibt auch gar keinen Himmel.

Nein, das glaubt er nicht. Dann wäre nur das Leben — nichts als das Leben!

Welche Einsamkeit!

Wilhelm schreibt ihm nicht — und nun ist gar noch die Tanne umgebrochen!

Karl stand hastig auf und ging weiter.

Da wurde es dunkel allenthalben, kalt, und dazu entsetzlich leer.

Eine innerliche furchtbare Angst kam über ihn. Die Gedanken schwirrten bunt durcheinander. Der Vater, die Tanne, Ferien, Postwagen, Schule, Wilhelm.

Er hält es nicht aus.

Wäre er tot!

Dieser Wunsch faßt ihn wie ein Fieber.

Er lief zurück zu dem Teich. Das Blut wallte ihm stoßweise nach dem Kopf.

Wieder setzte er sich nieder am Rande wie vorher, aber plötzlich, mit einer leidenschaftlichen zuckenden Bewegung drückt er die Hände vor sein Gesicht und wirft sich vorn über in den Teich.

Das Wasser schlägt wogend auseinander und über ihm zusammen.

Er will schreien, schwere Massen von Wasser dringen ihm durch Mund und Nase.

Furchtbare qualvolle Angst erfaßt ihn.

Er sucht nach Grund — vergebens!

Mit den Händen faßt er krampfhaft nach dem Rand, er erreicht ihn nicht!

Er sieht blitzartig schnell den Vater, die Tante, sein Zimmer.

Er schluckt wieder Wasser.

Luft, um Gottes willen Luft! — aber wieder Wasser, noch mehr Wasser — immer mehr Wasser! Jetzt ein Klingen und Drausen in den Ohren — jetzt alles gelb vor den Augen und große schwarze Ringe.

Er reckt die Arme gerade aus in die Höhe und sinkt hinab.

Es wird still, totenstill, nur einige Wasserblasen perlen noch zu der Oberfläche hinauf.

*

*

*

Am nächsten Morgen fanden sie den armen Jungen.

Es gab viel Geschrei und Lärmen in der sonst so gleichförmigen Wirtschaft; aber bald glättete das Alltagsleben die unruhige Bewegung, und die Erinnerung an das aufregende Ereignis nahm einen traumartigen Charakter an.

Das blaue Heft mit den verwischten Buchstaben fand die Tante in Karls Schubfach.

Sie legte es in ihren Wäscheschrank, da ruhte es auf einem Paket feiner Servietten, die sorgsam mit einem roten Bändchen zusammengeknotet waren.

Erich Felder: Ferdinand Georg Waldmüller.

Mit acht Bildern.

Die große Berliner Bilderschau vom Jahre 1906, die „ein Jahrhundert deutscher Kunst“ umspannte, hat bekanntlich eine gründlich deutsche Erwiderung auf die Pariser Centennale gebracht; da sie aber mit dem Einfaß des Impressionismus abbrach, mochte es voraussetzungslos vergleichenden Beschauern beider Säkularrevuen scheinen, als seien die Nachbarländer Deutschland und Frankreich künstlerisch durch eine chinesische Mauer getrennt — manchem „Heimatskünstler“ vielleicht zu Dank. Trotzdem darf nicht übersehen werden, daß gerade die fortschrittlichen Elemente hien und drüben unter der gleichen Devise siegten, die da lautet: „Los von der Akademie — zurück zur Natur“, und mancher der deutschen Naturanbeter sinnierte über dem gleichen Thema, aus dem der berechnendere Franzose späterhin seine praktischen Konsequenzen zog; das Problem der Freilichtmalerei ist nicht nur in Frankreich aufgerollt worden, seine technische Bewältigung freilich stammt aus der „Ville lumineuse“.

Keiner unter den Deutschen aber hat die Akademie zeitlebens treuer gehaßt, mit dem Ungestüm des Jugendfeuers wie mit der Zähigkeit des Eisenalters, als Ferdinand Georg Waldmüller. Und dieser streitbare Mann war keiner von jenen heute so häufigen Theoretikern, die da vergessen, daß die Sinnlichkeit es ist, die zeugen lehrt, und Bildungsanstalten für ungeborene Geisteskinder erbauen helfen; in seinen alten Tagen zog er die Konsequenz aus seiner künstlerischen Natursehnsucht — er entdeckte, daß man, um Sonnenlicht zu malen, ins Freie hinausgehen müsse. Wir Epigonen denken bei dieser Folgerung an das Ei des Kolumbus, damals galt das Gehaben des alten Kampfhahnes seinen schadenfrohen Segnern als Aberwitz — so viel stärker als die Logik ist das Vorurteil! „Eine Idee wie ein Haus,“ sagen die Wiener in solchen Fällen, um die Größe eines Gedankens ins Lächerliche zu ziehen.

Waldmüller hat den Ruhm, der ja stets am besten auf Gräbern gedeiht, in seinen letzten Jahren kaum knospen sehen; erst in der Aus-

stellung „Fünzig Jahre österreichischer Malerei“ (1898) ist er als der Größten Einer unter seinen Zeitgenossen auferstanden, und jetzt ward ihm gar ein Denkmal gesetzt; dies ist nicht so zu verstehen, als rage seine an einen knorrigen Schullehrer oder Landpfarrer erinnernde Biedermeiergestalt in Stein gehauen oder aus Erz gegossen vor irgend einem Akademiegebäude auf; nicht um eine solche, durch das Medium staatlicher oder städtischer Subvention ermöglichte Materialisierung handelt es sich, das Monument, von dem ich spreche, ist anderer Art: Arthur Köppler hat es dem Meister durch ein zweibändiges Prachtwerk errichtet, das unlängst im Kommissionsverlage von Carl Graeser und Co. (Wien) in einer einmaligen Auflage von 500 Exemplaren erschienen ist. „F. G. Waldmüller, sein Leben, sein Werk und seine Schriften,“ lautet der Titel. Die Reihenfolge „Werk und Schriften“ ist richtig; so wertvoll die persönliche Bekanntschaft mit dem Künstler auch sei — das Werk muß früher zu uns sprechen als sein Bildner. Sonst erlebt man den gegenwärtig sehr häufigen Fall, daß wissende Ästhetiker aus den Schöpfungen einer ihnen theoretisch vertrauten Kunstrichtung die Verwirklichung geläufiger Prinzipien herauslesen und sich über den unbefangenen Beschauer unendlich erhaben dünken, der nichts anderes sieht als — was ohne Kommentar eben zu sehen ist.

Wenn wir der mehrere hundert Bilder umfassenden, chronologisch geordneten Waldmüller-Galerie näher treten, die Köppler mit glücklichem Spürsinn und rastloser Energie den Kunstfreunden nunmehr erschlossen hat, so lernen wir den Altwiener Meister schon in seiner Frühzeit als urenchten Menschenschilderer kennen, der in der ungeschminkten Charakteristik des leichtlebig-sinnenfrohen Österreicherchlages von Anno Dazumal durch keinen, auch nicht durch den späteren Waldmüller übertroffen worden ist. Gute Gewährsmänner erzählen bekanntlich, ein Hauptmann Stierle-Holzmeister habe bei ihm das Porträt seiner Mutter bestellt „ganz so wie sie ist,“ aber ich glaube, daß dieses bündige militärische Kommando so wenig Einfluß auf Waldmüllers Schaffen gehabt haben kann, als wenn es etwa einem präziösen Schöngestir beigefallen wäre, das Bildnis seiner Tante im Stile der Botticellischen Anadyomene zu bestellen. Die Natürlichkeit war schon vor Waldmüller im Wiener Porträt vorherrschend, auch der alte Lampi malte seine wohlrafferten Kavaliere „so wie sie waren“, — unbeschadet ihrer steifleinernen, anglickerenden Tenue; im Bildnisfache hatte Waldmüller nicht wie in der Landschaft Erinnerungen an klassizistische Stilferereien zu überwinden,

ein leichter holländischer Einschlag macht seinen Matronen im krausen Spigenhäubchen die Nationalität nicht streitig. Wie menschlich wahr und doch spezifisch österreichisch wirken all' diese alerten alten Damen, aus deren erinnerungsfeligem Blick verstehende Liebe zur Jugend spricht! Dann die liebe Jugend selbst, die weibliche mit dem halbreifen Gemüt und den reiferen Formen zumal, die den reizempfindlichen Maler freilich manchmal verführte, sie mit den Augen des Lyrikers zu betrachten!

Noch ehrlicher schildert er die kulinarische Trefflichkeit der kichenkundigen, riegel samen Hausfrauen, die vielleicht niemals schön waren, aber so lange „noch immer hübsch“ bleiben in ihrer freundlichen, wohlverdienten Rundlichkeit. Der Männertypus ist nicht minder bodenständig; neben der gesunden Kasse des verb zugreifenden Vorstadtbürgers dominiert der feingliedrige, korrekte Pflichtmensch, der, aus weicherem Stoffe geformt als im rauhen Norden, — oft unselbständig und immer genußfroh — im Alter zum Hypochonder wird, ohne deshalb die männliche Anmut seiner grünen Jahre ganz zu verleugnen. Unter die Bildnisse mengen sich Wahrzeichen dornenvollen Künstlerwallens: allegorische Darstellungen, die Waldmüller für Apothekenschilder gemalt hat. Wien ist ja besonders reich an solchen künstlerischen Firmenschildern, aber auch in Paris hat sich mancher später berühmt gewordene Meister auf diesem Gebiete versucht; man erinnert sich des „Fechtmeisters“ von Carolus Duran, der in der Karlsruher Jubiläumsausstellung vom Jahre 1902 zu sehen war. Die Tafeln, auf denen Waldmüller sein Können pharmazeutischen Zwecken weihet, wirken kaum als Unterbrechungen der Bildnisreihe: ist doch dieser Hippokrates der lässig-festen Haltung wie dem Profil nach ein Österreicher in den besten Jahren, die schlangen umwundene Hygieia eine „backstierliche“ Wienerin, die den Schwierigkeiten irgendeines Leibgerichtes nachsinnt . . .

Fataler berühren die Genreszenen mit dem unvermeidlichen Großpapa; bald segnend, bald schäfernd, erblindet oder genesend betrent dieser Wiedermann zur Nührung sentimentaler Beschauerinnen sein stereotypes Enkelkind, einen flachblonden, pausbäckigen Hemdenmaß, der sich durch Gehversuche, heimgebrachte Schulzeugnisse und andere Symptome seines holden Blütenalters angenehm bemerkbar macht.

Ertappte Liebespaare, Geburtstagsfeste usw. bringen im „Geiste“ der Zeit einige Abwechslung in die Familienstampelei.

Malerischen Wert aber gewinnen diese anekdotischen Darstellungen durch die jarisinnige Behandlung der landschaftlichen Hintergründe, die

von der Buntheit des allzu farbenfrohen Borderplanes abstecken und den Weg zu Waldmüllers Freilichtmalerei anbahnen, auf den seine früheren, vielfach panoramenartig gebauten, minutös getüftelten Landschaften kaum hingewiesen hatten. Noch moderner wirkte er später, als die Alterssichtigkeit ihn zu breiterer Pinselführung zwang. Die koloristische Verfeinerung, die sich heute allmählich aus dem Lichtexperimente entwickelt, hat der urwüchsig Altwiener freilich nicht geahnt, aber mit voller Deutlichkeit erkannte er das Problem der Modellierung des Gegenstandes durch Licht und Schatten, dem er auch in seinen Schriften ein eigenes Kapitel widmet.

Diese Andeutungen vermögen nur einige Stichproben aus der Bildersfülle des Monumentalwerkes zu geben, dessen Illustrationen Schwala, der bewährte Drucker der Wiener Werkstätten, in mustergültiger Weise ausgeführt hat. An der Spitze des gewaltigen Folianten steht ein dichterisch empfundenes, auf vertrauter Bekanntschaft mit Waldmüller basiertes Vorwort von Arthur Köhler; einer weitausgreifenden Biographie bedurfte es nicht, umfaßt doch der zweite, schwächere Band Waldmüllers Schriften, die über sein Menschentum gültigeres Zeugnis ablegen als ein noch so trefflich studiertes „imaginäres Porträt“ dies vermöchte.

Seine Schicksale sind vielfach nach der Schablone geformt, die das Leben für tragische Künstlerromane zu verwenden pflegt. F. G. Waldmüller war der Sohn eines ehrengerechtem Wirtes am tiefen Graben in Wien; nach Familienbeschluß sollte er aber noch höher hinaus als sein alter Herr, — man kann sich also das Entsetzen über die Kunstpläne des jungen Ferdl vorstellen! Statt der von mütterlicher Phantasie erträumten Tonsur wählte er die Künstlerlocke als Hauptschmuck, und der väterliche Fluch bestärkte ihn wie üblich in seinem Vorhaben. Nun folgten die Jahre der Bohème; um leben zu können, kolorierte Waldmüller Zuckerwerk für brave Kinder — heute wären es wohl Ansichtskarten gewesen. Auch die Ehe mit „einer vom Theater“ fehlte auf seinem Leidenswege nicht. Später faßte er den Plan, über das große Wasser zu gehen, aber ein einträglicher Bilderverkauf im Londoner Buckingham-Palace, an dessen Erzielung sich Königin Viktoria und Prinz Albert aktiv beteiligten, bewahrte ihn vor diesem letzten Auskunftsmitel gescheiterter Edelleute. Er hatte die Kleinbürgerliche Fähigkeit sich emporzuarbeiten und brachte es denn auch zum Custos, Professor und akademischen Rat; aber sein gesundes Gefühl für die zeitgenössischen Kunstbedürfnisse setzte ihn in strikten Gegensatz zu der schablonenhaften

Stilbildnerei der Akademien, deren theoretische Doktrinen er durch auf praktisches Naturstudium fundierte Meisterschulen ersetzt wissen wollte. Seine Ansichten legte er in den 1849 erschienenen „Vorschlägen zur Reform der österreichisch kaiserlichen Akademie der bildenden Künste“ und nachher in seinen „Andeutungen zur Belebung der vaterländischen bildenden Kunst“ mit möglichst undiplomatischer Offenheit dar, zog sich jedesmal einen Strafprozeß zu und wurde schließlich mit dem halben Gehalte von 400 Gulden pensioniert. Glücklicherweise fand Waldmüller an Schmerling — wie früher an Metternich — einen Gönner, der in dem hochbeinigen Grantler und Raunzer den ehrlichen Patrioten erkannte; der im Auslande längst gefeierte Meister ist in keinem Sinne als Prophet im Vaterlande gestorben, genug, er wurde vor seinem Tode rehabilitiert, nachdem die Ungnade schwer auf ihm gelastet hatte. Gehörte er doch zu den cholertischen Naturen, deren Todeskeim im Herzen entspringt. — „Ehret die Toten, aber noch mehr die Lebenden,“ ruft Waldmüller einmal in bitterem Erinnerungsschmerz aus, dann aber fährt dieser echte Heimatskünstler frei von engherzigem Chauvinismus fort:

„Laßt uns Frankreich nachahmen in dieser Beziehung, es sei und soll die letzte Nachahmung sein, — wir wollen selbständig und nicht mehr abhängig sein in allem, was Kunst und Industrie betrifft, die Reichen und Vornehmen werden patriotisch sein und nicht das Mittelmäßige des Auslandes guten inländischen Erzeugnissen vorziehen, denn das Inland wird durch die Gewerbefreiheit und durch die Aufmunterung der bildenden Kunst in den Stand kommen zu zeigen, was Oesterreich, gekräftigt, in solcher Weise vermag.“

Da dieser gute Oesterreicher ein guter Deutscher war, so gilt sein Mahnwort auch der deutschen Kunst.

Raphael Löwenfeld: Leo Tolstoj.

Ganz Rußland steht in hellen Flammen. Alles, was nicht abhängig ist und nicht Vorteil hat von der Erhaltung der Selbstherrschaft, ruft nach gewaltfamer Umgestaltung. Die Jugend des Landes setzt opfermutig ihr Leben ein für die Lösung der alten Fesseln, die alles Leben in starren Banden halten und alle Keime der Zukunft erdroffeln. Und der „große Poet des Rußlands“, wie der sterbende Turgenjew Leo Tolstoj einst apostrophierte, schweigt? Er, dessen Stimme man gewohnt ist zu hören, wenn die Weltereignisse sein Gemüt ergreifen, auf dessen Wort das ganze weite Land aufhorcht, weil man weiß, daß es aus tiefster Überzeugung kommt und ohne Furcht und Zagen, ohne Schen vor den Großen und Mächtigen gesprochen wird? Man wollte nicht verstehen, warum Leo Tolstoj abseits stand von der großen Bewegung, die ganz Rußland ergriffen hatte, und die, wie es scheint, einzuschlummern droht, wenn man nicht hoffen darf, daß sich unbemerkt im Schoße der Zukunft Größeres noch vorbereitet.

Wer den ganzen Mann, sein Werden und sein Denken kannte, war nicht verwundert über die scheinbare Gleichgültigkeit, mit der er dem Kampfe der Parteien zusah. Ein Denker, der in einem Leben voll inneren Kampfes sich durchgerungen hat zu der hohen Auffassung der Lehre Christi, wie Tolstoj, der den Gipfelpunkt dieser Lehre in dem Satze „Widerstrebe nicht dem Übel!“ erkannt, der jede Gewalt verwirft, — ein Denker mit dieser Anschauung konnte nicht ohne weiteres den Freiheitskämpfern seine Sympathie schenken, die alle Mittel der Gewalt rücksichtslos anwandten. Noch weniger aber konnte er der Regierung des Selbstherrschers und ihren verbrecherischen Helfershelfern innerlich zustimmen. Und so blieb ihm denn nichts übrig, als der stille, trauernde, rügende Zuschauer zu sein. Bis ihm in einer Pause des mörderischen Kampfes die Zunge sich löste und er in einem gewaltigen J'accuse gegen die einen wie die anderen die Anklage erhob; mit der gerechten Unterscheidung, daß die einen in frevlem Übermute üben, was die anderen in blutiger Notwehr ihnen nachtun. In dieser seiner letzten Epistel „Ich kann nicht schweigen!“ bietet der Achtzigjährige furchtlos seinen Nacken der Schlinge dar, denn er mag nicht leben in einem Lande,

in dem es nicht mehr Hentel genug gibt, um die Opfer einer despotischen Regierung vom Leben zum Tode zu führen.

Die kühne Tat, die in dieser furchtbaren Anklage liegt, ist der würdige Abschluß einer sechzigjährigen Tätigkeit als Lehrer und Führer eines großen irregeleiteten Volkes.

Denn Leo Tolstoj ist seinem Lande mehr, als ihm ein Dichter sein kann und als die Poeten Rußlands ihrem Lande je gewesen. Durch seine ganze Wirksamkeit geht das bewußte Streben, nicht bloß durch das Spiel der künstlerischen Phantasie zu ergötzen, sondern auch durch das Beispiel auf das Tun der Gesamtheit veredelnd einzuwirken.

Leo Tolstoj, der 1828 am 28. August a. St., 10. September n. St. geboren ist, entstammt einer altabligen Familie, deren Vorfahr unter Peter dem Großen den Titel eines Grafen erhielt; wahrscheinlich für eine verbrecherische Tat, für die vorzeitige, stille Hinrichtung Alexej, des Sohnes des Zaren Peter. Früh starben ihm die Eltern beide, und er erhielt unter dem Einfluß von Tanten, die alle Vorurteile ihres Standes teilten, eine dürftige, schlechte Erziehung. Von gutem Einfluß auf die Bildung seines Wesens war sein älterer Bruder Nikolaus, den alle, die ihn kannten, als das Muster eines Mannes rühmten. Die Jahre des Studiums in Moskau und Kasan waren wenig fruchtbar für den heranwachsenden Jüngling, insoweit es sich um den regelmäßigen Unterricht und um die akademischen Studien handelte. Aber ein lebhafter Geist des Zweifels, verbunden mit einem rücksichtslosen Streben nach Wahrheit und einem faustischen Drange nach Wissen, war schon früh in ihm entwickelt, und führte ihn in jungen Jahren zu großer Unabhängigkeit in der Betrachtung aller Dinge, so daß Altersgenossen und Studienfreunde an dem jungen Grafen Tolstoj viele Schrullen und Extravaganzen zu tabeln hatten.

Ohne seine Studien durch einen bestimmten Abschluß zu krönen, ließ sich der kaum dem Knabenalter Entwachsene auf dem Gute, das ihm als Erbe zugefallen war, nieder und griff sofort nach einer praktischen Tätigkeit. Das Studium Rousseaus hatte sein Denken stark beeinflusst. Er wollte den Bauern seines Besitzes neue saubere Hütten schaffen an Stelle der verfallenen und schmutzigen und für ihre Kinder Schulen errichten. Es war die erste in der großen Reihe der Liebestaten, die sein Leben ausfüllen, und die in seiner innigen Hingabe an die Mühseligen und Beladenen ihre Wurzel haben. Mit tiefer Enttäuschung endete dieser erste Versuch. Auf die stillen Jahre

in Jasnaja Poljana folgten stürmischere in Moskau. Tolstoj führte hier ganz das Leben seiner Standesgenossen und blieb ein Sklave dieser Lebensführung, obgleich eine innere Stimme immer vernehmlicher sein Tun und Lassen verwarf. Äußeres Mißgeschick trieb ihn fort aus der Hauptstadt des Landes, dorthin, wo unzählige Entgleiste in Rußland den Frieden suchen, nach dem Kaukasus. Hier nahm er Kriegsdienste und wirkte in den Kämpfen gegen die noch freien Völkerstämme des Berglandes mit. Aus dem Kaukasus kehrte er heim, um sich als Offizier an dem Krimkriege (1856) zu beteiligen. Während der ganzen Belagerung Sebastopols stand er an gefährdetster Stelle, und nur durch einen Zufall entging er dem Außersten. Kaiser Nikolaus veranlaßte die Entfernung des jungen Offiziers aus der viel bedrohten Bastion. Auch er hatte die Sebastopoler Skizzen gelesen, die damals in Rußland Aufsehen erregten, hatte sich nach dem Urheber erkundigt und, aus dem Wunsche, eine dichterische Kraft, wie diesen Schilderer der Sebastopoler Kämpfe, dem Lande zu erhalten, den jungen Poeten als Überbringer einer militärischen Botschaft nach Petersburg kommen lassen.

In dieser zweiten Hauptstadt des russischen Reiches lebte Tolstoj in einem Kreise hervorragender Schriftsteller. Turgenjew, Grigorowitsch, Gontscharow, Druzinin, Ostrowskij, Njekrassow, Esologub, Panajew, Fiet und viele andere gehörten diesem geistig regsamen, hochstrebenden Kreise an. Sie förderten und beeinflussten einander. Nur Tolstoj's eigenwilliges Wesen entzog sich ganz der Beeinflussung, ja, es erstarrte nur noch in seiner Selbständigkeit durch den bewußten Gegensatz. Gerade in der Beobachtung dieser stärksten Talente Rußlands, der Art, wie sie ihren Beruf überschätzten, in der Beurteilung ihrer Ziele und Ideale ward ihm klar daß seine und ihre Lebensführung eine falsche sei, und mit unerbittlicher Selbstkritik kam er zu einem vernichtenden Urteil über seine literarischen Genossen und über sich selbst.

Zimmer stärker erwachte in ihm der Drang, außerhalb Rußlands den Problemen des Fortschritts nachzugehen und die Methode der Volks-erziehung zu studieren. Er lernte die Schweiz, Deutschland, Italien, Frankreich, England und Belgien kennen und ging unmittelbar nach seiner Rückkehr in die Heimat daran, die Ergebnisse seiner Auslandsstudien in die Tat umzusetzen. Was dem Zwanzigjährigen nicht gelungen war, das führte nun der nahezu Vierzigjährige im weitesten Umfange durch. Er gründete für die Kinder seiner Bauern eine Anzahl Schulen in Jasnaja Poljana. Er selbst war der oberste Leiter aller dieser

Schulen und einer der eifrigsten Lehrer. Seine Erfahrungen als Pädagoge veröffentlichte er in einer Neubegründeten Zeitschrift, der er den Namen seines Gutes gab, und in der die Probleme des Elementarunterrichts, unter Verwerfung aller bestehenden Systeme und Methoden, von Grund aus neu erörtert wurden.

Nun war eine gewisse Ruhe über den Raslosen gekommen. Er richtete sich für die Dauer in Jasnaja Poljana ein und nahm sich (1862) in Sofia Bors, der Tochter eines deutsch-russischen Arztes in Moskau, die Gefährtin fürs Leben.

Seit dieser Zeit hat Tolstoj Rußland nicht verlassen. Sein Leben bewegte sich zwischen seinem Hause in Moskau und seinem Landsitz Jasnaja Poljana. Nur selten verließ er sein Heim und auch dann nur, wenn es dringende Notwendigkeit war, wie zum Beispiel zur Wiederherstellung seiner Gesundheit durch eine Stutenmilchkur in Samara. Aber je ruhiger sein äußeres Leben wurde, desto heftiger steigerten sich die Zweifel an aller Überlieferung, die ihm eigentlich nie auch nur auf einen Augenblick Ruhe gegeben hatten. Die Fragen nach dem Glück des Einzelnen und dem Glück der Gesamtheit ließen ihn nicht los. Wie leibhaftige Wesen umschwirrten sie ihn und heischten Antwort. Er konnte nicht leben, ohne darüber klar zu sein, wie er zu leben habe, und welches das Ziel des Lebens sei. Die Probleme, an denen die träge Mehrheit der Menschen ruhigen Gemütes vorübergehen, gerade diese Probleme packten ihn mit unüberwindlicher Gewalt. Ich kann nicht leben, ohne den Sinn des Lebens zu verstehen, das war der Gedanke, der eigenstännig, hartnäckig, wie ein verfolgendes Gespenst, ihn verfolgte. Er war nicht weit vom Selbstmord. Da plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Aller Zwiespalt, der das Leben der Gebildeten zerklüftet, ist dem Manne aus dem Volke fremd. Er lebt ein friedliches Dasein in einem stillen Glück. Die tausend Wünsche, die uns unerfüllt bleiben, kennt er nicht, die Zweifel des Lebens sind ihm gelöst. Er hat in seinem Glauben die Antwort auf alle Menschheitsfragen und in der Übung der hergebrachten Formen einen sicheren Führer durch die Irrungen des Lebens. Er hat den Sinn des Lebens. Und mit einer Entschlossenheit, die nur ihm eigen ist, ergreift Tolstoj diese Entdeckung und setzt den Gedanken in die Tat um. Mit voller Inbrunst schließt er sich der Kirche seines Heimatlandes an, versäumt er keine Pflicht, die sie ihren Gläubigen aufzulegt, übt alle Zeremonien, die sie vorschreibt, und unternimmt Pilgerfahrten zu den Klöstern und Stätten der Mär-

tyrer. Kein Müßigkammerling kann ein treuerer Sohn der orthodoxen Kirche sein, als es der, damals schon weit berühmte Dichter zwei ganze Jahre seines Lebens war. Aber so treu, wie er sich dem Kirchenglauben ergeben hatte, so treu blieb er sich selbst. Die kurzen Jahre dieser völligen Hingabe an die Lehre der orthodoxen Gemeinschaft hatten genügt, um in ihm die Überzeugung zu festigen, daß das offizielle Christentum eine Zerstörung der reinen Lehre Christi sei. Der Grund zu dieser Verstümmelung sei das Bemühen nach einer Anpassung der widerstreitenden Forderungen der Staatsgewalt und ihrer Vertreter an die Ideale des Christentums, die dem Menschen unerreichbar wären. Die herrschsüchtigen Machthaber und die Diener der Kirche als ihre bezahlten Sklaven haben diese Karikatur des Christentums um ihrer Selbsterhaltung willen geschaffen. Ein anderes ist die Kirche, ein anderes die reine Lehre des Evangeliums.

Und nun wendet sich Tolstoj einem tiefen Studium des alten und des neuen Testaments zu. Er lernt in höherem Lebensalter die Sprachen der Bibel, Hebräisch und Griechisch, und versenkt sich, wie ein theologischer Forscher, in den Wortlaut und den Geist der überlieferten Schriften. Aber nicht die theologischen Fragen sind es, deren Lösung ihm wesentlich erscheint; wichtig ist ihm vor allem die Sittlichkeitslehre des neuen Testaments, deren höchsten Ausdruck er in der Bergpredigt findet. Das vorkirchliche Christentum, das ist das Ergebnis seiner unermüdblichen Forscherarbeit, ist die allerstrengste, reinste und lüdenloseste metaphysische und ethische Lehre, über die hinaus die Menschheit sich bis heute nicht erhoben hat. Die Gebote Christi sind die Grundlagen alles Gemeinschaftslebens, in ihrer Befolgung liegt das Heil der Menschheit. Ihm sind damit Probleme des Lebens gelöst, und in dieser Überzeugung beruhigt sich das aufgewühlte Gemüt des unruhigen Fragers. Von Stunde an führt er das friedliche Leben eines abgeklärten Denkers, innerlich und äußerlich fern von dem stürmischen Treiben der Welt, fern von ihren Wünschen und Bedürfnissen. Ja, er sieht von diesem neu gewonnenen Betrachtungspunkte sogar auf sein eigenes großes Lebenswerk mit Geringschätzung herab. Alles, was ihm die Bewunderung seines Volkes, der Welt eingetragen hat, erscheint ihm klein und von geringem Wert: die reichen Gaben, die der Dichter uns geschenkt, treten für ihn selber weit zurück hinter die sozial-ethischen Schriften, in denen der Denker den Werdegang seiner Lebensanschauungen darlegt.

Schon Tolstoj's dichterisches Erstlingswerk hat in seinem Scimat-

lande schnelle und volle Anerkennung gefunden: „Die Kindheit“. Wie alle Dichtung Tolstoj's, ist auch dieses Erstlingswerk aus dem Drange nach Bekenntnissen hervorgegangen. Der Plan war, einen großen Roman „Geschichte der vier Lebensstufen“ zu schreiben. In der Ich-Form sollte die geistige oder mehr noch die seelische Entwicklung des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Mannes, wie Selbsterlebtes, erzählt werden. Der großartige Plan ist aber nicht ganz durchgeführt worden. Das Mannesalter wurde nie in Angriff genommen, die Jünglingsjahre sind nur zur Hälfte geblieben, bloß Kindheit und Knabenjahre wurden vollendet. Die Kindheit erschien 1882 in Njefrassows Zeitschrift „Der Zeitgenosse“, die anderen Teile folgten in Pausen von zwei Jahren. Nicht um eine Schilderung von Selbsterlebtem im engeren Sinne des Wortes handelt es sich in diesen Teilen des Romans. In einer Mischung von Dichtung und Wahrheit wird mit grausamer Aufrichtigkeit nur die Entwicklung der eigenen Psyche gegeben. Die äußeren Umstände haben gar nichts oder doch nur sehr wenig mit der Person des Dichters zu tun. Die geschilderten Ereignisse gelten für jeden Menschen, der als ein Kind des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts in einem vornehmen russischen Hause zur Welt gekommen ist. Der Irrtum, daß Tolstoj einen autobiographischen Roman habe schreiben wollen, hat zu vielen falschen Angaben über die Person des Dichters geführt.

Ganz erstaunlich ist gleich in diesem Erstlingswerk des jungen Dichters die Kraft der Charakterisierung. Menschen der verschiedensten Lebensalter, der verschiedensten Berufe stellt er in ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Innenleben so klar vor uns hin, wie kein zweiter Poet der Gegenwart das vermag. Ein Gedächtnis von eminenter Zuverlässigkeit macht es ihm möglich, alles, was er an Menschen beobachtet hat, äußere Gebärde und seelische Vorgänge, bis in die kleinsten Einzelheiten wiederzugeben, und so tragen in der großen Fülle der Gestalten, die er uns vorführt, alle in gleicher Weise die Merkmale echten Lebens.

Im Gegensatz zu der Geschichte der vier Lebensstufen ist „Der Morgen des Gutsherrn“ die Gestaltung eines persönlichen Erlebnisses mit fast genauer Wiedergabe der Wirklichkeit. Wir haben schon oben der ersten Enttäuschung des jugendlichen Volksfreundes gedacht, der den Insassen seines Besitzes materielle und geistige Güter mit freigebiger Hand zu schenken versuchte. Eben dieses Erlebnis ist der Gegenstand der Schilderung. Der junge Gutsherr wandert an einem

schönen Junisonntag von Hütte zu Hütte und spricht mit alten und jungen Bauern über seine Pläne und Hoffnungen. Die Bauern aber haben in ihrer Stumpfheit kein Verständnis für seine Beglückungsgedanken. Sie sind in ihrem Frondienst zu solcher Gefühllosigkeit herabgesunken, daß sie am liebsten in dem Zustand verharren, der ihnen gewohnt ist. Sie glauben auch gar nicht an solche Güte eines Herrn, denn nie waren sie einem Menschen die Mitmenschen, für die er empfand. Es bleibt alles, wie es gewesen ist. Der Wohltäter ist nicht imstande zu geben, was er gütigen Herzens so gern gegeben hätte.

Schon in dieser Erzählung, die im Jahre 1852 entstanden ist, erweist sich Tolstoj als ein Kenner des russischen Bauern, dessen Seele er mit inniger Liebe erforscht. Turgenjew hat später einmal dieses Gefühl Tolstoj's für die Kleinen und Bedrückten spöttisch eine hysterische Liebe genannt. Aber eben diese Liebe befruchtet die dichterische Kraft Tolstoj's; und wenn er in einem Werke seiner Mannesjahre einmal den Gedanken ausspricht, daß kein poetisches Gebilde ohne Liebe entstehen kann, so bewährt sich gerade an ihm die Wahrheit dieses Ausspruchs am meisten.

So gering an Umfang „Der Morgen des Gutsherrn“ ist, so versteht der Dichter doch, uns mit der ganzen Einwohnerschaft des russischen Dörfchens bekannt zu machen. Die Bauernpersönlichkeiten, mit denen der junge Besitzer spricht, stehen mit derselben greifbaren Leibhaftigkeit vor uns, wie die Gestalten aus der Gesellschaft, die wir aus den Lebensstufen kennen.

Seine Kaukassischen Erzählungen, die Frucht seines Aufenthalts in dem romantischen Gebirgsland, schöpfen ihre Kraft auch wesentlich aus der Schilderung der Volkstypen, die der Dichter mit seiner „hysterischen Liebe“ umfaßt. Das Leben der jungen Offiziere in den kaukassischen Ländern, das Treiben der Soldaten, die Beobachtung der fremden, von europäischen Sitten und Unsitten noch unberührten Völkerschaften weckt in dem alles beobachtenden Poeten immer wieder nur Gedanken über Menschenglück: „Kann sich denn wirklich inmitten dieser bezaubernden Natur im Herzen des Menschen das Gefühl von Feindschaft und Rachsucht oder die Leidenschaft, seinesgleichen auszurotten, festsetzen? Alles Böse im Menschenherzen sollte schwinden bei der Berührung mit der Natur, dieses unmittelbaren Ausdrucks alles Schönen und Guten.“

Das reifste Werk der kaukassischen Wanderjahre sind „Die Kosaken“. Obwohl der Kern der Erzählung nicht ein Erlebnis Tolstoj's





F. G. Waldmüller:
Notar Josef August Eich
und Familie.
Zum Essay v. Erich Felber.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Koessler.





ist, sondern eines andern Offiziers, der es ihm auf einer gemeinschaftlichen Reise zu nächtllicher Stunde erzählt hat, ist die ganze Dichtung doch die Wiedergabe eigenen Seelenlebens. Olenin, der russische Offizier, der das Kosakenmädchen Marjanka liebt, deckt sich vollkommen mit der Persönlichkeit des Dichters. Olenin ringt, wie sein Schöpfer, nach sittlicher Vervollkommnung. Mit rücksichtsloser Selbstprüfung sucht er die Schlacken seines Wesens auszuscheiden und alles Zufällige, was er in der Welt der Kultur aufgenommen hat, zu entfernen. Er findet im Volke die Eigenschaften, welche die Möglichkeit menschlichen Glückes schaffen, aber er muß einsehen, daß es keine Rückkehr gibt zu den schlichten Tugenden des Volkes. Der Gedanke der Vervollkommnung des eigenen Ichs durch die Überwindung des Vorurteils des Kulturlebens und die Überzeugung, daß dort, wo die Kultur noch nicht hingedrungen ist, Tugenden leben, die wir uns aneignen müßten, sind die Leit motive der Erzählung, wie sie immer mehr und mehr die herrschenden Ideen von Tolstoj's Gedankenwelt werden.

Den kaukasischen Erzählungen nahe verwandt sind die Sebastopoler Skizzen: Sebastopol im Dezember, Sebastopol im Mai, Sebastopol im August. „Der Held meiner Erzählung,“ sagt Tolstoj, „den ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, den ich in ganzer Schöne zu schildern bemüht war, und der immer schön gewesen ist und immer schön sein wird, ist — die Wahrheit.“ Nicht die Darstellung der blutigen Ereignisse selber, nicht die Erregung patriotischer Begeisterung war die Absicht dieser Skizzen, es war ein Höheres, den Grundideen der vorangegangenen Werke nahe Verwandtes: die Bewunderung der großen Eigenschaften der Menschen aus dem Volke, die nicht teilnehmen an den Auszeichnungen und Vorteilen des Krieges, und das Entsetzen über den Krieg selber. An einem der furchtbaren Tage von Sebastopol, der mit einem Waffenstillstand endet, entringt sich dem Dichter beim Anblick des Schlachtfelds der schmerzliche Seufzer: „Auf der Bastion und auf den Erdwällen flattern weiße Fahnen, das blühende Tal ist übersät mit toten Körpern. Die herrliche Sonne senkt sich in das blaue Meer, und zitternd erglänzt seine Flut unter den goldenen Strahlen. Viel tausend Menschen drängen sich dort durcheinander, betrachten sich, sprechen und lächeln miteinander, und alle diese Menschen sind — Christen, so da glauben und erkennen das große Gebot der Liebe und Entsaugung. Und sie fallen beim Anblick dessen, was sie getan haben, nicht voll Reue und Buße nieder auf die Knie vor jenem, der ihnen das Leben gegeben und

in ihre Seelen zugleich mit der Liebe für alles Gute die Todesfurcht gelegt hat."

Nach einer Reihe kurzer, knapper Erzählungen, die in der Petersburger Zeit entstanden und von denen der „Aufzeichnungen eines Marförs“ gedacht werden soll, weil in ihnen schon das erschütternde Problem der „Kreuzersonate“ leise angerührt wird, kehrt Tolstoj zu der dichterischen Behandlung seiner Lieblingsideen zurück. In gehobener dichterischer Sprache geißelt er in „Luzern“ die Herzensroheit der reichen Damen und Herren, die in dem prächtigen Schweizerhof ein angenehmes Müßiggängerleben führen: „Aus ihren Gebärden und ihren Zügen sprach eine solche Gleichgültigkeit gegen alles fremde Leben, . . . sie schienen so fest davon überzeugt, daß die Welt für sie da sei, daß sie für ‚alles fremde Leben‘ kein Herz hatten und keinen Heller von ihrem Reichtum.“ Diese herbe Beurteilung der sog. herrschenden Klassen begründet der Dichter durch ein kleines, scheinbar unwesentliches Ereignis, das er miterlebt hat. Ein armer fahrender Tiroler hatte vor den Fenstern des prächtigen Gasthauses ein paar Lieder zur Guitarre gesungen. Alles hatte ihm zugehört, alles, Herrschaft und Dienerschaft, über sein komisches Außere gelacht, alles gespöttelt über das französische Sprüchlein, das er mit halb italienischem, halb deutschem Akzent herunterleierte, aber niemand hatte ihm auch nur die kleinste Gabe heruntergeworfen. Und das geschah in einem Lande, das sich seiner Freiheit und seines Fortschritts rühmte!

Aber der Wert des Fortschritts war für den Dichter schon lange in Frage gestellt. In dem kultur fremden Menschen, dem Sohne des Volks, sah er den Träger edler Empfindungen. Die Formen, in welchen die herrschende Minderheit lebt, schienen ihm immer mehr greisenhaft und glückzerstörend. Aus dieser quälenden Auffassung heraus behandelt er dichterisch die großen Menschheitsprobleme. In einer feinen Gegenüberstellung schildert er in der kurzen Erzählung „Drei Tode“, wie der höher gebildete Mensch, wie der Sohn des Volks, und wie das Leblose, der Baum, seiner Auflösung entgegengeht. Das Verhältnis des Menschen zum Tode gehört zu den Fragen, die Tolstoj bis zur Selbstquälerei ein Leben lang peinigten. In „Eheglück“ geht er dem Problem der Liebe in der Ehe nach. „Polikuschka“ dringt tief in das Seelenleben eines der tausend Mühseligen und Beladenen ein, und „Leinwandmesser“, die Geschichte eines unglücklichen scheidigen Wallachs, ist ein poetisches Gleichnis, eine Art Tier- und Menschenfabel, der der

Gedanke zugrunde liegt, daß die Ursache der furchtbaren Leiden des Volks in der durch die Jahrhunderte entwickelten Auffassung des Eigentums zu sehen ist. Daß ein Wesen von dem anderen sagen kann, es sei sein, ist die Wurzel aller Ungerechtigkeit und schafft eine öffentliche Ordnung, in der der eine nichts tut und praßt, während der andere unter der Überlast der Arbeit leucht und zusammenbricht. Der geschundene Kacker monologisiert über sein Schicksal: „Die Menschen nehmen im Leben nicht Taten, sondern Worte zur Richtschnur . . . solche Worte, welche ihnen für sehr wichtig gelten, sind: mein, meine, meines, die sie von verschiedenen Dingen, Wesen und Gegenständen, auch von dem Boden, von Menschen und Pferden brauchen . . . Wer nach diesem zwischen ihnen vereinbarten Spiel von der größten Menge der Dinge sagt: mein — der gilt bei ihnen für den Glücklichen.“ Später überzeugt sich Leinwandmesser, „daß nicht bloß auch in bezug auf uns Pferde der Begriff *m e i n* keine andere Grundlage hat als den niedrigen und tierischen Instinkt der Menschen, der von ihnen Eigentumsinn oder Eigentumsrecht genannt wird. Der Mensch sagt: Mein Haus, und wohnt nicht drin — . . . Es gibt Menschen, welche Grund und Boden ihr Eigentum nennen, aber diesen Boden nie gesehen und nie betreten haben. Es gibt Menschen, welche andere Menschen die *i h r e n* nennen, aber diese Menschen nie gesehen haben: alle ihre Beziehungen zu diesen Menschen bestehen darin, daß sie ihnen Böses zufügen . . . Und die Menschen streben im Leben nicht danach, das zu tun, was sie für gut halten, sondern danach, so viel Dinge als möglich die *i h r e n* zu nennen.“

In all diesen Werken Tolstoj's von dem Erstling „Die Kindheit“ bis zu diesen Problemdichtungen, die seine reiche Schaffenskraft in den wenigen Jahren von 1859 bis 1863 hervorgebracht hat, ringt eine sittliche Anschauung nach poetischer Gestaltung. Nicht eine fertige oder gar überkommene, sondern eine stetig sich erneuernde. Überall, wo die beiden Welten der Bildung und der Ursprünglichkeit sich berührten, zeigte sich dem prüfenden Beobachter ein furchtbarer Widerspruch, und immer mehr neigte er sich in diesem Kampfe auf die Seite des Ursprünglichen. Der Selbstsucht stellte er die Selbstverleugnung gegenüber, dem Kampf um den Besitz die hilfsbereite Menschlichkeit, den Feindseligkeiten der Völker den ewigen Frieden.

In diese rastlosen inneren Kämpfe bringen glückliche äußere Lebensumstände eine wohlthuende Ruhepause. Es ist das erste Jahrzehnt von Tolstoj's Ehe mit seiner völligen Zurückgezogenheit und geistigen Samm-

lung. Diese Jahre sind die Geburtsjahre zweier Meisterwerke, des großen Prosa-Epos „Krieg und Frieden“, und des Romans „Anna Karenina“.

Tolstoj hatte sich mit Liebe in die Geschichte der russischen Gesellschaft in dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts versenkt. Es lockte ihn, den mißglückten Revolutionsversuch der Dekabristen (Dezembermänner), jener opfermutigen, idealistischen Jünglinge in der Dichtung wiedererstehen zu lassen, die man als die ersten Vorläufer der großen Gegenwartsbewegung ansprechen kann. Allmählich aber führten ihn seine Quellenstudien um ein oder zwei Jahrzehnte zurück, in die Zeit, die als die Vorbereitungszeit des unglücklichen Dekabristenaufstands anzusehen war. Der europäische Held dieser Zeit war Napoleon. Rußland konnte sich rühmen, den Siegeszug dieses genialen Emporkömmlings aufgehalten zu haben. Um den Kern der Kriegstaten, die ganz Europa erfüllten, schloß sich im Geiste des Dichters immer klarer eine Handlung und eine Fülle von Menschen, die drei Generationen der russischen Gesellschaft und Glieder aller Volksschichten zueinander in Beziehung brachten. Man kann das weit ausgesponnene Werk nicht kurzweg als einen Roman bezeichnen, es verdient eher den Namen eines geschichtsphilosophischen Prosa-Epos. „Krieg und Frieden“ führt die Großväter, die Väter und die Kinder jener Zeit vor. Es läßt zurückblicken auf die Tage der großen Katharina und führt uns die Alten als die Vertreter einer leichteren Philosophie des Skeptizismus, als überkluge Tadler alles Neuen, als unbedingte Anhänger der Adelsvorrechte vor. Die Gegenwart wird repräsentiert von jugendlichen Mitgliedern der altrussischen Adelsfamilien, edlen und unedlen, dem persönlichen Vorteil Nachstrebenden und dem Glücke der Gesamtheit, dem Fortschritt der Menschheit zugewandten. In diesen besseren Elementen erkennt man die Väter des Geschlechts, das die jugendlichen Schwärmer hervorbringen konnte, die in leichtsinnigem Wagemut ihr Leben für ein Unerreichbares hingaben. Diesen Männern begegnen wir bald auf dem Schauplatz der großen Völkerschlachten, bald in ihrem trauten Heim. Auch die russische Frau jener Zeit tritt uns in den verschiedensten Gestalten entgegen: als berechnende Kokette und ungetreue Gattin, als harmloses Mädchen mit dem Reiz der Jugend und des Frohsinns, als Trägerin eines sittlichen Ideals, dessen Grundlage eine fromme Gottergebenheit ist, als Hoffräulein, das in allem seinem Tun und Treiben abhängig ist von oben, als vortreffliche Mutter und Gattin — eine Fülle von Frauentypen,

wie wir sie sonst in Tolstoj's Werken nur vereinzelt sehen. Wir werden an den Hof geführt, wir belauschen die Zusammenkunft Kaiser Alexanders und Napoleons nach der Zerstückelung Preußens auf dem Floß der Memel, wir werden mit den beiden bürgerlichen Ministern Speranskij und Araktschejew bekannt gemacht. Und wie wir das öffentliche Leben der Großen beobachten, und wie wir in das Heim der Begüterten hineinklicken dürfen, so werden wir auch in die innersten Seelenregungen der Massen eingeführt, denen nun einmal vor allen Tolstoj's Liebe gehört.

Für den Dichter sind die Weltereignisse, als deren Träger der Kaiser der Franzosen gilt, nicht die Wirkungen des freien Willens bevorzugter Menschen, sondern Äußerungen der tausendfältigen Willensstrebungen aller, die in einem „Genie“ ihren Ausdruck gefunden haben. Nicht Napoleon, nicht Kutusow lenken die Ereignisse, sondern die Tausende, die Millionen, die scheinbar ohne ein bestimmtes Wollen dahinleben. Aus diesem großen Reichthum von Menschen und Ereignissen treten mit besonderer Deutlichkeit zwei jugendliche Männer hervor, die dem Herzen des Dichters besonders nahe stehen: Andrej Volkonskij und Pierre Bjesuchow. Beide sind Träger des Gedankens sittlicher Bervollkommnung, beide unermüdlische Sucher nach dem Sinne des Lebens. Diesen Sinn des Lebens aber kennt Karatajew, der Mann aus dem Volke. Und so ist auch dieses großartige Werk, das uns das Größte und Kleinste der Zeit auf dem Hintergrunde gewaltiger Weltumgestaltung vorführt, das Helden zum Werkzeug der Massen, das den Einfältigen zum Verkünder höchster Ideen macht, ein Spiegel des inneren Lebens seines Dichters. Der hinreißende Strom der Erzählung wird hie und da durch die weit ausgespannenen Betrachtungen wohl aufgehalten, die Tatsachen durch die geschichtsphilosophische Beleuchtung ihrer Ursachen hie und da ein wenig zu weit auseinandergerückt. All das aber kann die Pracht und Schönheit dieses Werkes nicht schmälern. Es sind nur kleine Mängel an einem Meisterwerke, das die Bewunderung verdient, die es in Rußland seit dem Tage seines Erscheinens genießt.

Volle fünf Jahre hatte der Dichter zu den Vorarbeiten und zur Niederschrift von „Krieg und Frieden“ gebraucht. Und schon, kaum daß das Werk beendet war, beschäftigte ihn eine neue Dichtung, die die Zeit Peters des Großen in ähnlicher Weise abbildern sollte. Sie kam aber nicht zur Ausführung. An seine Stelle trat ein Stoff der Gegenwart und ein echter Roman: „Anna Karenina“. Er erzählt die Schicksale zweier Liebespaare, Alexej Bronskijs und Annas, der Gattin eines

hohen Beamten, eines trockenen, korrekten Mannes, der dem glänzenden Offizier in ihrer Neigung weichen muß, und Ljewins, der Kitty Schtscherbaklaja in seiner schüchternen linkschen Art umwirbt. Anna erklärt ihrem Gatten, sie sei Wronskijs Geliebte. Karenin versagt ihr die Scheidung, und so stellt sie denn ihr Bund mit Wronskij für immer außerhalb der Gesellschaft. Auch Wronskijs Lebensaussichten sind zerstört durch seine Verbindung mit Anna. Aus dieser schiefen gesellschaftlichen Lage und aus der schwindenden Liebe Wronskijs entsteht zwischen ihnen eine verhängnisvolle Entzweiung. Anna macht ihrem Leben ein Ende, indem sie sich einem daherbrausenden Eisenbahnzug entgegenwirft. Wronskij, den Annas Tod zur Verzweiflung getrieben hat, zieht mit vielen Hunderten russischer Abenteurer in den serbischen Krieg, um dort sein Leben abzuschließen im Dienste einer Sache, die ihm des Opfers wert erscheint. Auch Kitty ist von Wronskijs blendenden Eigenschaften irreführt worden. Jede Stunde hatte sie seine Erklärung erwartet. Und als er sich Anna zuwendet, wird sie von schwerer Krankheit ergriffen und geht zu ihrer Genesung auf lange Zeit nach einem deutschen Badeort. Hier erlebt sie unter dem Einfluß einer älteren Freundin eine tiefe Umwandlung. Da Ljewin, durch einen nahen Verwandten ermutigt, seine Werbung wiederholt, wird sie freudig seine Gattin, und ihre Ehe ist ein Bündnis in innigster Liebe und vollster geistiger Übereinstimmung. Noch während seines Erscheinens in einer Moskauer Zeitschrift rief der Roman „Anna Karenina“ durch seine glänzende Darstellung der Petersburger und Moskauer Gesellschaftskreise die lauteste Teilnahme der Leser, ein lebhaftes Für und Wider der Meinungen hervor. Ja, was wohl ohne Beispiel sein mag, es erschien eine umfangreiche Besprechung, noch ehe mehr als ein Drittel des Werks bekannt geworden war.

Wer „Anna Karenina“ liest, muß das Gefühl haben, als sei dieses Werk in einem Zuge und mit voller Schaffensfreude niedergeschrieben. Und doch ist es stockend und stückweise entstanden. Es kostete den Dichter förmlich Überwindung, es zu Ende zu führen. Der Anfang des Romans erschien im Januarheft des „Russischen Boten“ von 1875, und im August dieses Jahres bezeichnet Tolstoj sein Werk als „die langweilige, scheußliche Anna Karenina“ und ruft nach „Muße für andere Beschäftigung“.

Denn schon war die Ruhe, die ihm die Konzeption zweier großer Dichtungen ermöglicht hatte, von ihm gewichen. Der Tod eines Kindes hatte die alte Unrast wieder über ihn gebracht, und der Zwiespalt in seinem

Innern rang jetzt gebieterisch nach Worten. Es drängte ihn, Rechenschaft zu geben über alles das, was er selbst über Bervollkommnung und Menschheitsglück gedacht und was er zur Lösung dieser Fragen gefunden zu haben glaubte. Unter dem Andrängen dieser neuen schriftstellerischen Pläne wird auch in „Anna Karenina“ Lewin allmählich das Lieblingskind des Dichters. Ihm gibt er alle Züge seines Wesens, ihn läßt er all die Kämpfe durchmachen, die ihn gerade jetzt während der Zeit der Entstehung von „Anna Karenina“ (1873—1876) erregen. Lewin ist wie Tolstoj der Freund des Volks, der zweifelnde Zuschauer bei dem Leben seiner Standesgenossen, der grübelnde Wahrheitsucher; und wie Karatajew den schwankenden Pierre (in „Krieg und Frieden“) mit seiner Lebensauffassung beeinflusst, so regt auch in Lewin ein Mann aus dem Volke eine Gedankenreihe an, die ihn zur Lösung des Problems vom Sinne des Lebens führt.

Tolstoj warf nun die dichterische Produktion als etwas Unwichtiges, wenn nicht gar Nichtiges, hinter sich. Jetzt hatte er die Muße, dem Geiste zu folgen, der ihn trieb. Er stürzt sich in das Studium der Philosophie aller Zeiten und erkennt, daß die Vernunft allein ohnmächtig ist, die Rätsel des Lebens zu lösen. Das Volk in seiner Gläubigkeit hat alle Fragen gelöst. Er sucht immer engeren Verkehr mit diesem Volke, er lernt es in allen seinen Lebensäußerungen kennen und gewinnt so eine Erkenntnis, die eine vollkommene Umwandlung seines Denkens und seiner Lebensführung zur Folge hat.

Und nun legt er die Rechnung ab über diese Umwandlung. In einer Reihe von Schriften, die in den Jahren 1879—1885 in schneller Folge entstehen und die nichts gemein zu haben scheinen mit der fünf- undzwanzigjährigen Tätigkeit des Dichters. Meine Beichte — Kritik der dogmatischen Theologie — Die vier Evangelien — Kurze Erläuterung des Evangeliums — Mein Glaube — Was sollen wir also tun — und das später erschienene, die Ergebnisse dieser Schriften gewissermaßen zusammenfassende Werk „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“ sind die Dokumente eines unvergleichlichen seelischen Erlebens, einer beispiellosen Selbstprüfung und zugleich die Darlegung einer neuen harmonischen Lebensauffassung. Faßt man den reichen Inhalt dieser Schriften, zu denen als eine rein philosophische Betrachtung noch das Buch über „Das Leben“ gehört, kurz zusammen, so ergibt sich eine in sich geschlossene folgerichtige Lösung des Lebensproblems. Ich habe bisher, wie meine Standesgenossen, die Gebildeten und Besißenden, ge-

lebt. Das Leben, das ich führte, war ein schlechtes. Ich habe Dinge für gut gehalten, die nichtig sind, und habe den Sinn des Lebens nicht gekannt. Jetzt kenne ich ihn. Aus dem Munde der Kleinen habe ich den Glauben gewonnen. Nicht den Glauben, den die staatliche Kirche mit tausend leeren Formen uns aufzwingt. Durch alle Verstümmelungen, die Eigennuß und Herrschsucht der Lehre Christi angetan haben, ist mir ihr reiner Kern offenbar geworden. Folgen wir den Geboten des Evangeliums, so wird unser Leben sittlich und glücklich sein. Denn Sittlichkeit und Menschenglück ist eines. Solcher Gebote gibt es fünf: das Gebot der Liebe und das Gebot der Keuschheit, das Gebot „Du sollst nicht schwören“ und das Gebot „Du sollst dem Übel nicht widerstreben mit Gewalt“, und als Krönung des Ganzen „Liebe deine Feinde, d. h. alle Menschen, auch die, die nicht deine Volksgenossen sind“. Wollen wir dieser Lehre folgen, so müssen wir unser ganzes Leben umgestalten, denn sie verwirft das Gericht, sie widerstrebt der Gewalt, sie stellt der engherzigen Liebe des eigenen Landes, die wir unter dem Namen des Patriotismus als eine hohe Tugend preisen, die Menschenliebe entgegen, sie verwirft den Krieg, denn sie duldet nicht, daß das strenge Wort „Du sollst nicht töten“ außer Kraft gesetzt werde zugunsten der Forderung einzelner Bevorzugter, sie weiß nichts von einem Eigentum an Menschen und Dingen. Alle diese Begriffe, die unsere vielgerühmte Kultur ausmachen, sind unvereinbar mit der ewigen Wahrheit, die aus der wiederhergestellten Lehre Christi hervorleuchtet.

In diesem Geiste gestaltet Leo Tolstoj sein eigenes Leben völlig um. Er nähert sich in seinem äußeren Gebahren und seiner Lebensführung dem Volke, teilt seine Zeit zwischen körperlicher Arbeit und geistiger und verzichtet auf jedes persönliche Eigentum. Von diesem Geiste auch sind die Dichtungen seiner späteren Jahre eingegeben und durchdrungen, hie und da sogar bis zu dem Grade, daß das Künstlerische hinter dem Moralischen zurücktritt. Aber als ob der Dichter selber gegen den Genius, der ihm geworden, vergeblich ankämpfte, bringen auch die Altersjahre Tolstoj's neben der erschütternden „Kreuzersonate“ und den naiven Erzählungen für das Volk, die in ihrer Schlichtheit und Einfachheit an die Legenden der Vorzeit anklingen, Meisterwerke, wie das Drama „Die Macht der Finsternis“ und den Roman „Die Auferstehung“.

„Die Macht der Finsternis“ ist im Jahre 1886 in wenigen Wochen niedergeschrieben. Der Stoff des Dramas ist der Wirklichkeit entnommen, einem Kriminalfall, der in der Nähe von Tolstoj's Güte, vor dem

Gericht in Tula verhandelt worden war. Nie hatte ein russischer Dichter mit solcher Liebe, mit solcher Wahrheit und Ergriffenheit das russische Volk dargestellt. Ja, vielen war diese Wahrheit zu herb. Denn war sie nicht die furchtbarste Anklage der Führer dieses im Schlamm der Unwissenheit und des Verbrechens versunkenen Volks? — Zu der tragischen „Macht der Finsternis“ bildet das Lustspiel „Die Früchte der Bildung“ gewissermaßen eine Ergänzung. Werden in der „Macht der Finsternis“ die furchtbaren Folgen der Unbildung und Unstittlichkeit der unteren Volksschichten geschildert, so geißelt Tolstoj hier die törichtesten Auswüchse der Scheinbildung und der Genußsucht der höheren Gesellschaftsklassen. Aus beiden Werken spricht deutlich der Wunsch zu bessern und zu befehlen.

Ein Werk, würdig der beiden Schöpfungen seiner glücklichsten Jahre, gelingt dem Dichter wieder mit der „Auferstehung“. Eingeeben ist die Erzählung von dem Sittenlehrer, aber der Dichter hat die Eingebung des Moralisten so ganz überwältigt, hat sie so ganz in lebendiges Leben umzuformen gewußt, daß das sittliche Pathos der Erzählung ihren künstlerischen Wert eher hebt als schmälert. Njekludow, der junge Aristokrat, hat ein Mädchen in Schmach und Schande gebracht. Nun steht sie vor einem Gericht von Geschworenen, dessen Mitglied Njekludow ist. Sie wird verurteilt und nach Sibirien geschickt. Njekludow aber, der sich als den Schuldigen fühlt, begleitet sie auf dem Wege in die ferne, traurige neue Heimat. Er möchte gut machen, was er in einem früheren Leben voll Leichtsinns gefehlt hat. Das Mädchen aber weist seine aufrichtige Werbung zurück und schließt den Bund fürs Leben mit einem andern, der ihr, als ein ebenfalls vom Schicksal Enterbter, näher steht. Das eigentliche Problem auch dieses Romans ist die Schilderung der sittlichen Wandlung in der Seele Njekludows.

Neben diesen großen Werken dichterischen und sozialetischen Charakters stehen eine Fülle kleiner Abhandlungen über alle Fragen, die die Gegenwart bewegen. Tolstoj hat jetzt einen festen Maßstab für Menschen und Dinge. Er fühlt sich nun als der Lehrer seines Volkes und empfindet die Pflicht, das Wort zu ergreifen zu allen wichtigen Fragen, die das Leben dieses Volks berühren. In hundert Episteln wendet er sich an alle, die ihn hören wollen. Und die Zahl derer, die seinen Worten lauschen, wächst von Tag zu Tag. Aus Hunderten, die als treue Anhänger seit Jahrzehnten seinem Einfluß anheimgegeben sind, werden Tausende, Millionen.

Nicht alle diese Millionen, die in ihm einen Lehrer und Wegweiser erkennen, teilen seine Überzeugung. Alle aber erkennen in der Zerstümmung der alten Götzen, zu denen die Verirrten treu gehalten und die die irreführenden Machthaber gegen den Ansturm der freien Geister auch jetzt noch schützen möchten, ein Werk von unberechenbarer Bedeutung für die Zukunft Rußlands.

Wenn die großen Maler Rußlands Tolstoj als den Säemann am Pfluge darstellen, wenn Kjezin Leo Tolstoj im Gewande des russischen Bauern auf freiem Felde bei der Arbeit wiedergibt, wenn Pasternak diese treue Wirklichkeitschilderung zu einem prachtvollen symbolischen Bilde ausweitet, so sprechen sie mit den Mitteln des bildenden Künstlers nur aus, was ganz Rußland und die Welt empfindet: das gewaltige Lebenswerk Leo Tolstoj's und sein vorbildliches Leben selber, das mit rücksichtsloser Energie das für wahr Erkannte in die Tat umsetzt, war ein Werk der Aussaat.

Er hat die fruchtbare Erde der großen russischen Ebene gelockert, er hat eine reiche Saat ausgestreut, deren Frucht dermaleinst, in einer Zukunft — in naher oder ferner — sein Volk groß und glücklich machen wird.

B i l d e n d e K u n s t.

Jacob van Ruysdael.
(Mit 2 Rembrandt-Gravüren.)

So beherrschend die Landschaft im Zentrum der modernen Malerei steht, so spät tritt sie als Hauptthema in die Geschichte der Kunst. Namentlich die Italiener, denen wir doch nun einmal die entscheidenden Fingerzeige verdanken, haben sich überraschend lange dagegen gesträubt, in der „campagna“ das Motiv als solches zu sehen. Daß sie ihrer als Hintergrund und Ferne nicht zu entraten vermochten, daß namentlich die umbrischen Heiligenbilder der Raffaelzeit von dem Leuchten der sanftgeschwungenen Flußtäler

leben, daß Leonardos phantastischer Pantheismus in dem Felsgebirge der Mona Lisa wunderbare Gesilde der Seligen und Verstiegenen entdeckte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Aber man sehe nur, wie der Größte von allen, Michelangelo, die Landschaft auf seinem Madonnentondo in den Uffizien oder auf der Versuchung im Paradies an der Sirtinischen Decke behandelt; oder man denke an das öde Blachfeld, das Sebastiano del Piombo seiner Pieta (in Viterbo) zum Hintergrund gibt! Selbst da, wo die Ferne und das Arnotal sich weit auf tut, wie auf den Florentiner Tobiasbildern des Quattrocento, ähnelt der weite

Plan mehr einer Kartographie und Flurkarte, einem militärischen Croquis, das mit Akkuratess alle Einzelheiten festlegt, die auch in der letzten Tiefe so klar wie vom Falkenauge gesehen erscheinen.

Zwei Kunstprovinzen machen eine Ausnahme. Von Umbrien war schon die Rede; in den leuchtenden Flußtälern, die hinter den Madonnen und Heiligen Peruginos und Spagnas glänzen, lebt bereits ein einheitliches Landschaftsbild, dessen sanfte Linienzüge aufs engste mit den Vorderfiguren zusammengestimmt sind. Ein treffliches Beispiel ist die Taufe Christi von Francia in Dresden. Hier wirkt das stille bergbegürtete Tal nur im Zusammenhang mit der Hauptgruppe; ohne diese käme ein recht uninteressantes Kulissengeschiebe heraus. Von dem benachbarten Umbrien lernt auch Ferrara; schon daß es hier Bilder gibt, die die Unterschrift „Herbst“ tragen, ist ein Zeichen für landschaftlichen Sinn. Vor allem aber ist Venedig — merkwürdigerweise! — die Stadt, wo die ersten Wiesenpläne im Bild sich wohligh und duftig breiten, wo feine Gräser neben hellen Kieseln zu Bächen und Mühlen führen, wo Felstore den Blick in zarte Lauschigkeit leiten und Küstenglanz mit Waldesgründen wechselt. Wie kamen gerade die Maler der Wasserstadt dazu, dies *beatatus ille qui procul negotiis paterna rura exercet* zu malen? Es muß doch wohl von dem Entbehren dieser Wiesen gekommen sein. Des leuchtenden Wasserspiegels müde, der sechs Tage lang den Venetianer blendet, flüchtet der Wasserstädter noch heute Sonntags

oder im Sommer in die kühlere Welt der Terra ferma bei Treviso, Asolo und Castel Franco. Hier genießt er den Rasenteppich und den Baumschatten mit besonderem Dank. Jeder Eichbaum erscheint ihm wie ein Phänomen und jede Höhle wie ein Märchenwinkel. Ist es da nicht begreiflich, daß schon der Venetianer des 15. Jahrhunderts seinen Heiligen auf den Bildern solche Herrlichkeiten mit Vorliebe beschert? Zumal er die Landschaft in den Zauber des edel bleichenden, umhüllenden Lichtes zu setzen weiß, das „später erst zu uns sich nieder senket“. Duftig verschleierte Silberwelten leuchten hinter den Heiligen jenes Venetianer Malers, den wir Pseudo-Basaiti nennen — kein glücklicher Name, da dieser Künstler viel bedeutender als Basaiti ist. Giambellini, Catena und Cima geben ähnliche lichtüberhauchte Schönheit. Giorgione ist dann der Entdecker der romantischen Landschaft, wo die Seltsamkeit der landschaftlichen Szene sich mit dem Rätsel der persönlichen Situation verbindet; Tizian verläßt die zarten poetischen Gefilde, um die pathetische Landschaft des Jorns und der Allmacht, der Askese und der Wollust zu prägen, in denen das stolze Geschlecht seiner Geschöpfe sich recht und tummelt, sich peitscht und umschlingt. So war alles vorbereitet, als in Tintoretto der souveräne Herrscher der Elemente erschien, der Sturm und Blitz, Windsbraut und Sonnenglut heranziefht, um den Lebensweg der Heiligen mit kosmischer Manifestation zu begleiten. Es ist eine Höhe, die nicht mehr zu überbieten

Bildende Kunst

war. Der ganze römische Barock konnte, was die Landschaft betrifft, Venedig nicht beschämen. Erst der große Salvator Rosa hat in Neapel eine neue Art des kosmischen Stiles gefunden; und in Rom lehrten die Franzosen die Römer, die Campagna als Einheit und Struktur zu erfassen.

War das Wasser und der Lichtspiegel der Lagune für die Venezianer ein guter „Zuchtmeister“ auf die Landschaft, so hat das Meer im holländischen Maler einen noch gelehrigeren Schüler gehabt. Schon von der altholländischen Kunst, die ja größtenteils vernichtet ist, rühmt Carel van Mander, wie schön ihr die Landschaften gerieten; und man braucht nur Dirck Bouts „Manna-leser“ in München mit der Festwiese auf dem Genter Altar des Niederländers Jan van Eyck zu vergleichen, um zu wissen, wo eine wirkliche Naturbeobachtung zugrunde liegt, und wo nur ein freilich sehr prächtiges Herbarium geplündert worden ist. Wach wurden die Augen des Holländers für die Schönheiten seiner Flachlandschaft aber doch erst nach den schlimmen Kämpfen mit den Spaniern. Im Jahre 1609 nannte der Holländer, der sich nun vom Niederländer getrennt hatte, ein freies Land seine Heimat. Der kleine Landsegen, der ihm zugewiesen war, wurde mit zäher Unermüdblichkeit durch Polder und Grachten durchzogen, damit die Fülle des Wassers gebändigt und ein Segen werde. Nun grünte, von der weichen Seeluft des Golfstroms gesättigt, die unendlich sich deh nende Wiese, über deren tiefem Horizont die hohe Glocke ewig

wechselnder Wolken sich wölbte. Deren Schiebungen und Mustern, deren Schneeballen und Grauschleiern zuzusehen, wurde der Holländer nicht müde. Diese Wolken waren das Bewegte, während das grüne Wiesenparterre stumm glänzte. Am Horizont zeichnete sich mit feiner Silhouette ein Kirchturm, eine Windmühle ab; auf der Wiese schimmerte die weiße oder braune Haut einer Kuh — aber alles erhielt sein Leben erst von dem lichtdurchtränkten Wolkenäther, wo das helle Gezelt mit den dunkelnden Schüben ewig kämpfte und wechselte. Diese Landschaft suchte man nun zu malen.

Man hat nachgerechnet, daß etwa 2000 Maler im 17. Jahrhundert in Holland an der Staffelei saßen. Bei solcher Konkurrenz ergab sich als das Natürlichste eine Arbeitsteilung. Die Spezialisten rückten voneinander ab; der eine malte Interieurs, der andere Feuersbrünste, der dritte Schlittschuhläufer, der vierte Hasen. Auch die Landschaftler teilten sich; es gab Küstenmaler und Wiesenbrödlar, der eine malte glühende Sommerbuchten, der andere Berge mit Schlössern. Eine Gruppe reservierte immer zwei Drittel oder ein Drittel der Leinwand für die Wolken, nur den Rest für die Ebene. Das Meer als Ewigkeit hat keiner gemalt; alle Marinen sind Küstenbilder oder Kutternovellen. Mit unglaublicher Spitzpinselfei haben diese Drehstuhlhocker gearbeitet; die meisten malten auf Bestellung für den strengen und hinterlistigen Kunsthändler und hatten Ablehnung ihrer Ware zu befürchten. Wiederho-

lungen sind häufig; denn beim Händler wurde oft von Herrn Z. gerade so ein Bild gewünscht, wie es Herr Y. besitze. So entstand eine Qualitätsmalerei, die zwar sehr unpersönlich, aber sehr kultiviert ist. Wirkliche Persönlichkeiten sind in dieser Kunst selten; und die wenigen, die es nicht lassen konnten, eine eigene Seele zu haben, mußten diesen Luxus teuer bezahlen. Um nur die drei Größten zu nennen: Rembrandt hat Auktion und Verarmung erlebt, Frans Hals ist verbummelt und Jacob van Ruysdael endete im Armenhaus von Haarlem.

Man weiß nicht, woher die Familie der Ruysdael stammte; sicher war sie eine jüdische, wie schon die Vornamen Salomon, Israel und Jacob verraten. Aus Portugal sind viele jüdische Familien nach Holland gewandert; der berühmteste Jude dieser Gruppe ist Baruch Spinoza, der große Ethiker und Pantheist. Ist es nun Zufall, daß uns aus Ruysdaels Bildern das gleiche Bekenntnis des Pantheismus entgegenleuchtet wie aus Spinozas Büchern? Beide Männer haben in ihren Werken nichts anderes getan als die Wunder der Natur gedeutet, die täglich neu sich gestaltend vor ihren Augen sich breiteten. Wie man die griechischen Mythen sofort versteht, wenn man durch den Peloponnes reitet oder zu Schiff an den Kykladen vorbeifährt, so ist auch das holländische Bekenntnis in Buch und Bild eine Deutung der heimischen Natur. Den Söhnen der Küste Haarloms, die täglich den Einflang von Wasser, Wind, Wolken und Wald erlebten, mußte der Zusammenhang solcher Erscheinungen, die Gegenseitigkeit

und das sich Bedingende dieser kosmischen Gesetze das Hauptthema werden. Was bedeutet der Menschlichen Unrast und Treiben gegenüber solchen elementaren Energien? Er zittert vor der Welle, daß sie ihm den Rand und Damm einreißt, er fleht zur Sonne, daß sie ihm die Tulpfen zum Blühen und die Früchte zum Reifen bringe, er lauscht still und ergriffen in den Sonnenuntergang, der feierlich rot im Brautbad des Ozeans erlischt. In Demut kühlt der Mensch vor diesen Elementen; „denn es ist das Mächtige, was man dir auch sage!“ Der Italiener sah es anders an. Er schrieb noch immer kühn und stolz das Sophokleswort über sein Leben und seine Kunst: πολλὰ τὰ δεινὰ κ' ὀδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει „Vieles Gewaltige gibt's, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch.“ Der Südländer feiert den heroischen Menschen, der glücklich im Sonnenlicht den braunen Leib zum Vater des Lichts streckt und „sonder Angst und Crauen sich seinen Unschuldstag erwirbt“. Solche Freiheit ist dem nordischen Menschen verwehrt. Das Licht der Sonne ist hier Ausnahme, der Nebel und die Nacht die Regel. Es stürmt und finstert über das wehrlose Flachland; die Hütten zittern und die Kühe brüllen bang. In solchen Stunden lernt der Mensch die Angst und die tiefe Scheu vor dem Unergründlichen, dessen er nie Herr werden wird.

Zu dem Pantheismus kommt nun bei Ruysdael der Pessimismus. Wir finden diese Weltanschauung nicht oft auf holländischen Bildern. Die meisten sind voll von fröhlichem Optimismus. In bliegend blanken

Bildende Kunst

Stübchen sitzen die saubersten Mädchen, Tauffeste werden mit viel Likör gefeiert, in den Kneipen raucht es sich gut; satte Kühe stehen auf fetter Scholle, auf der Allee tänzeln die Pferde mit den oranischen Prinzessinnen; üppige Tulpen lodern in geiler Pracht, schwere Früchte locken zum Anbeißen, Perlmuttermesser glänzen auf dem Silbertablett. Es sind die Bilder von Leuten, die sich aufs Genießen verstehen. Wenn Rembrandts Bilder einen anderen Grundton anschlagen, so war das eben der Grund, weshalb man sie nicht kaufte. „Wozu diese schwermütige Philosophie?“ Und genau so ging es Ruissdael. Auch er konnte nicht von der Elegie los; und das machte sich eben nicht bezahlt.

Die Bilder Ruissdaels, welche am bekanntesten sind, sind seine schlechtesten. Wie man den Bowermann am Schimmel zu erkennen meint, so postuliert man bei Ruissdael den Wasserfall. Und doch kann man sich bei einiger Überlegung sagen, daß dieser ärmliche Maler aus Haarlem nie im Leben einen Wasserfall gesehen hat. Denn in Holland gab es das nicht. Wohl war ein Zunftgenosse Ruissdaels, Aart van Everdingen, nach Norwegen gereist, hatte den Trollhätta gesehen und war begeistert von solcher Romantik heimgekommen. Er hatte Ruissdael seine Skizzenbücher gezeigt. Ruissdael muß schon damals an unverkauften Bildern gelitten haben; jedenfalls stürzte er sich nun auch auf diese Romantik und rechnete mit dem Geschmack eines Publikums, das die Kuriositäten der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit vorzieht. All

diese Strudelbilder mit den Schluchten und Schlössern auf hohem Fels gehören in die letzte Periode Ruissdaels und sind nicht seine besten Leistungen. Man kann sie mit dem Bilde der Schweiz vergleichen, das Schiller nach Goethes Erzählungen im Tell entwarf. Der echte Ruissdael ist bei den stillen Waldszenen, beim „Strand von Scheveningen“, bei den Windmühlen und den Hügeln von Overveen zu finden.

Der schöne „Waldteich“ in Berlin ist mir in seiner ausdrucksreichen Träumerei auch lieber als die berühmten Dresdener Stücke, über die Goethe so begeistert schrieb. Dieser Aufsatz Goethes ist höchst bezeichnend für das, was er und seine Zeit im Bilde suchte, nämlich den symbolischen Gehalt. Namentlich der „Judenkirchhof“ gab Anlaß zu melancholischer Philosophie. Ruhiger und größer tritt uns diese melancholische Stimmung im Berliner Waldteich entgegen. Das Leben des Wassers und seiner Blumen, der blühenden und erstorbenen Eichen, das Leuchten der Wiese und der bescheidene Frohsinn des vorbeiziehenden Hirten — dies alles klingt zu einem feierlichen Gedicht zusammen. Die Individualitäten Ruissdaels sind die Bäume, nicht die Menschen. Der Baum als lebendiger Schuß des Wachstums, als stolzer Kronenträger, als geschlossene mutige Silhouette, als geknickter Edelstamm mit letztem seidigem Rindenpelz — das sind Ruissdaels Lieblingsgedanken. Oder er nimmt eine Windmühle zum Herold seiner Empfindungen. Sie steht auf dem festen Hügelrücken hoch über dem Wasser; die großen Flügel greifen

weit in die Wolken, der runde gemauerte Tubus steht stark gegen den Wind. Wasser, Erde und Luft erleben dann mit der Mühle den Zauber tausendfältigen Lichtes, das alle Bildungen muntert und besrieselt. Es gibt auch Schneelandschaften von Ruisdael, wo ein steiles hohes Fährhaus an der Straße steht, neben ihm niedrige Hütten erstarrt im Frost und doch weißleuchtend im Schnee. Mühselig humpeln die frierenden Menschen über das Eis und durch die Kälte, die mit starken Zangen alle freie Bewegung umklammert.

Darf ich einen Rat geben, wie man diese und andere Landschaften der holländischen Bilder gut erfassen kann? Man gehe darauf spazieren! Man schließt sich dem Zug der Fischer an, die von den Dünen zum Boot eilen; mit ihnen nestele man an den Tauen und fahre dann auf die Höhe in die Seebrise herein, fort von dem Seetang und Fischhaufen. Nun sieht man die äußerste Kerne und fühlt das Unermeßliche dieses Weltauschnitts! Man wandere mit jenem Kuhhirten über die Wiesen zum Wald und Bach; dann merkt man, wie lang die Wiese, wie steil der Hang, wie köstlich der Waldesschatten ist. Lang halten wir vor jener Eiche still; es braucht Zeit, um diesen Organismus so zu kennen, wie wir ein Menschenantlitz kennen. Ruisdael geleitet uns stets aus der Stadt heraus; nur ganz selten hat er den Damplaz von Amsterdam und ähnliches gemalt. Er zaubert uns die Sommerfrische in Spaa, die Sonntagsgänge zu den Haarlemmer Dünen vor. Aber immer liegt ein leichter Schleier über seinen

Werten und Bildern. Im Gegensatz zu Hobbema, der immer sprühendes Licht, lustig schäumende Wassermühlen und heitere Gaine gibt, liebt er die Melancholie. Ein Sohn Haarlems, wie Frans Hals und Jan Miense Molenaer, kennt er deren derbe Lebensfreude und die zynische Lust nicht.

Ruisdael war sechs Jahre jünger als Rembrandt, hat ihn aber um dreizehn Jahre überlebt. Haben diese beiden Männer sich beeinflusst? Sicher ist, daß beiden das Pathos der tragischen Situation näher lag als das Blitzen der Lebenslust. Auch die Landschaften Rembrandts haben einen traurigen Klang. Bei der kleinen feinen Winterlandschaft in Kassel spürt man die eisige Kälte; vergebens sucht man bei Rembrandt wie bei Ruisdael die winterliche Lust der Schlittschuhläufer. Beide Künstler geben öfter die Herbstlandschaft als die des Frühlings. Beide haben eine Abneigung gegen den Prunk der Landschaft, wie ihn A. Cuyp so gern malte, wenn er seine Buchten und Wiesen in das Gold der scheidenden Sonne tauchte. Gänzlich fehlt bei beiden der Einschlag der südlichen Natur, den die Romanisten gesucht haben. Das Wurzelechte ihrer Darbietung war freilich bedingt durch ihre Seßhaftigkeit. Rembrandt ist nur zweimal ganz kurz aus Holland herausgekommen: 1634 war er in Friesland, um die Hochzeit mit Saskia zu feiern, 1660 in Hull in England. Ruisdael hat, soviel wir wissen, nur die Niederlande kennen gelernt. Vielleicht hat er die Romanisten beneidet, die nach Italien zogen und die römische Campagna porträtierten.

Redaktionelle Notizen

ten. Wenn seine Kunst ihn kaum ernährte, so können wir das nur aus der Überproduktion der Bilder in jener Zeit verstehen. Auch Hobbema gab das Malen auf, da er für die Leinwand nur 12 Gulden bekam, und wurde wieder Portier. Und dessen heitere Waldidylle entsprachen doch gewiß dem Geschmack eines das Leben genießenden Publikums.

Die Wiederentdeckung Auisdaels gelang früher als die Rembrandts oder Jan van der Meer van Delfts. Jener oben erwähnte Aufsatz Goethes gab das Signal. Freilich haben die Bilder auch heute

nicht die Preise erlangt, die für einen van der Meer, einen Sadert, einen Jan van der Heyden bezahlt worden. Denn es gibt viele Bilder von Auisdael, und sie sind dank der ausgezeichneten Technik sehr gut erhalten. Dem weitaus greifenden Genius Rembrandts kann er nicht verglichen werden, aber unter den Landschaftern aller Zeiten wird er stets einen der ersten Plätze einnehmen. Die Schule von Barbizon ist ohne dies Vorbild nicht zu denken; namentlich Th. Rousseau hat von ihm gelernt.

Paul Schubring.

Redaktionelle Notizen.

Zeppelins Adlerkraft.

Der Wille zum Neuen ist markant ausgeprägt in unserer Zeit, im Jahrhundert der Technik; besonders wenn das Neue einer alten Sehnsucht entstammt . . .

Eine Sehnsucht, die zu erfüllenden Jahrhunderte Menschenarbeit und Opferkraft geliefert haben.

Den Menschen die Adlerkraft zu verschaffen, mit der sie den Raum überwinden und die Zeit bestegen . . .

Die Begeisterung entzündet sich an dem Opfer. Aber sie flammt erst zu greller Höhe auf, wenn das Schicksal als Feind auftritt.

Es ist gleichsam der mystische Troß gegen die Elemente, der zu Laten treibt. Es ist der Schaffensdrang der Kultur, der gegen die Zerstörungswut der Natur kämpft. In diesem Sinne sehen wir (trotz

mancher Übertreibung) in der Volksbegeisterung der letzten Tage ein gutes, gesundes Symptom.

Unsere Leser finden übrigens im Oktoberheft einen ausführlichen Essay von Herrn Dr. Hugo Eckener, einem Mitarbeiter Seiner Erzellenz des Grafen Zeppelin und Teilnehmer an seinen Fahrten.

Dem Heft ist ein wohl gelungenes Bildnis des Grafen Zeppelin von Maler Picard beigelegt.

A. G.

— — — — —
Walter Leistikow ist in reifer Jugend dahingegangen. Wir bringen im nächsten Heft ein Bild, das er in der letzten Sezession ausgestellt hat. Unser geschätzter Mitarbeiter Hans Rosenhagen wird das Leben und die Arbeit dieses murzelechten Künstlers würdigen.

Die Redaktion.

Zu den Musikbeigaben.

Rimsky-Korsakow.

Eine sehr eigenartige Entwicklungsbahn hat der jüngst verstorbene russische Komponist Nikolas Rimsky-Korsakow durchlaufen. Am 6. März 1844 in Tichnau geboren, wurde er zunächst Marineoffizier und erst allmählich, hauptsächlich durch Selbststudium Musiker. Bezeichnend für sein Werden ist sein eigener Bericht über sein Opus 1, welchen er für ein in Kürze erscheinendes Sammelwerk: „Mein Opus 1“, autobiographische Skizzen berühmter Komponisten (Harmonie = Verlag, Berlin), kurz vor seinem Tode beisteuerte. „... Als ich meine erste Symphonie [in Es-Moll] schuf, war ich ein junger Marineoffizier, und was die Tonkunst betrifft, ein blutiger Dilettant. Ich besaß damals so gut wie gar keine Kenntnisse.“ Diese Symphonie, deren Stil die merklichen Spuren des Einflusses von Glinka und Schumann in sich trug, wurde, ungeachtet aller Mängel, im Konzerte unter Balaschew's Leitung im Jahre 1865 aufgeführt und vom Publikum wie von den Musikern warm aufgenommen, wobei Rimsky-Korsakow, wenn auch für einen jungen und unerfahrenen, doch aber für einen Kom-

ponisten vom Fach angesehen wurde. „Seit jener Zeit habe ich vieles gelernt, nachdem ich die Marinekarriere aufgegeben und mich ausschließlich der Musik gewidmet habe. In den achtziger Jahren unternahm ich eine neue Bearbeitung meiner ersten Symphonie (sie wurde dabei nach Es-Moll transponiert). In dieser anständigeren und für die Aufführung geeigneteren Form habe ich sie drucken lassen.“

Unter seinen Landesleuten nahm Rimsky-Korsakow einen der ersten Plätze ein. Bereits seit 1872 war er Direktor des Petersburger Konservatoriums.

Sein Schaffen wandte sich fast allen Formgebieten zu, er schrieb Opern, Balletts, Symphonien, sinfonische Dichtungen neben vielen kleineren Werken. Von Liszt und Berlioz stark beeinflusst, hat er besonders durch seine Tondichtungen „Scheherzade“ und „Antar“ auch außerhalb seines Vaterlandes Aufmerksamkeit erregt und ist in europäischen Musikerkreisen besonders als Meister der Instrumentationskunst viel gefeiert worden.

Paul Bekker.

Largo affai.

Parte Symphonie.

Op. 1 (1855)

The image shows three systems of handwritten musical notation. The top system consists of two staves with a treble clef and a key signature of one sharp (F#). It begins with a 'C' time signature and contains various note values, rests, and dynamic markings such as 'p' and 'f'. The middle system also consists of two staves with a treble clef and a key signature of one sharp, featuring similar notation and dynamic markings. The bottom system consists of two staves with a treble clef and a key signature of one sharp, continuing the musical piece. The handwriting is in ink and appears to be a personal manuscript.

Martin Prosky - Kopist



Städtisches-Symphonien:
Erste Symphonie.
Text v. Paul Beffer.

Zeichen der Zeit.

Aus dem dunkelsten Deutschland!
Der Verleger Albert
Langen und seine Be-
ziehungen zur deutschen
Literatur und zum —
Kurpfuschertum.

... Die Art, wie die Kur-
pfuscher ihr Gewerbe aus-
üben, und die Dreistigkeit,
mit welcher sie in der
Tagespresse dem Publikum
in martischreierischen An-
noncen ihre Dienste auf-
drängen, machen das Kur-
pfuschertum zu einem
bedenklichen Risikoan-
de unseres öffentli-
chen Lebens...

(Reichskanzler v.
Bülow in einem
Rundschreiben an
die Bundesregie-
rungen.)

In Danzig tagten im Juni 1908
die deutschen Ärzte. Eine der wich-
tigsten Beratungen dieses offiziellen
„XXXVI. Deutschen Ärztetages“
galt der Bekämpfung der Geheim-
mittel-Industrie und des Kur-
pfuschertums. Man ging von der
richtigen Erwägung aus, daß, wenn
die Gesetzgebung alle Gefährdung

von Leib und Leben beaufsichtigt,
wenn sie (wie der Berichterstatter
Dr. Becker-München ausführte)
das Baden und Schlittschuhlaufen
an gefährdeten Orten verbietet,
wenn die Gewerbepolizei gegen eine
Ausbeutung und Übervorteilung
des Publikums einschreitet, — wenn
sie gesunde Menschen schützt, so ist
sie auch für die Behandlung kranker
Menschen verantwortlich. Merk-
würdigerweise aber ist diese Be-
handlung vollständig freigegeben.

Die Gesetzgebung läßt jeden
Menschen zur Krankenbehandlung
zu und öffnet so dem Kurpfuschertum
Tür und Tor.

Hat schon die Öffentlichkeit aus
rein materiellen Gründen Interesse
an diesen Verhandlungen (der ge-
foppte und geprellte Teil ist ja
immer das Publikum), so gewinnt
die Frage einen stark ethischen und
kulturellen Hintergrund, wenn man
in Betracht zieht, wer die Helfers-
helfer dieser Senche von selig-
machenden Geheimmitteln und dis-
kreten Kuren sind.

Diese Seite der Medaille
wollen wir uns ansehen.

Zeichen der Zeit

Sie ist nicht geprägt von verkommenen amerikanischen Barbiers, die sich deutsche Doktores nennen, sie wird nicht unterstützt von verfrachten Hebammen und skrupellosen Apothekern; sie wird geprägt und stündlich in die Welt getragen von der grossspurigen, lauten Reklame einer Presse, die gegen Hässlichkeit und Dummheit im redaktionellen Teile kämpft.

Es beschleicht uns ein eigenartiges Gefühl von Scham und Unbehagen, als wir in dem Bericht (den anschließend an den diesjährigen deutschen Arztetag Dr. C. Reiffig in einer Extranummer des Organs des deutschen Ärztevereinsbundes, dem „Ärztlichen Vereinsblatt“ (XXXVII. Jahrg., Nr. 669 b) im Auftrage der Ärztekommision gibt) an erster Stelle als Förderer des Kurpfuschertums und der Geheimmittelbranche gerade jene Zeitschriften genannt fanden, die ganz modern sein und im geistigen Leben Deutschlands, in seiner Entwicklung zu einer freiheitlichen Anschauung und zu einer neuen Kunst eine Rolle spielen wollen.

Unter den **A l l e r e r s t e n** steht ein Verleger, der, wenn man den Kulturverlag Diederichs in Jena und den vornehm-künstlerischen Verlag S. Fischer in Berlin nennt, auch den Namen **s e i n e s** Verlages sicherlich genannt wissen will.

Der Arztetag beauftragte die zur Bekämpfung des Kurpfuschertums eingesetzte Kommission Material für ganz Deutschland über das Geheimittelwesen aus den Zeitungen zu sammeln und statistisch zu ordnen.

Jetzt wird ein Teil des Resultats veröffentlicht, und **a n e r s t e r**

Stelle wird u. a. der Münchener Simplizissimus Albert Langens genannt. Derselbe Albert Langen, der so gern und prompt gegen alle möglichen „Versuchungen“ im Literatur- und Kunstleben auftritt, der den Vorwurf des unlauteren Wettbewerbs, wie es uns scheinen will, am liebsten auf alle Verleger ausdehnen möchte, die sich erlauben, fundamentale Ideen auszuführen.

Nicht ohne Ironie meint der Referent der Kommission: Wollte man boshaft sein, man könnte eine ungefähre Statistik der Leser solcher Blätter (darunter der Simplizissimus) aus dem Verhältnis der im Inseratenteil abgedruckten Geheim- und Reklamemittelanzeigen konstruieren. Man müßte dann zum Resultat gelangen, daß hauptsächlich geschlechts- und nervenranke Männer den Interessentenkreis bilden.

Wir wollen unsere Leser nicht mit den Spezial-Tabellen behelligen. Sie sind wahrlich nicht sehr sauberlich die Kuren, Schönheiten, Korpulenzen und Magerkeiten, die da besprochen werden. Wir wollen nur summarisch vorgehen. Hundertsechundsüßfünfzig Anzeigen dieser Sorte bringt im Laufe eines Vierteljahres, d. h. in zirka 13 Nummern, nach der oben genannten Statistik das Blatt Albert Langens aus dem wüßten Kreise der Hässlichkeit, der Verkommenheit und des düstern Aberwitzes. Nicht nur die jogen. „hygienischen Bedarfsartikel“, die Angebote zur „diskreten Entbindung“ und Ähnliches, sondern auch die Gruppen Stärkungsmittel und Arznei sind hiervon **a b g e r e c h n e t**, so

daß man nicht etwa zur Entschuldigung sagen kann: es handle sich um Kräftigung und Stärkung des Körpers.

Nein, es handelt sich vielfach, ja man darf wohl sagen meist, um notorisches Gift oder notorisches Schwindel!

Weiß das Albert Langen nicht?

Wir brauchen nicht lange darüber nachzugrübeln. Das ärztliche Vereinsblatt gibt auch hierüber Aufschluß.

Die Einnahme des Simplizissimus für die 156 Anzeigen der Hauptgruppe (Kurpfuscherei und Geheimmittel) beläuft sich nach den auf absolute Zuverlässigkeit Anspruch machenden Angaben des „Ärztl. Vereinsblattes“ im ersten Vierteljahr 1908 nach Abzug der üblichen Rabatte auf 7000 Mark, also im Laufe eines ganzen Jahres vielleicht auf noch mehr als auf 28 000 Mark. Für die weiteren Anzeigen der „Gruppen St. und A.“, so schreibt das „Ärztl. Vereinsblatt“ weiter, „werden etwa vierteljährlich 4000 Mk., jährlich 16 000 Mark gezahlt. Das macht fast 60 000 Mk., oder wenn wir 10 000 Mark für Sommerprossen, Pickel und Haarfärbemittel abrechnen, fast 50 000 Mark im Jahre Einnahme für Geheimmittel- und Kurpfuschereinserate. Wir haben also die betäubende Tatsache zu verzeichnen, daß zwei der bekanntesten Blätter, die allwöchentlich gegen Verdummung und kapitalistische Ausbeutung zu Felde ziehen und dem Dunkel das strahlende Licht entgegenstellen, im Inseratenteil dem

Heilmittelaberglauben des finsternen Mittelalters huldigen!“ Ja, aber 50 000 Mark jährlich!!!

Versteht man nun das lukrative Geschäft? Eine noch sei der Wahrheit willen betont: Der Verlag Langen mag vielleicht nicht die ganze Summe erhalten, da er den Inseratenteil verpachtet hat, womit man ihn zu entschuldigen versuchen könnte! Aber einen Einfluß auf seinen Inseratenteil wird er sich doch zweifellos gesichert haben, um den Schmutz aus seinem Blatte auszuschneiden. Ob aber dann die Pachtsumme nicht sinken würde?? Man sieht: es bleibt doch Lockung genug, auch für Herrn Albert Langen, dessen Zeitschrift „Der März“ den Verlag eines so großangelegten vornehmen Unternehmens, wie des von Detlev von Liliencron herausgegebenen „Literarischen Jahresberichts von Nord und Süd“ zu verunglimpfen versuchte, weil der Verlag aus den Literatur-Inseraten ein Herrn Langen nicht einwandfrei erscheinendes Geschäft zu machen versuchte. Herr Langen, der — wohl als Erster — gegen die Versenkung des Volkes durch August Scherls Volksbibliothek ins Feld zog und „auf die Gefahren dieses Unternehmens hinweisen zu müssen“ glaubte. Damals hat er Zahlen gebracht, um zu beweisen, welches glänzende Geschäft man mit Literatur machen kann. Aber das Scherlsche Literaturgeschäft scheint uns schließlich immerhin noch ein saubereres zu sein.

Ein Blatt, das eine so exponierte Stellung einnimmt, wie der Simplizissimus, ein Organ,

Zeichen der Zeit

das gegen die Dunkelheit, die
Unkultur kämpft, sollte doch
sein Haus rein halten, das wäre
die Aufgabe seines Verlegers,
des Herrn Herausgebers der Zeit-
schrift „Der März“. Es könnte
sonst ein zweiter Th. Th. Heine

kommen und ein Bild malen:
Albert Langen als Präsident der
Kurpfuscher . . . Der Obertitel
wäre leicht zu finden:

„ . . . Aus dem dunkelsten
Deutschland“!

Ernst Waller

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadaßohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert: Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Walter Fliegel, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren
„An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32,“
oder „Breslau III, Siekenhufenerstraße 11/15“.

Verlag „Nord und Süd“ Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (E. Schottlaender
Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).

Auslieferung für Österreich bei E. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.

Druck: Schlesische Buchdruckerei v. E. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Übersetzungsgerecht vorbehalten. Unberechtigter Nachdruck untersagt.

G.,
HunöerfjschsmWjvMyjgffmSanö
32:3 (WWW: 1908 :JW-S9)) (ö 1:
/x .1*k- -
1-4* f -
L,... o.. „xa,- 1
* **.fF' c*- .*

BellugNolö unö Güö'GmbH. JIM-[(1x
?Jem-stung fiir-Jen Suchhanö
SSchoüWekWylejYälugMnfiolt

Inhalt des 126. Bandes:

Juli/August/September 1908

Acheliß Thomas:

Völkerkunde und Ethik 36

Bangx Hermann:

Ein Händedruck! (Zu Arthur Kampf: Stiergefecht) 317

Berg- Leo:

Der junge und der alte Goethe (Mit Bildnis.) 302

Bleibtreu- Karl:

Romantifehe Liebe (Novelle) 243 409

Breithaupt- Rudolf:

Konrad Anforge (Mit Bild.) 292

Briex Friedriä):

Bernard Shaw 341

Eulenburg- Philipp zu;

Au' der Art 457

Fahrenrog- Ludwig:

Der Typ Iefus (Mit vier Bildern.) 139

Falkex Guftav:

Die beiden Spieler (Ballade) 122

Felder; Erich:

Georg Ferdinand Waldmüller 485

Franze, Pau(C.:

Monisums 202

Fuld- Ludwig:

Staatlicher und gefellfehafiärer Rechtsfehu. 132

Geigen Ludwig:

Goethe im Verkehr 442

HirchfelT Georg: .

Auf der Schaukel (Novelle) Schluß 103

Hoflaender- Felix:

Die reines Herzen. find (Roman) Fortfehung 8 207 357

Huch- Ricarda:	
Merbvürdige Menfehen und Schickfale	282 426
Kohle Horft:	
Franz von Lenbach: Bismarck	5
Lavaters Briefe an Goethe und Herder.	
Herausgegeben von A. Graf zu Fürftenberg-Fürftenberg ,	90
Ledereß Victor:	
Zehn Jahre polnifcher Kunft	312
Loewenfeld- Raphael:	
Leo Tolftoj (mit Bild)	490
Meß- Jofefa:	
Beethoven-Sonate	264
Nodnagel- Ernft Otto:	
Die Entwickelung des deutfehen Liedes von Rilhard Wagner bis Hugo Wolf (Schluß)	124
Paullr Hermann:	
Das Meer als Kurort	267
Reuter- Gabriele:	
Die Erziehung zum Glück	45
Rottmann- Leutnant:	
Rußland und das Slaventum	383
Sehaukah Richard:	
Zur neuen Hoffmann-Ausgabe	194
Sehlaß Johannes: *	
Monismus und Erfenntnistheorie	351
SchubringX Paul:	
Jacob van Ruysdael	506
Stein- Philipp:	
Theodor Döring (Mit zwei Original-Briefen.)	309
Theater. Die kulturellen Werte des.	
Beiträge von: Georg Engel	68
Eugen Salinger	74
Korfiz Holm	75
Felix Draefeke	76
Jon Lehmann	76
Viktor Blüthgen	80
Leo Greiner	87
Hans Land	89
Julius Hart	232
Alexander von Weiten	236
Martin Greif	241
Guitar Falke	241
Wertheimen Paul:	
Das Winzerfeft. (Gedicht) , ,	407
Wirthr Albrecht:	
Der Gang der Welfegefehichfc	181

Zeichen der Zeit:

Schlaf) Johannes: Hermann Eßwein, 154

Redaktionelle Notizen:

Halbert, A.: Zeppelins Adler-kraft, 512

Walter Leiftikow512

Literarische Berichte167 327

Dramatische Berichte149

Kunstbeilagen:

Axentowicz, T.: Bäuerinnen. (Zum Effah von Victor Lederer) , 321

Döring. Theodor: Fatfimile von zwei Briefen. (Text von Ph. Stein) . 313

Dunitowski. X.: Frauengefalt, (Zum Effay von Victor Lederer) . . .241

Dunitowski. X.: Frauengefalt. (Zum Effah von Victor Lederer) . . , 273

Fahrentrog. Ludwig: Jefus 97

„ „ Jefus und das Kind (Zum Effah des Malers: 112

„ „ Es ift vollbracht! Der Typ Jefus) 129

„ „ Jefus predigend 145

Ioza. Karl: Graf Leo Tolftoy (Zum Effay von R. Loewenfeld) , . . . 338

Kampf, Arthur: Stiergeferht. (Text von Hermann Bang) 209

Lafzeza. K.: Sohn des Künftlers. (Zinn Effay von Victor Lederer) . .305

Leibl, Wilhelm: Spinnerinnen. (Text von Gnftav Falke) 33

Lenbach» Ftanz von: Bismarck, (Text von Horft Kohl) , , 2

Lepa, A.: Drofahke. (Zum Eff'ah von Victor Lederer), . 225

Pantiewicz, I.: Mutter des Künftlers. (Zum Effay von Victor Lederer) 193

Puccini-Bildnis. (Text von W. Altmann) 153

Ruysdael, Jakob van: Seeftüct i (Zum Eflay i369

„ „ Die Windnühlei von Paul Schubring) 401

Stanislawsti, J.: Windmühlen. (Zum Effay von Victor Lederer) . . . 289

Stieler. Karl: Goethe. (Zum Effah von Leo Berg) 178

Uhde) Fritz von: Komm. Herr Jefus) fei unfer Gaft, . . . 49

Wald-niiller. Ferdinand Georg: Selbftbildnis 353

7- „ „ Kirrhgang im Frühling 385

„ „ „ Frauenbildnis 417

„ „ „ ?as verkaufte Kalb (ZuYoJfiay 433

ye ee „ ildnis einer Frau Lindner . 449

„ .. „ Ziegen zum Gefcbenl Emy Fewer') 465

„ .- .. Männerbildnis 481

.7 „ „ Notar Jof. Aug, Eltz 497

Whspranski, St.: Maternitas. (Zum Eifah von Victor Lederer)257

Mufikbeigaben:

Anforge. Konrad: Stimme des Abends, . . . 319

Draefeke. Felix: Fatfimile aus der Oper: Fifcher und Chalif 322

Text von Paul Better, 323

Puccini) Giacomo: Chrhfanthemi, 157

Requiem170

Text von Wilhelm Altmann 164

RimslhMorffatow: Fatfimile, 513

Text von Paul Better, , 514

Horft Kohl:

Franz v. Lenbach: Bismarck.

Bismarck und Lenbach - für die Ewigkeit gehören sie zusammen. Der geniale Meister der Politik fand in Lenbach den kongenialen Künstler. Lenbach in Bismarck für Stift und Pinsel den würdigen Gegenstand, an dessen Darstellung (ja) sein Künstlerum zur Meistertätigkeit entwickelte. Nahe Hunderten zählen die Bismarckskizzen von Lenbachs Hand) und groß ist die Zahl der fertig ausgeführten Bismarckbilder in Pastell- und Ölfarben - über allen aber liegt der gleiche Hauch liebevoller Vertiefung in die Persönlichkeit. künstlerischer Erfassung ihrer Eigenheit und lebenswahrer Wiedergabe des mit Künstlerauge Gesehenen. Kein anderer unter den deutschen Porträtisten ist Lenbach in der Darstellung Bismarcks an die Seite zu stellen; an ihm gemessen sind sie alle Stümper - keiner mehr als Allers) der zum Schmerze und nach dem Urteile Lenbachs den „Aristokraten zum Plebejer) den märkischen Landedelmann zum niederdeutschen Bauern, den Heiligen des Tempels zum Idol der Gasse“ machte. Das Äußerliche am Menschen festzuhalten) darauf legte Lenbach so wenig Wert) daß er es mit vollem Bewußtsein vernachlässigte. weil ihm die Kleinarbeit) in der so mancher Maler die Meistertätigkeit sieht. des echten Künstlers unwürdig dünkte; selbst die Hände - bei Bismarck doch Meisterwerke der Natur nach Form und Verhältnissen - fielen für ihn in die Kategorie des Gleichgültigen: ihn fesselte nur der Kopf als der Sitz der Gedanken) das Auge als der Spiegel der reichen Innenwelt eines Helden. die scharfen Linien, die Kämpfe und Sorgen in das

Franz v. Lenbach: Bismarck Horfi Kohl

Geficht gegrabenz die bufchigen Brauen, die die Augen überfäyatteten und die Kraft ihrer Bliße noch zu verftärken fchienenz das energifche Kinn und der feftgefügte Mund unter dem kurzgechnittenen Sehnurrbarß diefe be- redten Verkünder einer unbeugfamen Entfchloffenheit und nie zu ermüden- den Tatkraft. So mannigfaltig auch der Ausdruck in den vielen Bismarck- bildern Lenbachs ij - denn jedes ij dem Augenblicke abgelaufcht - fo findet man doch in jedem den ganzen Bismarck wieder-z denn wer ihn gekannt und öfter in feiner Nähe geweilt hatz der weiß- wie die- felben Augen, die eben noch das Lachen des Mundes mit fröhlicher .Heiter- keit unterftüßtem im nächfien Augenbliä in tiefem Ernfte blicken oder in grimmigem Zorn auflodern konnten- wenn wechselnde Eindrücke in ihm einen Wechsel der Stimmung hervorriefen- wie die Linien und Fur-chen des Gefiäns unter der Einwirkung fröhlichen Gefpräihis und herzlichen Lachens fait verfihwanden, um in der nächfien Minute unter der Wucht ernfier Erinnerungen oder forgenvoller Erwägungen fich mächtig zu ver- tiefen und zu vervielfältigen.

Unfer Bild - auch als Wiedergabe ein wahres Meifterwerk - nennt als Jahr feiner Entfiehung das Jahr 1896- aber der Bismarckz den es darstelltr ift nicht der des Jahres 1896 - infofern könnte die Datierung irreführen -- fondern der des Jahres 1890 oder 18917 und das Bild ifi vermutlich nach einer aus diefer Zeit herrührenden Skizze 1896 ausgeführt worden. Denn unmittelbar nach dem Lehenx fo, daß der Fürft dem Künftler a() bot: eine Sitzung gewährtez hat Lenbach den Fürften Bismarck zum leßten Male im Januar 1895 gemalt: das unter des Fürfien eigener Mitwirkung entftandene Original-Pafiell- das als Lenbachs Gefchenk fich im Befiße des Verfafiens diefer Zeilen befinden zeigtz von der Hand des Fürften gefchrieben, das Datum des 4. Januar 1895; nach diefer Zeit ift Lenbach nur noch ein einziges Mal nach Friedrichsruh gekommen- am

Horfi Kohl: Franz v. Lenbach: Bismarck

Tage des 80. Geburtstages- fand aber damals nicht die Muße zur Arbeit. Zeigt uns Lenbach in dem hier vervielfältigten Bilde noch den Mann rüftiger Kraft, der Bismarck noch immer war- als er 1890 die Würde feiner Ämter gezwungen niederlegte so in dem Original vom 4. Januar 1895 den abgeklärten Greis- der zum Frieden mit Gott und der Welt gelangt- fahrend zurückkehrt auf die Vergangenheit mit ihren Kämpfen und Siegen- den Verfasser der „Gedanken und Erinnerungen“, den Propheten unserer nationalen Zukunft.

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. Roman.

Fortfeßung.

Längft vor der angefeßten Zeit fland Alexander fehon am Eingang des Zelttes.

Ein hagererF troß der Feier des Tages unrafiertes Mann - mit einem roten Fez auf dem Kopfe - reichte ihm eine abgegriffene- fchmußige Karte- auf der gedruckt zu lefen war: Ente-ee Plaß 1.

Alexander holte feinen Taler hervor.

Der mit dem roten Fez fixierte ihn einen Moment fcharf, klimperte dann in_ einem Körbchen mit Münzen herum und erklärte nach einer geraumen Weiler daß noch nicht genügend Kleingeld eingelanfen fei, Alexander nickte nur und fah voll Ehrerbietung auf das kleine Podium und den bemalten grünen Vor-hangt hinter dem fich offenbar all die wunderlichen und geheimnisvollen Dinge abspielten.

Wie träge und langfam die Minuten dahin fhlichen - feine Ungeduld und Neugier wurden immer fiärker. Erft ganz allmählich füllte fich das Zelt.

Durch ein Seil waren die beiden vorderfien Reihen von den übrigen getrennt. Er faß auf der erfien Bank dicht vor dem grünen Vorhang- der mit einer Goldborte eingefaßt war.

Im Hintergrunde war ein mächtiges Faß Bier aufgeflagenx aus dem befändig die Gläfer gefüllt wurden.

Alexander begriff nichtf wie die Menfchen vor einer fo wichtigen Begebenheit imfiande warenf zu trinken- zu laäfeni zu fehwaßen. Er meinte- es müßte gerade fo andärhtig wie in der Kirche zugehen.

Und jeßt wurde laut und vernehmlich geklingelt.

Das Herz fiand ihm fill. Die Leute hörten auf zu reden - und der Vorhang ging langfam in die Höhe .

Was Alexander nun mit eigenen Augen fah - und was er hörte, verkeßte ihn in eine atemlofe Spannung. Die Männer und Frauen -

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

bunt angezogen - fprachen mit weithin tönenden Stimmen und machten dazu heftige Bewegungen. Und der Inhalt des Spiels rührte ihn bis zu Tränen. Niemand von den Komödianten aber erfchütterte ihn in gleichem Maße wie Angelika. Nur an ihrer Stimme erkannte er fie. Sie trug langes- blondes Haar - und diefes vermochte er fiuh nicht zu erklären7 denn er wußte doch genau- daß fie rotbraune Lo>en hatte. Sein Staunen wuchs jedoch ins Ungemeffene bei ihrem Spiel. Wer hatte es fich träumen laffen- daß das fchnippifche Ding einen fo packen und ergreifen konnte.

Er empfand einen tiefen Nefpekt vor ihr - und fchämte fich hinterher- daß er fo unwirfch und grob gegen fie gewefen war. So ein dummer Junge wie er - und fie folch ein feines Seelchen.

Als aber das Bild an die Reihe kam- das die arme Genoveva im finfieren Burgverließ zeigte- fing er plötzlich laut zu heulen an. Er fprang in die Höhe- als wollte er fich auf das Podium fürzen und den Ritter Golo, der das graufame Unheil angerichtet- an der Gut-gel packenx um ihn zu erdrofieln.

Die Leute um ihn herum machten „PM“. Denn fein lautes- ungefüümes Wefen zog ihre Aufmerkfamkeit ab.

Eine Frau zupfte ihn an der Jacke.

„Dummer Junge/* fagte fie gutmiitigx „'s ift doch alles niäft wahr - 's ift ja alles erfunken und erlogen.“

Er fah fie verftändnislos an - mit einem irren Ausdruck auf den erregten Zügen.

Das Spiel war beendet,

Aber Alexander verharrte noch regungslosF als längfi die Menfihen fich zerftreut hatten.

Das alfo waren die Komödianten - feltfame Leute - wunderbarlich und rätfelhaft - und doch ganz anders, als er fie im Traum gefchaut hatte,

Nichts begriff er von alledem. Wie war es nur möglich folch eine Gefchichte aufzuführen- daß alles Sinn und Verftand hatte und fo natürlich ineinander griff!

Und von diefen Menfchen fprach die Wirtin wegwerfend und in verächtlichem Ton!

Er lachte höhnifch auf. Nachmachen - erft nachmachen - und dann reden -- klugfchnacken konnte ein jeder.

Was war denn das? , . .

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Noch einmal bewegte sich der grüne Zaubervorhang. Sollte das Spiel von neuem beginnen? . . .

Sein Blut begann zu flocken. Und jeßt - fahen feine Augen recht - oder war es ein Spukf der ihn narrete? - kroih Angelika gemächlich hervor.

„Bift du es?“ rief er mit verflagender Stimme.

„Glaubft du etwa. mein Geifi/* antwortete fie mit fröhlicher Stimme und fiand gleich darauf neben ihm.

„Rum wie war's?“ fragte fie - und ihre Augen blißten.

Er ftarrte fie blöde an.

War es denkbaß daß Angelika und Genoveva eines waren? Und wie vermochte fie es nur über fich zu bringen- mit vergnügter Miene und ausgelafienem Wefen vor ihn hinzutreten, als hätte fich inzwifmen gar nichts zugetragen! Fühlte fie denn nichts von dem großen Jammer der Genoveva? Hatte fie ein Herz von Stein?

„Du fprichfi ja kein Wort!“ fagte fie enttäufcht, „Dabei hab* ich mich deinetwegen angefirengt wie noch nie - und nun fiehfi du wie ein Bär vor mir und gloßt mich an.“

„Ich fiaune über dirty“ entgegnete er voll tiefer Nachdenklichkeih

„und kann dich doch nicht verfiehen.“

„Wiefo denn nicht?“

„Als du da oben ftandefi. dachte ick» daß du vor Schmerz und Weh vergehft - und nun lachfi du mir gerade ins Gefichß als ob es eine Kleinigkeit warm die Genoveva zu fpielen.“

Sie wurde ernfi bei feinen Worten.

„Es gefällt mir daß du Achtung vor dem Spiele haft - es ij eine Komödie zum Erbarmen. Mir felbfi laufen jedesmal die Tränen herunter - du darfft mir fchon glauben, iä) bin mit dem Herzen dabei. Aber wenn's zu Ende ift - du lieber Gott, dann ift es eben aus- und das wirkliche Leben fängt an.“

„Was heißt das?“

„Das heißt daß ich heute gerade drei Grofchen herausgezahlt bekomme- weil der Befuäi fo fchlecht war - und daß wir morgen in der Frühe - vielleicht fchon heute abend - mit unferen Karren weiterziehen. Denn es lohnt nichh vor dem Gefindel hier zu fpielen. Perlen vor die Säue werfen - fagt unfer Alter. Und recht hat er.“

„Bekommt ihr denn jedesmal ausgezahlt?“

L0

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Freilich, Wir spielen ja auf Teilung. Das heißt wir Jungen werden mächtig betrogen. Der Alte fackt den Hauptteil ein- und wir haben gewöhnlich das Nachsehen, Dabei schimpft er regelmäßig auf das Gefchäft - ich kenne den Schwindel - aber weißt du was - eines schönen Tages kneife ich dich aus - und dann hat er's. - Nämlich“ fügte sie gewichtig hinzu- „ohne mich kann er kaum ein Stück auf die Bretter bringen; ich spiele fack jedesmal die Hauptrolle.“

Er kam aus dem Staunen nicht heraus. Da fand sie vor ihm
_ fait noch in den Kinderfchuhen -- und redete gecheiter als eine Alte.

„Stell" dich einmal neben mich" fragte er zaghaft- „und ich möchte sehen um wie viel ich größer bin als du!“

Sie tat es.

„Fack zwei Köpfe.“

Er feufzte tief auf.

Da lachte sie unbändig.

„Warum föhnst du eigentlich?“

„Ich komme mir so furchtbar dumm von“ erwiderte er aufrichtig.

„Hm - dagegen ist nichts zu machen - ein bißchen tapfer bist du ja. Na, weißt du was/“ fuhr sie schelmisch fort „das gibt sich am Ende noch. Du brauchst deswegen nicht gleich den Kopf hängen zu lassen. Der Alte hat auch nicht gerade den Verstand mit Löffeln gegeben und hat's doch bis zum Schmierendirektor gebracht.“

„Schmiere? Was ist denn das schon wieder?“

„Wir zum Beispiel sind eine Schmiere!“ antwortete sie stolz „oder Schmierenkommödianten- wenn du willst. Wir haben kein eigenes Theater- ziehen mit unseren Wagen durch die Welt und dürfen nur in Dörfern, Flecken und ganz kleinen Städten spielen. Bei schönem Wetter wird das Zelt im Freien aufgeschlagen. Regnet es - oder im Winter ist die Komödie im Wirtshaus- wie es sich trifft. Viel Federlesens wird nicht gemacht.“

Er hatte aufmerksam zugehört. -

„Das alles ist sehr merkwürdig“ meinte er. „Wie spielen sie denn in den großen Städten?“

„Paläste haben sie dort - richtige Paläste. - Der Alte hat mir einmal Bilder gezeigt. Du, das muß großartig sein wenn man auf einer richtigen Bühne steht. Und im Zuschauerraum unten sitzen die gepußten Herren und Damen und klatschen Beifall. Großartig - ganz großartig“ wiederholte sie noch einmal.

||

Die reines .Herzens find .Felix Hollaender

Ihm schien es- als ob sie plötzlich wüchsa und als ob aus ihren

Augen ein flackerndes Feuer brüh. Ihre Art riß ihn mit fort.

„Was für Haare haßt du eigentlich als Genoveva gehabt?“ bemerkte er unvermittelt.

„Komische Fragen findest du.“

„Deine roten Locken waren es doch nicht?“

„Reim meine Perücke war es.“

„Perücke? Gibt es denn so etwas?“

„O, du dummer Junge. Perücken und falsche Bärte sind die Haupt- sache beim Theater. Das heißt- Schminke muß man auch haben; ohne Schminke geht es einmal nicht.“

Er war wie vor den Kopf gefehlagen und wagte keinen Einwand mehr.

Nach einer Pause aber raffte er sich entschlossen auf und sagte

leise: „Meinst du daß euer Alter mich nimmt?“

„Alle zehn Finger streckt er nach dir aus - nämlich) du machst!“ - sie hielt einen Augenblick inne und sah ihn bedeutungsvoll an ehe_ sie ihre Worte bekräftigend wieder aufnahm -> „nämlich - du machst eine Figur.“ brachte sie dann mit Nachdruck hervor. „Frei!“ - du mußt dir nicht etwa einbilden- daß du gleich die großen Rollen kriegst. Erst muß es der Alte dir einstudieren und dann nimmst dich der Studiochef unter die Fuchtel.“

„Was ist denn der Studiochef?“

„Du kannst unbefangt sein. Ich habe schon mit ihm geredet.“

Er blin>te sie starr an.

„Ja - wie konntest du denn?“ rief er mühselig hervor.

„Ich wußte es in der ersten Sekunde - gleich wie ich dich sah.“

„Haßt du nicht bemerkt- wie ich, dich im Wirtshaus aufs Korn genommen?“

„Ja , . . aber . . .“ flammelte er. -

„Man sieht es auf den ersten Blick* unterbrach sie ihm „ob einer dazu taugt. oder man. Du taugt dazu - verlaß dich auf mich. Wenn du willst- gehen wir auf der Stelle zum Alten.“

Sie legte vertraulich ihren Arm in den seinigen. den er ihr jedoch hastig entzog.

„Ich weiß doch nicht techn ob ich es tun soll!“ wendete er zögernd ein - „und außerdem muß ich durchaus vorher nach Magdeburg.“

„So nimmst du Urlaub - das ist zu machen/* beruhigte sie ihn.

„Überleg's nicht zu lange!“

L2

Felix Hollaender: Die reines .Herzens fint:

„Gun Ich will!“ fagte er tiefaufatmend. „Aber wenn ich nun doch unbrauchbar bin?“

„Das wird sich schon finden. Komm jetzt!“

Er folgte ihr einfilbig und beklommen.

In der Vorderrreihe des ersten Wagens war der Direktor.

Er faß auf einem Klappstuhl und hatte ein Seidel Bier und ein

Käsebrod neben sich stehen. Auf einem kleinen Tische brannte eine Windlaterne.

Er murrte Alexander.

„Nun da bist du ja.“ fagte er, ohne im mindesten überrascht zu sein.

„Die Angelika hat mir schon von dir erzählt. Park deine Sachen! In einer guten Stunde geht die Fahrt los.“

Aus dem Innern des Wagens lugten jetzt neugierige Gefächter in den Vorderraum.

„Scherf euch nach hinten!“ schrie der Direktor. „Wenn einer eure Galgengefächter sieht) muß ihm ja angst und bange werden.“

Und Alexander beruhigend fügte er hinzu; „Mach' erst ihre nähere Bekanntschaft - und du merkst, sie sind nicht so schlimm) wie sie ausschauen.“

Das war ein magerer Trost. Denn in ihren verlumpten Trachten hatten sie tatsächlich den Jungen in Schrecken verfaßt.

Der Direktor holte einen Kneifer aus dem Fächer.

„Im übrigen“ meinte er. „lasse ich jedem Mitgliede möglichst viel Freiheit. Wer sich nicht danach benimmt) wird rausgefächert. Disziplin

ist die Hauptfarbe. Jeder große Künstler hat auf der Schmiere begonnen

- und die meinige steht im besten Rufe. Freilich - von der Pike auf

muß man dienen. Und wenn du dir einbildest) gleich Prinzen und Kar-

riere anzuziehen. bist du falsch) gewickelt! Die Wagen reinigen. die

Räder schmieren. die Pferde verforgen - und später. wenn du Manieren

hast) die Zettel austragen - damit fängt es an. Paßt dir das nicht) so

mag's lieber gleich und bleibe weg.“

„Es paßt mir“ antwortete Alexander kurz entschlossen. Denn bei dem energiegelichen Ton des Direktors fürchtete er jetzt noch zuguterletzt den Lauf-

paß zu kriegen. „Aber“ fagte er bedenklich. „zuvor muß ich nach Magdeburg. Dort liegt für mich ein Brief auf der Post. den ich unbedingt abholen muß.“

„Tut nicht not.“ erklärte auf das bestimmteste der Direktor. „Der

Stiefvater hat Kommissionen in Magdeburg und bringt ihn mit.“

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Der Studiofus -- zum zweiten Male hörte er das Wort. und seine Neugier wurde angefacht.

Von den Kommiffionen in Magdeburg verftand er freilich nichts. Aber der Direktor flößte ihm unbedingtes Vertrauen ein. Und fo gab er fich zufrieden.

„Daß ich's nicht vergcffe,“ warf der Direktor noäf flüchtig hin, „wir fpielen auf Teilung. Logis und Verpflegung erhältft du von vornherein gratis _ bar Geld erfiz nachdem du fechs Monate gedient haft. Bift du's einverianden?“

„Ich bin's.“

„Abgemacht. Was Schriftliches brauchen wir nicht. Handfchlag genügt.“

Er gab ihm die Rechte. in die der Alte feierlich einfihlug.

So war er Mitglied der Truppe geworden und wußte nicht wie.

Der Gedanke. daß er eine Zeitlang Handlangerdienste tun mußtez beunruhigte ihn keineswegs; denn auf diefe Weife konnte er den neuen Beruf allmählich kennen lernen und lief nicht Gefahr. lächerlich zu werden.

Denn er fürchtete fich im Herzen vor Angelikaf deren günftiges Vorurteil ihn mit heimlicher Sorge erfüllte,

„Und nun hol' dir deine Sachen und mach' fir; denn bald geht die Fahrt los.“

Mit diefen Worten riß ihn der Direktor aus feinem Grübeln.

„Angelika mag dich begleiten/' feßte er hinzu.

Taumelnd ftieg Alexander die fchmalen Stufen der Wagentreppe hinunter.

Die Angelika erwartete ihn bereits,

„Nun?“

„Abgemachtz“ fagte er und gab feiner Stimme einen möglicht trockenen Klang.

Es blißte in ihren Augen auf.

Schweigend fchritten fie nebeneinander her.

Plößliäf fagte die Angelika: „Laß dich nur nicht von der Wirtin wieder rumkriegen.“

„Ich laffe mich nicht herumkriegenz“ antwortete er verftört. „Bin überhaupt nicht einer. den man mir nichts dir nichts lenken kann. Aber woher wußteft dur daß ich juft in der Minute an die Wirtin dachte?“

„Nat weißt du, ich bin doch nicht aus Dummsdorf - und auf deiner weißen Stirn fiehen alle deine Gedanken gefchrieben.“

L4

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Da irrst du gewaltig. Hinter meiner Stirn liegt so viel Bosheit daß du erschreuen würdest. Glaube mir ich bin ein durch und durch schlechter Mensch!“ Diese Worte sprach er in tiefem Ernste.

Sie sah ihn eine Weile still und prüfend an ehe sie mit vollkommener Ruhe erwiderte: „Du hast Talent.“

Ihre Antwort begriff er nicht.

Sie waren jetzt vor dem Wirtshaus angelangt,

„Wird es lange dauern?“

„Rein!“

„Spate dich!“ rief sie ihm nach. „Sonst find die Wagen fort- und wir müssen auf Schufers Rappen die Reife fortsetzen.“

Er stand vor der Wirtin, und das Herz war ihm zentnerfchwer.

„Brauäffli nichts zu redenf mein Junge. Ich weiß alles/* sagte sie und blickte ihn tief bekümmert an. „Sei ohne Sorge. Ich mache dir keine Vorwürfe. Geh* in die Welt und bleibe rein.“

Sie legte beide Hände ganz leicht auf seinen Kopf- als wollte sie ihn fegnen.

Er zuckte unter ihrer Berührung zusammen.

Sie aber küßte ihn - ohne daß er sich wehrte -- fanft auf die Stirn und wandte sich ab.

„So geh' jetzt“ sagte sie halbig, „Bist uns nichts schuldig. Und solltest du einmal ein fauberes Bett nötig habenx so bist du willkommen. Und nun leb' wohl!“

Wie Alexander in seine Kammer gelangt - wie er sein Minze(gefchnürt - wie er wieder vor der Tür bei der Angelika stand - hat er später nie gewußt. Alles geschah gleichsam im Traume .

Und bald faß er in einem der grünen Wagen- die durch den dämmernden Abend langsam fuhren. Ein paar Sturmlaternen verbreiteten ein trübes Licht.

Neben ihm hockte Angelika und erzählte flüsternd Geschichten.

Dann hielten auf einmal die Wagen. Die Männer und Frauen zogen aus den Seitenwänden schmale lange Kästen hervor die übereinander hingen und als Lagerfächten bereitet wurden. Und nun trennte sich die Gefellchaft. In dem einen Wagen schlieffen die Männer, in dem anderen die Frauen.

Ein hoch aufgeschoffener Mensch mit einer Hühnerbrust und einem unglaublich langen Hals trat auf Alexander zu.

L5

Die reines Herzens find Felix .Hollaender

„Ich bin der Studiofus.“ fagte er. „und du fchläffi über mir. Zieh dich aus. denn du mußst zuerfi in den Kaiken.“

Er fah unendlich komifch aus. hatte aber eine gute Stimme und braune Nehaugen. die Alexander gefielen.

Drittes Kapitel:

Der Studiofus brachte aus Magdeburg einen großen Brief mit. deffen Auffchrift eine zittrige Hand zeigte. Alexander erbrach ihn. und feine Augen flogen angftvoll über das Papier. Der Brief war nicht von der Elifabeth. fondern die Therefe hatte große. holprige Buchfiaben gemalt. die Krähfüßen glichen.

„Lieber. guter Junge.“ fchrieb fie. „es ifi fchreälich. aber den Brief kann ich nicht beforgen. Ich möchte es wohl gern und weine mir darob die Augen aus. Aber die Baroneffe Elifabeth von Sydow ifi fort. und niemand weiß. wo der Herr Baron fie hingebracht hat. Ari). mein Junge, warum haft Du das getan und uns alle ins Unglü> gebrääft! Denn Du hättestk es wiffen müffen. Es ifi eine jämmerliche Sache. Der Herr Baron gedachte mich auf der Stelle hinauszujagen. Weil ich aber fchon bei der Mutter der Gnädigen gedient und die Elifabeth fich ein Leids antun wollte. hat er es fich überlegt. Aber die Baroneffe hat er heimlich weg-gefchafft - _ denke Dir nur! Die Elifabeth hat nicht mehr gegeben und nicht mehr getrunken - und kein Wort hat fie geredet, Der Herr Baron hatte fich nämlich mit ihr eingefchloffen. und ich hatte an der Tür gefianden und gehorcht. - Alexander. ich weiß. es ifi nicht recht. Aber ich mußte doch erfahren. wie es mit dem Kinde fieht. Der Herr Baron hat nichts aus ihr herausgekriegt. Sie fagte immerzu. daß fie Dich wieder haben wollte. Da ifi er entfößlich böfe geworden - wie ich ihn nur einmal gefehen habe - als nämlich die Gnädige davon gelaufen war, - Und die Elifabeth hat vor fich hin geweint. - Und dann hat er die Tür aufgeriffen. und ich bin vor lauter Schreck umgefallen. Was der Herr Baron alles zu mir gefagt hat. will ich lieber nicht hinfeßen. Es war nicht fehr fein. Ich bin aber eine alte Frau und muß das Maul halten und froh fein. wenn man mir einen Knochen vor die Füße wirft. wie fo einem Hunde. Und niemand außer dem Baron weiß. wo die Elifabeth jetzt ifi - und ich kann alfo deinen Brief nicht beftellen, Lieber Alexander. meine Augen find vor lauter Weinen fafi blind geworden. Ich kann nicht mehr fchreiben. Ich gebe der Elifabeth den Brief. wenn Gott zuläßt. daß ich fie vor das Angeficht bekomme. Aber Du bifi an allem fchuld. Alexander - und Gott mag Dir verzeihen! Es tut's ebenfalls die Therefe.

Schreibe einmal! Der Herr Baron merkt es nicht. IG gehe dem Briefträger immer entgegen. Und laß es Dir re>ft gut gehen! Und bete für die Elifabeth! Ich auch. Man kann nichts anderes tun.“

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Wie betäubt hatte Alexander dieses Schreiben gelesenen. das den
legten Zusammenhang zwischen ihm und der Heimat zerriß. . .

Wo aber war Elifabeth?

Diese Frage ließ ihn in den nächsten Tagen nicht mehr locker. bis
der wilde Strudel. in den er jählings hineingeriffen war. seine ganze
frühere Existenz reflexhaft verflochten hatte . . .

Es folgten Jahre voll Luft und Abenteuer. in denen er -- zeit-
weise betäubt - sich selbst vergessen und verloren hatte. Erwachte er
dann plötzlich. so fühlte er einen leisen. nagenden Schmerz. ging ver-
schloffen umher und mißte jedermann.

Wie kam es. daß er den Menschen wie ein Eigenbrötler erschien.
dem man am besten aus dem Wege ging? . . .

Bunt und verwegen dünkte ihm zunächst das neue Leben. Und wie
sonderbar erschienen ihm die Mitglieder der Truppe] Der Direktor
machte die Heldenväter und seine Frau. eine aufgeschwemmte. dicke
Person. die Heldennüchter. Der Studiosus. von dem noch die Rede sein
wird. spielte Liebhaber. Intriganten. Henkersknechte und Mörder.
Angelika aber war das lieblichste Kind. dem fast in allen Stücken schreck-
liches Leid widerfuhr. Und ein dicker Kerl mit einem Spießbauch spielte
den Clown. Spaßmacher und Hofnarren dar. Dann war noch eine
hagere Frauensperson da. mit tiefliegenden. unftäten Augen. die der
Studiosus als die heroische Liebhaberin bezeichnete - im Gegenpaar zu
Angelika. die naive und sentimentale Fach spielte.

Nur der Studiosus kannte diese seltsamen Ausdrücke. Er war in
der Truppe der gelehrte Mann.

Außer diesen Persönlichkeiten gab es noch einige Männer und
Frauen. die die Nebenrollen spielten. Sie durften aber nicht viel drein
reden. und der Direktor behandelte sie von oben herab. nannte sie talent-
lose Schmieranten. die sich wegtrollen und Schuster werden sollten.
War er übler Laune. so drohte er. daß er ihnen den Laufpaß geben
würde. weil sie den anderen das Brot wegfräßen. Und übler Laune war
er stets. wenn das Geschäft schleicht ging und Schmalhans Küchen-
meister war.

Dann herrschte überhaupt eine düftere Stimmung. Die Bande faß
in den Wagen zusammengepackt. kaufte an einer Rinde trockenem Brotes
und trank dazu Waffer mit Branntwein vermischt. damit die kalten
Glieder sich wärmten.

Blühte das Geschäft dagegen. so ging es hoch her. In folch einem

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Falle wurde mit dem Wirt. in deffen Saal die Vorfiellungen fiattfanden. regelmäßig ein Abkommen getroffen, wonach die Elitemitglieder im Wirtshaus fchließen.

Die Elitemitglieder mußten - wenn Not am Mann war -- vier bis fünf oder gar noch mehr Rollen in einem Stücke spielen. - Was tat'sj wenn nach Wochen einmal die Ausficht winktej in einem reinen Bett und im eigenen Kämmerlein auszuruhen . . .

Wie lange mußte Alexander warten, ehe er diefer Wohltat teilhaftig wurdej die Angelika längfi genoß.

Sie war trotz ihrer Jugend das angefehenfie Mitglied der Truppe, obwohl es ihr außer dem Studiofus niemand eingefand.

Alle fühlten es im geheimenf daß von ihr allein jener Zauber ausgingj der die Menfchen im Banne hielt - ihre Seelen gefangen nahm, Alexander hatte es beim erfien Male deutlich empfunden. Und diefe Erkenntnis war esj die eine tiefe Scheu und eine keufche Ehrfurcht vor Angelika in ihm erzeugte.

Er mied ihre Nähe. Er fühlte fich ihr gegenüber als der unbeholfene Anfänger. der fich im Hintergrunde halten mußte. Und wenn fie ihn fuchte, wie) er ihr aus.

Sie begriff ihn nicht und wähtef daß er ihr im fiillen gram fei, weil fie ihn zur Schmiere gelockt hatte. Aber gar zu gern hätte fie gewußtj was in dem großen Brief gefandenf mit dem der Studiofus aus Magdeburg gekommen war. Niemals aber fragte fie ihn danach. Troßte er - gutj fie konnte es aushalten,

Alexander hatte vollauf zu tun, Alle niedrigen Gefehäfte wurden auf ihn abgewälzt. Und fobald man merktej daß er anfiellig und gefäffickt warf wurde er zu jedem Handlangerdienft verwandt, für den die anderen fich entweder zu gut dünkten oder untauglich waren.

Er tat es ohne Murten.

Er wollte von der Pike auf dienenf wie der Alte es genannt hatte.

Die Wagen wafchenj die Räder fehmierem die Gäule verforgenj die verfoffenen Ritterkoftüme mühefelig rein halten7 die drei verrotteten Säbel und die beiden uralten Reiterpifiolejn die die Truppe befaßj foweit es noch möglich war, für den täglichen Bedarf infind feßen - das war feine regelmäßige Befihäftigung.

Aber fobald die Vorfiellung begannj ftand er auf Poften. Die winzigen Rollen. die man ihm zuerft anvertrautef ließen ihm reichliäf Zeit dazu übrig.

t8

Felix Hoflaender; Die reines Herzens find

Und nun ftudierte er jeden Ausdruckj jede Miene- jeden Tonfall der Angelika. Und immer von neuem bewunderte er ihre Kunft. Sie konnte fo rührend fein- daß man vor Mitgefühl verging - und dann wieder wieeine wilde Kaße fich gebärden. Sie konnte herzzer- reißend fchluihen und hell und filbern lachen, daß es eine Freude war. Sie verzog ihr Geficht in tiefftem Schmerz - und ihre Augen leuchteten unergründlich.

Der Direktor beobachtete ihn einmal.

„Hat fie alles bei mir gelernt.“ fagte er voll Stolz und Selbfi- bewußtfein.

Aber Alexander glaubte es nicht . . . Denn er war bald dahinter gekommenj daß die anderen trocken und hölzern ihren Part herunter- leierten wie etwasj das fie mühselig auswendig gelernt hatten- ohne einen inneren Zusammenhang_ zu fpüren.

Ihre Seele allein tönte in den feinfien Schwingungen. Wie eine Lerche ftieg fie jauchzend empor - und wie ein flügellahmer Vogel fank fie in die Tiefe.

Würde er jemals gleich ihr folihe Wunder vollbringen? . . .

Er begann an fich irre zu werden.

Und in den dunkelen Stunden der Nachtj wenn die anderen um ihn herum längft fchnarchtem lag er in feiner engen Lade mit weit geöffneten Augen da und grübelte über fich und die Zukunft.

War er auf dem rechten Wege? Oder tat er nicht befier- recht- zeitig umzukehren und ein fimples Handwerk zu ergreifen? . . .

Denn davor graute ihm. ein Komödiaut zu werden wie die anderen.

Schon der Gedanke an eine folche Möglichkeit trieb ihm die Schamröte ins Geficht.

Und dennoch fpürte er in allen Gliedern das Lockende- das Un- heimliche- das Bewegende der Schaufpielerei.

Gegen die Angelikaj die all die herrlichen Dinge erleben und fich frei fpielen durfte» hegte er im Innerften Neid.

Und dieses wurde ihm zu einer Offenbarung: das Erlöfende lag darin. daß man auf den Brettern feines Haffes und feines Zornes. feiner Niedertracht und Bosheit, feiner Gewalttätigkeit und überfirömenden Kraft ledig wurdej während die gewöhnlichen Menfchen die unfelige Bürde das ganze Leben hinter fich her fäjleppten.

Einmal fprach er fich darüber mit dem Studiofus aus. Das war

2* :9

Die reines Herzens find Felix Hollaender
ein fonderbarer Heiliger. der in der Truppe eine Ausnahmefielung
innehatte.

Der Studiofus fah ihn überrafcht an.

Er war kein Mann vieler Worte. Er richtete die Stücke ein. las
jedem feine Rolle unzählige Male vor. bis er fie im Schädel hatte -
denn es gab bei der Schmiere nur zwei. drei Menfchen. die notdürftig
lafen und fchreiben konnten - und trank dazwifchen Branntwein oder
Rum. Fefte Nahrung fchien er kaum zu fich zu nehmen. Dagegen fah
man ihn niemals während* der Proben oder während der Vorftellung
ohne feine Flaſche.

„Da haft du den Kern der Sache getroffen. mein Junge. Ia)
merke. du bifi nicht auf den Kopf gefallen. Paß auf. Haft fchon davon
gehört. daß es Menfchen gibt. die den Theaterteufel im Leibe haben?
Nun fiehfi du.“ fuhr er fort. ohne eine Antwort abzuwarten. „das
find Leute. die kaput gehen. wenn man fie nicht auf die Bretter läßt -
fiechen entweder elend dahin. oder arten aus und werden Taugenichtfe.
Halunken. Verbrecher - was weiß ich. Sie haben eine Kraft in fich.
die fie auf irgend eine Weiße los werden müffen -- gut und fchön.
wenn fie Anlagen und Talent haben -- aber zum Erbarmen. wenn der
Teufel arme Schlucker am Wickel gekriegt hat - die müffen ebenfalls
zum Theater. halten fiih zeitlebens für verkannte Genies. werden gepufft,
gefioßen und getreten. bringen es nie zu etwas. führen ein Hungerdasein
und find doch felig. dabei zu fein. Zu der Sorte. mein Junge. gehöre
ich. Schau mich mal an.“

Er reckte fich in die Höhe.

„Kann man eine traurigere Gefalt machen! Kannft du mir viel-
leicht fagen. wo ich mit den langen Armen und Beinen hin foll - und
nun erft diefe Hühnerbrufft! . .

Er lachte heifer auf.

„Würde mir nicht fo viel fchaden. wenn ich Talent hätte. Ich babe
aber keins. Nicht für drei Pfennige habe ich Talent und würde mir
doch einen Strick um den langen Hals drehen. wenn ich nicht mehr
Komödie fpielen dürfte. - Junge. ich war Theologe. und mein Vater
ift ein großes Tier im Konfiftorium. Was hat der alte Mann fich ge-
grämt - und die Mutter ift aus Kummer darüber frühzeitig - na.
reden wir nicht dariiber - in, konnte ihnen nicht helfen. Hatte damals
noch Refinen im Kopf und verfuchte mit aller Energie bei den großen
Bühnen anzukommen. Was für eine lächerliche Figur habe ich gemacht

20

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
- und wie hat man mich mit Hohn und Spott überfchüttet. Die Kreuz-
fahrt des .Herrn Ehriftus ift nicht dornenvoller gewefen. als mein langer
Leidensweg. Jn immer kleinere Reiter wurde ich verfchlagen. bis ich
bei der Flafche und der Schmiere endete. Mir ifi jest wohl -- ich bin's
zufrieden - ich lebe wenigfiens. Und das ifi die Hauptfaaze: Jeder
Menfch muß auf feine eigene Faufi glückliäb oder unglücklich werden.
Niemand hat in das Schickfal eines anderen dreinzureden - nicht Vater
und nicht Mutter - nicht Bruder und nicht Schwefter - nicht Vetter
- nicht Freund! Profit. mein Junge!"

Er zog die Flafche und nahm einen tüchtigen Schluck.

Ein kalter Schauer ging durch Alexanders Körper. Das war am
Ende auch fein Sihickfal.

„Und macht Euch das Spielen wirklich Freude?" fragte Alexander
fchüchtern.

„Bift ein grüner Junge! Meinfte etwa. ich führte zum Pläfier
der Einwohner dies Hundeleben? . . . Es ift ein verflirtes Ding.
liegt vielleicht nur an einer Kleinigkeit - und ich wäre ein Genie.
Irgend eine Windung in meinem Gehirn müßte um ein Jota anders
fein. und ich könnte es mit Salvini und Roffi - mit Garrick und Booth
- mit Sonnenthal und Kainz aufnehmen. Soll ich dir einmal den
Monolog aus ‚Richard III.‘ vorfpochen? - die Haare würden dir
zu Berge fiehen. - Oder die große Rede Hamlets? . . . Junge. du haft
ja 'einen Schimmer. Kennfi du Shakefpeare? - Shakefpeare ifi das
Alpha und Omega des Theaters - war felbfi ein Komödiant und ver-
fiand fich auf den Rummel. Das ift das Blödfinnige: Ich könnte dir
genau fagen. wie es gemacht werden muß - ich höre bei jedem Worte
den richtigen Ton und fühle ganz eäbt dabei - und fobald ich den Mund
auftue. kommt etwas ganz anderes und Falfches heraus. Jch möchte
vor Wut erfiel'en und denke: Beim nächften Sah bringft du es richtig
- die Stimmung muß fich erft einftellen. Profit die Mahlzeit! Das
ödefie Pathos fiatt fchlichter Einfachheit. Der Teufel mag wiffen.
woran es liegt.

Und nun frhau dir die Angelika an. Es ifk. als ob das Wunder
Gottes von ihren Lippen firömt. Aus der wird etwas Großes -
etwas ganz Großes -“ fazloß er nachdenklich.

„Aus mir auch!" fagte plötzlich ganz unvermittelt Alexander und
blickte dabei herausfordernd und voll Trotz den Studiofus an.

Der zwinkerte mit den Augen und antwortete: „Ich werde dir

IL

Die reines Herzens find Felix Hollaender den Shakespeare holen. Suche dir eine Stelle heraus und sprich sie mir in drei Tagen vor; dann werden wir weiter fehen. Die äußeren Mittel bringst du ja mit -- aber der Schein trägt - trägt in den meisten Fällen.“

„Geben Sie mir den Shakespeare auf der Stelle.“

Er brannte vor Ungeduld.

„Gemack gemacht,“ entgegnete der Studiofus und erhob sich schwerfällig.

Unmittelbar nach diesem Gespräch begegnete ihm die Angelika.

Er wollte ihr ausweichen.

Sie aber fielte sich ihm in den Weg und um ihren Mund zuckte es.

„Was habe ich dir getan/* fragte sie. „daß du mich so schändlich behandelst?“

„Nichts hast du mir getan.“

„Schön. Warum tuft du denn, als ob ich nicht auf der Welt wäre?“ " * Wi

„Das ist meine Sache“ erwiderte er und fuchte sich mühsam zu beherrschen.

„Reim“ schrie sie. „Ich will es wissen.“

Er stand da - ohne sich zu rühren -- den Mund fest gefloffen.

„So etwas Verftocktes!“ rief sie verzweifelt hervor und zitterte vor Wut.

„Hör“ mal“ sagte sie dann und trat ganz dicht vor ihn hin „ich kann nichts dafür. wenn du nicht vorwärts kommst. Du allein trägst die Schuld. Wer sich wie ein Säufpußer behandeln läßt und das Maul nicht auf tut - jawohl brauchst mich nicht so anzufarren - wer das Maul nicht auf tut sage ich. verdient es nicht besser. Geh* zum Studiofus - geh' zum Alten - droh'. daß du fortrennst wenn sie dir nicht. ordentliche Rollen geben - und ich will krumm und lahm werden wenn es nicht anders wird. Das Talent allein macht's nicht/' feßte sie altklug hinzu. „Einer hat einmal zu mir gesagt: Talent und Ellenbogen muß man beim Theater haben.“

„Ich danke dir für deine guten Lehren.“

Er drehte ihr den Rücken und entfernte sich.

Da biß sie in ihr Taschentuch hinein, und ein heftiges- wildes Schluchzen entrang sich ihr.

„O du böfer. böfer Junge! Du giftige Kanaille!“ rief sie zornig hervor.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Der fpißbauihige Clown kam auf fie zu.

„Was fehlt denn meinem füßen Püppchen?“

Er wollte mit feiner fleif>figen Hand über ihr Geficht fahren.

Sie verfeßte ihm mit der Rechten einen Schlag. daß er zurü>-
taumelte.

„So ein unverfchämter Flegel!“ zifchte fie und rannte davon.

Der Studiofus hatte die Augen aufgeriffen und den langen Hals
wie eine Giraffe nach vorn gefireckt. als Alexander ihm aus „Troilus
und Creffida“ vorzulefen begann.

Der Lunge hatte den di>leibigen Band. den der Studiofus ihm
überreichte. aufs Geratewohl aufgefchlagen.

„Ganz falfch,“ fagte der Studiofus. „grundfalfrhl könnte man bei
jedem Worte rufen - und trotzdem - es liegt etwas darin. Haft von
Tradition und Schule nicht den blaffen Schimmer. kapiert knapp den
Sinn. vergreiffi dich. wo es der normale Menfihenverfiand für un-
möglich halten follte. brüllfi. wo du leife fein müßteft. und fäufelst, wo
es zu donnern gilt. Und dennoch - es liegt etwas darin. Es klingt
im Ohr und dringt zum Herzen. Ganz komifch und verrückt finde ich
die Wirkung. Was hilft's - fie ift da und läßt fich nicht leugnen.

Ießst reiß' die Ohren auf und paß' auf.“

Mit voll tönendem Organ las der Studiofus. Aus feiner Hühner-
bruft kam pruftend der Atem; fein Geficht wurde während des Vor-
trags krebsrot. und von feiner Stirn perlten große Schweißtropfen.
Er las und las, ohne fich die Stirn zu trocknen. Seine Augen glühten.
Als er geendet hatte, blickte er düfter vor fich hin; dann trocknete er fich
mit dem Ärmel den Schweiß ab.

„Das war eine Leifiung.“ brachte er überzeugt hervor. „Man
fpürt es. wie fich einem das Herz im Leibe dreht. Wie viel Komödianten
gibt es. die dieses Feuer haben?! Was mißt es. fobald ich draußen
fiehe und loslegen will. ifi die Kehle wie ausgetrocknet. - Na. reden
wir nicht von mir. Er ift er! Im übrigen - es fteht fefi - du haft
Talent. Wir werden dich bei nächfier Gelegenheit herausstellen - wie,
das laß meine Sorge fein. Ich rede fchon mit dem Alten. d. h. du
mußt mächtig fiudieren. Vom dramatifchen R haft du keine Ahnung. und
im Halfe haft du Knödeln - die Stimme fitzt viel zu weit hinten. und
die Mittellage ift gänzlich unausgeglichen. Tut nichts - ich werde dir
die Flötentöne fihon beibringen. Bei der Angelika ift es zuerft auch

Die reines Herzens find Felix Hollaender

W

nicht viel anders gewefen. Es fehlt eben die Schule. Nun. wozu find wir denn da?!"

Von dem Tage an arbeitete der Studiofus in allen freien Stunden mit Alexander. Aber zwifchen Lehrer und Schüler kam es nicht felten zu Reibungen.

Der Studiofus wollte das Pathos. während Alexanders Natur fich dagegen fträubte. Der Junge blieb ftörrifch.

„Man kann es auch einfach fagen.“ behauptete er. „und es muß trotzdem wirken.“

Wenn der Studiofus ihn dann zornig einen Grünfchnabel nannte. der die Tradition nicht refpektierte. fo fchiittelte er den Kopf und behauptete eigenfinnig und trocken. man könne nach Magdeburg auf verschiedenen Wegen gelangen.

Dagegen laufchte er atemlos und war willfährig wie ein Kind.

wenn der Lehrer ihn in den Wiffenfchaften unter-wies. Und der Studiofus war ein Schulmeifier. wie er im Buche fand, Franzöfifch und Englifch wurde getrieben. und dazwifchen holte er aus feinem Neifekorb Bücher hervor und erzählte ihm von den Griechen und Römern.

Gemeinfam aber lafen fie die Bibel und den Shakepeare.

Der Studiofus behauptete. mit der Bibel und dem Shakepeare könnte der Menfch auskommen - allenfalls brauäfte er noch das Kursbuch. Nichts gäbe es zwifchen Himmel und Erde. was nicht in der Bibel oder dem Shakepeare fiünde.

Und wie wußte er den tiefen Sinn diefer Bücher dem Jungen aufzufchließen. Das waren Stunden der Erbauung und des Wachstums.

Und Alexander fühlte. wie er reifer und reicher wurde.

Es gab aber noch andere Dinge. iiber die der Studiofus Märchenhaftes zu beriäften wußte. fo daß Alexander in fieberhafte Spannung geriet,

Er erzählte dem Jungen von einer Mufik. die den Menfchen aufwühlte. - und von Malern. die dem Auge die Natur eri'i erfchlößen.

In den großen Städten hingen die Gemälde der Meifier. und zwar neben Werken. die Jahrhunderte zurück lagen. Schöpfungen aus der Gegenwart.

In prächtigen Paläfien würden diefe Schätze aufbewahrt - - und in hell erleuchteten Sälen fpielten die Mufikanten. zu denen die Menge feilich gekleidet hinfirömte. um mit verhaltenem Atem zu laufchen - genau wie in den Theatern. wo die großen Schaufpieler auf die Szene traten.

24

Felix Hollaenderxj_ Die reines Herzens W

Von dieser Welt träumte Alexander. foweit der Studiofus ihm zum Träumen Zeit ließ.

Sein Jntereffe an dem Jungen wuchs von Tag zu Tag. Mit der Freude des Schöpfers erkannte er. wie Alexander gleichfam fpielend den neuen Inhalt in sich aufnahm und verarbeitete. Aber fein Staunen wuchs beim Studium der großen Rollen.

„Weißt du.“ fagte er. „es kommt bei dir alles fo fremd und feltfam heraus. Jch mutmaße: Entweder wirft du ein großer Kerl - oder du bifi ein gemeiner Hochfiapler. der feinen Lehrer blufft . . . Junge. dann zerbreäj' ich dir die Knochen im Leibe.“

-c- re * ..e

Jahre vergingen. Aber die Zeit kam. in der Alexanders Schickfal sich erfüllen follte.

Der Studiofus bearbeitete ..Romeo und Julia“. firich zufammen. warf kühn Rollen hinaus. die in der Truppe nicht befeßt werden konnten. und haute ohne Federlefens eine für die Schmiere taugliche Faffung des großen Liebesdramas zufammen.

Es war nämlich eine befchloffene Sache. daß Alexander den Romeo und Angelika die Julia fpielen follte.

Die Proben begannen und wurden von dem Liebespaar mit heiligem Eifer abgehalten,

Angelika kniete sich - wie die Komödianten feffiiellten - mächtig herein. Während dieser Zeit konnte ihr ja Alexander nicht ausweichen.

Sie hielt ihn in ihren jungen Armen und preßte ihn an sich . . . Sie küßte ihn mit heißen Lippen und funkelnden Augen. Und Alexander mußte ftill halten und ihre Küffe erwidern. Denn der. Studiofus wurde zornig. wenn er nicht feine ganze Seele hergab . . .

„Steh' nicht wie ein Stockfifch da.“ herrfchte er den Alexander an. ..Romeo ifi kein Eiszapfen - Romeo ift ein italienifcher Nobile. deffen Herz in Flammen leht.“

Alexander wehrte sich anfangs. - Schamhaftigkeit und Troß rangen verzweifelt mit Spielleidenfchaft und innerem Verlangen.

Er fei mit der Rolle noch nicht fertig und könne erft richtig probieren. wenn er den Text und den geiftigen Jnhalt völlig beherrfche.

Der Studiofus lachte grimmig auf. drückte unruhig auf feinem Regiefchemel hin und her und klopfte sich befändig auf die Kniefcheiben.

„Die ganze Komödie wird eingepackt.“ drohte er. ..wenn nicht richtig

25

Die reines Herzens find Felix Hollaender

probiert wird. Nur die Prinzen aus Genieland rechnen damit. daß in den leßten Proben der heilige Geift über fie kommt. Ein anftändiger Komödiant läßt fich auf derartige Fifimatenten nicht ein."

Die Angelika hörte mit verfchränkten Armen und feft gefchloffenen Lippen zu.

Sie dachte im fillen: Haft mim lange genug durften und hungern laffen - jest will ich mich fchadlos halten. Und mit verdoppeltem Spieleifer. von heißen Wümfchen bewegt. ging fie an ihre Szenen. Eines Tages redete Alexander fie unvermittelt an. „Hör' einmal." fagte er mit harter Stimme. „wir find uns doch beide darüber klar. daß wir nur dem Zwange des Spiels uns fügen."

„Du bift ein närrifcher Kerl." antwortete fie und kehrte ihm zornig den Rücken.

Sobald er aber ohne fie probierte. paßte fie mit Luchsaugen auf und kontrollierte jede feiner Bewegungen. Gelang ihm etwas Befonderes. klafchte fie leife mit den Händen zufammen. oder fie fchnalzte vor Wohlbehagen mit der Zunge.

„Der wird bei feinem Auftreten angeblafen." prophezeiten die Komödianten - und der fpißbäuhige Clown riß Wise über ihn.

Man lief zum Alten und warnte vor dem Reinformfall.

Angelika rafte. Den Elown hätte fie fafi gehorfeigt.

„Keine Ahnung habt Ihr von der Kunft." fchrie fie wütend. „Aus Euch fpriht nur der grüne Neid."

Der Spißbäuchige grinfte.

„Hat das Jüngferchen heiß?" fragte er höhnnend . . . „Wann macht denn das Pärchen Hoäfzeit?"

Sie ging mit gefpreizten Fingern auf ihn los. als wollte fie ihm allen Ernftes die Augen auskraßen.

„Infamere Kerl." zifäfte fie. und der Spißbäuchige mußte. fo rafch er konnte. Ferfengeld geben.

Sie atmete tief auf.

Nichts befürchtete fie mehr. als daß folche Reden zu Alexanders Ohren kämen. Denn je kälter und abftößender er fie behandelte. um fo hungrier wurde fie nach feiner Liebe. Was hat er nur gegen mich. fragte fie fich gequält. „Habe ich ihm etwas getan. daß er mich mit folcher Luft peinigt?"

Sie glaubte feft an ihn. Sie empfand dunkel. daß aus feiner herben. fpröden Eigenart etwas Befonderes erglühen mußte. Wie ver-

Felix .Hollaenderc Die reines Herzens find
grämt konnte er plötzlich ausfehen! Oder wie fieghaft vermochte fein
Auge zu leuchten! Der Ton feiner Stimme fchlug an ihr Herz. Und
mit dem Ohr der Künftlerin hörte fie fofort heraus, wenn fein Inftinkt
- ohne daß er es felber ahnte - etwas über Erwarten Gutes traf.
Dann fäfllich fie fich leife zu dem Studiofus und machte ihn
flüfternd darauf aufmerkfam.

Der nickte beifällig und folgte mit melancholifchen Augen dem
Spiele.

„Wollen wir unfere Szenen nicht allein probieren?“ hatte fie ihn
einmal gefragt - und zitternd hinzugefeßt: „- ich meine nur fo. weil
doch die Komödie fchnell herauskommen muß.“

Alexander hatte fie groß angefehen und mit kalter Höflichkeit ge-
dankt.

Das konnte fie nicht verwinden.

Und nun kam endlich die Aufführung.

Alerander war im Raufche. Er fpielte. wie er es fich in feinen
Feiertunden erträumt hatte . . . Es gab keine Seele außer ihm. - Er
vergaß. daß es im Leben eine Angelika gab. - Er vergaß. daß der Stu-
diofus eriftierte. - lind er fah keinen der Menfchen. die in dem großen
Wirtsfaal vor der elenden Bühne Platz genommen hatten.

In diefer Stunde gab es auf Gottes Welt nur einen Romeo und
eine Iulia. Und er war in jeder Fafer Romeo.

Im Zufchauerraum qualmten die Männer. Bläuliche Rauchwolken
hüllten fie und ihre Weiber ein.

Die Frauen zogen die groben, bunten Tafchentücher hervor und
trockneten fich beftändig die Augen.

Nur einer fchmunzelte im Saal. Es war der Wirt. der ununter-
brochen die Gläfer füllen mußte. Denn das Stück machte heiß und
dauerte lange trotz der erbarmungslofen Striche des Studiofus.

Als aber die Vorfiellung beendet war. mußten Alexander und
Angelika immer wieder vor den Vorhang treten.

Die Leute gebärdeten fich in ihren Beifallsbezeugungen wie toll.

Und immer wieder frhob der Alte das Liebespaar vor die Szene.

Alexander gehorchte nur widerwillig. Aber die Angelika faßte
den fich Sträubenden refolut bei der Hand und zog ihn mit fich.

Alerander dünkte es. als ob die Weihe des Abends von ihm ge-
nommen wurde . . . Was ging ihn diefe tobende Menge an. die da
unten fihrie und johlte und die Handflächen wie befeffen aufeinander

Die reines Herzens find Felix Hollaender

fehlug . . . Das nämliche Schaufpiel hatte er erlebt. wenn der fpilz-
bäuchige Elown feine albernen Späße trieb. Ja. diefe Beifalls-
äußerungen machten ihn fiußig. Er begann im ftillen zu zweifeln und
fragte fich im Innern. ob er nicht etwa nur auf die brutalen Empfin-
dungen der Menfchen gewirkt und dadurch - wie der Studiofus fich
ausdrückte - einen billigen Erfolg erzielt hatte.

Aber aus allen diefen Grübeleien riß ihn die Angelika. Sie zog
ihn gewaltfam in einen Winkel hinter der Szene. nachdem das Publikum
fich endlich beruhigt und den Saal verlaffen hatte.

Mit feierliiher Miene blickte fie ihn an.

„Du.“ fagte fie. „iäff gratuliere dir von Herzen. Du haft viel
mehr Talent als ich - und von Anfang an habe ich es gewußt.“ Und
in freudiger Bewegung reichte fie ihm die Hand.

„Sprich nicht fo.“ antwortete er befchämt. „ich fühle am beiten. wie
unficher ich taftete. als ob ich im Dunkelen wäre; und auf das Geklatfch
der Leute gebe ich gar nichts. Wollen fehen. was der Studiofus meint.“

„Ich fage bravo!“ rief juft in diefem Momente fein Lehrmeifter
und fchnalzte dabei mit der Zunge. Dann drückte er Alexander lieb-
kofend an fich.

Angelika fühlte deutlich. wie ihr Herz vor Freude hüpfte.

Und als der Studiofus fich jetzt - gleichfam um Entfchuldigung
bittend - mit den Worten an fie wandte: „Dir braucht man's nicht
zu fagen. daß du ein geniehaftes kleines Frauenzimmer bift.“ wehrte
fie heftig ab.

„Er hat den Erfolg gemacht - er allein.“

„Na - na.“ knurrte der Studiofus. „erinnere ich mich recht. fo
heißt das Stück Romeo und Julia. und die Julia - das läßt fich nicht
leugnen - hat eine gewiffe Angelika gefpielt. - Ich will ein Schuft
fein.“ fuhr er fort. „wenn es heute noch drei Frauenzimmer gibt. die
es dir nachmachen. Ich will mit des Teufels Großmutter tanzen.
wenn - -“

Er kam nicht zu Ende.

„Wer flueht da?“ unterbrach ihn der Alte. „Jeßt wollen wir tafeln
und das Siegesfeft feiern. Denn irre ich nicht. fo wird es ein Zugfück
erften Ranges. Und du. mein Junge. kriegft heute den Ritterfchlag.
Darffft mit uns nachmahlen und fchläffft diefe Nacht im Wirtshaus. Haft
deine Sache brav gemacht. drum wirft du auch nicht ausgelacht. Gerech-
tigkeit muß fein - bafta - Punktum. Streufand drauf!“

Felix Hollaender: Die reines .Herzens find

Das war ein großer Augenblick im Leben Alexanders.

Und doch wäre er am liebsten weit weg geflüchtet. um mit sich und feinen Gedanken allein zu sein. Siebenmeilenftiefel hätte er in diesem Augenblicke anziehen mögen. um die Menfäden zu fliehen. deren Lob ihm vielleicht in der Stunde weher tat. als wenn sie ihn ausgehöhnt hätten. Nur eines erfüllte ihn mit starker Genugtuung: die Aussicht. eine ganze Nacht allein zu schlafen und endlich wieder einmal ein frisches Bett zu sehen. Wie oft hatte er sich heimlich danach gesehnt. wenn der Regen klatschend auf das Dach des grünen Wagens fiel oder an die kleinen Fenstercheiben schlug. die so blind waren. daß man nur durch sie zu blicken vermochte. wenn der Blitz sein grelles Licht bei Sturm und Wetter aufleuchten ließ.

„Kommt jetzt!“ sagte der Alte.

Und Romeo. Julia und der Studiosus folgten ihm in den geräumigen Wirtsaal. wo sie unter großem Geschrei und lautem Jubel empfangen wurden.

Es gab warme Würstchen mit Most und Kartoffelsalat. geräucherten Schinken mit Brot und frischer Butter. Dazu ließ der Alte Bier und für den Studiosus ein mächtiges Glas mit Schnaps herbeibringen.

„Studiosus. nun sagt mir offen und ehrlich.“ begann er die Abendunterhaltung. nachdem der erste Hunger gestillt war. „was in dem Stücke ist vom alten Shakespeare? Und was habt Ihr dazu gedichtet? Denn daß Ihr ein heimlicher Poet seid. wissen wir alle.“

Der Studiosus machte ein gedrücktes Gesicht und schob gewohnheitsmäßig den langen Hals vor. Er sah ein Weilchen trübfinnig in sein halb gefülltes Glas.

„Alter.“ erwiderte er. „das ist ein schwieriger Punkt. Alles. was in der Komödie vom Übel ist. habe ich verbrochen - und was an Größe und Erhabenheit trotz meines plumpen Schädels nicht herauszubringen war - was die Leute in ihrer Einfalt ergriffen und mitten ins Herz getroffen hat - ist natürlich von dem unsterblichen großen Shakespeare. Ich trinke in Ehrfurcht und Demut auf sein Andenken mein Glas aus.“

„Bravo. Studiosus! Wenn Er auf der Kanzel stände. hätte Er es auch nicht besser und schöner sagen können. Im übrigen - mache Er sich kein Gewissen daraus - Er darf trotz alledem auf seine Arbeit stolz sein. Denn es ist und bleibt ein Verdienst. Romeo und Julia auf der Schmiere zu spielen. Die draußen haben gut reden - aber unsere Vor-

Die reines Herzens find Felix Hollaender
fiellung kann sich fehen lafien und hat bei einfachen Menfchen ihre Wir-
kung getan. Der Erfolg ift da! Ich fage noch einmal. es gibt ein
Zugfüek! Herr Wirt. der Studiofus hat Durfiz füllen Sie ihm das
Glas.“

Der Duft des fiarken Branntweins tränkete die Luft. Auch der
Wirt fprach ihm über Gebühr zu und wurde immer redfeliger. während
die Miene des Studiofus einen düf'teren und fchweremütigen Ausdruck
zeigte.

Angelika wurden die Augen fchwer.

Und Alexander fehnte sich nach Alleinfein und Ruhe.

Wie auf ein Zeichen erhoben sich beide -- im Korridor reichten fie
fiäf fimm die Hände - und jedes verfchwand in feiner Kammer.

Alexander lag mit weit geöffneten Augen da.

Er ftreäte und dehnte sich in feinem breiten Bauernbett und blickte
in den ausgefienerten Himmel, Er träumte von Shakefpeare - von der
großen Stadt. wo die Bilder hingen - und wo die Mufikanten himm-
lifche Mufik machten.

Auch fein Schulmeifier hatte auf der Fiedel gekraßt. und fie hatten
die Mäuler auffperren und dazu fingen müffen. Und immer waren es
die beiden nämlichen Stücke gewefen - „Ub' immer Treu und Redlieh-
keit" und „Heil dir im Siegerkranz". Allgemach war ihm der Singfang
und das Gefiedel zum .Halfe herausgewachfen. fo daß er am liebfiem heim-
lich die Geige am Pulte des Lehrers zerfchlagen hätte.

Und nun follte - wenn man den Erzählungen des Studiofus
trauen durfte - draußen im Lande eine Mufik ertönen. bei der einem
das Herz aufblühte. Der Raufch kommt über einen - hatte der Stu-
diofus gefagt. Er konnte es sich nicht vorfiellen.

Er phantafierte weiter. Er fah sich plötzlich auf einem diefer großen
Theater fpielen. mit prächtigem Kofiüm angetan. Er fah. wie die Men-
fchen atemlos laufchten und sich nicht zu rühren wagten. Und zufammen
mit ihm ftand die Angelika auf der Bühne. fiegreicher als er die Schau-
spieler und das Publikum mit sich fortreibend - die Seelen der Menfchen
aufwühlend.

Und dann hörte er plößlich. wie die Angelika zu ihm fagte: Du haft
viel mehr Talent als ich.

Er fühlte wieder. wie auch jeßt ihm das Blut vor Scham zu Kopfe
ftieg. Nein. nein - das hätte fie nicht fagen dürfen! Das hatte ihn
verwirrt und alle Zweifel in ihm aufgerührt.

Felix .Hollaenderc Die reines Herzens find
Er und die Angelika - es war töricht. fie überhaupt nebeneinander
zu nennen.
Wie feltfam fie ihn angebli>t hatte - und wie fie im Verlauf der
Proben immer ftürmifcher geworden war. Er hatte ihr fiedend heißes
Blut gefühlt und den Pulschlag ihres Herzens.
Und wie fie jammervoll auf der Bahre gelegen. da hatte er Todes-
fchauer empfunden. Es war nicht die Julia _ - es war die Angelika
gewefen. die den Todestrank getrunken und nun in wundervoller Schön-
heit ihm zu den Gefilden der Seligen winkte.
Er fchrak leife zufammen.
Er wollte auffihreien. Aber eine Stimme rannte ihm zu; Rühre
dich nicht. fon| ift es um dein .Heil gefchehen . . .
über ihn beugte fich die Angelika.
Sie trug ein langes weißes Nachtgewand. Das aufgelöfte Haar
fiel über ihren Nacken . . . Sie glich einem Engel. der vom Himmel
zu ihm herniedergeftiegen war . . . Nur die Flügel fehlten . . .
..Laß mich zu dir." wimmerte fie. „mir ift fo angft. In) friere."
Träumte er? Oder fiand die Angelika wirklich an feinem Lager?
War alles nur ein toller Spuk. den feine erregte Phantafie hervor-
gezaubert? . . . Oder erlebte er etwas. das feinen ganzen Menfchen
umwerfen und fein Schickfal von Grund aus befimmen follte!? . . .
Er regte fich nicht.
..Laß mich zu dir!" bat fie von neuem.
Seine Lippen bewegten fich. ..Gott -- o Gott!" murmelte er.
Die Augen der Angelika brannten.
Ihm war es. als ob aus ihnen Flammen hervorzüngelten.
„Du frierfi?" fagte er voll Mitleid und wußte felber nicht. wie er
plößlich den Mut zu feiner Frage gefunden hatte.
Sie nickte.
„So komm zu mir. wenn dich friert.“
Und vorfichtig hob er ein wenig die Decke.
Gefchwind und gefchmeidig wie ein Kätzchen fprang fie in das
Bett und fchmiegte fich an ihn.
Lange fprachen fie kein Wort.
Jedes hörte. wie die Pulfe des anderen klopften.
Und auf einmal fchluchzte die Angelika leife und herzzaerreißend.
„Warum bift du fo fchlecht zu mir?“ fagte fie in tiefem Leid.
..Ich bin es gar nicht.“ entgegnete er bewegt.

ZL

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Mit Füßen haft du mich getreten und schlechter als einen Hund behandelt. Einen Hund“ - fuhr sie schmerzhaft fort - „ftößt und pufft man; dann aber ist man wieder gut zu ihm. freichelte und liebkofte ihn. Wann bist du zu mir gut gewesen . . . L“

„Angelika“ schrie er gequält auf . . . frage mich nichtz ich konnte nicht anders - -- und auch jetzt - -“ sein Mund verftummte. und das entfäufelnde Wort fiel nicht . . .

In dieser Minute ging in seiner Seele etwas Merkwürdiges vor.

Sein ganzes Leben tauchte vor ihm auf.

Er sah Agnes Feufel über das Wafchfaß gebeugt - er sah den Fliafihufier mit krummem Rücken auf dem Scheme(- er sah den Weinküfer. wie er mit schweren. dumpfen Schritten in die Werkftatt trat und die Weinflasche geräufchvoll auf den Tisch fiellte - wie der Meifier sich flugs umdrehte und beifällig nickte. Und die Mutter erfchauerte fichtbar - und er hätte sich am liebsten in den dunkelften Winkel gedrückt - nur. um Herrn Ackermanns verhaßten Zügen auszuweichen. Und dann hatte die Mutter wie in einem Garten in ihrer engen Kammer gelegen. und ihr Geficht war verklärt von unfagbarer Güte und himmlifchem Frieden - und ihre Stimme hatte fo weif und fanft geklungen -- und ihre abgemagerten. weißen. durchfichtigen Hände hatten ihn zärtlich und lind - kaum daß er es fpürte - berührt. Man hatte die Mutter in die dunkle. geheimnisvolle Erde gebettet. Und er war wie ein Flüchtling im Walde umhergeirrt. bis ganz von ungefähr Elifabeth von Sydow feinen Weg gekreuzt hatte.

Über sein Geficht zuckte es, Er fühlte deutlich. wie aus seiner Kehle ein Weinen aufstieg - und wie er es herunterwürgte. Die alte Therefe rang die ausgedörrten Hände. Und die Handelsfrau blickte ihn aus ihren hellen. fcharfen Augen durchdringend an. während ihre welken Lippen sich in herbem Spotte kräufelten. Der Invalide aber fand hinter allen. fließ ein dreifies Lachen aus und fpielte eine freche Melodie. Alles hätte er ertragen - auch des Herrn Barons Totenkopf - nur das wehe Geficht der Elifabeth und Agnes Feufels liebenden Blick. der in unerfchütterlichem Vertrauen auf ihn gerichtet war. vermochte er nicht auszuhalten.

Und nun wollte er der Angelika alles - alles fagen. Sie follte wiffen. weshalb er sie fo ängflich gemieden. Aber eine geheimnisvolle Kraft verfchloß ihm den Mund wie mit eifernen Klammern.

Ich kann nicht - ich kann nicht.

Z?

"Y

oo

Wilhelm Leibl: Spinnerinnen.

Text, von Gufiav Falke,

EMPTY

Felix Hoflaender: Die reines Herzens find

Da wichen die Schatten von ihm. tauchten in der Finfiernis unter.
und er fpürte nur. wie die Angelika die jungen. mageren Arme fehi um
ihn fchlang. wie ihr Mund den feinigten fuchte und im Dunkel der Nacht
ihre Lippen zufammenwuchfen,

„Jä f halte dich und laffe dich nie mehr.“ fagte die Angelika, Und
ihre Stimme hatte einen fröhlichen. metallenen Klang,

Alex-ander erfchauerte.

„Du läßt mich nicht mehr?“ fragte er bebend.

„Nein - nein - nein!“ rief fie jubelnd.

Und ihre Augen dünkten ihn wie eine Lichtquelle. aus der er wie
ein Verdurfieter trank. Sie leuchteten und funkelten. und ihr Glanz
blendete ihn.

Und plößlich zündete fie das Licht an.

„Ich muß dich fehen.“ fagte fie. „In diefer Stunde muß ich dich
fehen.“

Sie erfchrak vor feinem Anbliä.

„Praäjtvoll fchau fi du aus.“ brachte fie in fcheuer Angfi hervor.

Und mit fchwerer Zunge fügte fie hinzu: „Man kann fich vor deiner
Schönheit entfetzen - nein. nein - bewege dich nicht - diefe Züge will
ich mir für ewig einprägen. Denn weißt du. ich [efe aus ihnen eine
Entfchloffenheit und einen Ernft. an den man glauben muß. Ich liebe
dich. Alexander. obgleich ich fühle. wie hart und graufam du zu fein
vermagft.“

Mit einer rafchen Bewegung löfchte fie die Kerze aus und küßte ihn
von neuem.

Da ergriff ihn ein Raufch und ein Verlangen.

„So gehören wir zufammen.“ fagte er leife. „Es komme. was da
kommen mag.“

Und diefe Nacht fchuf ihre Liebe . . .

K Die 'ls

Fortfeßung in der Augufi-Nummer.

3* i 35

Thomas Achelis:

Völkerkunde und Ethik.

Vielfach gilt die Völkerkunde noch für ein buntes Raritätenkabinett, zur Kurzweil und Belustigung und vielleicht auch zur Erregung des befriedigenden Gefühls, wie herrlich weit wir es doch mit unserer glänzenden Kultur gebracht. Daß wir es mit einer, wenn auch noch langsam fließenden, jedenfalls aber methodisch gefügten und nach großen Gesichtspunkten arbeitenden Wissenschaft zu tun haben, ahnen die wenigsten; ganz besonders aber wollen die zünftigen Vertreter der anderen Disziplinen, wie Sprach-, Religions-, Rechtswissenschaft usw., wenig von ihr wissen. Und doch erfreuen sich die Ergebnisse der ethnographischen Forschungen, wie wir uns noch überzeugen werden, weit hinein in die Gebiete der eigentlichen Geisteswissenschaften, insbesondere der Philosophie. - Schon allein die Tatsache der Völkerpsychologie, die sich eben ganz und gar auf die Völkerkunde stützt, sollte zu denken geben. Sehr anschaulich hat einmal Altmeißner Baffian (zunächst vom Standpunkt des Ethnographen aus) diese durch die wachsende Fülle des von allen Seiten zufließenden Materials psychologische Bedeutung dieser Wissenschaft geschildert: Als mit Beginn ernstlicher Forschung in der Ethnologie das darin angehäufte Material sich zu mehren begann, als es wuchs und wuchs, wurde die Aufmerksamkeit bald gefesselt durch die Gleichartigkeit und Übereinstimmung der Vorstellungen, wie sie aus den verschiedensten Gegenden sich deckten unter ihren lokalen Variationen. Früher war man durch solche manchmal bei oberflächlicher Betrachtung getäuscht worden; bei näherem Eindringen jedoch ließ sich bald die nur lokale Färbung von dem überall gleichartig darunter waltenden Gesetz scheiden. Anfangs war man noch geneigt, wenn frappiert, vom Zufall zu sprechen, aber ein stets wiederholter Zufall negiert sich selbst. Dann wunderte man sich über die wunderbaren Koinzidenzen, und bald war, wie immer, der „geheimen Baurtrieb“ bereit, seine Hypothesen aufzustellen, in Übertragungen und Künsteleien monstrosen Völkerbeziehungen schürzend.

36

Thomas Achelis: Völkerkunde und Ethik

Das war der gefährlichste Feind für den gefunden Fortschritt der Ethnologie, besonders auf dem so schlüpfrigen Gebiet, wie dem psychischen. Jeet infolge des sich teilweise erschöpfenden Materials haben leitende Gefühle sich von selbst zusammengeschlossen und dürfen so als nicht mit subjektiver Absicht, sondern rein objektiv gewonnen, auf naturgemäße Begründung Anspruch erheben. Von allen Seiten, aus allen Kontinenten tritt uns unter gleichartigen Bedingungen ein gleichartiger Menschengedanke entgegen, mit eiserner Notwendigkeit. Allerdings ist unter klimatischen oder lokalen Variationen anders die Tanne des Nordens, anders die Palme der Tropen, aber in beiden schafft das gleiche Wachstumsgesetz, das sich für das pflanzliche Ganze auf wissenschaftliche Normen zurückführen läßt. Und so finden wir den Griechen unter feinem weiten Himmel von einer anderen Götterwelt geistiger Schöpfungen umgeben, als den Skandinavier an nebliger Küste, anders die Mythologie des Inders in wunderbaren Gestaltungen des Urwalds, und so über weite Meeresflächen treibend die des Polynesiers. Überall aber gelangt ein schärferes Vorbringen der Analyse zu gleichartigen Grundvorstellungen, und diese in ihren primären Elementargedanken unter dem Gange des einwohnenden Entwicklungsgefäßes festzustellen sowohl für die rechtlichen und ästhetischen Anschauungen, wie für die religiösen, also diese Erforschung der in den gesellschaftlichen Denkanschöpfungen manifestierten Wachstumsgefäße des Menschengeistes, das bildet die Aufgabe der Ethnologie, um mitzuhelfen bei der Begründung einer Wissenschaft vom Menschen (der Völkergedanke, S. 8). Um das zu verstehen, bedarf es freilich noch der Berichtigung eines verhängnisvollen, uns von der Aufklärung des 18. Jahrhunderts überlieferten Irrtums. Für die ethnologische Auffassung ist die Kongruenz von Recht und Sitte (wenigstens auf den Anfangsstufen der Entwicklung) eine ausgemachte Tatsache, die bezeichnenderweise dem ungehichtlichen Rationalismus entgangen ist. Während ein in unglücklicher Vereinfachung aufgewachsender Mensch unzweifelhaft richtig zu denken imstande wäre, obwohl sich sein Gesichtskreis notwendigerweise immer mehr verengen müßte, würde man bei einem solchen Verstoßen von sittlichen und rechtlichen Vorstellungen, die eben erst auf dem Boden sozialer Beziehungen erwachen können, nichts spüren. Jene Spaltung mithin zwischen den äußeren formalen Rechtsbestimmungen und den widerstreitenden sittlichen Regungen, die in der hohen Kultur eine Fülle herzbrechender tragischer Konflikte erzeugen, erweist für jene Epoche primitiver Gesellschaft noch

Völkerkunde und Ethik Thomas Achelis

nicht. Das ist vielmehr so wenig der Fall, daß wir mit untrüglicher Sicherheit aus der ganzen Struktur einer derartigen Organisation, aus bestimmten Gebräuchen und Einrichtungen auf die Eigenart der herrschenden moralischen Anschauungen zurückschließen dürfen. Daraus ergibt sich endlich, daß nicht das Individuum als solches in seiner angeblichen Alleinherrlichkeit sich seine Moral erzeugt, sondern daß diese vielmehr das organische Produkt der gefelligen Beziehungen ist, in denen der Mensch aufwächst. So wenig der einzelne in diesem lebendigen Prozeß zu entbehren vermag, wie er vielmehr der natürliche Mittelpunkt für alle verschiedenen sozialen Strömungen ist, so sehr gewinnt doch diese Entfaltung erst den rechten Gehalt und Wert durch die objektiven gesellschaftlichen Einflüsse. Erst unter diesem Gesichtspunkte wäre eine in sich zusammenhängende Geschichte der menschlichen Persönlichkeit denkbar. Zweitens aber, und das ist für unsere weitere Betrachtung besonders wichtig, erklärt sich aus der Gleichartigkeit von Recht und Sitte ganz ungezwungen die schon von den alten Sophisten, wenn auch einseitig, betonte Relativität unserer sittlichen Anschauungen. Je nach dem eigentümlichen Charakter der betreffenden Organisation schwankt auch naturgemäß das Maß der sittlichen Anforderungen und Beurteilungen. Zur Veranschaulichung dieses grundlegenden Satzes entnehmen wir den Schriften eines hervorragenden vergleichenden Rechtsforschers einen kurzen Abriss, wo es u. a. so heißt: Man verbiete einem Türken oder Montenegriner die Ausübung der Blutrache, und er wird dies als einen Akt schreienden Unrechts empfinden; man mute einem zivilisierten Europäer zu, Blutrache zu üben, und er wird erwidern, daß er damit ein Unrecht begehen würde. Der patriarchalische Häuptling, der seine Tochter aus Stammesrückfichten ihrer Neigung zuwider an einen Fremden verkauft, findet unter seinen Stammesgenossen keinen Tadel; er forgt, wie es ihm zukommt, für das Befinden seiner Tochter, und er wird im Widerstreben seiner Tochter nur einen Frevel wider seine patriarchalische Autorität finden. Der gebildete Europäer würde eine solche Handlung als Unrecht empfinden. Der Muselman, welcher vom Glauben seiner Väter abfällt, weiß, daß er fällt dadurch eines todeswürdigen Verbrechens schuldig macht; der christliche Europäer beansprucht, als ihm von Rechts wegen zukommend, vollständige Gewissensfreiheit in religiösen Dingen. Der Deutsche des Mittelalters empfand, daß dem Geräderten, Verbrannten oder lebendig Gefotenen recht gefähe; der Deutsche des 19. Jahrhunderts würde solche Strafen als schreiendes Unrecht emp-

Thomas Achelis: Völkerkunde und Ethik

finden. Bei den Somalis ist der Räuber ein Ehrenmann, der Mörder ein Held, und der Alfure gelangt erst zur vollen Menschenwürde, wenn er einen Menschen erschlagen hat, darf sich daher auch nicht eher verheiraten. Bei jedem Kulturvolk ist der Räuber und Mörder lediglich Verbrecher. In China erhält der Arzt, welcher ein Rezept unregelmäßig schreibt, Prügel. - Unfern Rechtsbewußtsein würde das schwerlich entsprechen. Nach dem Gefäßbuch Manus folgt dem (,711dra, welcher einen Brahminen auf seine Pflichten hinweist, glühendes Öl in Ohren und Mund gegossen werden, und der alte Ägypter fand es selbstverständlich, daß derjenige, der auch nur aus Versehen einen Ibis getötet hatte, sterben müßte. Wir würden das für verrückt halten (Pöft. Baufteine für eine allgem. Rechtswissenschaft. I., 60). Diese Blütenlese ließe sich mit leichter Mühe vergrößern, aber unserem Zwecke genügt es, um diese Abhängigkeit des fittlichen Urteils von dem jeweiligen kulturgeschichtlichen Milieu zu begründen, mindestens für den Durchschnittsmenschen, mit dem wir zunächst zu rechnen haben. Der freiere Geist erhebt sich eben über diese Schranken und ist deshalb auch bezeichnenderweise viel eher zur Milde und Verzeihung geneigt, als der fanatische, in Vorurteilen befangene Zeitgenosse, dem jede weitere sozialpsychologische Vergleichung abgeht. Ebenfalls leuchtet ein, weshalb die innerhalb des engen Stammesbezirkes schwer verfaßten Handlungen außerhalb dieser Sphäre völlig unanftößig sind, vielleicht Ruhm und Ehre einbringen. Der Mord eines Stammesgenossen wird empfindlich geahndet, wer aber einen auswärtigen Feind erschlägt, wird mit den höchsten Ehren gefeiert. Aber das freilich möchten wir noch einmal ausdrücklich betonen, bei aller sozialen Abhängigkeit besitzt der Mensch ein ursprüngliches, eben nicht weiter ableitbares Gefühl für das Gute und Schlechte; so sehr dies letztere ein Produkt der Erfahrung und äußeren Organisation ist, so wenig läßt sich dies entscheidende Sollen, das rein formal allem Inhalt vorangeht, aus den kulturgeschichtlichen Verhältnissen erklären.

Um diese langsame, leider auch mit gelegentlichen bedauerlichen Rückfällen in die Barbarei verbundene Entwicklung der Sittlichkeit zu verstehen, liefert uns die Völkerkunde für alle Stufen der Gefittung ein außerordentlich reichhaltiges Material. Dahin gehört in erster Linie alles, was in das heikle Gebiet der sexuellen Moral hineinschlägt, die Wertschätzung der Keuschheit, dann der Frau im allgemeinen, der Ehe usw. Nur einige Andeutungen mögen genügen; bei dem ursprünglichen Matriarchat, wo lediglich die mütterliche Abstammung gilt, kann begreif-

Völkerkunde und Ethik Thomas Achelis

licherweise von einem innigen Pietätsverhältnis zwischen dem Vater und seinen leiblichen Söhnen. die eben gar nicht zu seiner Hausgenossenschaft gehören. nicht die Rede sein. genau genommen auch nicht. wunderbarlich genug zu sagen. zwischen Mann und Frau. sondern zwischen Bruder und Schwester. Die eheliche Treue ist vielfach durchaus an die Willkür des Mannes geknüpft. der die Gunst seiner Frau nach Belieben verfehlen darf. - doch Keuschheit. im modernen Sinne als Tugend betrachtet. ist ein relativ sehr spätes Kulturprodukt. Selbst der stärkste natürliche Instinkt. die Mutterliebe. wird gelegentlich durch brutale andere Triebe überwuchert die mit völliger Gelassenheit geübte Beseitigung des keimenden Lebens und andere entsetzliche Greuel mehr. die man uns von den Südfeldern. diesen Stätten reinster Unschuld. wie das schwärmerische 18. Jahrhundert sie verherrlichte. berichtet. lassen darüber keinen Zweifel aufkommen. Nicht minder kraß tritt uns in weiterer Verbreitung. die man fast unverfälscht nennen könnte. der Kannibalismus und das Menschenopfer entgegen. eine mit religiösem Nimbus umkleidete Sitte. die man nicht allein. wie häufig verführt. aus physiologischen Gründen ableiten kann. Typisch ist ferner die immer wieder auftretende und für die Bewirtung der Kolonien so verhängnisvolle Arbeitscheu der Naturvölker. mindestens ihre ausgeprägte Abneigung gegen regelmäßige Befehlsführung. Zeigt sich bei ihnen doch schon in der gewöhnlichen Lebensführung dieses haltlose Schwanken zwischen Extremen. zwischen viehischer Völlerei und Freßerei mit allen schauderhaften Begleiterscheinungen. und andererseits zwischen Darben und Hungern. - eine weise Sparsamkeit. ein kluges Schonen der Vorräte ist nahezu unbekannt. Den selben Gegenständen begegnen wir auf dem fittlichen Gebiet. einem uns völlig unbegreiflichen Wechsel von Gutmütigkeit. ja Weichheit des Empfindens und gräßlicher Bestialität. die eben nichts verschont. Eigentlich tieferes. ethisch begründetes Mitgefühl oder gar Neugierde ist den Vertretern niederer Gefittung gleichfalls fremd. sie sind Kinder des Augenblicks. lediglich beherrscht von den jeweilig stärksten Stimmungen und daher in ihrer Launenhaftigkeit und Neizbarkeit jeder strengen Zucht und Pflichterfüllung abhold. Der Begriff der Pflicht überhaupt. d. h. eines lediglich aus ethischen Beweggründen entsprungenen Tuns. ist ihnen noch gar nicht aufgegangen. Wie sollte man auf eine solche Abstraktion von solchen sinnlich veranlagten Menschen verlangen? Darin. in dieser törichten Verkennung liegen beiläufig bemerkt so viele Mißgriffe der christlichen Missionare begründet. Und endlich aus demselben Mangel an Stetigkeit und fitt-

Thomas Achelis: Völkerkunde und Ethik

licher Unterordnung erklärt sich auch die völlige Abwesenheit einer planmäßigen Erziehung, die Kinder werden verhäfchelt und zu Tyrannen ihrer Umgebung gemacht, während umgekehrt wieder die Wertchätzung ihres Lebens, gerade so wie der leistungsunfähigen Greife, eine ganz niedrige ist. Wie ausschlaggebend die krasse Nützlichkeitsbetrachtung ist, das zeigt so recht auffällig die wahrhaft klaffende Antwort eines Buchmanns auf die Frage eines Missionars, was gut und böse sei: Gut ist, wenn ich dem Nachbar eine Kuh stehle, böse, wenn er sie mir stiehlt. Damit hängt dann ebenfalls der ewige Kriegszustand, die fortwährende Menschenjagd zusammen, die das Tagewerk des Wilden ausmachen; die Lägerstämme kennen noch nicht einmal die Schonung der Kriegsgefangenen aus nationalökonomischen Gründen, alles, was Feind ist, wird erbarmungslos niedergemetzelt, bis sich der wahnwitzige Blutdurst der Sieger gesättigt hat.

Alle diese Tatsachen zeigen für jeden unbefangenen Beurteiler, daß, wie schon oben erwähnt, die Annahme einer absoluten Moral unstatthaft ist; daselbe gilt von dem Gewissen, das vielfach auch noch als untrügliches Organ des sittlichen Bewußtseins gefaßt wird. Es genügt demgegenüber auf die früher angeführten ethnologischen Belege zu verweisen, die eben ganz unbefreitbar die völlige kulturgeschichtliche Abhängigkeit dieses Wertmessers veranschaulichen. Erst in dieser Perspektive wird es uns auch verständlich, wie der einzelne Mensch ein Zentrum sittlicher Ideen zu werden vermag; denn hier erscheint er eingefügt in einen bestimmten sozialen Zusammenhang, der ihn ebenso unausweichlich umgibt, wie die physische Atmosphäre, so daß er sich ihr höchstens anzupaffen hat, wie Herbert Spencer das in seinen ethischen Untersuchungen ausgeführt hat. Das Individuum ist der konkrete Ausdruck des jeweiligen moralischen Typus, wie er der ganzen Organisationsform eigen ist; Moralität heißt somit nichts anderes als die Kongruenz des Individuums mit dem Charakter des ihn tragenden Organismus. Je weniger dieser Ausgleich, diese Harmonie erreicht ist, um so kläglicher und kümmerlicher wird die Entwicklung des einzelnen verlaufen, weil es an dem erforderlichen Nährboden dafür fehlt. Die ethnologische Auffassung verlegt mithin die Beurteilung von der zufälligen, rein persönlichen Entscheidung des Individuums, von dem transzendent gedachten Gewissen auf den eigenartigen Charakter der betreffenden Organisationsstufe. Hierdurch ist erit für jede weitere Untersuchung ein verlässlicher Ausgangspunkt geschaffen. Moral und Sitte erscheinen so als natur-

Völkerkunde und Ethik Thomas Achelis

gemäße Produkte einer Differenzierung des einzelnen im Kampfe mit oder in der Anlehnung an die gegebenen Erifienzbedingungen. Das Moralprinzip fchwebt nicht in ätherifcher Jfolierung. in wolkenverfchleierter Metaphyik über dem wirkliäfen Verlauf der Dinge. fondern erfcheint vielmehr als unmittelbarer Ausdruck der realen Beziehungen. die fich fiir einen jeden aus feinem Verhältnis zu der ihn tragenden Organifationsform ergeben. Deshalb wird uns diefe ethifäfe Forderung. diefe foziale Stufe mit allen Kräften zu fördern. auäuf durchaus begreiflich. es ifi gleichfam die Anwendung des bekannten Spinozifiifchen Spruches. den er an die Spiße jeder Entwicklung fiellte. nämlich: 81111111 0886 Moser-rare, auf die fittliche Sphäre. Von diefer kann erfi die Rede fein. wie wir uns zu Anfang überzeugten. in der unmittelbaren Wechselwirkung mit andersgleichen. alfo im fozialen Zufammenleben. das ifolierte Individuum ifi lediglich eine Erfindung des fchlecht beratenen philofophifchen Elektizismus. z. B. eines Rouffeau. Das angeblich völlig autonome. tranzfendente Sittengefeß ifi nichts weiter als der konkrete Niederfäflag aller mannigfaltiger fittlicher Regungen. die dann auf dem Wege der Erziehung und Vererbung als integrierende Befiandteile der Humanität fpäteren Gefchlechtern überliefert werden. Alle Stufen der kulturgefchichtlichen Entwicklung zeigen einen fietigen Kompromiß zwischen den Anfrprüchen. welche die Selbfändigkeit und Wohlfahrt des betreffenden Organismus ftellt. und denen. die die perfönliche Sicherheit betreffen. Und dabei ergibt fich das Refultat. daß wir ein fchrittweifes Zurückgehen der Anforderungen konfiatieren können. die die Gefellfäfaft erhebt. und dagegen eine Verfiärkung individueller Wümfche. - eine bloße Vergleichung des antiken Menfchen. deffen fittliches Lebensideal ganz und gar in dem des Bürgers aufging. mit den unveräußerliäfen Rechten. die wir _vom modernen Standpunkt aus für unfere perfönliche Selbfändigkeit in Anspruch nehmen. und zwar ohne jede weitere pfychologifche Begründung. erweist das zur Genüge. Je mehr mithin auch die Hemmungen des allgemeinen Wohlfiandes wegfallen (durch Verminderung der Kriege. Wertfchäßung friedlicher Tätigkeit. Pflege und Förderung fozialer Tugenden ufw.). defio mehr wird die Herausbildung individueller Tüchtigkeit und Leifiungsfähigkeit. fittlicher Veredlung und Charakterreife ein Hauptzweck der praktifchen Ethik werden.

Es kann felbfiverfiändlich nicht unfere Aufgabe fein. einen Entwurf der Ethik zu liefern. wie er fich etwa auf Grund kulturgefchichtlicher und ethnographifcher Tatfachen ausnehmen würde; im übrigen

Thomas Achelis: Völkerkunde und Ethik

liefern in dieser Hinsicht manche moderne Untersuchungen. - es sei nur auf das bekannte Buch von Herbert Spencer. Die Tatsachen der Ethik (Stuttgart 1879). auf Laas. Idealistische und positive Ethik (Berlin 1882). auf Rolph. Biologische Probleme. zugleich als Versuch einer rationalen Ethik (Leipzig 1882) u. a. hingewiesen. gute Ansätze. Jedenfalls ist so viel klar. daß nur ein verlässlicher. empirischer Unterbau eine weitere metaphysische. spekulative Systematisierung zu tragen vermag. Und eben dafür liefert die reiche Rüstkammer der Völkerkunde das ausreichende. selbstverständlich zuvor genau kritisch gesichtete Material. Gerade die früher auch schon erwähnten völlig einseitigen. subjektiven Anschauungen. die je nach dem besonderen Standpunkt bald eine optimistische. bald eine pessimistische Färbung annehmen. gehören nicht in eine wissenschaftlich veranlagte Ethik. Wie wichtig aber andererseits eine derartige sorgfältige Fundamentierung des ganzen Gebäudes ist. das mögen zum Schluß noch die warnenden Worte des Altmeisters der Ethnologie. Adolf Bastians. bekunden. der den Sprachforschern. die die Mythologie lediglich vom indogermanischen Standpunkt erklären wollten. zurief: Die Kultur des Westens hat nie jene Warnung des chinesischen Westens beachtet. daß es zu früh sei. den Himmel zu erforschen. bevor die Erde gebaut sei. Wenn man die Avestas und Vedas studiert. um den weit verbreiteten Feuerkultus zu erklären. so darf man kaum erwarten. die unendliche Verschiedenheit individueller Ansichten je auf eine für alle gleichmäßig genügende Einheit zurückzuführen. Der Student unseres Nordens zündet keine Lampe mit einem Streichholz an. breitet die Bücher einer vergangenen Zeit vor sich aus und sucht nun Phtah-Hephäfios. zieht Vergleichen zwischen Vefta. Brahm und Agni. Das heißt meiner Ansicht nach die Sache am Ende statt am Anfang beginnen. Weshalb bedenkt er nicht zunächst. daß Streichhölzer eine sehr moderne Erfindung sind. daß im Altertum die Erzeugung des Feuers mit den höchsten Schwierigkeiten verknüpft war. wie sie noch jetzt unter Wilden stundenlange Vorbereitungen erfordern? Der Luzifer. der uns so zur Gewohnheit geworden ist. daß wir nie daran denken. darüber nachzudenken. gehörte einst zu dem Myfteriöfen der Wunder. zu den Wundern. die eine um so mächtigere Gewalt auf das menschliche Gebiet ausüben mußten. da von dem Eintreten desselben alle Bequemlichkeiten nicht nur. sondern auch die ersten Bedürfnisse des Lebens. besonders in kalten Gegenden. abhängen. Hieraus wird sich leicht verstehen. weshalb überall das heilige Feuer in den Kapellen leuchtete. weshalb ihm seine Hüter

Völkerkunde und Ethik Thomas Achelis

befiel waren und sein Kultus in die Anordnungen der ganzen Staatsverfassung, wie in jede Vorrichtung des Privatlebens, eingriff. Hier haben wir eine fest umfärbene, flähere Anschauung, die nicht durch die subjektiven Gedankenoperationen eines Philosophen geschaffen ist, sondern die mit Notwendigkeit aus den einfachsten Verhältnissen des untersten Naturzustandes emporgewachsen ist und hat emporgewachsen müssen, eine Anschauung, die wegen des mit ihr verknüpften materiellen Interesses zugleich den durchgreifendsten Eindruck auf die empfindlichsten Barbaren hat machen müssen, und die nun graduell, mit der Verfeinerung und Ausbildung desselben, flä auch selbst zu immer feineren und geistigeren Auffassungen abklären wird. (San Salvador S. 842.) Genau dasselbe gilt für die Ethik.

44

Gabriele Reuter:

Die Erziehung zum Glück.

Wenn ich an dieser Stelle über „Menschliches Glück“ schreiben will, so muß ich gleich damit beginnen, einem oder dem andern meiner Leser eine Enttäufung zu bereiten.

Ich habe nämlich trotz aller Gedankenkulturen, die ich mit dieser Materie angefielt habe, den Glücksbazillus noch nicht gefunden - ebenfowenigden herrlichen Impffioff zu brauen vermocht, den man sich nur unter die Haut zu spritzen braucht, um sofort jene leichte helle Seligkeit in der Bruft zu spüren - jenen stolzen Mut zu allen undenklichen Taten, - jenes erhöhte Lebensfeuer, das Kopf und Herz und alle Glieder durchströmt - jenes tief-beruhigte und doch über alle Erdenfchwere und allen Erdenjammer mit Götterlufi hinwegtanzende Gefühl, das wir „Glück“ zu nennen pflegen!

Nein - ich habe den Bazillus und den Impffioff nicht gefunden und kann hier ein probates Rezept zur sichern Glücksgewinnung nicht geben. Trotzdem glaube ich, daß es keine nicht wegzuleugnenden Reize hat, miteinander über das „Glück“ zu plaudern, selbst bei einer gewissen Ausichtslosigkeit, greifbare Resultate zu erzielen. Wie könnte man das auch bei einem Stoff, der eigentlich nichts weiter als eine Illusion darstellt!

Das „Glück“ hat es gemein mit der „Liebe“: jeder Mensch beschäftigt sich gern damit, auch wenn er selbst zu den Enterbten des Schicksals gehören sollte.

Ich denke da an ein paar alte Jungfern, Schwefiern, die alle Nachmittage ihr filles Kaffeestüdchen mit Gesprächen über „die Liebe“ würzten - unbekümmert darum, daß Amor schwerlich mehr bei ihnen Einkehr halten würde! Kam dann eine Freundin und sah die alten Dämchen mit glänzenden Augen und erhisten Wangen die Köpfe zusammenstecken, so riefen sie ihr ganz zufrieden und fröhlich entgegen: „Wir sind mal wieder bei's Thema.“ Eine weitere Erklärung hielten sie gar nicht für notwendig!

45

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

Es gab für sie in der Welt eben nur ein Thema! Und ich's nicht so?

Es gibt im Grunde für jeden Menschen nur ein Thema und ein Leitmotiv seines Lebens - wie er glücklich zu werden vermag. Der eine strebt und ringt danach mit aller Macht seines Willens, seiner Energie - bringt diesem Ringen rückwärtslos sein und seiner Liebsten Leben zum Opfer - der andere blickt heutzend und träumend dem goldenen Feenvogel nach, der über ihm in blauen Lüften gaukelt, und klagt; Ach, wäre er mein - wie feig wollt' ich sein! Aber die Hände liegen ihm dabei im Schoße und er rührt keinen Finger, den Schatz zu gewinnen.

Nur sind die Menschen mehr oder weniger ehrlich im Bekennen zu dem Hauptinhalt ihres Lebens. Ja, es hat ganze Zeiten gegeben, wo es beinahe für Frivolität galt, für eine böse und irreligiöse Gefinnung, wenn man so etwas wie „Lebensglück“* für sich in Anspruch hätte nehmen wollen. Arbeit und Pflichterfüllung sollten die einzigen Leitsterne sein. In Buße und Tränen sollte man durch dieses Lammertal wandern und kreuzigen des Herzens Gelüften. Aber geschah dies nicht nur, um für ein kurzes und buntes ein langes sicheres, für ein vergängliches ein unvergängliches Glück zu gewinnen? Und brachten die Inbrünfte des Gebetes - die Kasteiungen des Fleisches - die Entzäuungen religiöser Schwärmereien nicht vielen eine tiefere, bebendere, glühendere Seligkeit als alle verführten Genüsse dieser Erden?

Es gibt so unendlich viele Variationen des einen Begriffes „Glück“ - beinahe so viel als da Herzen schlagen, die glücklich zu sein begehren. Das Bild des Glückes sieht in der Phantasie der Menschen so verschieden aus, wie das Bild Gottes! Und wer weiß, ob allerlesten Endes, im Urgrund der Ewigkeiten, nicht beide Bilder zu einem werden - und Gott und das Glück die mythische Einheit bilden, zu der wir durch rätselhaftes Daseinsgefesse getrieben, auf dunklen schauerläufigen Umwegen alle früher oder später einmal hingelangen werden. Und wir fuchen nur Worte für Unausprechliches - Begriffe für Unbegreifliches - wir fuchen in Zeit und Raum zu bannen, was hinter der Zeit und hinter dem Raum verborgen liegt.

Ist es also dem Menschen eingeboren, in irgend einer Form - mag sie noch so bizarr und törricht sein - dem Glücke entgegenzufireben, so ist die Frage wohl' nicht abzuweisen, ob er sich zur Erreichung dieses Zweckes und Zieles seines irdischen Daseins - ja vielleicht seiner

Gabriele Reuter :j Die Erziehung zum Glück
transzendentalen Befähigung - nicht ernsthaft und bewußt auszu-
bilden, zu erziehen habe. Statt blind und dumm auf lauter labyrinthischen
Nebenwegen um den Mittelpunkt feines Seins im Kreise herum zu
tappen.

Sich selbst zu erziehen habe . . . Denn Selbsterziehung ist doch
schließlich von allen Erziehungsmethoden bisher die probatere und sicher
die wirkungsvollste geblieben. Das Ergebnis der Erziehung anderer,
feien es .Kinder oder Erwachsene, ist immer zweifelhaft. Gerade dort,
wo es 'am zielbewußtesten ausgeführt wird, entzieht oft nur eine äußer-
liche Dressur. Am stärksten sind die Eindrücke, die dem werdenden
Menschen ohne pädagogische Absicht, durch zufällige Worte, durch
Schicksalschläge, durch erschütternde oder erhebende Beispiele geboten
werden. .

Alfo gälte es die Selbsterziehung zum Glück - zur sichern Wahl
eines schönen würdigen Glückes, das unserer Individualität angemessen
sei. Ja - aber: Wahl? Ist Glück nicht ein Zufallsgeheimnis, das mit
freier Wahl nicht das mindeste zu tun hat?

So scheint es freilich dem flüchtigen Beobachter. Wer aber die
Geschichte der Menschen tiefer durchdenkt, wer nur den eigenen Lebens-
lauf wie den seiner Freunde mit feinerer Sonde erforscht, der wird
überall zu der Erkenntnis kommen, daß letzten Grundes doch die eigene
Natur, der Charakter und das Temperament - die Totalität feines
geistigen und seelischen Wesens einem jedem seine Bahn weist - ihn
dieser Gut ergreifen, jenes fahren läßt, ihm dort Früchte schenkt, wo
seine Freunde nur Dornen und Disteln erspähen können, ihn, wo andere
schwelgen, mit Dsgout sich abwenden läßt.

Deshalb ist es auch so unendlich schwer, unsere nächsten, liebsten
Menschen zu beglücken! Fast niemand vermag bei solchen Versuchen
von den eigenen Bedürfnissen zu abstrahieren - sich in die Erfordernisse
einer ihm fremden, wenn auch geliebten und bewunderten Natur hinein-
zuwerfen. Effe ich gern Birnen, so sollst du auch welche haben, und
wenn du zwanzigmal lieber Kohl essen würdest, „Mein Friedrich
schenkt so egoistisch!“ klagte einst eine Ehefrau. - Und das gilt nicht
nur von Weihnachtsgeheimnissen -- es gilt auch vom Schenken von Seele
zu Seele.

Dein Glück braucht nicht das meine zu sein - und dennoch kann
ich dich lieb behalten! Wenn wir uns das nur öfter sagen wollten im
Verkehr mit unseren Angehörigen. Wir werden es uns sagen, wenn

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter
wir mehr als bisher unferes eigenen Wollens fieher werden. Wenn
wir uns zu dem Ernfi erziehen. der auch ein uns von diefen N ehften
aufgedr ngtes Glück abweisen kann. wenn wir fühlen. daß es uns
nur zu Verwirrung und Angft ftatt zu Klarheit und Frieden führen
würde. Und gehört Selbfierziehung. firengfte Selbfierziehung nicht dazu.
um die Kraft zu erwerben. das von uns erwählte Los nicht beim erfien
Anfturm von außen. bei jeder müden Stimmung wieder zu bereuen.
fondern fich von ihm ganz durmdringen zu laffen -i Kraft - das
eigenfie Gefehick wahrhaft genießen zu können. fich von ihm emportragen
zu laffen zu den freien Höhen der Güte. der Heiterkeit. der Wahrhaftig-
keit - fich von ihm durchwärmen zu laffen zur Andacht vor dem g tt-
lichen Lichtquell. dem es entfir mt!

Aus diefer göttlichen Einheit. diefem ewigen Endpunkt und Urquell
ergießen fich. den vier Strömen des Paradieses verglei fbar. vier große
Lebensfr me in unfer fichtbares Erdendafein. um unfer feelifches
Wachstum zu tränken und zu nähren.

Wir wollen fie bezeichnen mit den vier Namen:

Ethifehes Glück.

Geiftesgl >.

Herzensglück.

Sinnenglück.

Dureh zahllofe Nebenfl ffe und Kan le werden fie bereichert. ge-
gliedert und verbunden.

Es ift immer eine mi liehe Sache. das Gefiihlsleben. das fo un-
zählbare Farbennuancen aufweist. etikettieren und in gefonderte Fächer
teilen zu wollen. Es gefchieht hier auch nur. um zu einem leichteren
Überblick zu gelangen.

Das ethifehe Glück befteht hauptfächlich:

In der Selbftveredelung.

im Wirken für ein Ideal.

im Wohltun.

in der Pflichterfüllung.

in der Entfagung und

im Glück des Leidens

bis zur Selbfiaufopferung.

und es gipfelt im Tode für eine Jdee. für eine Überzeugung. für Vater-
land. Liebe und Gott.

Das Geiftesgl > erfüllt uns

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück
im Streben nach Erkenntnis.

in jeder Art von geistiger Arbeit
und geistigem Erfolge.

im Bewußtsein der Macht über Menschen.

im Genuß von Dichtung.

Kunst und Musik.

in künstlerischem Selbstschaffen.

in religiöser Erhebung.

Das Herzensglück umfaßt alle unsere Gemütsbeziehungen
zur Familie und zu unsern Nebenmenschen,

Es gliedert sich in:

Kindesglück. das beschloffen wird durch die Gefühle des Ver-
trauens und der Hingabe an Eltern. Lehrer. Gefährten.

In Liebesglück.

Eheglück.

Vater- und Mutterfreuden.

Freundschaftsbeziehungen

und das Verhältnis zu Beamten.

Untergebenen. Diensthofen.

Auch das Sinn en glück umfaßt ein gar weites Gebiet mensch-
licher Freuden. Wir müssen ihm zurechnen: Den Genuß an der Natur
in feinen tausend farbenprächtigen Schattierungen. von der Luft am
belebenden Sonnenchein. vom Anblick des gefirnten Himmels. des un-
geheueren Hochgebirges. der wogenden Meeresfläche. bis zur Freude
an der kleinsten Blume und ihrem Duft. am schönen Tiere wie am
schönen Menschen mit feinen schönen Kleidern. Aller Genuß. den
uns ein ausgebildeter ästhetischer Geschmack gewährt. gehört schließlich
doch mit zum Sinnenglück. wenn er auch im Geistigen seine Wurzel haben
mag. Und das Behagen. das der Mensch an gesunder und erlesener
Nahrung. an guten wie an bösen Getränken findet. sei nicht vergeren.
Dann folgt das weite Gebiet der Erotik mit ihren verchlungenen Wegen
und Irrwegen. die zu den feinsten Blumengefüden wie in die finsternsten
Lafierhöhlen führen, Auch von hier schlingen sich Gott sei Dank un-
zählige Fäden hinüber zum Herzensglück in der Liebe. in der Ehe -
ja. führt nicht ein seltsam fteiler Pfad aus dem Labyrinth der Erotik
direkt hinauf zu den scheinbar überirdischen Verzückungen religiöser
Schwärmer und Schwärmerinnen?

Erwähnen wir zuletzt noch das Glück im rein vegetativen Wohl-

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

befinden. wie in der Freude an der erworbenen körperlichen Gewandtheit im Sport. im Tanzen. Schwimmen. Laufen. wie in der friedvollen Ruhe. die der Abend und der liebe Säflaf uns schenken. so dürfte wohl der Kreislauf menschlicher Glücksempfindungen annähernd skizziert sein. Sollte man vielleicht bemerkt haben. daß ich unter allen Glücksfaktoren einen verfehlen habe - das Geld? Ja wirklich. ich fühle es in keinem der vier Lebensströme schwimmen. ich konnte es in keiner Rubrik unterbringen. Sollte es also vielleicht gar nicht zum Glück gehören - das Geld. was doch den Lebensinhalt so vieler Menschen bildet? Ach. sie verwechseln den Zweck mit dem Mittel. sie krönen den Sklaven und Diener mit der Königskrone des Herrschers! In den wechselnden Weltläufen und Kulturkriegen verfehlen bald der eine bald der andere der vier Lebensströme von überwiegendem Einfluß gewesen zu sein und die Ideale der Völker gemodelt zu haben. In Zeiten großer religiöser oder freiheitlicher Erhebungen und in gewaltigen Völkerumwälzungen waren die ethischen Mächte und jene geistigen Kräfte. welche mit den ethischen am innigsten verflochten sind. die treibenden Elemente. „Was schert mich Weib. was schert mich Kind. laß sie betteln gehn. wenn sie hungrig sind!“ ruft der Krieger. und das zarte Mägdlein drängt sich aus dem Elternhaufe zum schaudervollen Martyrium. Kinder beantworten den Peitschenhieb des rohen Henkers mit verklärtem Lächeln. Jubelhymnen erklingen unter dem Gebrüll der wilden Tiere. und bei jauchzendem Fanfarengeheul werfen sich Taufende in den blutigen Tod. - - - - -

Dann wieder folgen Zeiten. wo die Menschheit in der Pflege friedlichen. engbegrenzten Herzensglückes gleichsam ausruht von den Krämpfen. von denen sie durchschüttelt wurde. wo das Einzelleben des Individuums in Liebesgefühlen und schönen künstlerischen Empfindungen eine erhöhte Bedeutung gewinnt. Sie werden nach dem Verlaufe der Jahre abgelöst von hartem Ringen um neuen geistigen Besitz. von einem eifrigen Bemühen um die Erforschung der Wahrheit. wie aller Wirklichkeiten unserer Erdoberfläche und aller Geheimnisse der Naturgewalten. Und möglicherweise als eine notwendige Reaktion gegen solche höchstgepannte geistige Arbeit ergreift die Masse - wie wir es in der Gegenwart sehen - eine unbändige Gier nach Sinnenglück. in feinen verfeinerten wie in feinen rohen Formen.

Das Vorwiegen eines Glücksideals ist niemals von allzu langer Dauer - es wird stets durch die Einwirkungen anderer Ideale und

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück

Glücksträume eingedämmt und in gefunde Schranken zurückgeftaut.
wenn es sie überflutet haben follte.

Nur wer aus allen den vier Lebensfrömen trinkt. wird sich zu
einem reichen vollendeten Dafein entwickeln. wird beim Scheiden von
dieser Erde bekennen dürfen. daß er wahrhaft gelebt habe.

Wehe dem Menfchen. der in unheilvoller Verblendung. in geifigem
Dünkel oder in geiftiger Trägheit sich auf den Genuß eines einzigen der
vier Ströme befchränkt und die anderen flieht oder gering fchäft. Er
wird leicht an feiner Seele Schaden leiden. und fein Glück 'wird in
verhängnisvoller Einfeitigkeit ihm zum tragifchen Schickfal werden.
Aber wir wollen auch nicht in die Oberflächlichkeit verfallen zu
leugnen. daß in eines Menfchen tragifchem Schickfal die Erfüllung
feiner tieffien Glücksbedürfniffe liegen kann.

Was hier als für die Mehrzahl der Menfchen ausgeprochen
wurde. gilt doch wieder nicht für einzelne Auserwählte. die nur in der
fanatifchen Befchränkung ihr Heil erblicken. und nur in diefer fana-
tifchen Befchränkung das zu leiffien vermögen. wozu sie auf Erden
da find. - Wer kennt sie nicht. jene Monomanen einer Idee. einer
Hoffnung. eines Strebens oder einer fpeziellen Begabung: Weltver-
besserer und Experimentatoren - Monomanen der Kunft und der Liebe
- fei es auch nur der Liebe zu alten Pergamenten oder feltfamen
Pfeifenköpfen. Ja - es läßt sich eine Linie ziehen . . . sie ftreift die
ehrwürdigen Scheitel großer Philofophen und Erfinder. sie gelangt
endlich zu jenen Krüppeln und Karikaturen genialifcher Anlagen. die
mit demfelben Aufgebot von Konzentration. Fleiß. Entfagung wie jene
Großen irgend eine unglaubliche Schrulle austüfteln und verfolgen. Ach.
sie find vielleicht kaum noch „Ausnahmen“ zu nennen. Sie bilden fchon
einen ftattlichen Prozentfaß in der Allgemeinheit. und diefer Prozentfae
fieigert sich heute. wo die „Spezialitäten“ nicht nur in den Varistss.
fondern ebenfo in Kunft und Wiffenfchaft wuchern. mit jedem Tage
mehr.

Sie alle müffien wir von Anbeginn unferer Betrachtungen an
ausfchalten. Sie haben ihren Lohn dahin. sie genießen die vielfältige
Welt. auf die sie verzichten. in dem Hohlfpiegel ihrer Phantafie. welcher
ihnen nur einen winzigen Punkt. aber den ins Märchenhafte vergrößert
und in taufend Farben fpiegelnd zeigt. An ihnen wäre jeder Verfuch.
sie durch irgendeine Ablenkung zu beglü>en. verhängnisvoll für sie felbft
wie für den Verfucher. Entweder ein lächelnder Humor. der jeden nach
4* 5|

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

feiner Faffon felig werden läßt. überkommt uns in ihrer Gegenwart. oder der tiefe Refpekt. ja die Anbetung vor einer dem alltäglichen Menfchen unbegreifliäjen Kraft. die die Natur derartig bezwingt. daß fie im Dienfie einer allmächtigen Vorfiehung auf die ihr fcheinbar notwendigen Erforderniffe ohne die geringfie Mühe verzichtet. Das erhabenste Beifpiel folcher heiteren und gelaffenen Überwindung der Natur zur Erfüllung eines höheren Zieles bietet Iefus von Nazareth. als ihm in der Wüfte der Teufel alle Reiche der Welt und ihre .Herrlichkeit anbietet und er mit den Worten: Weiche von mir. Satanas . . . die Verlo>ungen von fich weift. Was find ihm die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit? Um ihn her muß Wüfie fein - tote. fiarre Wüfie. damit kein Laut. kein Ton. keine Farbe des Lebens ihn ablenken kann von dem Suäjen und Finden feines inneren Glückes: der Vereinigung mit dem Vater. Und als der Teufel von ihm fchied. traten zu ihm die Engel Gottes und dienten ihm.

Wir dürfen demnach annehmen. daß Iefus dort in der Einfamkeit jene überwältigende unerhörte Glücksempfindung gekofiet hat. welche in der inneren Offenbarung feines göttlichen Berufes als Erlöfer der gequälten Menfchheit feine Seele mit blendenden Lichtflammen durchglühte.

Hat nicht manch ein tief angelegter Menfch in einer hohen Weihejunde einen Abglanz folcher erfchütternden Wonnen empfunden. indem er fich den Quellen allen Lebens ganz. ganz nahe fühlte. indem der geheimfte Sinn feines eigenen Dafeins feinem Gefühl fich plötzlich offenbarte. indem er fich der ihm innewohnenden Kräfte bewußt wurde in einer bis dahin nie getroffenen Klarheit! Aber es gibt wenige Menfchen. die folche Augenblicke höchfier Seligkeit verborgen wie in einem heiligen Tempel in der Seele mit fich tragen. die folchen Glü>s- augenblicken treu bleiben. Zuviel Staub. Schmutz. törichtes Wirrfal und Gerümpel aller Art fällt auf den Schaß himmlifchen Feuers - er wird vergeffen - er wird verleugnet -- man geht mit Scham. ja mit Hohn feiner Erinnerung aus dem Wege. Und doch begeht man damit vielleicht die größte Sünde gegen fich felbft - gegen den heiligen Geifi des eigenen Lebens - eine Sünde. die uns niemand vergeben kann. weil fie unfer beftes Teil in feinem innerfien Kern zerfiört.

Wenn Goethe. diefes fchönfie Vorbild eines Selbfierziehers zum Glück. d. h. zur harmonifchen Aus-bildung aller ihm innewohnenden Kräfte. und zum Genuß der umgebenden Welt in allen ihren Höhen

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück und Tiefen. ihren Schauern und Süßigkeiten. dennoch bekennt. er sei nur. wenige Stunden im Leben ganz glücklich gewesen. so meint er gewiß damit diesen Zustand erdentrückter Klarheit - den wohl kein Sterblicher länger als wenige Stunden zu ertragen vermöchte. Aber von solchen Stunden aus wurde das ganze Leben dieses großen Menschen genährt und getränkt.

Jesus und Goethe sind von ewigem Himmelsfeuer umlohten höchsten Spitzen. die Gipfelhäupter der Menschheit. Aber auch wir im Tale Wohnenden sind vom gleichen Stoff. nur ungeheuer verschieden dem Werte nach. verschieden. wenn ich so fragen soll: der Zusammenfassung des Stoffes nach. Nie wird unfern um so viel schwächeren und zugleich schwereren. erdgebundeneren. dumpferen Naturen ein Aufschwung wie der ihre beschieden sein. Es gibt da so ungeheure Gradunterschiede. daß sie fast wie Artunterschiede wirken.

Viele Menschen werden Momente in ihrem Leben wissen. wo sie glücklich waren - unfinnig glücklich. wie der Volksmund so fein es bezeichnet - weil in der Tat diesem Glück. wenn man es mit dem Verstande beleuchten wollte. jeder vernünftige Sinn zu fehlen schien - weil das Objekt. das sie beglückte. gar nicht im Verhältnis zu dem Gefühl selbst zu stehen schien. oder fast ganz fehlte. oder nur eine holde Illusion bedeutete. Und doch wissen sie ganz genau. daß alle realen Güter. die das Geschick ihnen später beschied hat. nicht wieder diese unbefähigliche Wonne. dieses Schwimmen und Atmen im Mittelpunkt des Glückes in ihnen erwecken konnten. Das ist die Art von Glück. die Lenau so unübertrefflich gut in die kurze Strophe faßt:

O Menschenherz. was ist dein Glück?

Ein rätselhaft geborner
Und kaum begrüßt. verlorn
Unwiederholter Augenblick.

Ja - wir kennen ihn. diesen Augenblick! Wir wissen von einer Stunde unserer Jugend. da die unverhoffte Erfüllung eines brennenden Wunsches - oder ein Hingeben an die göttlich blühende Sommernatur um uns her. oder der Anblick. das Hören eines großen Kunstwerkes. unsere noch so weichen empfänglichen Herzen taumeln machte vom Rauch des Glückes!

Wir kennen sie. die Nacht. die trunken war vom Duft dunkler Rosen. da wir wachend auf dem Lager ruhten. beschwert und erzitternd unter der Fülle goldener Hoffnungen. die uns ein Blick - ach. nur

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter
der Blick eines geliebten Menschen erweckt hatte - Hoffnungen, die
niemals Erfüllung fanden - und doch Erfüllung wurden in jenen
Stunden, da wir alles erreichten und tranken und genossen, was unfere
Natur an Glücksmöglichkeiten nur barg!

In solchen Stunden haben wir alle einmal den Becher mit dem
Himmelstrank geleert, der uns bereitet war - und nur wenige Lieb-
linge der Götter trinken aus jenem Goldpokal zum andern Male.
Glück braucht deshalb das übrige Leben gewiß nicht zu fein.
Wir wollen uns freilich nicht unterfangen, aus feinem Himmels-
trank Sauce zu nahrhaften Klößen für den Alltagsstich herzustellen zu
wollen. Das wäre ein verhängnisvoller Irrtum.

Es gibt noch ein anderes Glück, das übrigens vielleicht auch mehr
dem Grad als der Art nach von jenem verschieden ist. Und dieses Glück
nun ist es, das mir einer feinen und schwierigen Kunst vergleichbar
scheint, die dem, welcher nur ein klein wenig Talent dazu mitgebracht
hat, wohl ihre Geheimnisse, ihre Kniffe und Pfiffe, ihre Technik möchte
ich sagen, mehr und mehr offenbaren mag. Und eben - ich wiederhole
- ein ganz klein wenig Talent muß man dazu mitbringen, wie zu jeder
Kunst, sonst geht es betäublich aus. Es gibt eben geborene Pechvögel,
denen alle guten Gaben des Gefäßes nur zum Unheil und zu immer
größerer Trauer und Verdrießlichkeit auszuföhlagen vermögen - die
schwarzen Peter im Spiel des Lebens, mit denen niemand gern zu tun
haben mag.

Aber es gibt auch eine ganze Menge guter Leuten, die wohl
imstande wären, sich weiter zu bringen in jener Kunst und Fähigkeit,
das Glück zu erringen, zu pflegen, auszubauen, ja, es nach dem eigenen
Willen zu formen. Wenn sie nur wüßten, wie sie's anfangen sollten!
Vielleicht finden diese hier und da einen Fingerzeig in meinen Aus-
führungen.

Da ist vor allem die Wechselwirkung zwischen den Begriffen
Glück und Freiheit, darüber die Menschen viel zu wenig nach-
denken.

Ohne ein gutes Teil innerer Freiheit allen Lebenserfahrungen,
aller Liebe und Leidenschaft, allen Sorgen und Schicksalsschlägen gegen-
über ist kein dauerndes Glücksgefühl in der Seele möglich. Die Glücks-
fähigkeit der Kinder besteht zumeist in dieser inneren Freiheit, welche
bei ihnen in der Ahnungslosigkeit gegenüber allen sie umdräuenden Ver-
laufmöglichkeiten ihren Grund hat. Und doch gilt für uns alle - das

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück

Wort: so ihr nicht werdet wie die Kinder. könnt ihr nicht in das
Himmelreich kommen.

Jene Freiheit, die bei den Kleinen die Unkenntnis möglich macht,
sollte beim Erwachsenen aus einem von früher Jugend an zu fehlenden
Mut zum Kampf erblühen. Entzieht aus dem Mute nicht auch die Luft
an der Gefahr, am Überwinden und am Siege? Je weiter das Auge
zu schauen gelernt hat, je umfassender der Blick geworden ist, je mehr
Interessen der Mensch hat, desto mehr Wahrscheinlichkeit bietet sich,
eine entzweigende Freude durch eine neu emporwachsende zu erleben
- desto geringer wird die Gefahr, daß ein Schicksalsschlag ihn zum
lebensunfähigen Bettler macht.

Wie wenig wahrhaft freie Menschen gibt es doch auch heute noch,
wo so viel von Freiheit auf allen Gebieten die Rede ist. Kaum sind
wir dem Konservatismus glücklich entronnen, so begeben wir uns unter
die unbedingte Herrschaft der „Freigewordenen“ und der Schlagworte
des Tages! Wir wählen nicht unsere Freiheit, sondern ergeben uns
blind der Freiheit der anderen. Wie tief sollten wir uns täglich das
Reißchewort zu Gemüte führen: es soll nicht heißen: Freiheit von
sondern Freiheit wozu! Unsere Freiheit sei die des reichen Menschen,
der den Mut zu sich selber hat, der sich von keinem Konventionszwang
beschränkt fühlen mag, dort zu wirken, zu schaffen, zu lieben, wo seine
Kraft ihn hinlockt, sei es auch in ungewöhnlichsten Gebieten!

Die Freiheit soll nicht eine tyrannische Göttin sein, vor der wir
zitternd knien, stets bereit, ihr unser Liebste zu opfern - sie soll die
Gefährtin und Geliebte unserer Tage sein, die auch eine Laune und
Abfchweifung geduldig zu ertragen vermag - wir sollen auch unsere
Freiheit regieren lernen!

Das sind ja eigentlich alles Binsenwahrheiten. Aber wir wollen
sie immer nur in ihren kraftvollen Beispielen gelten lassen, die feineren
Zwischenstufen übersehen wir so leicht.

Denkt eine Mutter daran, sich diese innere Freiheit auch dort zu
erringen, wo sie vielleicht am schwersten zu bewahren ist: in der Liebe
zu Mann und Kindern? Und doch wird gerade unsere Liebe so oft für
die Nächsten zur Qual, zu unerträglichem Druck. Welch ein färs'eck-
liches Rätsel ist doch dieses, denkt manche Frau. Und warum kommt
es so? Weil ihre Liebe aus dumpfer Leidenschaft - aus eigenfinniger
Besitzgier - aus Sorgenwollust fließt, statt aus heller heiterer Luft am
Beglücken. Und nur die Liebe, die gezügelt wird durch die Kraft einer

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

friedlich und sicher in sich selbst ruhenden Natur. kann wahrhaft beglücken. kann junge Seelen leiten und lenken.

Die Mutter bedeutet das Herz eines viel gegliederten Organismus. Wie kann das Blut gesund und ruhig durch alle Adernkanäle dieses Organismus fließen. wenn der Mittelpunkt. das Herz. in beständiger Überspannung feiner Kräfte zuckt und zittert? Und doch - wie wenige Frauen haben den Mut. die innere Freiheit - trotzdem das Geflecht nervöser Überreizung sie beständig umlauert - sich jeden Tag eine Stunde für sich selbst zu retten? Eine Stunde der Einsamkeit. wo sie das ganze Gewirr mit feinen tausend Kleinigkeiten resolut beiseite schieben. wo sie sich selbst wiederfinden und klare. sichere Entschlüsse für die Arbeit des Tages fassen können - wo sie auch nur schweigend ruhen oder ein paar Seiten eines guten Buches lesen oder einen stillen Gang durch die Luft tun.

Ich höre in der Phantasie den empörten Ruf. der in diesem Augenblick in den Kehlen vieler meiner geehrten Leserinnen nur mühsam erklingt wird: Eine Stunde am Tage für mich zu haben - um Gottes willen - da würde ja alles drunter und drüber gehen! Nein. das ist ja ganz unmöglich! Da würde ich ja meine Pflichten straflich vernachlässigen!

Ja -- aber meine Verehrten - und wenn Sie für viele Wochen vom Arzt ins Bad oder Sanatorium geschickt werden. dann muß es doch gehen. nicht wahr? Und es geht auch! Wenn Sie gesellschaftliche Verpflichtungen zu erledigen haben. dann geht es auch! Nur zur Auf- und Erhaltung Ihres inneren Menschen darf kein Opfer gebracht werden - trotzdem doch von dessen Frische. Kraft und Heiterkeit das Glück Ihrer Familie abhängt. Die einsame Ruhefindung der Mutter sollte dem Gatten wie den Kindern und Dienftboten heilig sein. denn sie soll zur Quelle werden. aus der ihnen allen Wohlbehagen fließt.

„Aber.“ wenden manche ein. „ich könnte gar nicht ruhig sein. wenn ich auch wollte. zuviel lastet auf mir - ich kann diese Dinge nicht aus meinem Gedankenkreis bringen. kann meine Sorgen nicht zurücklassen. Ich kann mich nicht konzentrieren.“ Das ist's. was die Frau noch nicht kann. was die Männer in ihren oft so verantwortungsvollen Berufen gelernt haben. und wodurch sie uns Frauen zuweilen unendlich überlegen sind.

Dieses „Nichtauschaltenkönnen“ von häuslichen Sorgen. Gemüts-

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück

bekümmernissen. Herzensangelegenheiten ist auch der Grund, warum die jungen Mädchen, die heute ein Studium, einen Beruf ergreifen, trotz Talent und Fleiß so oft darin erliegen. Und wir müssen es lernen, wir müssen uns dazu erziehen, wenn wir den gehäuften Anforderungen des modernen Lebens nur einigermaßen mit unfern Nerven standhalten wollen. Wenn es nicht vielen von uns gehen soll wie jener armen Mutter, die da ausrief; Warum bleibt der Frau, die die Kinder geboren hat, keine Kraft mehr übrig, sie auch zu erziehen? Man erzählt von fast allen großen Feldherren und Herrschern, daß sie mitten in den spannendsten Entwicklungen der Weltgeschichte, im Donner der Gefechte, auf einem Strohbündel oder im Wagen, oder wo sich sonst die Gelegenheit bot, hätten schlafen können, nur durch die Kraft ihres Willens beherrscht, und daß sie auf diese Weise allein die Fülle der Arbeit, die auf ihnen lastete, hätten bewältigen können. Und bekannt ist auch jene Anekdote von der Bäuerin, die sich regelmäßig jeden Sonntag zum Gottesdienst einfindet, obgleich sie zu Hause den Hof *und zwölf Kinder zu versorgen hat. Vom Pfarrer belobt, ob ihres Eifers, antwortet sie treuherzig: Ja, Herr Pfarrer, wann ich das bißchen Kirchenruhe nicht hätte, was soll ich da wohl aus mir werden? Und der Herr Pfarrer sah das vollständig ein und lächelte milde. -

Die Konzentrationsfähigkeit zu dem, was die Stunde bringt, sei es Arbeit, Genuß oder Ruhe, sie gibt die Macht, alles dreies voll auszukosten, und sie ist das beste Mittel gegen jede Art von Reue, von Kaßjammer, die wieder die ärgsten Feinde sind jeglichen Glückes. Hat der Mann die größere Fähigkeit, sich zu konzentrieren, so befiehlt auch für ihn die Gefahr, sich allzu sehr in seine Arbeit zu konzentrieren und es darüber zu vergehen, an seinem eigenen inneren Leben zu bauen, was ihm sicher ebenso nötig ist als dem Weibe. Es gibt viele fleißige, in ihrem Beruf kluge Männer, welche niemals zu der Einsicht gelangen: einen Verdienst, einen in Aussicht stehenden Erfolg der Freiheit, der Gesundheit dieses inneren Lebens zu opfern, könne sich wohl tausendfältig lohnen!

Und wie oft muß der Mann, wenn er nicht trübfelig mit feinem Lebensschiff auf einer Sandbank sitzen bleiben will, all seine innere Freiheit zum Kampf aufrufen, wenn es gilt, sein Heiligstes, seine Überzeugung, seine Kunst, sein Streben gegen die einschläfernde Macht der Liebe, der Sorge für seine Familie zu verteidigen.

Wir alle, Männer oder Frauen, wir müssen es uns doch eingestehen'.

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

daß das Leben heute weit weniger bequem ist als früher. daß wir nicht mehr ausgetretene Wege in den Fußspuren anderer Leute wandern können. fordern daß wir jeden Tag in unserm inneren ethischen Leben. in unserm Beruf. wie im Verkehr mit unsern Familienmitgliedern vor Konflikte geföhrt werden können. die wir nicht nach überkommenen Normen und angeerbten Regeln zu lösen vermögen. weil sie durch neue Daseinsbedingungen entstanden. auch ganz neue Lösungen fordern. Dazu bedarf eigentlich jeder Mensch heute ein gewisses Quantum schöpferischer. moralischer und ethischer Phantasie. Wie aber soll solche Phantasie in uns entstehen und geistige Früchte tragen. wenn unsere Tage ein ewiges Wirrwahl und Geheiß sind ohne Abschnitte. ohne Ruhepunkte? Wohl wenden die meisten Menschen ängstlich von allen solchen Konflikten. wie ich sie eben beschrieb. ihre Augen und ihren Willen ab. Versuchen sie es mit den alten Phrasen vom Unabänderlichen die Dinge zu überbrücken. machen sie falschen Frieden mit sich und anderen. so sollen sie sich nur nicht täuschen - Glück ist ihnen dann schwerlich mehr vergöhnt! Reue und Scham über die Feigheit und Bequemlichkeit. mit denen sie sich einmal oder immer wieder selbst betrogen haben. vergiften später ihre schönsten Stunden.

Ethische Phantasie ist nötig im Verkehr zwischen Mann und Weib. ebenso wie es in der Liebe ohne feinfühlerische Phantasie bald zu öder Langweile kommen würde. Und ethische. pädagogische Phantasie ist ebenso nötig im Verkehr zwischen Eltern und Kindern.

Beides ruht heute auf völlig anderen Grundlagen als noch vor 50 Jahren und muß mit tausend neuen Gedanken- und Gefühlsfäden durchspinnen werden.

Wie oft könnte in der Ehe ein Glück neu aufgebaut werden. wenn Mann oder Frau mutig eine Konvention dafür opfern möchten! Wie oft könnte die Liebe zwischen Vater und Sohn. zwischen Mutter und Tochter erhalten werden. wenn man sich nicht hartnäckig an überkommene Begriffe oder an leere Tages Schlagworte klammern wollte!

Die Konventionen sind den meisten Menschen lieber als das Glück. Darin sind die Anhänger der gegenföhlerischen Parteischattierungen einander verzweifelt ähnlich. Bei den wildesten Freiheitsfürmern. bei Sozialdemokraten und Anarchisten muß doch das Bußfett an derselben Stelle stehen wie beim Geheimrat. Das Bußfett - symbolisch genommen wird es zur Erklärung für viele Unbegreiflichkeiten in der Lebensführung von theoretisch ganz aufgeklärten Leuten.

Gabriele Reuter: 1 Die Erziehung-zum Glück

Durch das Bufett und feinen Inhalt an Eßwaren. an leichtzerbrechlichen Porzellanen. an wertvollem Silber und manchem lieben Andenken komme ich auf ein Gebiet. welches die meiften Menfchen kaum für wert erachten. in das Bereich des wahren Glückes einzubeziehen. und welches doch dieses wahre Glück rings umgrenzt. Und wenn aus ihm böfe. Krankheiten aller Art: Unfriede. Haß. Mißgunft. kleinliche tückifche Bosheit in das Land unferes Glückes ausgefandt werden. kann diefe Peripherie nicht den Herd aller traurigften Zerftörungen bilden? Man ahnt fchon. was ich meine: Es ift die Dienftboten-Frage. -Not und -Klage. Wenn zwei Frauen zufammenkommen. ob fie klug oder dumm. gebildet oder ungebildet. einfach oder kompliziert fein mögen. fie teilen fich feufzend ihre fchweren Erlebniffe mit - die Männer aber dulden fchweigend. oder wettern fürchterlich. ohne jede innere Überzeugung. dadurch irgend eine Schwierigkeit zu befiern.

Das Verhältnis zwifchen Herrfchaft und Dienftmädchen ragt als ein Petrefakt überkommener und in allen anderen Zuftänden längft überwundener Verkehrsformen in die Neuzeit hinein. Nirgends fpukt noch fo viel vom Geifte der alten Leibeigenfchaft und Sklaverei wie in diesen Beziehungen. Und fie kranken daran. Hier gerade bedürfte es einer von der Konvention überliefernden Pflichten und Rechte fich befreienden Denkgungsart. um gegenfeitig einen anderen als den jeßt meiftens üblichen Ton zu finden. Und da doch die Herrin gewöhnlich die Ältere. die Welterfahrenere und Denkgeübtere ift. fo follte recht eigentlich die Besserung und Änderung von ihr ausgehen.

Ich habe es häufig beobachtet. daß über Frauen. bei denen die Mädchen gern und lange blieben - denn es gibt auch folche - von Gefchlechtsgenoffinnen in etwas tadelndem. ja verächtlichem Tone die Bemerkung gemacht wurde: Die Mädchen haben es dort auch fehr gut - fie werden eben verwöhnt . . . Aber - foll denn Geduld. Gerechtigkeit. Freundlichkeit gerade vor unferen Dienftmädchen Halt machen? Wenn wir doch von der Erziehung zum Glück fpochen - warum foll ich denn diese Selbfterziehung zum Glück nicht auch im Verkehr mit einem Menfchen anwenden. mit dem ich mehr zufammen lebe. als mit Freunden. Verwandten und Kollegen? In deffen Macht es unzweifelhaft liegt. daß ich mich beim Aufftehen. beim Mittagessen. bis zum nächften Schlaf eventuell fiündlich ärgere. dem ich den größten Teil meines Befißtumes. meine Gefundheit. ja mein Teuerftes. - mein Kind - anvertraue? Ich meine. kein Nachdenken. keine Güte. kein peku-

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

niäres Opfer follte gerade an diefer Stelle gefpart werden. um mein Verhältnis zu einer für mein Wohlbefinden fo unendlich wichtigen Perfönliäjkeit zu einem möglicfi freundlichen. zufriedenikellenden zu gefalten. Da überlegen Menfchen auf Jahre hinaus. wie fie diefen oder jenen andern Menfchen durch Dienfte aller Art fich verpflichten. um vielleicht einmal eine Gegenleiſung von ihm erwarten zu dürfen. Die Pflege von „Konnexionen“ bildet einen ganz beftimmten Teil der gefellſchaftlichen Karriere. Ich gebe zu bedenken. ob es fich nicht für das wirkliche Glü> im täglichen Leben des Haufes weit mehr nußbringend erweifen würde. wenn man nur die Hälfte aller diefer Bemühungen. diefer Rückſichten. diefer Zeit- und Geldopfer auf die richtige Wahl und die richtige Behandlung der häuslichen Stütze verwenden würde. fiatt fich mit Erbitterung darüber anfüllen zu laffen. daß diefe Damen mehr Ansprüche machen und weniger leiſten als zur Zeit unferer Großmütter? Auch hier müffen neue Wege gefucht werden -- und follte es nicht zum Glücke kluger und fozial denkender Frauen gehören. fie zu finden?

Was nun den freundſchaftlichen Verkehr betrifft. fo liegt es ja auf der Hand. daß wir unendlich viel mehr Genuß aus jeglicher Form des Zufammenſeins mit Menfchen ziehen werden. wenn wir ihnen rein Menſch zu Menſch gegeniibertreten. und uns in ihrer Beurteilung möglicfi zu befreien fuchen von Familien-. Standes- und Raffevorurteilen. wenn wir als Wegweifer für die Wahl unferes Verkehrs nur die Stimme der Sympathie gelten laffen. für die wir uns freilich ein feineres Gehör angewöhnen müßten. als es jetzt der Fall ift. wo zahlloſe andere Faktoren ihre zarten Andeutungen und Warnungen übertönen.

Von der Gefelligkeit. die uns urfrprünglich zur Freude und Erholung dienen follte und deshalb nicht. wie es nun fo oft gefchieht. zum Gefchäft und zum Tummelplaß des Ehrgeizes herabgewürdigt werden dürfte. komme ich zur Heiterkeit überhaupt.

Welche entzückende Erfcheinung ift ein Menſch. dem die gütige Natur die Gabe der Heiterkeit in die Wiege gelegt hat! Aus den fröhlichen Menfchen wählt das Glück zumeifi feine Lieblinge. Wo fie erfcheinen. fliegt ihnen Liebe und Wohlwollen entgegen.

Ergreifend. erhebend wird der Anblick eines Menfchen. über den die Blißſchläge und Hagelwetter fürmifcher Schickfalsſchläge niedergehen. wenn aus finferm Leidensgewölk. unter Angft- und Tränenſchauern dennoch feine ihm angeborene Heiterkeit linde wieder hervor-

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück leuchtet. Dann hat sie einen zauberischen Goldschein bekommen. vor dem wir das Knie beugen und anbeten möchten. Nie werde ich die Geschichte eines armen alten Mädchens vergeffen. deren Leben im Krankenhause verfloß. wo ihm in einer Leidenszeit von Jahrzehnten ein Glied naäj dem andern feines armen. wundenbedeckten Körpers amputiert werden mußte. Man behielt sie auch in Zeiten leidlicher Befierung in der Anfielt. nicht nur aus Barmherzigkeit. da sie fonft verhungert wäre. O nein. sondern. wie mir die Oberin fagte: weil man sie gar nicht mehr entbehren konnte - weil sie mit ihrem freundlichen Wefen. ihrem sonnigen Humor die andern Kranken wie die Pflegerinnen erheiterte und bei guter Stimmung erhielt!

Nach „Heiterkeit“ ftreiben wir alle. bewußt oder unbewußt, Welche Fülle von Veranfialtungen werden getroffen. um den Menfchen auch nur ein paar flüchtige Stunden des Frohfinns zu verfchaffen. Ganze Gewerbe und Berufsarten bauen sich auf folchen Befirebungen auf. „Wir wollen mal recht luftig fein!“ - dieses Wort bringt mir immer. wie kein anderes. die Trübfeligkeit. in der die meiften Menfchen ihr Alltagsleben verbringen. fo recht kläglich zum Bewußtfein. Wie krampfzig wird folche jäh heraufbefchworene. durch Alkohol und zweideutige Scherze unterfüßte Luftigkeit. wie leer. müde, und hohl fühlt man sich hinterher.

Solches „mal recht luftig fein wollen“ ift nicht die Heiterkeit. welche die Stunden unferes Alltagslebens erfreuen follte. Gerade unferm deutfchen Volk ift nicht allzu viel von jenem Temperament zum Glücklichein in die Wiege gelegt. Im Süden und Wefien unferes Vaterlandes ift durch manchen Einfchlag keltifchen. gallifchen und romanifchen Blutes etwas mehr Beweglichkeit in die Maffen gekommen. als bei uns im Norden. doch au>j hier wird Heiterkeit vielfach mit Lärmmachen verwechfelt.

Und wir guten Deutfchen neigen überdies noch dazu. unfere Fehler als Tugenden aufzufaffen - unfere Schwerblütigkeit als fittlichen Ernfi. unfere militäriſche Härte als vornehme Würde hoäjzufchähen. Daß Gott erbarm! Wie ein wohlzubereiteter Hafenrüaen ift unfer Vaterland durchfpickt mit Polizeiverboten! Und wagt ein harmlos Gemüte mal über irgend einen befonders fchnurrigen Erlaß ein leifes Lächeln. gleich fäjnautzt die irdifche Gerechtigkeit es furchtbar an: Was das Gefeß vorfchreibt. ift nie „komifäj“. Wie viele Beleidigungen. wie viel Haß. Feindschaft und vergiftete Bitterkeit wäre doch mit einem fröhlichen

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

Lächeln aus der Welt zu schaffen! Wenn nur die Menschen sich gewöhnen wollten, die Dinge um sich her, und auch das Gebaren ihres lieben Nächsten, nicht zu vergeffen ihr eigenes Tun und Lassen ein wenig humoristisch aufzufassen. Ein Befehl in ein freundliches Scherzwort gekleidet, wird er nicht viel lieber befolgt? Ist nicht der heitere Lehrer in der Klasse bei weitem der einflussreichste? Nicht der „Spaßmacher“ wohlverstanden, sondern der, dem man es anfühlt, daß seine Heiterkeit gleichsam ein goldenes Lichterpiel über einer ernsthafte Tiefe bedeutet. Sind nicht die Mutter, der Vater, die mit ihren Kindern lachen und spielen können, die am meisten geliebten? Aber wie mancher frohe Knabe ertötet als Mann im Amt mit Gewalt den Frohsinn in sich, um besser die Würde zu wahren! Was zieht so oft die Männer zu den Mädchen des Volkes? Jene anspruchslose Fröhlichkeit, die den jungen Damen ihrer Kreise über dem Befahren „etwas vorzutellen“ so früh abhanden kommt. Und gar die ältere Frau verfinkt nur zu oft in müde Grämlichkeit, weil sie es für ihre Pflicht hält, forgnvoll über Unabänderliches zu trauern.

Statt des für unsere Verhältnisse etwas veralteten Befehles „Und er soll dein Herr sein!“ sollten in der Trauformel die Worte aufgenommen werden: Nörgelt nicht, verkehrt freundlich und heiter miteinander!

Jeden Tag von neuem sollte man mit dem Vorfaß vom Lager aufstehen, den Hang zu Melancholie, zu Verdrießlichkeit und gedankenlos muffigem Wesen zu bekämpfen. Und sehen wir, daß uns Einfluß auf werdende Menschen zuteil wird, sollten wir nicht ermüden, sie auf den lebererhöhenden Wert einer gütigen Heiterkeit hinzuweisen. Denn die echte Heiterkeit ist allemal eine Schwester der Güte. Und ist zum „glücklich sein“ eine Portion gefunder Egoismus nicht zu entbehren, ebenfowenig kann man dazu die Güte missen, welche die Wunden, die im harten Kampf ums Dasein mit der einen Hand geschlagen werden mußten, mit der andern Hand linder treichelt und heilt. Die Güte, die auch so notwendig ist, um zu vergeffen, was unsere Lieben uns an Schmerzen und Kummer angetan haben, was unsere Feinde uns an Gefahr und Bosheit zubereiteten. Ach - die Kunst: Vergeffen zu lernen, das ist eine schöne und fäwere Kunst, ohne die es wohl keinen Frieden auf dieser Erde gibt!

Und doch fragen die Menschen: Vergeben kann ich wohl, aber vergeffen nicht -! Als ob das vergeben ohne „vergeffen“

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück
möglich wäre. Und das Gehirn läßt sich zum „Vergeffen“ zwingen -
wenn man die Phantasie mit ernstem Wollen von dem Gegenstande und
den Szenen, die vergeffen werden sollen, ablenkt! Ist es denn eine
Tugend, mit einem Verlust nicht fertig werden zu können, statt die Kraft
des Willens aufzuwenden, sich das Leben neu aufzubauen?
Die Güte ist in unfern Tagen ein wenig in Mißkredit gekommen,
weil man sie meistens mit der Gutmütigkeit verwechfelt -- jener Gut-
mütigkeit, von der Marie Ebner-Eschenbach bemerkt: „So mancher meint
ein gutes Herz zu haben und hat nur fäzweche Nerven!“
An einer andern Stelle sagt dieselbe begeisterte Prophetin der
Güte: „Erinnere dich der Vergeffenen - eine Welt geht dir auf.“
Auch das Wohltun ist heutzutage praktisch organisiert und wird
als eine nüchterne Pflicht ausgeübt. Neben und rings um die offi-
ziellen Opferaltäre der Vereine, Stiftungen und sozialen Anstalten
sprießt wie ein Blumenflor aus tausend Farben und Formen das Reich
der kleinen und großen unerwarteten Freuden, die wir Menschen uns
untereinander machen können! Aber es gehört eine feurige, phantasie-
volle Menschenliebe zu diesen Überraschungen der Güte. Wie manchem
nach Liebe fehnfüchtigen Menschen fehlt nur der Mut, resolut das Glück
zu packen! Unter tausend Bedenklichkeiten geht's ihm verloren,
Die schwachen Nerven der Gutmütigkeit zu den starken Nerven
der Güte zu trainieren - das ist's, was unser tägliches Üben werden
sollte! Ach, die Armen, die sich vor jeder „Verantwortung“ fürchten!
Sie sitzen, den Kanarienvögeln gleich, im bequemen Käfig und knabbern
Hanffamen, bis sie fett und faul geworden sind und sich von ihrem
Stänglein nicht mehr zu rühren vermögen! Trifft Schlagfluß und
Gicht sie früh, so ist's nicht schade um sie - denn das große Gefühl
ist ihnen ewig verloren:
Der Erde Weh, der Erde Glück zu tragen --
Mit ihren Stürmen sich herumzuschlagen,
Und in des Schiffbruchs Knirfchen nicht zu zagen!
Das Bewußtsein der Kraft zum Tragen kann 'mitten im Zerbrechen
aller Lebensfreuden und Hoffnungen unter den furchtbarsten Schickfals-
schlägen doch noch ein feltfam unzerstörbares Gefühl letzten Glückes im
schmerz-zuckenden Herzen zurücklassen.
Denn auf Kraft oder Kraftlosigkeit beruht am Ende das ganze
Geheimnis, das zwischen dem Menschen und seinem Schickfal steht.
Nicht nur Kraft zum Ergreifen und Erobern - Kraft auch in

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter
einem rein geistigen Sinne genommen - Kraft in feinem innern Ver-
hältnis zur Wahrheit und zur Illusion.

Das Verhältnis des Glückseligen zur Wahrheit wäre kurz in
die Formel zu fassen: sich dazu erziehen, selbst viel Wahrheit ertragen zu
können, und im Verabreichen der Wahrheit an seine Nächsten vorsichtig,
schonend, milde zu sein.

Auf die Gefahr hin, mich mit allen Ethikern in scharfem Gegen-
satz zu befinden, muß ich die Behauptung aufstellen: Man braucht
nicht immer wahr gegen andere zu sein - wenn man nur wahr gegen
sich selbst ist! Denn da fehlt es meistens sehr. Die unausweichlichen
Wahrheitsfanatiker, die herumgehen und harmlosen Menschenkindern
die ideale Forderung präsentieren, sind unendlich empfindlich in bezug
auf dieselbe Wahrheit, wenn man sie gegen ihre eigenen Werte Persönlich-
keit kehrt. Es wird auf diesem Gebiet außerordentlich viel ethisch ge-
heuchelt! Wir alle brauchen eine gute Portion bewußter oder unbe-
wußter Lügen, holder Illusionen über uns selbst, über unsere Nächsten
und alle Dinge dieser und anderer Welten, Alles künstlerische, tech-
nische, industrielle Schaffen beruht auf einer starken Überhöhung der
Wichtigkeit der menschlichen Einzelschöpfung, alle Liebe und Freund-
schaft nährt sich von imaginären Werten.

Und wollen wir etwas leisten, so müssen wir uns naiv dieser
schöpferischen Wichtigkeit bewußt bleiben! Wollen wir glücklich sein in
der Liebe, Ehe und Freundschaft, so dürfen wir nicht mit krankhafter
Sezierlust die Gefühle unserer Liebsten und unsere eigenen zerfäfern!
Es ist verlockend, aber unendlich gefährlich, wenn wir vorwiegend er-
forchten wollen, wie unsere Freunde „objektiv“ zu Fremden uns beur-
teilen. Es ist frevelhaft, sie in Augenblicken der Kälte, der Gleichgültig-
keit zu überraschen, Briefe zu lesen, die nicht an uns gerichtet wurden
und doch von uns handeln. Es ist auf Kosten der Wahrheit viel an
der Liebe gekündigt. Und wir wissen doch - oder wir sollten es
wissen - daß wir selbst gegen die Menschen, die wir am zartesten
lieben, Momente haben, wo wir ihnen als fremde, kühle Beurteiler
gegenüberstehen und die Stellen ihres Wesens bemerken, die wir nicht
lieben können. Und doch hindert dies an der Zuneigung im ganzen
nichts. Wir sollten wenigstens zu diesem winzigen Bezirk psychischer
Wahrheit durchzudringen versuchen und von hier aus die Liebe der andern
schätzen.

Im Reich der absoluten Wahrheit kann der sterbliche Mensch so

7m*

Jahrgang FriÄÿ von Uhde:

1 9 0 8

..-- ..Komm Herr Iefus. fei unfer Gai-

Probekbild aua: Fritz von Abde. Eine Kerl-bcigabe fÄ¼r das:deutfck7e Bolle. 16 BlÄtter nach [einen Werben in Heftfotm 1 Mark. Serums-geb" von der Freien Lehewereinigung fÄ¼r Kunftpflge. Berlin. Verlag von Inf. Sci-013 in Mainz. Photographie-Verlag der Photcgraphlfmen Union. NEW"-

EMPTY

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück

wenig leben wie in einem luftleeren Raum. Ja - find wir uns nicht jeder. solange wir atmen. wirken. lieben und leben. der Mittelpunkt des Alls - nicht vom Verstand aus betrachtet. der dazu energiefich „Nein“ fagen mag. fondern in unferrn eigenen Gefühl. im innerfien Kern unferrn Wefens -- um den das ganze All fich im Kreife bewegt. bis wir die Augen im Tode fchließen. Wir können die Welt gar nicht anders begreifen. als durch eine ungeheure Illufion. und daraus folgt. daß wir auch andern ihre großen und kleinen Illufionen gönnen follten. Jugendfrifche Illufionsfähigkeit ifi unbedingt eine Haupteigenfchaft. die der Menfch fich erhalten muß. um glü>lich fein zu können. Und dennoch. dünkt mich. braucht es die Illufionsfähigkeit nicht zu hindern. wenn man auch auf diefem zarten Gebiet fich nicht allzu fehr verweichlicht. fondern fich allmählich abzuhärten verfucht - daß man feelifch Temperaturunterschiede vertragen lernt.

Es ifi ein Irrtum. daß Wahrheit und Illufion unverföhnliche Feinde find - wir können fo wenig ohne die eine. wie ohne die andere leben - es gilt nur. fie richtig zu balancieren.

Je weiter wir der Kindheit entwachfen. die im Garten der Illu,- fionen fpielen foll und muß. je weiter und größer das Stück Lebensvergangenheit hinter uns dem rü>fchauenden Blicke fich dehnt. defio reicher wird das Vergnügen. das wir an der Erkenntnis der Lebensgefche nehmen. defto begieriger werden wir das Gefpinfi des Dafeins um uns her in feinen fcheinbar verworrenen und doch von gewaltigen Kräften fich geleiteten Fäden verfolgen - defio klarer wird das Glück. wenn das Gebiet der Wahrheit. das wir uns errungen haben. um uns her fich weitet und feine Grenzen aus dem Perfönlichen ins Allgemeine dehnt,

Denn der Menfch. der mit ehrlichem Wollen und währendem Streben einzudringen trachtet in das geheimnisvolle Land des Glückes. wird auf feiner Wanderung von Station zu Station begreifen gelernt haben. daß jedes Lebensalter fein besonderes Glück befist. und daß es gar keine fo leichte Kunft ift. fich in feinen Forderungen zu befcheiden. und nicht von einem zu verlangen. was nur dem andern zukommt. Doch fcheint es in der Gegenwart faft. als ob die Jahreszeiten fich verwifchten - die Schaufenfier zeigen Rofen. Veilchen und Nelken durch alle Monate hindurch. In dem rafilofen Bewegen. das um den Erdball kreift. werden auch die Altersunterschiede verwifcht. Wir verlangen vom Kinde Vernunft. Kunftverftändnis. Weisheit. Überficht - vom

Die Erziehung zum Glück Gabriele Reuter

Greife tätige Behendigkeit und Energie! In einem Alter, wo unsere Großmütter befehaulich in der Sofaecke mit dem Stricktrumpf faßen und von der Jugend bedient und verehrt wurden, muß die Frau heut mit grauen Haaren nur allzu oft noch die Ernährerin ihrer Kinder, ja zuweilen fogar ihrer Schwiegerföhne fein.

Doch wie manches Mal ift's nicht die harte Not des Lebens, die den alternden Menfchen zwingt in verantwortungsvoller Stellung auszuhalten. Ehrgeiz und Herrfchfucht laffen ihn nicht zur Entfagung kommen, fchieben fich wie eine Mauer zwifchen die Liebe und Verehrung der Jüngerer, die doch feinen Winter zu durchwärmen beftimmt wäre. Oft auch fehern wir Menfchen, fobald fie aus dem täglichen Trott, dem Haffien und Jagen der Arbeit und des Berufes herausgeriffen werden, hilflos zufammenbrechen, nur noch ein wenig mürrifch dahinvegetieren . . . Das ift allemal ein Zeichen, daß ihre Seelen verhungert und verdurftet find im Kampf um den Erwerb - um Geld und Schätze. Wer es nicht vergeffen hat, feiner Seele Nahrung zuzuführen, wer in innerer Freiheit, Güte und Wahrheit gelebt hat - dem bietet, auch wenn er viel zu früh für feine Wünfche feiner Wirkfamkeit entfagen mußte, die Welt eine wundervolle Schale voll der herrlichften Freuden. Nie konnte das Leben eines einzelnen fich fo reich erfüllen mit den geifigen und finnlichen Schätzen des ganzen Erdballs wie in der Gegenwart! Aber es find erft wenige unter uns, die gelernt haben, den noch ungewohnten Reichtum zu meistern und fich dienftbar zu machen. Die meisten erinnern noch an das alte Ehepaar, das das große Los gewonnen hatte, und nichts weiter damit anzufangen wußte, als fich ein gelbfeidenes Sofa in feine befcheidene altfränkifche Wohnfiube zu ftellen. Aber drauffeven auf das „Gelbfeidene“ durfte fich beileibe niemand.

Unfer Eigentum, fei es klein oder groß, befäfeiden oder üppig uns vom Schickfal befchieden, in Weisheit zu genießen, ift auch eine Kunft, die geübt fein will.

Und kann es nicht ein fchönes Glück fein, wenn das Dafein köftlich war in Mühe und Arbeit, der Ruhe entgegenzufehen? Warum entfößen wir uns fo fehr vor dem letzten Abfchied, da das ganze Leben ein Abfchiednehmen war - und dennoch immer neue unerwartete Freuden um uns her auffproffen? Will das Glück uns weiter locken durch eine dunkle Pforte zu neuen, nicht zu ahnenden Tätigkeiten, will es uns zu unermeßlichem Frieden des Vergehens laden - wollen wir ihm nicht

Gabriele Reuter: Die Erziehung zum Glück
vertrauen. daß es uns in jedem Falle feinem göttlichen Urquell entgegenführt?

War unfer Sein und Wandern ein Emporklimmen zur Höhe. dann vermögen wir. ehe die Nacht sich fenkt. eine weite Umfchau zu halten. auf die tausend bunten Farben der Welt zu unferen Füßen. da das Leben feine goldenen Fahnen fchwenkt - und dennoch fehnen wir uns nicht hinunter ins Gewühl -- denn zu unfern Häupten leuchten näher und reiner die ewigen Sterne.

67

Die kulturellen Werte des Theaters.

xxxl;

Georg Engel:

Im Jahre 1784. also vor hundertundvierundzwanzig Jahren. hat Friedrich Schiller ein bleibendes formvolles Bekenntnis über die Bühne als „moralische Anstalt“ geschrieben. In jenem Aufsatz hat Schiller die Bühne nicht nur als ethischen Erwecker gepriesen. sondern ihr geradezu die Rolle des heimlichen Gerichts zugewiesen. das in unergründlichen Erfütterungen die reine Seele durch Grauen an fremden Laster und Verirrungen schützt und behütet. die gefallene Natur jedoch durch unbarmherziges öffentliches Verfolgen bis in ihre leuten geheimsten Schlupfwinkel zum kalten Entsetzen über sich selbst zwingt.

Und bis zum heutigen Tage sind die Quader des Schillerfaches Baues. durch alles. was seitdem über die Bühne geschrieben ist. nicht erfüttert worden. besonders aber nicht in unfern Tagen. wo die jüngeren Hyperästheten sich mit krampfhaften Verrenkungen bemühen. nicht allein der Bühne sogenannte neue Aufgaben zuzuweisen. sondern vor allen Dingen sich dem unfinnigen Bestreben hingehen. eine fabulöse „neue Kunst“ entdecken zu wollen.

Arme Schächer. als ob eine Kunst sich rufen ließe. und nun noch gar von theoretischen Brillengläsern oder von knöchernen Afthetenfingerchen. Als ob sie nicht ewig und unaufhörlich da wäre. aufliegend aus tausend und abertausend verborgenen Rinnen und Aderchen. oder donnernd dahinbrausend in violetten. schmetternden Strömen. Und wer kann auftreten und dozieren. Kunst müsse so aussehen und nicht anders. Kunst müsse ein grünes Gewand tragen und kein rotes? Es liegt eine lächerliche Schulmeisteranmaßung darin. dem Künstler eine Richtung vorzuschreiben zu wollen. Und was heißt Richtung? Etwa Mode?

Haben wir es nicht wiederholt erlebt. wie schweißende Dozenten mit ihren Federn lange Linien kratzten. um der Kunst der Gegenwart ihre Richtung vorzuzeichnen. und wie dann plötzlich aus einer unbeachteten Ecke ein Strom hervordonnerte. welcher hohnlachend das zappelnde Ge-

Georg Engel

schlecht und all sein Schreibwerk in entgegengesetzter Richtung mit sich
fortnahm? Und was sollen wir denn unter Richtung verstehen? Eine
Richtung, das heißt für den Unverbildeten doch der Geschmack, wächst
gebietend und stets wechselnd aus den Bedürfnissen einer Zeit hervor.
Ein kriegerisches Säkulum liebt meist nicht das Raffeln der Waffen in
feiner Kunst, sondern eine höhere Sehnsucht geht nach Idyll, nach
Märchen, kurz nach allem, was ihm den Frieden vorpiegeln kann. Ganz
anders eine dumpfe, geknechtete, tatenlose Zeit. Diese dürftet nach Be-
wegung, sie will Kampf, Streit, Anspannen der Kräfte und endlichen
Sieg sich vorgeführt wissen, Und solche zwingenden Erfcheinungen
wollen die Träger der fezzionistischen Gehröcke herbeiwinken können?
Viel des Schadens haben sie bereits angerichtet. Denn diese
jungen Skribenten mit den altväterlichen Krawatten und der soliden
Selbsteinschätzung, die vor allem das Bestehende zu reformieren wünschen,
indem sie jede Regel fortchieben und von dem Gegebenen stets nur das
Entgegengesetzte verlangen, sie möchten heutzutage am liebsten auf der
Violine Trompete blasen und verlangen von der Bühne, daß auf ihr
Romane verlesen werden. Wer aber die unerfütterlichen Gesetze der
Dramatik festhält, die Einheit von Zeit und Ort klug beachtet und vor
allem der Bühne gibt, was ihr nach ihrem inneren Wesen unbedingt
zukommt, nämlich Bewegung, Kampf, Höhe und herabstürzenden Fluß,
der wird, weil er als Meister auch das Rüstzeug feines Handwerks, auf
dem alle höhere Kunst beruht, zu führen weiß, zuvörderst als ein trau-
riger Maszer verschrien. Wehe aber dem hundertjährigen Sieben-
schläfer, der etwa gar von unferer Bühne herab, wenn auch noch so ver-
fälscht, gewisse ethische Forderungen erheben würde, rückwärts auf einem
Kamel reitend, müßte er als Moraltrumpeter zur Strafe durch die
deutschen Lande ziehen, verhöhnt von jedem ehrlichen Krawattenträger
als ein Scheintoter, der am hellerlichten Tage herumzufpuken käm unter-
fängt.

Und doch sind es gerade die starken, unverhüllten, mit deutlicher
Absicht hervorgekehrten ethischen Forderungen, wie sie Schiller bis zur
vollendeten Kunst veredelte, aus welchen die Jugend ihre idealen Mah-
nungen empfängt.

In jenem Sinne habe auch ich, und gewiß auch alle meine Freunde,
die nachhaltigste Erziehung für das spätere Leben von der Bühne emp-
fangen. Gegen diese starken Wirkungen, wie sie etwa eine Aufführung
des Wallensteins durch die Meininger am Breslauer Stadttheater

Die kulturellen Werte des Theaters

brachte. fanken die Schule. ja fogar die elterlichen Anregungen ins Wefenlofe herab. Da faßen wir mit glühenden Gefichtern auf der Galerie und empfanden. während fich unten die große .Heldentragödie des Friedländers abrollte. dumpf und verfchwommen. aber doch ganz richtig den tieffien Wefenskern des Dramas. der in dem einen Salze gipfelt: „Seht. der tote. wefenlofe Buchfkabe des Rechts fkürzt und tötet felbfi den heldifchen Mann. der fich gegen ihn auflehnt. denn die menfchliche Gemeinfchaft ift auf das Recht gefieilt.“

Eine Kunfübung aber. die derart fortreißen oder hemmend auf das Gemüt wirkt. enthält ganz ficherlich kulturell-erzieherifche Werte. beinahe im gleichen Maße. wie die Religion. die ja ihre fiärkf'ten Wirkungen erft dann erzielt. fobald fie fich ebenfalls ftark an Phantafie und Gemüt zugleich wendet. So erzählte mir einmal ein katholischer Miffionar. der fich lange Zeit in unferen afrikanifchen Schutzgebieten betätigt hatte. daß die Glaubensfäße. die Gebote und Dogmen an feinen fchwarzen Beichtkindern fpurlos vorübergezogen feien. unverfändlich verweht gleich dem Hauch des Mundesz wie er aber faft all' die naiven Seelen beinahe auf Anhieb mit der plattifch-dramatifchen Schilderung des Heilands gewonnen habe. der dank feiner begnadeten Perfönlichkeit imfiande gewefen fei. den Teufel aus Befeffenen auszutreiben. oder felbft Tote zu erwecken. Das ethifch Wahre im Bunde mit dem fiark dramatifchen Einfchlag hatte alfo auch hier gefiegt und fich neuen Kulturboden geebnet.

Deshalb glaube ich auch. daß unfere Regierung kleinlich und wenig weitfichtig handelt. wenn fie religiöfe Vorführungen auf dem modernen Theater verbietet. Schon das Beifpiel der Oberammergauer follte fie belehren. daß felbft rationaliftifche Gemüter fiäf dem zwingenden Banne der Verlebendigung von fonfk unklaren Vorfiellungen nicht entziehen können. Ich felbft habe leider die Paffionsfpieler nicht befucht. aber ich werde niemals die Erzählung eines fonfi kühlen Iurifien vergeffen. der mit frappierender Anfchaulichkeit den ganzen Leidensweg Ehrifii befchrieb. nicht als ob er einem Spektakulum beigewohnt. fondern als wenn fich gefiern oder vorgeftern vor feinen Augen eine Menfchheit erfchütternde Tragödie abgefpielt hätte. deren einzelne Epifoden ihn bis ins Innerfte durchrüttelt und - fäfließlich fak gegen feinen Willen - zum Glauben gezwungen hatten.

Und das bei einem Manne. deffen religiöfe Bedürfniffe nicht ausgeprägte waren.

Georg Engel

Welch ein erhabenes Stoffgebiet ist durch diese bürokratische
Ordnung den deutschen Dichtern verschlossen. Denn das religiöse Thema
ist im wahren Sinne modern. es berührt uns viel eindringlicher und
tiefer. als all' diese erkünstelten Renaissancedramen mit ihrem angeb-
lichen Übermenschtum und ihren sogenannten „robusten Gewissen“.
denn neben der sozialen Frage erhebt sich seit den Tagen des großen
Friedrich und Kants immer größer und mahrender das religiöse Problem.
und es ist eine befremdende Feigheit. wenn sich die Dichtung hier zaghaft
vorüberflehlen möchte. Daher ist es auch keinem Zufall zuzuschreiben.
daß das mit am stärksten bezwingende Drama des letzten Jahrzehnts
an den religiösen Wunderglauben gerührt hat. nämlich Björns
„über unsere Kraft“.

Ja die Bühne kann in ihrer edelsten Beschaffenheit festerlich
ethische Werte ausstrahlen. aber dazu muß sie rein sein und hoch stehen.
wie die Sonne. die unausgesetzt beleuchtet und erwärmt. Aber der-
artige Bühnen _ und das ist der Kern meiner Ausführungen - besitzen
wir im Moment nicht. oder doch nur im unzulänglichen Maße. Eine
Bühne nämlich. die Einfluß auf das Leben ihrer Nation ausüben will.
muß vor allen Dingen eine nationale Bühne sein. Darunter ist natür-
lich nicht ein Institut zu verstehen. das sich ängstlich vor jeder fremd-
ländischen Produktion abschließt. aber doch ein solches. welches fremde
Werke nur dann seinem Publikum verführt. wenn diese innerlich dem
deutschen Wesen verwandt sind. Alles andere bleibt doch nur ethno-
graphische Kuriosität. von der das deutsche Volk keinen Gewinn davon-
tragen wird. Eine wahrhaft nationale Bühne aber hat einen hohen
Beruf. Sie wird die Werke der toten Meister ehren. die wir Deutschen
besitzen. sie wird sie wie eine Feiertagsgabe betrachten. die man nicht
unausgesetzt auf den Tisch stellt. damit sie das Festliche nicht verliere.
Vor allen Dingen aber wird sie aus dem deutschen Volke lebende Dichter
zu erziehen suchen. Denn man mag sagen. was man will. nur archa-
istischer Dünkel wird es leugnen. daß die Werke Shakespeares. Goethes.
Schillers. selbst Kleists die Perspektive auf unsere Zeit nicht mehr voll-
kommen besitzen. -- sie haben unvergängliche Weltweite. aber für das
flüchtige Auge des Beschauers sind diese zu sehr verhüllt. - und unser
Volk. das dazu die Bühne nicht nur unterhalten. sondern auch belehrt
und erzogen werden will. verlangt mit Recht die Perspektive auf den
Tag. auf unseren Tag. Hier hätten die Bühnen einzusetzen. Die dichter-
ischen Probleme und Gestalten. soweit sie uns Deutsche angehen.

7L

Die kulturellen Werte des Theaters sind taufendfältig vorhanden. Ich nenne noch einmal den sozialen Kampf und das religiöse Problem. Und es hat auch bereits eine bessere Zeit gegeben, die ihre Erfolge auf diesem Gebiet suchte und fand. Hauptmann schuf die Weber und Hannele -- Jbren, der einer der unferen geworden ist. ließ uns in seine soziale Welt blicken, und viele andere Talente keimten und grüntten. Aber ganz plötzlich, einer theoretischen Modetorheit folgend, kümmert man sich um den dichterischen Naßwuchs nicht mehr, man pflanzt nur noch fremde Bäume, die dem heimischen Unterholz Licht und Luft nehmen. Das größte und renommierteste Theater Berlins, das für alle andern, auch die Provinzbühnen, den Ton angibt, spielt seit Monaten Shakespeare. In Mufferauführungen. Gewiß, bleibt aber doch eine Sünde wider seine nationale Aufgabe. Es belebt Tote und mordet Säuglinge. Entschließt man sich jedoch ausnahmsweise zur Aufführung lebender Autoren, so sind es meistens gleichfalls Fremdlinge: Wilde, Shaw, Gorki, Tschechow, Maeterlinck etc., die uns von unserem eigenen Sein nichts zu sagen noch zu bieten wissen, und die, was uns) schlimmer ist, theaterfremde Spezialitäten wie Shaw, oder gar kranke Naturen wie Wilde, darstellen. Ganz deutlich spricht sich aber dabei ein Zurückfallen in eine dem deutschen Charakter anhaftende, beschämende Eigentümlichkeit aus. Die Hochachtung und die Verbeugungen vor dem Fremden und die bettelhafte Verkennung des Eigenen. Das haben wir Deutschen wahrlich nicht nötig. Wir sind eine Nation geworden und sollen nicht nur politischen, sondern auch Kulturvolz beweisen. Als eine direkte Gefahr aber betrachte ich es, daß durch diese lächerliche Bewertung des Fremden unsere eigene Produktion bereits beeinflußt zu werden beginnt. Schon fängt man an nachzuahmen. Und weil Wilde und Maeterlinck zufällig gewisse Krankheitsfymptome zeigen, so züchtet man in unseren heimischen Bühnenwerken gleichfalls allerlei Ungefundes und Sprunghaftes groß. Was im Moment nicht dekadent oder angekränkelt scheint, das gilt auch sicherlich nicht für originell. Und der Direktor glaubt nun einmal ohne diese marktchreierische Originalität nicht auskommen zu können. Das aber, was das deutsche Volk erhält und groß gemacht hat, das ist trotz allen ästhetischen Spintifierens seine rotbäckige Gefundheit, und in sicherem Gefühl dafür hat das Publikum in jüngerer Zeit mehrere solcher lamentierender Kunstjünger, die ihm unter allerlei Greueln und Perverfitäten etwas vorweinen wollten, kräftig von der Bühne geschleucht. Sicherlich, es ist ein Abweg und eine Gefahr, die derbe Gefundheit auf

Georg Engel

der Schaubühne als etwas Unkünstlerisches verzeichnen zu wollen, und sollte es sich befähigen, daß ein Theatermann vor nicht allzu langer Zeit das Stück eines Anfängers mit den Worten abwies: „Höchst talentvoll, aber für uns zu gradlinig, zu gefund.“ so verdient er nicht den Namen eines Deutschen.

Soll der kranke Körper wieder gefunden, so bedarf er des Arztes.

Den Arzt kann aber bei unseren Verhältnissen nur eine hochgeformte, weitfichtige und milde Kritik abgeben. Auch milde. Denn es ist wichtiger, daß der zarte Keim einer Dichtung, der lebensfähig ist, aufbewahrt und gepflegt, als daß wegen einigem Unkraut die ganze Pflanzung abgeerntet werde.

Hierüber hat Heinrich Laube, der Altmeister in allen Theaterdingen,

Worte geschrieben, die da klingen, als spreche sie der Alte eben aus dem Grabe zu einer besserungsbedürftigen Generation.

„Leffing.“ so sagt er. „war national im einfachsten Sinne des

Wortes, ohne doch Kenntnis und Benutzung des Fremden auszuschließen.

Und so wie er das Fremde benutzen wollte, so wurde es unser, so

wurde es national. Er war billig gegen die Produktion, weil er jede

Produktion, wie gering auch ihr literarischer Wert sein mochte, zu

schätzen wußte. Er kannte eben genau, was es heißt: etwas schaffen,

wenn dies Etwas auch ein geringes sei. Dabei vergab er den höheren

und höchsten Maßstäben nichts und war darin scharf, fein und weitgehend.

So war seine Kritik eine anregende und niemals zerstörende, wenn sie

auch das Fehlerhafte in der neuen Produktion zerstörte. Er respektierte

in Sachen des Theaters das Publikum als den notwendigen Leib, in

welchem die Seele des Theaters atmen und leben, von welchem ebenso

die Seele ihre irdische Existenz erhalten müßte etc.“

Es ist wahr, Leffing, der Kritiker, ist jung geblieben. Leffing ist

der Arzt. Zu seinen Forderungen müssen wir zurückkehren. Eine

deutsche Bühne, eine gefunde nationale Kunst, sie allein können jenen

Jungbrunnen graben, in welchem die Volksseele, wenn sie alt geworden,

immer und immer wieder ihre Jahre abtreibt.

Die kulturellen Werte des Theaters

MLU:

Eugen Salinger:

Sie fragen mich, welchen Einfluß das Theater auf meine ethische und ästhetische Bildung ausgeübt habe, und ich antworte Ihnen kurz und bündig: Einen unermesslichen! Um Ihnen aber den ganzen Umfang dieses Einflusses darzustellen, würde ich den mir für die Beantwortung Ihrer Anfrage zugewiesenen Raum sicherlich allzuweit überschreiten; ich mache es daher Ihnen und mir bequem, indem ich auf die schönen und unvergänglichen wahren Worte verweise, die schon vor mehr als hundert Jahren ein anderer über diesen Gegenstand gesprochen hat, nämlich Schiller in seiner Abhandlung: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet“. Was könnte ich den Worten Schillers noch hinzufügen? Hier wird ja in klarster und erschöpfendster Weise gezeigt, welchen immensen Einfluß die Bühne auf die ethische und ästhetische Bildung wohl eines jeden übt. Dem zufolge ergibt sich aber die Bejahung Ihrer zweiten Frage, ob ich glaube, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich berge, als etwas ganz Selbstverständliches. Freilich mit der Einschränkung nur, daß es sich um eine ideale Bühne handelt, wie sie sich Schiller gedacht hat, um eine Bühne, die, um mit feinen Worten zu reden, „dem nach Tätigkeit dürftenden Geiste einen unendlichen Kreis eröffnet, jeder Seelenkraft Nahrung gibt, ohne eine einzige zu überspannen, und die Bildung des Verstandes und des Herzens mit der edelsten Unterhaltung vereinigt.“ Hier aber ist auch der Punkt, wo ich gegenüber Ihrer dritten Frage, ob unser modernes Theater diese Aufgaben erfülle, etwas flußig und kleinlaut werde. Offen gestanden: Zu einer ruhigen Bejahung kann ich mich unmöglich entfehlen, denn davon hält mich ein Blick auf den Stand der dramatischen Produktion von heute ab, die neben manchem Guten und Anerkennenswerten doch so unfähig viel Mittelmäßiges oder, was noch schlimmer ist, auch solche, Erzeugnisse zutage fördert, die meines Erachtens ganz verwerflich sind. Wie sehr sich aber die modernen Theater die Pflege gerade dieser Gattung von Literatur zum Nachteil der wahren Kunst angelegen sein lassen und welche Gefchma>sverwirrung und Verwilderung dadurch hervorgerufen wird, darüber brauche ich kein Wort zu verlieren. Zur Unterfuchung der Sache wäre übrigens ein näheres Eingehen auf die Literatur der Gegen-

Eugen Salinger - Korfiz Holm

wart. ein genaues Abwägen und Prüfen nötig. welches wiederum den Rahmen sprengen würde. innerhalb deffen sich doch wohl die von Ihnen verlangten Antworten zu bewegen haben. Genug. ich berühre diese Schattenfeite unferer modernen literarifchen Zustände auch nur. um die Verlegenheit zu erklären. in welche mich Ihr auf eine bündige Beantwortung Ihrer dritten Frage abzielender Wunsch unter den obwaltenden Verhältnissen notwendigerweise verfeßen muß.

W111;

Korfiz Holm:

Ich kann dem Theater irgend einen Einfluß auf meine ethifche Bildung nicht zuschreiben. Afsthetifch mag es mich in fehr jungen Jahren wohl beeinflusst haben. kaum aber nach der guten Seite hin.

Gewiß mag auch das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in sich bergen. wie jede Kunst. Daß diese aber im breiten. täglichen Theaterbetrieb zutage träten. beftreite ich. Sie finden sich nur in der großen Kunst und wie felten begegnet einem die auf der Bühne!

Was ich von unferm modernen Theater denke. ift damit eigentlich schon gefagt. Ich sehe noch weiter: mir wäre es an sich genug. wenn unfer Theater eine Stätte wirklichen Amüfements bildete - für einigermaßen anpruchsvolle. kultivierte Leute. Nicht einmal das ift der Fall. Es gibt keine Kunst. die in der neuen Zeit weniger gelernt hätte als die Theaterkunst. In jeder andern zeigen fiäf heute wenigstens Anfäße zur Bildung eines Zeitf'tils. in ihr nicht. Daran ändert für mich auch alles das nichts. was in 'den leßten Jahren von genügamen Leuten zu „Großtaten“ auf diesem Gebiete aufgebaufcht worden ift. Nicht „echte“ Bäume. sondern echte Schaufpieler möchte ich auf der Bühne fehen und echte Schaufpielkunst. Daß das nicht fo von heute auf morgen aus dem Nichts emporwäffen kann. weiß ich. Aber ich fehe nirgends einen Keim dazu. nirgends auch nur den Willen. folch einen Keim zu fehen. Deshalb erhoffe ich mir nicht viel von der Zukunft des modernen

Theaters. V M

?ne/Y 75

Die kulturell-en Werte des Theaters

WW*:

Felix Draefke:

au I. Da ich von Kindesalter an häufig das recht gute Koburger Hoftheater besuchte, finde ich von da ab theatralische Geübte wertvoller erschienen als alle andern, selbst die durch Konzerte vermittelten. Jedenfalls haben diese Theateraufführungen sehr auf meine Phantasie eingewirkt, bei mir, als ich noch in dieser Jugend stand, schon Pläne zu einer Oper wachgerufen, und mich später wesentlich in dem Entschluß befestigt, die Musik als Lebensberuf zu erwählen.

nc] II. Ich bin sehr überzeugt, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt und diese auch wahrnehmbar machen kann, wenn es als Interpret wertvoller Geisteserschöpfungen feiner erzieherischen Pflichten sich bewußt wird. Die in bezug auf Gefinnungsadel wohl unbezweifelt anerkannten Werke unserer Klassiker, und zwar von Lessing bis zu Hebbel und Ludwig, sowie die Wagnerischen großen Bühnenwerke, die wir stets in gehobener Stimmung verlassen, werden meiner Ansicht nach nicht anders als erhebend auf das Gefühl und läuternd auf Verstand und Geistesbildung einwirken. Allerdings hat sich neuerdings das Theater aber in den Diensten von Autoren gefällt, an deren Gefinnungsadel durchweg zu glauben mir schwer fällt und von denen einige mir geradezu berufen scheinen, schädigend, insbesondere auf die Jugend, zu wirken. Mit diesem letzten Satze habe ich beinahe schon auf die dritte Frage (nr III) geantwortet und möchte nur hinzufügen, daß ich begründet die Werthschätzung des echten und gefunden Realismus mir stets erschienen ist, ich mich für den einseitigen Kultus des Naturalismus oder sogenannten Verismus nicht zu begeistern und von ihm keine guten Wirkungen zu erwarten vermag.

WAV*:

Jon Lehmann:

Das Theater hat auf meine ethische und ästhetische Bildung den denkbar größten Einfluß ausgeübt. Ich wurde schon in das Theater

Jon Lehmann

mitgenommen. ehe ich eine Schule befuchte. Noch mehr aber wirkte die Lektüre von Dramen auf mich ein. Mein Vater war erfüllt von glühender, ehrfurchtsvoller Begeisterung für Shakepeare. und neugierig, diese Wunderwerke kennen zu lernen. las ich heimlich Shakepearefche Dramen in einem Alter, in dem andere Jungen noch Indianergefchichten zu lesen pflegen. Bald fchwärmte ich für jene Heroen. Zuerft war es Brutus in Julius Eäfar, dann Percy Heißporn und befonders Robert Faulconbridge aus König Johann, für den ich mich begeisterte. Später ging diese Liebe auf Nathan den Weifen über, und es gab junge Jahre meines Lebens, in denen ich mich bei jedem Entfchluß fragte: Wie würde Nathan der Weife in diesem Falle gehandelt haben? So lächerlich das heute klingen mag, fo war es doch ohne Zweifel für meine persönliche Entwicklung von wichtiger Bedeutung. Bei jedem neuen Stück, das ich kennen lernte, wählte ich mir die besten Charaktere aus und fuchte mich nach ihnen zu bilden, ja, ich spielte miäb denkend und handelnd förmlich in die Rolle des zur Zeit gerade von mir verehrten Helden ein. Ich kann wohl fagen, daß die Bühnenliteratur für mich zur ethifchen und äfthetifchen Amine geworden ift, Ich will übrigens nicht verfchweigen, daß ich bis zum Ende meiner Univerfitätszeit nur für das Drama höchften Stiles interefierte, und daß ich der gefamten heiteren Literatur eine tiefe Verachtung entgegenbrachte, weil fie nach meiner damaligen Anficht das Leben nicht mit dem nötigen Ernft erfaßte. Ich erinnere mich nicht, während meiner Gymnafial- und Univerfitätszeit, obgleiä ich fehr viel ins Theater ging, jemals einen Schwank gefehen zu haben. Während ich Einjähriger war, befuchte ich einmal mit Kameraden eine Poffe am Münchener Gärtner-Plaß-Theater, ging aber nach dem zweiten Akte weg, weil diese Sünde gegen Logik und Wahrheit mich anwiderte. Naiv wie ich war, verlangte ich von dem Theater Begeisterung für ethifche und äfthetifche Ideale. Oft erregten mich Theatervorfstellungen derart, daß ich in der darauffolgenden Nacht kein Auge fchloß. Sie fehen, ich war ein durchaus unmoderner Menfch, der Spiel für Ernft nahm. Und fo gelange ich dazu, über Ihre zweite Frage zu plaudern. Gewiß zweifle ich nicht daran, daß die Bühne auf unzählige Menfchen ähnlich eingewirkt hat, wie auf mich felbft. Es kann mir nach dem bisher Ausgefprochenen kein Zweifel fein, daß das Theater kulturell erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt. Der Kaifer erkennt in ihm eine feiner Waffen. Jedoch wer vermag dies Schwert zu handhaben, wer, in kulturellem Sinne, heute damit zu fiegen? Unfer Zeitalter der

Die kulturellen Werte des Theaters

technischen Errungenschaften erzieht die Menschen zur Erforschung der
Urfachen und damit zur Kritik. Unfreie Jugend wird schon zum natur-
wissenschaftlichen Denken angeregt. Das moderne Kind, das gewohnt
ist, durchs Telephon auf weite Entfernungen hin zu sprechen oder wie
selbstverständlich den elektrischen Wagen, der von keiner sichtbaren Kraft
gezogen wird, zu benutzen, und sich spielend diese scheinbaren Wunder zu
erklären vermag, ist nicht leicht zu täuschen. Ich war einmal mit einem
jungen Verwandten in einem Märchenstücke, in dem ein Zauberer von
feiner Macht und feinem Reichtum dem Publikum erzählte. Da flüfterte
der kleine Berliner mir zu: „Sagt er!“ Wir sind zu klug und zu kritisch
geworden, wir haben zu sehr die Naivität verloren, als daß wir uns
naiv den Eindrücken der Bühne hingeben können. Man bringe heute
einen durch und durch edlen und braven und guten Menschen auf die
weltbedeutenden Bretter, und niemand wird ihn ernst nehmen, denn
jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß es ganz reine, ganz gute und
ganz edle Menschen im Leben nicht gibt. Im Gegenteil, man bringt
Leuten, die sich so geben, besonderes Mißtrauen entgegen, weil man
annimmt, daß sie ihre Fehler verdecken, und daß diese daher um so ge-
fährlicher werden können. Idealisten, wie das Jahr 1848 sie bei uns
herdenweise erzeugte, werden, wenn sie heute erscheinen, nur zu gern
von uns als Narren angesehen. Den planlosen, sicherlich befangenen,
aber dennoch überaus bewunderungswürdigen Helden derjenigen ruffi-
schen Revolution bringt man bei uns Deutschen wenig Verständnis ent-
gegen. Mit ihren Fehlern und Vorzügen auf die Bühne gebracht, würde
man sie mit der Bezeichnung „Schwärmer und Toren“ oder „Schnorrer
und Verschwörer“ abtun. Unfreie Vorfahren aber liebten es, Charaktere
ohne Fehl und Makel zu bewundern. Sie liebten es auch, auf der
Bühne in Tränen zu zerfließen. Eine alte Tante hat mir einmal
erzählt, daß es bei manchen Stücken in ihrer Jugend geradezu zum
guten Ton gehörte, zu weinen. Jemanden, dessen Tränen man nicht
fließen sah, den würde man für hart, herzlos und schlecht gehalten und
verachtet haben. Heute hält sich jeder, im Theater Tränen zu ver-
gießen, und wenn sie ihm emporsteigen, wird er unwillig ja man lacht
fogar höhnisch, um nicht weinen zu müssen. Unfreie Zeit ist hart, skeptisch
und materiell. Aus dem Apollo, den wir schaffen wollen, bildet sich fast
gegen unsern Willen ein Satyr. Es fehlt uns die Möglichkeit der
Illusion, das Theater aber basiert auf der Illusion. Bei Schwänken
verzichtet man von vornherein darauf, den Maßstab der Wahrheit anzu-

Ion Lehmann

legen. alle übrigen Stücke werden heute verdammt. wenn sich an irgend einer Stelle Bühne und Wahrheit nicht decken. Aber es gibt kein Werk der gesamten Weltliteratur, bei dem dies der Fall wäre. von einigen wenigen, streng naturalistischen Dramen abgesehen. Dem Bühnenschriftsteller bleibt mithin, wenn er eines äußeren Erfolges sich erfreuen will, nur die Möglichkeit, einen Schwank oder ein naturalistisches Drama zu schreiben. Den Schwank rechne ich nicht zur Literatur, und ich bin auch so keckerisch, das naturalistische Drama nicht zur Dichtung zu rechnen, weil es phantasia- und kunstlos den Alltag photographiert. Vielleicht liegt die unglaubliche derzeitige Verödung unserer Bühnen an dem ganz unmöglichen Verlangen, das die Zeit aus ihrer Denkungsart heraus an sie stellt. Bekannte Bühnenschriftsteller haben für diese an sich törichte Forderung die Kritik verantwortlich gemacht. Das erscheint mir ungefähr so, als wenn man einen Schuhmann dafür verantwortlich machen möchte, daß er den Befehl seines Vorgesetzten ausführte. Jede, im normalen Sinne gut geleitete Zeitung ist nichts anderes als ein Spiegelbild der Zeit. Ich glaube, ich bin der einzige Bühnenschriftsteller, der zugleich Herausgeber einer großen Tageszeitung ist, und ich habe so Gelegenheit, von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten aus die Theaterkritik zu betrachten. Der heutige Kritiker kann oft nicht anders als verdammen, wenn er sich mit seinen Lesern in Übereinstimmung fühlen will, verdammen an Stellen, an denen jeder Autor das Urteil als höchst ungerecht empfinden wird. Zwischen unserer materiellen, naturwissenschaftlichen Zeit und den Gebilden der heutigen dramatischen Dichtung gähnt eine tiefe Kluft. Beide konnten bisher zu einem gegenseitigen Verstehen nicht gelangen, vielleicht schließen sie sich sogar ihrer Wesensart nach aus. Man kann nur Einfluß üben, wo man eindringen kann. So erscheint es mir geradezu unmöglich, daß das moderne Theater in positivem Sinne kulturell erzieherisch wirke. Uns ist der naive Glaube verloren gegangen. Wenn früher das gute Beispiel Nachahmung erweckte, so erregt es heute Spott, weil man es der Bühne nicht glaubt. „Der Weise renommirt!“ heißt es in einem französischen Schwank. Ebenfalls wenig wie heute geistesgebildete Menschen einen neuen Religionsstifter ernst nehmen würden, der aus bestem Willen heraus neue Früchte zur Befriedigung unseres Religionshungers an Stelle der abgestorbenen darreichen wollte, ebenfals wenig werden sie sich von dem Helden auf der Bühne hinreißen lassen. Und dies ist schade um uns; denn es gibt nichts Herrlicheres zu schauen, als

Die kulturellen Werte des Theaters

ein edles, reines, hochwollendes Menschentum, künstlerisch dargestellt.

Aber man würde es kreuzigen.

Dennoch erwacht der Bühne auch heute eine gewaltige Kulturaufgabe; dann, wenn sie Arm in Arm mit der Zeit zu schreiten vermag, wenn sie ihre Skepsis teilt, wenn sie, statt schönen Schaum an die Oberfläche zu treiben, den Dingen auf den Grund geht und ihre Schäden aufdeckt.

Unserer Zeit leidet an dem Ballast, den die Jahrhunderte auf sie getürmt.

Es gibt noch viele Zöpfe, die nicht abgechnitten sind, ja, die man nicht einmal als Zöpfe erkennt, weil die Gewohnheit unseren Blick abgeimpft hat. Der Dramatiker, der der Zeit den Spiegel ihrer Torheit vorhält,

der das Säfliche und Häßliche der Lächerlichkeit preisgibt und die Welt von allem befreit, indem er sie erkennen lehrt, der allein kann heute heilen und bessern; für ihn erwacht nicht allein eine soziale, sondern auch eine ethische und ästhetische Aufgabe. Die Dramenform, die in unserer Zeit allein einen kulturell erzieherischen Wert haben kann, ist die Satire.

Nur sie besitzt die Kraft des Eindringens, weil sie allein die Sprache spricht, die der Gegenwart geläufig ist. Man wende nicht ein, daß die Satire nur verneint und nichts Positives errichtet. Vielleicht war kein Zeitalter noch so bereit, Schäden zu verbessern, die es erkannte. Reinigt den Boden von Steinen, führt ihm Nahrung zu und die Blumen werden in späteren Tagen von selber sprießen.

xxxm: N Viktor Blüthgen:

Ich habe vorübergehend intimere Beziehungen zum Theater gehabt: in den vierziger Jahren als Rezensent für die Elberfelder und Krefelder Zeitung, je ein halbes Jahr; dann durch die neunziger Jahre als Librettist zweier Opern, die man in Breslau von den Premieren her kennt und die weiterhin noch jeden Winter in der Provinz gegeben worden sind. Im übrigen habe ich nur spärlich vom Theater geschaut. Die Wahrheit zu sagen, habe ich die Oper immer dem Schauspiel vorgezogen; so stark wie mich Musik beeindruckt, habe ich der Oper, der Wagnerischen an der Spitze, die intensiveren und wohlthuenderen Reize zu verdanken - das heißt der vornehmen Oper; Operetten sind mir fast durchweg greulich. Je befriedigender das Libretto auf mein ästhetisches Empfinden wirkt, je höher der Genuß der Oper für mich; der dramatische Bestandteil der Oper

Viktor Blüthgen

ift immer für mich das Entscheidende in bezug auf meine innere Stellung zu ihr gewesen. Die Musik ist ein so glücklicher Beistand für die dramatische Wirkung. Sie kann die matten Stellen beleben, die allzu dramatischen mildern, ihre Schmerzhaftigkeit verflüchten, die Charakteristik eindringlicher machen, verklären. Sie verhindert, daß Fehler im Kleinen die große Wirkung fibren.

Und letzterer Umstand, in welchem Punkte ich sehr empfindlich bin, ist der Grund, weshalb ich immer mit einem ausgeprochenen Unbehagen ins Schauspiel gehe, da ich nicht zu kritisieren, sondern zu genießen wünsche; selbst als Kritiker wünschte ich das und halte jeden Kritiker, der anders empfindet, für eine Mißgeburt, die ich bedaure. Aber ich muß mich ohne das auch bedauern. Die ungetrübten Vollgenüsse, die mir vom Schauspiel her geworden, kann ich, glaube ich, an den Fingern abzählen. Da kommen so viele Momente in Betracht: das Drama selber, die einzelnen Rollen, das Ensemble, die Regie, die szenische Aufmachung insbesondere - wie viel Störendes ist da denkbar! Ich gehe meist mit einem häßlichen Nachgeschmack aus dem Theater, dessen ziemlich sichere Erwartung mich schon vorher um den rechten Genuß gebracht hat.

Ich habe mein Lebtag ein so starkes Wirklichkeitsempfinden gehabt, oder, phantastischen Voraussetzungen gegenüber, Wahrscheinlichkeits- und Möglichkeitsempfinden, daß ich damit einer dramatischen Aufführung gegenüber leider Gottes übel dran bin. Und ich empfinde darin um so intoleranter, je anspruchsvoller mir eine Bühne entgegentritt. Naturgemäß ist das, je älter ich geworden bin, um so schlimmer geworden. Sicherlich hat mir das Theater namentlich in jüngeren Jahren starke dichterische Eindrücke vermittelt, um so wirksamer, je feltener ich sie mir zuführen durfte, und um so erhebender, je sympathischer für mich sich das Repertoire in meiner Jugend von dem heutigen unterschied. Damals waren die Klaffiker Mode, und die Mängel der Aufführungen fielen darum weniger für mich ins Gewicht, weil mein Theaterbesuch meist mit dem Auftreten erklaffiger Gänge zusammenhing, deren Leistungen gegenüber das übrige mehr Folie war. Damit kam wenigstens der bedeutendste Spielreiz eines ernsthaften Stückes zu ausgezeichneter Wirkung. Daß mein ästhetisches Empfinden da beeindruckt und gefördert wurde, ideale Maßstäbe entnahm, ist bei jemand, der einen künftigen Poeten in sich trug, selbstverständlich. Die Vorherrschaft der Klaffiker auf der Bühne, die bis dahin dauerte, wo ich ein fertiger Mensch war, hat mein ästhetisches Glaubensbekenntnis - im Einvernehmen mit meiner

6 8:

Die kulturellen Werte des Theaters
ganzen Veranlagung - so weit festgelegt, daß ich der modernen Bewegung
über den Schritt zu einem gefunden Naturalismus hinaus nicht zu folgen
die Möglichkeit gesehen habe. Ich fand, daß ich ein gefunder, normaler
Mensch bin und daß sich meine ästhetischen Ideale fräuben, nämlich zu dem
pathologischen Raritätenkabinett der dekadenten Moderne, von Jünger bis
zu Hofmannsthal und Wedekind, zu bekennen. Und wenn mir die Mög-
lichkeit, mit der Strukturlosigkeit als moderner Errungenschaft starke dra-
matische Wirkungen zu verbinden, durch Gorkis wunderbares Nachspiel
aufgegaugen ist, frage ich mich doch, ob das nicht mehr eine Photographie
als ein Kunstwerk ist, allerdings eine unheimlich geglückte. Daß das
Theater in seiner Entwicklung dazu beigetragen hat, wenn mein ästhe-
tisches Empfinden heute stärkeren Nachdruck auf Lebenswirklichkeit
im realistischen, ja bedingt naturalistischen Sinne legt, als ihn
die Klassiker vertragen, ist gewiß. In welchem Maße gerade das
Theater entfremdend, das ist eine andere Frage. Nur der zensurische Na-
turalismus entfremdet originaliter dem Theater: den Meinungen. Der
dichterische ging parallel auf allen Gebieten der Dichtkunst vorwärts, die
Epik und vor allem breit und zielbewußt die Erzählung voran, und es ist
leicht nachzuweisen, daß ihr die Malerei immer einen Schritt voraus war
und Wegweiser geworden ist. Allerdings habe ich die Nachempfindung,
daß die dramatische Sprache der Bühne in der ganzen Frage das letzte Wort
für mich gesprochen hat, klärend vor allem in dem Punkte: wie weit der
Naturalismus mit künstlerischer Wirkung verträglich ist.
Diese hört auf, wo er für das Empfinden unerträglich wird. Und
das ist bedeutend für die Beantwortung der späteren von Ihnen gestellten
Frage.

Ob das Theater ethisch auf mich gewirkt hat?

Das auch. Nur ist vorweg zu betonen, daß das ethische Empfinden
und Bekenntnis ebenso wie das ästhetische seine Grundbedingungen in der
Persönlichkeit hat, in der natürlichen Veranlagung, und daß die maß-
gebenden Impulse für seine Entwicklung und Bestimmung unter allen
Umständen ganz wo anders herkommen, als daß sie vom Theater ent-
scheidend beeinflusst werden könnten. Das wird immer nur ganz sekundär
wirken können, wo, wie es bei mir der Fall war, das ethische Moment
im Menschen ein klares, festumrissenes Gesicht hat und das Theater nur
ganz selten in Anspruch genommen wird. Eine Verstärkung des positiven
wie negativen ethischen Empfindens ist ja bei der starken Sprache des
Theaters die natürliche Folge.

Viktor Blüthgen

Ihre zweite Frage: ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, hat eine prinzipielle und eine praktische Seite. Was die erstere betrifft, so beantworte ich sie mit einem glatten Ja. Nur reduziert sich der Effekt, die zweite angehend, auf ein Minimum, ausgenommen unter bestimmten Bedingungen, auf die ich später zu sprechen komme.

Die Schaubühne als moralische Anstalt hat nicht erst Schiller erfunden. Schon Hans Sachs hat sie als solche behandelt, und Luther muntert in den Tischgesprächen dringend zum Theaterbesuch auf: man gehe da, was für eine gute Sache der Ehestand ist, und das ermutige zum Heiraten. Daß das Theater das stärkste Verbreitungsmittel für Tendenzen aller Art ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Es macht die Tendenz lebendig, lebendiger als irgend ein Ausdrucksmittel; es erfaßt die persönliche Suggestion, indem es sie objektiv macht, übertragbar auf Vermittler. Mit dem Theater ist eine ganze Nation zu heben oder zu Lumpen zu machen.

Vorausgesetzt, daß sie hinein geht. Vorausgesetzt, daß sie sehr oft hineingeht.

Asthetisch wie moralisch zu bilden oder zu trotteln und Narren zu machen. Denn die weitaus meisten Menschen sind unglaublich unfähig, an Intelligenz und Charakter unausgebildet, und fuggelibel. Aber praktisch genommen hat die Sache ihren Haken. Wie sich das Theaterwesen bis heute entwickelt hat: die ganze Institution, ihre Beziehung zum Publikum, zur Literatur - ist es für den Zweck der kulturellen Volkserziehung ohne erheblichen Wert.

Die Theater befinden sich nur an großen Verkehrszentren, kommen für den weitaus größten und gerade den in der Kultur rückständigsten Volksbestand überhaupt nicht in Betracht. Wo sie befinden, sind sie geschäftliche Unternehmungen mit kostspieliger, dort, wo sie mit ersten Kräften arbeiten, sogar sehr kostspieliger Regie, die, soweit sie Hofbühnen sind, als Repräsentationsfache mit Unterbilanz und Zuschüssen rechnen, im übrigen von der Wohlhabenheit ihrer Besucher leben und ihren Unternehmern möglichst viel Ertrag abwerfen wollen. Unter diesen Umständen werden sie in erster Linie nicht als Erzieher - wenn überhaupt - sondern als Diener des Publikums geführt und kommen mit ihrer Platzgebühr hauptsächlich für die Wohlhabenden in Betracht, deren augenblicklicher Geschmackspunkt, mehr noch deren augenblickliche Genußwünsche das Repertoire diktieren. So sind die Theater Diener des Zeitgeschmacks, der die bevorzugte Bevölkerung

Die kulturellen Werte des Theaters

kerungsficht beherrscht. und feine Erzieher höchstens in dem Sinne. daß sie ihn am drastischsten zum Ausdruck und zum Bewußtsein bringen. bis zur Pointe durchbilden -- das kann ja. wenn er faul ist. allenfalls zu feiner Revision und Korrektur beitragen und insofern kulturfördernd wirken; es bedeutet dann die Austreibung des Teufels durch Beelzebub. den obersten der Teufel. Ich bejehere. daß diese Art der Kulturförderung wünschenswert ist. Außerdem handelt es sich dabei immer nur um die Kultur der kleinen führenden Schicht. deren Kulturfragwürdigkeiten bei dieser Gelegenheit erst auf die Galerie übertragen werden. Ist der ethische Gewinn bei den bestehenden Theaterverhältnissen eher ein negativer als ein positiver. ist auch der ästhetische. was die dramatische Produktion betrifft. ein höchst zweifelhafter. da hier die Modedichtung ästhetisch ausschlaggebend ist. so bleibt als Ertrag nur der Wertzuwachs eines ästhetischen Moments übrig: der Schauspielkunst nebst Regiekunst. Das hat aber für die Volkskultur herzlich wenig zu bedeuten. wie die Dinge jetzt liegen; würde dann nur Bedeutung für sie haben. wenn das Repertoire auf kulturelle Erziehung zugeschnitten wäre. So kommt nichts dabei heraus. als ein Personenkult. wie er bei hauptstädtischen Bühnen besonders so kläglich groß gezogen wird und so alberne Blüten treibt. zur Genugtuung für Mimen-Eitelkeit und Größenwahn. die den Dichter als eine Art Handlanger für ihre Erfolge behandeln. Inwiefern also spreche ich den bestehenden Theaterverhältnissen Kulturwert ab und zu. Das Gefühl. daß die Sachen so liegen. und der Wunsch. die „kulturell erzieherischen Werte und Kräfte. die das Theater in sich birgt. nutzbar zu machen“. bestehen unter Umständen schon lange und breiten sich immer mehr aus. nicht bloß in der Reichshauptstadt. wo man glücklich bei der Premiantigerei angelangt ist und zwischen der Poffe und Frank Wedekind die Wahl hat. der selbst das französische Ehebruchs drama zur kalten Schüffel gemacht hat. Man kann ja auch psychologische Raritäten von weniger schädlichem Nachgeschmack aus der chemischen Küche der modernen Dekadenz genießen. Mit der Volkskultur hat das nichts zu tun. Das einzige. was für sie ab und zu abfällt. ist ein wirkames. kräftiges Tendenzstück. Nun sind ja aus richtiger Erkenntnis und gutem Willen heraus in Berlin ein paar Theater entstanden. die. was Preise und Repertoire anbetrifft. als Volkstheater gedacht sind. Aber sie sind aus geschäftlichen Gründen in die Notwendigkeit verfaßt. zwischen der guten Absicht und den kulturwidrigen Ansprüchen ihres Publikums zu lavieren. nicht immer mit Erfolg.

Viktor Blüthgen

Schließlich: was bedeutet der Tropfen gegenüber dem Gedanken. das Theater für die gefamte Volkskultur der Nation auszunußen? Man hat die Auskunft herangezogen. mindeftens in den Städten überall fubventionierte oder gar von der Stadt unterhaltene Theater zu fordern. Diefel Idee fcheitert unter allen Umftänden wenn nicht an den fiädtifchen Budgetmöglichkeiten. fo an dem Mangel guterBerufsfchaufpieler. Der erfte wirklich fruchtbare Gedanke. der da in die Erfcheinung getreten. ifi der: die Schaufpielkunft in das Volk zu tragen. Volksaufführungen zu veranlassen und ihnen weithin im Volk Boden zu erobern. Bisher hat man die Probe darauf nur mit ein paar Fefifpielen großen Stils gemacht: mit gutem Erfolg. Außerdem haben längft Liebhaberbühnen und gelegentliche Dilettantenaufführungen fymptomatifch auf künftige Möglichkeiten hingewiefen. Aufführungen wie die der Oberammergauer. die nicht bloß Paffion fpielen. ihnen fogar die künfilerifche Weihe gegeben. Neuerdings ifi die mimifch-deklamatorifche Betätigung mit ausgezeichnetem Erfolg und in fehr gefunder Weife für die Jugend-erziehung zielbewußt bei der ländlichen Jugend angewandt und zur Diffuffion gefieft worden. vom Lehrer und Bildhauer Mahdorf in Eöthen bei Falkenberg i. d. M.; wie denn Lehrer und Geifiliche die berufenen Leiter für die Landbevölkerung find. wenn man daran denkt. das Theater als kulturelles Erziehungsmittel auf diefe zu übertragen.

In der Vorbereitung und Pflege der Volksbühne in diefem Sinne fehe ich das einzige zum Ziel führende Mittel. und ein erfthklaffiges. um den Kulturwert des Theaters wirklich auszulöfen. Auf diefem Wege wird ein perfönliches Verhältnis zwifchen Volk und Dichtung gefchaffen. der Kulturwert der Dichtung unmittelbar und wirkfam auf die Mitwirkenden übertragen und mit verbürgter Teilnahme auch von den Zufchauern aufgenommen.

Ich habe zwei Erinnerungen. die für mich jeden Zweifel in diefer Hinficht ausschließen.

Ich war. glaube ich. ein zehnjähriger Junge. da fiel es einem phantafievollen. begeiferungsfähigen Kameraden - Kluge hieß er und ift nachher als Klempner in meiner Vaterfiadt gefiorben - ein. mit uns eine Theatergefelfchaft zu gründen. Wir fpielten Schiller; zuleht auf einem Dachboden. und die Sache nahm ein Ende. als der di>e Geßler eines Tages bei unvorfichtigem Abgehen durch die Treppenluke auf den tieferen Treppenabfaß hinunter purzelte. Man muß die innere Erhebung. den Schwung. die ethifche Betätigung und Befruchtung. die das Ergebnis

Die kulturellen Werte des Theaters

unferer Bemühungen waren. so deutlich und so lange nachfühlen. wie ich. um diese Jugendperiode beweiskräftig zu finden. Und unter dieser Wirkung stand jeder Mitspieler. Ich habe später dann als Hauslehrer mit Dörflern einen Luftspielabend einstudiert - eine Wohltätigkeitsvorstellung: was ich da mit vollkommenem Rohmaterial erzielt habe und wie diese Elemente noch wochenlang näher aus ihrer Umgebung herausfielen. bevor sie sich in ihr Milieu zurückverfetzten. das gehört zu meinen lehrreichsten Lebenserfahrungen. Echte und wahrhafte Selbstkultur wird eben nur tätig erworben. nicht passiv. diese ergibt nur Firnis und Dreffur. keine Bildung.

Freilich. wenn man Volkskultur treiben will. muß man ein Stück Pädagoge sein. Mit Feinschmeckerkunst kann man kein Volk erziehen und heben. Für ästhetische und moralische Verfiägenheiten ist hier kein Platz. die sind überhaupt nicht kulturfördernd. sondern die Befriedigung für die Ansprüche der Blasiertheit und Überreiztheit. die Genugtuung. die Legitimation für die Überkultur. die doch nur eine Selbstspiegelung ist. Nur die dramatische Produktion. die auf dem allgemein Menschlichen beruht. zu der nicht nur eine kleine „Gemeinde“. sondern der Durchschnittsmensch in sich die Brücke findet. ist kulturfördernd im großen Stil. Im höchsten Sinne ist das der Klassizismus. Niemand hat ohne das ein Anrecht auf den Titel eines Klassikers. Man muß das Befie und Geeignethe in dieser Art ausuchen und das Volk selbsttätig erleben lassen.

Im übrigen mag die Bühnenkunst im bisherigen Sinne ihre eigenen Wege weitergehen. mag Höhenkunst treiben und vor allem technisch vorbildlich sich weiter entwickeln. Sie sieht dann auf sicherem. klarem Programm. hat ihre abgerundete Berechtigung. wird den Vorwurf. daß sie so viel Gutes unter den Tisch fallen läßt. von sich ablehnen und dieses Gute an die breite Möglickeitschicht der Volksaufführungen verweisen können und pekuniär sich wahrscheinlich dadurch besser stehen. daß das Allgemeininteresse am Bühnenpiel auch ihr zugute kommt und ihr reichlich ein vorführungs- und lernbegieriges. vor allem verständnisvolles Publikum zuführt.

Richtig geleitet. werden diese Bestrebungen auch den übrigen Zweigen der Dichtkunst. ja der Kunst im weitesten Sinne zugute kommen. Und nicht weniger einer gefunden Ethik die wirksamsten Dienste leisten. Die Arbeitsnotwendigkeiten im Volk forgen genügend. daß Deutschland deshalb nicht ein großes Oberammergau zu werden braucht.

Leo Greiner
Maxi/11:
Leo Greiner:

I

Ich verdanke dem Theater, ästhetisch sowohl wie ethisch, so gut wie alles. Dies gilt freilich weniger von der lebendigen Bühne, als von der dramatischen Weltliteratur, die zum großen Teile noch ihres Theaters harret. Die Beschäftigung mit dem Drama war und ist mir, neben dem Studium der Geschichte, die einzige Art rezeptiver Arbeit, die mich noch nie enttäuschte, indem sie alles Aufgenommene unmittelbar und immer in produktive Kraft, jede kleinste Mühe und Hingebung in eine luftvolle Steigerung meines Persönlichkeits- und Weltbewußtseins verwandelte. Erst das Drama führte mich ein in die entzweite Welt der ethischen Grundkräfte, indem es diese rein, herausgelöst aus dem verwirrenden Chaos der Wirklichkeit, vor mich hinstellte und so meinem Blick gewissermaßen die Gelenke unter dem Fleisch bloßzulegen begann, in denen Individuum und Gesellschaft sich bewegen, d. h. mir erst das Tor öffnete, von dem aus ich Weg vor mir hatte. Erst das Drama lehrte mich das Formproblem unserer Zeit anschauen und einer Erkenntnis nahe kommen, die zum ersten Male die Möglichkeit einer nicht auf geistlichem Geiste fundierten und spezifisch modernen Klaffik vor mir auftauchen ließ, einer Klaffik, die ihre Ästhetik nicht auf dem Begriffe des vollendet Schönen, sondern des Gleichgewichtigen, des vollkommen Statischen aufbaut. Mit einem Worte: Drama (und Historie) waren die Ventile, die zuerst in mich einströmen ließen, was ich bis dahin nicht gekannt hatte: Weltluft.

II.

Der Wert, den das Theater für mich als einen von denjenigen befiht, denen die Bühne irgendwie persönliche Lebenssache ist, hat mich zu keiner Überhöhung der Kräfte geführt, durch die sie in der Gesamtheit der Nation wertvoll werden kann. Ich glaube an eine kulturell erzieherische Macht des Theaters, die um so bedeutender sein wird, je weniger das Drama sie bewußt und unmittelbar auszuüben beabsichtigt. Die Tendenz, die Urfeindin des Stiles und aller künstlerischen Kultur, mit ihren zahllosen überdeutlichen und verwickelteren Spielarten fördert die Erziehung der Massen keineswegs, sie verdirbt vielmehr alles, was die reine, von allen Nebenzwecken geläuterte Kunst zu erreichen vermag. Die Dramatiker mit dem heimlichen oder öffent-

87

Ye kulturellen Werte des Theaters lichen Seelforgerpatent haben. meiner Anfiicht nach. noch nie einen Menfchen gebeffert. dagegen das Gefühl der Menge für die gewaltigen Werte der großen. in fich felbft ruhenden Kunft immer aufs neue irreführt und mißleitet. Die Schaubühne ift keine moralifche Auftakt. fondern eine Inftitution zur Ergöhung. Erhebung und Erfchütterung der Aufnahmewilligen. in denen fie von felbft äfihetifche und moralifche Wandlungen erzeugen wird. aber ohne daß fie es wiffen. ganz allmählich und in den dunkleren Tiefen ihrer Seele. in denen jede wahre Kultur. diefer traumhafte Infiinkt zum Richtigen. feinen Sid hat. Andere* Zeiten kümmerten fich nicht im geringft um Erzeugung von Kultur. aber fie hatten fie. So wird auch das Drama. das auf Erziehung verzichtet. in dem die großen Gegenftände der Menfchheit nicht ausgefochten. fondern dargeftellt werden. der Nation willenlos das fchenken. was ihr am meiften mangelt: Kultur der Muße. Jeder kleinfte Handwerker trägt. folange er bei der Arbeit ift. fein Teil mit bei zu dem großen Werke einer modernen Kultur und fteht auf feinem befcheidenen Platte im Kreife aller Schaffenden. Kaum aber legt er das Werkzeug aus der Hand. in den Zwifchenftunden der Erholung und Unbefchäftigkeit. finkt er plöhlif von dem hohen Niveau. auf das die Arbeit ihn gefällt. meilen-tief hinab in Schmutz und Ode: in der Art. wie er fich vergnügt. offenbart fich am kraffesten der Mangel an Kulturtrieb. den zu wecken und zu nähren das Theater mehr als alle anderen Künfte mächtig ift. Zwar glaube ich nicht. daß die Schaubühne jemals wieder einen feftlichen Charakter gewinnen wird. wie einige Schwärmer meinenz eine folche Schaubühne verkündigte. wenn fie verfucht würde. nichts als eine klin-gende Botfchaft. die keinem Glauben begegnet. einen Kult um des Kultes willen. ohne Religion. Dagegen glaube ich. daß das Theater. wenn auch keine Dionyfien im Frack. fobald es fich. dem heutigen Leben entfprehend. auf die kultlofe Religion der Wirklichkeit gründet. Andacht und Erhebung erzeugen wird. die fich dann ungewollt in natürliäfes Kulturgefühl. in den Trieb zur Wahrhaftigkeit in allen Lebensäußerungen umfeßen werden.

[II.

Dies erfcheint utopiftifch. wenn man nicht von einem imaginären Begriff der Schaubühne. fondern von den tatfäajlich befiehenden Theatern redet. Allein ein Überblick über die lehten zwanzig Jahre deutchen Theaterlebens zeigt. daß es langfam. aber ftetig vorwärts geht. Seit es möglich ift. Bühnen mit einem ganz oder faft ganz künfilerifchen Re-

Leo Greiner - Hans Land

pertoire zu erhalten. Ist kein Grund mehr da, zu verzweifeln. Der Genuß macht genußfähiger, das befriedigte Bedürfnis reizt den neuen Hunger. Schon jetzt unterscheidet man scharf zwischen „literarischen“ und „nicht-literarischen“ Theatern. Vielleicht kommt einmal die Zeit, wo der Zufall äußerlicher Gleichheit zwischen den beiden Kategorien nicht mehr genügt, um innerlich so tief Verschiedenes mit demselben Namen zu bezeichnen, und das Bewußtsein dieses elementaren Unterschiedes auch in die offiziellen Kreise dringt. Das Volksbewußtsein und sein äußerer Ausdruck, das Gefäß, verfehlt unter Theater heute noch Anstalten, in denen geschlossene Stücke, unter Variete Spielhäuser, in denen lose Szenen aufgeführt werden. Vielleicht schiebt einmal Volksbewußtsein und Gefäß, klar geworden zu einer kulturreifen Unterscheidung, die Schwank- und Poffenbühnen nach der Seite der Varietés hinüber und fiatuiert so zum ersten Male nach langer Dumpfheit das Theater als Kunstintimität. Erst dann, wenn die Schaubühne nicht mehr mit weisensfremden Elementen vermischt ist, wird man feststellen können, wie viel sie vermag. Wir können nur sagen: Es ist besser geworden. Unseren Enkeln bleibt es vorbehalten, zu sagen, daß es gut geworden sei.

WAK/II: Hans Land:

Zweifellos birgt das Theater enorme erzieherische Werte in sich, eine Wahrheit, die seit den Tagen des Arifloteles feststeht. Es ist nicht nur zu erwarten, sondern bereits geschehen, daß das moderne Theater die gleichen Aufgaben erfüllt hat, wie die klassische tragische Kunst. Männer wie Ibsen, Strindberg, Hauptmann haben ihm zu dieser Würde verholfen, und es wird sie niemals verlieren können, mag auch der Theatermarkt von heute in noch so schimpflichem Grade ein profanes Geldgefäß darstellen und ein triviales Unterhaltungs- und Schaubedürfnis befriedigen. 77W Z

A. Graf zu Fürstberg-Fürstberg:

Beiträge zur Kenntnis der „Phyfiognomi-
fchen Fragmente“ J.C.Lavaters. mit unver-
öffentlichten Briefen an Goethe und Herder.

„Ist der erste Moment, da dir ein Mensch erscheint, und zwar im
reästen Lichte, ganz vorteilhaft für ihn; verschob dein erster Eindruck nichts
in dir; wurdest du durch ihn auf keine Weise gedrückt oder geniert, fühltest
du dich in seiner Gegenwart so gleich, und immer froher und freyer, leben-
diger und mit dir selbst, auch wenn er nicht mit dir sprach, zufriedener,
so sey sicher - der wird bey dir, insofern niemand zwischen Euch steht,
nie verlieren, immer gewinnen. Die Natur hat Euch für einander ge-
bildet. Ihr werdet einander mit sehr wenigem, sehr vieles fagen können . . .
Studiere nur genau und bezeichne die sprechenden Züge.“

Lavaters „Phyfiognomische Geheimregeln“.
ein Manuskript für Freunde.

In dieser ersten von hundert Geheimregeln, die Joh. Eafpar Lavater
seinen Freunden gibt, liegt gewissermaßen ein Postulat für ideale Ge-
fellschaftsphyfiognomik im kleinen, begrenzten Kreise, mit Ausschluß der
großen Allgemeinheit, für die phyfiognomischen Eindrücke, welche die
Nächsten, die Geistesverwandten, wie wir sie gleich unzertrennbaren Fa-
milien in der Sturm- und Drangperiode finden, von einander im ersten
Momente gewinnen sollen, für die Zeichen sympathischer Bildung in
Natur und Gemüt, welche den Freund dem Freunde zuführen sollen. Ein
Leitwort, ein Versuch, in großen, nicht ins Einzelne und die feinsten De-
tails eingehenden Zügen, Menschenkenntnis, und in erster Linie Men-
schenliebe, das nächste Ziel im Sinne Lavaters zu verbreiten, können wir
in der kleinen Schrift das Hauptmotiv der vierbändigen Phyfiognomik
erblicken, ein kurzes Programm vielleicht für das weit ausholende, halb
wissenschaftlich forschende, halb religiös inspirierte Werk des Züricher
Geistlichen und Naturphilosophen.

„Die Phyfiognomik selbst.“ so definiert Lavater, „ist die Fertigkeit
durch das Äußerliche eines Menschen, sein Inneres zu erkennen, das.

Graf zu Fürfienberg-Fürfienberg

was nicht unmittelbar in die Sinne fällt. vermittels irgend eines natürlichen Ausdrucks wahrzunehmen." ..Alle unmittelbaren Äußerungen des Menfchen. alle Züge. Umriffe. alle paffiven und aktiven Bewegungen. alle Lagen und Stellungen des menfchlichen Körpers. alles. wodurch der leidende oder handelnde Menfch unmittelbar bemerkt werden kann. wodurch er feine Perfon zeigt - ift Gegenftand der Phyfiognomik."

..Sie ift eine Quelle der feinften und erhabenften Empfindungen. ein neues Auge. die taufendfältigen Ausdrücke der göttlichen Weisheit und Güte zu bemerken. Wo das ftumpfe. das ungeübte Auge des Unaufmerkfamen nichts vermutet. da entdeckt das geübte des Gefichtskenners unerfchöpfliche Quellen des geiftigen. fittlichen und zärtlichen Vergnügens. Und er verfteht die fchönfte. beredtefte aller Sprachen. die Naturfprache des moralifchen und intellektuellen Genies. die Naturfprache der Weisheit und Tugend."

Phyfiognomie und Phyfiognomik. Naturprodukt und Wiffenfchaft.

die zweite im Gefolge und als Refultierende der erfien. erläutert er uns meifterhaft in den Sätzen: ..Im weitesten Verftand ift mir menfchliche Phyfiognomie - das Äußere. die Oberfläche des Menfchen in Ruhe oder Bewegung. fei's nun im Urbild oder irgend einem Naäjbilde. Phyfiognomik das Wifien. die Kenntniffe der Verhältniffe. des Äußeren mit dem Innern; der fichtbaren Oberfläche mit dem unfichtbaren Inhalt. deffen. was fichtbar und wahrnehmlich belebt wird. mit dem. was unfichtbar und unwahrnehmlich belebtz der fichtbaren Wirkung zu der unfichtbaren Kraft. Im engeren Verftand ift Phyfiognomie die Gefichtsbildung und Phyfiognomik Kenntnis der Gefichtszüge und ihrer Bedeutung."

Eine folche Theorie. von echt Lavaterfcher Gefinnung. hinausgetragen in die Hochblüte der Sturm- und Drangperiode. die denkbar glücklichfte Vermifchung des neu einfeßenden Nationalismus mit den Lehren des geheiligten Pietismus. mußte das weitgehendfte Auffehen bei den Geifieskoryphäen jener Tage erregen. Bald finden wir denn auch den Genius eines Goethe und eines Herder im Dienfte des großen Lavaterfchen Werkes. So fchrieb Goethe. dem Lavater nach Vollendung die einzelnen Fragmente zufandte und das Recht einräumte. zu ändern. einzufchalten und zu tilgen. was ihm beliebe. bereits am 4. Juli 1774 in offener Bekundung feines Interesses für die Arbeiten des Züricher Gelehrten:

..Lavaters Phyfiognomik giebt ein weitläufiges Werk mit Kupfern. und es wird große Beiträge zur bildenden Kunft enthalten. und dem Hiftorien- und Porträtmaler unentbehrlich werden." Und fpäter. als er doch keineswegs mehr parteiifch für Lavater gefinnt war: ..Alles überwog fein phy-

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

fiognomifches Genie. Durch den reinen Begriff der Menfchheit. den er in fich trug. und durch feine fcharfzarte Bemerkungsgabe war er im höchften Grade geeignet. die Befonderheiten einzelner Menfchen zu gewahren. zu kennen. zu unterfcheiden. ja auszufprechen. Wirklich ging Lavaters Einficht in die einzelnen Menfchen über alle Begriffe. man erf'taunte. ihn zu hören. wenn man über diefen oder Jenen vertraulich fprach; ja. es war furchtbar. in der Nähe des Mannes zu leben. dem jede Grenze deutlich erfchien. in welche die Natur uns Individuen einzufchränken beliebt hat."

Ähnlich. freilich mehr vom Standpunkt des Freundes. bekannte Herder: ..Bei Deiner Phyfiognomik bin ich herzlich mit Dir in Dir gewefen. habe mit Deinen Augen gefehen und mit Deinem Herzen empfunden. Deine Grundfäße. wie ich fie Dir mit heiligem Spähen abahnde. find für mich außerordentlich wahr. treffend. weekend. oft himmlifch gewefen. Rechte Seherblicke deffen. was im Menfchen liegt. was. wenn er's nicht ift. er werden kann."

Zwei Männer. fo grundverfchieden in ihrem Fühlen und Denken. der eine und „größte“ Religionsleugner und ..dezidierter Nichtchrifi“. der andere. in lauterem apoftolifchen Charakter gottgläubig. verbunden mit dem faft altteftamentlich eifernden und lehrenden Lavater. - ein Bild. undenkbar in der freien Anlage. zusammengehalten in der Retouche des Strebens nach rationalifiifcher. naturphilofophifcher Erkenntnis. einem Gebilde mit endliafem Anfang. in der Unendlichkeit fich berührenden Sphären gleich. das war das Freundfchaftsbündnis zwifchen Goethe. Lavater und Herder.

Nicht immer zwar konnte diefer. in der Vorausfeßung des für alle fymphathifchen Strebens nach philofophifcher Erkenntnis und Wahrheit gründende Freundeskreis in feiner erf'ten enthufiafiifchen Kraft erhalten bleiben. Zu fehr war Goethes Geift. den wiffenfchaftliche Spekulationen einf't für die Arbeit Lavaters eingenommen hatten. religiöfer Einwirkungen von feiten des Züricher Pfarrers abhold. um dauernd mit ihm eins fein zu können. Es kam zwifchen beiden zum Bruch. und gereizt fchrieb Goethe fpäter: „Ärgerlich war mir die heftige Zudringlichkeit eines fo geift- als herzvollen Mannes. mit der er auf mich losging. und behauptete. man müffe entweder mit ihm ein Ehrift. ein Ehrift nach feiner Art werden. oder man müffe ihn gleichfalls von dem überzeugen. worin man feine Beruhigung fände - Alle Bekehrungsverfuche. wenn fie nicht gelingen. machen denjenigen. den man zum Profelyten auserfah. fiarr und verflocht. und diefes war um fo mehr mein Fall. als Lavater zuletzt

Graf zu Fürstberg-Fürstberg

mit dem harten Dilemma hervortrat: „Entweder Ehrlich oder Atheist“.

(Wahrheit und Dichtung.)

Nur Herder blieb dem Schweizer Eiferer und Glaubensgenossen treu und trat in feindliche regfame Korrespondenz mit ihm. Mochte auch ihm einmal das Wort: „Lavater macht feine Physiognomik zur Schädelstätte feiner Freunde“ über die Lippen hufchen. fo war es doch nur mehr ein Scherz. der fchnell vergeffen. kein ftörendes Eäjo hinterließ. - In jener Zeit nun. der werdenden und blühenden Freundschaft zwischen Goethe. Herder und Lavater. in den Jahren 1773-1776. find die nachziehenden Briefe Lavaters entfianden. Ein fonderbarer Ton liegt in ihnen. ganz anders. als wir ihn bei Lavater fonft gewohnt find. fchliäjt. ohne übertriebene Superlative. ohne langatmige Abfchweifungen über religiöfe Fragen. fpricht das Weltkind zum Weltkind. über allem aber fchwebt der eigentümliche Zauber feines perfönlichen Wefens. Worte. gleich Brofamen verteilt. tauchen in ihnen auf. die uns mehr fagen als Seiten und Kapitel der vierbändigen Physiognomik. Worte. die den feinen Senualismus der Erfahrung und des inneren Erlebens zusammenfließen laffen. Im ganzen befcheren fie uns ein Kabinettbild. einen Auschnitt der echten Lavaterfchen Individualität. Wir dürfen fie daher wohl zu den fchönften zählen. welche die große. übergroße Lavaterkorrespondenz bietet.

Die Eindrücke jener Dokumente mögen felbft und unmittelbar zum Lefer fprechen.

Es liegen uns zunäjäfi einige Briefe an Goethe. den bekanntlich eifrigen Förderer der phhfiognomifchen Arbeiten Lavaters. vor. Das erfie Schreiben datiert aus dem Anfangskadium der Vorarbeiten zu dem umfangreichen Werk und fucht Goethe für die Theorien des Züricher Philofophen zu intereffieren. Es lautet im Auszüge:

An Goethe.*)l)

„Wollen Sie mir helfen. eine aus halben. viertel und achte(Beobachtungen gefchöpfte große. unendlich wichtige Vermuthung durch viele ganz feie Beobachtungen befätigen oder bei-werfen. Die in den Augen aller Weifen und Thoren izt noch lächerliche Vermuthung - von der allgemeinen Homogenität aller und jeder Bildungen der Natur. fo daß es möglich ift. aus jeder richtig gegebenen Lektion den ganzen Umriß.

1) Die mit einem *) bezeichneten Briefe befinden fich im Lavater-Archiv - ungedruckt.

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

aus dem Umriß den ganzen Charakter - und aus diefem - doch nein -- für einmal nichts weiter - fo ficher und beftimmt anzugeben - als ficher und beftimmt fich aus jeder gegebenen Zirkellinie oder Ellipfis. die ganze Ellipfis und der ganze Zirkel beftimmen läßt.

Wäre diefe Vermuthung, die jedem phyfiognomifchen Zeichner wenigftens durch den Scheitel heruntergefallen fein follte. nicht mehr. als Stein der Weifen. wenn fie Gewißheit werden follte!"

L. 1773.

Im Herbft 1773 ift Lavaters Arbeit bereits rüftig fortgefchritten.

er fchreibt an Goethe.

A n G o e t h e.*)

..Noch eine eigennüßige Bitte _o Ihrer. Ihrer Schwefter.

H. Schloßers Schattenriß auf dem Quart ins kleine gezeichnet und Herders feinen. wenn Sie ihn haben. Wer mag wohl unter Deutfchen.

Franzofen. Engländern und Italienern; Portai). Parfonk). PernettyZ).

Peueer*) (?). (ds-l' bus-Lk() vier von vier Nationen aus dem P) ausgenommen _ die beiten phyfiognomifchen Beobachtungen und Reflexionen gefchrieben haben?

Dürft ich Ihnen gelegentlich einige Bogen meines Gewäfches zur Durchficht fenden?"

Z. 16 Oct. 1773. J. E. L.

Auf feine Bitte erhält er Goethes Bild und berichtet nun im nächften Briefe über den erf'ten Eindruck. welchen er bei der Betrachtung empfangen hat.

1) Porta. Baccio della Porta feit feinem Klofterleben gewöhnlich Fra Bartolommeo genannt. Maler der florent. Schule. geb. 1475 zu Florenz. gefi. jdiä. 31. Oktober 1517.

2) Parfons. Robert Parfons. Iefuit. geb. 1546 in Nether-Stowey near Bridgewater. gefi. 18. April 1610 in Rom. der bekannte Proteftantenhaffer und erbitterter Feind Elifabeths von England.

J) Pernetty. Jacques Pernet(t)y. franz. Literat. geb. 1696 in Eha-zelles fur Lyon. gefi. 6. Februar 1777 in Lyon. Bekannt feine „lettres pbi1080pl1iqu98 8111- 168 pb78i0n0mj98 (1746. deutfäf 1760 3 'kin Äll). hatten wegen der Neuheit und Originalität in den Beobachtungen einen vorübergehenden Erfolg.

4) Peueer (?). Eafpar Peucer. geb. 6. Januar 1525 zu Baußen. gefi. 25. September 1602 zu Deffau. Philofoph und Theologe. ein Freund Melanchthons. in defien Haufe in Wittenberg er während feiner Studien-

Graf zu Fürfienberg-Fürfienberg

An Goethe.*)

..Endlich hab ich Ihr theures Bild erhalten - mit zitternder Begierde. diefen Moment. d. 6. Nov. geöffnet. nicht mein Ideal aber einen Mann gefunden. neben dem BI) unerträglich wird. Den Mann. von dem mir mein Bruder Diethelm feit ein paar Tagen fagte. daß er in Leipzig neben ihm bei Ludwig gefeffen hätte. Wie mir bei diefer Nachricht war. muß der Verfaffer des (hier noch nicht ganz empfundenen Göbens) wifien. Soeben tritt mein Bruder ins Zimmer und findet Sie ähnlich. Ich glaub es. die Natur fpricht. Nur die zu lange Nafe. denn das 'ift fie gewiß. mindert den Eindruck der Augen und der Stirne. Aber welche Naivität in dem Munde. Laffen Sie mich wenigftens Ihnen die Hand küffen. Ich bin unausfprechlich froh. daß Ihr Geficht fo ganz anders ift als BFsl). und daß Sie vielmehr Stille und Ruhe bei diefer Heiterkeit haben. als ich hoffen durfte. Ich weiß nicht. warum Sterns Phyfiognomie mir immer beifiel. wenn ich an Sie dachte. Mehr und weniger kann ich Ihnen für Ihr Bild diesmal noch nicht geben. als das bischen Wahrheit in der beygelegten Linie von“ Lav. 6. Nov. 1773.

In den nun folgenden Briefen Lavaters kehren fändig die Bitten um Silhouetten wieder. die er von der Hand Goethes wüfnft. da er genialer als Füßli) fei. So fchreibt er am 19 ten Nov,

An Goethe.*)

..Stunden zähle ich. bis der Pofiwagen mir den Mifchmafch bringt. Sry ficher Bruder. daß ich das mißlungenfte verftehen werde. und daß zeit wohnte. Publ. 1574: „1)e 87mpüfja et untiputvin rer-ani in natura“ (Fr-ff.).

1) B. wahrfcheinlich Charles Bonnet. der gelehrte Genfer Naturforfcher und Apologet. unter deffen Bild Lavater eigenhändig fchrieb:

..Bonnets wahres Profil fo verfiändig kalt und genielos“. Bonnet wird durch fein Buäf „Contemplution (16 la mitm-e“, welches er 1764: edierte. und das befonders auf Lavater einen nachhaltigen Eindruck gemacht hat. (In den „Ausfichten“ nennt Lavater Bonnet fogar „le Wye (Le (kel Wyk'clgUI). auch mit Goethe in Kontakt gekommen fein.

2) Heinrich Füßli. der Iugendfreund Lavaters. Er unterzeichnete mit ihm zufammen die fo berühmt gewordene Anklagefchrift gegen den Landvogt von Grüningen. Felix Grebel, Er ftarb als Maler bekannten Namens 1825 in London.

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

ich von der Sohle bis zum Haupt ein Mensch bin. neben dessen Physiognomie sich keine Menschenphysiognomie zu schämen hat.“

Zeitlich aus eben derselben Schaffensperiode Lavaters stammen die nun folgenden Briefe an Herder. In ihnen fällt uns sofort der veränderte Ton auf. es ist mehr die Sprache des Freundes zum Freunde. die das Konventionelle. das wir stets schärfer oder minder ausgeprägt in den Briefen an Goethe finden. zurücktreten läßt und sich dafür in schlichter Unbefangenheit offen gibt. Herder ist für Lavater wohl das Genie. der „hohe Geist“. aber auch der gleich ihm fühlende Mensch. während Goethe. „der Genialste der Genialen“. doch immer durch eine gewisse Kluft von ihm getrennt schien.

Briefe an Herder.

A n H e r d e r. *)

„Ein Brief an meinen lieben. lieben. fernen. glücklichen Herder. wo soll ich ihn anfangen? Was sagen? Was nicht sagen? Ich hätte Folianten zu schreiben und für ein Quartblättchen Zeit. Küsse Deiner Geliebten in meinem Namen die Hand. wofür Du nicht mehr thun darfst. Durch ihre Hand wenigstens werde ich bald Dein Bild in Leuchfenrings') Größe erhalten; Dein Bild. das ich mir oft aufbaue - aber nie vollenden kann. Apropos! bey Leuchfenring . . . Der Mann interessiert mich gar sehr. aber . . . ich fürchte. daß wir von einer gewissen Seite nie zusammenkommen werden . . . So ein Gemisch von Natur und Listigkeit. Soviel Nonchalance und soviel Plan hab ich selten beisammen gesehen. - Doch vielleicht träume ich . . . Ich habe. dieß ist gewiß. weniger reine Seele gesehen. wie L. - und doch ist Pfenninger) noch zehnmal mehr pure. bare Natur -- wär er weniger pflegmatisch - wüßt er mehr - wär er gereifet. ich würde mir in ihm meinen entferntesten Herder träumen.

Doch ich sollte einen Menschen nicht preisen. der die Schwachheit hat _ mich mit einer Freundschaft ohne Beispiel zu umfassen.

1) Franz Michael Leuchfenring. ein übertrieben empfindsamer Literat der Genieperiode. Goethe verpöbelt ihn in seinem Faschingspiel vom „Pater Bren“. Leuchfenring war Darmstädtischer Hofrat. Er wurde 1746 geboren und starb 1827 in Paris.

2) Diakon Pfenninger. der dreißig Jahre bis zu seinem Tode (1792) in engster Freundschaft mit Lavater verbunden war.

4.. Filkrnireg:
Jans.

...14-... ,a

Graf zu Fürfienberg-Fürfienberg

Lieber Freund - Du bift durch Deine Frau glücklich. Welch ein Glück -- das die höchfie Liebe den liebenden gönnt. Ich genieße es mit Dir. und liebe Deine Geliebte. weil fie Dich liebt; und fegne fie in meinem Herzen. weil fie Dich fegnet. Lege auch ein gutes Wort für mich bey ihr ein. und laß miä j durch Dich von Zeit zu Zeit ein Wort zu ihr lifpeln und ein Wort von ihr hören. Auch weiß ich wohl. daß Du es mir nicht abfchlägfi- wenn ich Dich um ein (auf ein halbes orte" Blättchen) cru70nojerteß oder getufchtes Profil. oder zuletzt um ein Schattenbild. oder Bildchen von ihr bitte!

Von Timorus. von dem abgefchmackten Vuklupjuaäosi) über die Phyfiognomik. von Klopftocks Republik") und Buchhandelperfe. das mich Erhabenheitstödend dünkt und mir für Klopfiock zu klein ift. von diefem und anderm dergleichen verliere ich mit Dir nicht gern Eine Minute. So wenig fie verloren wäre. ich kann fie beffer nußen.

Du weißt. daß auf Erden keine Seele. nicht Eine Dich mehr - und vermutlich nur Eine Dich liebt. wie"

Lavater.

Zür. den 21. Aug. und 2. Sept. 1773,

Es folgt nun ein Brief Lavaters an Herder. welcher befonders wegen der in ihm enthaltenen Ausfprache über Goethe erhöhte Beachtung verdient.

A n H e r d e r. *)

..Bruder Herder - wahrlich mit jeder Zeile Deines Briefes fchiens mir. Dein Herz träte näher zu dem meinigen. fließe mit meinem zufammen. Jzt bin ich Phyfiognom - und corrigiere Heßens Denkmalu). das Dich gewiß freuen wird. und habe den Magifter Hartmann. den Du kennen wirft. bey mir. - -

Dein Schattenbild. feys. wie-s fey. erwart ich ehefiens. Dieß

1) Turlupinados. abgeleitet von Turlupin. Turlupin ifi: der Name des Pofienreißers auf der franzöfifchen Bühne. Lavater bezeichnet den „Timorus". die fcharfe Kritik Lichtenbergs. die er gegen die „Phyfiognomifchen Fragmente" richtete. als Turlupinados. weil das Werk ganz im Sinne Lichtenbergs in der fpöttelnden. geifereich poffenhaften Art des Göttinger Phyfikers abgefaßt war.

2) Klopfiocks ..Deutfche Gelehrtenrepublik".

*) Denkmal auf Felix Heß. den früh verftorbenen (1768) Jugend-
freund Lavaters. z . . . ,

7 _ 97

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

Bild (ich feh's o theure Caroline!) gewiß nicht für Herdern. sondern nur für das an. was es ist -- Fragment von Einer äußersten Gränzlinie Herders); das Bild ist einer meiner wärmsten Wünsche. So wenig ich nachsehe. ich stehe der lebenswürdigen Seele. die zu befragen scheint. daß mir die lebenswürdigste Seele im Schattenriß nicht genug gefallen möge. ich sehe ihr dafür. daß mein Auge schon Entzündung binden wird. wenn's auch viel minder als Labfal wäre.

Füssli) in Rom hat eine der größten Imaginationen. Er verachtet alles. Er hat mich zuerst mit Klopftock bekannt gemacht. Sein Wiß ist grenzenlos. Er handelt wenig ohne Bleistift und Pinsel. aber wenn er handelt. so muß er hundert Schritte Raum haben. sonst würde er alles zertreten. Alle griechischen. lateinischen. italienischen und englischen Poeten hat er verschlungen. Sein Blick ist Blitz. sein Wort ein Wetter. sein Scherz Tod und seine Rache Hölle. In der Nähe ist er nicht zu ertragen. Er kann nicht einen gemeinen Odem schöpfen. Er zeichnet kein Porträt - aber alle seine Züge sind Wahrheit und dennoch Caricatur. Stolz und Nonchalance machen jeden Mund fern verstummen. der etwas von ihm bitten will. aber er gibt sich in einem Augenblick arm. wenn er umgebeten giebt. ,

Wie viel Wahrheit sagst Du über Franz Leuchfenring. Er war mir auch zu schwer mit seiner Gegenwart. aber ich war sehr geneigt. diese Schwerheit auf Rechnung meiner gedehmütigten Eigenliebe zu sehen. Ich will Dir einmal noch ein doreenu mitteilen. das Dir viel von meinem Urtheil über diesen merkwürdigen Mann sagen wird. Ich erwarte von Dir. denn ich bin eigennützig Bruder. sobald als möglich auf dem Quart ins kleine gezeichnet Silhouetten von Menschen. die Du hoch schätzt und liebst.

Ich ließ Goethe durch Deinet') um sein Porträt bitten. Es scheint. daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich zitternd. Unter allen Schriftstellern kenn ich kein größeres Genie - und vielleicht ist er auch der feinste. naivste Sentimentalist - und dennoch ahndet mir. jene feste. glatte. gerade Bruder-Einfalt - sowie ich sie in Pfennigern täglich vor dem Aug und Herzen habe. jene sanfte und doch feste. jene feile und dennoch kühne Menschlichkeit -- oder menschliche Tätigkeit

1) Maria Karoline Flachsland. die Gemahlin Herders.

2) Heinrich Füßli. f. Anm. oben b. d. Briefen an Goethe.

') Deinet. Hofrat in Frankfurt.

Graf zu Fürfienberg-Fürfienberg

und die wahre Duldung des Menfchenfreundes dürft ich vielleicht in ihm nicht in der Proportion mit feinem Denken und Empfinden antreffen. Doch ich will wenigftens fein Bild abwarten. Gewiß ift. daß mir der Mann unendlich viel nützen kann. mich erheben. erwärmen. begeifiern. abfchleifen. dehmütigen. reinigen kann. Gewiß ift's aber auch. daß es einem Betrug eher. als jener obengerühmten Bruder-Einfalt ähnlich fieht. wenn ich keine Freundschaft annehme. da ich ihm vielleicht minder als nichts werde fein können. Aber ich bin eigennüßig und gebe. wie Du weißt. weil ich nicht Silber und Gold habe -- was ich habe. und wärs auch nur Nürnberger Metallfchlag.

Die Gnade unferes Herrn mit Euch und meine Liebe in Chrifto."

Z. d. 4. Nov. 1773. L.

Es eröffnet fich jetzt eine angeregte Korrefpondenz zwifchen Lavater * und Herder. die fich faft ausschließlich um rein religiöfe Fragen dreht und in der von den „Phyfiognomiken" kaum andeutungsweise die Rede ift. bis endlich im Februar 1774 das Lavater wieder unausgefeßt befchäftigende Gebiet von neuem berührt wird. Am 4. Februar fchreibt er an Herder.

An Herder.*)

„Von Ehodowl) erhielt ich diefe Woche einige hundert Blätter zur Durchficht und Auswahl. Der gute Mann. ein nicht vollkommener. aber fehr meifterhafter Porträtzeichner und ein glücklicher Carricaturier. Aber was ich beklage. unter 114 Porträten find nicht fechs gute und edle Gefichter -- und unter den übrigen allen nicht zwei erhabene Ideale. Aber vorgefiern und geftern weidet ich mich mit Pfenninger und meinen übrigen Nächften - an einem gemahlten Bild eines etwa 20 jährigen Chriftus.

An einem folchen Herz zu liegen - Ein Wort aus einem folchen Mund

1) Chodow. : Chodowiecki. Er lieferte Zeichnungen fowohl für Lavaters „Phyfiognomifche Fragmente". als auch für Lichtenbergs „Timorus". Daß auch Lichtenberg das Talent des allberühmten Chodowiecki nicht zu hoch einfchätzte. geht aus einem Brief. den er an Joh. Chriftian Dieterich in Gotha fchrieb. hervor. Es heißt da: „Mein lieber Dieterich!" ..Herr Chodowiecki ift ein hochmüthiger Bengel. und am Ende kann er doch wahrlich nichts zeichnen als Gefichterchen und Steifftiefel.“ (Chodowiecki und Lichtenberg von 1): R. Focke. Leipzig.

Dieterich.)

7* 99

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

zu hören. Nein wer spricht's aus - und das achtzehnte Jahrhundert
lacht der Physiognomik!

Auch hab' ich einen Luther von 28 Jahren von Titian oder Eorregio.
der beynahe uncorporeal ist - unausprechlich. Luther. wie ich noch
keinen gefeh. Aber welcher Abfiand von Luther und Ehriftus
- dem vielleicht veredelten Luther. dem gewiß verunedelten Ehriftus!
Diesen Luther in meine Physiognomik - - und dieses Luthers Eha-
rakter. - Ach! könnt ich ihn von Deiner Hand auf einem befondern
Blättchen bald erhalten. Ich will lieber Ehriftus als Luther
charakterisieren. wenngleich der erf'tere unendlich delikater ist, Bis ich
viel Befüllungs- und Auffichts- und Anordnungs Mühe zurückgelegt
habe. ist alles mein bisheriges Studium in der Physiognomik noch Traum
_ aber will's Gott erwach ich.

Aber nun noch eins -- Denk! Goethe fandte mir 13 Silhouetten
und Deine voll darunter feyn. Das ist nun Sentimental Situation -
Dich herauszufinden - Dich - wens der erzschlaue - ich nehm's in
aller Freundlichkeit - vielleicht in ein Frauenzimmer verkappt hätte.
- Doch nein - ich glaube Dich gefunden zu haben - doch wer weiß.
es sind einige Köpfe. die Herder feyn könnten - abermal nein - es
ist nur Einer - d e r ist's. doch ich muß ihn erf't ins kleine zeichnen -
ist er's - so haßt Du frappante Ähnlichkeit mit Leuchfenring -- und
was drüber - und haßt Dich Deines Profils nicht zu schämen.
Nun gute Nacht im Arme Deiner Euroline - Ich lege mich nun
neben meinen ältesten Knaben. den mir die Mama hienacht unterfchoben
hat. Einen guten lieben Jungen von nicht gar 6 Jahren - der jüngst
fragte - da ich den Ausdruck andere Welt brauchte. ist denn auch noch
eine Welt außerdem. Steht nicht in jenem Psalm. „Der Himmel ist
mein Thron und die Erde der Schemel meiner Füße.“ ich dacht. es
gebe nichts als Himmel und Erde - Ja Papa die Füße des lieben
Gottes möcht ich doch einmal fehn (alles nach einander -- fehr .logisch
im Grund). Warum hat er denn so viel Namen. Vater. Sohn. Geift.
Heiland? - Noch einmal gute Naächt. Der Wächter ruft 12 Uhr -
Amen."

Freytags Abend d, 4. Febr, 1774. L.

Einige Fragmente aus Briefen Lavaters an Herder. die der Korre-
spondenz aus den Jahren 1774. 75 und 76 entnommen sind. und die
zuweilen einen schnellen Blick in das Denken. die Urteile und Stim-
L0()

Graf zu Fürfienberg-Fürfienberg

mungen des phyfiognomifchen Theoretikers gef'tatten. mögen hier Plaß
finden. |_ f q d x

A n H e r d e r.*) j

Weißeft Du mir par linear() auf meinem Wege über Schaffhaufen.
Balingen. Tübingen. Stuttgart. Ludwigsburg. Heilbrunn. Heidelberg.
Darmftadt. Frankfurt. wiewohl ich mich allenthalben nur Stunden
aufhalte. kennenswerte Menfchen zu nennen. fo thue es bald.
Sogleich nach Auffahrt (Morgen ift fie) les' ich Dein Buch) von
neuem! Ich fehe immer mehr drin. wenigftens wähn' ihs. Ich ahnde
immer mehr. Pfenninger überfliegt mich. Übrigens ift's gewiß: Es
macht immer m e h r Effekt auf mich.

Das heilige Sieben (es ift mir geradezu Mirakel. daß Du dieß
Geheimniß der Urkunde entdecken konnteft - und immer wirts mir
unbegreiflicher. wie Du drauf gekommen feyft) - an dem Menfchen
hab' ichs gefunden (wähn' ich).

Licht

Verftand

Sonne

Herz

Sabbath

Vermehrungsfege

und dann die vier Punkte des Anfaßes der Arm und Beine - Aber
wo da. frägt der Schwache - Fortfeßung der Parallele! Wo da
Himmel und Himmelsgefchöpfe -- Erde und Erdgefchöpfe

1) Herders älteste Urkunde des Menfchengefchlechts. Lavater fchreibt
darüber im felben Jahre an Ifaac Ifelin: „Herders älteste Urkunde des
Menfchengefchlechts hab' ich vor mir! Ein Werk. das erbärmlich miß-
kannt worden _ und dennoch gewiß für die Offenbarung entfcheiden
- und Epoche machen wird. - - Gelehrfamkeit ohne Grenzen. Tief-
finn. Herz. Gefühl. Sprachftärke - alles geprägt vom Genius! Wahr-
lich ein Prophet! - - wer's nicht 3 mal liefert. jedes Wort wiegt -
wohl zufammenzufaffen weiß. wird fich an diefem Buch f'toßen. kopf-
zerbrechen. gähnen. es wegwerfen. Aber wer's liefert. wird zittern. wenn
er zum Ende kömmt. daß er fchon zu Ende ift. Das heiß ich Schleier
von der Offenbarung wegnehmen. Es handelt nur vom erften Kapitel
des erften Buches Mofis.“ (De. Langmeffer. Sarafin. Zürich.)

10):

Briefe Lavaters an Goethe und Herder

-- und im Menfchengeficht? Sey doch nicht grauf am gegen meine Schwachheit - und fage mir's wie einem Kinde --"

Zür. 11. May 1774. L.

A n H e r d e r. *)

..Mit Goethe hatte ich herzliche Stunden. nur ifi's unerträglich. daß ich ihm fo gar nichts bin. Ich muß nur immer die Freude laffen zu geben.

Siehfi Du Claudius'), o fo herz ihn mir. und erinnere ihn an die Beftellung phyfiognomifcher Stellen. die ich ihm machte. Mit innigfter Sehnfucht erwart ich. o Du befter. Deine Beyträge zur Phyfiognomik - Oft nur W o r t e. nur Z e i l e n. oft Bemerkungen -- Charakter etc. Ich bezeuge Dir Lieber. daß ich hoffe. das Spiel zur gemein-nützigfien Sache zu machen. Ich übe mich immer mehr im praktifchen Gebrauche defelben. Für jedes kritifche Wort herzlichen Dank!"

Z. 6. Oct. 1775. I. C. L.

Am zehnten Geburtstag (8. November 1775) feiner Bruderfchaft mit Herder bittet Lavater dann noch einmal um einen Beitrag für die Phyfiognomiken: („Hamanns Charakter in die Phyfiognomik von Dir? O - dürft ich"), worauf ihm im Februar 1776 endlich die heißerfehnte Arbeit zugeht. Den Empfang befätigt er in der Eile nur mit wenigen Worten.

A n H e r d e r. *)

..Im allerheißefien Dranggewirr. in dem ich jemals war. wo mir jeder Buäffiabe Gold. jeder Augenblick Edelstein ifi. Bruder Herder. nur dieß Wort in Dein nachfichtvolles. geduldiges. fchonendes. verzeihendes Herz.

Dein herzlich phyfiognomifches Cahier erhalt ich den Augenblick.

Du Prof. in Göttingen - Gott Lob und Preis! - Der Univerfität

Heil - Dir Friede! Warum Du nichts davon?"

Z. 3. Febr. 1776. e.

1) Matthias Claudius. der 1776 auf Herders Empfehlung nach Darmftadt an die Redaktion der „Landzeitung" berufen wurde.

[02

Georg Hirschfeld:

Auf der Schaukel Novelle

Schluß.

Heute schien ihm alles Hoffnung zuzuwinken. Wie schön war Dänemark! Jetzt erlebte er es erft, der Maler, als er die große Stadt im Rücken hatte. Sie hatte ihn mehr verwirrt als bereichert. Als feine Augen auf der ganzen, wundervollen Farbenskala Grün ruhten, die dieses Land erfüllte, fand er sich zur alten Kraft des Künstlers zurück, die keine Sicherheit mehr brauchte, wenn Schönheit und Lebensfreude vorhanden waren. Tiefblau mit goldener Sonnenflamme wölbte sich der Himmel über der grünen Pracht. O, diese Wälder, diese Wälder! Hier wurde „Niels Lyhne“ erft lebendig, hier waren die Menschen Jacobsens wahr, überall sproß es von Erika, violette Beete umleuchteten die uralten Buchenstämmen, deren goldgrüne Kronen sich wenige Fuß über dem Boden, ungefüm und jede eine kraftgefüllte Welt für sich, ausbreiteten. Rehe weideten furchtlos am Bahndamm, und in der flimmernenden Luft schossen Schwalben wie Lichtblitze, führten Schmetterlinge ihr holdes Sommerpiel auf, Klampenborg, Charlottenlund, Skodsborg. Bekannte Namen flogen an Peters Augen vorüber. Auf jeder Station herrschte das luftige Gedränge der Kopenhagener. Mindestens eine Sigrid, blond, schlank und mit ernstlichen Kinderaugen, sah Peter unter den sommerlich gekleideten Frauen. Ihm unbewußt hatte sich auf dieser frohen Fahrt durchs Dänenland wieder die Photographie von Onkel Bifchoffs Tisch in feiner Erinnerung gemeldet. Peter lächelte aufgeregt. Er schob das Bild, sich selbst beschwichtigend, behutsam zur Seite. Nun war er in Helfingör. Er lachte zum Erstaunen seiner Reifegefährten laut auf, während er ausstieg. Eben war ihm Herr Scheible, der Schulrektor aus Schnattersheim, eingefallen, der ihm aufgetragen hatte, „feinen Hamlet zu grüßen“! Der gute Rektor! Was kümmerte Peter Kranz hier Hamlet, was sein Vater und des Vaters Geift! Zum Henker mit der Historie! Das hohe, altersgrüne Schloß, das er in der Ferne liegen sah, war freilich schön, und zum zweiten Male schon erzählte ihm der Marienlyfiers Omnibuskutschler, daß dort zum Sund hinaus

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

die Terrasse läge. auf der der alte Dänenkönig herumgefunkt wäre. Schön! dachte Peter. Ich habe jetzt keinen Sinn für Gefpenfter. Ich will ans helle. falzfrifche. braufende Meer. Baden will ich. baden. mich hineinfürzen und all den Schlamm und Spuk im Nu von der Seele haben.

Der Omnibus rumpelte durch die fchmalen Gaffen der alten Schifferfiadt Helfingör. Dann meldete der gefprächige Kutfcher plötzlich Marienlyft. „Wo denn?!“ rief Peter proteftierend. „Das ift Marienlyft? Das ift ja ein großes Hotel?!“

„Jawohl. mein Herr!“ lachte der Däne und lenkte feine Rofffe. mit der Peitfche knallend. elegant in den Hof ein. „Marienlyfi ift ein Hotel!“

„Aber wo ift denn das Villenviertel? Wo wohnt denn zum Beifpiel

J. B. Söderberg. Bryggeri-Aktiefelkfab?“

Jeßt (achten die Infaffen des Omnibus hell auf. „Herr Söderberg.“ fragte der Kutfcher feierlich. als ob er vom König felber fpräche. „der wohnt freilich nicht im Hotel. Der hat hier die fünfte Befißung. hinter dem Hotelpark. hoch über dem Strande. In zehn Minuten find Sie dort. Aber will denn der Herr niäft im Hotel wohnen?“

„Nein!“ rief Peter ängftlich. denn er ermaß fofort den Gegenfaß feines Vermögens und des wahrhaft großartigen Gebäudes. vor dem er ftand. Er dankte dem Kutfcher und machte fich eilends davon. Im Bannkreife des Hotels wurde ihm nicht wohler. Auf den glatten. abgezirkelten Kieswegen. wo er überall Vertreter der „oberfken Zehntaufend“ von Kopenhagen traf. war er ganz unficher. Beim Anblick der kofibaren Panamahüte fiel ihm die Ruine ein. die er felbft auf dem Kopf trug. Die fchneeweißen Kleider der fchönen. jungen Tennispielerinnen waren ein offenkundiger Vorwurf für fein eigenes weiland Silbergrau. Hier mußte er möglichf't fäfnell heraus. Endlich kam er in die Villenftraße. Er fuchte mit fcheuen Blicken J. B. Söderberg. Er war nicht zu finden. Unter den hübfchen. aber etwas nuttigen Landhäufern. Dependancen des Hotels. konnte die Villa nicht fein. Er flieg eine Anhöhe hinauf. die fich in den Wald zu verlieren fchien. Aber es war nur ein fchmales. abgrenzendes Hügelland. Und jenseits. wo zugleich ein überwältigendes Bild der offenen See fich auftat. lag fie. I. B. Söderbergs Befißung. Das war fie. ja! Still. einfam. fürfilich groß. Aber für die Augen eines armen Schluckers fand ein Engel mit feurigem Schwert an der Pforte. Peter machte unwillkürlich Kehrt. Der boshafte Onkel hatte ficher übertrieben

Georg Hirschfeld: Auf der Schaukel

- oder - renommiert. Mit einem solchen Nabob konnte der Apotheker von Schnattersheim unmöglich intim fein. Oder doch wenigstens nicht so, daß der Neffe einfach in das Schloß hineingehen und den Befehl anpumpen durfte. Weiß ragte der Turm des Herrenhauses aus buchigem Parkgrün. Zu beiden Seiten weitläufige Wirtschaftsgebäude. Ein unabsehbarer Garten, der sich nach hinten in Buchenwald verlor, vorn aber terrassenförmig, breit zur Brandung hinunterführte. Peter machte jetzt entschieden Kehrt. Auch bellte ihn schon eine mächtige Dogge an. Er mußte wenigstens gebadet haben, bevor er da hineinging. Dieser erste Entschluß fand fest. Er wollte den Rest seiner Barchaft für ein Seebad verwenden, wovon allein er die moralische Stärkung hoffte. I. B. Söderberg sein Anliegen vorbringen zu können. Lehnte der Däne ab - nun gut. Des Menschen Zukunft war dunkel.“

Rasch war Peter zum Strande hinuntergesprungen. Sein Geld reichte eben noch für das Badbillet aus. Und nun - hinein! O Wonne! Wiedergeburt! Er balgte, herzte, er verschwiferte sich mit dem schäumenden Element. Weit drüben blaute Schwedens Küfte. Peter fühlte die Kraft hinüberzuschwimmen. Jung war er, jung! Und rein! Das war die Hauptsache! Nun konnte er wieder fragen, was die Welt kostete. Herr Söderberg mit seinen Biermillionen imponierte ihm gar nicht mehr. Er verließ erst nach einer vollen Stunde das Wasser und ließ sich von der lieben Sonne trocknen. Dann hüpfte er fiegend in seine Zelle zurück, um Toilette zu machen. Aber o weh - Toilette! Der gebadete Peter erkannte erst völlig, wie schlimm es um seine äußere Hülle stand. Die zweite Bummelnacht hatte das Silbergrau des Anzuges nicht eben silberner gemacht. Er sah jetzt in dem zerknitterten Ding wie ein entlassener Sträfling aus, und als er sich von allen Seiten prüfte, machte er gar die schaudervolle Entdeckung, daß das Beinkleid an der Rückseite geplatzt war. Was anfangen? Entdeckte J. B. Söderberg den Defekt, dann war er gefellchaftlich unmöglich. Bei solchem feinfühligem, hyperleganten Dänen! Er kam ja nicht als abgeriffener Bittsteller zu ihm, sondern als Fremder, der die Grüße des Freundes brachte. Einigermaßen anständig mußte er aussehen. Den abscheulichen Bibi konnte er ja im Vorzimmer lassen - das Urteil eines Dieners kümmerte ihn nicht. Aber wie war es möglich, die verletzte Rückseite in jedem Augenblick zu decken, zu verhüten, daß das diabolisch hervorsimmernde Weiß sichtbar wurde. Peter nahm in der engen Badezelle die unwahrscheinlichsten Stellungen ein, um alle Möglichkeiten zu erproben und sein Gemüt zu beruhigen.

:05

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

Als aber bei einer besonders kühnen Wendung der Riß sich mit leifem Krachen noch vergrößerte, wurde er bitterböfe, fiülpfte troßig den Hut auf und lief ins Freie. Er hatte nafies, ungekämmtes Haar. Ihm war jetzt alles egal. Er war wenigfiens fauber. Herr Söderberg follte ihm nur in fein ehrliches Geficht fehen. Dann würde sich fehon zeigen, ob der Mann ein fauler Pros oder ein künftlerifch empfindender Menfch war. Wieder ftand Peter am Gittertor der Befißung, von der Dogge, die jetzt hoch emporfprang, angefnauzt. Er läutete. Ein Livreedienner näherte sich, indem er Peter forfchend, aber nicht kränkend anfah. Der Mann fchien gut gefchult zu fein. Er beruhigte den Hund und nahm mit einer Verbeugung Peters Karte entgegen. Bald kam er zurück, und auf feinem unbewegliäfen Geficht glaubte Peter die erfien Schimmer des Wohlwollens, eine Botfchaft des Herrn, zu fehen. Er folgte ihm vorfichtig, indem er an die Deckung feiner Rückfeite dachte. Denn an den Türen der Wirtfchaftsgebäude ftanden mehrere recht anmutige Dienftmädchen, die dem Fremden gewiß mit kritifafen Augen nachfahen. Verblüfft trat Peter in die Halle des Haufes ein. Wie wundervoll, edel, hoch und ernft. Mit erlefenen Teppichen und Jagdtrophäen behangen. In der Mitte der Halle ftand eine lünglingsgefialt aus dunkler Bronze. Peter fah mit einem Blick, daß es eine Antike von höchstem Wert war. Durch die Schönheit des Kunftwerkes konfterniert, blieb er unwillkürlich fiehen. Der Diener wartete ein wenig, dann bat er mit einer höflichen Handbewegung, ihm weiterzufolgen. Sie fliegen die Freitreppe hinauf und traten durch ein hohes Portal in die Bibliothek ein. Hier empfing Herr Söderberg Befuche. Als Peter allein war, fah er fiä) um. Er konnte nur gaffen -- nachdenken war ihm unmöglich. Das war ja die höhere Welt feiner Sehnfucht. Er ftand ja mitten darin. Von den Riefenwänden, dunkel golden und mit ernfier Freundlichkeit, grüßten ihn die Geifier der Zeiten. Er wartete, fchüchtern und ergeben, wie ein armes Kind am Tor.

Plötzlich ftand ein rundliher und kleiner, auf den erften Blick unfcheinbarer Herr vor dem Verträumten. Grau gelockt, mit freundlichen, blauen Augen. Er erinnerte Peter an ein Bild von Edvard Grieg.

„Mein Name ift Söderberg.“ fagte der Herr. „Szie find Deutfcher? Womit kann ich Ihnen dienen?“

Peter verbeugte fiaj tief. „Ich wollte Ihnen meine Aufwartung machen. Herr Söderberg. Ich habe Ihnen Grüße meines Onkels zu überbringen.“

Georg Hirfchfeld: Auf der Schaukel

„Wer ist Ihr Onkel?“

„Herr Konstantin Bifchoff. Apotheker in Schnattersheim.“

Peter kam in diesem Augenblick. was er als Empfehlung vorbrachte. selbst so unwahrscheinlich vor. daß er kaum ernst bleiben konnte. Doch zu seiner größten Überraschung trat Herr Söderberg mit aufleuchtenden Augen an ihn heran. ergriff seine Hand und rief: „Wie heißen Sie? Peter Kranz? Mein Gott. wo habe ich nur meine Gedanken! Sind Sie Maler? Ja?! O. das ist schön! Das freut mich sehr! Ich heiße Sie herzlich willkommen!“

Er drückte ihm von neuem beide Hände. und der verblüffte Peter wußte nicht. worüber er sich mehr freuen sollte - über solchen Empfang oder über das rührende Wesen des Nabob oder über das wundervoll fließende Deutsch. das er sprach. Statt jeder Antwort streckte er ihm Onkel Bifchoffs geschlossenen Empfehlungsbrief hin. Herr Söderberg las ihn. lachte oft dabei in herzlicher Rührung und schüttelte sein feines. graulockiges Haupt. „Nein. so etwas! Das ist der alte Konstantin!“

- Konstantin? Stauden die beiden so miteinander? - „Ja. er ist ein großer Schelm! Ich behaupte. er ist sich gleich geblieben!“ Hierbei blinzelte der alte Däne. aus dem Brief aufblickend. den errötenden Jüngling an. „Ein Schelm. aber ein goldenes. vorzügliches Herz! O. ich verdanke ihm viel! Kommen Sie. lieber Freund - ich freue mich herzlich. Sie bei mir zu sehen! Ich kenne Ihre ganze Entwicklung! Ihr Onkel hat mir in seinen Briefen viel von Ihnen erzählt! Und nun find Sie plötzlich bei mir! Das ist reizend! Kommen Sie! Kommen Sie! Sehen Sie sich! Wir trinken zu Ehren Ihrer Ankunft ein Glas Sherry!“

Peter folgte dem Entzückten dumm. gehorham. in alles ergeben. Die Welt drehte sich - nun gut. er drehte sich mit. Er hätte jetzt blindlings Sherry zu trinken. das war freilich nicht das Schlimmste. Er vergaß sogar seine empfindliche Rückseite. ließ sich auf einen feinen Sessel niederdrücken und starrte seinem lebenswürdigen Wirt in die Augen.

„Nein! Nein!“ rief dieser felig. „Das muß ich doch sogleich meinen Töchtern erzählen!“

Auch das noch! . . . Ehe er ihn zurückhalten konnte. lief Herr Söderberg davon. O. Onkel Bifchoff! Onkel Bifchoff! Hatte er ihn also doch hineingelegt! Peter wäre jetzt am liebsten fortgelaufen. Sein Ärger. daß der listige Apotheker ihn mit der offenbar hochgradigen Freundschaft. die ihn mit dem Dänen verband. überrumpelt hatte. war

:07

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

vorläufig stärker als seine Freude. Er fühlte eine eigentümliche Angst und Befchämung. Es lag Schickfal über dieser Stunde. Irgend etwas noch Verborgenes mahnte ihn hier. bezeiten zu verschwinden. und es forderte zugleich von ihm. für lange da zu bleiben . . . Jedenfalls hatte Onkel Bifchoffs Witz den Fehlgriff getan. daß I. B. Söderberg in der Stunde der Not nicht der Anhalt für Peter sein konnte. den der Apotheker ihm gewünscht hatte. Sein Stolz regte sich mächtig. Er fühlte sich in der feltfamen Pracht fo ganz nur als Gast. daß er den Vorfall. einen Pump zu riskieren. trotzig von sich wies und zu verschweigen beschloß. welche Tragikomödie Peter Kranzens Reife nach Dänemark geworden war. Das hatte Herr Bifchoff nun von seiner Schlauheit - der Neffe würde vornehm. aber bettelarm. wie er gekommen. das Schloß seines Freundes wieder verlassen.

„Karin schläft noch - ich darf Sie nicht stören.“ Mit diesen Worten trippelte Herr Söderberg. ein Zwerg in der Berghalle seiner Bibliothek. wieder herein. „Sigrid ist im Bade - ich werde Sie nachher benachrichtigen.“ - Sigrid? . . . Sonderbarer Zufall! Peter begann an Teufelsfuk zu glauben. Warum begegnete ihm auch hier wieder der Name? „Wir werden einftweilen frühfücken. lieber Freund.“ fuhr Herr Söderberg fort. indem er sein Ärmchen um den großen Deutfchen legte. „Sie haben gewiß Appetit?“

„O ja.“ murmelte Peter. Überwältigend schwebte ihm ein Frühftück vor. das dem Stil dieses Hauses entsprach.

Herr Söderberg lächelte und drückte auf einen elektrischen Klingelknopf. Alsbald erschienen. wie auf göttliches Geheiß. zwei Diener und brachten etwas Wundervolles mit. Es war eine fürftlich gedeckte Tafel. auf der sich die erlesensten Dinge breiteten. Peter blickte nur auf einen koloffalen. leuchtend roten Hummer. der ihn ebenso freundlich anzublicken schien. Dann faß er dem eifrig ferverierenden Wirt gegenüber und ließ sich füttern. Das* hatte er nun wenigstens von dem Befußer. das dankte er Onkel Bifchoff -- er wurde satt! Mindestens für zwei Tage! Und dann kam Tante Lindas Geld nach Kopenhagen. und alles wurde gut. Wenn der liebenswürdige Brauereibefiher nur nicht fo verfängliche Fragen gefiehl hätte! Alles wollte er in seiner gutmütigen Neugier wissen.

Was Peter in Kopenhagen schon gesehen hätte. in welchem Hotel er logierte. Peter mußte sich jetzt :1018118 7010118 auf ein Gebiet begeben. das für ihn besonders schlüpfrig war - aufs Lügen. Als Konfufionarius pflegte er über der zweiten Lüge die erste zu vergeffen und verwickelte

Georg Hirfcbfeld: Auf der Schaukel
fich bald in Widerfrüäfe. So erklärte er mit Bef'timmtheit. im ..König
von Dänemark" zu wohnen. und hatte fpäter keine Ahnung. in welcher
Gegend der Stadt fein Hotel fich befand. In „Tivoli" hatte er fo gut
wie nichts gefehen. da er Himmel und Hölle verfchwieg. und die „lange
Linie" hatte er nicht gefunden, Herr Söderberg aber war ein Mann von
Welt. Er fchien bald Lunte zu riechen. merkte. daß Peter in Notlügen
hineintappte. aber er verurteilte das nicht. es gefiel ihm gerade. Leim-
fieder und Mufierknaben mochte er nicht leiden. Ein Wanderer follte
nur ein rechter Wanderer fein. Ein Künftler dazu. Peter gefiel ihm
außerordentlich. Er half dem Verlegenen und fprach nur noch über die
Glptothek mit ihm. Da konnte nun Peter. vom Champagner entflammt.
fein Feuer loslassen. Es tue ihm nur leid. erklärte er begeistert. daß
nicht Herr Söderberg der Stifter diefes Heiligtums fei. fondern Herr
Iacobfen. Ob denn fein Wirt diefen prachtvollen Iacobfen perfönlich
kenne?

„O ja!“ rief Herr Söderberg lachend. ..Recht gut fogar! Er ift
gefchäftli>f mein größter Konkurrent. künftlerifch aber find wir intime
Freunde. Das geht famos zufammen. übrigens hat fich Iacobfen mehr
auf das helle Bier und die Sammlung von Antiken gelegt. während ich
das dunkle Bier und moderne. befonders chriftliche Kunft bevorzuge.“
Sie [achten fich beide in einen luftigen Zynismus hinein und ver-
ließen. als das Frühftück beendet war. Arm in Arm die Bibliothek. Herr
Söderberg wollte feinem Gaft jeßt das Mufeum. das fein Haus barg.
zeigen und ihn dann in dem Garten herumführen. der eine Sehens-
würdigkeit des Landes war. Peter. der Glückliche. gefättigt und etwas
angeheitert. ging mit. Leife mahnend nur noch. wie aus weiter Ferne.
regte fich der Entfchluß in ihm. nach diefem Rundgange Abfchied zu
nehmen. Er befchloß vorläufig. zn verfchwinden. bevor er fich den Damen
des Haufes in feiner Schäßigkeit präfentieren mußte.
Der Menfch denkt. und Onkel Bifchoff lenkt. Peter vergaß alle
Vorfälze. während er die zauberhaften Kunftfchätze des Dänen betrachtete.
Was barg diefes Haus für Reichtümer. Hier thronte der Gipfel des
Gefchmackes. und nirgends machte fich ein aufdringlicher Snobismus
breit. alles war erlebt und empfunden. Am verwirrendften aber war
es für Peter. daß Herr Söderberg. den er doch für außerordentlich ver-
wöhnt halten mußte. fich an feinen Lobes- und Freudenausbrüchen aufs
höchfte delektierte. Er ging mit einem fo glücklichen Schmunzeln neben
dem jungen Deutfchen her. als erblickte er nach langer. ftaubiger Wan-
109

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

derung endlich eine Waldquelle. So kam es, daß Peter, als er das Museum verließ, mit erlesenen Gefchenken beladen war. Dingen, die ihm nicht im Traume eingefallen wären. Herr Söderberg schlug seine Protefie mit der feierlichen Erklärung nieder, daß die Freude des Gafies ihm einzig und allein den Wert foläfer Dinge bedeute.

Was folte daraus werden? -- Sie schrittu durch einen endlofeu, wunderfamen Garten. Durah rot blühende Alleeu. An Wafferpielen vorüber, die ihr filberblaues Naß in weiße Marmorbecken schäumen ließen. Ein Märchen. Noch schöner faft für Peters Gefühl'war der landwirtschafliche Teil, der an den Park grenzte. Die Treibhäufer, deren Glasdächer in der Sonne blitzten, und besonders der Obfigarten. Ungefüüm, in froh gefunder Pracht, brachen hier die edelsten Früchte aus allen Zweigen. Peter tat es feinem Wirte nach, indem er die lockendften über feinem Haupte abbrach und verzehrte. Plötzlich begann Herr Söderberg, der träumerifch gefüimmt war, wieder vou Onkel Bifchoff zu fprechen. ..Schade, daß er keine Frau fand. Er hatte nie den nötigen Glauben an ßeine Perfon, er hielt fich immer für zu häßlich. Bei bedeutenden Männern exiftiert dieses Hindernis oft nur in ihrer eigenen Einbildung, nicht im Urteil der Frauen. Schade, Er wäre auch der befie Vater geworden. Nun hat er Szi e wenigfiens. Ich kann mit vorftellen, wie lieb er Szie hat. O, ßein Szie ßich immer darüber klar, lieber Freund! Ich weiß, .mein Konfiäutin hat viele Stachel, die große Allgemeinheit verfieht ihn nicht, kann ihn gar nicht verfiehen - Szie aber werden ihn nicht verkennen!'

Peter nickte. Dann fragte er Herrn Söderberg in plötzlicher Ein- gebung, wie denn seine Freundschaft mit Onkel Bifchoff entfianden sei. Der Verfchloffene habe ihm nie davon erzählt. Sie schritten an einem fchwarzeu Weiher auf und ab, auf dem zwei Schwäne fchwammen, und Herr Söderberg erzählte, Es sei in Ägypten gewefen, vor 15 Jahren, bei einem Ausfluge zu den Pyramiden. Da hätten fie sich zuerft getroffen. Ihr Sammeleifer habe fie zusammengeführt, doch hätten fie sich auch menfchlich in der lauten Reifefellfchaft fofort verfianden. Vielleicht habe auch die gegenfeitige Sympathie, daß beide fo klein feien, mitge- fprochen. Sie feien zufammen nach Kairo zurückgekehrt, in dasfelbe Hotel, und dort habe Herr Söderberg ein Telegramm gefunden, das ihm den plötzlichen Tod feiner Frau mitteilte. Fern in der Heimat, jung und fchön. Sein Liebftes und Beftes. In diesem Höllenfuzr feines Glückes habe er eine Hand gefunden, die ihn feft hielt und nicht LL()

Georg Hirchfeld: Anf der Schaukel
verfinken ließ. Es war Konstantin Bifchoffs Hand. Aus der lichten
Heiterkeit der gemeinfamen Reife in dunkelstes Leid - fo entfand ihre
Freundfchaft. Der Mann, den er erfi wenige Tage gekannt, pflegte ihn
Tag und Nacht, als Schmerz ihn fieberkrank gemacht hatte. Er begleitete
den Witwer nach Dänemark zurück. Dann hätten fie fich nicht mehr
gefehen. Nur korrefpondiert. Nun wiffe Peter, daß Onkel Bifchoff ihn
nicht fchlecht empfohlen habe . . .

Peter ging mit gefenktem Kopfe neben Herrn Söderberg her. Sie
näherten fich wieder dem Haufe. Plößlich rief der Däne mit leichterer
Stimme: ..O, da kommt ja Sigrid! Nun kann ich Szie wenigftens
mit meiner älteren Tochter bekannt machen!“

Als der junge Deutfche erfäjoäen aufbliäte, fchritt fchon eine
fchlanke, hell gekleidete Mädchengefalt auf ihn zu. Sie hatte lockeres,
vom Winde bewegtes Blondhaar und große, blaue Augen. Ihr Gang
und ihr Wefen trugen die liebenswürdige, freie Selbiverftändlichkeit
der Dänin. Sie wußte fchon, wer Peter war, und ftreckte ihm herzlich
die Hand hin. Diefer aber, als er fie in der Nähe fah, fand wie vom
Donner gerührt. War das Spuk oder Wahrheit?! - Sigrid war
Sigrid von Onkel Bifchoffs Bild! - Keine Rede von Pummernickel
oder Pumpernickel - Söderberg war Sigrids Name! Keine Rede
von berühmter Schaufpielerin, die ..vor fünfzehn Jahren 'mal fo aus-
gefehen habe!“ Das Bild war funkelnagelneu! Wie Peter fie feit
SchnattersheimerTagen im Herzen trug - fo fah das Mädchen aus!
O Fuchs, o unergründlicher Fuchs von Apotheker! - Das war fein
letzter, größter Streich! - Darauf war Peter Kranz hineingefauft, wie
noch nie auf etwas! - Er hörte förmlich den kleinen Bosnickel in feinem
Laboratorium kichern, wenn er fich Peters Verblüffung vorstellte. O,
dieser Apotheker! - -

Sigrid fah den Verwirrten etwas erftaunt an und fchritt dann
fchweigend neben ihm her.

„Wie geht es Karin?“ fragte der Vater.

„Ganz gut.“ war die Antwort. ..Sie kommt zu Tifch.“

Herr Söderberg wandte fich jetzt zu Peter. ..Ift es Ihnen recht,
daß wir im Hotel dinieren, lieber Freund? Wir pflegen es hier immer
zu tun, und für Szie ift es doch auch intereffant, die Badegefellfchaft
dort zu beobachten. Es ift die elegantefie, die wir haben. Wir gehen
um Zwei hinüber und finden dort einen Freund aus Kopenhagen, den
ich ebenfalls eingeladen habe.“

LLL

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

Peter nickte. Ihm war jetzt alles recht. Wogegen follte er sich überhaupt noch wehren? Nur ein Entschluß stand in ihm fest. als er Sigrid. dieses Leben gewordene Bild. mit einem scheuen Blick traf: Er mußte e. bevor man in das Hotel ging. seinen äußeren Menschen rehabilitieren. Er durfte sich vor ihr nicht lächerlich machen. Es blieb ihm nichts anderes übrig. als sich Herrn Söderberg anzuvertrauen. ihm seine Kopenhagener Jrrfahrt zu schildern und Hilfe zu erbitten. Ängstlich blieb er immer einen Schritt hinter Vater und Tochter zurück. um die gefährliche Rückseite nicht in ihren Gesichtskreis zu bringen. Er machte aber dadurch allmählich den Eindruck. als ob er übertrieben devot oder am rechten Bein verletzt wäre. Sigrid blieb deshalb in seinem Mitleid gleichfalls zurück und feigerte Peters Verlegenheit ins Unermeßliche. „Was ist Ihnen? Sind Sie nicht wohl?“ fragte schließlich Herr Söderberg beforgt.

„Haben Sie sich den Fuß verletzt?“ fragte das junge Mädchen. Auf diese ungeheure Frage blieb Peter die Antwort schuldig. Jnkinktiv erklärte Sigrid plötzlich. daß sie noch Toilette machen müsse. und entschuldigte sich. indem sie dem Deutschen liebenswürdig. aber auch ein wenig schalkhaft zulächelte. Er sah ihr nach und konstatierte. daß sie wunderbar schön sei. Dann wandte er sich zu ihrem Vater und beichtete alles. Das Resultat war. daß Herr Söderberg sich den Bauch hielt und fast weinte. „Reizend! Reizend!“ rief er immer in den höchsten Tönen. „Aber warum haben Sie mir das* nicht längst gefagt! O. Sie müssen die Geschichte bei Tifch noch einmal erzählen! Das ist eine prächtige Unterhaltung für alle!“

„Aber. Herr Söderberg - in Gegenwart der jungen Damen -!“
„Nun. da können Sie ja von Tivoli einiges fortlassen! Obgleich da auch nichts genießen würde! Sie haben sich übrigens übertriebene Sorgen gemacht! Ihr Anzug ist ja besser. als Sie meinen!“
* „So? Und der Riß. Herr Söderberg. der Riß?“

Der Däne wifchte sich die Augen. „Ja. d er freilich! Aber den hätten Sie auch riskieren können! Im Hotel lebt jetzt eine so dekadente Gesellschaft von Modenarren. daß man das am Ende für das Allerneueste gehalten und Ihnen nachgemacht hätte! Aber nun kommen Sie. kommen Sie geschwind. Hier sind vorläufig hundert Kronen. nicht wahr? Und nun kleiden Sie sich um!“

Nach einer Stunde schon erschien ein völlig verwandelter Peter in der Bibliothek. Herr Söderberg klatschte in die Hände. als er ihn sah.

L12

"eq-

xi'

..

k*:

c..

1U?-

'

kk

→, r;

L. Fahrenkrog:

Iefus und das Kind.

EMPTY

Georg Hirchfeld: Auf der Schaukel und führte den fiattlichen Gafi triumphierend ins Freie hinaus. Man fah es dem kleinen Herrn an, wie viel Mühe es ihn kofiete, den jungen Damen, die fich ebenfalls einfanden, nicht fofort Peters Gefäfichte zu erzählen. Karin, Sigrids Schwefier, war noch etwas größer und fchmaler als diefe, eine dunkle, blaffe Schönheit. Sie trug den Stempel des Leidens in ihrem ftilen Gefichte. Peter empfand fofort, daß fie eine aus dem Leben Schwindende war. Doch da fie fich heiter und freundlich zeigte, verlor fich fein fchmerzliches Gefühl bald wieder, und er folgte felbficher, als hätte er niemals anders ausgefehen, an Söderbergs Seite den jungen Mädchen, die untergefaßt vorausfchritten.

Etwas zaghafter folgte er dann den Einheimifchen in den Speife- faal des Hotels, der eine gewaltige Ausdehnung hatte und ein feiliches Bild bot. Die Wohlgerüche der Toiletten und guten *Speifen mifchten fiäz. Es flimmerte ein feines, mattgoldenes Mittagslicht über dem Teller- geklapper und fröhlichen Geplauder. Zwifcheu den mittelften der Säulen, die den Prunkfaal ftüßten, fiedelte eine Zigeunerkapelle in fchmucker Uniform. Die Herren Kellner aber flogen lautlos, mit vor- nehmer Gravität umher und machten Gefichter, als hätten fie die fchönen Damen fo fchön gepflegt, die eleganten Herren fo elegant gekleidet. Herr Söderberg ergriff mit feiner Gefellfchaft von einem refervierten Tifch Befitz, der an einem der breiten Fenster fiand und aus dem Menfchen- lärm fort einen Ausblick auf die ftill bewegte Meeresfläche erlaubte. Er fah fich prüfend um und erwiderte freundlich mehrere ehrerbietige Be- grüßungen. „Er ij noch nicht da.“ fagte er dann und zog feine grüne feidenen Handfchuhe aus.

„Er wird wieder den Morgenzug verfäumt haben.“ meinte Sigrid lächelnd.

Um w e n es fich handelte, wußte Peter nicht und war auch gar nicht darauf neugierig. Er hatte genug damit zu tun, das letzte Unbehagen der fremden Kleider zu überwinden, die aus Gabriels, des Kammer- dieners, befter Zivilgarnitur beftanden. Herrn Söderbergs Garderobe hätte nur für einen fünfzehnjährigen Peter gepaßt. Endlich hatte er fich zurecht gerückt und konnte fich nun der angenehmen Betrachtung der jungen Mädchen widmen. Sigrid gewann den Preis. Sie erfüllte und* verftärkte im Leben, was fie im vagen Traum verfprochen hatte. Geradezu beglückend aber war es für ihn, bei ihr diefelbe Beobachtung machen zu können, wie bei vielen Kopenhagenerinnen. Auch fie war frifcher und lebenskräftiger als die Gefaltten aus „Niels Lyhne“. Alles

8 UZ

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

leuchtete an ihr. das Haar. die Augen und der schöne Mund. Ein fanftes ftilles Leuchten war es. wie eine Sonne hinter Nebelfchleiern. aber fiark doch und fiegreich gewiß in entfefeller Leidenfchaft. Karin aber. Karin war der Mond. Eine bleiche Leuchte der Nacht neben diefer Morgenfonne. Schwermut der Vergänglichkeit. kindliches Wiffen vom großen Auf und Nieder. Blühen und Welken. Wie rührend war es. unvergeßlich für Peter. die Sorge der Gefunden um die Kranke zu fehen. Sigrid faß neben der Schwefier. bediente fie wie ein Kind und ließ ihr Wohlergehen keinen Augenblick außer acht. Sie zeigte auäf eine wunderbar gütige Freude darüber. daß Karin fich. offenbar dem Gaft zuliebe. aufgerafft hatte und mit in das Hotel gegangen war. Karin aber lehnte gleichfam ihr zartes Köpfchen an die ftarke Gefundheit der Schwefter - fie lächelte oft mit einer fchweren. fchmerzlichen Süße und wußte zu fchweigen. ohne die Lebhaftigkeit der anderen herabzudämpfen.

„Es ift fchade.“ wandte fich jest Herr Söderberg kauend an den verträumten Gaft. der das köftliche Effen kaum zu beachten fchien. „daß Szie in Kopenhagen noch keinen Eicerone hatten. Hätten Szie uns nur gefchrieben! Sigrid wäre ja fofort hineingefahren und hätte ßich Ihnen zur Verfügung gefällt!“

Peter durehfuhr es. Diefe Möglichkeit. die der Vater mit graziöfem Freimut anbot. beglückte ihn noch in der Vergangenheit. Er fah Tage hinter fich. Tage . . . ! Kopenhagen. das wahre Kopenhagen wäre erfi gekommen. Dann aber fiel ihm ein. daß er feiner Begegnung mit Robert Waldgren noch gar nicht Erwähnung getan hatte. Der Verdacht. daß man Waldgren hier perfönlich kannte und dem feinen Jroniker Peters Jrrfahrt als willkommenes Sujet hinterbringen könnte. hatte es ihn verfhweigen laffen. Jetzt aber war es ihm ganz gleich - er benüßte den Gefprächsstoff und fchilderte bis ins Kleinfte. ein treues Porträt des Dichters liefernd. die wunderliche Bekantfchaft. Warum lachte man aber fo ftark dabei? Viel ftärker. als der Humor der Gefchichte eigentlich verdiente? Herr Söderberg wifchte fich die Augen. Sigrid lehnte den weißen Hals weit über die Stuhllehne zurüä und ftieß die wohl lautendften Lachtöne hervor. Karin fogar lachte faft erfchrocken und fchien mit holder Gutmütigk'eit zu konfiatieren. daß man in diefem Leben aua) fo luftig fein könne. Auf das fragend befürzte Geficht des Gaftes hin klärte Herr Söderberg ihn auf. Robert Waldgren war ein intimer Freund feines Haufes. Der Gafi. den man hier noch am Tifch erwartete. war kein anderer. als er. Jetzt gab Peter es auf. Er wunderte fin, von nun an

Georg Hirchfeld: Auf der Schaukel

über kein neues Abenteuer mehr. Er erwartete jeden Augenblick, daß auch die ..bedeutende Porträtmalerin“ und die ..Führerin der Frauenbewegung“ aus dem Eafs Brifiol erfcheinen würden. Auch hätte es ihn kaum gewundert, wenn Abraham Levy, der Pfandleiher aus der BahnhofstraÙe, und Rita, die Sängerin von Tivoli, eingetreten wären und vor verfammelter Menge ein Das (le (lc-11x getanzt hätten. Ein törichter, groÙer, märchenhafter Kreislauf wurde ihm das Ganze. Ein Zauber- ring, der sich immer fofort wieder fchloÙ, wenn man ihn eben aufgeprengt hatte. Und als Herr Robert Waldgren sich jeÙt wirkli naherte mit feinem leifen, entzückenden Satyrlacheln, da ging der Deutfche dem Uberrafchten entgegen und fchüttelte ihm emphatifch die Hand. Waldgren, der von Söderberg aufgeklärt wurde, fragte Peter fofort in feiner rafchen WeiÙe aus, wie es ihm feit ihrer letzten Begegnung in Tivoli ergangen sei. Peter wurde rot, und Herr Söderberg, das alte Kind, machte bittende Augen, indem er den lachenden Mund fpiÙte. Da dachte Peter an den Weisheitspruch von den „Beften, die sich felbft zum Beften haben können“. Er erzählte alles. Es war fonderbar. Er brauchte von Rita, Himmel und Hölle, nichts zu verfchweigen. Sigrid und Karin waren keine Schnattersheimer Mädchen, nicht einmal Karlsruher. Es hatte etwas eigentümlich Holdes, fie Dinge erfahren zu fehen, die der deutÙche Moralbegriff aus ihrem Gefichtskreife gebannt hätte. Sie waren innerlich reif und hatten faft einen Altersfchimmer im Herzen, diefe blühenden Gefchöpfe, Sie verftanden alles infektiv, mit reinem, fernem Urteil. Sie konnten lächeln und lachen. Menfch fein, wenn Menfchliches sich enthüllte. Peter aber wurde wie ihr Bruder. Konftantin Bifchoffs Neffe gehörte zum Kreis. Der Dichter sah es, und ein lächelndes, freies Begreifen fchuÙte ihn fofort vor Eiferfuft. GroÙe war Robert Waldgren, dem gelenkigen Dandy, dem ModeergoÙen der Flachheit, inne, wenn es darauf ankam. Seine fchwarzen, etwas fchief geftellten Augen irrten in feiner Unraft von dem glücklichen Deutfchen auf die lachende Sigrid hinüber, von Sigrid auf die bleiche Karin. Hier verweilten fie, und der Mund, der faft tierifch fein konnte, fchloÙ sich jetzt zu zartefter, gutigfter Menfchlichkeit.

Man hob die Tafel auf und ging aus der geraufchvollen Hive in die frifche Freiheit des Strandes hinaus. Weithin dehnte sich der blaue Sund. Silberne Wellenkämme fpielten mit SonnenbliÙen. Karin ging an Waldgrens Arm. Peter sah es, aber er fühlte es ohne Zögern als gewiÙ, daÙ der Dichter dem kranken Mädchen nur ein milder Freund und g* :15

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

Berater war. Als er in feiner keufchen Sprödigkeit, möglichfi gleichgültig. Sigrid andeutete, wie hübfch er den Anblick der beiden fände, fagte fie mit dankbarem Aufleuchten: „Ja! Ohne Waldgren hätten wir Karin nicht mehr. Er hat fie ruhig gemacht. Sie hat keine Hoffnung, aber fie freut fich an dem, was ifi.“

„Ifi fie fo leidend? . . . Weiß fie's?“

„Ja. Aber Robert Waldgren hat die Macht, ihr Wärme und Licht zu geben. Jeden Nachmittag kommt er aus Kopenhagen zu uns hinaus und befchäftigt fich ftundenlang nur mit Karin. Er lieft ihr vor. Er weiht fie in alles ein, was ihn befchäftigt. So täufcht er fie über das Schwerfte hinweg, gibt ihr Wahn und fchöne Träume. Er hat es mir felbfi gefagt, daß der eigentliche Wert feiner Kunft für ihn darin befteht, der letzte Arzt für Karin zu fein.“ 7

„Das ifi wundervoll . . . Das ifi ja eigentlich mehr als alles, was wir anderen wollen können! . . .“

„Es ift jedenfalls etwas Großes.“

„Nein, Fräulein Sigrid! Ein Leben erhalten, folch' ein Leben, mit feiner Kunft! Das ift das eigentlich Wahre!“

Sigrid fchwieg. Sie wußte, daß ein Deutfcher den überfchwaug brauchte, etwas Höchftes und pofitiv Letztes, das er anbeten konnte. Auch gab fie ihm in diefem Augenblick recht, als fie den dunklen Gefalten nachfah, die langfam in der -Farbenfülle des Nachmittags weiterfchritten, „Kennen Sie Bücher von ihm?“ fragte fie leife.

„Kein einziges - iä fäfäme mich faft.“

„Lefen Sie ‚Sigrid und Karin‘.“

„Richtig! . . . Mein Gott, find Sie das etwa!? . . . der Irrgarten hört nicht auf!“

„Wie meinen Sie das? - Er hat meine Schwefter und mich darin gefchildert. Zu fehr beinahe. Nur gefchildert, wiffen Sie, mit feinen Augen. Ich liebe das Buch als Kunftwerk und habe doch Angft davor. Ich werde mich an einen Dichter nie gewöhnen können.“

„Wie hängt das eigentlich zufammen.“ fragte Peter nach einer Weile. „Er wollte mir in Kopenhagen feinen Namen nicht nennen, weil er bald einen a n d e r e n Namen tragen dürfe, der fein wahrer fei?“

Sigrid lächelte. „O, wiffen Sie nichts von Robert Waldgrens Namensfuche?“

„Namensfuche?“

„Ja, Er hat in einer Chronik gefunden, daß er aus einer morga- Mein Gott.“

Georg Hirchfeld: Auf der Schaukel
natiſchen Ehe des alten Herzogs Gyldenlöwe ftammt. alfo von der vor-
nehmſten Familie des Landes. Nun trachtet er feit Jahren danach. daß
der König ihm das Recht. dieſen Namen zu führen. verleiht. Waldgren
von Gyldenlöwe. Viele lachen darüber. Ich aber verftehe es von ihm
aus. Er ift ein großer Patriot und empfindet es leidenschaftlich ernſt.
nicht nur als Dichter ein Edler zu heißen. Es ift bei ihm keine Eitelkeit.“
..Alfo darum! . . . Na. ich weiß nicht! Mir hätte er ſchon fagen
können. daß er Waldgren heißt!“

Sie hatten wieder das Haus erreicht. Herr Söderberg begab ſich
hinauf. um der Ruhe zu pflegen. Waldgren folgte Karin in ihr Zimmer.
wo er ihr vorlefen wollte. Ohne eigenes Dazutun blieben Peter und
Sigrid allein. Sie bezwangen eine leife Erregung. die ſich unwillkürlich
ihrer bemächtigte. durch den gemeinfamen Entſchluß. eine Gartenpromenade
zu machen. Der Tag war brütend heiß. ..Der Wind hat ſich gedreht.“
meinte Sigrid. ..Es kann noch ein Gewitter geben.“

..Bei dieſem klaren Himmel?“ fragte Peter.

..Ja . . . Das kommt ſchnell . . .“

Sie kamen durch eine ſchattige Kaftanienallee in einen Teil des
Gartens. den Peter noch nicht gefehen hatte.

..Wollen wir ſchaukeln?“ fragte Sigrid jeßt plößlich mit kindlichem
Lächeln. ..Hier in der Nähe habe ich zwiſchen zwei uralten Bäumen eine
prachtvolle Schaukel angebracht. Ich ſehe mich oft hinauf. wenn es fo
heiß ift. und laſſe mich treiben. Es ift ein fo fillles. befchauliches Glück
und macht einen rafch zum Kinde. wenn man ſich einbildet. Gott weiß
wie erwachſen zu fein.“

Peter nickte und folgte ihr. Ein von hohen Bäumen umftandener.
befchatteter Rafen war Sigrids Spielplaß. Sie prüfte die Stricke der
Schaukel und ſchwang ſich graziös hinauf. Peter. in dem der Schnatters-
heimer Spielkamerad erwachte. war es das größte Vergnügen. der Schaukel
fanfte und doch energifche Stöße zu verfeßen. fo daß die ſchlanke Sigrid
weit in die Höhe und tief in die Tiefe flog. Sie jauchzte - wie entzückte
ihn das. Er verfuchte es immer von neuem dazu zu bringen. daß ihre
Stimme fo hell und klar. fo fehnfüchtig ſchönheitsbang. wie ein Vogel.
tönte. Sie ſtreckte ſich in ihrer ganzen gertenhaften Schlankheit. und die
feinen Füße hielt ſie forglos gefpreizt. Immer weiter ſchaukelte der
ftarke. deutſche Bär das feine Dänenkind. Bis ſie atemlos um Anhalten
bat. und ihr anmutiger Gerechtigkeitsſinn forderte. daß nun auch er die
Freuden des Schaukelns erführe. 1 Er ſchwang ſich hinauf. und ſie tat ihm

Auf der Schaukel Georg Hirf'chfeld

jest den Dienfi. zu fioßen und aufzumuntern. mit nicht geringerem Eifer,
Der fiille Garten hallte von dem hellen Gelächter der jungen Menfchen
wider.

„Werden wir auch Ihren Herrn Vater nicht fioeren?“ fragte Peter
plötzlich beforgt.

Sigrid nickte. „Das könnte fein! Jawohl! Wir wollen lieber
aufhören! Bleiben Sie ruhig oben fioßen! Hat es Ihnen gefallen?“
Peter faß nachdenklich auf dem Brett. mit den Händen die Stricke
umfassend. und ließ die Beine baumeln. Lächelnd fah er auf die er-
hißte Sigrid nieder. „Die Schaukel ifi ein Symbol für mich.“ fagte er
dann langsam. „Für andere Leute wahrfcheinlich auch. Aber für mich
befonders. Wenn ich mir alles ins Gedächtnis zurückrufe. was ich auf
meiner Reife bisher erlebt habe. Bald hoch oben. bald tief unten - bald:
was koftet die Welt?. bald: wer leiht mir einen Grofchen! Gott im
Himmel! Es ift wunderbar! Aber wiffen Sie. Fräulein Sigrid. was ich
fürchte?“

„Nun. was denn?“ fragte fie. die Hände im Rücken gefaltet. während
fie ernfi und klar zu ihm empor fah.

„Daß - daß der Ruhepunkt. die Mitte. mein' ich. die doch fchließlich
nötig ift. nicht in der Höhe. fondern unten liegt.“

„Der Ruhepunkt? . . . Ja. ja . . . Aber nicht das Glück und nicht
das Schöne! . . .“

Er fchwieg. er fah fie bewundernd an. Er fah nur noch Sigrid
Sie fühlte. daß er ihr recht gab. Nach einer Weile fchritten fie dann wie
fpielemüde Kinder dem Haufe zu.

„Ich würde Ihnen gern meine Bilder zeigen.“ fagte Sigrid. „IG
male nämlich auch. Haben Sie Luft dazu? Bitte. fagen Sie es ganz
offen - ich bin nie gekränkt in folchen Dingen.“

Anfangs war Peter etwas beforgt. Er hatte nun einmal eine
troßige Voreingenommenheit gegen malende Damen. Dann aber war
er doch zu neugierig und ging mit. Sigrid hatte in einem Wirtschafts-
gebäude ein geräumiges Atelier. Er befah ihre Bilder und war verblüfft.
fo firenge. fafk männliche Arbeiten zu finden. Nichts von der zarten,
blonden Sigrid. Alles Wille. ohne Eitelkeit. ohne Traum. Faft auch ein
wenig ohne Glanz. Diefte Bilder erinnerten ihn lebhaft an die eigenen
aus der Schnattersheimer Periode.

Sigrid fah ihn nachdenklich werden und fagte rafch: „Mir gefällt
jedt auch nichts mehr davon! Es ift nur Arbeit!“

Georg Hirchfeld: Auf der Schaukel

„Das ist schon was . . .“

„Etwas Unentbehrliches. ja. Aber ich möchte jetzt Weicheres.

Freieres. Froheres malen! Farben will ich mir erobern!“

„Ich auch!“

„Sie auch? . . .“

„Gewiß! Mir ging es ganz ähnlich. wie Ihnen. Ader seitdem ich in Dänemark bin. fühle ich. daß ich ein anderer werden muß. Mein nächstes Bild wird. das schwör' ich hiermit feierlich. die Schaukel im Garten! Und Sie darauf. wenn Sie Luft haben!“

„Gern!“ Sigrid trat zum Fenster. „Aber in dieser Stimmung lieber nicht. Es kommt ein Gewitter. Hören Sie? Es pfeift und fängt schon!

O. es wird wundervoll! Wollen wir rasch zum Strande hinunter?!“

Peter war dabei. Sie warfen Ledermäntel um und trabten. von aufgewirbeltem Seefand umprallt. in die tosende Freiheit. Kein Mensch war jetzt am Strande. Die Hoteleganz verkroch sich in ihre Zimmer.

Waldgren. der Diäner. faß immer noch bei Karin und las ihr aus feiner Tragödie vor. Maler und Malerin aber. lachend und beglückt. liefen an dem ungeheuren Raufchen entlang und fürchteten mit wilder Luft nicht den Regen. der niederprasselte. nicht die Blitze. die rötlich aus Wolkenklüften fuhren. nicht den Donner. der unaufhörlich brüllte. Sie fürchteten sich nicht. Sie erlebten alles. Plötzlich aber blieb Sigrid stehen. stieß sich auf Peters Arm und deutete erbleichend auf die dunkelgraue See hinaus. „Dort!“ rief sie heifer. „Dort!“

„Was denn. Fräulein Sigrid?!“

„Die Buben vom Gärtner sind wieder draußen! Die Schlinge!

Das Wetter hat sie überrascht! Sie können nicht zurück!“

Jetzt erkannte Peter. worauf ihr bebender Finger deutete. Sehr weit hinaus. zwischen schaukelnden Wasserbergen. kämpften zwei unvorsichtige Schwimmer. Sie kamen immer mehr vom Strande ab. Man sah es.

Sie schrien wahrscheinlich jämmerlich - man konnte es nur im Tosen der Elemente nicht hören.

„Gott. lieber Gott!“ flüchelte Sigrid. „Niemand weiß es! Der arme Vater! Bis wir Leute holen. sind sie fort!“

Peter antwortete nicht. Er warf den Mantel ab. hierauf noch Gabriels. des Kammerdieners. Feiertagsrock. und im Nu hatte er auch die Stiefel von den Füßen. Jäh entschlossen trat er mit feinen starken Beinen in die Flut. Er kannte die Richtung. „Bad Nummer zwei!

Ganz schön!“ durchfuhr es den Erhöhten in diesem Moment. trop aller

Auf der Schaukel Georg Hirchfeld

Gefahren. Sigrid fiarrte ihm nach, bittend, fegnend. Ießt war er fchon weit. Wie er kämpfte! O, ein Deutfcher! Bald verfchwand er zwifchen Wafferbergen, bald ragte wieder fein blondes Haupt. Und endlich -
„Er hat fie!“ fchrie Sigrid und fank in die Kniee.

Da kam fchon der Retter. Göttlich behütet kam er durch die Flut zurück. An jeder Hand fiihrte er ein halb ohnmächtiges Kind. Er gab die Buben dem Vater, der mit Hunderten inzwifchen herbeigeführt war. Dann befah er fich felbft lachend.

„Wieder mal reparaturbedürftig!“ Sigrid brachte ihn rafch ins Haus.

* 'K 'lt

Eine Ohnmacht hatte den fiarken Peter doch gefällt. Von welcher Erregung fie ftammte, wußte er nicht. Erfchöpfung, Sehnfucht, Liebe? - Kurz, fie war da. Doch als er jekt nach mehreren Stunden erwachte, neigte Sigrid fich über ihn, war Sigrid in dem nachtdunklen Zimmer mit ihm allein und fprach die folgenden Zauberworte: „Was Sie getan haben, ift mehr, als durch Kunft ein Leben erhalten. Ja, Es ift mehr. Ich verehere Robert Waldgren, aber Sie habe ich lieb.“

Wie wunderlich! . . . Das Schaukelfpiel! . . . Er träumte wohl wieder . . .

„Staunen Sie, daß ich es fage?“ fragte die Dänin und hatte Tränen in den ernften Augen. „Man muß doch ehrlich fein. Oder bin ich Ihnen gleichgültig?“

„Ich ftaune.“ flüfierte Peter. „Ich bin noch immer auf der Schaukel. Aber es ift Wahrheit - ja - hier im Norden ift die Schönheit immer Wahrheit. Laß mich bleiben.“

„Laß mich bleiben!“

„Sigrid!“

"e O *

- Der Zauberring hatte fich gefchloffen. Ießt offenbar für lange. Peter kam es fogar in diefen leuchtenden Tagen vor: für immer. Die großen Glücksfälle hatten noch kleine in der Gefolgshaft. Von Tante Linda kam ein Brief. Das Geld, das darin lag, machte Peter nicht den leifefien Eindruck - aber die freie, liebenswürdige Auffaffung der alten Schnattersheimerin für feine Abenteuer, die aus dem Begleitfchreiben klang, entzückte feinen Familienfiolz. Und dann - fein Koffer, fein ein'-
120

Georg Hirchfeld: Auf der Schaukel
famer Koffer vom Berliner Bahnhof war wieder da. und Mutters Siegel-
ring natürlich auch. bei Abraham Levy pünktlich eingelöst. Kopenhagen
aber wurde jeßt erfi wirklich Kopenhagen. Mit feiner holden Braut am
Arm. felbficher. ein halber Däne. fchritt Peter durch die Oeftergade.
Schon bei der erfien Promenade vertraute er Sigrid an. welchen'Schaber-
nack Onkel Bifchoff ihm in bezug auf ihre Perfon gefpielt habe. Sigrid
Pummernickel von vor 15 Jahren! Die wahre Sigrid lachte von Herzen
darüber und freute fich wie ein Kind darauf. den treuen Freund des
Vaters bei der Hochzeitsreife aufzufuchen. Als das Brautpaar an diefem
Abend in Waldgrens Gefellfchaft nach Marienlyfi zurückkehrte. brachte
Herr Söderberg ihnen 'ein Telegramm entgegen. Onkel BifchoffsAntwort
auf Peters Verlobungsnachricht. Der vergnügte Alte wollte es felbft
vorlesen. doch Karin. plößlich belebter. als je. nahm es ihm. ganz refolut
aus der Hand und las mit zitternder. erhobener Stimme: ..In Schnatters-
heim großes Erdbeben vor Jubel. Schnatter fließt rückwärts. Tante
Linda und ich grüßen alle. Es lebe Peter. der Entdecker. und Sigrid. die
ihn fehen lehrte.“

L2]

Gufiav Falke:

Die beiden Spieler.

Auf den Tisch schlägt Ehriftoph Buchwald: „Es gilt!“

Hei, wie die beinernen Glücksjäger tanzen!

Detlev Brockdorffs hämmernde Stirnader fchwillt.

Seine Blicke find wie faugende Wanzen.

Acht Augen? Nicht mehr? Ehriftoph Buchwald wird blaß:

Der Teufel warf das!

Acht Augen nur? - Detlev Brockdorffs Hand

Wägt fchüttelnd die Würfel. Die raffeln fo eigen.

..So werft dem!“ -- Schweigen. --

..Reut's Euch?“ -- -** „Pah! -- -

- -- „Dal“ - --

Wie ein Wetter hagelt's. „Sieben!“ -- Verloren!

Kalkweiß wird Detlev Brockdorff jest.

Ehriftoph Buchwalds herrifche Augen höhnen.

Ihr Höchfies haben fie eingefeßt:

Den Söhnen galt es. den eigenen Söhnen!

Ihr eigen Blut verspielt. verzecht!

Detlev Brockdorff warf fchlecht!

Sieben Augen nur! Sein fingernder Griff

Fiebert am Dolch. Die Zähne blecken.

Detlev Brockdorff läßt das Meffer ftecken.

Edelmannswort! -

Mord?

Wer fagt das? Ehrliches Spiel war's! Verwürfelt!

122

Detlev Brockdorffs flachshaariger Knabe fchreit.
Daß die Gäule im Stall fchrecken und fcheuen.
Detlev Brockdorffs Rock ift von Blut befpeit.
Ießt geht Detlev Broädorff in einem neuen.
Wer fchilt Detlev Brockdorff? Die Schuld ift bezahlt.
-- Ehriftoph Buchwald prahlt
Und krümmt wie zum Würfeln die hohle Hand:
..Fortunas Neft!“ - In der Totenkapelle
Brennen fieben große. helle
Kerzen am Sarg.
Karg
War das Becherglück immer dem Detlev Brockdorff.
123

Ernst Otto Nodnagel:

Die Entwicklung des deutschen Liedes von
Richard Wagner bis Hugo Wolf.

Schluß.

Der Vortritt in dieser Reihe gebührt dem Meister, der heute fast
unbefritten als Führer der musikalischen Moderne gilt und auch seit
einigen Jahren an der Spitze unserer wirtschaftlichen Interessenverei-
nigung, der „Genossenschaft deutscher Tonkünstler“ steht. Ich meine natür-
lich Richard Strauß. Daß dieser ebenso kühn wie geniale Ton-
dichter heute Mode ist, das darf man ihm nicht zur Last legen. Es gehört
zu den unberechenbaren Kapriolen des vielköpfigen Omnivoren Publi-
kum. Und warum soll dieses respektable Ungeheuer nicht auch einmal
zur Abwechslung einen Straußenmagen haben?! Soviel ist sicher: be-
quem gemacht hat Strauß sein Modewerden weder sich noch - feinen
Hörern.

Der Schwerpunkt seines Schaffens liegt, wie männiglich bekannt,
auf dem Gebiet der Sinfonik. Als Orchesterkomponist gelangte er schon
in sehr jungen Jahren zur allgemeinen Anerkennung, und auf dieser
seiner eigenen Domäne erwies er sich denn auch früh schon als Pfad-
finder und Bahnbrecher. Lebt hat sein Entwicklungsweg ihn zu so
schwindelnden Höhen geführt, daß man in seinem und der Kunst In-
teresse ihm nur wünschen möchte, völlig - f c h w i n d e l f r e i zu bleiben.
Durch das gesamte Schaffen dieses geistreichen und virtuosen Künstlers
geht ein gewisser Zwiespalt, der am deutlichsten in seiner Lyrik zutage
tritt. Vieles in seinen Werken erscheint allzu sehr gefucht, und dem
steht anderes gegenüber, das allzu leicht gefunden scheint.

Gar manche Einzelheit in der Orchestermusik von Richard Strauß
ist so gewagt, daß sie selbst radikalsten Musikern unverständlich bleibt
und nur von denen für Musik ausgegeben werden kann, die vor jeder
Note aus der Feder des einflussreichen Künstlers Kotau machen. Aber
doch verfällt der Tondichter recht oft auch ins entgegengesetzte Extrem;

124

E. O. Nodnagel
Zdeutliches Lied v. Wagner bis Wolf

alles technische Raffinement bringt dann nur noch deutlicher zum Bewußtsein, daß es nur Maske, nur Pöfe ist, durch die Alltäglichkeiten sich interessant machen wollen. Allerdings glaube ich, daß Hugo Wolf das Kind mit dem Bade ausschüttete, wenn er in einem Briefe an mich Strauß als unecht und als „mediokre Erscheinung“ hinzustellen fuchte und mir meine Bewunderung des Straußschen Schaffens tadelnd vorhielt. Man braucht nicht blind zu sein gegen die Schattenseiten des neuesten Hofkomponisten, den Vorzügen feines eminenten Könnens und feiner gewaltigen Gefaltungskraft braucht man gleichwohl darum nicht ungerecht zu werden.

Auch in der Lyrik von Richard Strauß find feine liebenswürdigsten und gefälligsten Gaben nicht die eigenartigsten. Wo feine Melodik am üppigsten quillt und am fanglichsten, da fließt feine Erfindungskraft oft am spärlichsten, wo er andererseits in Stimmungsausdruck und Erfindung am interessantesten charakterisiert, da ist feinen Werken oft gar nicht mehr mit dem Maßstab der musikalischen Logik beizukommen.

Sehr häufig hört man einen anderen modernen Tondichter mit Strauß in einem Atem nennen, der auch feine persönlicher Freund ist und dennoch wird man schwer größere künstlerische Gegenfäße finden, als zwischen dem eben charakterisierten Straußschen Stil und dem künstlerischen Ausdruck der Individualität Max Schillings!

Auch in dieses Künstlers Schaffen liegt der Schwerpunkt auf anderem Gebiete, als dem lyrischen. Aber auch in feinen musikalisch reichen reifen Tondramen offenbart sich Schillings als der geborene Gefangkomponist. Wenige haben in gleichem Maße, wie er, den Sinn für die große gefangliche Linie. Er ist der geborene Pathetiker, und dazu bestimmt ihn ein Wefenszug feiner Persönlichkeit, der auch feine ganzes künstlerisches Schaffen unverkennbar beeinflußt; Max Schillings ist in jedem Wort und in jedem Takt Aristokrat. Vornehm bis zur Exklusivität ist auch feine Musik. Bei oberflächlicher Kenntnis könnte man feine Melodik für kalt halten; aber wenn man in feinen Stil sich eingelebt hat und Ohren für feine Persönlichkeit hat, dann wird man auch die Warmblütigkeit und edle Schönheit dieser Tonsprache erkennen. Freilich muß man zuvor eine gewisse Sprödigkeit der Ausdrucksweise überwunden haben.

Die Eigenart des Schillingschen Schaffens findet ihren typischen Ausdruck in einem technischen Zug, der sich allmählich immer deutlicher herauszubilden scheint. Wenn ich dieses Detail als „absolute Wechsel-

Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf E. O. Nodnaggl

note“ oder als „enthymematifche Harmonieverbindung“ zu bezeichnen veruche. fo find das zunächft nur Worte. „Enthym e m“. fo nennt die Logik einen Schluß. bei dem ein Glied unausgefprochen bleibt. alfo im Geift. Er Gun-f., ergänzt wird. Tritt flatt eines der Töne eines Akkords diffonierend die nächft höhere Tonstufe ein. fo haben wir eine fogenannte Wechfelnote. Diefes ftrebt nun nach dem Ton. den fie verdrängt hat. und macht fein Eintreten zum logifchen Bedürfnis. In der harmo-nifchen Ausdrucksweife. die fich im allmählichen Verlauf des Schillings-fchen Schaffens entwickelt hat. tritt die Erfüllung diefes Auflöfung-bedürfniffes nicht mehr wirklich ein. fondern der logifch notwendige Ton muß von dem Hörer hinzugedacht werden. Darin liegt ein weit-gehender Verzicht auf fchon oft Dagewefenes. und diefer Zwang zur Mitarbeit übt einen eigenartigen Reiz auf den Hörer aus.

Die Aufgabe meines Themas kann ich nun keinesfalls darin fehen. die Legionen der liederkomponierenden Mitmenfchen vorzuführen. Nicht einmal diejenigen darunter. die fich als Moderne und Übermoderne fri-fieren. follen auch nur mit annähernder Vollständigkeit aufgezählt werden. Wenn meine Definition des modernen Künftlers zutrifft. fo ift unter ihm der individuell Schaffende zu verftehen. der ehrliaf und naiv feiner perfönlichen Eigenart gehorcht. Und nur eine Reihe in diefem ernftten ethifchen Sinn Moderne fei als die typifchen Vertreter der nach-wagnerifchen Lyrik vorgeführt.

Den beiden Großen. die ich bereits in knappen Strichen zu kenn-zeichnen gefucht. läßt fich ein jüngerer Tondichter anreihen. der erft in allerleßter Zeit die gebührende Anerkennung gefunden. Und doch erifieren eine Anzahl bedeutender lyrifcher Gaben von ihm fchon etwa ein Jahrzehnt. und vor zehn Jahren bereits habe ich verfucht. feinem Schaffen die Beachtung weiterer Kreife zu erwecken. Es ift Oskar Fried. der feit den letzten Jahren fogar ein maßgebender Faktor im Berliner Mufikleben geworden ift.

Frieds Lyrik wohnt ein großer melodifcher Zug inne und ein aus-geprägter Sinn für das Dekorative. der fich namentlich in den mäch-tigen Steigerungen feines Operntorfos „Die vernarrte Prinzeß“ kund-gibt. Das Schwärmerifch-Sinnliche feiner Kunft entfaltet fich in feiner üppigen Harmonik und in dem leuchtenden Kolorit nicht nur feines Oräfefterfaßes. fondern auch feiner Klavierbegleitungen.

t 7!- * * K

E. O. Nodnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf

Die bisher erwähnten Künstler sind eigentlich nur nebenher auch Lyriker. Ihre Hauptbedeutung liegt auf anderen Gebieten. Wir wenden uns jetzt zu einer Gruppe von Tondichtern, deren Schaffen hauptsächlich oder ausschließlich im Boden der Lyrik wurzelt.

Der Bedeutendste von ihnen ist zugleich am wenigsten bekannt; zum Teil erklärt sich das aus dem Umstand, daß er, obwohl schon im fünften Lebensjahrzehnt stehend, erst zwei schmachtige Liederhefte veröffentlicht hat, denen demnächst nur zwei weitere folgen sollen. Aber schon diese zehn Lieder weisen Georg Stolzenberg einen Platz in der vordersten Reihe an. Viel bekannter ist dieser Wort- und Tondichter auf literarischem Gebiet geworden, und um seine Bedeutung richtig zu erkennen, müssen wir ihm einen Augenblick auf das literarische Gebiet folgen. Georg Stolzenberg trat - lange nach seinen Studienjahren - zuerst an die Öffentlichkeit mit zwei Bändchen lyrischer Gedichte. In diesen schloß er sich mit feinstem rhythmischen Gefühl den neuen Formbestrebungen an, die Arno Holz in seinen Fantasia-Bändchen zuerst betätigt und in seiner „Revolution der Lyrik“ ästhetisch begründet hat. Diese Poesien sind von vielen verständnislos verlacht worden, namentlich wegen ihrer typographischen Anordnung. Im übrigen hielt man sie für formlos, weil die Form anders war, als die gewohnte. In Wirklichkeit hat Arno Holz für die Form der lyrischen Poesie genau das nämliche getan, was Richard Wagner für die Form der Gefangmelodie getan, also gerade das, worin Wagner für die moderne Gefangmusik, wie wir fassen, befruchtend geworden ist. Auch Arno Holz hat die schematische äußerliche Form durch eine verinnerlichte ersetzt, hat den skandierten Rhythmus eines profodischen Schemas ersetzt durch den unendlich feingliedrigen Rhythmus der Sprache. Diese Revolution der lyrischen Form konnte nur einem Formvirtuosen, wie dem Daphnisdichter gelingen, und durch die kühne und doch so natürliche Neuerung hat er nicht nur dem Dichter, sondern auch dem Musiker Georg Stolzenberg erst die Zunge gelöst. In seiner Gefanglyrik räumt denn auch naturgemäß Stolzenberg den Poesien von Holz einen breiten Raum ein.

Ein weiteres Verdienst des Künstlers wird von ihm selbst wohl doch zu hoch bewertet: das grundsätzliche Bevorzugen der neuen Poesie. Stolzenberg hat für Hugo Wolf harte Tadelsprüche, daß er nur ältere, bereits beglaubigte Dichter in Musik gesetzt habe. Und dieser Tadel ist doppelt ungerecht. Einmal ist es undankbar, zu vergessen, daß Hugo

Deutsch'es Lied v. Wagner bis Wolf E. O. Nodnagel

Wolf der deutschen Nation einen ihrer größten lyrischen Dichter eigentlich erst geschenkt hat. indem er den halbvergeffenen Eduard Mörike ans hellste Tageslicht zog. Und dann müffen wir uns fragen: wen fand denn Wolf vor von modernen lyrischen Dichtern? Mit Liliencron war er ja persönlich befreundet; aber die musikalische Ausbeute von dessen Schaffen hätte doch nur äußerst gering sein können. Die meisten komponierten Gedichte Liliencrons widerstreben ja geradezu der Musik. Richard Dehmel fing gerade erst an. die Beachtung künstlerischer Kreise auf sich zu ziehen. Selbst von Arno Holz erlitten kaum nennenswerte Anfälle wirklicher Lyrik im „Buch der Zeit“. Und seine Antipoden. die Gruppe um Stefan George. Wolfskehl und Hofmannsthal. verachteten es damals noch. mit den feingefühlten Gefchmeiden ihrer glänzenden Goldfäsmiedekunft in den rauhen Lärm der Öffentlichkeit herabzufkeigen. Aber für Wolf waren die besten und besten unter den großen Lyrikern gerade gut genug.

Das literarische Verdienst der Liedkompositionen von Stolzenberg besteht darin. daß er den tiefen Stimmunggehalt Holz'scher Fantafus-Gedichte zum Klingen brachte. Eine feiner schönste lyrische Gaben hat sogar als Tert eines der vor anderthalb Jahrzehnten meist belachten Gedichte „Draußen die Düne“. das damals den Holz'schen Bestrebungen den Spottnamen „Deppchenlyrik“ eingetragen hatte. Ia) würde es für falsche Bescheidenheit halten. wenn ich in diesem Zusammenhang die Tatsache verschweigen wollte. daß auch ich mich der Veröffentlichung eines runden Hunderts von Liedern schuldig gemacht habe. die ich. wie bereits erwähnt. als lyrische Rezitative bezeichnet habe. Mein stilistisches Ziel *besteht in prägnantem Stimmungsausdruck und einfacher klarer Melodik. für die ich aber einwandfreie Profodie anstrebe. Da ich aber nicht nur in der Melodik. sondern auch im Harmonischen nach Einfachheit und Klarheit strebe. so hat man mich schon manchmal reaktionärer Tendenzen geziehen. von denen ich mich frei weiß. Ein aparterer. feinsinniger Stimmungskünstler ist Max Marfchalk. in dessen Liedern oft ein französisches Arom bemerkbar wird. das ihnen einen delikaten. fast pikanten Beigeschmack.-gibt. Am deutlichsten zeigt sich seine Eigenart in Liedern. deren Stimmung eine nervöse Sensibilität. eine dekadente Note zur Voraussetzung hat. Insbesondere sind seine Gefänge zu Girauds „Vier-rot lunujre“ kennzeichnend für seine Art.

Die Reihe der Lyriker im engeren Sinn will ich abschließen mit

Jahrgang
L. Fahrenkrog
Es ift vollbracht
,
1908

Der Typ Iefus L. Fahrenkrog

ausgefprochen alle (i) trifft. den Schluß ziehen: der fpätere bärtige Typ fei echt. Hierfür fehlt jede Vorbedingung. Nun aber werden die kunfthiftorifchen Daten durch die kulturhiftorifchen Angaben durchaus geftüßt. und felbft die Bibel beftätigt fie. Nach der Kunftgefchichte wäre das Bartlofe ficher-er als das Kurzhaarige. denn bartlos waren alle bekannten Darftellungen der erften Jahrhunderte. ausgefprochen kurzhaarig nur die alexandrinifche Kunft. Das Kurzhaarige aber wird nun durch Bibel und Kulturgefchiäfte durchaus und zwingend bezeugt.

Unter den Juden trug nur der Nafiräer langes Haupthaar. Die Bezeichnung: „Iefus von Nazareth“ gibt nicht an. daß Iefus Nafiräer war; diefe Bezeichnung kann aber bei Verwechflung der Begriffe leicht zur Annahme führen - und hat geführt - daß Iefus eben als Nafiräer langes Haupthaar getragen hätte. Iefus ein Nafiräer! Das widerfpricht feinem Wefen - auch den Tatfachen. Da Iefus vermutlich beim Abendmahl auäf Wein trank. ficher aber zu Toten einging. fo konnte er nicht Nafiräer fein. denn nach 4. Mofe 6. V. 3-10 durfte der Jünger Nafirs nicht Wein trinken. noch zu den Toten eingehen. War Iefus aber kein Nafiräer. fo trug er das Haar den Juden gleich kurz. mit der Schere gefchnitten. nicht rafiert. Eine unzweideutige Beftätigung unferer Anficht finden wir weiter im erften Korintherbrief Kap. 11 V. 14. Paulus fagt hier der Gemeinde u. a.: - oder lehret euch nicht auch die Natur. daß es dem Manne eine Unehre ift. fo er lange Haare zeuget. (Fürs Weib fei es hingegen eine Ehre.) Sagt mir doch. ihr Pfyhologen. kann Paulus fo reden (der doch den Herrn fah und feiner Zeit durchaus nahe ftand). wenn fein Herr und Meifter lange Haare trug? Nein. Ia: er konnte fageu. es fei eine Anm aßun g - aber eine U n e h r e? Nun ftimmt alfo Kunft. Kultur und Bibel zufammen. Welchen Grund haben wir. ihren Angaben zu mißtrauen? Ich hätte und wüßte keinen. wengleich ich mir fage: Gerade fo wie fich die fpäteren Jahrhunderte ihre u Iefustyp aus ihrer Überzeugung heraus fchufen. ohne fich um die Tradition zu kümmern. ebenfo könnten die erften Chriftusdarfteller verfahren fein - und ebenfo verfahren wir heute.

Wir fragen uns immerhin erftaunt: wie wurde die Wandlung im 5. Jahrhundert etwa möglich. wenn uufere Zeit fich zu einer Wandlung fo fchwer bequemt? Leicht mag es f. Z. auch nicht geworden fein; da half nur ein Wunder oder Wunderbericht.

Z. O. Nodnagel: Deutsches Lied v. Wagner bis Wolf
einem Künftler, der eigentl.) ganz abseits steht von allen Genannten.
Als Pianist ist Konrad Anfo r g e wohl bekannt, und man fielt ihn
mit Recht in das Vordertreffen unserer großen Reproduktiven. Seine
stark ausgeprägte künstlerische Individualität fiempelt ihn zu einem der
feinsten Stimmungskünftler unter den heutigen Klavierpielern. Während
aber sein Spiel bei aller Nervosität feinsten Stimmungsausdruckes immer
Rückgrat behält und männliche Energie zeigt, ist sein lyrisches Schaffen
fast zerfließend in Stimmungen. Diese Wirkung als abstrakte
Stimmung würden seine Lieder wohl in geringerem Maße ausüben, wenn
es Anfo r g e nicht etwas an konkreter, starker musikalischer Erfindung
fehlte. Da aber Melodie und Form in der Musik nicht zu trennen sind,
so wirkt vieles von Anfo r g es Lyrik formlos. Was ihn aber ganz be-
sonders in technischer Gegenfaß zu allen anderen Lyrikern zwischen
Wagner und Wolf stellt, das ist sein konsequenter Verzicht gerade auf
die technische Errungenschaft Wagners, aus der die ganze Lyrik der
letzten Entwicklungsperiode erst entproffen ist. Die gefangliche Dekla-
mation ist es, in deren Behandlung Anfo r g e seinen eigenen Weg an-
scheinend plan- und grundfaßlos geht. Und mir schein, daß er so weder
das Gedicht, noch seine Musik zu wahrhaft künstlerischer Wirkung ge-
langen läßt. Da er aber namentlich unter den Angehörigen anderer
Kunstgebiete einen großen erotischen Anhängerkreis besitzt, der sogar
in Wien schon einen Anfo r g everein begründet hat, so durfte ich sein
Schaffen nicht mit Stillchweigen übergehen.

Die Künftler, die wir bisher in ihrem lyrischen Schaffen betrachtet
haben, waren in ihrer Individualität, in ihrer musikalischen Phyfiogno-
mie sehr stark voneinander unterschieden; aber eines war ihnen allen ge-
meinsam: ihre psychologische Beziehung zum Gedicht, und wir sind
uns darüber klar geworden, daß sie alle das Gedicht als Anlaß nehmen,
sich selbst die eigene musikalische Stimmung zu entladen. Die Musik
war das Primäre, das Gedicht wurde mehr zum zufälligen Anlaß. Dieser
subjektiven Lyrik steht, wie wir bereits sahen, eine andere Art
des psychologischen Verhaltens zum Gedicht gegenüber: der objektive
Lyriker hat nicht das Streben, sich selbst vermittels des Gedichtes zum
Ausdruck zu bringen. Vielmehr ist ihm das Gedicht künstlerischer
Zweck, und sein Streben ist, dessen Stimmunggehalt zu gesteigerter
Wirkung zu bringen vermittels seines musikalischen Ausdrucksvermögens.
Der so schaffende Lyriker steht zu den Gebilden des Dichters in ähnlichem
Verhältnis, wie der Tondramatiker zu den Personen des Dramas.

EMPTY

L. Fahrenkrog: Der Typ Jesus

Eusebius, der Kirchenhistoriker und Bilderfeind, ward von Konstantin (Kaiser Konstantin Schwefel) um ein authentisches Bild Jesus gebeten, und Eusebius erzählt, daß er von einem Weibe einft zwei Philosophenbilder erhielt, die angeblich Paulus und Ehrasmus darstellten. I?)

Wo bekam nun das Weib im 4. Jahrhundert die Bildnisse her?

„Die angeblichen“ - und, warum muß der Philosoph abfolut bärtig sein? Diese und ähnliche Legenden, insbesondere aber Berichte von Personen, denen Jesus „erschienen“ sein sollte, schufen den herkömmlichen Ehrstyp. (Den äußeren Abzeichen nach!) Und diese Berichte konnten das Authentische der Ehrstusbilder in den Katakomben Roms, wenn sie etwas anderes ausfagten, verdächtigen, und konnten unter Hinweis auf Roms Göttergestalten glaubhaft machen: jene Darstellungen seien Symbol - nicht Bildnis. Daß Petrus mit Vollbart, Paulus mit Spitzbart anstandslos dafelbst gegeben sind, wurde übersehen. Trotzdem, Nun wurde gefagt, daß der in das Ehrstentum eingedrungene Hellenismus im 4. Jahrhundert durch eine orientalische Flutwelle überholt wurde, welche dann den bärtigen Typus nicht nur, sondern auch zugleich ein wirkliches Bildnis Jesus brachte.

Wir vergegenwärtigen uns: Nachdem im 1. Jahrhundert die Stätte der frommen Überlieferung von Grund aus zerstört war, versuchte Hadrian im Jahre 130 Jerusalem als heidnische Stadt aufzubauen und in die römische Kolonie Aelia Capitolina zu verwandeln. Den Juden war bei Todesstrafe verboten, die Stadt zu betreten; an Stelle des jüdischen Heiligtums aber ward ein Jupiter-Capitolinus-Tempel errichtet. 326 bis 335 wurde Jerusalem erst offiziell christliche Stadt. Man vergegenwärtige sich nun: die Zerstörung der Juden, die Mission der Ehrsten, welche beide Faktoren, wenn über das Aussehen Jesus Wichtiges und Richtiges zu fagen war, dieses schon vor dem 4. Jahrhundert bewirkt haben mußten. Wenn daher der Typ Jesus vor dem 4. Jahrhundert bartlos war, so war er schon von Jerusalems Wissenschaft beeinflusst, und nur die Darstellungstechnik war hellenistisch oder alexandrinisch, nicht aber das rein menschlich Wissenschaftliche, was jenseits des künstlerischen Stils lag. Was aber konnten denn auch Jerusalems Ehrsten so lange verschweigen, was zu wissen gewiß so manchen Gliedern der Gemeinde und ebenso gewiß den darstellenden Künstlern wichtig war? Sie scheinen mir nichts verschwiegen zu haben. Trotzdem siegte die neue Zeit, das orientalische Wunder mit feiner bebarteten, die übermenschliche Würde symbolisierenden Ehrstus-Darstellung über den sonnig-

Der Typ Iesus L. Fahrenkrog

hellen und schönen Hellenenjüngling. Der Zeit, der kirchlichen Auffassung entsprach eben die strenge Erhabenheit des Weltenrichters, wie ihr später der Renaissancetyp des Meisters Dürer: „Der Gott der Liebe“ entsprach. Die spätere Zeit, die sich ihren Ehrfürst schuf, ließ allerdings die äußere Hülle unberührt. Es gibt nur ein paar Ausnahmen: eine bartlose Iesusstudie Leonardo da Vinci und Michelangelos Ehrfürst auf dem jüngsten Gericht.

Die Folgezeit verwässerte den Typ der Liebe, den die Renaissancemeister schufen, und entzogen ihm alle Kraft der Liebe. Es blieb die Maske, die Süße und die Sentimentalität. Heute hat sich in Wort und Schrift schon längst eine Wandlung vollzogen. Der von Paulus verkündete: Gott der Liebe, sieht verlassen. Wir wandten uns dem göttlichen Menschen Jesus zu, dem starken Genius, dessen Liebe Kraft ist. Und wir nehmen heute für uns das Recht, den Menschensohn zu bilden nach unfrem Willen. Wir lassen die geistlose Maske, das bequeme Schema fallen. Denn der lebendige Geist der Zeit fordert feinen lebendigen Ausdruck.

146

Bildende

Zu den Kunftbeilagen.

Zu Leibls Bild.

Das Alter fpinnt feinen Faden
der Erinnerung. Die Jugend träumt
abfeits von beglückender Zukunft.
Die Bäuerin hat ihr Rad mitten
in die Stube gefteilt und läßt den
Flachs durch die Finger gleiten.
Harte. knochige Finger. Hände. an
denen jede Sehne. jede Ader zu
zählen ift. wie die Runzeln und
Fältchen in dem Geficht. Ein
altes. ernftes Bauerngeficht. das
die Gefchichte eines langen Lebens
erzählt,

Die Lunge auf der Bank unterm
Fenfter wird einem gleichen Leben
entgegengehen. Viel Arbeit. fröh-
liche Feiertage. Kirchgang. Kinder-
lafi. Lachen und Weinen. Die
Falten und Runzeln kommen. und
fie fißt auch am Rad und läßt den
Faden der Erinnerung durch welche
Hände gleiten.

Aber jede Woche hat ihren
Sonntag. und jedes Leben feine Trofi-
und Feiertage. feine Feierabend-
ftunden. Es ift viel Feiertimmung
in diefer Stube gewefen. immer.
In den Winkeln und Ecken hat fie
fich eingeniftet. Diefe köftliche Feier-
ftimmung ftiller. wohnlicher Stuben
mit altem. treuem Hausgerät. das
fein Geficht hat und feine Seele.
Alle diefe befeelten Dinge. der ge-
fchnißte Schrank mit den blanken
Kunfi.

Befchlägen. der einladende Lehn-
ftuhl. der Eichentifch und die Bank
unter dem Fenfter. der Spiegel an
der Wand. felbft Glas und Krug
- fie alle wiffen um das Leben.
das fich hier um fie herum abge-
spielt hat. dem fie Helfer und
Diener waren.

Das Spinnrad fchnurrt. die
Stricknadeln klappern leife. und
jedes hängt fo feinen Gedanken
nach.

"c '1c '-

Dicht ifi der Meifter Leibl diefen
Menfchen und ihrem Hausrat auf
den Leib gerü>t und hat fie durch
und durch gefehen. Mit fefter.
ficherer Hand hat er fie gemalt.
Fein und treu. ohne kleinlich zu
werden. Ein ganzes. volles. leben-
diges Bild. Er hat die Hauptarbeit
felbft geleiftet und nicht dem Be-

fchauer aufgebürdet.

Milde. gedämpft fällt das Licht
von draußen durch die gefchloffenen
Vorhänge des einen Fenfters.

breiter. kräftiger durch die unver-
hängten Scheiben des anderen. Es
ift fo eine fchöne. ftille Helle in dem
Raum. die allem zärtlich zu fchmei-
cheln fcheint.

Einen fo ftillen. milden Glanz
haben die Erinnerungen des Alters.
ein etwas wehmütiges Leuchten.
Und einen fo weichen. träumerifchen
Schimmer haben die Hoffnungen

L0*

147

Bildende Kunft

der Iugend zuweilen und ihr Aus-
blick in den nächften Tag, der ja
für fie ein Schritt aufwärts ins
Ungewiffe ift, wie er für das Alter
ein Schritt abwärts ins Ungewiffe
ift. Doch nein, nicht ins Ungewiffe.
Es ift eine Frömmigkeit in diefer
alten Frau, und fie meint zu wiffen,
wohin ihr Weg geht. Das Rad
fchnurrt unter dem Tritt ihrer alten
Füße, der Flachs läuft durch ihre
harten Finger, bis ihr Tagewerk
getan, und fie ihren Spinnrocken
beifeite fiellt.

Und die Iunge, wenn fie ihren
Strickftrumpf weglegt, die foll dann
ein Burfch feft in die Arme nehmen.
?|- k|e d::

Dummes Gefchwäß vor Bildern
und über Bilder. Als ob's nicht
fchon genug wär', wie das Licht da
durch die Gardinen leuchtet. Und
wie der Schrank dafteht. Oder wie
fich die Schürze der Alten fältelt.
Und wie das Licht über den Fuß-
boden fpielt, und wie es von vorn,
ins Bild hinein, das alte Runzel-
geficht liebkoft.

Als ob man's niäjt genießt, wie
den Duft einer Blume, worüber
man doch auch keine Abhandlung
fchreibt, fondern nur gierig das
Labfal einfaugt.

Guftav Falke.

GeradeindiefemÖeft.

wo Ludwig Fahrenkrog
ein männlich Wort für
feinen neuen Iefustyp
fpricht, wird es von In-
tereffefein.Uhdes Bild:
..Komm, Herr Iefus, fei
unfer Gail.“ zu fehen.

Weniger als vom Ma-
lerifchen foll vom Ethi-
fchen, Menfchlichen der
Vergleich gezogen wer-
den. Menfchlich, ganz
menfchlichiftdieferSohn
des heiligen Lebens.

Troß des Strahlen-
kranzes, der fein Haupt
umflicht.

Undfeinmenfchlichift
der ganzeKreis. Von der
Frau des Haufes, deren
Leben fich abspielt zwi-
fchen dem An- und Ab-
bindenderSchürze, biszu
demKinde, dasinf>7euer

Andacht die kleinen Fin-
gerineinanderlegt.

Wir entnehmen dieses
Bild dem guten gediege-
nen Buche. das die freie
Lehrervereinigung im
Verlag von Iofef Scholz
herausgegeben hat. und
das für billiges Geld
(Mk. 1,-) zuhabenifi.

L48

Philipp Stein:

Dramatischer Monatsbericht.

Berlin. Anfang Juni.

Die diesjährige Spielzeit, die recht eigentlich nicht leben konnte, hat auch zu sterben nicht rechtzeitig vermocht. Da man glaubte, nun sei alles vorüber, kam noch ein

jähres, kurzes Aufflagern und dann erft verschied sie. Noch in der zweiten Maihälfte erschienen zwei schwere Tragödien und dann noch ein Stück von Strindberg, das er sich als Komödie gedacht hatte.

Die eine Tragödie, „Ulrich Fürst von Waldeck“, ist ein

Werk Herbert Eulenburgs.

des jetzt 32-jährigen Dichters, der mit mehreren Dramen, vor allem feinem „Ritter Blaubart“ Erwartungen erweckt hatte, die seine neue Tragödie leider unerfüllt läßt.

Sein „Ritter Blaubart“, der bei der Aufführung im Lessingtheater mit „großem Hallo“ abgelehnt wurde und einen kleinen Theaterfandal hervorrief, der noch größer geworden wäre, wenn nicht mitten in der Aufführung auf eine mit großer Kraft angelegte Leichenräuberfzene verzichtet worden wäre.

war eine Dichtung voll Sturm und Drang. Sie wollte die Psychologie des Blaubarttypus geben, sie hatte einen großen Wurf, eine ungebärdige Kraft, grandiose Einzelheiten, aber kein künstlerisches Maß - in der ganzen Faktur erwies sie noch mehr als Eulenburgs frühere Arbeiten feine Temperaments- und Geistesverwandtschaft mit den

Stürmern und Drängern des achtzehnten Jahrhunderts. Eine gewisse Sprunghaftigkeit ist fast das

einzigste, was „Ulrich Fürst von Waldeck“ mit dem Blaubartdrama gemeinsam hat. Im „Blaubart“

aber schädigte diese Sprunghaftigkeit nicht, wie hier, die Kontureinheit und Logik der Entwicklung. Die

Psychologie vor allem war klar und zwingend, während sie hier lückenhaft und willkürlich erscheint, Die Fürstin von Waldeck wendet

all ihre Liebe dem jüngeren Sohne zu und haßt Ulrich mit einem vor keinem Mittel zurückschreckenden Fanatismus der Rachefehnsucht.

Nicht etwa, weil vielleicht Ulrich der Sohn eines von ihr gehaßten.

ihr aufgedrungenen Gatten. und
der jüngere vielleicht der Spröß-
ling eines von ihr heiß geliebten
Mannes gewefen wäre. An eine
folche oder ähnliche Motivierung
ift nicht gedacht worden. beide
Söhne find Kinder eines Vaters
- fie haßt Ulrich feit dem Tage.
feit der Stunde feiner Geburt.
denn diefe Geburtsftunde hat ihr
befonders große Schmerzen bereitet.
Eine völlig verkehrte Mutterpsy-
chologie - keine Mutter läßt ihr
Kind die phyfifchen Schmerzen ent-
gelten. die fein Erfcheinen ihr be-
reitet. eher wendet fie dem Kinde.
das fie fo fchwer fich gewonnen hat.
noch größere Liebe zu. Entbehrt
nun alfo das Motiv. auf das die
149

Philipp Stein:

Dramatischer Monatsbericht

Grundlage der Tragödie aufgebaut ist. durchaus der psychologisch richtigen Begründung. so fordern auch im Laufe der Handlung die feinfühlerischen Stimmungen. aus denen heraus Ulrich handelt. den Widerspruch heraus. Die Fürstin. eine Mutter-Megäre. hat die vom Dichter fönig und aumutig gefchilderte Gattin Ulrichs vergiften lassen. um dadurch Ulrich auf tiefe zu erschüttern und daraus irgendwie für den jüngeren Sohn Vorteile ziehen zu können. Ulrich. vom Schmerz überwältigt. flüchtet davon - nicht für einen Augenblick. sondern mit der Absicht. für immer fortzubleiben. Der übergroße Schmerz löst alle Fugen seines Wesens. Man könnte verstehen. daß er nach dem jähen Verlust der Sonne seines Lebens nun auf ein sonnenleeres Weiterleben verzichtet und sich in diesem Momente haltloser Verzweiflung den Tod gibt. Statt dessen läuft er in die Wälder und führt ein allmählich menschenunwürdiges Einsiedlerleben. Er empfindet gar nicht das Verlangen. den Mördern seiner Frau nachzuspüren. ihren Tod zu rächen. Er überläßt nicht nur das Land der Gewalt seiner Mutter und seines von ihm gering geschätzten Bruders - er hat auch keinen Gedanken an sein Kind. an dieses einzige. was ihm von der geliebten Frau. von dem Glück seines Lebens geblieben ist. Zum Verständnis dieser feinfühlerischen Unverständlichkeiten. dieses Widerfinns zeigt uns der Dichter keinen Weg. Die weitere Entwicklung bringt eigentlich nichts. was für diese starken inneren Mängel entschädigen könnte. Im 3. Akte erfährt der Waldmensch Ulrich. der jetzt vielfach an Hauptmanns ..Armen Heinrich“ erinnert. wie schwer sein Land und sein Kind unter der Säkularherrschaft seiner Mutter und seines Bruders leiden. Er verläßt seine Einsamkeit. findet großen Zulauf. erfürmt mit seinen Mannen das Schloß. tötet den Bruder und die Mutter und verlangt nun von seinen Kriegern. sie sollten ihn zur Sühne dafür erschießen. Sie weigern sich

- und darauf begibt sich Ulrich wieder in die Einsamkeit der Wälder, in die Weltflucht. Dichterisch schön ist der erste Akt, die innigen und keuschen Liebeszenen Ulrichs mit seiner Gattin. Der Ausbruch der Verzweiflung und des überfüllenden Schmerzes wurde gesprochen von einem größeren Sprechkünstler und stärkeren Temperament, als es in der Vorführung des Deutschen Theaters Friedrich Kayßler war, ergreifend wirken. Mit der Gestalt des verträumten italienischen Musikmeisters, der gewöhnlich Wesenszüge des Dichters selbst aufweist, hätte ein mehr auf das Lyrische als, wie in dieser Vorführung, auf das Realistische gefirmter Darsteller seine »Stimmungen erreichen können. Die Sprache Eulenburgs, besonders in den Leidenschaftsmomenten, hat vielfach Überchwang, eine grelle Vielheit der Bilder, allzu viel Lautes, das die Stimme des Herzens übertönt. Wie Eulenburg, dessen „Ulrich“ im Gegensatz zu seinem weit besseren, kraftvolleren, eigenartigeren „Blaubart“ recht freundlich aufgenommen wurde, hat auch

150

Dramatischer Monatsbericht

Philipp Stein

der zweite noch vor Toreschluß
zu Worte gekommene Tragiker
Otto Borngräber bereits
feine Gemeinde. Seine vor acht
Jahren aufgeführte Tragödie
„Giordano Bruno“. ein germanisches
Trauerpiel „König Friedrich
wahn“ (1905 Schauspielhaus Dresden)
haben viel Beachtung gefunden.
Das aber, was in diesen
Arbeiten die Phantastik der Gefaltung,
den Eindruck der oft wirksamen
Sprache, die dramatische Steigerung
schädigte, jenes Element feiner
Dramatik, das ich philosophischen
Ballast nennen möchte, kommt noch
viel stärker in feiner Tragödie-
„Die ersten Menschen“ zur Geltung.
Und das ist hier, wo es sich um
Menschen handelt, die doch die
Urtypen der Naivität sein müssen,
besonders schlimm. Adam ist in
harter Arbeit gealtert. Eva ist jung
geblieben und begehrt. Sie träumt
von den Zeiten, da sie für Adam
die größte Lust war. Aber Herr
Adam ist ein Philosoph geworden,
der allerlei Gedankenbrocken aller
nachgeborenen Philosophen bis auf
Nietzsche zu erzählen nicht müde
wird. Eva erblickt nun in Abel
den verjüngten Adam, den wieder-
erfundenen Geliebten ihrer Para-
dieszeit. Es erwacht in ihr be-
bendes Begehren nach Abel,
während sie den rauhen, wilden
Kain, der in der Mutter plötzlich
das Weib erblickt und mit elemen-
tärer Gewalt nach ihr verlangt,
zurückgewiesen hat. Kain war da-
von geeilt, in der fremden Welt
das Weib zu suchen. Er kommt
heim, erschaut die Zärtlichkeiten
zwischen Eva und Abel und er-
schlägt ihn mit einem Baumstamm.
Dieser dramatische Moment wird
gleich wieder in feiner Wirkung
herabgedrückt durch eine der vielen
Reden Adams, der uns verkündet,
wie das Ideale und die Sinnlichkeit
sich bei den Menschenkindern
noch oft befunden würden.
Der Gedanke Borngräbers,
daß der erste Mord in die Welt
gekommen sei durch den Kampf um
das Weib, ist eine glückliche Idee,
ist das Beste an der Tragödie.

Schade nur, daß diese Idee, die ein fruchtbarer dramatischer Keim ist, so überaus belästigt ist durch den philosphischen Ballast. Diese ewigen Philosophierereien Adams sind gewissermaßen ein Triumph des Anachronismus. Sie halten überdies die Handlung nicht nur übermäßig auf, sie wirken mitunter unfreiwillig komisch und wären ein Hindernis jedes Dramas. Selbst wenn sie innerlich und für den Redenden berechtigt wären. Und überdies soll diese Tragödie, die die Bezeichnung „erotisches Myfieriun“ führt, nicht nur zeigen, wie das Myfieriun der Erotik entfanden ist; sie will auch theosophisch zeigen, wie der Gottesglaube in die Menschheit kam. Der Träger und Schöpfer der Gottesverehrung ist der zarte Abel - seine Reden aber kommen über schwungvolle, wortreiche Hymnen nicht hinaus. Es sind gut behandelte Rhythmen, und der Lyriker und Rhetoriker Borngräber kommt da gut zur Geltung, aber all die großen Worte befagen nichts und sie entsprechen durchaus nicht der Naivität der Naturauffassung, die den ersten Menschen eigen sein muß. Diese

Philipp Stein:

Dramatizierter Monatsbericht

müssen doch alle ihre Empfindungen wirklich aus erster Hand gehabt haben

- es fehlt aber immer und immer wieder die Urwüchsigkeit des Naturmenschen, der den Schauern feiner ihn überwältigenden Vision doch nicht so bloß anempfundenen Ausdruck geben kann. Es erscheint diese theistifische Kundgebung Abels wie eine bloße Konfektion Borngräbers. Sie hat nichts Individuelles, nichts der Situation Entsprechendes, sie erscheint etwa wie eine der patriotischen Rückwärtsprophezeiungen Wildenbruchs. Und wenn Kain, dessen realistische, dem von Abel konstruierten Gotte abgeneigte Auffassung gewiß gegen den Willen Borngräbers viel unmittelbarer und elementarer herauskommt, nun schließlich die Leiche des erschlagenen Abel auf dem von diesem errichteten Altar als Brandopfer niederlegt, so ist doch das nur ein Säflusseffekt, kein Sieg des Glaubensmythos. Oder geht Abel zugrunde, weil er, der Seher und Gottesverkünder, dem Mythos der Erotik, der Luft an Eva, dem wilden, wilden Weibe, verfallen ist und nicht seinem Vater Adam gefolgt ist, der das Weib bereits überwunden hat? Daß im übrigen die Charaktere der vier Menschen sich nicht über das Primitive, über das Skizzenhafte, Einseitige erheben, kann nicht überraschen - es entspricht eben den Verhältnissen. Die Sprache Borngräbers hat vielfach die *Schönheit einer Buchdramasprache - auf der Bühne aber verpufft sie meist, weil sie nicht markig, nicht einprägend ist und der dramatischen Färbung entbehrt - sie bleibt eben Buchsprache.

Von August Strindberg.

über dessen Eigenart ich bei einer früheren Gelegenheit hier eingehend gesprochen habe, erwähnen im „Neuen Theater“, das auch „Die ersten Menschen“ herausgebracht hatte, die Komödie „Die Hemföer“. Der Dichter hatte das gleiche Thema unter dem gleichen Titel bereits 1887 in einem Roman behandelt, der wohl unter dem Eindruck von Zolas „Le roman expérimental“ und von Tolstoj's „Macht der Finster-

nis“ entftanden war. zweier grandiofer Dichtungen. in denen fich die Eigenart des Franzofen und die des Ruffen wohl am größten und bezwingendften bekundet hat. zweier Werke. die fortleben werden. Fehlte fchon der Strindbergfchen Erzählung die Größe feiner beiden Vorbilder. die Unmittelbarkeit.“ der große Wurf. fo hatte doch feine naturaliftifche Darftellung Erdgeruch und feffelte. Nun er das Gleife für die Bühne umgewandelt hat. überwiegt die Langeweile. Aus feiner prachtvollen Schöpfung. dem originell gefalteten Pafstor. der eine köftliche Mifchung von werktätiger Gutheit. von energifchem Fluchen und milder Weltklugheit. von Tüchtigkeit und Alkoholismus aufwies und gelernt hatte. in feinen verkommenen Bauern doch auch den Menfchen zu finden. ift eine farblofe. beinahe überflüffige Epifode geworden. Vor allem aber fehlt diefer Komödie alle Fröhlichkeit. alle Herzlichkeit. alles Behagen. Nur was fich unmittelbar aus dem Stoff und aus den Charakteren ergibt. bringt noch etwas Ergößen in diefe Komödie. die zumeift von etwas Hämifchem.

EMPTY

Milte-.*- Stei : Diamant-.her Monatsbericht

i
mini-n rock* alle ihre Empfindung-kn
1-:rk-.*ci-ue-ecrtte-Handgel-ak-t haben
- r." ,ini-lt -i-cr immer und :mim-r
*r -ercr k.- .trunk-2.' :k it des Natur-
i-e.- k" -rn Sit-.anern feiner
.1-1 ir -. --:..*den Vificn doch
-xrr' .* tin .*n-.*npiundenen Aus-
*--- k -r *r - ..-1 Es -r'cheint diefe
* -. - 1." Luna Adele wie
-. - ' - --*.- kin-1 Horn-
. -- . .* 7.- ':- :rll;s.
* . --" ' x "b-7- - ums.
" ' O ' "c' l [kr: ?c't pci-
* .7 .1xe,-.*.eezeiungen
" -"r :4.-4. [Lilli wenn Kain,
-. - r :'-"*'i-.iu. kern von Abil
- .-uic-*ci- ("ein abgencigte Auf-
-i- a gewiß gegen den Willen
l*--*r.-gr.'lkers viel unmittelbarer nrd
elementarer becausken'u-t. n-*u
fchließich die Liu-lie der Cricvici-
genen Abel auf 1* 'n *:-n k-c-'cm er-
riäteten Altar als Brmtrdpfer
nieder-legt, fe ift doch das nur ein
Schluöeiickt. kein Sieg des Glau-
ke-nsmnt'terimrs. Oder geht Abel
:hirn-*dm nm! er. dcr Seher und
G- 'tr-1.*: - --.-.*r. dem Anf-erwin der
se- *r der :'-u an Eva. dem ni!
r 'c ri!! :n .birth-2,. verfallen ift ui*-
2. nt i iucm c:Later Adam .rex-*1:: -t.
r-.r dis Weit bereits i-*. -eru rk".
hat? Daß im übrigen 'r-- -*r .11
tere ker vier Menfchm - -- r x;
über das Primal-„c 1.-.- ku!
:?*j*'z:-.1.liafre. tft-Z-.*'f- . . :bi-i'.
kann niclit ii.--.-. --"-.-! - - - *ru-
ii*riict'tel*».*1dc.-. 'Ü ". ""****'in 'lle
Sora-,- 'l'-,c. ,-- . .. "7* vielfach
kn .-- .*- -* -t - . - Bankdrma-
- * - '--- -.7:-* - *:* Ruine aber 'ver-
- * *01: we*: ne nicht markig.
- . - n iii und der drama-
" 1-

'-a entbehrt - fie

- ".Wipmche.

..____:____. *_ ..-.- :_* _...ä _.-_-...- -.-
VonAuguft-Strindberg.

über def-rn Eigenart ich bei einer
früheren Gelegenheit hier eingehend
gefprochn habe. erfchien im
..Neuen Theater". das auch ..Die
erften Menfchen" herausgebracht
hatte. die Komödie „Di e Hem-
f ö c r". DerDichter hatte das gleiche
Thema unter dem gleichen Titel
bereits 1887 in einem Romane be-
handelt. der wohl unter dem Ein-

druck w m Zolas „Lu-i. 'kurt-9“ und von Tolstoj's „Macht der Finsternis“ entfianden war. zweier grandiofer Dichtungen. in denen sich die Eigenart des Franzosen und die des Julien wciil am größten und beziringendfien brkundet hat. zweier Werke. die dfrtleben werden. Fehlre fehen der Strindbergfchen Erzählung die Größe feiner beiden Vorbilder, die Unmittelbarkeit.“ der groß ?km-f: io hatte doch feine natr-:n'inaKl-c Darfiellung Erd-aer--cii und frfitlir. Nun er das (öl.- . :iii die (Bühne umgewandelt l-.t irc-*i .*at die Langeweile. '- - . x. , - r verhivoxlen Schöpfung. l--r: trennt-ll gefialteten Paltor. ---n: köfiliche Mifchung von - --'- nger Gutiielit. von ener- Wine-l Flachen und milder Welt-]Wt. von Tücktigkeit und Alko-i - ii(mus aufwies und gelernt hatte. in feinen verkemmenen Bauern deck' ..uch den Menfchen zu finden. ift e*te farbfcfe. beinahe überfli-xl .i Erifode geworden. Vor alle-r.. aber fehlt diefer Komödie alle :j'lröi-lichkeit. alle Herzlichkeit. mies beklagen. Nur was fich untrifft-.Bar aus dem Stoff und aus :rn :farkteren ergibt. bringt noch mir-ne* Ergützen in diefe Komödie. d.c _knorr-'ft von etwas Hämifchem.

EMPTY

EMPTY

Dramatifer Monatsbericht

Phitipp W

Galligem durchtränkt ift. Das meifie ift poffenhaft derb und mancherlei Züge. die. wenn fie naiv dargeftellt wären. erfreuen würden. wirken jetzt gemein. Das Stück handelt von einer verliebten Alten. einer grauhaarigen BauerngutsbefiBerin. die ihren Knecht. in dem fie die Begehrlichkeit nach ihrem Gut und ihrer Habe und den Ehrgeiz geweckt hat. durch allerlei Verfchlagenheiten dazu treibt. fie zu heiraten. Erft nach der Hochzeit. zu der der Sicherheit halber auäf bereits die Wehmutter eingeladen ift. erfährt der dummfchlaue. eingebilddete Knecht. daß laut Tef'tamentsbefimmung das Gut fofort an den Sohn der BefiBerin übergeht. falls diefe fich verheiratet - der junge Ehemann und feine junge alte Frau müffen fich mit dem Altenteil begnügen. Ein paar Epifoden. fo befonders die freche Fifchhändlerin und der meif't betrunkene Zollauffeher. würden mehr erfreuen. wenn fie für die Ökonomie des Stückes nicht zu breit geraten wären. Kein Fünkchen Humor verföhnt mit der Derbheit der Ausführung. die fich mitunter bis zur Roheit vergißt. Wiederum wie bei fafi allen Arbeiten Strindbergs ift das Weib die Quelle alles Übels und alfo auch diefer Komödie. Was Strindberg im Bauernleben fieht. find immer nur die Schattenfeiten. das Unerquickliche. das Rohe. Verfchlagene. - das fein Analyfierende. eindringlich Pfychologifche. was fonft auch noch den minderen Arbeiten Strindbergs einen Reiz verleiht. fehlt hier völlig.

In der jetzt begonnenen Nachfaifon. die uns im ..Deutfchen Theater“ in den Kammerfpiele. im ..Neuen Theater“ etc. Enfemblegaftfpiele gebracht hat. macht fich der Zug zum Senfationellen. zum dramatiferten Hintertreppenroman erfchre>lich geltend. Das Repertoire diefer Bühnen verkündet ..Unter der Guillotine“. die „Senfation in zwei Akten“ das ..Unterfeeboot“. - „Der Selbftmörderklub“. eine Bearbeitung des nervös machenden Einakters „Niä ch t e im Hampton-Klub“ von

Mouëzy-Eon und Armont. die uns
jeßt auch. um das Grufeln zu lehren.
vorgeführt worden find. Und nun
folgt im ..Thalia-Theater“ noch
„Der Mann mit dem Monokle“. die
Komödie von einem geheimnisvollen
Gentleman-Verbrecher. einem Be-
griff. den wir erft feit dem Sherlock-
Holmes-Theaterunfug kennen.
Überrafchend und bezeichnend für
unfer Theaterleben ift auch der
große Auffchwung. den die Operette
genommen hat. Nachdem hier
Hunderte von Malen „Die luftige
Witwe“ gegeben war - diefe Dame
ift übrigens auch zu längerem Auf-
enthalt felbft in das ..National-
theater“ in Chrifiania eingezogen.
vor dem die Statuen Ibfen-Biörn-
fons vergebens Wache halten! -
ift fie bei uns von dem wohl ebenfo
langlebigen „Walzertraum“ abge-
löst worden. Zudem haben wir in
diefer Saifon ein vielbefuchtes ganz
neues Operettentheater erhalten.
und jetzt zu Beginn des Juni haben
zwei weitere Operetten- und
Vaudeville-Truppen mit der Er-
oberung des kunfiliebenden Publi-
kums Berlins begonnen.

Zeichen

„Hermann Eßwein.“

1. Hermann Eßwein: Die
Schrittmacher u. a. Um-
schlagzeichnung von A. Braun-
Heilbronn. 2. Aufl. München
und Leipzig. R. Piper und Co.
1908. 8". 98 Seiten.

2. Hermann Eßwein:
Flimpermimper, das
große Geldschiff. Eine
prähistorisch-moderne Kulturgro-
teske. Umschlag von A. Braun-
Heilbronn. München und Leipzig
bei Georg Müller. 1908. 8".
347 Seiten.

Hermann Eßwein ist ein Kritiker
von inzwischen schnell bekannt ge-
wordenem Namen. Er gab vor ein
paar Jahren im Verlag von R.
Piper und Co. eine Serie moderner
Zeichner heraus, in der er
Beardsley, Th. Th. Heine, Tou-
loufe-Lautrec, Hans Baluschek,
Oberländer, Müntz) u. a. behan-
delte, Es war so ziemlich seine
erste größere Veröffentlichung.
Wodurch er sich auszeichnete,
war eine ungewöhnlich feinsinnige
und eindringliche Erfassung des in
unseren Tagen so bedeutungsvollen
Problems der Dekadence. Kaum
einer unserer Kritiker hatte dies
Problem bisher so gründlich.

der
Zeit.

gerecht und vorurteilslos, viel-
seitig und mit so eindring-
lichem Verständnis und Klarblick er-
faßt wie Eßwein. Wenn in ge-
wisser Hinsicht für unsere gesamte
Kultur alles darauf ankommt, daß
dieses überaus wichtige und bren-
nende Problem ins klare gebracht
und gelöst wird, so hat Eßwein sich
eine wahrlich nicht geringe Bedeu-
tung im Bereich unserer Kritik
erworben, und wir haben in ihm
eine Kraft, auf die etwas ankommt
und mit der zu rechnen ist, deren
Stimme und Urteil in die
Wagschale fällt. - Eßwein ist,
mit immer schönerem Erfolg, auf
diesem feinen Wege inzwischen vor-
geschritten. Gleichfalls im Verlage
von R. Piper und Co. erschien kürz-
lich auch ein Essay von ihm über
August Strindberg, das durchaus
das Beste ist, was wir in Deutsch-
land bisher über Strindberg haben.

Er ist einfach vorderhand abschlie-
ßend. dieser Aufsatz.

Es versteht sich, daß eine Be-
gabung, die sich einem feinen und
differenzierten und sicher aus)
diffizilen Gebiete so gerecht wird.
auch besondere und nicht ge-
wöhnliche Fähigkeiten als Stilist
haben muß. Und derartige Fähig-
keiten hat Eßwein inzwischen auch
immer schöner und fetiger entwickelt.

:54

Johannes Schlaf

Er ist ein vortrefflicher Stilist und zugleich, verfielt sich, ein Künftler und Dichter von nicht geringer Begabung. Als solcher bewährt er sich in den zwei vorliegenden Büchern, dem Novellenbuch „Die Schrittmacher“ und dem satirischen Roman „Flimperpimper“. --Die sieben Novellen der „Schrittmacher“ beschäftigen sich ganz mit der komplizierten modernen Psyche. Und zwar in sehr glücklicher, ja in notwendiger Weise da, wo sich ihre Äußerungen bis zum Pathologischen potenzieren; also bis zu einem Grade, wo wir sie am deutlichsten und am besten verstehen und wahrnehmen können. Aus dem flirrenden, bunt nervösen Großstadtgetriebe heben sich diese Fälle hervor und werden sie mit dem glücklichsten Instinkt für ihre kulturgenetische und symptomatische Bedeutung hervorgeholt. Zuweilen mit staunenswerter Kunst zu grandios grotesken Symbolen zusammengedrängt und gesteigert. (Man vergleiche z. B. die prächtige Novellette „Die Automaten“). Geister wie Poe, Beardsley, Munch mögen hier Pate gefunden haben, ohne indessen die stilistische und dichterische Eigenart Eßweins zu beeinträchtigen. - Ein besonders schönes und tiefes, reiches und überdies spannendes Stück ist auch „Alphonse Aglophone, der Schellenkönig“. Auch das Stück „Das Wunderbare“ verdient besonders hervorgehoben zu werden.

„Flimperpimper“, das andere Buch, steht zwar an all solchen Werten nicht gerade über den „Schrittmachern“, bleibt aber sicher auch nicht besonders hinter ihnen zurück. Für das größere Lesepublikum wird das Buch sogar angenehmer und bequemer sein. Es wird, da der Roman zudem sehr kurzweilig und spannend ist, einen besonderen Beifall dieses Publikums finden. Das ist in diesem Falle kein Fehler. Weshalb dürften heute kurzweilige und spannende Bücher nicht mehr geschrieben werden und weshalb dürften sie nicht gut sein? Und dies Buch ist gut. Als satirischer Roman und als Grotteske könnte es vielleicht ein Teil wif-

tischer fein; feine Satire könnte vielleicht auch einen schärferen und deutlicheren Bezug auf besondere Zeitstände haben. Es dürfte vielleicht nicht so Münchenisch gemütlich und humorvoll sein. Aber was in aller Welt könnte das auf der anderen Seite auch wieder schaden?

- Zudem gibt es Kapitel in dem Roman - abgesehen von feinem Reichtum an Farben, Kolorit, Nuancen - die größer und tiefer kaum so leicht gedacht und konzipiert sein könnten. So z. B. der Aufenthalt des jungen Königs gelegentlich des Krönungsfestes mit dem Oberpriefer in dem Allerheiligsten der Gottheit. Das gehört unbedingt mit zu dem Tiefsten und Eigenartigsten, was neuerdings bei uns geschrieben wurde. - Eine künftlerisch besonders hervorragende Eigenschaft des Buches sind die zahlreichen befrickenden und hinreißenden Schilderungen. Besonders die Schilderungen von Festen und Massenbewegungen. Auch hervorragende Eigenschaften von Psychologie und Charaktergestaltung sind rühmend hervorzuheben. Ein paar bedeutende Charaktere und Macht-

L55

Redaktionelle Notizen

naturen find mit ungewöhnlichen
Mitteln einer ftarken Kurf't ent-
wickelt. - Ich begnüge mich. fo
viel und niäft mehr von dem treff-
lichen Buche zu verraten. Es ift ein
Buch. von dem man fich nicht er-
Redaktionelle Notizen.

zählen laffen darf. fondern das man
felbft lefen muß. Man kaufe es
alfo. Ich habe von ihm nicht zu
viel verfprochen.

Weimar. Johannes Schlaf.

Im Maihefte brachten wir ein vortreffliches Bildnis Liliencrons
von John P ilipp und möchten hiermit nachfragen. daß die Reproduktion
nach einem 'lgemälde. (nicht nach einer Radierung) hergefellt if't. das
fich in der großen Kurf'tausftellung in Dresden befindet.

156

10111.3 [sanierte si
REWE!) dl 8.170.111 dura UAUZ'W.
CVJMM'LML . &iM/ecm!
FXNUWB UZZF'U
-R
'inline |9
7101.11") L? *
710|..
"101.0neeeoo
NN cioiro V
.l'uui 1 airiiti s'ereeuiooo,riproc1u1jooe e trocckifiooo .ano riceruti.
yk'ykkef; 6. arcor-or. c'. xä--W--.z-„Wum-Fu Nm, * 8N N L
“ill Mutual' Lrloudnla .los ?srluWFGZL-loonll 8!. 00., Willantt - wlppig,
l'57

h
<
.cc-F. o tren .
.Ã,,
coca', c era.
_C
audi. e ora.
un poco afÃn",
>â€”
.m poco Off"!!-
>
"\
un poco dffrett.
>
â€œ282 A
158

root-:norm
*Ä,, *U * e Ä»c " >
V */- co.. For-ea
cke-.molto o all-1 r.. F
> > > M k
F7* [0er.
mmrnlto koika-F, K k
_.4
> 7
> F M kon For-:a
cke'..'colko t alla-*7. " R f 4
F' ron For-xa
kraft. " lm"
XF*
a 'ek-po
O L: QM*- kin.
>
..yksaalono
d æœ282 l
159

paeo .-l'
poco k",
Â»./
> >
NZ'
iim> poco fall.-
F91"
por-o falle...
. >/* .
k' 54'282 N
160

mau.. nprentvo
/~* â€™ \ . r- -
..Leo uproulvo
> m A
.F- A
A A
.
unza I'll".
II 161

nm f
porfndo
P
pen-ta Ma
C
moltn rī-, .
162

VV

poco cke. æœnx-l roll.

2-2- * *-

poto cr".- .em-a fall.

"F,

unza MIU.

Dal *K al 'D' pol llegue

poto C ren

por-dandoœœ

perdenoa

partiendoeœ

V V

h 54282 h

lx*

163

Zu den Musikbeigaben.

Giacomo Puccini.

Es ist noch gar nicht so lange her, da kannte man selbst in recht musikalischen Kreisen Deutschlands Giacomo Puccini kaum dem Namen nach, und doch ist er mit seiner zuerst 1884 aufgeführten Erftlingsoper „Lilli“ der Schöpfer des Verismus, jenes künstlerisch durchaus berechtigten Bestrebens der Italiener, die Welt des täglichen Lebens mit allen ihren Leidenschaften dem Musikdrama zu gewinnen. Über den Erfolg Mascagnis mit seiner „Gnallerjarnnticno.“

(1890) und Leoncavallos mit seiner „Pagliacci“ (1892) hatte man sogar auch in Italien rasch vergessen, daß diese beiden Komponisten nur die von Puccini angebahnte Richtung mit mehr Glück ausgebaut hatten. Heute freilich nimmt dieser im deutschen Opernrepertoire einen festen Platz ein; der Riesenerfolg, den seine „Tosca“ seit dem Januar 1907 in der Berliner „Komischen Oper“ gehabt hat, der seltene Fall, daß eine Oper im Berliner „Königlichen Opernhaus“ in einer Saison 28 mal gegeben worden ist, was sich eben mit seiner „Madame Butterfly“ ereignet hat, hat natürlich diesen feinen Werken andere deutsche Bühnen erschlossen. Während seine früher so sehr bevorzugten Nebenbuhler allmählich an Teilnahme für ihre Schlager eingebüßt haben und in ihren späteren Werken nicht besonders glücklich gewesen sind, hat sich Puccinis Talent, mehr noch vielleicht das Interesse an seinen Schöpfungen, immer in aufsteigender Linie bewegt, ja man fängt an, sich auch wieder mehr um seine früheren, mehr oder minder in Vergessenheit geratenen Werke zu kümmern.

Puccini ist im Gegenfaße zum Beispiel zu Mascagni durchaus kein Vielfchreiber; er produziert sogar langsam und läßt es sich keine Mühe verdrießen, immer wieder an seinen Opern Änderungen vorzunehmen, bis sie ihm völlig genügen.

Er ist der Sprößling einer Musikerfamilie, deren erstes nachweisbares Glied bereits 1712 städtischer Kapellmeister in Lucca gewesen ist. Hier ist unfer Giacomo am

22. Juni 1858 geboren worden.
Während seine Vorfahren ihren
Ehrgeiz hauptsächlich darin sahen,
durch ihre Kompositionen den
Gottesdienst zu unterstützen, wid-
mete er sich fast ausschließlich der
Opernkomposition. Nachdem er
höhere musikalische Ausbildung sich
mit staatlicher Unterstützung auf dem
Mailänder Konservatorium geholt
hatte. Hier veranlaßte ihn sein
Lehrer Ponchielli, dessen erste
Oper „Gioconda“ (1876) auch in
Deutschland gegeben worden ist und
sehr wohl wieder einmal aus dem
Staub der Theaterarchive hervor-
geholt und zu neuem Leben erweckt
werden könnte. zur Komposition
seiner ersten Oper „Lilli“. deren
:64

Zu den Musikbeigaben

Stoff der bekannten Heinefchen Gefpenfiererzählung entnommen ift und vorher fchon von Adolph A d a m in dem Ballett „Gifelle“ mufikalifch verarbeitet worden war. Wie fchon oben gefagt ift. wirkte diefe an melodifchen Einfällen fehr reiche Oper. in der neben zarten lyrifchen Stellen brutale Kraftausbrüche ganz unvermittelt ftehen. 'bahnbrechend. Auch die dankbare Behandlung der Singftimmen fiel auf. ebenfo die flotte. kraftvolle und dabei doch feine Orchefterbehandlung. befonders die Vorliebe. die Melodie unifono von dem ganzen Streichorchefter bringen zu laffen.

Fünf Jahre vergingen. bis Puccini mit einer neuen Oper hervortrat: es war dies „Edgar“. doch infolge des unmöglichen Tertbuches. das nach Alfred de Muffets „Im Coupe et les Orten“ gearbeitet ift. blieb jeder Erfolg aus. Zwar unternahm der Komponift fofort eine Umarbeitung. aber man hat von ihrer Wirkung nichts gehört; vielleicht erlebt er nun. da er auf der Höhe feines Ruhmes fteht. es doch noch. daß fein Jugendwerk zu Ehren kommt. Ein Erfolg war erft wieder feiner in Deutfchland ziemlich unbekannt gebliebenen ..Manon Lescaut" (1893) befchiedenz daß er fich die Kraft zutraute. denfelben Stoff. den der Franzofe Maf f e n e t bereits fo glücklich (1884) vertont hatte. eigenartig von neuem zu behandeln. fprach fehr für fein künfilerifches Streben. Jedenfalls hatte er aber von Maffenet auch viel gelernt. Seine urfprünglich verififche Neigung fuchte er immer mehr zu verfeinern. er vertiefte fich immer mehr auch in das Studium Wagners. deffen Behandlung der Leitmotive er bis zu einem gewiffen Grade adoptierte. und gewann vor allem neue Anregungen aus V e r d i genialer und meifterhafter. einen ganz neuen Stil für das feine mufikalifche Luftfpiel fchaffender Oper „Falstaff“.

So entfiand feine nach dem bekannten Roman des Franzofen Murger gedichtete Oper ..Boheme" (1896). eins der feinfinnigften und auch pikanteften Werke neuerer Zeit. voll von Efprit. melodifchem

Reiz und duftiger, farbenreicher Orchesterbehandlung. Bekanntlich hat auch Leoncavallo eine recht wirkungsvolle „Boheme“ komponiert. Bei ihm ist aber alles gröber. Während Puccini uns get-differmaßen edelfien Champagner ferveriert, schenkt uns jener gewöhnlichen Schaumwein. Mögen auch die tragischen Stellen des letzten Akts ziemlich schwach ausgefallen sein, als Ganzes wirkt Puccinis „Boheme“ höchst anregend. Eine Rückkehr zum Verismus bedeutete die Oper „Tosca“ (1900), deren Musik freilich gewaltig packt und den blutgetränkten Stoff des Sardoufchen Senfationsstückes un-gemein veredelt hat. Wunderbar hat Puccini oft mit wenigen Akkorden, wie z. B. gleich am Anfang, die jeweilige Situation getroffen. Vor der Brutalität schreckt er nicht zurück, aber man verzeiht sie ihm, weil er durchaus dramatische Musik bietet. In sehr glücklicher Weise sind auch lyrische Epifoden eingef-treut, auch ein feiner Humor fehlt in den Szenen des Meßners nicht. Zwei herrliche große Liebesduette und namentlich das Gebet der Tosca

Wilhelm Altmann

werden immer wieder zündend wirken müßen.

Mufikalifches Neuland gewiffermaßen hat dann Puccini in feiner letzten Oper „Madame Butterfly“ angebaut. Bei ihrer Erftauffiihrung in Mailand 1904 hatte fie keinen rechten Erfolg. erft 1905 trat diefer in London ein, wo das Werk in einer umgearbeiteten Faffung gegeben wurde- aber auch an diefer wurden 1907 nochmals Änderungen vorgenommen. „Madame Butterfly“ führt uns wie die Operetten „Der Mikado“ von Sullivan und „Die Geifhas“ von Jones nach Japan- bietet aber keine Karikatur des dortigen Lebens- fondern ij diefem wirklich abgelaufcht. Zum erften Mal find auch in diefer Oper wirkliche japanifäfe Melodien verwendet. Deren urfrünglicher Eintönigkeit hat Puccini ganz befondere Reize abgewonnen. Überhaupt ift die Orchefierbehandlung in diefer Oper ganz befonders fehön. Mag auch die melodifche Erfindung große Ähnlichkeit mit der in feiner „Boheme“ und „Tosca“ fowie auch mit Mafienet haben- es liegt ein eigentümlicher Reiz über dem Werkes dem man fich fchwer entziehen kann. Puccini verfteht es auch hier wieder ausgezeichnet die Stimmung zu malen. fowohl wenn er das Liebesglück der Japanerin wie ihr Liebesweh fchildert. Im erfien Akt kommt man aus dem Staunen über den großen Reichtum an Erfindung und die erquifiten Orchefterfeinheiten garnicht heraus; genial ift dann fpäter das vergebliche Warten der Butterfly auf ihren Gemahl mufikalifch ausgedrückt.

Ä..

Siiherlich werden wir von Puccini defien neuefie. in Kalifornien im Jahre 1849 fpielende Oper „du fuuejuUn. (1611' occjäeute (l'm-0“ im kommenden Herbft in London zuerfi aufgeführt werden foll- noch Großes erwarten dürfen. Er fcheint mir berufenf das Lebenswerk Verdis gewiffermaßen fortzufefen. Gönner wir es den Italienern. daß ein fo großes Talent wieder unter ihnen lebt und fpeziell auf dem Gebiet der dramatifchen

Musik so erfolgreich wirkt.
Die hier erstmalig mitgeteilte
Komposition Puccinis ist ein für
eine Trauerfeierlichkeit bestimmter
Streichquartettfaß der hoffentlich
noch einmal in einem vollständigen
Quartett Verwendung findet.
Warum sollte denn nicht Puccini-
wie einst Verdi der musika-
lischen Welt auch ein Streich-
quartett schenken. zumal jetzt in
seinem engeren Vaterlande der
Kammermusik wieder mehr Be-
achtung geschenkt wird? Jeden-
falls ist dieser Saß der der
Trauer nicht bloß mit der Tonart
Rechnung trägt durchaus nicht un-
bedeutend in der Erfindung, wie
viele Gelegenheitskompositionen
erster Meister. und auch sehr sorg-
fältig gearbeitet, Die Führung
liegt bei der ersten Violine, Beson-
ders schön- wie verklärt. und ver-
föhlich wirkend ist das zweite Thema
(Anfang von Seite 2); der Mittel-
teil verleugnet den dramatischen
Komponisten nicht. Eine Über-
tragung für Klavier hätte diesem
kurzen Stück feinen intimen Klang-
reiz genommen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

L66

Literarische

Bibliothek wertvoller
Memoiren. Band 5. Die
Erinnerungen des Gra-
fen Paul Philipp von

S s g u r. Adjutanten Napo-
leons I. Bearbeitet von F r i e d-
rich M. Kircheifen. Genf.
Hamburg. Im Gutenberg-Verlag
Dr. Ernst Schulße.

In die Bibliothek wertvoller
Memoiren. die Dr. Ernst Schulße
herausgibt. sind die Erinnerungen
des Grafen von Ssgur mit vollem
Rechte aufgenommen worden. Der
Verfasser. der zu jenen Aristokraten
alten Stammes gehörte. die sich dem
aufgehenden Gefürne Napoleons
frühzeitig. wenn auch zunächst nicht
ohne Vorbehalt. angeschlossen. ist
während des größten Teils der
kaiferlichen Epoche in unmittelbarer
Nähe des großen Mannes gewesen.
Obwohl er nie im Mittelpunkte
der Ereignisse stand. hatte er alle
Gelegenheit. zu beobachten und zu
hören. und war der Mann dazu.
gut zu beobachten. zugleich fein ge-
bildeter Schriftsteller genug. um
das Beobachtete in ansprechender
und fesselnder Form niederzu-
schreiben.

Ich möchte nicht gerade sagen.
daß der erste Band seiner Memoiren
Geschichte ist; manches hat er nur
gehört. bei anderem ist seine Er-
innerung wohl nicht immer ganz
treu gewesen. Insbesondere würde
man seine Schlachtbeschreibungen.

Berühmt
die ich beurteilen kann. nur mit Vor-
sicht für kriegsgeschichtliche Dar-
stellungen verwerten können. Die
wenigen Karten. die in den Text
verwoben sind. haben keinen Wert
- er läßt z. B. die Saale bei
Weimar fließen. Immer aber be-
reichert er unsere Kenntnis um viele
Einzelzüge. die für die Beurteilung
der Dinge von Wert sind; ich will
beiläufig die berühmte Attacke der
polnischen Reiter bei Somosierra.
1808. erwähnen. Der Hauptvorteil
seiner Darstellung besteht doch wohl
in den zahlreichen und wertvollen
Beiträgen. die er zur Beurteilung
des Charakters Napoleons. seiner
Regierungsweise. seiner kriege-
rischen Anschauungen und zur Er-
klärung des befürchtenden Zaubers

beibringt. den der Gewaltige
während der Jahre seines Aufstieges
auf seine Umgebung, seine Soldaten
und auf die Zeitgenossen ausübte.
Dabei ist er keineswegs ein
Schmeichler oder unbedingter Lob-
redner. sondern bei aller Bewun-
derung ein kühler, kritischer Kopf,
der die Süßwässer nicht verschweigt.
Interessant sind auch die Einblicke,
die man in das Leben des napoleo-
nischen Heeres, dieses ergebenen
Werkzeuges seiner Macht, erhält.
Auch hier sieht man wieder
einmal, daß jedes Heer eine Persön-
lichkeit für sich ist und niemals aus
den Anschauungen anderer Heere
zutreffend beurteilt werden kann.

Literarische Berichte

Man muß versuchen, sich ganz in feinen Charakter zu verformen und sich der eigenen nationalen Eigenart, jedenfalls feiner nationalen Vorurteile, möglichst zu entäußern. Will man es recht verstehen.

Die Überfetzung wird leider dem eigenartigen Zauber der Memoiren nicht völlig gerecht; auf militärischem Gebiete kommen sogar arge Schnitzer vor. So wird Seite 446 u. a. „Kewul*“ durch „offensive Rückkehr“ wiedergegeben, während es „Gegenstoß“ bedeutet; reformer Seite 345 durch „reformieren“, während es im militärischen Sinne „auflösen“ heißt. Auf Seite 120 überfetzt er „Ärger“ durch „Verteidigung“, wo es durch „Verbot“ übertragen werden müßte. Auch sagt er „Mäßigkeit“, wo von „Mäßigung“ die Rede ist, und gebraucht das Wort „Mitfchuldigkeit“ an Stelle von „Mitfchuld“. Ebenso wird wiederholt von einem „gebieterischen“ Angriff anstatt von einem „führerischen“ Angriff gesprochen.

Bei der Herausgabe der weiteren Bände wird hierauf zugunsten des glatten Lesens und des Verständnisses größerer Wert gelegt werden müssen.

Gädke.

Sozialismus und Demokratie in der großen englischen Revolution.
Von Eduard Bernstein.

Zweite, durchgesehene, vermehrte und illustrierte Ausgabe. Stuttgart 1908. I. H. W. Dietz Nachf.

Der bekannte Vertreter des wissenschaftlichen Sozialismus. Eduard Bernstein, hat sich wiederholt als Geschichtsschreiber der

sozialistischen Entwicklung bewährt. Seine im Vorjahre erschienene zweibändige „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung“ erweist das erfolgreiche Bemühen des trefflichen Verfassers, trotz offenen Bekenntnisses zu feinen sozialen Überzeugungen doch in den Grenzen der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit zu verbleiben. Menschen wie Dingen gegenüber. Das oben genannte Buch enthält nun die ganz neue, durch eigene Forschung sowie die freiwillige Mitwirkung hervorragender

englischer Historiker ungemein erweiterte und vertiefte Umarbeitung einer früheren Veröffentlichung Bernsteins. Sie füllt eine empfindliche Lücke in den bisherigen Darstellungen der Geschichte der großen englischen Revolution von 1640 bis 1660 aus, indem sie die demokratischen und sozialistischen Bestrebungen innerhalb dieser wichtigen Umwälzung schildert: Tendenzen, die unmittelbar sich nicht durchsetzen konnten, aber für die Zukunft bedeutungsvolle Keime dem englischen Boden einpflanzten.

Die eigentlichen Vertreter dieser Anschauungen waren in der republikanischen Partei die „Levellers“, die „Gleichmacher“. Sie schied sich wieder in zwei Richtungen. Die eine, unter der Führung des unerschrockenen Vorkämpfers und Märtyrers Lilburne, strebte lediglich eine echt demokratische Gestaltung der Republik an. Die andere, die „wahren Levellers“, unter Everard und Winstanley, forderte die „Wiederherstellung der alten Gemeinschaft des Genusses der Früchte der Erde“, „der Zeit vor dem Sündenfalle“, womit un-

168

, '4 *|* i
x
- . '4 i . O
| L ' i " , « " L) "
h ' ß ' fl 7 ,
. H " b . r
| | - " \ A / |
- 7 07 - ' * ' .. - . ' .
| i - o r , r ... g - " - " - " - _ x , . . - . - . - ~ . .
Ö i e * ' . * * ' , . . * '
. , R ' ' ' ' « Q ; J a J ' r . K
p 1 | r n n n n , - , x - , | . |
| | 4 * " v - - - * 1 q , _ , J ' . v . s | ä Q | |
| L ' K
I ' V M . * - ' * * * * fl ' I '
b " ' . - - - . ' . . . - . -
' 43 * * * - im ' F 1 ' u
. a * . . - ' ' '
' , u . c a - . : = - ~ ' s v _ . , J l .) | ,
Q T I - , A x . - . ' ' A - Q _ _ | '
1 & 1 - - v V i - ' 1 ' : V . . * ' ' q ff " \ . - i
* . J |
r * '
Q . " | * . - " " " " " K _ ' |
| | ä ' , r * - 3 ' d
. - - . - b [1 . ' . . f ,
i and .. j - K * - . i - c | ' 1 r .
| | x v d ' - : f | , 7 " f M in ; f '
' - |
* I B \ , - " _ r = ' - " " = 1 - A I ' ' b h ; , - - , d ' i - ' g , " 5 , fl . ' W I V - J
// ' r , _ . _ \ | a M _ m - " N .
ad , , x
J , v _ j ' 4 - . - Z ' , V F M _ . q _ d i " | K .
* ' J ' * * J ' q | } ' - W i
. ~ ' r x ,
q , . ' 7 : . 4 . . . J 7 2 + | | f , 7 |
' x 3 z " i i | ' l _ by) ? | , ä | 4 - It
, | l p aka " d | ' , | a
f " Y . ' | . M ' . g F V w d _ c * ' > e . Y , f |
a ' o Ä * ' - * * * 7 J Z . - - T * :
,
| | : * F _ |) , (- - .
L , . 2 .. - Ph k . c ' ' - ,
' . M - w / L H 4 K ' 1 - x / | " |
\\ ' * K * - ... x , | - - X
- X ' . ' - C x , H ' ' , -
x " k > ~ _ 4 p , i _ _ _ _ _ f Ä
v Q |
. - ' W ' G ' - "-
: fl ' " *
x * ' - * | ' ,
| - | V q | | . ' 1 * A ' i '
~ A 1 . | . ,
' \ , F * v ; ' .
* .. m - ' - « y . u 1 " b l -
t Q M M . . 6 1 \ t j V " |
' F | b , ~ . v
n ' - t - _ l n .
| . _ _ a , . - - . . 7 _
- w " * ' . . . ' .

..KTM-*. - y*

\ || /

, i G ' k - _

" f ' 1 _ | | - i Q , _

u! _ K k , : ' Y _ , , { } , l . .

lf. ' Ö , l ' _ q*

t K , , q

x | | | \ * ' - P

' 7 n d . x * ä - _ 5'

~ L _ , 9' n ' ,

f ' e ' , 3 | - n

l t p .

* J F * m } _ , - .

, r

_ x V - , ~

K R _ * * _ . - ' ,

.. _ _ _ _ _ " * " " * * _

z O " -

|

| , ' 9' . ' ,

Ä .

| , | | " N U *

| |

i Snfiimlia aur- h" -- hm "1~:rr:;'!~.t."d)n'n 5R2:

quicm, [Nm-*me*- q.: 0.: .Teams-.Nm ci. .x'kjähxlich

. in dem von "Öx'tfl _1-.- iintetfifzgun amp-r, alter

`Diuiil'vr gefiitvter. 37117.7]- m Mailand ffmtfinbet.

wr—n-nraz'. .,-

a *

.q

"ä

r.

is

|

3

|

Ys-Zm'fcbe WERTE.

?Öan muß verficäzen- Z-ä- nem, in
:e'm'll Eharaknr zu ver-'cum- 1--id
.fi-o c.c eigenen Weiden len Eigenen!,
»cd-nine feiner nalien..[en "Z-r
nrteilß mogiiiY-fl zu ei-t inßew*F *kill
man es een-.c vero-:(7717,
De Wei-jeßunz* wii!: leider ke n
eigenaitigen Znnbce der Me11ioi*cn
nicfit völlig genäht; 611i militiei
i-.iiem Geöicte kom-nen fe-inr arge
Ecbmi-er vo:: *In wie!) Seite 446
u. a. 1-0:»111- offen-if* durch offen-
five "Rx-.fickt wiedergegeben- wäh-
rend es cke-F* mimi bedeutet; "Öl/'0!'-
tml- S. te 34'. dur-b reform-'stem
kenn-end es im militcilijclien Sinne
.e.uflöic.'-" fie-"*2, Alf Seite 120
nenne*: er (IW-*i159 durch Vertei-
e'z-ung- .1e es durch „Verbot" iiber-
t-umen ?beiden miißfe, :Lk-ch jagt er
*."-."q'81-i'e1:„ wo von Mäßigung die
'Rede in.. und gebrauci': das Wer!
Mitich ildigkeit an Stelie von Mit-
ichuld. Ein-ufu nird wiederholt von
einem „gebieteriinyen" Angriff an-
im't von einem „fiirinifäHen" An-
3.1.67' eeFcc-oäyen.
Wii ker Heranegüw der wei-
tc-*en ?Binde wird iierauf zu-
,3nn'xien des gfotten Leiens und des
*ZKM-finndnif-J ee aroßerer Wert ge-
nug wen-[*1. mnfien.
(NOW.
Sm(.ilisnius und Den-.o-
krcelie in der großen
englifä- en Revolution,
Bon "3 2 und Bernfi*in.
Jive-Fe durchgeiehenß vc'm* 1-".-
1-"79 xilniiriei-ieAusgnbe -I *...7-
>17(1908,, J. .1:7. W. DW; PM'.
Der bekannte Verne-let :VZ
*--ifi .ii-.j'aftiäi:n Sozial(.- ie.
iii-.exp Bernie-"im hat fish "At-c'-
* nid Weixviäztsiäzreii*et f* i*
;e.(ali .iicien Entwicklung bewähri.
L eine im Vekjadre ericlzienenc zwei-
!*indige „Gefibichte der Berliner
Axiqeiterbewegung" erwcifi das er.-
felgrei-He Bemüi)en dev treffiäzen
Verfafiers- ttoiz offenen Bekennt-
miies zu feinen fozialen Überzeu-
:11x2: zen doch in den Creme!! dei'
ilnparteiläxkeit und Gerechtigkeit
zi verbleiben2 Menfäyen wie Dinßin
qczeniiber. Das ode-.1. genann-e
Buck) ent'k-(ilt nun die ganz neue.
durch eigeneForinnmg iowie diefrei-
willige Mitwirkung beworragender
englifcinr Öifiorifcr ungen-.em er-

weiterte und vertiefte Uraufarbeitung einer früheren Veröffentlichung Bernsteins. Sie füllt eine empfindliche Lücke in den Reihen der (Kämpfer der großen englischen Revolution von 1642 bis 1660) auf, indem sie die demokratischen und sozialistischen Bewegungen innerhalb dieser wichtigen Umrüstung Wildens: T. -ndenw. die unmittelbar nicht durchzuführen konnten, aber für die Zukunft deutliche Keime dem englischen Boden einpflanzten.

Die eigentlichen Vertreter der Anabaptisten waren in der republikanischen Partei die „Leveler“, die „Gileaditen“. Sie wurden (und wieder in zwei Meinungen. Teilweise unter der Führung des in-x-j-c-broäenen Vorkämpfers und -n-tvrrers Lilburne, der die „Gileaditen“ (Kämpfer der Republik) anführte. Die „wahren Leveler“, mit ihm: Winthrop und Winthrop, forderte die „Wiederherstellung der alten Feuchte der Erde“, „der Zeit vor dem Sündenfall“, womit nn-

Lahtgang

1 9 0 8

Fakfimile aus dem bisher unveröffentlichten Requiem- komponiert für die Totenmeffe- die alljährlich in dem von Verdi zur Unterfüßung armer- alter Mufiker gefiifteten Haufe in Mailand fiattfindet,

EMPTY

Literarische Berichte
zweifelhaft
ursprüngliche
meint war.
der vermeintlich ur-
Kommunismus ge-
Durch Mord und
Diebstahl hätten ..die Raub-
kreaturen. nämlich Grundbesitzer.
Advokaten und Geistliche". das
Privateigentum an Stelle dieses
ursprünglichen Kommunismus ge-
faßt. Der Sozialismus nahm
auch schon eine bestimmte anti-
kirchliche Färbung an: die ..nackten
schamlosen Handlungen“ der ..Raub-
kreaturen" verdeckten sich nach der
Meinung der Levellers ..unter
der Feigenblattbekleidung von Sab-
baten. Fast- und Dankfesttagen.
Dogmen. Formeln und Kulten".
An Stelle des positiven Ehrfurchens
lehrten die wahren Levellers eine
Art pantheistischer Religion. Sie
gingen auch zur Propaganda der
Tat über : die sogenannten „Diggers“
(„Gräber“) bemächtigten sich wüßte
daliegender Ländereien. bebauten sie
und errichteten dort ihre Hütten.
Aber das bekam ihnen übel. Die
Obrigkeiten der Republik und zu-
mal Oliver Cromwell waren keines-
wegs geneigt. solche sozialistischen
Taten zu gestatten. Unter Beihilfe
der anfälligen Bevölkerung ver-
trieben Soldaten die Diggers.
Eingekerkert wurden sie ins Gefängnis und
zerstörten ihre Arbeiten. Vergebens
bildete sich eine sozialdemokra-
tische Presse; vergebens entwickelte
Harrington in seinem utopischen
Werk „Ozeana“ das Ideal eines
gründlich demokratisierten England.
Die Arbeiter waren als Klasse da-
mals zu unentwickelt. um eine dau-
ernde und wirkfame politische Partei
herzuzustellen. Das Übergewicht der
landbesitzenden Klaffen war zu groß
und erschien allzusehr als selbstver-
ständlich. um das Aufkommen einer
starken wirtschaftlichen Umsturz-
partei oder auch nur Demokratie
zu dulden. So arbeiteten Levellers
und Diggers lediglich für eine spätere
Zukunft.
Diese interessanten Vorgänge
werden von Bernstein mit eben so
vieler Sachkenntnis wie Unpartei-
lichkeit und echt historischem Blick
in anziehender Weise geschildert.

M. Philippson.

Die Vorstellungen der

Tiere. Philosophie und Ent-
wicklungsge-
schichte. Von Kurt
Graef. Berlin. Georg
Reimer.

In dem Motto, das dem in-
teressanten Buche vorangestellt ist:
„Leben heißt Vorstellen“. liegt der
große psychologische Irrtum des
Verfassers. Denn unter Vorstellen
versteht er eine Nerventätigkeit,
die zunächst mit Bewußtsein nichts
zu tun hat. Der unbewußten Vor-
stellung der Pflanze bezw. des Tieres
folgt das unbewußte Wollen und
diesem das unbewußte Handeln,
Was aber ein Vorstellen, von dem
der Vorstellende nichts weiß, ein
Wollen, von dem der Wollende keine
Ahnung hat, eigentlich bedeuten soll,
das verrät der Verfasser nicht. Das
alles sind wohl Worte, die dem
Materialismus gebräuchlich sind,
aber mit denen sich irgendein Ver-
ständnis nicht verbinden läßt. Die
geistigen Vorgänge werden als „un-
räumlich“ anerkannt, und dennoch
sollen sie Erzeugnis des räumlichen
Gehirns sein. Erik aus dem Unbe-
wußten soll dann im Laufe der Ent-
wicklungsge-
schichte Bewußtsein als
ein Zustand gewisser Vorstellungen
:69

Ziterarifche Berichte hervorgehen. - Sieht man von tiefen pŷchologifchen Undenkbarkheiten abf fo bietet das Buch des Richtigen und Wiffenswerten genug. Die Handlungen der Tiere teilt Verfaffer in Reiz-z Infiinkt- und bewußte Handlungen. Bewußter Handlungen find nach ihm außer den Wirbeltieren auch die Infekten und gewiffe Würmer fähig. Und wenn man unter Sittlichkeit das Handeln zum Wohle eines andern verfieht. fo zwingt die Gerechtigkeit unsf auch bei zahlreichen Tierarten fittliche Vorfellungen und fittliches Handeln anzuerkennen.

Dr. F. Lüdtkke.

Zur Erinnerung an Balthafar Anton Duncker (1746-1807). Eine Auslefe aus feinen Gedichten nebft einigen feiner Vignetten. (Gedruckt bei Guftav Grünau, Bern.)

Man hat ein wenig abfichtlich lebendig gemacht. da man dem braven Duncker aus Pommern in Bern ein Denkmal feßte in Form einer kleinen Auswahl feiner Gedichte und Vignetten zur Feier feines hundertften Todestages. Duncker war durchaus Eklektiker, leicht laffen fich feine Vorbilder in Brockes. Hallerz Hagedornz Gellert und Wieland nachweiften. Daneben zeichnete und radierte er im Stile des weit bedeutenderen Geßner. Die feifinnigen Herausgeber der Sammlung. Adolf Thürlings und Guftav Toblerz haben in richtiger Wertfchäßung Dunckers nur acht Gedichte abgedrucktf die den Dichter ganz ausgezeichnet charakterifiren. In diefer Form wird das Büchlein das der Verlag liebevoll ausgeftattet hat. gewiß manchem Freunde des 18. Jahrhunderts eine Freude bereiten.

Karl Georg Wendriner.

Briefe der Herzogin Elifabeth Charlotte von Orleans. in Auswahl herausgegeben durch Hans F. Helmolt im Infel-Verlag. Leipzig. Unfer Zeitalten das unter dem überwältigenden Eindruck der Kunft Goethes nur den Gelegenheitsdichter als Künftler anerkennen will und in jedem Kunfiwerke vor

allein die Konzeptionsstelle fucht,
hat ihr größtes Interesse den
Briefen und Tagebuchblättern
großer Geister zugewandt. weil un-
zweifelhaft in diesen die Fähigkeit
des Erlebens am stärksten zum Aus-
druck kommen muß. Es ist dankbar
zu begrüßen daß der Insel-Verlag
jetzt auch eine Auswahl der Briefe
Liselottes herausgegeben hat dieser
pfälzischen Prinzessin, die als
Schwägerin Louis Al?, an dessen
fittendem Hofe leben mußte, die
aber ihr echt deutsches Herz und
ihren Frohsinn sich stets bewahrte
und als Trost in ihrer feinfachen
Einfachheit ihren Freunden jenseits
des Rheins in unzähligen Briefen
erzählte! was sie mit ihren offenen
Augen am Hofe des Sonnenkönigs
sah. Es ist eine Freude diese auch
kulturhistorisch so überaus inter-
essanten Briefe zu lesen durch deren
volkstümliche Originalität des Stils
sich schon Wilhelm Scherer an
Goethes Mutter erinnert fühlte. -
Die von Helmolt aus der Masse
von 3000 erhaltenen Briefen ge-
:70

Literarische Berichte
treffene Auswahl ist in jeder Beziehung zu loben.
Karl Georg Wendtiner.
Vom Theater der Seele.
Von Albrecht Ringen.
Stuttgart. Axel Juncker.
Ein höchst feltfames Bächlein
- das Ganze hat 74 Seiten -
anspruchsvoll. ohne die Ansprüche zu befriedigen. die es erweckt. Derartige nannte man früher befcheidener: Skizzen. Fragmente. Bilderbuch ohne Bilder. Es find Stimmungsbilder. Satiren. Grotesken.
Der Verfaffer hat einen guten Blick für Seltfames; der feinen und richtigen Beobachtung gefellt sich manchmal eine originelle Ausdrucksweise. Häufig jedoch tritt das allzu Gewollte aufdringlich hervor. Nicht felten bleibt der Verfaffer unverftändlich oder mir ist wenigstens feine An- und Abficht nicht klar geworden. Am befien hat mir die Gefchichte: „Die Grobziger“ gefallen. eine recht gelungene Wiederbelebung der Schildbürgergefchichten. nur verfeinert und vergeiftigt.

Ludwig Geiger.

Ibfen als Norweger und Europäer. Von Albert
Dresdner. Iena. Eugen
Diederichs.

Entfchieden eine der intereffantesten Studien über Ibfen. Bedeutend dadurch. daß Ibfen als Kulturfaktor betrachtet und abgefchätzt wird. Die gefamte geiftige und nationale Grundlage. welche IbSENS Charakter bildete. verfucht Dresdner mit möglichft fcharfen Zügen darzufstellen. Drama um Drama des Dichters zerlegt er und zeigt IbSENS innigen Zusammenhang mit dem engbrüftigen Kritizismus feines Volkes auf. Gefialt um Gefialt löft er aus dem grauen Hintergrund ihres Milieus und zeichnet den engen Kreis. in welchem sich IbSENS Denken und Fühlen bewegte. Der Dichter wird als der Norweger dargefiellt und in feinem fchöpferischen Verhältnis zur europäifchen Kulturwelt gewertet: die auffieigende Entwicklungslinie vom Nationaliften zum Europäer ergibt sich von felbst aus forgfam durchgeführter Kritik des Gefamtwerkes. Aber auch. was Ibfen war

und nimmer wird fein können:
der Analytiker. nimmer der Synthe-
tikerz der zerfiörende Erwecker. aber
nicht die höchfte. ewig fortzeugend
wirkende Quelle. Das Buch ift
um fo nachhaltiger. da es von einer
bedeutenden Perfönlichkeit ge-
fchrieben wurde. von deren männlich
ftarkem Geift es erfüllt ift.

Hugo Alt.

Aus des lieben Gottes
Arbeitsftübohen. Dich-
tungen von Erich Wunfch.
Zeichnungen von Hans Lind-
loff. -- Berlin. Verlag Har-
monie.

Anheimelnd wie fchon der
Titel. der uns etwas von echter
Märchenfiimmung verrät. ift das
ganze Büchlein: voll Liebenswür-
digkeit. Geift und fchalkhaftem
Humor oder feinfier Satire. Aber
auch zu ernfter. ergreifender Er-
habenheit weiß es fich zu fteigern.*
Und was ift der Inhalt?

17x

Literarische Berichte

„Das sind ja viele, viele Menschenherzen.
Die voller Sehnsucht, voller Luft,
voll Leid.
Liebend und hoffend, hoffend und
verzweifelnd
Auf Erden schlugen. Und der kleinste
Schlag
Ist oben bei dem Liebegott zu
hören.
Und wenn einer gar zu wild
bewegt.
Und wenn einer müde ist vom
vielen Schlagen.
Dann merkt's der Liebegott und
denkt: Sei still!
Dann macht es: kni>! Dann muß
das Herz zerpringen.
Dann schellt es gleich an unserer
Himmelstür.
Und Petrus hat nicht zehn Minuten
Ruhe.“

Einige solcher bre>7enden Menschenherzen und ihren Einzug durch die Himmelpforte befragen die hübschen, glatt dahinfließenden Verfe, einige der größten und gewaltigsten Menschenherzen, die je gefäßlagen haben: Goethe, Nießfche, Ludwig Richter, Lesing, Friedrich d. Gr., Heine und Beethoven. Wahrhaft bewunderungswert ist es nun zu sehen, wie abwechslungsreich der Dichter diesen Gedanken zu gestalten weiß, wie er ihn jedesmal der befragten Individualität anpaßt, so daß der Leser hier fast einen anschaulicheren, richtigeren Begriff von dem Charakter und Wesen und der Bedeutung jener Großen empfängt, als durch manche langatmige, gelehrte Biographie. Die gleiche Mannigfaltigkeit, die gleiche Abwechslung von Scherz und Ernst gelangt in dem reichen Bilderreichtum des auch sonst sehr vornehm und modern-geschmackvoll ausgestatteten Werkchens zum Ausdruck. Wer das Buch liest, wird eine Freude daran haben und es gern immer und immer wieder zur Hand nehmen.

8.13.

Die Grundmühle. Von
Emmi Elert. Berlin, Fontane und Eo.

Emmi Elert, die mehrfach erprobte Romanautorin, bietet

uns ein Werk. zu dem offenbar
Klara Viebig als Mufier gedient
hat. Nicht bloß für den Dialekt
-- die Sprache der Eifel. - sondern
auch für die Herbigkeit und Rauheit
der Menfchen und der Gegend. Ein
verhoffener. verlumpfter Müller. ein
hartherziger. auf den Forderungen
äußerer Religiofität pochender
Pfarrer. Eine Bäuerin Suß. die
in der Stadt diente. wird von
Peter. dem Grundmüller. als Magd
gedungen und. da er fie nicht anders
haben kann. zur Frau gemacht.
Ihr Kind Hubert erlangt bei einer
Prozeffion den Keim zu tödliäjer
Krankheit. Der proßige Bauer
ruiniert durch Faulheit und Trunk-
fucht fein ganzes Anwesen. fchließ-
lich wird er von feinem vom Militär
heimkehrenden Bruder Toni ent-
mündigt. die Ehe gefchieden. Peter
finkt zum Strolch und Landftreicher
herab. der fein Leben in den Ge-
fängniffen verbringt. Das Kind
ftirbt. Toni und Suß. die fich
lieben. können fich niäjt heiraten.
da der päpftliche Dispens nicht ein-
trifft. Suß. vom Pfarrer überredet.
verläßt die Mühle. Toni. von den
Bauern. feinen ehemaligen Kunden.
:72

Literarische Berichte

boykottiert. muß feinen Hausrat verkaufen und aus der Gegend fortziehen. Alles logisch. grausam. unerfreulich. Warum kann nicht das Paar. das die Glücksbedingung in sich hat. nach Amerika ziehen? Daß Suß schließlich ihre Ansprüche auf Lohn gerichtlich von Toni erlangen will. die sich ihm hingegeben und in freier Ehe mit ihm gelebt hatte mag im Charakter der Eifler Bauern richtig fein nichtsdefinitiver bleibt es höchst widrig. Einzelne Liebeschilderungen auch die erste Liebe der Suß zu einem Burfchen Nikola. sind anmutig; recht gut durchgeführt ist die Zeichnung des alten Hannes. der seit drei Generationen auf der Mühle gedient hat. in seiner Blödsinnigkeit noch immer in den Tagen seiner Kindheit zu leben meint und auf der Mühle bleibt bis zu ihrem Untergang. Was aber wird aus den drei Haupthelden? Daß Peter im Säuerwahnfinn endet, ist klar; aber Toni und Suß sind kraftfrohe Menschen, die mit ihrem Dasein nicht abgeschlossen haben; will die Verfasserin etwa in den Fehler verfallen. uns das zweite Leben der beiden in einem neuen Roman vorzuführen? Das wäre, angeht ihrs unüberleugbaren Talents. sehr zu beklagen.

Ludwig Geiger.

Friedrich Hebbels Tage-

bücher. herausgegeben von Hermann Krumm. Leipzig. Max Hefes Verlag.

„Das Drama soll keine neuen Geschichten bringen. sondern neue Verhältnisse.“ Der größte Rechenmeister des Dramas zeigt uns hier seine Technik: wie er kleine Geschichten sammelte, Geschichten auffpeicherte Ideen notierte. und alles aus einem Gesichtspunkte - neue Verhältnisse befruchtende Gedanken aus ihnen zu fangen. Die Idee zum höchsten Luftspiel ist für Hebbel ein Mensch. der nicht einmal weiß. was für ihn gut oder böse ist. die Tragikomödie der verwirrten Moral. - In diesen Tagebüchern ist ein unerföpflich Quell von Gedanken eines rafften Geistes. der nur deshalb nicht das Allerhöchste erreichte. weil seine recht-

nerische Leidenschaft ihn hinderte.

ganz Leidenschaft zu sein.

A. Halbert.

Das Patenkind. Thüringer

Roman v. Martha Renate

Fischer. Stuttgart Adolf

Bonz und Co.

Das Buch ist in einem ganz

eigenen, frischen Heimatstil ge-

schrieben hat einen trockenen festen

Humor und einen natürlichen Ernst.

Es ist nirgends überflüchtig und

will überall wahr sein. Aber darin

tut es des Guten zu viel. Die Ver-

fasserin ist ohne Zweifel ein starkes

Talent, aber sie hat sich noch nicht

ganz gefunden. Etwas Verwirren-

des haftet noch ihrer Kunst an. Sie

möchte gern alles sagen, jedes

Schrittchen beschreiben, jede Rock-

falte schildern, jeden Gedanken ihrer

Gestalten festhalten und veräugt

über dem kleinen Punktieren manch-

mal die große Linienführung. Ihre

Persönlichkeiten sind voll Leben.

aber sie hüpfen vor unfern Augen.

Hier eine Stilprobe: „Platt vorn

auf dem Wagen, auf den Brettern

saß eine Frau. Ihre Beine bau-

173

Literarische Berichte

melten neben der Deichsel herab.
barfuß in schwarzen, ausgefchnittenen Schuhen. Drohten Unebenheiten im Weg. so kippte sie die Füße hoch damit sie nicht schleiften.
Die Frau war schwarz. alt. gelb. dünn. Die Kuh war fahl" (S. 474).
Das ist alles sehr anschaulich. doch ist es nicht der Zweck des Dichters. Bilder zu malen. Das Buch erinnert an einen vorzüglichen Kinematographen. der eine lange Reihe packender Szenen gibt. Das lebendige. bald schauervolle. bald übermutig-ergößliche Leben rollt sich vor uns ab. aber über jedem Bild schwebt ein unruhvolles Zittern. das die Blicke blendet. - Der Roman spielt in einem Dorf. im Volke. Die Heldin Meta Brandt ist vortrefflich gezeichnet mit ihren Fehlern und Vorzügen. ihrer jauchzenden Art. ihrem herzlichen Witz. ihrer Grausamkeit und heimlichen Angst, Sie „probiert“ die Männer mit Ohrfeigen. Wenn sie einen Burlesken in Aussicht hat. „langt sie ihm eine Schalle herunter“. „Steckt er die ein. - dann ist gut. dann packe mir zusammen. Steckt er die nicht ein. no - dann laß ich ihn laufen.“ (S. 76.)
Meta hält sich, so mutig fauer wie ihre Röcke. weil die Schmach des Vaters. der ein Dieb gewesen. auf ihr lastet. Eines Tages kehrt der Totgeglaubte zurück unter falschem Namen. Nur von der Tochter gekannt. nähert sich der Verkommene ihr immer wieder. Erichütternd sind ihre Seelenkämpfe. ihre verzweifelte Angst vor der Entdeckung. Ihr Aussehen verfällt. Ihre mühsam erworbenen Erfolge wandern zum Vater als Schweiggelder. In einer packend gegebenen Szene zwingt der Betrunkene Meta zum Diebstahl. Trotz allen Grauens beherrscht ein froher frischer Ton das Buch. Die Kraft der Jugend sprüht aus ihm. Die Nebenpersonen sind scharf gezeichnet. so der fromme Schuster. Baurat genannt. und sein Weib Edwine. das die Polierjacke anzieht. wenn der Mann aus dem Wirtshaus kommt. Allen. die sich vergnügt unterhalten wollen. lei „das Patenkind“ beifens empfohlen. Maria Stona.
Das Haus zur Flamm'.

Roman v. Helene Böhlau.

Berlin 1908. Verlag von Egon
Fleischel und Comp.

Die ureigenste Domäne dieser
Dichterin ist das alte Weimar. Von
dem wußte sie viel zu sagen: von
großen Menschen und hohen
Dingen; von kleinen scheinbaren
und bedeutenden feinsten Erleb-
nissen. Ihre wertvollste Kunst ist
alles mit der Wärme ihres Tempe-
raments zu erfüllen. Dinge und
Menschen mit der Stärke ihres
Empfindens zu befehlen. Ihr
Können bewährt sich auch hier im
vollsten Maße. Es ist ein echtes
Frauenbuch, voller Güte, Wärme
und inniger Freude am Leben. Es
ist getränkt mit dem Bewußtsein
der Schönheit des Daseins. Der
stoffliche Inhalt ist unbedeutend und
ohne Abwehrlust. Nur das Wie
und Was der Gestaltung ist aus-
schlaggebend. „Das Haus zur
Flamm“ ist das Heim einer Frau,
die aus der Niederung des Alltags
auf den Berg geflüchtet, um ihr
eigenes Leben erleben, unbefchränkt
Liebe und Güte geben zu können.
Sie stellt sich auf sich selbst, sie will

L74

Literarische Berichte

frei sein durch sich selbst. Ein paar Menschen gehen bei ihr oben ein und aus die ihren im Tal erlittenen Schmerz im fänftigenden Gehege ihrer Güte verwinden wollen. Und nur einer- der fick» gleich ihrf fou- verän über die beengenden Grenzen dergeloffäzäftlichenLiigen undLieb- lofigkeiten zu fchwingen vermocht und zur reinen Menschliäykeit gelangt iftz findet ihre menschlich- weibliche Liebe. Und darin foll wohl der innere Sinn des Buches liegen. Es bleibt die Frage ob dies nicht ein Irrtum ift. Jedenfalls: 'hier ift ein fiarkes- tempera- mentvolles Buch. Wer ein Leid zu tragen hat und fchwere Stunden lebt, der wird die Wärme- fchier mütterliche Liebe dieses Buches doppelt empfinden. Und dies foll für das Werk und seine Dichterin herzlichfte Anerkennung bedeuten, Hugo Alt.

Die blaue Laterne von PaulLindau. Verlag der Cottafchen Buchhandlung! Stuttgart.

Ein Gefellchaftsroman der besten Art- den man nicht ohne Intereffe lieft auch wenn man nicht in die Verwandtfäzäftsver- hältniffe der Gefalteten eindringen kann weil der Familienfinn nicht fo fiark ausgeprägt ift. Lindau verfielt ein Milieu zu fchaffen und die Menschen darin wacker handeln zu laffen. kl.

Spokenkiker. Die Gefchiäyte einer verirrtten Menschenfeele.

Von Hermann Welte.

Leipzig- Fr. Wilh. Grunow.

Alle Werke Hermann Weltes haben einen eigenartigen Reiz, dem man sich nicht verfchließen kann.

Im „Spokenkiker" zeichnet der Autor mit fo packender Kraft die Verirrung und den Kampf einer armen7 gefallenen Seele, daß uns das Miterleben bis zum leßten Worte nicht losläßt. Das in- terefiante Problem- wie ein feelifch und finnlich außerft fein veran- lagter Mensch zum Gewohnheits- trinker wird und fin) fchließlich aus tieffter Gefunkenheit aus eigener Kraft wieder erlöft- ift künflerifch vollendet durchgeführt. Es lohnt sich- dieses Buch zu lesen.

VonderVioline.VonPaul

Stoeving, Berlin - Groß-
Lichterfeldm Verlag von Chr.
Friedrich Vieweg.

Das ursprünglich in englischer Sprache erschienene Buch liegt nunmehr auch in deutscher Übersetzung vor. Man findet darin eine auf gründlicher Quellenforschung beruhende Geschichte der Geigeninstrumente von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, die Biographien der hervorragendsten Geiger und Geigenbauer, eine Übersicht über die Violinkompositionen, die im Laufe der Jahrhunderte entstanden sind, eine Charakteristik der Schriftsteller, die in ihren Werken der Violine gedacht haben, sowie Erkundungen über die einzelnen Teile der Violine und die Entwicklung des Bogens, die für den Geigenbauer ebenso lehrreich und interessant sind, wie für den Spieler.

- Die Verlagshandlung hat dem Buche eine feine gediegene Ausstattung zuteil werden lassen; besonders dank-

L75

Literarische Berichte

kenswerte Beigaben sind die zahlreichen Abbildungen von Instrumenten der verschiedenen Geigenbauweisen, die Porträts der bedeutendsten Virtuosen und Komponisten, und die Facsimiles ihrer Handschriften. — Stoevings Werk, das wissenschaftliche Gründlichkeit mit eleganter und anregender Darstellung vereint, ist für den Fachmann ebenso wertvoll wie für den Laien, der sich über die Geige in irgend einer Hinsicht Ratsholen will.

E. Bohn.

Das klaffische Weimar.

Nach Aquarellen von Peter

Wolße mit erläuterndem Text von E. Scheidemantel.

Weimar. Verlag von Herr.

Böhlau Nachf.

Man muß dem Verlag für dieses Kunstwerk herzlich danken. Was kann uns willkommener sein als eine Sammlung guter Bilder, die uns die denkwürdigsten Stätten des alten Weimar, in dem unfer einzigen Goethe fast 60 Jahre lebte, vor Augen führen! Goethes Gartenhäuschen sehen wir hier und sein Wohnhaus in der Stadt mit dem Garten, das Haus der Frau von Stein, das römische Haus, die Bastille und das Schloß, den Marktplatz, das Wittumspalais, das alte Theater und Schillers und Herders Wohnhäuser. Der in Weimar geborene Maler Peter Wolße hat diese Stätten in künstlerisch vollendeten Aquarellbildern mit geschichtlicher, auf archivalische Studien gegründeter Treue wiedergegeben. Die Wiedergabe der Bilder in Dreifarbendruck ist ausgezeichnet. Den erklärenden Text hat Prof. E. Scheidemantel lehrreich und anregend geschrieben. Wir wünschen dem Werke, das eine Zierde jeder Bibliothek ist, eine recht große Verbreitung.

Karl Georg Wendriner.

Die Reize des Spiels.

Von Prof. Dr. M. Lazarus.

Berlin. Ferd. Dümmler.

Der berühmte Kulturpsychologe behandelt hier mit tiefgründigem Wissen das Thema des Spiels. Er be-
trachtet das Spiel im Gegenfaß zur Arbeit, das Spiel in allen feinen

Variationen und Abftufungen. als

Genuß- und Lebensmittel. Man

lernt unendlich viel aus diefem

Buche. A. Halbert.

Redaktionllr.SylviusBi-uck.WHalbert.KurtFliegel.AlexJadasfohn.

Verantwortlich für den Inhalt: A. H al b e r t - H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.

Verannvortlich für den Jnferatenteil: Paul Nowo tn y in Berlin-Friedenau,

Zufchriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonennarnens. zu adreffieren

..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 33."

oder ..Breslau ill. Siebenhufenerfiraße r1f15",

Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders

Schlefifche Verlags-Anfialt G. m. b, H.. Berlin. Breslau. Leipzig).

Auslieferung für Öfierreich bei C. W. Stern. Wien i. Franzensring 16.

Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S chottlaender. A.:G.. Breslau ill.

Überfeßungsrecht vorbehalten . . . ,

, . . . , . . .Unberechtigter Naäjdruck unterfagt,

EMPTY

Earl Stielor: Goethe
Zum Essay v. Leo Bergl

~ WWW

Wesnmü-cMomusfihriß

--

ÏYEetwgNorönnösühmrgc-.Ynlñ *

Wertung fin* üMJBuehhanöel:

SSMTWWÜtWbüfYmlng-mnfinh

2. nbrgan Band 126 Arni res-.Z .kk-ei*: 377

3 / . k) 7

.4

. ?-

:I

j

Earl Stiel-:r: Go. I

Zum Effay v. Leo *Li-xl

1

NordmiöSuö" -
EineöutfiheWnatsfihri
DFWNWÜUUÜSÜIGmbYYWÜn
mer-ung
' fiir ÜMYuchhanöelt
SSMu-loenöe hlefYetIng-znn _nit
32. Jahrgang Band 126 Augufi 1908 Heft 377

EMPTY

Albrecht Wirth:

Der Gang der Weltgeschichte.

Die Arche Noah landete auf einem Berge. Das neue Menschen-
geschlecht die Noachiten ging also vom Gebirge aus. Auch die neueste
Keilschriftforschung scheint zu ergeben- daß ein Alpenland der Sitz der
Urkultur war. Bergtiere und Bergpflanzen finden sich um 4000 oder sogar
vor 4000 in den Siegeln von Bismaya und in den Trümmern der
Stadt finden sich Bergkristalle- die in der Ebene gar nicht vorkommen.
Diese Funde weisen auf das benachbarte Elam, das sich „im Osten des
Zweifromlandes mit Gipfeln bis zu 5000 Meter erhebt; Allerdings
kame auch eine jenseits von Elam liegende Berggegend noch in Betracht.
Die Träger der elamitischen Kultur waren den heutigen Georgiern
und Lesghiern verwandte Völker. Die Schöpfer der mesopotamischen
Bildungswelt waren die Sumerier deren Väternschaft etwa zwischen
Tibetern und Dravidas zu suchen ist (denn an Hommels türkische Hypothese
glaube ich nicht). In das Zweifromland wie auch in Elam drangen sehr
früh Semiten ein. Die Nomaden der Wüste überwältigten die altein-
geheffene Bevölkerung nahmen aber von ihr Hauptbestandteile der Kultur
an. Sie entlehnten den Überwundenen die Schrift sowie Maße und
Münzen. Kunst und Wissenschaft gingen auf die neuen Herren über
ja sogar die alten Staatsformen und zu einem wesentlichen Teile auch die
alten Götter. Trotzdem kam es mehr als einmal zu einer Auflehnung
des älteren Elements das namentlich unter den Kassiten eine neue Blüte-
zeit erlebte. Jedoch antwortete hierauf ein Wiederaufschwung der Se-
miten die in den Militär- und Großstaaten von Babylon und Assur
schließlich doch Alleinherrschende wurden.

Die gleichen Vorgänge spielten sich in Ägypten ab. Eingeborene
Rassen aus Negriten- Negern und Berbern zusammengefaßt werden von
Semiten überwältigt. Ein Denkmal davon ist die altägyptische Sprache-
die zur guten Hälfte semitische Bestandteile aufweist.

:8:

Der Gang der Weltgeschichte Albrecht Wirth

Das erste Zeitalter der Entwicklung der Menschheit ist nun abgeschlossen. Die Weltuhr holt zum zweiten Schläge aus. Es treten auf die Bühne jüngere Schichten der Kas-Völker, jener Verwandten der heutigen Kau-Kasier, der Georgier, Tscherkessen und Lesghier. Auch die Mitanni gehören zu dieser jüngeren Schicht, sowie die Chan (oder Hethiter), von denen Chanaan oder Kanaan benannt ist, ferner die Philister, die Kreter, die Kiter, die Pelasger, die Veneter, die Etrusker, die Räte! und die Basken. Die neuen Rassen werfen sich auf die alten Kulturtätigkeiten, auf Mesopotamien und Ägypten. Ein gewaltiges Ringen beginnt. Wiederum wird die alte Kultur entlehnt. Der Elamergott Tarchu wird von den Chan übernommen. Die mesopotamische Hoftracht, jenes glockenförmige, entfernt an eine Krinoline erinnernde Gewand, sie taucht in Kreta wieder auf. Mit der Schrift findet wiederum auch die Wissenschaft bei den neuen Völkern Eingang. Der Kreis der Kultur weitet sich. Nunmehr dehnt er sich schon über das halbe Mittelmeer. Auch Indien und China scheinen beeinflusst. Eine alte Berührung zwischen dem Zweifromland und Ostasien wird immer glaubhafter. Doch den neuen Nordrassen erheben Gegner. Junge Völker des Südens erheben sich und halten ihnen das Widerpiel. Arabische Horden, Phönizier, Syrer und Juden dringen ihrerseits bis in die Vorratskammern der Urkultur und verchleppen deren Vorräte bis Südarabien, bis Ost- und Nordafrika.

Die Weltuhr holt zum dritten Schläge aus. Arier und Ehineen erscheinen. Es wiederholt sich derselbe Vorgang, der schon zweimal zu beobachten war. Mit den Waffen siegen die jungen Rassen: die Miaoce werden von den Chinesen, die Hyrkanier und Drawida von den Iakaniern und Hindu, die Pelasger werden von den Griechen überwältigt. Allein der Geist der Überwundenen zeigt für den naiven Sinn der Eroberer überlegen. „Die Hellenen“, sagt Herodot, „haben ihre Götter von den Pelasgern.“ Das ist eine der bedeutendsten Wahrnehmungen der Weltgeschichte. In der Tat, wir finden den Namen des Hethitergottes Schelardis wieder, gar nicht weit vom griechischen Festland: in einem Infelnamen, Schelardeia. So gut wie sicher sind Hermes wie Demeter kassische, kleinasiatische Gottheiten, und Aphrodite sieht im dringenden Verdacht, ein Echo der Aftarte zu sein. So sind augenscheinlich noch viele andere Gottheiten, über deren frivole Etymologie ich mich jedoch hier nicht länger auslassen will, orientalischer Ursprungs. Wit aber bei der Religion, so geschah es auch auf andern Geistesgebieten.

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte

Der griechische Tempelstil mag zwar, wie die Gebrüder Sarazin meinen, auf ein Pfahlbau-Urbild zurückgehen; in wesentlichen Dingen gemahnt er aber an ägyptische Mäuler. Die archaische griechische Bildhauerei ist ganz sicher von der ägyptischen abhängig, wie ein kurzer Blick schon, etwa in der Glyptothek, lehrt. Allgemein anerkannt ist, daß die Münzen der Griechen mit ihrer Sechzigteilung (Minen !) aus Lydien, und weiterhin aus Babylon stammen. Auch die Schrift, die erst zwischen 700 und 400 bei den Hellenen Einlaß fand, kam vom Orient. Gewiß, nicht alles hat Europa vom Nil, Mäander und Euphrat: die Griechen brachten auch viel eigenes Kulturerbe mit und schufen sich vor allem ihre eigenen Staatsformen. Ohne den Einfluß des Orients zu berücksichtigen, könnte man aber die ganze hellenische Entwicklung nicht verstehen.

Ähnlich wie den Griechen ging es den Osiern. Dieselben hatten zwar einen eigenen unabhängigen Glauben sowohl wie eine selbständige Ständeverfassung, aber auch sie erlitten tiefgreifende Einwirkungen von Außen. Das ganze Hofzeremoniell der Achämeniden ist dem mesopotamischen nachgeahmt worden. Die Mann-Löwen von Persepolis gehören zur assyrischen Brut. Unter den drei Reichssprachen waren zur Zeit des Darius zwei alte, nämlich fünft (jung-elamisch) und babylonisch; beides Idiome der älteren, nicht-arischen Völker. Trotzdem haben es zuletzt die Perfer verstanden, in ganz Iran ihre Sprache und Anschauung zur Herrschaft zu bringen. Ein Jahrtausend später zwar unterlagen sie abermals, wenn auch nur zeitweilig, der Kraft der Semiten, dem Islam. Früher hatten die Perfer zwar insofern keinen allzu schweren Stand, als offenbar die Hochlande von Iran ursprünglich nicht so dicht besiedelt waren. Viel schwerer hatten es die Hindu, sich durchzusetzen. Sie fanden einer äußerst zahlreichen Urbevölkerung gegenüber, und nur deshalb errichteten sie die starken Schranken der Kaspen, um sich gegen die Überschwemmung von Seiten der Tibeter, Kolarier und Dravidier zu schützen. Nur unvollkommen erreichten sie ihr Ziel. Die hehre Hindureligion mußte es sich gefallen lassen, von den dunkelhäutigen Eingeborenen zur Fraße herabgewürdigt zu werden. Auch die Sprache zeigt dravidische Spuren: die entsetzlich langen Wortungeheuer des Sanskrit mit ihren dreißig bis vierzig Silben verraten eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der Agglutination der Tschandalasprachen; die überaus schweren Eerebrallaute des Sanskrit sind ganz offenbar dem Arfenal der Dravidalaut entlehnt. Die Schrift der Hindu (die aber erst im 3. vorchristlichen Jahrhundert gebraucht wird), wie auch die Südindiens, entstammt ebenfalls

Der Gang der Weltgeschichte Albrecht Wirth
dem Aramäerchen, wie die Schrift des um dieselbe Zeit beginnenden
Mittelperferch oder Pehlewi. Wie in Sprache und Schrift die über-
wundenen ihre Kraft zeigten, so kam es auch noch zu öfteren Auflehnungen
gegen die Oberherren, deren größte die unter Ashchandra Gupta war,
Ashchandra Gupta, aus niederer Kaste hervorgegangen, errang 300 vor
Christi die Herrschaft über ganz Hindostan. Bald darauf hören wir auch
von bedeutenden Königreichen der Dravidia am unteren Ganges und in
Orissa. Im ersten nachchristlichen Jahrhundert erhebt ein tyrkanisches
Reich, das sich von den Osthängen des Kaukasus quer durch Iran bis
zum Indischen Meere hinzieht. Ferner ist die Herrschaft der Parther wohl
kaum eine rein arische zu nennen. Auch in China zeigt sich die
gleiche Erscheinung einer oft erfolgten Auflehnung der Überwundenen.
Die „Schwarzhaarigen“ werden mehrfach von Miaothen angegriffen, die
besonders im 4. Jahrhundert v. Chr. abermals eine bedeutende Macht-
stellung einnehmen; und dann wieder werden die Tataren mächtig. Der
große Schöpfer des chinesischen Einheitsreiches, Shi-hoang-ti, war ta-
tarischer Herkunft.

Bei den Kulturübertragungen sind zwei Erscheinungen besonders
beachtenswert. Die neuen Völker, die das alte Erbe übernehmen, bringen
immer auch ein gut Teil von Eigenem mit, von selbständigen Eigen-
schaften und selbständigen Kulturleistungen. Dadurch wird die
Urkultur beständig bereichert; außerdem aber wird dieselbe geographisch
immer weiter ausgebreitet. Ihre bedeutendste Ausdehnung erfährt sie
zunächst durch die Phönizier, dann durch die Arier und die Etrusker.
Bereits erstreckt sie sich jetzt, am Ende unserer zweiten Periode, von den
Ufergegenden des Stillen Meeres bis zu den Säulen des
Herkules. Die Eroberungen der dritten Periode werden dann durch zwei
große Militärmächte zusammengefaßt. Die Reiche der Etrusker und die
der Han bilden zusammen große Sammelbecken für die ganze ostasiatische
und für die ganze Mittelmeerkultur. Die Eroberungen, sowohl rein
geographischer als geistiger Art, werden somit zentralisiert und zu starker
Stoßkraft fähig gemacht.

Im einzelnen ist bei den Römern wiederum das alte Gesetz zum Maß-
stab zu nehmen, das wir schon so oft in Wirklichkeit gesehen haben:
Grueeja enpta fer-11m cepjt rjctorem. Der Überwundene über-
windet den Sieger auf kulturellem Gebiet. Zugleich entficht eine äußerlich
fruchtbare Wechselwirkung der verschiedenen Bildungswelten. Man
nennt eine solche häufig mit verächtlichem Ausdruck Synkretismus. einen
:84

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte

Mischmasch, einen Hexenkeßel der Stile und Religionen. Warum sollte aber, was heutzutage als Fortschritt, als Weltverkehr, als Internationalität gepriesen wird, nicht aus) im Zeitalter Cäsars und Trajans als Fortschritt aufgefaßt werden und gelten? In jedem Falle ist ein gewaltiges Vorwärtsschreiten der Erdkunde und eine erneute außerordentliche Ausdehnung der Weltkultur zu verzeichnen. So gehen römische Münzen bis jenseits des Sambesi, sowie bis Schensi in Nordchina. Aber auch die Mitte und der Norden von Europa und Asien werden jetzt der Weltkultur erschlossen. Turkestan und die Mongolei fallen den Chinesen anheim. Mauretanien wird römische Provinz. Indier und Araber dringen bis zur Sofala und zu den zentralafrikanischen Seen vor. Durch die römische Befestigung von Fergana wird ein westöstlicher Verkehr, wird eine dauernde Berührung zwischen den Welten des Ostens und des Westens eingeleitet. Chinesische Seide überflutet das Römerreich. Gewürze der Molukken werden durch die südlichen Gewässer nach Alexandria und weiter nach dem Abendland gebracht. Chinesische Dschunken fahren Hirt an der Mündung des Schatt-el-Arab an. Umgekehrt dringt griechische Kunst siegreich vor nach Süd- und Ostasien. Manichäer und Nestorianer gewinnen Profelyten in Hochasien und vermitteln die aramäische Schrift den Mongolen und Turguten. Noch heutzutage ist die Schrift der Mandschu das Eßtrangelo der Syrer. Frühbyzantinische Münzen gelangen bis zu den Lakuten.

Die Weltuhr holt zum vierten Schläge aus. Wiederum pochen Völker von frischer ungebrochener Kraft an die Pforten der Kulturstaaten. Die Germanen treten auf. Die Türken, die Araber und die Malaien erscheinen. Eine Zwischenbemerkung muß hier eingefügt werden. Auf der geschichtlichen Bühne sind die Vorgänge ähnlich, wie auf der Theaterbühne. Der Personenwechsel geht selten in der Art vor sich, daß eine ganze Gruppe von Menschen den Schauplatz verläßt und dafür eine Gruppe von ganz anderen Menschen den Schauplatz betritt; sondern einzelne Spieler lösen sich, zuweilen fast unvermerkt, aus dem Gesamtbilde, und andere Spieler kommen, ebenfalls oft unvermerkt, dazu. Es ist nicht der Gang der Weltgeschichte, daß ein Volk auf einmal seine Aufgabe erfüllt hat und ganz plötzlich ein anderes Volk seinen Platz einnimmt. Im Gegenteil! Rassen und Völker, die einmal weltgeschichtlich von Bedeutung gewesen sind, treten im Grunde niemals ab, da sie selbst im Laufe von Jahrtausenden nicht ganz ausgespielt haben. Denn das Ringen zwischen alteingewohnten Herren und Eigentümern und den

:85

Der Gang der Weltgeschichte Albrecht Wirth

früheren Eroberern entscheidet sich in keinem Falle sofort; sondern es dauert vielmehr Jahrzehnte, ja wohl Jahrhunderte lang fort. Es ist auch keine Seltenheit, daß die früheren Befitzer noch einmal mächtig werden und die Eindringlinge wiederum des Landes verjagen. Mit Leichtigkeit könnte man alle diese Beobachtungen auch in den ersten Weltperioden nachweisen; besonders auffällig aber, und zudem allen gegenwärtig ist die Länge der Übergangszeit bei dem Kampfe der Nordvölker mit Rom und China. Sofort aber ist zuzufügen, daß dieser Kampf keineswegs unfruchtbar und ergebnislos war. Faust sagt:

„Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte.

Der öde Kampf der Elemente.“

wobei er das ewige Hin- und Wieder von Ebbe und Flut meint. Mephisto findet sich in feiner nihilistischen Weise damit ab und höhnt:

„Da ist für mich nichts Neues zu erfahren.

Das kenn' ich schon seit hunderttausend Jahren.“

Genau so indefinit, wie Faust den Elementen ein Beträchtliches abringt, wie er neuen Grund und Boden dem Kontinente anfügt, so hat auch der Kampf der Nordvölker mit der Südkultur befruchtend gewirkt und neue, weite Gebiete dem Reiche der Kultur angegliedert. So ist es auch ganz kurzfristig und verkehrt, stets von dem „finferten Mittelalter“ zu sprechen. Ist doch in jener Zeit die ungeheuerliche Arbeit getan, ist doch darin der Grundstein zu unserer heutigen Kultur gelegt. Natürlich, auch das von Faust gewonnene Land war zunächst kahl und öde. Es mußte erst Zeit vergehen, ehe Saaten dem jungfräulichen Boden entsproßen, und das Häuschen von Philemon und Baucis mußte weichen, um neuen Städten Plan zu machen.

Die Eroberung des Nordens durch Rom, Iran und China begann rund 120 v. Chr. Die Römer besetzten Asien, und Kaiser Wutik begann seine gewaltigen Kriegszüge gegen Hunnen und Lueticher. Etwas später wurde dann ganz Gallien durch Caesar bezwungen, wurden die Sien-pi der Mandchurie den Han-Kaisern zinspflichtig, und Iran errichtete eine Mark im Nordkaukasus, deren Bewohner, die Offeten, infolgedessen noch heute eine iranische Sprache reden. Noch später fügten die Römer ihrem Reiche die Ostalpenländer, Britannien, Pannonien und Dazien hinzu, sowie einen erklecklichen Teil von Germanien, während persische Bildung sich bis Merv und Samarkand verbreitete und die chinesische Kultur sich bis zum Tarimbecken ausdehnte und bis zum Balkan-

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte und Aralfee Anhänger gewann. Indische Kultur aber eroberte Süd-Asien und die Sunda-Inseln, sowie Tibet. Dem Ausdehnungsdrang der alten Kulturreiche wehrte die Beuteluft der Barbaren entgegen. Wollten die jungen Nordvölker sich in den vorgelagerten Fruchtgebieten des Südens neue Wohnstätten erwählen, so fließen sie auf die ihrerseits vordringenden alten Militärmächte. Ein Widerstand wurde angebracht, der sehr leicht in beutegierigen Angriff überging. Den Erfolg haben zuletzt die Nordvölker davongetragen.

Zunächst einige Daten über das Vordringen der Südkultur. Schon um 200 vor Ehr. mögen griechische Alphabete zu den Kelten und Germanen (die daraus die Runen entwickelten) gelangt sein. Seit der Zeit Eufars werden die tartarischen Bewohner von Turkestan, Sibirien und Schanien christianisiert. In die gleiche Zeit fällt die Romanisierung Galliens und Spaniens. Ulfilas, übrigens ein Halbarmenier, vermittelt den Goten Christentum und Schrift der Griechen. Die Toba und andere Nordherrscher sowie die Koreaner werden zu Buddhisten. Seit 496 bekehren sich die Franken zur römischen Kirche. Seit dem 6. Jahrhundert wirken irische Mönche in Süd- und Mitteldeutschland. Im Jahre 581 ist die erste Christianisierung Japans vollendet. Im Jahre 637 beginnt der buddhistische Einfluß in Tibet. Gegen Ende des 8. Jahrhunderts zwingt Karl der Große die Sachsen zum Anschluß an den römischen Kulturkreis; für England vermittelt dies die Schlacht bei Hasting. Seit rund 1150 bekennt sich Schweden zum Christentum. Um dieselbe Zeit werden die Slaven christianisiert. Im äußersten Osten, wie im fernsten Westen derselbe Vorgang, dieselben Umwälzungen. Nicht nur die Religion, nein, auch die Schrift, die Kunst und die Wissenschaft, nicht minder Amtstracht und Amtssprache wird der älteren Kultur entlehnt. Wie man den Mandarinenknopf heute in der Mongolei und bei den Burjaten sieht, so geht der Talar unserer Gelehrten und Richter auf die römische Amtstracht zurück. So wie es noch heute in Japan vorkommt, daß wissenschaftliche Werke rein chinesisch geschrieben werden, so war bis vor kurzem, und ist sogar heute noch auf einigen Gebieten das Latein die Sprache der Wissenschaft für Europa. Wenn man in großen Strichen zeichnen will, so kann man kurz sagen: Die Germanen wurden romanisiert, die Slaven germanisiert, ein Teil der Türken arabisiert, Tibeter und Malaien hinduisiert und die östliche Tatarenwelt, sowie Koreaner, Japaner und Anamiten christianisiert. Es ist nur folgerichtig, daß bei diesem allgemeinen Kulturübertragungsprozesse auch Kult und Glaube von der alten Kulturwelt

Der Gang der Weltgeschichte Albrecht Wirth
auf die jungen Völker übergang. Man erinnere sich nur, was Herodot
sagt: „Die Griechen haben ihre Götter von den Pelasgern!“ *Genau so
haben die Tibeter und Mongolen ihre Götter von den Indern und
manche Turkmenenstämme ihre religiösen Anschauungen von den Ira-
niern. haben die Slaven ihre Religion von Byzanz und die Germanen
die ihrige von Rom. Dieses Abhängigkeitsverhältnis zeigt sich auch durch
die Sprache. So ist die katholische Liturgie des Westens noch bis zum
heutigen Tage lateinisch.

Man erinnere sich nun wieder, wie Jahrhunderte lang Semiten und
Kassiten, wie die Völker Mesopotamiens mit den Chan oder Chatti, wie
die Hellenen mit den Kleinasiaten (Troja), den Phöniziern und Etrusker-n
im Streite lagen. So ist es auch in der vierten Weltperiode. Jahr-
hunderte lang fehen wir wieder die Nordvölker im Ringen mit der Süd-
kultur, und lange schwankt der Erfolg, Verfolgen wir nun die einzelnen
Phasen des Kampfes! Bedeutende Spuren beginnenden Zerfalls zeigen
sich seit 150 nach Chr. im Partherreiche, 180 in Ostasien im Aufstand
der „roten Turbane“ und 193 in Rom in Gestalt von heftigen Thron-
wirren. Septimius Severus und Schapur I. fielen noch einmal die Herr-
schaft Roms und Irans glänzend wieder her. Aber nicht lange darauf
wüthen im Abendland die „dreißig Tyrannen“ gegeneinander, und China
wird in zehn größere und kleinere Herrschaften zerpalten. Der An-
sturm der Nordbarbaren wird heftiger. Germanische Gefolgschaften
fürzen sich auf Süd-Europa. Die Chijsaona, die Vorfahren der Avari,
bedrohen Nord-Iran, die Sien-pi durchbrechen die große Mauer. Bei-
läufig: der Pfahlgraben ist ein genaues Gegenstück der großen Mauer
und zu gleichem Zwecke errichtet.

Immer gewaltiger schwellen nun die kriegerischen Stämme des
Nordens an, immer unaufhaltbarer dringen sie in die vorerfüllten Kultur-
staaten ein. Hunnische, tibetische und tungusische Kaiser herrschen auf
dem Boden des ohnmächtigen China; die Hunnen erobern Hindostan;
Ka-Khan der Türken lassen sich huldigen in Herat und Samarkand.
Odoaker und Theoderich walten als Cäsaren in Italien.

Ist aber erfolgt eine nachhaltige Rückwirkung des Südens.
Justinian, der auch Italien und Spanien zurückgewinnt, Chosrau, An-
schirwan, der sogar Südarabien und wahrscheinlich auch Ceylon dem fast
ganz Vorderasien und Sindh umfassenden Sassanidenreiche hinzufügt,
bringen die Kulturstaaten zu neuer hoher Blüte. Daselbe Ziel verfolgen
und erreichen in Indien die Gupta und die Sui in China. Und alle diese
:88

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte

Herrscher leben und wirken im 6. Jahrhundert. Die Zeitdauer des Aufschwungs bei den einzelnen Staaten ist freilich nur kurz. Am kürzesten bei den Sassaniden am längsten in China, wo die starke Dynastie der Sui durch die eben so tatkräftige der Tang abgelöst wird. Inzwischen kommt eine neue Völkerbewegung in Fluß diesmal von den Tropen aus. Die Araber brechen auf. Ihre Züge gehen denen der Germanen- Slaven und Türken parallel. Auch die Araber werfen sich auf die Kulturzonen. Ihre Fahrten erstrecken sich auf ein ungeheures Gebiet. Um 710 finden arabische Heerhaufen in Spanien wie in Hocharmenien, an der Schwelle von Kaschggar wie im Pendschab. Auch die Araber lernen von den Unterjochten. Auch sie entlehnen Kunst und Wissenschaft und Verwaltungsgrundsätze. Ihre Moschee ist das Abbild des byzantinischen Gottestempels. Einige Kalifen erbauen ihre Paläste wie das von dem Kaplan Mufid erfundene Kofeise beweiht. nach sassanidischem Mufid. Historische, mathematische und philosophische Wissenschaft der Griechen wird von den Arabern begierig aufgenommen- wie auch die Weisheit der Perfer und Inder. Alles geht wie bei den Parallel-Erscheinungen im Norden vor sich. Nur in einem weicht das Eroberervolk des Südens entschieden von dem bisher Gewohnten ab. Die Araber bequemen sich nicht der Religion der älteren Kultur, sondern schaffen eine eigene, die ihrerseits angriffslos gegen die früheren Religionen vorgeht. Die Erklärung hierfür ist zum Teil in dem Rassencharakter zu suchen zum Teil aber auch in der Tatsache, daß den Arabern in Muhammed eine starke schöpferische Persönlichkeit erfand, während bei den Völkern des Nordens außer dem Japaner Nichiren und Luther kein Religionsstifter überragender Größe aufgetreten ist.

Es erübrigt nun noch, die merkwürdige Erscheinung des Papsttums zu erklären. Auch dieses Phänomen geht keineswegs vereinzelt da. Was das rein Geistliche betrifft, so hat der Papst ein Gegenstück an dem obersten Bonzen der Taoisten an dem Dalai Lama- an dem Gegen von Urga an dem Oberpriester der Burjaten ferner an dem Obmann des heiligen Synods und an den verschiedenen Patriarchen, die da in Konstantinopel, Jerusalem Edschmiadzin und Sofia residieren. Auch die eigentümliche Stellung, die der Papst gegenüber dem Kaiser einnimmt, hat mehr als eine Parallele. Denn auch der oberste Synod hat es zuweilen gewagt, sich in die Zarenwahl einzumischen und der türkische Scheich al Islam (z. B. im Jahre 1876) in die Sultanswahl- und der Scherif von Wafan hat mehr als einmal den Sultanen von Marokko

:Lee Gang der Weltgeschichte Albrecht Wirth

widerstanden und deren Abfelzung zu bewirken gefucht. Der Emir von Mekka genießt faft diefelbe Verehrung, wie der Padifchah am goldenen Horn, und felbft in Perfien ift die hohe Geiftlichkeit in der Lage, dem Schah ein Paroli zu bieten. In Nepal find die beiden Häupter der weltlichen und der geiftlichen Gewalt fogar beinahe gleichberechtigt. Am heftigften gefaltet fich der Kampf zwifchen Kaifer und Kirchenhaupt - abgefehen vom römifchen Reiche deutcher Nation -- in Byzanz, wo gar nicht felten der Patriarch den Monarchen gefürzt hat. Was aber ift die gemeinfame Grundlage jener feltfamen Doppelformen? Ich meine, der Gegenfaß zwifchen der alten Kultur und den neuen Eroberern. Die mächtigen Oberhäupter der Kirche find die Vertreter der alten Kultur, die Vertreter der kriegerifchen Eindringlinge find die weltlichen Herrfcher. Sobald die eingedrungenen Eroberer in ihrer Kraft nachlaffen, fteigen fofort die geiftlichen Gewalten. Als die Lombarden erfchlafften, tat fich Papft Nikolaus I. auf. Gleichzeitig unterlagen die fogenannten ifaurifchen Kaifer der griechifchen Orthodoxie (im Bilderf'turm). Als durch das Emporkommen der lombardifchen Städte die Kraft der deutchen Kaifer gebrochen wurde, erfartete fofort das Papfttum. Nachdem gleichermaßen der chinefifche wie der mongolifche Einfluß beseitigt war, konnte fich die Herrfchaft des Dalai Lama entfalten.

Nach Sumir und der Zeit der Kas-Völker, nach der klaffifchen Entwicklung von Indien, Iran und Hellas waren die Weltreiche von Rom und China emporgeblüht. In taufendjährigem Ringen fehen wir dann junge Nord- und Süd-Raffen im Kampfe mit der Mittelmeerkultur und mit der oftatifchen. Der fünfte Abfchnitt der Weltgeschichte beginnt mit dem politifchen Übergewicht der Nordvölker, das zugleich deren kulturelle Selbf'tändigkeit einleitet.

Die Vorftöße der unzilivierten Horden nach Süden zu hatten niemals ganz aufgehört. Auf die Goten und die Toba-Vorftöße folgten die der Langobarden und der Tukiu (Türken); auf die der Franken und der Bulgaren die der Sachfen, der Ruffen und der Tibeter, welche bis zum Bufen von Bengal vordrangenz fodann Tanguten und Katai, Seldfchukken, Gasnawiden und Niutfche. Alle diefe ungebändigten Horden ftrömten in zügellofem Laufe füdwärts und fuchten fich Herrfchaften im Süden zu begründen. Andererfeits wanderte die Weltkultur, die man einfach mit der Kunft des Schreibens definieren kann, immer weiter nordwärts und ergriff zuletzt Island und die Stämme am Amur. Den Gipfel der Nord-Süd-Wanderung bringt das 13. Jahrhundert. Als

:90

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte

Letzte der Germanen waren die Normannen auf den Plan getreten und hatten in Frankreich, in Italien und Sizilien, in Rußland und England Reiche errichtet. Normannische Söldnertruppen kämpften überall: in Italien, der Balkanhalbinsel und Kleinasien; normannische Pilgrime besuchten Jerusalem. Ein großer Normannenzug, der von Skandinavien ausging, gelangte durch ganz Osteuropa durch bis zum Urmia-See in Persien. Der unternehmendste Teil der europäischen Rittergesellschaft war normannischer Abkunft, und bald sollte sogar die deutsche Kaiserkrone einem Normannenfröbling, Friedrich II., zufallen. So im Zenit stehend, konnten die Normannen es wagen, vereint mit den älteren Mächten Europas, ihre Angriffspläne bis nach Vorderasien auszudehnen. Die Herrschaften der Kreuzfahrer entfielen, und zuletzt fiel das byzantinische Reich, fiel der letzte große Hort der Urkultur unter den Streichen der abendländischen Rittergesellschaft. Fast gleichzeitig begannen, als vorletzte der Tataren, die Mongolen ihre kriegerische Laufbahn. Auch sie strebten mit aller Macht der Kulturwelt des Südens zu. Sie überrannten Delhi, plünderten Bagdad, überwältigten Japhan und wurden als Bogdo-Khan die Nachfolger und Erben des Himmelssohnes. So war die ganze Kulturwelt, in der alle Schätze der Zivilisation seit Babel und Aftur aufgespeichert waren, waren alle Großstaaten vom Stillen Meer bis nach Nordspanien in den Händen der Mongolen und der Germanen. Sofort erlitten die Mongolen die Einwirkung der Sitte, Sprache und Tracht, sowie der Religion der Befiegten. Die Germanen dagegen waren größtenteils schon umgemodelt, waren schon romanisiert, als sie die Kreuzzüge unternahmen. Jetzt aber folgt der große Rückschlag gegen die südliche Beeinflussung, der große Aufschwung der Nordvölker in der Richtung einer selbstständigen Kultur. Die alte Bildung war nun einigermaßen verdaut und verarbeitet; jetzt offenbarten sich die inneren Kräfte der neuen Rassen, jetzt erwachten die bisher schlummernden Eigenschaften und strebten nach dem Licht des Tages, jetzt zeigte sich der Wert der Mitgift, die durch die geistige Begabung der Eroberer dem Bunde mit dem Süden zugebracht war. Ein bedeutendes Merkmal liefert hier die Sprache. Jahrhundertlang war bei allen Neuankömmlingen die Sprache der älteren Kultur maßgebend gewesen. Das alte Testament z. B. benutzt ägyptische Chroniken, Darius läßt seine in den Fels gemeißelten Annalen außer in persisch auch in hebräisch und babylonisch verfassen. Römische Geschichtsschreiber kannten in der ersten Zeit nur das Griechische als einzig mögliche Sprache. Das germanische Europa benutzt als Amts- und

Der Gang der Weltgeschichte Albrecht Wirth

Wissenschaftspraxis des Latein. Im 12. Jahrhundert kam allerdings Deutsch und Englisch einigermassen zur Geltung, jedoch fast nur für literarische Zwecke. Erst später kamen in der germanischen wie in der romanischen Welt die Vulgärsprachen auch für Rechts- und Geschichtswerke in Aufnahme. Die Zeit aber, in der die Grundlagen zur heutigen Form fast ziemlich aller wichtigen Sprachen entstanden, und zwar nicht nur der Europas, sondern auch Afrikas, ist die Spanne von 1280 bis 1400. In Dante sehen wir den Schöpfer des modernen Italienisch. In derselben Zeit weicht die Latein (1. M. der 1. Gruppe c1'0j1, Von der Kanzlei Karls 17. geht das Neuhochdeutsch aus. Chaucer wirkt in England. Jetzt nehmen auch die neuzeitlichen Formen der westlichen Sprachen ihren Anfang, ein halbes Jahrhundert später entstehen die der russischen Sprachen. Neufriesisch und Neuarmenisch läßt sich von ungefähr 1280 an datieren; ebenso Neujapanisch. Auch das Hindustani und das Mandarin geht vermutlich auf das 13. Jahrhundert zurück.

Unmittelbar nach dem Erringen sprachlicher Selbständigkeit eröffnet sich eine neue Periode der Kunst und Wissenschaft. Sofort nach Dante wirken nicht nur Boccaccio und Petrarca, sondern auch die glänzend begabte Schar der Prärafaeliten. Wir im Norden hatten die van Eyck und Memling. Die Gotik, die allerdings einen langen Triumphzug schon hinter sich hat, verzeichnet neue Erfolge. Besonders neuartig gestaltet sich das staatliche Leben. Durch die Erklärung der Kurpfalz am Königsstuhl zu Reims wird Deutschland moralisch von der römischen Welt getrennt. Frankreich erwacht zum Einheitsstaate. Der Spanier verjagt die Mauren, und der Russe die Tataren. Das Hochbild des Nationalstaates dämmert am Horizont herauf. Und im Osten die Parallele: Aus den Trümmern des zerfallenen Mongolenreiches erhebt sich ein nationales China und ein selbständiges Persien. Auch Indien wird zeitweilig gereinigt vom Himalaya bis an das Kap Comorin. Nur die Araberwelt spaltet sich in verschiedene, fast ziemlich nach geographischen Gesichtspunkten getrennte Emirate.

Nun naht die Renaissance. Sie ist lediglich eine Fortsetzung des Aufstieges der neuen Völker. Auf allen Gebieten des Lebens, in Staat und in Gesellschaft, in Religion und Wissenschaft spricht das regere Leben, die lange durch die Überlieferung gebundenen Kräfte werden frei und bewegen sich, froh bewußt der endlich erlangten Selbständigkeit. Es war im Grunde nur ein äußerer Zufall, daß das Zeitalter eifrigster Geistes-tätigkeit, das Zeitalter staatlicher Festigung und kirchlicher Neubildungen.

.....a'jl *-c ,... ..so-.- ..e 0.-_

.
ünfilets.
L C *c* r | L1'.
.6L
,

.
**tcr 'tra
1.
9.: *
(11'-
.. c0":
U."
t* v t'.

.
.1
5*."
KF".
:len
e um C'
:v
„f
Z
1908
Jahrgang
k

(.113 lea xi x: x

0l; 'rl-1:*

05'

k '-

Â»f THW

x*--;.._

1

Albrecht Wirth: Der Gang der Weltgeschichte

dies Zeitalter der Erfindungen und der höchsten Künsterlichkeit zugleich auch eine Periode überführer Entdeckungen wurde. Jedenfalls ist der Einfluß, den jene Entdeckungen auf die Kulturbewegungen ausgeübt haben, gleich Null. Man kann daher nur wegen der räumlichen Ausdehnung der Kultur Columbus und Vasco da Gama als Herolde einer neuen Weltperiode feiern; für die innere Entwicklung kommen sie und ihre Taten vorläufig nicht in Betracht. Erst im letzten Menschenalter, als die Vereinigten Staaten und Japan zu Großmächten erwuchsen, als die Kolonialpolitik ganz neue Fragen aufwarf, haben die neuen Welten in steigendem Maße auch auf die Kulturbewegung gewirkt.

Immerhin ist die Tat des Columbus ein Meilenstein, auch gerade in unserem Sinne, nach dem Prinzip, das unserer gegenwärtigen Skizze zugrunde liegt. Der Maßstab, der bis heute, allerdings auch nicht weiter, für den ganzen Werdegang der Menschheit ausreicht, ist die allmähliche Ausdehnung der Kultur. Bisher hatte man sich auf die drei Erdteile der alten Welt beschränkt. Jetzt endlich wurde die ganze bewohnte Erde in den großen Kreis einbezogen. Damit war aber zugleich ein weiteres erreicht. Nicht nur neue, unbekannte Räume wurden dem Unternehmungsgeist der Arier, und in der Folge auch der schwarzen und gelben Völker, erschlossen, sondern es kam eine ganz frische Wechselwirkung auch der entferntesten Gegenden auf, es entwickelte sich ein Verkehr, der früher nie feinesgleichen hatte. Als vorletztes Glied in der Kette ist die Erschließung von Inner-Afrika zu betrachten, und als letztes die Befriedung der kälteren Zone nach den beiden Polen zu. Erst seit zwei Jahrzehnten kann man von einer wirklichen Kolonisierung von Alaska, Japan, Nordibirien, sowie des südlicheren Neuseelands und Patagoniens sprechen. In Lappland geht seit einigen Jahren eine Eisenbahn jenseits vom Polarkreis, nach Gällivare, und eine fast ebenso nördliche Bahn soll jetzt die Hudson-Bay mit dem Pacific verbinden. Damit ist der Ring geschlossen. Die Ausbreitung der Weltkultur ist beendet. Der ganze spätere Verlauf kann nur noch die innere Entwicklung fördern, kann nur noch die Wechselwirkungen der verschiedenen Erdteile und Rassen regeln. Wir aber liegen noch immer im Kampfe mit Rom. Die Ausöhnung des nord-südlichen Gegenfußes ist die bedeutendste Aufgabe der Zukunft.

L3 193

Richard Schaukal:

Zur neuen Hofimannausgabe.

In der feit einigen Jahren bei uns um fich greifenden Be-
geifierung für die romantifche Schule -- kaum hat es je eine
minder zutreffende Bezeichnung gegeben; eher könnte man von
einer klaffifchen „Schule“ fprerhen. die Romantiker waren lauter
Einzelne. Individualiften - fteckt ein gut Teil Snobismus.
Man findet diefen fchnöden Wurm jetzt wohl in allen fchönen
Dingen. Er ift alfo kein charakterifierendes Merkmal jener Renaiffance
der Romantik. Aber man darf darum von feiner widerlichen Eriftenz
nicht abfehen. Es ift gewiß richtig: der banale Naturalismus - die
Deutfchen hatten. gründlich und grob. Ibfen mißverftanden - mußte eine
Gegenbewegung hervorrufen. Aber die fogenannte Neuromantik war
darum noch keine Erlöfung. weil fie einen Gegenfaß vorftellte. Sie
war etwas anderes. etwas vergleichsweife Neues und „zog“. Sie ift
dahin _ täufchen wir uns nicht darüber -. dahin wie der Rüpelreigen
der „Konfequenten“. Sie mußte an ihrer Blutleere umkommen. Die Treib-
hausblüte einer fchwülen Nacht. Nichts mehr. Man betrachte doch
mit flüchtigem Blick die verpäteten Naehzügler. Wie lächerlich fie
wirken. Ohne es zu ahnen. vorläufig. Nichts mehr von diefen Schatten.
Nur das Organifche. Erdwurzelnde lebt. Es mag jeweils verdunkelt
abfeits bleiben. Was fchadet ihm das? Es lebt.

Danken wir dem von allerlei Spekulanten geförderten Intereffe für
die Vergangenheit unftrer Dichtung. daß wir einige unftrer lebendigften
Dichter in guten Ausgaben wieder in Händen halten. Ihr Schäßfer
fah fich bisher auf unzulängliche angewiefen. wenn er nicht fo glücklich
war. die unübertrefflichen erfien zu beifßen. Der Rummel kann ihm
die alten Freunde nicht verleiden. Es trinkt viel Gefindel jetzt aus den
öffentlichen Brunnen der dichterifchen Luft. Aber wer möchte fich darum
felbft um gewohnte Genüffe bringen wollen? Man tröfiet fich: der Sno-
bismus hat es eilig weiterzukommen. Jeßt freiliäf treibt er. im bibliophilen
Gewande. die Preife der köftlichen erften Ausgaben blindwütig in die

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe

Höhe. Aber auch das wird abflauen. Man läßt höflich die Gerken voran. Sie werden nicht erwerben. was sie fo unlauter in Befis genommen haben. Es wird ihnen entgleiten.

Einer. dessen fardonische Züge heute die bengalischen Feuer aufzifchender Begeiferung unruhig beleuchten. ist mein geliebter E. T. A. Hoffmann. Ich muß einmal - es hilft niäts - von meinem Verhältnis zu ihm. dessen Nam und Art mir Symbol geworden find. erzählenk).

Seltfam hatte mich der mit dem Triolenaufakt der drei Anfangsbuchstaben anklingende Name schon in früher Kinderzeit angezogen.

Die Titel der Werke lockten mich mit der Magie. die früher nur von 1001 Nacht (Zauberpferd. Sindbad) ausgegangen war. Immer wieder las ich sie in den Verzeichnissen der Reclamfchen. der Meyerfchen Volksbibliothek. beraufchte mich an ihren Verheißungen: Der Sandmann - Die Elixiere des Teufels - Klein Zaches. Bis mir endlich verfiattet wurde. ein und das andre der fieberhaft Begehrten zu erftehen. Ich glaube. es waren Klein-Zaches. zunächst dann das Majorat. die ich. ein längft in allen deutfäjen. dänifchen. flavifchen und orientalifchen Märchen heimifcher Knabe. als er sie las. Unbeschreiblich der Eindruck. die Nachwirkung. Die „Elixiere“ - Reclam. 3 Nummern ?1. 20 Pf. - trug ich mir an einem schulfreien Nachmittag. nachdem ich sie. atemlos harrend. ob der gelafiene Verkäufer sie denn auch vorrätig finden würde. in einer der schon von außen geliebten Bumhandlungen. die meinen Weg als Stationen der Weide fäumten. erworben hatte. in Vorfchauern erblätterter Herrlichkeiten zu meiner Tante. Noch fpüre ich - es find zwanzig Jahre her - dunkel. schwül hauchend die ungeduldige Seligkeit dieses vorwärtsdrängenden und doch wieder schlüpfend verweilenden Lebens an einem Februartage. Was ist der Lefer? Ein Liebender oder eine Maschine. Ni>fts dazwifchen. Ich war ein Liebender. bin's geblieben. Ich kann immer wieder lesen und vermag nichts „auszulesen“. - - Alles andre ist Technik. Blech. Nur im wahrhaftigen Lefer. dem Liebenden. erfteht der Dichter zu sich felbft. Alle Meinung. alles Urteil »- Technik. Blech.

Ich will hinwegeilen über die Stadien meines Hoffmannweges. der 1_ "1 Das einigermaßen kühne Experiment meines „imaginären“ „Kapellmeifier Kreisler“ (München 1906 bei Georg Müller). mit dem manch ein emfig Befliffener annoch nichts Rechtes anzufangen weiß. erhält fo vielleicht auch etwas warm-schwarzen Seelenhintergrund.

13* 195

Zur neuen Hoffmannausgabe Richard Schachtel
durch Ausgaben der einzelnen Bücher, der Werke bezeichnet ist. Wie ich
beglückt, erbt ein beschenktes Kind, dann ein häufender Erwerber, endlich
ein ftappelnder Befißer, aufstieg über „Ausgewählte Novellen“ - o die
Wohlluft jenes ersten Heftes einer von einem Wiener, Köstler (wie
ich später leider enttäuscht sah, sehen mußte, liebte, lang am Herzen des
Herzens mitgetragene Illusionen von einst, aus Tagen der nahesten
Lektüre zwischen den Schulaufgaben so zerstörend) schön und äußerlich
bloß „illustrierten“ Ausgabe! -, aufstieg zu der 1871er Gesamtausgabe
in brauner, mit verbleichenem Goldornament bedruckter Leinwand -
ein Weihnachtsabend vom „Sandmann“, vom „Fremden Kind“ glühend
- höher stieg zu Kürschner (ein geliebter Band, dieser köstlich wie Deli-
katesien „Proben“ auseinanderlegende; nur durch eine unorganische
Koppelung - mit Schulze! - verunzelt), zu Grisebach, zu den alten
Einzeldrucken, zur 1841er „Ersten“, mit den weiß getönten Hoffmann-
schen Blättern; und wie ich über die Staffeln dieser vielen
Bücher (meine Hoffmannbibliothek hat heute wohl ihre 300
Bände) steigend, immer tiefer eindrang in den feldsamsten aller
Wahlverwandten, den mir auch die Musik nun wieder zutrug,
jene phantastischste aller Pariser Opern, die ein deutscher Jude für
das 890011(!) empfangen geschrieben hat; *- merkwürdig auch dieses mein ganz
persönliches, allerintimstes Verhältnis zu „Hoffmanns Erzählungen“, aus
graufig-keißelnden Elementen der Furcht (mir starb oder erkrankte gefähr-
lich immer eine nahe Person, so oft ich diese fehnfüchtige Musik eines
strebenden Musikers physisch-psychisch in mich aufnahm) und Elementen
der Sinnlichkeit gemischt, eine Elixier ganz im Geiste und nach dem
furrilen Geschmack des sublimen Kammergerichtsrates: Erdgeister
aus dem Zucker zischend, wirbelig niedergezogen vom lohenden Sala-
mandertum des Araks. -
O Hoffmann, an dessen Erscheinung ich, immer wieder ausgleitend,
emporgeklettert bin mit ermattenden Worten! Ernst Theodor, der du
dich, ein dreifach gekrönter, mit dem Namen dessen verehrend schmücktest,
der am Ehrentage der Welt geschenkt ward, gleich dir ein musi-
kalischer Fremdling in der Region der vertrackten Geräusche und fatalen
Tatsachen, o Amadeus Hoffmann, kann wohl ein Mensch je deinen feligen
1) Einen vorläufigen Extrakt zahlloser Studien bietet ein bescheiden-
unbefangenes Büchlein „E. T. A. Hoffmann“ („Die Dichtung“, Bd. 6,
Schulter und Löffler, Berlin 1904).

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe

„Goldenen Topf“ inniger, schmerzlich-glücklicher erlebt haben als der
Fuhmiffest unter diesem unzulänglichen Artikel Gefertigte, kann einer
Fihamhafter fein Unvermögen spüren, dich, dein einmaliges und ewiges
Wesen, mit Erklärungen ändern zu verdeutlichen?

Endlich, endlich hält er dich in einer deiner würdigen Ausgabe!) in
Händen, endlich kann er die Kreisleriana, den unsterblichen „Goldenen“,
den majestätischen Gluck, die wie aus dem düstern Resonanzboden einer
ungeheuren Geige, die ein Orchester enthielt, erlauchte Don Juan-
Phantasie auf breitrandigem gutem Papier - fatterm, weichem, vornehmerm
Bütten - aus großen Lettern lesen, hat einen köstlich dicken, prächtig in
diskret altertümlichem Stil gewandten Band auf den Knien, einen
handlichen, liebenswerten Band, der selbst wie ein Hoffmannsches
wohliges Geheimnis ist, behaglich und verheißend, foigniert wie dein
ironischer Backenbart, lebendig tief wie deine funkelnden Kateraugen,
Magier-Dirigent, einfach durchs Land der grauen Philister reifender
Enthusiast, geliebter, großer deutscher Künstler (ein Richard Wagner-
Denkmal müsste sein Relief-Medaillon schmücken)! Und ein, von Ver-
ehrung und Liebe geleiteter, tüchtiger, beharrlicher, fleißiger, junger
Münchener Forscher und begünstigter Hoffmannsammler - Earl Georg
von Maaffen - hat seine ganze Kraft in diese ehrliche Arbeit gelegt,
dich nach 100 Jahren zu erlösen, klar herauszufstellen ans Licht kritisch
gereinigter Texte“) deine beweglich-gefäßmeidige, teuflisch-attrah-
l) E. T. A. Hoffmanns sämtlichen Werke, historisch-kritische Aus-
gabe von Earl Georg von Maaffen, München und Leipzig, bei Georg
Müller, 1907, 1. Band.

2) An diesem Punkte kann sich der aufrichtige Verkündet der neuen
Hoffmann-Ausgabe ein paar fein einschränkende Worte nicht ver-
bieten. Eben die Tertgefaltung, beziehungsweise ihre Prinzipien haben
nicht feinen vollkommenen* Beifall. Zunächst die Orthographie. Es ist unfre
heutige, dieses unorganische Ergebnis eines ephemeren Kompromisses.
Sicherlich war Hoffmann nichts weniger als ein sorgfältiger Wächter
über seine Schreibung, Setzer und Korrektoren, Verleger und Nach-
drucker haben in seinen Texten gewütet. Es ist unbedingt verdientlich,
die Schreibung zu vereinheitlichen. Schon Grisebach hat dies nach den
Grundfätzen des Heffchen Verlages unternommen, Maaffen hat überall
die maßgebenden Dru>e zugrund gelegt und das Lautbild gewahrt.
Aber er lehnt es ab, aus Hoffmann selbst die charakteristische Schreibung
zu rekonstruieren. Er erklärt dies als untunlich. Das erlaube ich mir
anzuzweifeln. Inkonsequenz hindert nicht den Zug. Und der Zug ist
bei Hoffmann -- dessen Briefe uns Hans von Müller endlich (er ver-
L97

Zur neuen Hoffmannausgabe Richard Schaukal
hierende Geftalt. Der erfte Band der neuen. mit mannigfaäem Illufira-
tionsmateriale reich ausgefatteten Ausgabel) enthält die ..Fantafiefücle
in Callots-Manier". das Werk. das den aus dem Bamberg-Dresden-Leip-
ziger Mufikantenelend endlich nach Berlin und ins bürgerliche Gleife
zurückgekehrten ..Mufikdirektor und ojäei-ant-Kammergerichtsrat" be-
rühmt gemacht hat. fofern man dieses große Wort. das immer. auch bei
fogenannten Dichtern der Weltliteratur. nur bedingt gilt. hier am Plaße
finden mag. Die ..Fantafieftücke" find der unmittelbare Hoffmann.
Nur noch in den ..Makulaturblättern" der im ..Kater Murr" verfireuten
Kreislerbiographie hat der unnahbarfte - man möchte fagen ..kißlichfie"
aller deutſchen Poeten alfo innig feine wahrhaftige Kinder- und Helden-
feele dargebraäft. und im ..Kreisler" erfolgt jede flüchtigfte Enthüllung
unter fo vielen Vorfichten und ablenkenden Sprüngen des tragifchefien
aller ..launigen" Autoren. daß nur dem fcharfen Blick des forglichen
Freundes zu erfaffen gelingt. was dem blöden der gern amüfierten Menge
- gottlob - entgeht. In den ..Fantafieftücken" ift die Leidenschaft der
lange gebändigten Gefühle. ift der Hohn. find die Orgien des von der
Kunfi tief erfaßten. trunkenen Herzens. Hier ifi die unwiderfiehlige
Kraft der aus dem Dunkel von taufend Quellen gefpeifter Sammlung
wie ein fürmender Strahl plötzlich auffchießenden Reife. hier find
fprühend. erplodierend geradezu. wie in einer Feuergarbe alle Erkennt-
niffe eines immer tiefer. angepannter. in fich felbfi gepreßten einfamen
Erlebens. Dieses einzigartige Buch. das ein dicker Weinhändler (Kune.
der gefchmeichelt gönnernde ..Biograph" des unähnlichften ..Freundes")
aus der Taufe gehoben hat. ij an Intenfität der Empfindung fo reich
fpricht die grundlegende Publikation feit Jahren) geben möge -
unverkennbar. Es ift nicht bloße Neigung zum Schnörkel. - wenn ich
auch gefehen muß. daß mir die Hoffmannfche Buchftabenfügung der
erfien Drucke ungemein heimelig ift - die den Wunfch nach foliher Authen-
tizität geboren hat. Die neue Orthographie verwifcht und verwäfiert
die Originalität. Das zweite. noch bedenklichere Kapitel ift die Inter-
punktion. Herr von Maaffen hat hier den einzig richtigen Grundfaß der
Sinngemäßheit adoptiert. Aber -- er ift einerfeits nicht konfequent vor-
gegangen (er beruft fich etwas zu allgemein auf befonders charakteriftifche
Gepflogenheiten Hoffmanns). anderfeits ift dieDurchführung jenesGrund-
faßes nicht immer fo ausgefallen. wie fie mir zwingend erfcheint. Zu
Beifpielen ij hier nicht der Ort.

1) Nur das Hoffmann-Porträt - die bekannte (fchlechte) Zeichnung
aus der zweiten Auflage der ..Fantafiefücle" - ii't übel geraten.

Richard Schautal: Zur neuen Hoffmannausgabe
wie kein zweites der doch an Seelenbüchern überreichen Deutschen. Das
macht: es ist ein ungebundener, ein „dilettantischer“ Erling eines auf
der Höhe feines innern Lebens angelangten Mannes. Erlingswerke
finden sich gärender Most unruhigen Dranges, hier ist (edelgeklärter firner
Wein eines prachvoll sichern, bei aller Impetuosität des Fühlens, aller
Vehemenz der Äußerung harmonischen Temperaments.
Hoffmann tritt als v o l l e n d e t e r K ü n | l e r in Erscheinung. Sti-
llich veredelt er sich wohl noch (der erste Teil der „Elixire“ gehört zur
deutschen Meisterprosa, die letzten Novellen sind in ihrem spiegelnden
breiten Fluß klaffend), aber auch an Ausdruckskraft sind die Fantasie-
[klicke auf der Höhe der Meistereihaft.

Es ist merkwürdig: Hoffmanns Sprache erscheint manchem
bläß, ja konventionell. Und so viel ist richtig: er, der niemals
gute deutsche Meister als ein schaffend sich Prüfender auf sich
wirken ließ (auch in dieser Hinsicht steht der angebliche „Romantiker“
außerhalb jeder „Schule“), arbeitet technisch oft mit dem Klischee, der
langen, flachen Wortfolgenfanzie. Wer sich aber dadurch über den
Stil dieses großen S p r a c h k ü n f t l e r s täufchen läßt, der hat keine
Ahnung vom Wesen des Stils. Man preißt heute leichtlich und freigebig
Autoren als Sprachkünstler, die ich geradezu als Sprachverderber an-
klagen möchte. Alle Worte sind im Grunde konventionell. Der persön-
liche Stil des geborenen Künstlers e r f c h a f t f i e aber immer wieder.
Nur darf man nicht den Stil im einzelnen Wort zu finden meinen. Die
heute einen Equilibristen oder Gaukler der Sprache einen Wortkünstler
nennen, lassen sich vom ungewohnten Ausdruck blenden. Das aber, worauf
es einzig ankommt, ist die innere Gefetzmäßigkeit der Wort-
verbindungen. In der Kunst des Schreibens wie in der Malerei und der
Musik ist es nicht die Phrasen, sondern der character- inäelebilis der
Persönlichkeit, - und er fieckt „im“ Werk wie ihr Duft „in“ der Rose -
die das Instrument der Sprache handhabt, was über Wesenhaftigkeit und
Wesenlosigkeit, Einheit und Stückwerk beim Stil entscheidet. Ebenfo-
faltch wie die voreilige Anprangerung einzelner Schönheitsfehler eines
sonst markanten Stilprofils ist der fälfchende Enthusiasmus für Manieren
(oder Unmanieren) einer zuhöchst als gut sitzende Maske festzufstellenden
Autorvisage. Hoffmanns Dichterantliß ist wie das Richard Wagners
etwa auf den ersten Blick „typisch“ (mir freilich ist es nie so erschienen).
wer aber nur etwas genauer zublickt, fieht ein Mienenpiel, das keine jener
farblofen Stellen zur fiagnierenden Ruhe kommen läßt, fiehlt den Feuer-

Zur neuen Hoffmannausgabe Richard Säzaukal
anhauch einer Künftlerperfönlichkeit. die vielleicht im Technifchen manch-
mal mit einer abgegriffenen Wortkette vorlieb nimmt (die holdfeligen
wundervollen Mädchen zumal find das Vergilbtefte an Kipfakeftahiftichen).
im g a n z e n aber unüberwindlich wirkfam bleibt. Hoffmanns Stil ift
fo unbedingt (künftlerifch) wahr. daß jene zuzugebenden Mängel des
epifchen Mittels dem Phyfiognomiker nur ehrliche Hautflecken eines
fchönen Gefichtsovals. einer gefunden Blutverteilung vorftellen.

In den „Fantafieftücken“ ift der ganze Hoffmann. Wenn ich
die (mich längfi lockende) Aufgabe unternähme. einen Band „Hoffmann“
zusammenzufteilen. würde ich die „Fantafieftücke“ ganz - vielleicht mit
bloß auszugsweifer Verwertung des Magnetifeurs - die drei Kinder-
märchen der „Serapionsbrüder“*). Klein Zaches. Prinzeffin Brambilla.
Meifter Floh“) und die Kreislerbiographie aus dem „Murr“8) ver-
einigen; ein Nachtragsband brächte den „Meiftererzähler“. ein Band
für Freunde die „Elixiere“*) und zwei Proben aus den „Nachtftücken“:
fo ergäbe fich ein in drei Spiegeln aufgefangener irdifch-magifcher Ernft
Theodor Amadeus - volle Anficht: Band I. die beiden Ergänzungs-
bände rechtes und linkes Profilbild - . der wefenhaft abftäche von jenem
„Spätromantiker“. den der alte Goethe abzulehnen befand. - auch ein
Heinrich Kleift hat ja vor den „olympifchen“ Augen niäft Gnade gefunden
(wohl aber Iffland) - den Walter Scott in einer unfäglich albernem
„Charakteriftik“ - fie ift Loewe-Weimars franzöfifcher Ausgabe vor-
angefteht - Urteilsunfähigen zurechtgefälfcht und den eine unholde
deutfäfe Literaturgefchichtswerkelei blindgläubigen Banaufen als abge-
fchmackten Gefpenftergefchichtenerzähler zu fchänden beliebt hat.

1) Hans von Müller hat fie in der fchönen Sammlung „klol'flw
661jcjur11u1“ (Julius Bard. Berlin 1906)'mit Gefchmack und Akribie
renoviert.

2) Soeben ift in würdiger Ausstattung bei Julius Bard in Berlin
„Meifter Floh“ (zum erften Mal vollftändig herausgegeben von Hans
von Müller) erfchienen. Zehn mit falopper Verve hingekrißelte Zeich-
nungen von Ernft Stern find überflüffigfter Weife beigegeben: fie haben
Hoffmannfchen Geiftes keinen Hauch verfpürt,

3) Hans von Müllers „Kreislerbuch“ (J nfel-Verlag. Leipzig 1903)
ift ein intereffanter Verfuch der Organifierung der fämtlichen Kreisler-
„akten“.

4) Georg Ettliger hat kürzlich (Berlin bei Grote) eine - leider durch
ungenügende Bildergaben des Pragers Hugo Steiner verdorbene. auch
reäft plump und gefchmacklos ausgefiattete - kritifche Ausgabe der
Eliriere veranstaltet.

20()

Richard Schaukal: Zur neuen Hoffmannausgabe

Die „Fantasiefüßchen“. die eine schwerfällig-kokette. im Grunde nichts-
sagende Vorrede Jean Pauls einleitet). find das Buch von

K ü n f t l e r.

Wenn ich nach Emersons Vorbild unter den Deutschen „den“
Künstler zu wählen hätte. würde ich ihn in der Stufenfolge oder den
Seelenwanderungsstationen oder den Willensemanationen Hoffmann-
Wagner (mit dem Auftakt Jean Paul) gefunden zu haben mich überzeugt
halten („der“ Dichter wäre die Verwandlung Hölderlin-Mörke; Heinrich
von Kleist einer- und Josef von Eichendorff andererseits ergäben die
Parallelen in andern Tonarten gleichsam; Lessing-Friedrich Schlegel hätten
„den“ Urteiler zu vertreten; Goethe und Keller wären als die Koryphäen
ins allgemeinere Kapitel der ethischen Persönlichkeiten zu buchen).

./ Niemand hat jemals im allerpersönlichsten typischer den Künstler
gefaßt als Hoffmann). man möchte sagen: unbewußt gefaßt, Es
ist aber auch die vollkommene Selbstidentifizierung. die im „Lehrbrief
Kreislers“ symbolisch wunderbar vertont. bis zur Doppelgängerei des Ein-
heitlichen führt (das Doppelgängertum ist eine Lieblings-. eine erste Vor-
stellung Hoffmanns): das Werk als Verobjektivierung des Autors. der
Autor als Daseinsgrund und „Kommentar“ des Werks. beide zusammen
durch ein feliges Du mythisch vermählt. Das Problem Hoffmann - den
Fantasiefüßchen als eine organische Partikel des Gesamtwerks (die
Almanachbellesistik ausgenommen) immanent - ist kein Alkoholiker-.
sondern ein menschliches. ein metaphysisches Problem. Die Formel lautet:
der reine Künstler - der reine Mensch)

1) Auch von Maassen apotrophiert feuchend den mutigen kommenden
Mann. der diesen historischen Ballast endlich über Bord werfe.

2) In meinem „Kapellmeister Kreisler“ habe ich's aus innerer Not-
wendigkeit noch einmal gewagt; wer dem Buch tiefer ins Auge schaut.
dem blickt wie aus weichen Fenstern - ein Gesicht im Gesicht -
Wagner und Hoffmann-Kreisler entgegen.

*) Mittlerweile ist von der monumentalen Maassen-Müllerchen

Ausgabe der zweite Band. die „Elixire des Teufels“ ent-
haltend. der Gemeinde zu hoher Freude erschienen. Ich konnte ihn noch
nicht auf die versprochenen Fortschritte des sich an feinem Riefenwerk selbst
zu sich selbst entwickelnden sympathischen Herausgebers prüfen; was die
„Elixire“ ist. wissen wenige (bei uns glaubt man immer noch an die
schönen Fabrikanten von Literaturgeschichten. kauft in abertausend
Exemplaren die feuchte Mache eines Engels und feiner Genossen . . .).

20!

Paul C. Franze:

Monismus. Eine. Entgegnung.

Zu der Arbeit von E. König („Monismus“*). in der er die Auffassung von Häckel. Verworn und mir kritisiert. möchte ich folgende Bemerkungen machen. die sich nur auf den mir gewidmeten Teil der Abhandlung beziehen. Am Schluffe seiner abfälligen Kritik sagt König: „Das Befie an der Sache ist. daß Franze diesen Charakter seines Verfahrens“ (nämlich die Zugrundelegung einer willkürlichen Vorausseßung) „freimütig und ausdrücklich mehrmals felbft hervorhebt.“ - Troßdem aber dies dem Verfasser nicht entgangen ist. hat er dennoch nicht erkannt. was die Bedeutung davon ist. daß ich die willkürliche Natur meiner Vorausseßung „freimütig“ hervorhebe. Darauf sei deswegen hingewiesen: Am Anfang einer Untersuchung führe ich ftets klar meine Vorausseßungen an. Behaupte ich für diese materiale Wahrheit. so kann. was die Vorausseßung anlangt. der Schluß. zu dem gelangt wird. auch materiale Wahrheit beifzen. In diesem Fall kann nun der Kritiker die behauptete materiale Wahrheit felbft angreifen. oder auch die Schlußfolgerung. auch beide. Behaupte ich dagegen für die Vorausseßung nicht materiale Wahrheit. sondern hebe ich deren hypothetischen Charakter selber hervor. indem ich sage. daß ich sie willkürlich zum Zwecke der vorliegenden Untersuchung als richtig annehme. so darf der Kritiker natürlich nicht die Ausführungen abfällig kritisieren. deswegen weil er die Vorausseßung nicht annimmt; vielmehr lehnt ein solcher Kritiker bloß die ganze Arbeit von vornherein in Busch und Bogen ab; mit anderen Worten. sie kommt für ihn überhaupt nicht weiter in Betracht.

Die Annahme einer hypothetischen Vorausseßung will befragen: es soll geprüft werden. wie die Sache im übrigen sich weiter verhält. falls nun jene Vorausseßung zutrifft.

*) Juni-Heft von „Nord und Süd“.
202

Paul E. Franze: Monismus

Diese Art der Voraussetzung lege ich nun in meiner angeführten Arbeit zugrunde, indem ich von vornherein eine monistische Weltanschauung überhaupt annehme und meine ganze Untersuchung der Frage widme, welche unter diesen nun die richtige ist. Wenn ich das offen sage, dann ist der Kritiker natürlich geneigt, in meinen Voraussetzungen mit mir zu gehen. Dies tut König aber nicht, sondern er verwirft meine Voraussetzung, um dann auf dieser Grundlage nochmals die Ausführungen zu kritisieren.

Warum ich den Dualismus ablehne, das habe ich in jener Arbeit überhaupt nicht zum Gegenstand der Untersuchung gemacht. Es geschieht vornehmlich aus erkenntnistheoretischen Gründen, weil nicht einzusehen ist, warum und wie bei ursprünglicher Verschiedenheit von Geistigem und Materiellem eine gegenseitige Beziehung der beiden zueinander, die ja zum Erkennen notwendig ist, zustande kommen sollte. Inwiefern nach meiner philosophischen Auffassung erkenntnistheoretische Erwägungen zur Annahme des Monismus des Geistes führen, habe ich in einer größeren Arbeit in der „Philosophischen Wochenschrift“, Bd. VIII Nr. 10-13 und Band I/III Nr. 1, 1907, ausgeführt.

In dieser Arbeit handelt es sich um eine Verflechtung der Grundprobleme von Metaphysik und Erkenntnistheorie: die Körperwelt wird als Bewußtseinsinhalt entsprechend den neueren erkenntnistheoretischen Richtungen aufgefaßt, aber nicht nur der Menschen, sondern eines alles umfassenden höheren Bewußtseins; durch letzteres wird das metaphysische Element, das jene Richtungen doch nicht auszutreiben vermögen, anerkannt, und auch in erkenntnistheoretischer Hinsicht die unabhängige Realität der Körperwelt, was ich für einen großen Gewinn halte. Doch genug mit diesen Andeutungen.

Ferner muß ich auf ein Mißverständnis der Energetik bei König aufmerksam machen: Er schreibt in seiner Kritik des energetischen Monismus der dynamischen Elektronentheorie auf Seite 364: „Ich muß mir aber doch erlauben, gegen die Gleichsetzung von Masse und Energie zu opponieren. Denn wenn wir auch das, was wir von den Energien einer Masse ausagen, zugleich von dieser selbst ausagen, so ergibt sich daraus nicht die Gleichheit von Energie und Masse. Neben der Energie bleibt immer noch das bestehen, woran sie haftet und wovon sie ausgeht. Die Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ist die Art unserer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die Masse verschieden. Denn man spürt zwar die Wärme, die z. B. vom

Monismus Paul C. Franze

Ofen ausfrahlt. aber wenn man gegen die Wärme reagiert. fo ftößt man sich nicht an ihr. wie wenn man gegen den Ofen fchlägt. Ich kann also nur urteilen. daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern ausgehen. mögen diese. wie z. B. bei der Elektrizität. auch noch fo verschwindend klein fein.“

Nebenbei nur sei zunächst konstatiert. daß es in obigen Sätzen stets „Energie“ statt „Kraft“ heißen muß; sodann: ob man auf Wärme. Licht usw. oder auf die „Härte“ eines festen. undurchdringlichen Gegenstandes reagiert. ändert prinzipiell nichts: in beiden. wie in allen Fällen überhaupt. sind uns bloß unsere Empfindungen gegeben: bei aller Wahrnehmung der Außenwelt sind wir stets in den Bannkreis unserer Empfindungen eingeschlossen; dies ist der erkenntnistheoretische Fundamentalsatz: über nichts in der Umgebung können wir urteilen. anders als durch unsere Empfindung von ihm. Demnach: beim Stoß gegen den harten Ofen empfinden wir den Druck oder Schmerz und schließen daraus sekundär auf die Gegenwart eines festen Körpers. Aber auch physikalisch ist ein Unterschied zwischen der Wahrnehmung von Wärme und festem Gegenstand nicht vorhanden: was in uns die Empfindung hervorruft. (das. worauf wir ..reagieren“) ist auch beim festen Körper ein energetisches Ereignis. nämlich der Widerstand. die Undurchdringlichkeit („Volum-Energie“.) Niemals können wir Materie direkt wahrnehmen. sondern immer nur durch die Energien. die von ihr ausgehen. Dies ist der erkenntnistheoretische Fundamentalsatz in physikalisch-physiologischer Hinsicht. Ob nun die Energie einen Träger haben muß. ist eine besondere Frage. aber kein Einwand gegen die dynamische Elektronentheorie überhaupt: denn diese befragt nur. daß etwas sowohl als Energie wie als Masse erscheinen kann; letztere wird auf erstere reduziert und diese dann als das Etwas definiert; dabei bleibt es ununtersucht. ob diese Energie freie Bewegung sei oder ob letztere ein Substrat habe; gefragt ist nur. daß das. was uns als Masse erscheint. als eine Manifestation der Energie faß auffassen läßt.

Des weiteren sagt König (Seite 365): ..Seine (Franzes) angebliche Beweisführung ist zugleich das stärkste Stück von Gleichmacherei oder Nivellierung. was neuerdings vorgekommen ist.“ Gleichmacherei wäre es aber nur dann. wenn es nur eine Art des Monismus gäbe und ich diese aus der Voraussetzung des Monismus ableiten wollte. Das wäre eine petitiō principii oder ..Gleichmacherei“.

Paul C. Franze: Monismus

Nun liegt aber die ganze Bedeutung meines Auffaßes doch gerade in diesem: es gibt verschiedene philosophische Interpretationen des Monismus, deren drei König ja selber behandelt. Ich [Zelle mich auf die These Häckels darin, daß ich Monismus überhaupt und weiter Allbefehl annehme, und zeige dann, daß durch die neuesten physikalischen Theorien aus diesen Voraussetzungen nicht der materialistische Monismus, sondern ein direktes metaphysisches Gegenteil hervorgeht: der Monismus des Geistes! Das ist doch keine petitiō principijj!

Es ist also nicht richtig, wenn König sagt: „Aber im übrigen führt ein (Franzes) Aufbau in sich selbst zusammen“ (von mir gesperrt). Er führt vielmehr als einheitliches Gefüge dann nieder, wenn man die Voraussetzung des Monismus als solchen ablehnt. Das wird aber gar nicht von mir geleugnet, sondern durch Hervorhebung des Willkürlichen dieser allem eine Voraussetzung als selbstverständlich von vornherein gesetzt.

Endlich schließt König: „Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs!

Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: das Univerfum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger auch im Zeitverlauf zu erhabenen Zielen geleitet.“ Dazu ist zu bemerken: Es gibt zwei Formen, in denen die Einheitslehre, das ist der Monismus, durchgeführt werden kann.

1. Psychisches und Materielles werden, das eine auf das andere zurückgeführt; dies geschieht: a) durch Zurückführung des Psychischen auf das Materielle: materialistischer oder naturalistischer Monismus, und b) durch Zurückführung des Materiellen auf das Psychische: Idealismus (subjektiver oder objektiver), oder Monismus des Geistes.

2. Psychisches und Materielles werden beide auf ein Drittes von beiden Verschiedenes zurückgeführt. Dieser Art ist Spinozas Monismus: Gott hat unendlich viele Attribute, zu denen Denken und Ausdehnung (d. h. Psychisches und Materielles) gehören. Auch der rein energetische Monismus läßt nur diese Interpretation zu: physikalische Energie erscheint als Psychisches sowohl, als auch als Materielles.

Erstens ist obiger Satz Königs nun entweder Dualismus, also gar keine „Einheitlichkeit“, oder er muß als diese zweite Art des Monismus

Monismus Paul C. Franze

gedeutet werden. Zweitens macht die Ausdrucksweise Königs: „...ift längft gefunden“ den Eindruck des Dogmatifchen das wäre natürlich nach philofophifchen Grundfäßen 8- Jjlnjue abzulehnen.

Zum Schluß eine Bemerkung allgemeiner Art. unabhängig von obigem: Es gibt Wiffen (wenn auch im ganzen nicht abfolutes) und Glauben. Erfieres wird in Urteilen. denen Evidenz. fei es der Gewißheit oder der Wahrfcheinlichkeit. zukommt. ausgeprochen. Glaubensfäße werden in evidenzlofen. aber fubjektiv gewiffen oder wahrfcheinlichen Urteilen ausgeprochen. Sie beziehen fich auf die Deutung des inneren Wefens und Zusammenhangs der Welt und bilden „Weltanfchauungen“. Der Philofoph. der fich mit der Aufftellung einer folchen befchäftigt. teilt feinen Mitmenfchen die Gründe mit. die ihm feine Weltanfchauung fubjektiv gewiß oder wahrfcheinlich machen. Leuten gleicher Grundrichtung der Gefinnung kann damit die Weltanfchauung ebenfalls fubjektiv gewiß oder wahrfcheinlich werden. womit ihnen Feftigung und Stärkung zuteil wird; Leute anderer Grundrichtung der Gefinnung werden natürlich andere fubjektive Gewißheit oder Wahrfcheinlichkeit erlangen. Wer nun wirklich recht hat. dafür gibt es bei diefen Glaubensfäßen kein abfolutes Kriterium der Wahrheit; denn die Evidenz mangelt ihnen.

Dies ift eben der Unterfchied zwischen Wiffen mit dem Kriterium der Wahrheit. nämlich Evidenz. und Glauben. ohne diefes Kriterium. Wohl gibt es aber befier und fchlechtere Gründe für den Glauben. aber eben keine firengen Beweife. Dann muß aber angenommen werden. daß die Menfchen mit höherer Erkenntnisfähigkeit den befier begründeten Glauben herausmerken werden. Damit ift gegeben. daß der Glaube. obwohl fubjektiv. dennoch nicht ganz und gar der Relativität preisgegeben ift.

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. Roman.

Fortfeßung.

*Als aber der Morgen graute. berieten fie über ihre Zukunft.

Alexander war fich dariiber klar. daß fie die Truppe verlaffen und in die große Stadt ziehen müßten. ..Denn hier." fchloß er feine Rede.

..verkommen wir und gehen elend zugrunde."

Sie machte ein bekümmertes Geficht.

..Der Alte läßt uns nicht. Das heißt." fagte fie. ..wir könnten uns ja heimlich davon machen."

Er fchüttelte heftig den Kopf.

..So etwas tue ich nicht. Er kann uns zum Bleiben nicht zwingen.

Aber darum wollen wir doch in Frieden und Anftand von ihm gehen.

Der Studiofus wird fchon helfen."

..Der Studiofus muß den Mund halten; fonft fährt ihm der Alte darüber. - Ach Leri - fo geftheit du bißt - das Leben kennft du doch nicht. Ohne uns muß der Alte einpacken. Was für ein Stück foll er denn fpielen? . . . Himmel und Hölle wird er in Bewegung feßen

und uns den Abfchied fauer machen - und dann. Leri. felbft wenn wir feine Erlaubnis hätten. es nußt ja nichts. Wo follten wir uns in diefen

Feßen fehen laffen! Man lacht uns ja glatt ins Geficht. wo wir auch immer anklopfen. Ach Gott." feste fie hinzu und richtete fich in den

Kiffen auf. um feinen Kopf bequem zwifchen ihre Hände nehmen zu können. ..Lex-i. ich habe keinen Ehrgeiz mehr. Jch will nur bei dir fein."

Sie lachte plötzlich auf. daß er zufammenfuhr.

„Du glaubft vielleicht. ich hätte Schätze gefammelt. Nicht einen roten Dreier befitze ich. Nicht einen Grofchen habe ich von der Gage fparen können. Arm bin ich wie eine Kiräfenmaus."

..Ich habe aber Geld." erwiderte er. ..für den Anfang wenigftens genug."

„Du -* u -? Ach. Leri. was redeft du für dummes Zeug.

Woher follft du Geld haben! Ich möchte es wiffen!"

207

.Die reines .de-WWW : Felix -ÖL-*ä-:ii "*"7

„Las went-guens- darf ici' dir fagcn." antwordte er .7. .11cm fil.-
famen Ten. ler fie befremdete.

..D-.t haft doch nicht ---"

Sie brach mitten im Sätze ab. „Übrigens" f-.Ztc .":c mich hinzu.

„mir wäre es ganz egal. Ich wiirde dich genar fe läd haben.“

„Ich danke dir fefönftens. Aber zu deiner Beruhigung, Bisher
wenigfcens habe ich niemanden befichien oter gar totgefmlazcn. wenig-
fiens nicht q - Nein. nein - fieh ini-n nicht fo fiarr an!. Aber ein-
mal habe ich wirklich folrhe Gedanken gehabt - freilxä- ganz anders.
wie du. ce dir vielleicht jetzt vorficlft."

„Bitte fchr.“ entgegnete fie beleidigt. ..ich finde gar nichts dabei.
wenn man flieht. Jth finde es gemein. geradezu gemein. daß die
einen im tlberfluß iind und die anderen kaum eine' trockene Bren-inde-
hal-en.“

..Flieshalb fti-:hllt du dann nicht?"

„Du ftclift alex* dumme Fragen!"

..Gar nicht, Wenn man fo denkt wie du. muß man auch den Mut
haben. Ernfi zu machen."

„Richtig. Leki! Da fint eben der Haie im Pfeffer. Ich bin zu
urgefihickt und zu dumm. Außerdem hab' ich bisher es auch nicht
nötig gehabt. Denn Hunger wenigfiens habe ich noch nicht gelitten.
wenn es auch manchmal - na. das weißt du ja felber! -- knapp genug
heiging. Übrigens -- der Clown fiel;lt wie ein Rabe. Vor dem ift
nimm nict- und nagelfeft. -- Was fchwahe ich da und rergeffe die
Hauptfa-.n-k! Von wem halt du das Geld. Lrri? Und wie viel ift es?"

..Von meiner Mutter."

„HW lebt deine Mutter?"

„Meine Mutter ift tot.“

..Jäi habe auch keine Eltern m-hi Ich habe niemanden als dich."

Sie fehl-*legen und infinite-,ten fi-.iv erg aneinander. als hätte fie
ihr Schickfal zulammengefchmi-.det.

Rech einer Weile feete Brumm!: „Es werden über zweihundert
?Filer len."

„Nein, nein.“ antwortete fie "film-„kh „io viel kann es unmöglich
fein."

Cr jedoch ern-Ld-.rte bcfiin-cc-*. „Es nähén über zweihundert Taler
?.7 Wort." jauchzte fie. .dann t fi du ja furchtbar reich!"

. i5

W Arthur Kampf:
Jahrgang Madrid: Stiexgefecht.
,Q Tert von H. Bang.

EMPTY

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Auf einmal fürte er. wie ein Zucken durch ihren Körper ging.

„Wo haft du das Geld?“ fragte sie.

„Unten in meiner Bettlade versteckt.“

„Hm - und haft du niemals zu jemandem davon gesprochen?“

„Nein - niemals - aber weshalb fragst du - und warum erschrickst du plötzlich?“

„Ich bin dumm und einfältig.“

Sie war mit einem Satz aus den Federn. beugte sich über ihn und sah ihn lange rätselhaft an. Dann küßte sie ihn leise - und ganz anders als je zuvor.

„So.“ sagte sie. „geht es die höchste Zeit zum Aufstehen. Mach schnell - ich bin in zehn Minuten fertig.“

Lautlos schlich sie sich aus seiner Kammer.

Ä* "- 3'-

„Angelika - Angelika - wo versteckst du. Angelika?“

„Hier bin ich schon!“ rief sie. sprang aus dem Wagen und eilte hastig herbei.

„Wie siehst du denn aus. Alexander? Was ist dir denn?“ fragte sie. Und eine böse Ahnung blühte in ihr auf.

„Was mir ist.“ antwortete er heiser. „mein Geld ist gestohlen - diese Nacht ist es gestohlen worden.“

Sie wurde einen Augenblick ganz blaß und vermochte kein Wort hervorzubringen.

Dann sagte sie leise und wie abwesend: „Dachte ich mir's doch.“

„Was dachtest du?“

„Pfi.“ machte sie und legte den Finger an den Mund.

„Mir ist es nicht des Besitzes wegen.“ fuhr er gleichsam sich überfürend fort. „Aber dieses Geld. diese teuer erworbenen Groschen - das hatte ich mir geschworen - sollten nur zu einem guten Zweck verwandt werden. Die Mutter sollte sie sich nicht umsonst abgedarbt und abgehungert haben.“

Und in der Erinnerung an Agnes Feufel fühlte er einen stechenden Schmerz.

„Still - wir kriegen das Geld wieder. Nur klug müssen wir sein.

Das Geld hat niemand anders als der Clown. der deine Abwesenheit heute nacht benutzt hat. um in deiner Lade zu kramen.“

14* 21:

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Freilich war alles in Unordnung! - Aber die Lade war verschlossen wie immer.“

„Das glaube ich schon.“ erwiderte sie. „Wozu ist denn der Spitzbube ehemals Schloffer gewesen! Der weiß mit dem Dietrich umzugehen. -- Komm schnell zum Studiofus oder besser noch gleich zum Alten.“

Der Direktor fuhr in die Höhe.

„Ahnt' im's doch. daß so etwas wieder dahinter fleckt. Die Angelika hat recht. Das Geld ist beim Clown. Er hat vorher mit mir angebunden, um weglaufen zu können - und feine Papiere verlangt. Denn bei so unruhigen Kantonisten - (Alexander dünkte es, als ob ihn plötzlich ein scharfer Seitenblutstrafe) pflege ich die Papiere zurückzubehalten. Braucht nicht zu erschrecken, mein Junge. Zu dir habe ich Vertrauen. Und was hätte es mir auch bei dir genutzt, da du keine Papiere mitgebracht hast. Also die Papiere habe ich ihm nicht gegeben. Dagegen hat mir der Wirt erzählt, daß er einen Taler gewechselt hat. Nun frage ich mich: Wie kommt der Hungerleider zu einem Taler! Ich fürchte nur, er wird auch ohne die Papiere mit dem fetten Bissen schon auf und davon sein. Also keine Zeit verloren, Kinder!“

Die Befürchtungen des Alten waren nicht grundlos gewesen. Der Spießbüchige hatte bereits das Weite gesucht.

Der Direktor murrte und schnauzte Alexander an.

„Was für ein leichtfinniger Schlingel bist du auch! Konntest du nicht das Geld mir oder dem Studiofus zum Aufbewahren geben?“

Die Welt ist voll von Spitzbuben - und wer nicht auf feiner Hut ist, dem geschieht schon recht . . . Na, Moralpauken hat jetzt keinen Zweck. Was tun wir?“

Der Studiofus wurde zum Kriegsrat befohlen.

Es wurde zunächst beschloffen, den Gendarm mobil zu machen und Sorge zu tragen, daß dem Clown der Weg zur nächsten Bahnstation abgeschnitten würde.

„Bist du einverstanden.“ fragte der Studiofus. „daß der Gendarm zwei Taler erhält, wenn er den Halunken faßt?“

Er schwieg auf diese Frage hartnäckig.

Aber die Angelika redete so lange in ihn hinein, bis er nachgab.

„Ich habe nicht gewußt, daß du so haushälterisch bist.“ meinte der Studiofus.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Er fagte das in einem Ton- als ärgerte es ihn. fich in Alex-ander
getäufcht zu haben. I

Als die Angelika mit Alexander allein war; fagte fie: „Ich verftehe
dich nicht. - Bift du immer fo fparfam gewefen?“

„Geizig - willfi du fagen --. fpriäf es nur ruhig aus/* antwortete
er grimmig. „Ach- Angelikaf daß du mich auch nicht begreift! Was
liegt mir am Gelde! Wenn mir jemand einen Lohn anböte,, würde ich
vor Scham verfinken -- ich. Angelika- fähe darin eine Befchimpfung.“
Sie blickte ihn verftändnislos an und erwiderte kleinlaut: „Die
Hauptfache - meine ich - ift. daß man das Geld wiederkriegt.“
„Reim" fchrie er,, „und hundertmal nein! Es ift nicht die Haupt-
fache.“

Sein Geficht nahm einen grüblerifchen Zug an.

„Wenn ich es dir nur erklären könnte,, damit du mim verfiehft.“

Der Studiofus trat hinzu.

Alexanders Miene verdunkelte fich. Er wollte ihm den Rücken
kehren.

„Stehen geblieben!" donnerte der Studiofus. „und jeßt frifch von
der Leber herunter geredet, was, du gegen mich haft. Denn daß zwifchen
uns etwas nicht in Ordnung iftt habe ich fofort gemerkt.“

„Das freut michz“ entgegnete Alexander. Und langfam feßte er
hinzu: „Ich bin bekümmert, daß Sie miä) fo falfch betrachten -
fchmußigen Geiz dort fehen. wo es fich bei mir um eine Lebensfache
handelt.“

Der Studiofus riß die Augen auf. „Wie redeft duz Junge?“

„Studiofusz ich redez wie mir ums Herz ift. Wenn die anderen
mich fchief beurteilen - gutf ich nehme es hin. Von Ihnen tut mir's
weh. Wenn das ganze Geld fort ifiz fo kann ich mir deswegen auch kein
Leid antun,, obwohl ich es für ein fchlimmes Zeichen nähme; denn diefes
Geld ift für mich nicht bloß Geld; für mich ifi es Liebe. - Ach7 darüber
will ich nicht reden. Es ift auch eine zu lange und traurige Gefchichte.
Ich meine nur,, man macht die Menfchen fchlecht und zeigt ihnen. wie
fehr man fie verachtetf wenn ihnen für das Selbftverftändliche Lohn
hingeworfen wird.“

„Aha - ich kapiere.“

Der Studiofus fah ihn liebevoll an,

„Junge.“ fagte erx „du fchleppfi ein Kreuz mit dir. Sieh zu, daß
fie dich nicht daran fchlagen. Wie lange ift es her. daß ich auch einmal

213

Die reines Herzens find Felix Hollaender

ähnliche Gedanken gehabt habe. Das Leben macht einen mürbe -- und mählich kommt man zur Spißbubenmoralt die sich die Menfchen zu-recht gemacht haben. Und mählich kommt man auch dahinter-f daß die Menfchen im Grunde lange nicht fo fchlecht find- wie man als ehrlicher Junge einmal gedacht hat. Denn fiehft du - und das ift des Pudels Kern - das ganze Dafein befehnt aus Kompromiffen, zu deutlich: aus Vergleichen. Man ift eben dahintergekommen, daß der Menfch von Haufe aus ein fchwaches Lebewefen ift. Und aus diefer Erkenntnis ftüßt man ihn. Nimmt man ihm die Krüäen- fo ift es mit feiner Herrlichkeit vorbei. Das ift alles. Es menfchelt überall- Alexander - und reine Helden gibt es nicht. Schließe dich felber auf und frage diäft ob du zu allem und jedem- was du in deinem Leben getan- ja fagen kannft." Alexander feufzte.

„Nein- das kann ich nicht," antwortete er ernft- und feine Nafenflügel bewegten sich - und in feine Stirn grub sich eine fcharfe Falte.

„Ich werde gewiß über Ihre Worte nachdenken."

Der Studiofus reichte ihm die Hand- in die er zögernd einfchlug.

„Wir wollen noch über einen anderen Punkt mit Ihnen fprechen," begann Alexander nach einer Weile,

Bei diefen Worten trat die Angelika einen Schritt vor.

„Nämlich" fuhr Alexander fortf „Sie müffen uns helfent Studiofus."

Der Angeredete machte ein verduiztes Geficht. Eine Ahnung dämerte in ihm auf - „Ihr wollt - doch - nicht - nicht - -"

„Ja, es ift fo/' ergänzte Alexanderf „wir wollen fort. Wir föhlernt"

feßte er rafch hinzu- „daß wir weiter kommen müffenf und daß es für uns eine Notwendigkeit ift."

Die Miene des Studiofus wurde immer länger - ein tief bekümmerter Zug trat in fein Geficht. Und Angelika fchien est als ob fein Hals in diefer Minute noch um ein Erkleckliches gewachfen wäre, - fo weit fireckte er ihn vor.

„Hab' es ja gewußt⁷ daß es eines Tages fo kommen würdet" brachte er fchwerfällig hervor. „Ich hoffte jedoch* es hätte noch gute Weile damit. Da lebt man nun und träumt dahin, bildet sich einf daß man felber sich noch einmal grün belaubtx während es doch die anderen find- die wachfen und in die Höhe ragen. Ach- Kinder-f man ift ein kahlerf kahler Baum - ohne Trieb- Saft und Kraft - innen morfch und hohl."

2:4

Felix .Hollaenderc Die reines .Herzens find
Er brach ab. Ein wehes Schluchzen entrang sich ihm.
Angelika und Alexander bli>ten sich betroffen an.
Auf einen solchen Schmerzensausbruch waren sie nicht gefaßt ge-
wefen,
Der Studiofus raffte sich zusammen.

..Nichts für ungut. Kinder. Die alte Gefühlsduferei fieckt einem
noch immer in den Knochen. Ihr müßt das verziehen. ich will euch
nicht Honig um den Mund schmieren -- aber ihr wart es. die Leben in
die Bude gebracht haben. Und wenn ich mich nachts auf meinen Strohf-
fa> legte. so fragte ich mich vor dem Einschlafen: Was tut's. du bist da-
bei gewesen. wie die beiden zu blühen angefangen haben. Und ich habe
immer gefunden. daß die erste Blüte das Schönste ist - beim Menschen
und in der Kunst _ überall das gleiche. So ein erster Duft ist etwas
Köstliches - sobald er die plumpe Hände - äh. reden wir nicht darüber
- seien wir vernünftig - sprechen wir über praktische Dinge. das heißt
- über eure Zukunft. - Der Alte wird häufigen Lärm schlagen - und
mit Recht - vor allem der Angelika wegen. die in allen Stücken zu tun
hat. Wo findet sich so rasch Erfassung? - Nun. was geht es' euch an.
Ihr braucht euch nicht seinen Kopf zu zerbrechen. Aber anfangs halber
müßt ihr euch mit ihm doch auseinanderreißen und so lange aushalten.
bis er sich notdürftig eingerichtet hat - das seid ihr ihm schuldig."

..Ist auch meine Überzeugung." erwiderte Alexander.

..Das Geld wäre euch nun freilich zu Paß gekommen. Ein goldenes
Ruhekissen ist ein gutes Gewissen - hat schon meine Großmutter immer
gefaßt; und die war eine gefehte Frau und hatte Haare auf den Zähnen.
Aber schließlich muß es auch so gehen. - Meiner Ansicht nach ist es
das Beste. ihr fahrt direkt nach Berlin. Dort geht ihr von einer Agentur
in die andere. stellt euch überall vor und laßt nicht locker. bis ihr placiert
seid. Tretet nicht zimperlich auf - denn das mißdeutet die Bande -
und sagt jedem. so laut er es hören will. daß ihr klug viel Talent
habt. In Berlin kommt man nur mit Frechheit durch. Und die Haupt-
sache: Ihr redet die Wahrheit. denn das Talent kann euch niemand
freitig machen. Die Adressen von den Agenturen geb' ich euch noch.
wenn es an der Zeit ist - verstanden?"

..Merci. Studiofus. Ihr seid und bleibt ein Prachtmensch." ant-
wortete Angelika. ..und was die Dreifigkeit anbelangt. so braucht Euch
nicht bange zu sein. Den Teil der Rolle nehme ich auf mich."

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Glaub's fäfon.“ entgegnete der Studiofus. „aber wenn ihr zusammen kein Engagement kriegt? Was dann?“

Die Angelika war einen Augenbli> fprachlos. Daran hatte fie noch nie gedacht.

„Wir tunis nicht anders.“ fagte fie entfchloffen. „Ich trenne mich nicht von ihm - und er fich nicht von mir. Nicht wahr. Alexander?“

Der nickte nur.

Der Studiofus ließ die Mundwinkel tief herabhängen.

„Ihr wißt gar nicht. wie gut ihr es habt. Wer an eurer Stelle fein könnte! Vor euch liegt das Geheimnis des Lebens wie ein großes Tor verfchloffen - und ihr habt die Wüfnchelrute in Händen. damit das Tor fich weit öffnet und all der Glanz und all die Helligkeit auf euch einfrömt. Kinder. feid fparfam mit euch - vertut euch nicht vor der Zeit. Schritt für Schritt müßt ihr eurem Ziele näher kommen. Es kann euch nicht fehlen. Gott ift mit denen. die Talent haben.“

Die letzten Worte hatte er voll Feierlichkeit - tieferntesten An- gefichts - gefprochen.

„So - für heut ift*s genug.“

Und mit feinen langen Beinen fchlenkerte er davon » - einem großen Vogel ähnlich.

Die beiden fahen ihm eine Weile ftumm nach.

„Du.“ begann dann Alexander. „ift es wirkliäf dein Ernft. bei mir zu bleiben?“

Statt aller Antwort fchloß fie ihm den Mund mit Küffen.

Er wehrte ihr fanft. aber entfchieden.

„Nein. nein.“ fagte er beftimmt. „du müßt es dir fehr gründlich überlegen -- - nämlich -“ - er ftockte und fuchte nach Worten - „nämlich - ich muß dir jeßt ein Gefändnis machen.“

„Um Gottes willen. fprich fchnell.“ unterbrach fie ihn. „Ich f'terbe fonft vor Angft.“

„Alfo.“ begann er - und feine Züge waren in dunkles Rot getaucht - „jemand ift auf der Welt. den ich lieb habe - vielleicht noch lieber als dich. Angelika.“

„Nicht weiter fprechen. Ich will nichts hören.“ fagte fie. Und in ihr blaßes fchneeweißes Geficht grub fich ein fo herber Schmerz. daß es ihm weh tat.

„Es nußt nichts. Angelika.“ erwiderte er leidvoll. „du müßt mich

Felix Hollaender: Die reines Herzens find zu Ende hören. mußst wiffen. daß ich mir felber wie ein Wortbrüchiger vorkomme."

Und nun erzählte er ihr mit tonlofer Stimme von Elifabeth von Sydow. *

„Und das ift alles - bah. was will das heißen." fagte fie fcheinbar übermütig. während es in ihren Augen feltfam glißerte. ..Alexander - was foll mir das! Du hafi ein kleines Mädchen geküßt -- und das kleine Mädchen war eine Baroneffe - das ift alles -"

„Angelika. warum willfi du mich nicht verliehen - warum weichft du mir aus?"

Sie blickte in fein vergrämtes Antlitz. und ihr Herz wurde fchwer. „Weil ich dich nicht lafie." entgegnete fie. „und wenn alle Baroneffen der Welt gegen mich Sturm laufen. Ach. Alexander. weshalb machfi du uns beiden das Leben fo fauer. - foll ich -" Sie lachte gellend auf und warf fich an feinen Hals. „Wirf mich nicht fort." wimmerte fie. „fonft werde ich fchlecht. Ich fühle es im Innerften." Da freichelte er fie fanft und flüfierte ihr gute Worte ins Ohr. bis ihre Tränen verfiegten und fie ganz ruhig wurde.

3|- * 3!-

Es hatte fich zuletzt noch alles gut gefügt. Der Gendarm hatte den Clown aufgegriffen. und das Geld war bis auf den einen Taler. den er im Wirtshaufe geweäjfelt. vollzählig.

Die Angelika machte Luftsprünge vor Freude. während der Gendarm würdevoll die als Belohnung ausgefeßten zwei Taler in die rechte Hofentafche gleiten ließ.

Aber auch die übrigen Dinge hatten fich fchneller. als man gehofft und erwartet hatte. geregelt.

Der Direktor hatte fie in Frieden ziehen laffen. fobald er fein Repertoire danach eingerichtet hatte.

Es war ein rührender Abchied gewefen. bei dem die Tränenbäche überfrömten.

- Der Studiofus war weich wie Wachs geworden - und nicht fähig. feine Gemütsbewegung zu verbergen.

Alexander hatte die Hände in den Tafchen geballt und die Zähne zufammengebiffen. Niemand follte fehen. was in ihm vorging.

Aber Angelika ftieß fortwährend ein nervöfes. unruhiges Lachen aus. hinter dem fie fich verfchanzte. um nicht laut mitzuheulen.

2:7

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Der Studiofus hatte beim Lebewohl wie ein Paftor geredet - und der Alte hatte gleichfam fegnend feine Hände über ihre Köpfe gehalten. Und nun faßen fie längft in der Eifenbahn. und in wenigen Minuten follte der Zug einlaufen.

Sie ftanden am Fenfter des Coupes - dicht aneinander gefchmiegt - und es war ihnen. als ob fie das Braufen der Großftadt fchon von weitem hörten. Die riefigen Häufer tauchten vor ihnen auf. und die Stadt funkelte in einem Meer von Licht.

Hand in Hand - mit leifem Zagen - traten fie in die mächtige Bahnhofshalle und fahen fich ängftlich in dem Strom der Menfchen um. Alexander richtete fich gerade auf. Er fühlte fich als Befähüßer.

In der Linken hatte er den kleinen Reifekoffer. der ihre ganze gemeinfame Habe barg - feine Rechte hielt Angelika umklammert.

„Du brauchft keine Furcht zu haben.“ munterte er fie auf, „Was kann uns paffieren? Das Geld verliere ich nicht ein zweites Mal - darauf darfft du dich verlaßen - und im übrigen. wer dich anrührt. den fchlage ich tot.“

Sie bli>te ihn voll Stolz und Glück an.

Er aber erfchrak über feine eigenen Worte. Und mit unficherer Stimme fagte er: „Vom Tode und vom Totfchlag follte ich nicht einmal im Scherze reden.“

Sie drückte zärtlichfeine Hand.

Und fo waren fie an den Schalter gelangt. wo ihnen die Billetts abgenommen wurden.

Keines von ihnen hatte wahrgenommen. daß die Menfrhen hinter ihnen herfahren und voll Mitleid und Staunen die beiden Menfchenkinder betrachteten.

Und in der Tat boten fie in ihrer dürftigen Tracht und jugendlichen Eigenart einen merkwürdigen Anblick. Diefes fein gefchnittenen Gefichter. auf deren Stirn gefchrieben ftand. daß ihnen das Schickfal einen erhöhten Platz zugewiefen. hoben fich fäfarf von den Alltagsmenfchen ab. die rings herum wimmelten.

Sie hatten den Plan gefaßt. als Bruder und Schwefter zu gelten. um unnötigem Widerftand aus dem Wege zu gehen. Der Studiofus hatte ihnen dazu geraten - und wie Bruder und Schwefier hielten fie

fiel) felt-

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Auf der Straße wuchs die Angst der Angelika. Das Gekreisch der Menschen die wie Raubtiere - so wenigstens kam es ihr vor - sich auf die Wagen türzten- betäubte sie. Und was für feltfame Wagen gab es nicht da! Große bunter zu denen sie noch das meiste Vertrauen hatten weil sie den Komödiantenkarren am ehesten glichen. Dann wieder elegante Equipagen mit weißen Polstern - und schließlich Karosien- die wie ein Gotteswunder sich von selbst fortbewegten. Solange hatten sie auf ihren Wanderzügen wohl vereinzelt schon getroffen. Aber daß sie in dieser Fülle erfierten __das hatte sie sich niemals träumen lassen.

Alexander sagte: „Hier muß man ein geborener Seiltänzer sein- wenn man mit heilen Knochen über den Damm gelangen will.“

Sie mußte hell auflachen- obwohl ihr nicht danach zumute war. Der Studiosus hatte ihnen die Adresse der Frau gegeben- bei der er selbst gewohnt hatte - und dazu einen Schreibbrief.

Langsam und bedächtig zog Alexander die Papiere hervor.

„Ich denke“ sagte er, „es wird das Beste sein wir nehmen uns einen Wagen und fahren direkt hin. Was meinst du?“

Sie nickte zustimmend. „Allein finden wir den Weg ja doch nicht.“

Er näherte sich einer Droschke die gerade leer an ihnen vorbeifuhr.

„Heda- Kutscher könnten Sie uns nach der Oranienstraße fahren?“

„Können kann ich - kommt nur darauf an ob Sie die nötigen Moneten haben“ antwortete der Kutscher grob und sah dabei Alexander und Angelika mißtraulich an.

„Was wollen Sie damit sagen?“ schrie Alexander zornig.

Die Angelika fürchtete es könnte ein Auflauf entziehen- und zupfte ihn am Rock.

„Was ich damit sagen will? Ob Sie Draht haben. Mit dem Slovaken ist man - hat sie nicht gefehlt - lackiert.“

„Wir sind ehrliche Menschen - und Sie sind ein Nüppel verziehen Sie mich?“

Ein Schußmann trat heran. „Was ist denn hier los? Hier wird kein Skandal gemacht!“ Dabei fixierte er scharfäugig Alexander.

Der hatte im Nu sein Selbstbewußtsein gefunden. „Ich will wissen- ob mich der Mann hier fahren muß oder nicht. Ich will wissen, ob er das Recht hat- mich zu beleidigen.“

Der Kutscher klärte den Polizisten über seine Bedenken auf.

„Haben Sie Geld bei sich?“

Alexander zog statt aller Antwort seinen kleinen Lederbeutel hervor.

Die reines .Herzens find Felix Hollaender

..Na. da wäre ja alles fo weit in Ordnung." meinte der Säfußmann. ..Sie können ruhig einf'teigen."

Alexander bebte. ..Ich danke beftens. Das nennen Sie Ordnung. wenn man uns wie -- wie Diebe - oder fonft verdächtiges Gefindel behandelt!"

..Na. na." begütigte der Schuhmann. ..fo fchlimm war es nicht gemeint. Und ein bißchen komifch fehen Sie beide ja aus. Beruhigen Sie fich nur!"

..Mit dem Manne fahren wir nicht." entgegnete Alexander und warf den Nacken zurück.

Der Polizift winkte einen anderen Wagen herbei. und die beiden fiiegen ein.

..Ein netter Anfang. Das kann gut werden."

..Über fo einen dummen Kerl wirft du dich doch nicht ärgern. Leki."

..Das ift es auch nicht." antwortete er. ..Aber ich fehe daraus. daß man nur nach den Felsen beurteilt wird. die man am Leibe trägt." Sie lachte leife auf. ..Sie können es dir doch nicht an der Nafenfpitze anmerken. was für ein Romeo du bif't."

..Ach. Angelika. höre auf. Mir ift nicht danach zumute. - Und bei der Frau kann es uns geradefo ergehen. Wer bürgt dir dafür. daß fie uns nicht die Tür vor der Nafe zufchlägt! Dann fiehen wir da und fangen von vorn an."

..Leri. feit wann bif't du fo kleinemütig?"

..Ich habe Angf't um deinetwillen."

..O. Let-i. wie närrifch bif't du! Was kann mir paffieren. wenn ich bei dir bin?"

Er fah fie mit halb zugekniffenen Augen an und dachte: Ifi es nicht merkwürdig. daß fie folches Vertrauen zu dir hat. da fie doch weiß. was für einer du bif't!

Laut aber entgegnete er: ..Ich merke es dir an. wie müde du bif't."

..O nein." antwortete fie. ..die ganze Nacht könnte ich mit dir wachen."

Während der übrigen Fahrt fchwiegen fie - und fo eingefponnen waren fie in ihre Träume. daß fie von der Stadt und den Menfchen nichts mehr fahen und hörten. *

Alexander fprang mit einem Satz aus dem Wagen. der vor einem vierftöckigen Haufe mit unendlich vielen Fenf'tern hielt - und half Angelika.

22()

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Wenn sie nun geflohen ist - dachte er plötzlich. Und in der nächsten Sekunde sprach das Mädchen die gleiche Befürchtung aus. In großer Beklommenheit flogen sie die Treppen empor. auf denen zu ihrem Trost Licht brannte. Ganz oben im vierten Stock folgte es fein. „Gelobt sei Jesus Christus!“ murmelte die Angelika. Da fand auf einem kleinen weißen Porzellanfigel: Lina Schloffer.

Alexander zog an der Glocke. Dann hörten sie von innen Tritte. und gleich darauf wurde die Tür von einer kleinen alten Frau geöffnet. „Sind Sie Frau Schloffer?“ fragte Alexander. und der letzte Reiz von Sorge und bangem Zweifel lag in diesen wenigen Worten. „Die bin ich.“ entgegnete die Frau.

„Dann ist alles gut.“ sagte die Angelika. und vor Freude drangen ihr Tränen aus den Augen.

„Was seid ihr für wunderliche Gefellchaft.“ knurrte die Alte. Doch der Ton ihrer Stimme klang den Kindern wie Musik.

„Hier ist ein Brief vom Studio.“ sagte Alexander statt aller Erklärung.

Die Alte schlug die Hände zusammen. „Vom Studio! O jemine - was macht er denn? Und wie gehts ihm?“

Am liebsten wäre die Angelika der Alten um den Hals gefallen, Vom Studio? - Das Herz ging ihnen bei dieser Frage auf, und es war ihnen. als ob sie nun alle Fährnisse weit hinter sich hätten.

„Kommt nur rasch ins warme Zimmer.“ drängte sie und wollte Alexander hilfreich den kleinen Koffer aus der Hand nehmen.

„Reim nein!“ antwortete der verlegen.

„So setzen Sie sich auf das Sofa und gedulden Sie sich eine Minute.

Muß doch erst schnell mal sehen. was der Studio schreibt.“

Sie setzte eine Stahlbrille auf das verrunzelte Gesicht und begann zu lesen.

Die beiden saßen still da. betrachteten das blühendere Zimmerchen und ließen sich in der behaglichen Wärme wohl sein.

Von Zeit zu Zeit sah die Alte von dem Schreiben auf und warf einen flüchtigen Blick nach ihnen.

„Hm.“ machte sie dann. „nun weiß ich Bescheid. Ihr wollt also bei mir einquartiert sein. Nun. es läßt sich machen. obwohl ich das Zimmervermieten längst an den Nagel gehängt habe. Legt ab und macht es euch bequem. Und vor allem: Habt ihr schon etwas im Magen? Ganz ausgehungert und verfroren schaut ihr aus.“

22!

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Was war das für eine gute alte Frau! Das Herz ging den beiden auf.

Und als wenige Minuten später eine Schüffel mit Rührei, eine Kanne heißen Tees und Butter und Brot vor ihnen f'tand - tauten fie auf und erzählten aus ihrem Leben, vor allem aber von dem Studiofus. Die Alte faß ihnen gegenüber - mit gefalteten Händen. Und die niedrige Petroleumlampe warf ihr gelbes, gutes Licht auf Alexander und Angelika.

„Ia, ja, der Studiofus.“ fagte fie nachdenklich. „das ift ein merkwürdiger Menfch! Kann niemandem ein Haar krümmen und fchlägt fich fo elend durch die Welt. Gott fchüße ihn! Es ift ein Jammer - könnte auf der Kanzel fiehen, mit feiner fchönen Stimme das Herz einem erwärmen und ein anf'tändiges Heim haben -- -- und f'tatt deffen - -- Nun, ich will kein böfes Wort über ihn - - Gott allein mag wiffen.“ unterbrach fie fich. „warum er diefes Hundeleben führt.“

Die Angelika fuchte ihr zu erklären, daß der Studiofus trotz alledem guter Dinge fei und von der Schaufpielerei nun einmal nicht laffen könne.

Die Frau fchüttelte ihr weißes Haupt. „Das ift ja gerade fein Unglück. Habt ihr denn eine Ahnung, wie es in feinem Innerften ausfieht? Der gehört zu der Sorte, die langfam und f'till verbluten, bittet womöglich noch um Verzeihung, daß es um feine Lippen zuckt, wenn er vor Schmerz am liebften auffchreien möchte. - Ich kenne ihn -- ich kenne ihn.“ wiederholte fie noch einmal. „Und ihr müßt euch auch fchon herumfchlagen, fo jung ihr feid. Was ift das für eine komifche Welt, in der es fo zugeht.“

Es entfiand eine lange Paufe. Ganz f'till war es im Zimmer - ein jedes hing feinen Gedanken nach.

Dann brach Alexander das Schweigen und erzählte von feinem Abenteuer am Bahnhof.

„Haft fchon recht.“ meinte die Alte. „Aber was nutzt es - wir werden die Menfchen nicht umkrempeln. Wer nicht in Seide raufcht oder Lackftiefel trägt, wird nicht für voll genommen.“

„Wie könnten wir uns einkleiden?“ fragte die Angelika. „damit wir uns in den Agenturen vorf'tellen können. Zu teuer darf es freilich nicht werden.“

Die Alte betrachtete fie forfchend, fo daß fich über ihre Züge ein feines Rot goß.

Felix Hollaender: Die reines Herzens W

„So jung - fo jung.“ murmelte fie. „und der Studiofus fchreibt.“

feste fie laut hinzu. „daß ihr von Gott begnadet feid. Ob er es will oder nicht - zuweilen kommt doch die Frömmigkeit aus ihm heraus. Ich hoffe. er hat recht. was euch betrifft!“

„Er ifi uns gut gewefen.“ fagte die Angelika. „und alles. was wir gelernt. danken wir ihm.“

„Behaltet's im Gedächtnis! Vergeßt es nie! Und folltet ihr mal was erreichen. erinnert euch feiner und fchämt euch dann nicht. wenn ihr ihn irgendwo jämmerlich wiederfindet.“

„Da fei Gott vor!“ erwiderte Alexander ernfi.

„Die Menfchen haben ein kurzes Gedächtnis. und Dankbarkeit ifi eine rare Pflanze. die immer mehr im Schwinden begriffen ifi -- ihr könnt es mir glauben! Ifi man fo alt wie ich. hat man was durchgemacht. - Nun. ich will euch mit meinem Mißtrauen nicht kränken. Und morgen zeigl ich euch ein Haus. wo ihr euch einkleidet. Wie aus dem Ei gefchält kommt ihr wieder heraus. So - und nun will ich euch die Betten richten.“

Ohne auf eine Antwort zu warten. ging fie hinaus.

„Nun wird alles gut. Alexander. Mir ift auf einmal ganz leiäjt geworden.“ jubelte Angelika.

„Warte es ab.“ antwortete er bedächtig. „So viel fieht jedenfalls feft: Ohne den Studiofus fäßen wir fchön in der Tinte. Und was für ein Kerl er ift. merkt man am befien aus den Reden der Frau.“

Er brach ab und grübelte vor fich hin. Alles erfchien ihm traumhaft. und das dünkte ihm gut. Er wollte nicht erwachen und nicht klar fehen. Ein Grauen vor fich felbf fchüttelte ihn. Einen Augenblick dachte er. wenn man jest den Schleier ein wenig lüften und einen Blick in. die Zukunft tun könnte. Aber dann erfchrak er vor diefem Gedanken und fühlte ein fchmerzhaftes Ziehen in der Herzgegend.

„Ießt ifi alles fo weit. Das Fräulein fchläjt bei mir. und der junge Herr hat fein eigenes Gemach.“

Sie fchritt voran. und die beiden folgten ihr auf dem Fuß.

„Gute Nacht. Angelika.“

„Gute Nacht. Lexi.“

Sie reichte ihm die Hand. warf plötzlich einen fcheuen Blick auf die alte Frau - und küßte ihn dann fo leidenschaftlich. daß er fich ihrer kaum zu erwehren vermochte.

ie reines Herzens find Felix Hollaender

„Niait doch -- nicht doch.“ flüfierte er. „was foll man von uns denken.“

Aber die Angelika hörte ni>ft auf ihn.

„Ießt ifi's genug.“ fagte er und befreite fich mit Gewalt.

Die Alte dachte: wie aus dem Märchen kommen fie mir vor - wie ein verzauberter Prinz und eine verzauberte Prinzessin. Wer hätte es für möglich gehalten, daß es zwifchen Gefchwifern folche Liebe gibt!

Sie nahm Angelika fanft beim Arm.

„Schlafen Sie wohl, junger Herr.“

„Haben Sie Dank, Frau Schloffler.“

Noch einmal ni>te er der Angelika zu, in deren Augen große Tränen wie graue, blaffe Perlen fchimmerten.

Dann ging er in fein Zimmer, öffnete troß der Kälte weit das Fenfter und blickte noch lange in die Winternacht hinaus.

Am nächften Tage follten fie aus dem Staunen nicht herauskommen.

So hatten fie die Stadt in ihren kühnften Träumen nicht gefehen.

Solch eine Pracht und Herrlichkeit auf Säfritt und Tritt! . . .

Hand in Hand gingen fie neben Frau Schloffler, die ihnen all die Wunder wies.

Angelika wurde in ihrem Fähnchen bänglich zumute. Von jedem Voriibergehenden währte fie, daß er fie mit höhnifchen Blicken maß.

„Geduld, Geduld.“ mahnte Frau Schloffler. „in einer Stunde fieht die Welt anders aus.“

Und nun waren fie vor einem Haufe angelangt, das ihnen wie ein Glaspalaf erfchien. Zwifchen den mächtigen Scheiben nur wenige Quadern von grauem Geftein. 4 *

„Da follten wir hinein?“ fragte die Angelika zaghaft.

Frau Säfloffler nickte und weidete fich an ihren erfiaunten Mienen.

Traten fie in das Land des Märchens? Und fiand da im Hintergrunde eine machtvolle Göttin, die mit eherner Ruhe auf all das Hafien und Treiben zu ihren Füßen herabfchaute! Gab es Schätze der Welt, die hier nicht aufgeftapelt lagen! Sammet und Seide - Spitzen und Roben und koftbarer Schmuck. Das Auge wußte nicht, wo es zuerft ruhen follte.

Und dabei war das nur der untere Saal. Über ihnen wölbten fich noch weitere.

Und die Menfchen ftrömten an ihnen vorbei. Und von allen Seiten öffneten fich neue Gänge und Straßen. Es war wie in einer

Jahrgang
A. Lepla: Drofchke.
Zum Effay von Victor Lederer.
1908

"X-U. ,

Felix Hollaender: Die reines Herzens find Wunderfiadt. Und plötzlich fianden fie in einem kleinen Garten." in defien Mitte ein Springbrunnen riefelte.

„Sind wir wach. oder träumen wir?“ fagte Alexander.

Die alte Frau lächelte mit leifem Spott.

„Die Menfihen haben es herrlich weit gebracht.“ raunte fie.

„Aber nun laßt uns nicht unnötig Zeit verlieren, denn es gibt viel zu tun. Stellt euch jeßt vor. ich fei eure alte Großmutter und beforgte den Einkauf. Und Sie. junger Herr. halten Sie den Beutel fefi. damit er Ihnen in diefer Wunderfiadt nicht abhanden kommt. Denn Spid-buben gibt es die Menge. Und ohne bar Geld wird Ihnen hier auch nicht ein Hofenknopf verabfolgt.“

Sie waren bei einem hohen. turmartigen. viereckigen Kafien angelangt. Die Frau drückte an einen Knopf. Und gleich darauf hörten fie ein feltfames Geräui'ä). wie wenn fchwere Schiffstau gefchleift würden. Dann wurde eine fchmale Tür geöffnet; ein livrierter Diener trat heraus. dem fie alle in den Kafien folgten. Die Tür wurde im Nu wieder gefchloffen und auf unfichtbare Weife -> wie von Geifiern bewegt - fuhren fie in einigen Sekunden in die Höhe.

„Frau Schlofier. find wir verhext?“ rief die Angelika.

mit rechten Dingen kann das nicht zugehen.“

„Dritter Stock! Herrenabteilung!“ fagte der Diener.

Sie ftiegen aus und befanden fich in einem großen Magazin. das ebenfalls von Menfchen belagert war.

Die alte Fran, die refolut voran fchritth winkte einem Verkäufer.

Und nicht viel fpäter wurde vor Alexander eine Menge fertiger Anzüge aufgetürmt.

Frau Schlofier hatte ihre Brille aufgefekt. befihlte mit den Fingern den Stoff und verhandelte mit dem Verkäufer,

Außer dem Anzug wurde ein Mantel gekauft und wieder in einem anderen Abteil Schuhe - und zwei Etagen tiefer Kragen und Hemden.

„So - jetzt wollen wir eine kleine Paufe machen und frühfücken.“

Frau Schlofier führte fie nun vor ein Büfett, auf dem mächtige Schüffeln mit belegten Brötchen und andere Leckerbifien lockten. Daneben ftanden Tifche mit Torten. Kuchen und Getränken.

Angelika nahm Schokolade und Kuchen. während die Alte für fich und Alexander je ein Gläschen Portwein herbeifchaffte und dazu einen Teller mit Säfinken-, Zungen- und Leberwurfbrotchen.

„Macht fchnell! Ich brenne vor Ungeduld!“ rief Angelika.

„Denn

x5 225

Die reines Herzens find Felir Hollaender

Nun wurde vereinbart, daß Alexander im Frühstücksraum warten sollte, bis der Einkauf für Angelika erledigt wäre.

Er drückte ihr das Geld in die Hand und sah ihr nach, bis sie feinen Blicken entchwunden war.

Und ganz betäubt von den vielen neuen Eindrücken verfiel er in tiefes Nachdenken. Er merkte nicht, daß manch ein vorübergehendes Fräulein ihm aufmunternde Blicke zuwarf und seine Teilnahme zu erregen suchte.

Auf einmal wurde ihm angst. Es dünkte ihn, als ob er eine Ewigkeit verchlafen hätte.

Er sprang hastig vom Stuhl auf, um Angelika und die Alte zu suchen. Die Menschen strömten und drängten ihn zur Seite er achtete kaum darauf. Seine Augen irrten suchend nach allen Richtungen, und wie geisteslähmt lief er von einem Ende zum anderen. Und plötzlich trat ihm der Schweiß aus der Stirn, und er spürte, wie die Angst ihm die Kehle zuschnürte. Er glaubte mit einem Male die Gewißheit zu haben, daß alles Spuk und Zauber sei. Er befand sich in einem ungeheuren Labyrinth, aus dem es keinen Ausweg gab. Die Alte war eine verkleidete Here - und die Menschen rings um ihn waren böse Geister und Kobolde, die schadenfrohe Grimassen schnitten und ihren Schabernack mit ihm trieben.

Er blieb stehen, lehnte sich an einen Pfeiler und atmete schwer . .

Da hörte er auf einmal, wie die Angelika mit befreiter Stimme rief: „Gott sei Dank, hier ist er!“ Und gleich darauf stand sie neben ihm, ein wenig blaß vor Erregung, aber voller Freude -* ihn wiedergefunden zu haben.

Völlig umgewandelt war sie. Wie eine Prinzessin - dachte er.

Die Alte aber sagte: „Am Ende seid ihr Königskinder. Ich glaube ich wirklich, der Studiochef hat recht mit dem, was er mir geschrieben hat.“

„Ich wußte nicht, daß du so schön bist!“ flüsterte Alexander Angelika ins Ohr.

Und sie erwiderte: „Ich wollte das Gleiche dir sagen.“

Hand in Hand schritten sie nebeneinander und sprachen über die Zukunft.

Angelika wollte sofort zu den Agenten laufen und wurde in diesem Plane durch die alte Frau bestärkt.

Alexander wehrte dagegen heftig ab. „Noch sind wir nicht Matthäi am letzten.“ meinte er. „Bis der Hunger beginnt, reicht es noch eine

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

Weile. Nicht einen Finger rühre ich. bevor wir uns nicht in allen Theatern umgefchaut haben."

„Wie du willft.“ meinte Angelika. „Ich fage zu allem ja.“ Und zu Frau Schlofier fügte fie leife hinzu: „Er hat nämlich einen harten Schädel. und man fährt am befien. wenn man ihm den Willen tut. Ein Müßiggänger ift er nicht - und die Zeit wird ihm fchnell genug lang werden.“

„Ifi der Bruder viel älter als Sie?“ fragte die Frau.

Ein jähes Rot färbte die Züge des Mädchens, „Ein knappes Iahr.“ erwiderte fie fiocfend.

„Und Vater und Mutter find lange tot?“

Sie nickte fimm.

„War von euren Eltern eines beim Theater?“

„Nein. Frau Schlofier.“

Alexander wurde bei diefem Verhör unbehaglich zumute. Und auch Angelika fiand Qualen aus.

Die alte Frau merkte es ni>)t. Sie trippelte vergnügt neben den beiden und beobachtete verftohlen bald den hoäf aufgefhoffenen jungen Menfchen. bald das zierliche junge Mädchen.

„Ähnlich feht ihr euch eigentlich nicht.“ meinte fie harmlos. „Nur daß ihr beide fo etwas Befonderes an euch habt . . .

„Siehft du.“ fagte Alexander. als fie wieder zu Haufe angelangt waren und Angelika ihm auf fein Zimmer folgte. „das kommt davon. wenn man fich auf Lügen einläßt. Ich traue mich kaum noch. der Frau offen ins Geficht zu fehen - den Rat hätte fich der Studiofus fparen können!“

„Ach.“ antwortete fie. „ich finde es fchön und geheimnisvoll. obwohl ich mich anfangs auch etwas fchämte. Der Studiofus wird fchon feine guten Gründe gehabt haben.“ Und ohne Ubergang feßte fie hinzu: „In welches Theater gehen wir zuerfi?“

„Angelika. ich begreife dich nicht. Du gehft über alles hinweg. als ob es gar nichts wäre. Und Gedanken machft du dir überhaupt keine. Können nicht auch fchreckliche Dinge hinter einem Geheimnis liegen?“

„Gewiß Aber was tut das? Man darf fich doch nicht von lauter Sorgen auffrefien laffen; fonft wird einem das Leben zufchanden.“

„Weißt du. was ein Gewiffen ift?“

„Nein - und ich will es auch nicht wifien.“

„Liebe Angelika. fieh mich einmal an -- mit ernfien Augen!“

15* 227

Die reines Herzens find Felir Hollaender

|

Der Ton feiner Stimme machte fie betroffen.

„Ich tue es ja.“

„Angelika - ich - ich - fühlf't du denn nicht. Angelika. daß ich etwas Schändliches getan habe? Ich dachte. du würdest mich von dir floßen - ich komme nicht darüber hinweg. Begreiffi du denn das nicht?“

Ihr Geficht verfinfierte sich.

„Ah Leri. ein wunderlicher Menfch bift du. Was ift denn eigentlich gefchehen? Es war doch nichts weiter als eine Kinderei. Ein armer Lunge. den ein kleines Mädchen geküßt hat. Das Baroneßchen hat dich längft vergeffen. Und felbft wenn fie zuweilen noch an dich denkt - du glaubf't doch felber nicht im Ernfte. daß ihr Papa . . .“

„Nein. nein.“ fiel er ihr in die Rede. „fo ift es nicht. Was geht mich der Baron an. Ich weiß nur eins: Die Elifabeth hat an mich geglaubt; ihr war es heiliger Ernft. fo klein fie damals war. und ich habe mich an ihr vergangen . . . Und weißt du. wie mir all die Zeit zumute gewefen ift? Nicht eine Stunde bin ich ganz froh geworden. Mir war. als ob ein kleines Singvögelchen in meinen Händen fchluchzte und ich ihm ohne Erbarmen die Kehle zudrücke. - Angelika. hilf mir. iäf habe dich lieb - aber das Bild der Elifabeth haft du nie. niemals . . .“

„Leri. hör! auf. ich will nichts weiter hören. Nun haft du mir alles gefagt -- nun laß es genug fein.“

„Nie mehr werde ich über die Elifabeth mit dir fprechen. Aber die Wahrheit mußtefi du doch wiffen.“

„Die Wahrheit ift. daß du mir gehört.“ antwortete fie. und ihre Augen funkelten.

„Niemandem gehört man - nur fich felbft.“

„Und an dem Tage.“ fuhr fie unbeirrt fort. „da du mich von dir ftößt - da eine andere - nein. ich kann es nicht zu Ende denken . . .“

„Sprich es nur aus.“

„An dem Tage fchieß' ich dir und mir eine Kugel durch den Kopf.“ fagte fie langfam und blickte ihn feft dabei an.

„Hättestk du wirklich dazu den Mut?“

„Bah.“ machte fie. „nicht eine Sekunde würde ich mich befinden.“

„Hm . . . rechneft du denn mit einer folchen Möglichkeit?“

„Frage mich nicht.“

„Und wenn du mich hintergehft. was dann?“

„Du dürftest es nicht merken . . . ich hätte ein Grauen davor.“

Er fah ftarr in ihre Züge.

Felix Hollaender: Die reines .Herzens find

Da lachte fie laut auf.

„O wie dumm. wie dumm.“ rief fie. „über ungelegte Eier zu brüten. - Sieh doch. du wolltest mir die Bilder in der Stadt zeigen - und an den Säulen wollten wir nachsehen. was fie in den Theatern heute abend spielen!“

Er griff schweigend nach Mantel und Mühe. und stumm schritt er neben ihr auf der Straße. bis fie die Freitreppe hinaufftiegen. die zu den großen. prächtigen Bilderfälen führte.

Und nun fand er in tiefer Andacht vor den Gemälden - und alles traf genau so ein. wie es der Studiosus vorausgefagt hatte. Er kam aus dem Staunen nicht heraus - und alle kleinen Angler wichen von ihm.

„Angelika. so reiß doch die Augen auf und schau hin! Was für Wunder gibt es auf dieser Welt!“

Aber die Angelika war müde und schläfrig geworden und nickte nur mit Anfeuerung.

An diesem Abend und den folgenden gingen fie von einem Theater ins andere. Und die Welt der Bretter wuchs in ihrem Glanz und ihrer Herrlichkeit vor ihren jungen Seelen eigentlich zum ersten Male empor. Alexander wurde kleinmütig.

„Was sollen wir eigentlich hier.“ fragte er. „nicht einmal sprechen können wir - ich wenigstens schäme mich vor mir selbst. *Es wäre klüger gewesen. bei der Sägmühle auszuharren. bis uns der Zufall einmal in eine kleine Stadt verschlagen hätte. wo ein Probieren am Ende möglich gewesen wäre.“

Aber die Angelika ließ sich nicht einschüchtern.

„Ich schwöre auf den Studiosus.“ sagte fie. „Der hat alles das gekannt - der glaubt trotzdem an uns. Wenn man mit uns die Rollen so findet. dann wirst du sehen. was dabei herauspringt. Natürlich fehlt uns noch manches. Mir ist nicht bange deswegen. Wir lernen es schneller. als du denkst.“

„Meinst du?“

„Ganz gewiß!“

„Gut. Morgen gehen wir zum Agenten; Wir werden ja sehen!“

„Recht so.“ antwortete fie.

„übrigens - dort sagen wir die Wahrheit.“ begann er von neuem,

„Ich will nicht länger Versteck spielen.“

„Mir ist es auch lieber.“

229

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Und der Studiofus kann es an Frau Säfloffer ebenfalls schreiben.“
feßte er hinzu.

„Reim nein.“ wehrte sie ab. „Lieber nicht. sonst verliert sie das
Vertrauen zu uns.“

„Was nützt uns ein Vertrauen auf folchem Grunde?“

„O doch! Es muß nur da sein - das ist die Hauptfache.“

„Und ist dir denn wohl dabei. Angelika?“

„Abfolut. Leki.“

Ein schmerzliches Lächeln glitt über seine Miene.

„Nicht so reden. Angelika.“ sagte er sanft. „Es tut einem weh.“

Er zog sie leise an sich.

„Eine Künstlerin bist du.“ fuhr er fort. „Eine echte Künstlerin.“

Und das ist etwas so Schönes. daß du mit Gott zufrieden sein darfst.“

Da sah sie ihm groß in die Augen und küßte ihn. -

bis K'- K

Am nächsten Tage sprachen sie dem Direktor eines kleinen Vorstadt-
theaters aus dem Ofen Berlins Szenen aus „Romeo und Julia“ vor
und wurden auf der Stelle engagiert.

Auf dem Korridor fielen sie sich in die Arme. Sie sprachen zuerst
kein Wort. Jedes fühlte die Erregung des anderen.

Dann aber war es ein Jubel ohne Ende.

Nun fing das neue Leben an. und die drückenden Sorgen lagen
hinter ihnen. Der Studiofus hatte doch recht behalten.

Sie eilten im Sturmschritt zu der alten Frau. um ihr die Neuigkeit
zu künden,

Die saß in ihrem großen schwarzen Sorgenstuhl und war ein-
genickt - und zu ihren Füßen lag aufgeschlagen das vergilbte Ge-
fangbuch.

Beim Eintritt Alexanders und Angelikas wachte sie auf und rieb
sich verchlafene Augen.

„Ihr seid's.“ sagte sie müde und richtete sich schwerfällig auf.

„Nun. wie ist es euch gegangen?“

Alexander erzählte. und die Alte taute bei jedem seiner Worte
mehr auf.

„Ja. ja.“ meinte sie. „auf Gott ist Verlaß. Ich wußte es. als ich im
Gefangbuch las. - Und nun helfen Sie mir. junger Herr. daß ich in
meine Küche humpele und einen guten Kaffee brauen kann.“

230

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

..Und wir haben Kuchen mitgebracht!" rief Angelika ausgelassen.

Denn unfer erfte Engagement muß doch gefeiert werden."

Als fie beim Kaffeefchmaufe faßen. fragte die Alte. wie fie

fich ihr Leben nun einzurichten gedächten. und blickte fie dabei forfchend an.

..Am liebften blieben wir bei Ihnen." antwortete Alexander.

Die Alte fchwieg eine Weile. während die beiden gefpannt auf ihre

Antwort harreten.

..Nämlich." begann fie endlich. ..ich bin eine mürbe Frau. und

Gott hat es gewollt. daß mir auf meine alten Tage ein paar Grofchen

zufielen. die gerade reichen. folange ich es noch mache. Habe auch nicht

mehr daran gedacht. neue Gefichter um mich zu fehen. Ich meinte. daß

ich miä) zeitlebens genug geplagt hätte. Ausruhen wollte ich und mit

meinen Gedanken allein fein. Denn eine alte Frau hat nichts als ihre

Erinnerungen. die fie in der Stille zufammenruft.

Aber mit euch ift es etwas anderes. Ihr kommt vom Studiofus.

der mir in einer bitteren Stunde geholfen hat. Und das war fo: Ich

konnte die Miete nicht bezahlen. weil mir das eine Zimmer den ganzen

Winter leer geftanden hatte. Was tut nun der Studiofus. als er meine

Not fah? Er legte das Geld vor mich hin. ohne ein Wort zu fprechen.

Wie ich nun merkte. daß ihm Uhr und Kette fehlten. da wußte ich. was die Gloäe gefchlagen hatte.

Um Gottes willen. Herr Studiofus - riefich - was haben Sie

getan? Da lacht er mir ins Geficht und zieht aus der Tafche eine

Stahluhr heraus. Die tut genau diefelben Dienfte - fagte er -- Luxus-

gegenftände brauche ich nicht. - Er hat auch weder Uhr noch Kette je

wiedergefehen - denn ich habe ihm das Geld nicht zurückzahlen können.

damals. als er noch bei mir war. Dann habe ich nichts mehr von ihm

gehört. bis ihr mir feinen Brief brachtet. Um des Studiofus willen -

fage ich - bleibt bei mir. Wir wollen fchon fehen. wie wir zu Rande kommen . . "

So wurde der Pakt gefchlofen. durch den Alexander und Angelika

ein Heim erhielten. Das Leben auf der Landftraße war endgültig vorbei.

Und doch dankten fie es der Landfiraße. daß zwei gute alte Augen in der nächften Zeit über ihnen wachten.

*Ein neues Dafein begann - mit neuer Luft und neuen Sorgen.

Fortfeßung in der September-Nummer.

231

Die kulturellen Werte des Theaters.

WW:

Julius Hart:

Noch fehe ich deutlich das kleine Buch vor mir, das mir zuerft eine Vorftellung von einer dramatifchen Dichtung gab. Das zerriffene Exemplar eines Shakepearefchen Werkes, dem Anfang und Ende fehlten, - die Hiftorie vom ..König Johann". An ihm haftet meine Erinnerung, als an dem erften Drama, das ich las, und fo viel weiß ich noch, daß mir vor allem das Bild von dem ..König ohne Land" einen wehmütig-fchmerzlichen, tragifchen Eindru> machte und Mitgeföhle in mir erweckte. Es war dann um Weihnachten 1870 und ich faß auf der Quarta des Gymnafiums zu Münfter i. W. Wir follten in einem Schulauffaß unfere Weihnachtswünfche niederfchreiben, und ich fprach darin mein fehnliches Verlangen nach dem Befiß von Shakespeares fämtlichen Werken aus. Aber das brachte mir einen fcharfen Verweis von meinem Lehrer ein, der mir das Leben Shakespeares ftrenge unterfagte, und außerdem, diesmal nicht mit Unrecht erklärte, daß ich für deffen Verfiändnis durchaus noch nicht reif genug fei. Freilich, wann wird man reif für den ganzen Shakespeare, - wie viele werden je für ihn reif? Auf den verfchiedenen Lebensftufen las ich ihn immer wieder neu, mit anderen Augen, und wie zum erften Male, -- und Bilder, die früher einmal eindru>los vorübergingen, übten fpäter die tiefften Wirkungen aus. Teile und Szenen, in jungen Jahren als langweilig empfunden, bergen für die reifere Betrachtung gerade die eigentliche Größe des Dichters in fich. Troß des Lehrerverbotes hatte ich mit zehn und elf Jahren do>f fchon alle Shakepearefchen Dramen gelesen, freilich unter mancherlei Qualen, und lebendig zündeten zunächst nur die märchenhaft-phantaftifchen Elemente: die Makbethfchen Het-enzenen, Prosperos Zauberinfel und Caliban, - dann die Poffenelemente, die Fallftaffzenen und einiges von den Romeo- und Iulien-Poefien. Als ich um dieselbe Zeit, als Quartaner, in einer kleinen katholifchen Schulliteraturgefchichte las, daß die ..Iphigenie" Goethes voll-

232

Julius Hart

kommenftes dramatifches Meisterwerk fei. während der „Faust“ als verfehlt bezeichnet wurde. Ich schrieb ihm „Unfinn!“ daneben: „Faust ist Goethes größtes Werk“. und verzierte auch sofort das Büchlein über und über mit oppositionellen kritischen Anmerkungen. was mir wiederum ernste Verweise zuzog. Das ästhetische Gefühl aber. das mich zu dem germanischen Goethe. dem Faustdichter hinzog und mich abtiefte von Goethe. dem Hellenen. hat mich noch lange beherrscht und bestimmte vor allem ändern mein Urteil bis in die dreißiger Jahre meines Lebens hinein.

Das erste Drama aber. das mich damals wahrhaft packte und leidenschaftlich ergriff. das ich mit fliegenden Pulven. glühenden Wangen zu Ende las. waren natürlich Shakespeares „Räuber“.

So habe ich dramatische Dichtungen gelesen. bevor ich noch das Theater aus eigener Anschauung kennen lernte und eine Darstellung auf der Bühne sah. Eine Prezioseaufführung auf einer Sommerbühne war in meinem zwölften Lebensjahre mein erstes theatralisches Erlebnis und ein feiger Aufschrei. und von meinem sechzehnten Jahre an bis auf den heutigen Tag bin ich ein ständiger Theaterbesucher gewesen und habe. seitdem ich als Primaner meine ersten Kritiken schrieb. bis heute meine theatralischen Eindrücke immer wieder kritisch verarbeiten müssen. Und vom überchwenglichen Enthusiasmus der Jugendjahre bis zur kühleren ruhigeren Betrachtung und Wertung der theatralischen Welt konnte ich alle Entwicklungen durchlaufen. und es fehlte dazwischen auch nicht an Zeiten. in denen ich mich als entschiedener Theaterfeind fühlte. Von früh auf habe ich so viele Stunden meines Lebens* im Theater verbracht. daß es gerade deshalb für mich schwer oder unmöglich zu sagen ist. wo. wann und auf welchem Wege dieses im einzelnen unmittelbar meine ethische und ästhetische Bildung beeinflusst hat. Mit zehn Jahren. ohne ein Theater kennen gelernt zu haben. nahm ich instinktiv für Faust und gegen Iphigenie Partei. und das alte Problem. was „Vererbung“ und was „Erwerb“ ist. was von meinen jetzigen ethischen und ästhetischen Gefühlen ursprüngliche Veranlagung und Entfaltung aus innen heraus ist. und andererseits durch äußere Beeinflussung durch Theater-Eindrücke zustande kam. vermag ich. ehrlich gestanden. wissenschaftlich nicht klar zu legen. Sicher verdanke ich dem Theater höchst wertvolle Stunden tiefster Ergriffenheiten und Erregungen. erhebener Gefühle. Anlaß zum Nachdenken über alle Welträtsel und Lebensfragen. - aber noch öfter hat es mich gewiß mit allen Triviali-

Die kulturellen Werte des Theaters

täten überflutet. mich kalt und gleichgültig gelassen. gelangweilt. verstimmt und geärgert und Abwehempfindungen geweckt.

Die großen hebenden Gefühle gingen jedoch für mich in erster Linie von den großen Dichtungen aus. feltener nur von einzelnen überragenden schaufpielerischen Darstellungen. Und was mich selber angeht. so kann ich nur sagen. daß das bloße Lesen eines bedeutenden dramatischen Werkes mir mehr gibt. es mich tiefer und vollkommener fühlen. empfinden und verstehen läßt. als die theatralische Aufführung. Gerade die Meisterwerke der Dichtung können nie im Theater in ihren höchsten Werten total und erschöpfend dargestellt werden. verlieren und verflachen. und auch die größte schaufpielerische Verkörperung vermag an ihnen und kann nicht bis dahin dringen. wohin die bloße Phantasie sich zu erheben vermag. Die Kräfte der Dichtung sind zuletzt feiner. geistiger und ätherischer. als die des Theaters. und das geistige Schaukönnen der Dichtung. ein dichterisches Nachempfinden und Mitgestalten nur vermag zu ihrem Besten hinzuführen. Ein Schrankenloses. Freies hat die Poesie an sich. das der Theaterkunst von allen Künsten am meisten abgeht. Keine ist wie sie von Zufällen. äußeren Bedingungen abhängig. muß so mit Wirklichkeiten und allen Tücken des Objekts rechnen. wird durch tausend Kleinlichkeiten gefesselt und beschränkt. ist dem Realen so untertan. Und im allgemeinen scheint mir das Theater als solches mehr einen sekundären Kulturwert zu besitzen. Als Diener. Verkörperer großer dichterischer Werke ist es in erster Reihe ein Träger höchsten menschheitlichen Lebens. doch was es zu erreichen vermag. ist wesentlich eine Popularisierung dieser Dichtung. Dem „Volke“. den Vielen. den Schwächeren. die nicht durch bloßes Lesen und Hören schon. darüber eigenes geistiges und feiliches Vermögen die große Dichtung zu erfassen. zu erfahren und zu verliehen mögen. tritt es helfend und fördernd. als Führer und Dolmetscher zur Seite. verstärkt die sinnlichen Eindrücke. füllt die Phantasie. erregt durch eine materiell grobere Verkörperung. als die bloße Sprache es ist. auch die Gefühle eines ästhetisch noch nicht feiner durchgebildeten Menschen.

Die Frage. ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt. bedeutet in erster Linie die Frage. ob die Dichtung eine steigende Macht der Kultur sein kann. Daß sie es sein kann. im höchsten Maße sein kann. unterliegt für mich keinem Zweifel und wird im großen ganzen auch allgemein angenommen. Je mehr das Theater nun in den Dienst dieser Poesie sich stellt. die eine menschheitbewegende. kultur-

Julius .Hart

fördernde und kulturausbreitende Maäft ifi. je inniger es fich mit ihr verbindet. je vollkommener es diefe mit feinen finnfalligeren Mitteln zu verkörpern vermag. um fo reichere erzieherifche Werte entfaltet es. Die Dichtung ift die Seele des Theaters. die Theaterkunft im engeren Sinn. - fchauSpielerifche Darftellung. fzenarifche Einrichtung. - ein anderer Ausdruck. eine befondere und eigene Verkörperung diefer Seele; vom Reichtum und Wert jener Seele aber hängt es in erfier Linie ab. welcher Kulturwert dem Theater zukommt. Eine Theaterkunft. die nicht vom poetifchen Genius infpiert wird. wird zuletzt zu einem leblofen Organismus und beißt nichts mehr. was fie zum Ausdruck bringen foll. Die Dichtung gibt ihr erfte höheren Inhalt und ein großes Ziel. Wenn wir von „d e m“ Theater fprechen. fo ift das natürlich nur eine fprachliche Bequemlichkeit. Von „dem“ Theater können wir felbft-verftändlich gar nichts ausfagen. „Das“ Theater exiftiert nirgendwo. Es gibt nur viele Theater. fehr verfchiedene. von mannigfaltigfier Art. 'jedes anders. und von jedem muß man anders wieder reden. Und wenn eine Dichtung höchfte Kulturwerte in fich tragen kann. fo gibt es doch auch genug und weitaus in der Überzahl Dramen und theatralifche Darftellungen. denen man einen fördernden und hebenden Einfluß in diefer .Hinficht gewiß nicht zufprechen kann. und denen auch verzweifelt wenig daran liegt. einen folchen auszuüben. Wie keine andere Kunft abhängig von Zufänden und Bedingungen der Außenwelt. gefieft durch materielle Verhältniffe. unfrei in taufend Beziehungen. muß die Theaterkunft gerade immer dem Durchfchnittlichen. Herkömmlichen. dem trägen. unbeweglichen Geift fch aua) wieder anpaffen und unterwerfen. und den Bedürfniffen der Vielen dienen. die durchaus keinen Ehrgeiz darein fehen. Kulturträger. Kulturkämpfer und Kulturförderer zu fein. Das Theater unterliegt unausgefetzten Verwandlungen. und das Theater. welches kulturell erzieherifche Werte und Kräfte hervorbringt. ift das Idealtheater; als Gegenpol fieht ihm ein anderes gegenüber. welches entgeiftigend. verdumpfend wirken kann und rohe Inftinkte entfieft. Zahllos find die Übergänge. und im ewigen. nie fiillfiehenden Kampf der Geifter wird unabläffig darum gefiritten. was uns fördert. was uns niederzieht. - und die progrefifiven Geifter. die das kulturfördernde Theater wollen. müffen ftets in Waffen ftehen gegen die. welche die Kunft in ihre flachen Niederungen herabziehen und fich am wohlften in dem Theater finden. wo es am alltäglichften und gemeinfien zugeht. Das moderne Theater und das Theater der Zukunft werden wohl

Die kulturellen Werte des Theaters

genau so wie das der Vergangenheit ein Schauplatz dieser ringenden Mächte sein. Ein modernes Theater im tiefen Sinn des Wortes würde eben nur das Theater sein, welches solche neuen kulturell erzieherischen Werte und Kräfte in sich birgt, d. h. dem neuen über die alte Kultur hinausführenden Geist, den tieferen Entwicklungsfaktoren, den besonderen Ideen, Gefühlen und Vorstellungen einer neuen Zeit neuen künstlerischen Ausdruck zu verleihen vermag, den Menschen in dem faßt, wodurch er sich über den der früheren Kultur emporhebt. Dies es moderne Theater aber wird auch in der Zukunft unter den anderen Theatern einfam, vereinzelt dastehen, - die große Masse der Bühnen auch dann dem tragen Alltäglichen dienen, bei dem von Kulturarbeit nicht die Rede sein kann, oder auch durch die Spekulation auf alles „Gemeine im Menschen“ auf die Kosten zu kommen suchen.

xu: H :47.747

Alexander von Weilen:

Sie erweisen mir die Ehre, auch meine Ansicht über die von Ihnen gefällten Fragen einzuholen. Sie fordern ganz persönliche Erfahrungen heraus, und ich bin also genötigt, auch ganz Persönliches mitzuteilen. Unter dem Zeichen des Dramas und des Theaters bin ich geboren. An der Wiege des Täuflings stand Joseph Wagner neben Franz Grillparzer, und die Jugendzeit war erfüllt von all den vielen Leiden und Freuden eines ernsthaft strebenden, mühsam mit sich und einer der Tragödie wenig geneigten Zeit ringenden Bühnendichters, wie ihn mir das Elternhaus in der unvergeßlichen Gestalt meines Vaters vor Augen stellte, den ich als siebenjähriger Knabe in feinem besten Mannesalter mit einem Gedichte begrüßte, das mit den Worten schloß: „Ein Hoch dem edlen Dichtergreis, der so viel Schönes zu schaffen weiß!“ Ich war kaum sechs Jahre alt, als ich an der Hand meines Vaters zum ersten Male die geheiligte Szene des alten Burgtheaters bei einer Probe der „Jpbi-genie“ betreten durfte: Ich fühle heute noch den füssen Schauer, der mich durchlief, wie ich da im matten Zwielicht eines Wintermorgens und der spärlichen Rampenbeleuchtung zwei Gestalten in dicke Mäntel gehüllt

Alexander von Wellen

mit halber, gedämpfter Stimme Reden wechseln hörte: es waren Charlotte Wolter und Friß Krafkel. Sie auch in meinem Elternhaufe zu fehen. war mein höchstes Glück. noch denke ich der düfteren unheimlichen Erscheinung Iof. Wagners. der den ängstlichen Knaben gerne auf fein Knie feßte und ihm fumm und fürchterlich ernfi den Rauch feiner langen Zigarre ins Geficht blies. noch höre ich das muntere Geplauder der alten Haizinger. die Villa des alten La Roche in Gmunden. wo ich einmal zu Gafie war. fieht noch eben fo deutlich vor mir. wie die behäbige. freundliche Gefalt des greifen Hausherrn. Im .Hießinger .Heime Charlotte Wolters habe ich fo manchen freien Schultag. mich in dem prächtigen Garten tummelnd. verpielt. und fie ift mir bis zu ihrem Tode eine gütige Freundin geblieben. wie auch alle die Fäden. die mich mit den Alten und den Jungen des Burgtheaters verknüpften. fich immer neu in wiederholten Begegnungen und unvergeffenen Sympofien in Wiener Bierkellern weiter fpannen und neu knüpften. Ich lebte mit dem Burgtheater und in dem Burgtheater. Zwar find meine Erinnerungen an jene Aufführungen. die ich als Kind mit angefehen. äußerfi'geringe: von der „Libuffa“ weiß ich nur mehr das einzige. was mich damals interefierte - denn das Stück langweilte mich fürchterlich -2 wie die Wolter in die .Hände klafchte und der Saal plößlich licht wurde. auch das Pferd des 1. Aktes zieht noch im Dämmerfcheine vor meinem Geifte vorüber; viel lebhafter find fchon die Eindrücke von Stücken. die meinem Verftändnisse fich williger eröffneten. noch fehe im La Roche im „Wirrwar“ behaglich einherwätfcheln. Szenenbilder aus „Rofenmüller und Finke“ könnte ich noch genau befchreiben. Schon mit meinem 14. Jahre durfte ich das Stehparterre befuchen. und von da ab gab es felten eine Woche. die mich nicht mehrmals in dem Gedränge des alten Einlaffes gefehen hätte. fiehend in furchtbarer Enge machte i>i lange Abende wie den „Bruderzwifi“ Grillparzers oder die erfie vollfiändige Faufiaufführung durch Wilbrandt unermüdet und begeistert durch.

Ich kann nicht behaupten. daß diefe frühe Vertrautheit mit dem Theater für meine Schulbildung von günftigen Folgen gewefen wäre: es gab gar viel Stunden. in denen ich heimlich ganze Burgtheater-Repertoires mir entwarf. Rollen wie die des „Macbeth“. „Lear“ und „Fauft“ unter den Schulheften verborgen abfchrieb und memorierte. auch Stücke fing ich an. die ich aber nie die Geduld hatte weiter zu führen. Ich hatte viel eher den Gedanken Schaufpieler als dramatifcher Dichter zu werden. Meine hiftorifchen Kenntnisse bezog ich zum größten Teile aus der

Die kulturellen Werte des Theaters

Theaterliteratur, die ich auch lesend in Unmenge verschlang, und ein Auftreten der Hohenfels oder der Weffely, der eine meiner ersten Jungenbegeisterungen galt, war mir viel wichtiger als der schönste Aorist und die ausgeglichene Gleichung. Dazu kam noch, daß mir, allzu früh körperlich entwickelt, auch die jungen Damen des Theaters, namentlich nachdem die Schauspielerfchule begründet wurde, allzu nahe rückten und dem Sohne des Leiters manche Gunst nicht verweigerten, die meinem Alter noch gar nicht entsprach . . .

So war eigentlich die Perspektive, wie ich sie heute dem unreifen, vorlauten und altklugen Jungen stellen müßte, keine günstige: die Schule wurde, dank meiner leichten Auffassungsgabe, ohne Unfall abfolviert, erfüllt mit dem Ernste der Matura kam auch etwas Ernst in das von Kuliffengefüchten überfüllte Gehirn.

Es war die Univerfität, die nun die fegensreichsten Wirkungen übte und mich zu einem nach feinen besten Kräften strebenden Jünger der Wissenschaft machte. Daß ich Germanistik studieren müßte, war für* mich einfach selbstverständlich, und daß ich da Drama und Theater in den Mittelpunkt meiner Interessen stellen durfte, erfüllte mich mit Glück. Fast fühlte ich das Schillerfche Wort an mir selbst: Das Theater war immer mein Vergnügen, und nun soll es mein Geschäft werden. Daß die uns junge Leute hinreißende Persönlichkeit Erich Schmidts ebenfalls im innigsten, immer mit Begeisterung kundgegebenen Zusammenhang mit der lebendigen Bühne stand und mich immer wieder zu Studien über das Drama anregte, vermehrte meine glühende Verehrung für ihn und meine Aufgaben. Ein Jahr Berliner Lebens und Arbeitens ließ mich in harmonischer Weise die strenge Säfulung, die Wilhelm Scherer lehrte, mit dem Theater verbinden, das mir in den eigenartigen Anfängen des deutschen Theaters, im persönlichen innigen Verkehr mit feinen Größen eine neue, andere Form als die des traditionsgeweihten Burgtheaters vermittelte und manch vorgefaßte Meinungen berichtigte. August Förfter, Paul Schlenker und Otto Brahm wurden mir zu theoretischen Führern, Ioseph Kainz, dessen hinreißender Jugendenthusiasmus an manchem Abend und in mancher schlaflosen Nacht mich wie Feuer durchströmte, zum künstlerischen Ideale.

Was nun folgt, meine Univerfitäts- und Sächriftstellerwirksamkeit, darf ich wohl als Produkt von Elternhaus, Wissenschaft und Theater bezeichnen. Ich habe kaum irgend eine Studie veröffentlicht, die nicht diesen Zusammenhang deutlich erkennbar machen würde. Mein höchstes

Alexander von Weilen

Glück war erreicht. als mir. nachdem ich die dunkle Urgeschichte des Wiener Theaters auf Grund zehnjähriger Vorstudien dargelegt. als Nachfolger O. Teubers. dem der Tod kaum nach dem Beginne der Geschichte des Burgtheaters die gewandte Feder entriß. der Auftrag wurde. das begonnene Werk zu Ende zu führen. Als Kritiker berufen in Wiener Blättern die Gegenwart des neuen Haufes von Schritt zu Schritt zu begleiten. hatte ich nunmehr die Schickfale des alten Haufes zu erzählen. an Forschungen in Zeitungen und Archiven durfte ich im letzten Teile auch jene Erinnerungen knüpfen. die ich mit inniger Liebe stets in mir lebendig gehegt. Ob ich erreicht. was ich wollte. vermag ich nicht zu beurteilen: aber das darf ich sagen. daß ich bei jeder Zeile meiner Arbeit fühlte. daß nur ein Mensch. der innig mit dem Theater zusammenhängt und der die Bühne seiner Zeit in sich aufnimmt. imstande ist. schau- spielerische Erscheinungen der Vergangenheit und ihre Bedeutung durch den Wust der fragwürdigen Berichte hindurch zu erkennen. Methode der Literaturgeschichte auf ein. scheinbar so nahes und doch so verschiedenes Gebiet anzuwenden. das war mein Bestreben. und was von ihm zu gelungener Ausführung gekommen sein mag. das danke ich jenen Faktoren. die ich oben gekennzeichnet habe.

Indem ich die Geduld des Lesers für meine an und für sich gewiß nicht merkwürdige Jugendgeschichte in Anspruch nahm. ist eigentlich die eine der gefieltesten Fragen schon erledigt. Der Einfluß des Theaters auf meine Bildung ist ein so entscheidender gewesen. daß durch denselben auch eine Reihe von Lücken in meinem Geistesleben. die ich eben so schmerzlich fühle. als mir heute Beruf und Arbeit nicht mehr Zeit gewähren. sie auszufüllen. entfielen. Eine starke Einseitigkeit. die selbst auf meine Univerfitätsvorlesungen ihren Rückschlag übt. läßt sich nicht verkennen. und eine Reihe literarischer Fragen der Philosophie oder strengen Ästhetik schlägt bei mir ebenso an taube Ohren. wie Probleme der Sozialistik oder Politik. So geht es bei mir. der ich doch in der Wissenschaft immer ein starkes Gegengewicht habe. Wie soll es bei jenen jungen Leuten werden. die derartiger nötiger Hemmungen entbehren und haltlos sich von der Bühne. und was untrennbar mit ihr zusammenhängt. beraufchen lassen? So halte ich das Theater in feinem erzieherischen Werte. wonach Ihre zweite Frage geht. für unzweifelhaft bedeutungsvoll. wenn seine Gaben in richtigem Maße und im richtigen Augenblicke verabreicht werden. aber für ein höchst gefährliches Gift in Händen von Pfuschern und Unmündigen. Selbst die höchste Moral. die es eindringlicher predigt

23()

Die kulturellen Werte des Theaters

als jedes Buck» kann am falschen Orte zur Irrlehre werden. Man nehme beispielsweise Anzengrubers „Viertes Gebot“. Der hohe Sinn des Werkes, daß auch die Kinder das Recht haben dem Gebote Vater und Mutter zu ehren, unter gewissen Voraussetzungen zu widersprechen - wie mag er auf manches unreife Individuum der niederen Schichten verderblich einwirken? Heute fieht die ganze Zeit unter dem nivellierenden Schlagworte der „Volksbildung“. und was nur der hö>)| Gebildete als Kunstwerk erkennen kann - soll auch zu den unberufenen Ohren reden. Immer wieder wird der Fehler begangen daß man strebt, ein durch Schleudrian und Raffinement verderbtes Genre einfach zu beseitigen und durch Produkte höherer Art - die für diejenigen Schichten - die an ihre Kunst gewöhnt waren - unverständlich sind - zu ersetzen statt mit aller Sorgfalt zu arbeiten die alte Grundlage festzuhalten und sie geistig zu erheben und zu vertiefen. Ich denke dabei vornehmlich an das Volkstück möchte aber auch die Operette durchaus nicht von der Möglichkeit einer Verbesserung ausgeschlossen wissen. Aber: eines schießt sich nicht für alle! Das gilt im Theater wie im Leben. Eine Regeneration in diesem Sinne hat in meinen Augen viel größeren Wert, als wenn man unvorbereitete Gemüter mit Iphigenien oder Taffos verwirrt.

Ein Blick auf das Repertoire der Gegenwart belehrt uns, daß von einer „Kulturarbeit“, die unsere Theater verrichten - sei es für welche Kreise auch immer nicht die Rede sein kann. Die sozialen Verhältnisse unserer erwerbssüchtigen und kräfteverbrauchenden Zeit arbeiten sich da in die Hände. Das Theater selbst ist ein Geflüchteter geworden, das seinen Verdienst sucht wie jeder andere praktische Beruf der Zuschauer. übermüdet von der Fron des Tages begehrt nur leichte, angenehme Erholung im Schauspielhaufe. Selbst die Hofbühnen, die zum Schutze großer nationaler Kunst berufen erscheinen, können unmöglich ihre hohen Aufgaben erfüllen. Es ist nicht die Bühne, die sie daran hindert - es ist der Mangel an Werken großen Stils und Schauspielern großen Stils. Alle diese Faktoren unterstützen sich gegenseitig um auch die auserwähltesten Kunstinstitute unter den einseitigen Bann der Produktion des Alltags zu fielen. Erst muß der Kampf mit Variete und Kabaret ausgefochten sein nicht nur auf der Szene, sondern auch in der Dichtung ehe Erwartungen für die Zukunft sich vernehmbar machen dürfen.

-t/NW-r >- er?

e', - l' \l\l- l' l' i' .l ,,j -'[1 y p ..ä 1-' '11"' ' - -
-... -- d... ~0--0 ~w0 *1
lll' l' l' l' ' ' ' \ -Vi\ .. :1 la- ' ~l. l. l. g ~ll'iv"' l7- d.. ,. "F'|" .l', ((. |' .. |' |'
...K M.-- ' -... ..*..
~ -----*-----

TM
d'
x l
p'
O
D
"s
n
M.
"1.)
.qt.
E
1
' l'
' :'
|
1
bk

Die kulturellen Werte des Theaters

als jede-s Buch. kann am falschen Orte zur Irrlehre werden. in- in-
nehme beispielsweise Anzengrubers „Viertes Gebot“. Der li .. Ein* c...
Werkes. daß auch die Kinder das Ruhr haben. dem (KA-bo.-'-'-ter und
Mutter zu ehren. unter gewissen Vorbedingungen z.. widerstand.
wie mag er auf manches unreife Individuum der niedrigen In-treue der.
derblich einwirken? Heute füllt die ganze Zeit unter r-in n.»*-'-lieri-nd*.:*.
Schlagworte der „VolkZbildung“. und was nur der ‚bir-*fc GebZ'drt :ls
Kunfwerk erkennen kann. folgt auch zu den unberufenen "Ihren reden.
Immer wieder wird der Fehler begangen. daß man strebt. in tutti-Seinen.
dian und Raffinement verderbtes Genre einfach zu beim-inn und durch
Produkte höherer Art. die für diejenigen Feucht-en. tre an ihre klickt
gewöhnt waren. u*io-7j;'indli-*h find. zu erforschen. statt mit alle.- Sergio.It
zu arbeiten. die am ("*rundiaee f-*itznbalt-*n und fie gcifig zu ert-.ben
und zu vertiefen. :ich denke dabei vornehmlich an das Volkgefühl. mechte
aber auch die Operette filigrane mehr von der Mögli.cheit einer Ver-
besserung acisac-(cl'ltfien riefen, Aber: eines schickt sich nicht für alle!
Das gilt im Theater 'rie im Leben. 'Zi-Inc Regeneration in diesem Sinne
hat in meinen Augen viel .r-Lk'Zrcn Wert. .rio wenn man unvorbereitete
Gemüter m.t Joh-gemini ..id-cr ?IV-.Ms mtr-»irrt
Ein Blick auf das Rlf'i'kii*'il'.' der Gegenwart belehrt uns. daß von
einer „Kulturarbeit“. die unirr Theater verrichten. sei es für welche
Kreise auch immer 'ii-.fit r. Ride sein kann. Die sozialen Ver-
hältnisse uniercr l'l'l'ififiii'UK-"i :nd kräftigerbrauchenden Zeit arbeiten
sich da in die Hände. Dm :-- *;-2'.'*llc ist ein Gefäß geworden.
das seinen Verdienst li- "f »*-i . - - .'ci - „- kti-*ihe Beruf. der Zuschauer.
iibermüdet von der Fri-r* 7. * *87!- -, '- "7*". nur leichte. angenehme Er-
holung im Schaufri-*K "ie, *. .ii * -. :'.j*1n-*n. die zum Schuhe großer
nationaler 'nunfi bernf-n c L'-.k*. - "k-:n i- unmöglich ihre hohen Auf-
gaben erfüllen. Es niit-t "r . L**t1r" d e 1.. daran hindert. es ist der
Mangel an Werken großen .Z2 l,- 1 . * ',.l-c. :iii-icrn großen Stils. Alle
die Falter-en unterfiii-en ,im ,--1- num die auserwähltesten
.Kunfiiirnte unter den .xxl-'ik : .- der Produktion des Alltags
zu fressen. Erft mut. 'rer k -.-.-7* * *-:ru-:t' und Kabaret ausgefochten
fein. nicht nur auf der i - --n auch in der Dichtung. ehe Er-
wartungen für die 3,2 n-l -- r-rnrombar machen dürfen.
.- Z):- x/T'WZ-?M/U W , L //

Jahrgang

1 Q 0 8

X. Dunikowski: Frauengeit-alt.

Zum Essay von Victor Lederer.

EMPTY

Martin Greif - Gufiav Falke

W1:

Martin Greif:

„Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung ausgeübt?“

Mehr als ich mit wenigen Worten zu fagen vermöchte.

„Glauben Sie, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt?“

Gewiß und sehr bedeutende.

„Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?“

Wenn es die künstlerischen mit den geschäftlichen Rücksichten zu verbinden lernt und das Publikum das wahrhaft Dramatische zu genießen weiß.

. - *Yu-*Ä

xx .

Gufiav Falke:

Mich zieht nichts zum Theater. Ich kann eigentlich kaum mitprechen. Daraus folgt schon die Antwort auf Ihre erste Frage. Das Theater hat so gut wie gar keinen Einfluß auf meine ästhetische und darüberaus keinen auf meine ethische Bildung ausgeübt.

Daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, möchte ich deshalb doch nicht bestreiten. Freilich nur das Theater, wie es sein soll, nicht wie es heute durchschnittlich ist. Ob es aber je anders werden kann? Den besten Willen sieht man ja hier und da. Aber eine Kunst, die so sehr mit dem Geschäft verquickt ist, wird in ihrem Aufstiege zum Ideal immer flügellos bleiben.

Übrigens möchte ich als vorsichtiger Mann meiner Antwort auf Ihre erste Frage hinzufügen: Unser Werden und Wachsen wird so

16 ' . 24:

Die kulturellen Werte des Theaters
mannigfach beeinflusst. von allen Seiten. daß man fiäf im einzelnen
nicht immer Rechenfchaft darüber geben kann. Und fo mag doch von
einer Shakefpeare- oder Hebbel- oder Schilleraufführung ein Eindruck
in mich gefahren fein. der an dem allgemeinen Feuer ethifcher und
äf'thetifcher Läuterung mehr Anteil hat. als ich noch zu erkennen vermag.
WMV/e

Redaktionelle Bemerkung.

Die Theaterumfrage. die wir veranf'taltet haben. hat einen größeren
Umfang genommen. als wir von vornherein dachten. In acht Heften
haben wir Ausführungen von verfchiedenen Künstlern veröffentlicht. Wenn
auch das Intereffe unferer Lefer nicht erlahmt ifi. glauben wir nun-
mehr. eine Paufe eintreten laffen zu müfien. Diefes ift um fo mehr ge-
rechtfertigt. weil jetzt die Init-ion moi-te kommt und das Intereffe am
Theater weniger wach ift. Eine ganze Menge von Material ift ge-
fammelt. und wir gehen nicht fehl. anzunehmen. daß befonders fpätere
Biographen eine unfchähbare Quelle für Einflüsse und Entwicklungen
finden werden. Wir fchließen hiermit die Theaterumfrage. betonen aber.
daß uns das Thema anziehend genug erfcheint. es noch im nächf'ten
Winter weiter zu fpinnen. Wir werden dann in erf'ter Reihe die bis-
her unveröffentlichten Autoren zu Worte kommen laffen. Für jeßt danken
wir allen. die fich an unferer Umfrage betätigt haben.

242

Karl Bleibtreu:

Romantische Liebe.

Ilonnf soit. qu] [nal 7 peu-el

..Was wollen Sie von mir. Monfeigneur? Warum quälen Sie mich? Ich kann die Gefchenke des Kaisers nicht annehmen." Die junge Gräfin Maria Walewska erhob sich mit kummervoller, leidender Miene. Sie war eine zarte, anmutige Schönheit, eine schmachtende Blondine von vornehmer Haltung und ernstem melancholischem Ausdruck. Ihre Züge, fein und spirituell, fehlten geistige Begabung und einen ungewöhnlichen Charakter zu verraten. ..Wie oft wiederholte ich Ihnen: ich bin eine verheiratete Frau. Ihre Befuche - jetzt schon der dritte - kompromittieren mich."

..Wie das?" Der fittliche Duroc, Marschall des Palafies, eine Stellung, welche die Funktion eines Hofmarschalls mit denen eines militärischen Generalquartiermeisters verschmolz, je nachdem Napoleon sich in den Tuileries oder im Feldlager befand, lächelte ironisch. Gewöhnlich ein tro>ener Schweiger, der sein Vielwissen als Vertrauter und Jugendfreund des Imperators unter unbeweglicher Ruhe verbarg, hatte auch sein Lächeln etwas Finsternes, Schwermütiges. ..Sollte ich so unglücklich sein, den Verdacht Ihres fogenannten Gatten erregt zu haben? Oder sollten Lästereien der Marschall'schen Gefellchaft meine Befuche mißdeuten? Das wäre mir leid . . . obfchon es keine Frau entehren kann, die ritterliche Huldigung eines alten Soldaten entgegenzunehmen, übrigens habe ich Frau und Kinder."

..Warum fpotten Sie, Monfeigneur? Mein Mann meint natürlich, Ihre Aufmerksamkeiten gelten seinem politischen Einfluß, an den er glaubt; man wolle ihn durch mich gewinnen." Duroc lachte beinah. ..Als ob der Kaiser ihn nötig hätte! Doch so ist er nun. Und was die Welt betrifft, so fürchte ich sehr, daß man ihr keinen Sand in die Augen fireut. Meine Freundinnen geben mir Winke genug, daß man Ihre Befuche und angeblichen Bewerbungen nur zu richtig deutet." ..Nun ja. Se. Majestät hat auf dem letzten Ball, wo er Ihre Bekanntheit machte, aus feinen Gefühlen kein Hehl gemacht. Er ift nicht

Romantifche Liebe Ü Karl Bleibtreu
gewohnt. fich Zwang anzutun. Darf ich fragen. ob Ihrem Herrn Gemahl es unangenehm auffiel?"
Sie zupfte nervös an ihrem Kleid. ..Reim Er begluelwüncfte mich. daß ich gefalle und fo feine Stellung ftärke."
„O. der Kaifer wird fich ihm gnädig genug erweifen. Er läßt fich nichts fchenken." Er lächelte vielfagend.
..Das wird nicht nötig fein. dazu wird es nicht kommen. Adieu. Herr Marfchall. Unfere Unterredung ifi wohl zu Ende. Sie kennen meinen Entfchluß. Was wollen Sie noch?"
..Nichts als warum ich Sie bat: eine Audienz beim Kaifer."
..Das heißt ein Rendez-vous. Gehört es immer zu den Gepflogenheiten Ihres Amtes. den Pofillon diAmour zu machen? Als wir in unferem fernen Polen von berühmten Männern wie dem General Duroc hörten. ließ ich mir nicht träumen. daß ich einen fo gewaltigen Mann in folcher Rolle kennen lernen würde." Sie fagte es mit einem Gemifch feiner Ironie und verleßter Bitterkeit.
..Ach. meine gnädigfie Gräfin. drücken wir uns doch gewählter aus: Nennen Sie mich den Merkur des Jupiter. Denn daß der Kaifer den leibhaftigen Donnergott vorftellt. werden Sie nicht leugnen. Und daß jeder Sterblichen das Herz höher klopft. die er mit feiner Gunft beehrt. das darf ich Ihnen verfichern. Sollten Sie die einzige Ausnahme Ihres Gefchlechtes fein?"
..Es fcheint fo. Ich danke." Sie fiampfte leicht mit dem Füßchen. dem fprichwörtlich kleinen Füßchen der Polinnen. „Ich fühle kein Bedürfnis. mich fo viele n a n d e r e n anzureihen.“
..Ach. Madame. jetzt verfiehe ich." Duroc nahm eine ernfie und wichtige Miene an. ..Man hat Ihnen fchlechte Gerüchte hinterbracht. daß der Kaifer fich vielen Zerfireuungen hingebe. Das ift alles elende Fabel. Glauben Sie. ein folcher Mann hat Zeit dafür?"
..Man follte es nicht denken." murmelte fie nachdenklich. ..Und dann die edle Kaiferin Iofephine -"
Duroc ftieß ein unterdrücktes Lachen aus. ..Haben Sie diefe edle Frau gefehn und gefproehen? Nein. Nun. dann denken Sie daran. daß die Fama in der Ferne manches Trugbild malt und erlauchte Perfonen in der Nähe oft anders ausfehen. als man fich einbildet."
..O ja. das merkte ich fchon." meinte fie vielfagend mit einem fchwachen Lächeln. ..Ich hatte mir einen Halbgott auch . . . weniger menfchlich vorgefielt." *

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

„Madamm“ erwiderte Duroc gemessen. „ein Gott bleibt nicht minder ein Gott. wenn er sich zu Erdentöchtern herabläßt. Denn darauf wollten Sie wohl anspielen? Was ich Ihnen über Ihre Majestät die Kaiserin bemerkte. geschieht natürlich in tiefstem Vertrauen. Ich bin der hohen Frau ergeben. wie ihrer Würde gebührt. Doch sehen Sie unter uns eine ich älter als der Kaiser. war schon recht verheiratet und Witwe mit zwei Kindern. als der General sie freizog und die böse Welt rannte auch allerlei von ihrer Vergangenheit. Unter uns, sie gab sogar noch) als Generalin Bonaparte lebhaften Anlaß zur Klage . . . die Familie des Kaisers war immer gegen sie. er sollte sich scheiden lassen . . .“

„Warum tat er's denn nicht? Warum krönte er sie sogar eigenhändig zur Kaiserin?“ fragte sie aufmerksam.

„Das will ich Ihnen sagen. das ist ein Seelengeheimnis. Die Welt kennt den großen Mann nicht. wie ich* sein Freund.“ Duroc sprach in vertraulichem Flüsterton und mit Wärme innerer Überzeugung. „Er ist so voll Gemüt und voll Treue. Er vergißt nie. Wo er wirklich liebt, verzeiht er alles und bleibt dankbar für jede schöne Vergangenheit. Sie ahnen nicht. wie edel er ist. Die Welt hält ihn für kalt und stolz, doch er ist so gut.“

„Ist das möglich! Wer ihn bewundert. und das tut jeder! möchte es gerne glauben.“ hauchte sie vor sich hin. „Nun. wenn er so gut ist. dann muß er doch auch dankbar sein für die Begeisterung der Polen. nicht wahr? Doch man hat bisher wenig davon gemerkt. Er gab nicht mal ein bindendes Versprechen . . .“

„Für die Wohlfahrt dieses unglücklichen Volkes?“ Duroc sah sie forschend an. als witterte er eine Fährte. „O- sie liegt ihm am Herzen, glauben Sie mir! Nur . . . Ihre führenden Männer hier sind nicht danach angetan. ihm zu imponieren. Wenn ein beredter Mund ihm vorfiel. was Polen wünscht und feht. dann würde sein großes Herz sicher freudig einem so edlen Werke entgegen schlagen.“

„Sind Sie dessen sicher?“ Sie hatte sich langsam wieder gesetzt und sah nachdenklich vor sich nieder. „Es wäre eines Versuches wert.“

„Das will ich meinen. In Polen, hab' ich mir sagen lassen. regieren die Frauen. So sollte denn das schöne Geschlecht eine Vertreterin senden. um die Wünsche der Nation ihm vorzutragen. O. und daran wird es sicher nicht fehlen . . .“, bemerkten Sie. wie Prinzess Jeannette Radziwill. die so für alles Französische schwärmt. und Gräfin Annette Tyszkiewicz und Fürstin Jablonska auf dem Hofball im

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

Warfchauer Schloß an feinen Blicken hingen? Die würden sich nicht lange bitten lassen, sich dem Kaiser im Namen der Nation zu Füßen zu werfen."

Der schlaue Fuchs spekulierte auf die weibliche Eifersucht, und er hatte sich nicht verrechnet. Sie runzelte leicht die Stirn und biß sich auf die Lippen. Dann blickte sie ihn voll und groß an: ..Da Sie so in mich dringen, Monseigneur, so will ich Ihre Bemühung nicht so grausam vereiteln. Melden Sie Sr. Majestät, daß ich morgen zur Audienz erscheinen werde."

Kammerdiener Eonfant hatte sich mit freundlichem Grinsen.

Leib-Mameluk Ruftan mit feierlichem Salam zurückgezogen. Sie faß allein im kaiserlichen Kabinett, hochklopfenden Herzens und halb zitternd, halb entschlossen wie ein Verurteilter, der dem Schafott entgegen geht, ins Unvermeidliche sich fügt. Blässe und Erröten wechselten auf ihrem Gesicht. Kurze heftige Schritte - Aufreißen und Schließen der Tür - sporenklirrend trat Napoleon ins Gemach. Er neigte stumm zum Gruß das Haupt, indes sie nach höflicher Etikette eine tiefe Reverenz machte. Doch in das bleiche Olivengelb des Kaiserengesichts flog eine leichte Note. Dieser rosigte Anhauch belebte einen Augenblick die starre Schönheit der klaffenden Züge, ein Alpenglühen auf Gletscherfirn. Doch wenn das Glühen weicht, wird die nackte Düsterheit der Alpe noch schauriger, und die Majestät der wachsbleichen Marmorbüste erweckt wohl Bewunderung, aber sicher nicht Liebe. Die Walewska sah dies alles mit einem Blick, und die polnische Salondame sah auch die etwas eckigen Bewegungen der kurzen dicken Gefalt, die ihr, an elegante schneidige Kavaliere gewöhnt, unangenehm auffiel.

..Da sind Sie also endlich! Haben lange auf sich warten lassen.

Sonst muß ich das Gegenteil abwehren, doch Abwechslung ergötzt. Die Hauptfache ist, daß Sie da sind, daß Sie ruhen, mich zu erhören."

Seine Stimme klang barsch und etwas heiser, wie belegt. Die krause Strähne, die bei sonst kurzgeschorenem Haar über die gewaltige Stirne herunterhing wie die Kriegselcke eines indianischen Häuptlings, zitterte leicht. Doch sein tiefes Auge, das merkwürdigerweise gewöhnlich sanft und milde zu blicken pflegte, funkelte hart und firenge. ..Sie wollen sich lange bitten lassen, scheint es. Spätes Gewähren erhöht den Preis. Haben Sie Wünsche, die ich erfüllen kann?"

Karl Bleibtreu: Romantifche Liebe

Sie hüllte fich mit heftigem Unwillen in ihre Mantille. ..Mit wem reden Sie. Site? Verwechfeln Sie mich mit Ihren Hofdamen. die auf Kommando parieren wie Ihre Lakaien? Ich bin eine freie Polin und nicht mal Ihre Untertanin."

Er lachte auf. ..Meine Untertanen find alle. die meinem Machtbereich verfallen. .Heute alfo auch Polen und alle feine Bewohner. Doch fürchten Sie nichts. ich bin kein heidnifcher Sultan. der Beute für feinen .Harem fucht. fondern ein fehr zivilifierter Europäer. ja. der wahre Vertreter der Zivilifation. Ehre den Damen. foweit fie ihnen gebührt!

Zwar. das fage ich gleich: das Los der Frauen in der Türkei fcheint mir gar nicht beklagenswert. und ich haffe die fentimentale Anbetung verliebter Ekftafe. Frauen follten nie über ihren Kreis hinausgehen. die Liebe. die Familie. Da mögen fie herrfchen. Und dann". feine Stimme fänftigte fich mit zärtlichem Anklang. ..herrfchen fie auch über unfer Gemüt." Er blieb dicht vor ihr ftehen. ..Sie find fchön. reizend. bezaubernd. Mich haben Sie bezaubert. Ia) bin der Sklave Ihrer Reize." Er wollte den Arm um fie fchlagen. doch fie wich ihm aus. ..Was. noch fräuben. wie eine englifche Miß? So viel Prüderie ift man an Polinnen nicht gewöhnt."

..Dann gewöhnen Sie fich daran bei mir. Sire." rief fie ftolz. ..Eine verheiratete Frau. eine Walewska. behandelt man nicht wie eine hergelaufene Pariferin."

..Oho. fo fiolz! Doch. das gefällt mir. Verheiratet? Daß Gott erbarm! Jhr teurer Anaftas Walewski ift ein Greis. eine Ruine. hat Sie geheiratet aus Eitelkeit eines verlebten Roues. Welches Verbrechen wider die Natur. welche Abfcheulichkeit! Sie follten jedem danken. der Sie davon befreit . . . und doppelt. wenn es Napoleon ift. Wiffen Sie nicht. Madame. was das bedeutet? Sind Sie blind oder toll? Der Weltgebieter wirbt um Ihre Gunft. und Sie tun. als ob Sie etwas zu verlieren hätten!"

„Wenn nichts anderes. fo meine Ehre!" fagte fie feft. ..Und was würde mein Schickfal? Ihr Spielzeug fein für einen flüchtigen Augenblick?"

..Oho. daher bläuft der Wind?" Seine Stimme wurde noch' fanfter. fein herrifcher Ausdruck wich einer verfchwommenen Zärtlichkeit. ..Wie wenig kennen Sie mich. Leute meinesgleichen! Von wem können Frauen brutale Ausnützung erwarten? Ich will es Ihnen fagen: Von den Kleinen. den Mittelmäßigen. Diefen heuchlerifchen Töpel haben auch

Romantif'che Liebe Karl Bleibtreu

die Mär erfunden. die Großen und Starken feien die Selbftfüchtigen. Pah. wiffen Sie. wer das Mitleid erfunden hat? Die Starken. Denn nur die haben Überfluß von ihrer eigenen Fülle. Mißtrauen Sie deshalb allen Demagogen aus dem Volke! Das find faft immer Streber. Wer hat je ernftlich für die Freiheit fich geopfert. für dies elendo Volk? Immer die Vornehmen. entweder nach dem Geifie oder nach der Geburt. Ehre den Arifiokraten. wenn fie's wirklich find! Doch das fchweift in Regionen. die eine Frau nichts angehen. Bleiben wir bei der Liebe! Wer kann denn lieben? Nur der Starke und niemand fonft. Der hat das Bedürfnis. ein anderes Wefen ans Herz zu fchließen. fich gleichfam feiner drückenden Überftärke zu entledigen. indem er von fich an ein anderes Geliebtes fpendet. Verftehen Sie mich?"

„Vollkommen" Jhr war. als ob ein leifer wollüftiger Schauer fie überriefele. als ob ein warmer Sirokko fie füßbetäubend mit einem Mantel innigen Behagens umwickle oder fie in ein warmes Spezereibad untertauche. Und diefer Mantel war ein Hermelinmantel. Wer war der Mann. der diefe großen Dinge zu ihrem Herzen fpach? Der Stärkfte der Starken. der Größte der Großen. Napoleon ging. anfcheinend ohne fie zu beachten. im Zimmer auf und ab. Sobald feinesgleichen die Liebe zum Abfirakten. zum Veranfchaulichen einer Idee. überkommt. verfchwinden alle irdifchen Bilder. ..Die gefchlechtliche Liebe ift nichts Geringes. fie ftammt aus dem Allerheiligften der Natur. und wir merken nur nicht. von wannen fie kommt. wie bedeutungsvoll fie ift. und fchickfalsbeftimmt. Ia. oft ift die Liebe felber das leibhaftige Schickfal. Nicht nur bei gewöhnlichen Leuten. Sehen Sie. da ift Jofephine . . . hm. Sie kennen fie nicht . . . die war mein Spielerglück. Hätt' ich fie nicht getroffen. dann hätt* ich in Italien nicht kommandiert. und was ich dort tat - hm. die Hiftoriker werden darüber lachen. aber 's ift doch wahr. das kam zum Teil auf Rechnung meiner Verliebtheit. Im Mittelalter brachen die Ritter eine Lanze für die Huld ihrer Donna. ich brach gleich Lanzen mit allen Lanzen der Welt. denn ich bin . . . nun ja. ich bin Napoleon. Und fpäter auch mancherlei . . . ich kann das nicht auseinanderfeßen. Wohlán. Schöne. als ich Sie fah. bekam ich einen elektrifchen Schlag: das ift auch eine vom Schickfal mir Zubeftimmte. Laffen Sie fich nichts vorreden über andere. die ich mal . . . die mir eine kurze träge Stunde verkürzten. Die zählen nicht. abfolut nicht. Die Frauen follten lernen. den Mann zu begreifen. Der ift von Natur polygamifch. wie die Frau das Gegen-

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

teil. Doch in feiner wirklichen Liebe da ist der Mann auch monogamisch.

das glauben Sie nur; wirklich lieben. was den Namen verdient. kann

er immer nur eine. Sie. holde Maria. haben nur eine Rivalin:

Iofephine. doch eine Rivalin der Vergangenheit. Ich liebe Sie. bei

Gott. ich liebe Sie. und Sie fallen mir fein. was Iofephine mir war. Von

den Stürmen meiner Laufbahn will ich ausruhen an Ihrem Busen und

den Stern meines Schicksals - ich will ihn lesen in Ihren Augen.“

Derlei poetische Phrasen stellten sich bei Napoleon in bewegten Augen-

blicken ganz von selber ein und klangen bei ihm nicht wie Phrasen.

fandern monumentale Rede altklaffischen Römorsüßs. Der polnische

Adel. von Jugend an französisch erzogen. vermißte dagegen bei ihm jene

zierlichen Espritwendungen von Komplimenten oder frivolem Witz. die

einer feichten Salonkultur von jeher als Merkmal gallischer Überlegen-

heit erschienen. Auch der Walewska mißfiel bei dem offiziellen Hofball.

wo Napoleon in Warschau Eercle hielt. seine brüske ungraziöse Rede-

weise und verfiärrkte den nichts weniger als imponierenden Eindruck

feiner kleinen Figur mit dem ausgeprägten Embonpoint. feiner eckigen

Bewegungen und feiner schlichten. prunklosen Tracht. Die überwäl-

tigende Schönheit und Erhabenheit feines Gesichts wirkte auf die pol-

nischen Damen gar nicht. sie bemerkten nur die gelbgrünliche Oliven-

farbe feines wachsbleichen Teints. Napoleon machte an jenem Abend

um so weniger eine gute Figur. als sein umwölckter und halbfinfterer.

halb erzwungen heiterer Ausdruck eine innere Verlegenheit und Zerftreut-

heit zu verraten schien. Maria Walewska hatte das Bild in ihrer Er-

innerung bewahrt. doch der Mann. der jetzt vor ihr stand. war ein

anderer. Es war. als wüchse er um Haupteslänge. und sein feuriger.

zärtlicher Blick kitzelte sie mit geheimer Verlockung. Ein Strom wider-

streitender Gefühle wogte über sie hin. Geschmeichelte Eitelkeit. weib-

licher Ehrgeiz. eine gewisse ehrfürchtige Bewunderung. aber alles eher

als persönliche Zuneigung. Gleichviel. den Helden des Jahrhunderts

zu zähmen. wie eine Omphale den Herkules. solchen Triumph weiblichen

Zaubers zu genießen wäre wohl eines Opfers wert.

„Der Stern Napoleons* ist größer als die Augen einer Frau.“

sagte sie gefaßt. „Ihre Herablassung. Sire. überschätzt meine arme

Person. O. ich muß demütig die allzu große Ehre ablehnen. Denn was

Sie unterschätzen. das sind die Grundzüge weiblicher Tugend.“

„Was!“ Sein Mienenpiel änderte sich. ein Zornblick schoß aus

feinen Augen. „Das muß ich schon mal gehört haben. Weibliche

249

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

Tugend, wo wohnt sie? In Ihrem schönen Herzen? Decken Sie's auf, ich sehe so was auch sehr gern. Im allgemeinen tönt diese Fanfare mir immer als Chamade vorm Waffentrecken." Sie wollte sich heftig von ihrem Sid erheben, hochrotflammenden Angesichts, doch er drückte sie unanft nieder. ..Ruhe in den Gliedern! Ich will Sie nicht beleidigen. Mag sein, daß Sie anders sind als andere . . . eine Frau, die Napoleon liebt, muß wohl etwas Apartes sein . . . doch gerade deshalb muß sie erhaben sein über kleinliche Schrullen. Tugend! Sind Sie eine kleine Nähmame, die aus Teufelromanen ihr Quantum Sentimentalität nachplärrt? Sind wir Bürgerleute? In Ihrem Stande, Gräfin, pflegt die Tugend sehr selten zu grafieren. Und Tugend und Ehre sind relative Begriffe, die sofort einen andern Sinn haben, wenn ein Kaiser sie deutet. Nochmals: Verlangen Sie einen Beweis meiner Liebe, einen handgreiflichen, fichtbaren, wie meine Macht ihn bieten kann? Befehlen Sie und es soll geschehen. Soll ich Ihrem Mann einen Fürstentitel anhängen, oder Ihren Bruder oder Coufin zu Botschafter oder Minister oder General machen? Meinethalben! Und Sie selbst - meine Liebe wird Sie mit Schätzen überfluten, mit allen Juwelen der Welt, um Ihr schönes Bild in blendenden Rahmen zu fassen."

..Ohne es zu wollen, verletzen Sie mich immer wieder, Sire."

Ihre Haltung wurde plötzlich stolz und entschlossen, sie nahm sich zusammen. ..Wenn ich mich je verkaufen sollte, so wäre es um höheren Preis."

„Was? Auch das noch? Soll ich mich etwa morganatisch mit Ihnen trauen lassen oder meine Frau verstoßen?" rief er mit laut ausbrechendem Ärger. ..Solche Faxen sparen Sie sich! Das geht zu weit und beleidigt meine Würde. Solche Unterwerfungen unter Ihren Willen lasse ich mir nicht diktieren. Hüten Sie sich! Man zupft den Löwen nicht ungefragt an der Mähne.“

..Wenn Sie in diesem Tone reden, so lassen Sie mich gehen!“ rief sie empört. ..Das alles verlange ich nicht von Ihnen. So selbstsüchtig bin ich nicht, sondern ich will etwas Höheres. Nun denn, ja, das ist meine Bedingung, und nur um sie können Sie mich erwerben."

..Noch Höheres? Zum Teufel, was denn? Soll ich die Erdachse ändern oder sonst was eine Bagatelle?" Er betrachtete sie mit spöttischem Befremden.

..Reim aber den politischen Anblick Europas. Sie sprachen von

Karl Bleibtreu: _ _
Wantifche Liebe _ _

4

Ihrem Stern. Nun wohl. Sie find der Stern Polens. unfer Stern.
der uns aufging. Morgenfiern der Hoffnung. Sire. o Sire!" Sie
glitt von ihrem Siß zu feinen Füßen nieder. ..Retten Sie unfer Vater.
[and. geben Sie Polen das Leben wieder!"

..Saprifii. fo plaßt die Bombe?" Napoleon trat vor Erftaunen
einen Schritt zurück. daß der Sporn feines Stiefels klirrte. Doch feine
Stimme war fanft und gerührt. als er fie mit heftigem Griff empor-
richtete: ..Auf. auf. Madame! Ich verbiete Ihnen. je wieder zu knieen.
Mein Platz ifi zu Ihren Füßen. nicht umgekehrt." Diefte ritterliche
Phrafe in ihrer öden Konventionalität gewann ihm mehr vom Herzen
der Holden. als jede fürmifche Werbung. ..Ich ehre Sie dafür. Man
weiß ja. daß in Polen die Frauen es find. die den Patriotismus nähren.
Schön! Auch die fentimentalen Deutfchen - da war die Herzogin von
Weimar. eine brave Perfon. die mir mutig patriotifche Worte ins Geficht
warf. ich habe darum ihren Gemahl gefchont. Ia. ich habe es gern.
wenn Frauen die Ideologie pflegen. Das ziemt fich. denn ihr Reich
beruht auf den Illufionen. Aber wehe dem Land. wo die Frauen. und
feien es die Befien. das große Wort führen und die Männer gängeln.
wie bei euch Polen! Die rauhe Wirklichkeit erfordert rauhe Männer.
Überlaffen Sie Leuten wie mir. die Welt zu regieren. und begnügt enäf
mit der Herrfchaft über unfere Herzen! Nein. mein Kind. ich zürne Ihnen
nicht. ich liebe Sie noch mehr dafür. Solch hochherzige Aufwallung
fteht Ihnen gut. fürwahr. Doä) Polens Wiederherfiellung - ein
frommer Traum! Reiben Sie fich den Schlaf aus den holden Augen
und blicken Sie auf die fchöne Wirklichkeit! Napoleon. Ihr Liebhaber.
und Sie felbfi - wir beide allein. uns eine Welt. alles übrige' Traum
und Chimäre!"

Sie brach in Tränen aus. ..Dann leben Sie wohl. Site! Ich
hatte gehofft . . . wollte mich ins Unvermeidliche fügen . . . Doch ich
habe gefchworen. mein Geliebter kann nur der Wiederherfieller Polens
fein."

„Wahnwißigel“ Seine Stimme nahm förmlich einen kreifchenden
Laut an. er packte fie an beiden Armen und fchüttelte fie unfanft. ..Wer
hat Ihnen die Tollheit ins Köpfchen gefeßt? Ich laffe ihn peitfchen.
den Elenden. der Ihnen den Verfiand verdreht hat. War es der Efel
Malachowski. der pathetifche Lubelgreis. der gern den alten Brutus
mimen möchte? Oder der fchleichende Idiot Wyliki. der mir fchmeichelnd
als Höfling um den Bart geht und doch den Schwärmer nicht verbergen
25:

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

kann? Oder Ihr Vetter Offolinki, der junge Geck und vorlaute Nafe-
weis? Gab ich nicht allen diesen Narren längst den verdienten Tritt?"

„Davon ist mir nichts bekannt, Site.“ Sie verzog bitter den
Mund. „Im Gegenteil, Sie gaben ihnen freundliche Worte, leere
Ausreden, weil Sie uns Polen noch brauchen, wie Sie alle Menschen
zu Ihren Zwecken verbrauchen.“

„Ich bin durchsichtig, meiner Treu!“ Er lachte heifer auf. „Der
Politiker soll noch geboren werden, der Eifel die Wahrheit sagt. Wenn
die Stunde kommt, werden sie schon den Efeltritt erhalten. Kurz, ich
will nicht, mich für immer mit Rußland verfeinden? Fällt mir nicht
ein, ich brauche den Zaren und steure auf Ausöhnung los, wenn er
sich gefügig zeigt. Doch was schwäße ich da! Wenn Sie es aus-
plaudern, dementiere ich. Die Hauptsache bleibt, daß ihr Polen so
wenig zur Selbstständigkeit taugt wie die Isländer. Ihr habt euch un-
fähig gezeigt, ein Reich zu bilden, und das Verhängnis selber auf euch
herabgebracht. Ein so großer Mann, wie Friedrich der Große, hätte
nie in Polens Teilung gewilligt, wenn nicht unabänderliche Notwendig-
keit es gebot.“

„So nennen Sie den schändlichsten Völkermord?“ rief sie zorn-
bebend. „In drei Stücke auseinandergerissen, wie ein gebundener Leib-
eigener von wütenden Pferden! Ein so großes Volk, das von der Ost-
see bis zum Dniepr herrschte! Der Weiße Adler mag im Käfig schmachten
mit gebrochenen Schwingen, aber ein Adler war er doch und wird es
bleiben.“

„Sie sind beredt, Madame, und Ihr heiliger Eifer macht Sie noch
schöner.“ Er verschlang ihr Bild mit glühenden Blicken. „Doch das
sind Redensarten, Ideologie, wie verworrene deutsche Metaphysik,
Polens Auferstehung -- so 'ne Idee! Wenn Ideen zu bloßen Worten
werden und spekulativen Begriffen, dann sind sie schon tot. Leben hat
nur die Tat. In), ich lebe in der Idee, denn ich schaffe, reiße nieder
und baue auf wie die Natur. Die hat auch Ideen, hat Gefäße und Re-
volutionen, doch sie spintiert nicht darüber, sie arbeitet drauf los ohne
Befinnen nach innerem Zwang. So schaffen die echten Künstler, sagt
man. Nun, ich bin auch ein Künstler, mein Handwerkzeug ist die
weite Welt und das Menschengewürm, das auf ihr herumwimmelt. Und
ich mache auch keine blaffen Pläne und spinne Systeme und ahme nach
wie schlechte Afterkünstler und Doktriniere, ich knete nicht Luft, die
zwischen den Fingern zerrinnt, sondern lebendiges Material, wie sich's

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

mir bietet. und was bei dem Kneten herauskommt. das ist eben Künft-
natur. Notwendigkeit. Leben. Polen ist mir Luft. verstehen Sie. Luft.
Ich bin kein Lüftefegler. sondern wurzle auf der Erde und stampfe über
sie hin mit meinen Soldatenstiefeln. Genug! Trocknen Sie die Füßen
Augen und kommen Sie in meine Arme! Die* Geliebte Napoleons sein.
ist Ihre Notwendigkeit. Ihr Schicksal. Ihre Naturbestimmung. - und
Polens Auferstehung ist so unnatürlich wie die Auferstehung der Toten.“
Sie hatte ihm gelauscht mit einem Gemisch begeisterter Verehrung.
sehr verschieden von der früheren kalten und zufügen platonischen Be-
wunderung. und doch wieder weiblichen Trostes. der sich nicht überzeugen
lassen will. In der einfachen Großartigkeit. mit welcher dieser Ideen.
feind als verkörperte Idee seine Wahrheitseinfälle eruptiv hervorließ.
lag etwas Überwältigendes. als käme jeder Sad aus dem Herzen der
Natur selber. Lauter Aufierließchlachten in jedem Wort. ganz einfach
und doch so riefenhaft genial. Das alles empfand sie teils dunkel. teils
blißartig mit dem intuitiven Instinkt des Weibes. Ohne daß sie es
ahnte. verriet der Blick. mit dem sie ihn anschaute. verschwimmend und
matt wie im Fieber. eine sehr veränderte Seelenverfassung.

„Ist das etwa nichts Lebendiges.“ hob sie flockend wieder an. „die
Hingebung und Sehnsucht. mit der Polen Sie als seinen Befreier grüßte?
Wenn die polnischen Freiwilligenlegionen. die zu Ihnen ins Feldlager
eilen. für Sie sterben. sind Sie dann nicht überzeugt. daß Polens Herz
noch lebt?“

„Bei Gott. schön gefagt!“ Er heftete auf sie einen durchdringenden
Blick. „Ich habe mich nicht getäuscht. Sie sind ein herrliches Weib.
Mein Stern schwebt über mir auch hier und spendet mir Glück. Und was
Sie da andeuten -“ Er verfiel in kurzes Nachdenken und fuhr leise
fort: „Ich bin nicht unempfänglich für Treue und Zutrauen. wie Toren
von mir wähnen. weil ich) keine Rührszenen aufführe. Glaubt man. daß
ich kein Herz habe? Die Polen sind ein warmherziges Volk und haben
gute Eigenschaften . . . sie sind auch tapfer . . . nun wohl. sie sollen es
mal zeigen in meinem Dienste. und wer weiß. was noch werden kann!
Aber_ was denken Sie denn. meine Schöne! Sie tun. als hätte ich nur
zu wollen. und könnte schon jetzt mit einem Federfisch ein neues Polen
aufpflanzen. So rasch geht das nicht. Das war die Art der hochfeligen
Jakobiner. Die wollten alles sofort unter eine Mütze bringen. die rote
Freiheitsmütze. und dafür zog man ihnen selbst das Fell über die Ohren.
Selbst mein Minister Talleyrand. auch nicht gerade der Dummste. war
253

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

damals ein Einfaltspinsel und kam sich wie ein Schuljunge vor. als ein gewisser junger Mann aus Korfu, der eben mit einigem Lärm den Weltkathedralfestredner befriedigte, ihm politische Vorlesungen hielt. Nur nichts überfließen. reifen lassen! Manchmal in vulkanischer Zeit wie heute geht jedes Jahr mit einer Reife trüchtig, wozu man sonst Jahrhunderte braucht. Aber eben den rechten Augenblick abwarten können. da liegt das Geheimnis. daß ein kühner verwegener Schöpfer die ausschweifenden Ideen seiner Einbildungskraft in die Wirklichkeit umsetzt. Da brauche ich selbst das verhaßte Wort Ideen. Doch ich meine was anders damit als deutsche Schulfächer. Die Natur verfehlt mich schon. Kurz, man soll nicht 1807 tun wollen, was man erst 1810 tun könnte. Wir werden sehen. Geben Sie nicht alle Hoffnung auf. ich möchte sie Ihnen nicht rauben. Ihre Worte sind nicht ganz unfruchtbar geblieben. Hm. ein Polen als Zwischenwand zwischen Europa und Asien - denn Rußland ist schon Asien - nicht übel! Aber vorerst ziehen noch die Armeen des Zaren im Felde. meine eigene ist geschwächt. durch endlose Etappen von ihrer Basis getrennt. Vom Rhein bis zur Weichsel wehen meine Adler. aber darüber hinaus - wann ich die Ruffen erst über den Riemen warf. dann werden wir vielleicht weiter reden. Ob schon - es kommt drauf an - ob ich mit dem Zaren gut auskomme - hm! Umsonst. schon jetzt Entschlüsse zu fassen!" Er starrte über sie hin. wie in weite Ferne.

„O. soll mir das genügen?“ hauchte sie. „Geben Sie mir ein bindendes Versprechen! Im Namen meines Vaterlandes beschwöre ich Sie - und dann -“

„Und dann?!" Napoleon machte einen Satz durchs Zimmer wie ein gereizter Tiger. aus der Dfchungel aufgeschreckt. „Was! Man wagt mir Bedingungen zu stellen. mir Pflichten aufzuerlegen! Mir!“ Und wie in sinnlos barbarischer Wut ergriff er seine kostbare Taschenuhr. die auf einem Toilettenstischchen lag. und schleuderte sie zu Boden. daß sie klirrend zerprang. War das die gleiche Szene. wie er sie' einst in Campo Formio dem Friedensunterhändler Eobenzl mit der Porzellanvase aufführte. als der arme Diplomat nicht blindlings unterschreiben wollte? Ganz korinthischer Naturmenschen. rief er wild: „Weib. ergib dich. oder ich zertrete dich! Du bist mein. mein. vom Schickal in meinen Arm geworfen. Mir willst du widerstehen. der selber das Schickal ist? Nichts da!“ Er riß sie an sich und bedeckte sie mit Küffen gieriger Leidenschaft. „Du bist mir verfallen für alle Ewigkeit.“ Und da sie weinte.

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

nur schwach sich räubernd. sprach er mit einer gewissen feierlichen Salbung, als er ein Orakel: „Es beweist die Schwärze des Menschengeistes, daß man zu glauben wagt, man könne mir widerstehen.“

„Rettet, rettet den Kaiser!“ Dumpf gellte der Ruf aus taufend bärtigen Mäulern durch die dicke, von Pulverquäl und Schneetreiben verfinsterte Luft am Kirchhofhügel von Eylau. Gell, lang hingezogen, schmetterten zwanzig Trompetenfanfaren über die kahle Schneefläche, als die Reifigen Murats, hier am Standort Napoleons voraus die Grenadiere und Jäger zu Pferde der Kaisergarde, sich in den Feind stürzten, dessen Gefchwader in Verfolgung zerpfrenkten Fußvolkes sich gegen dem Kirchhofgeländer naheten, wo der kleine Mann im grauen Überrock lehnte und gelassen durchs Fernrohr den Anprall beobachtete. „Welche Keckheit!“ murmelte er. Unmittelbar zu seinen Füßen wurde gleichzeitig eine Kolonne grünrückiger Hunnen mit gelben Blechmützen - ruffische Garderegimentäre - von einem Bataillon Alter Garde und einigen Schwadronen niedergemacht, deren blaue Litewka, Ulanenstiefel und rosenrote Hüfen von Dunkelblau und Bärenmützen der Gardeinfanterie fremdartig abstachen. „Welche Truppe geht da so beherzt vor?“

„Sire, die Polen vom 4. Regiment der Nordlegion.“ erwiderte der lange, stämmige Stabschef Bertier. „scheint ein taugliches Material.“
„...Hm, die Polen, gut.“ Ihr wildes „Es lebe der Kaiser!“ tönte zu ihm herauf.

„Wird die Gräfin freuen.“ brummte Duroc vernehmlich hinter ihm. Der Kaiser schien es nicht zu hören, ins Schlachtbild verfenkt.
„Marbot, reiten Sie zum 14. Ligne, das sich noch immer hält. Es ist ganz umringt. Bringen Sie den Braven meinen kaiserlichen Dank und Gruß und mein Lebewohl, wenn sie nicht mehr entkommen können. Retten Sie den Adler! Sollten Sie dabei bleiben, so senden Sie, wenn möglich, noch Rapport vor Ihrem Ende!“ Der Adjutant verneigte sich flüchtig und pfrenkte im Nebel davon. ...Hm, Sie da, Mortemart! Laden Sie den Marschall Augereau ein, wenn er noch lebendig ist - die Divisionäre sind gefallen - er soll Division Heudelet links von Rothenen in Stellung bringen unter Deckung der 3. Dragonerdivision. Man hört ja nichts mehr von Davout. Hat denn Friant das Neft da, Kuttschitten oder wie es heißt? Reiten Sie zu Morand hinüber, ob St. Hilaire

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

richtig an ihn angeschlossen und ob er endlich die Kregeberge fürmt. - Nummer elf!" Die an der Tour feiende Nummer der Adjutantenkette salutierte. ..So. das find Sie. Montesquieu! Bringen Sie mir Nachricht von Murats Attaäe! - Nummer zwölf! Fragen Sie in Eylau an. ob Soult's Batterien frische Munition brauäfen. Sie können dem Marfchall fagen. ich fei zufrieden. Er führt als verfagte Linke meine Intentionen richtig aus. - Duroc. du kannft für den Tagesbefehl vor-merken: die Generale Hautpoul und Grouchy machten fich bemerkbar." Die Schlacht waberte fort mit Myriaden Flammenzungen. Schwefelgelbe Gefchüßbliße zuckten durch den weißen Schleier der Säfnееflocken. Links von Eylau und weiter vorn dröhnten feftgefrorene Teiche vom Huffchlag antrabender Gefchwader. Durch den Rauchnebel blinkten manchmal Adlerfahnen mit der goldumfranften Trikolore über Schnee-hügel. dann verfchwanden fie. wie von Schneeuntiefen verfchluckt. Fern von rechts donnerte Davouts Schlachtlärm. In der Mitte klirrte und raffelte eine mächtige Reiterfchlacht. ab und zu trug der Wind abge-riffene Signale herüber. Die Gardevierecke ftanden ftarr und duffer wie Granitblöcke um den Kirchhof. die Bärenmüßen nahmen fich in der Ferne wie ein Fichtenwäldchen aus. Vor ihnen hantierten Garde-kanoniere mit brennenden Luntten. der rote Kolpak ihrer kleinen runden Pelzmüßen wehte bebend bei der Lufterfchütterung jeder Batterieent-ladung. Rückwärts ftrömten ganze Brigaden von Verwundeten über das blutberiefelte Winterfeld. deffen bleiches Leichenlaken fo viele als Totenhemd umhüllte. Ab und zu fchrie ein verendendes Pferd unter einer kümmerlichen Föhre. in deren Schuß es fich hingefchleppt mit herausquellendem Eingeweide. Verfchneites Tannengefrüpp. wie kri-ftallifizierte Edelweißblumen in Vergrößerungsmaßftab. quoll von Blut über wie eine Silberfchale. In jeder Vertiefung fchiäfteten fich Roß-kadaver. jede Eisgrube fteckte voll von uniformierten Leichen. Blau- und Grünröcke durcheinander. Als fchwarze Ruine ftreckte in der Nähe eine Windmühle die Stümpfe ihrer Flügel in die brenzlige Luft. geftern mit allen moskowitzifchen Verteidigern niedergebrannt. In den Straßen von Eylau. wo geftern bei der Erftürmung überall Leichen durch die Fenfter auf die Straßen flogen. oben erfchlagen und unten gefpießt unter tie-rifchem Mordgeheul fibirifcher Regimenter. kollerten unabläffig Roll-kugeln übers blutige Pflafier. Denn vor der Stadt draußen arbeiteten die fchweren Batterien des Oberft Yermolow durch die Winterdämmerung fort.

Jahrgang St. Wyspranski: Water-nimm
* 9 o 8 Zum Effay von Victor Lederer.

Fun j. *z c

"2- 0 1-"1 iVm-rxeÃÿÃœr

C-

K

> N , ,KK -

- ZIÃ,,ir k?Q:Ã,,'-*-* ,x-*

B.;

7

"R,

xâœ.

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

„Sire. General Hautpoul ist gefallen. General Grouchy ist verwundet.“

„Der alte Hautpoul! So hat er's wahr gemacht. als ich ihn vor-
gefiern bei Hof umarmte: „Nach dieser Gunst bleibt mir nichts mehr
als für Sie zu sterben!“ Der Brave! Weihen wir ihm eine Träne!
Doch ich habe Sie nicht nach der Totenliste ausgefickt. Nummer elf.
fondern nach Erfolg der Attacke.“

*„Sire.“ entschuldigte sich der Marquis de Montesquieu. „ich wollte
dies nur vorausficken. Fürst Murat hat alle drei ruffischen Linien
durchbrochen. doch die Pferde sind ausgepumpt. manche schon beim An-
ritt aus purer Erschöpfung niedergefunken. Die Strapazen. der Futter-
mangel seit acht Tagen.“

„Erzählen Sie mir nichts. was ich schon weiß.“ unterbrach ihn
der Kaiser unwirsch. „So ist der Zweck erreicht. die ruffische Haupt-
macht an den Fleck gefesselt. von Davout abgezogen. Berthier. steigen
Sie auf den Kirchturm und verschaffen sich Ausblick über die Krege-
berge! - Marbot kam nicht zurück. wohl gefallen. das 14. Ligne auch.
Schade! - Was gibt's. Duroc?“

„Noch einen Verlust! General Dahmann von den Kaiserjägern
gefallen! Die Gardereiter litten schwer.“

7 „Der achte General heute! Ein schlimmer Tag! Ist General Lepic
gefunden? - Oh. da sind Sie ja!“ Der Kommandeur der Grenadiere zu
Pferd. die eine selbständige Attacke unter der Anleitung des Marschalls
Bessières weiter links ausführten und sich von rückwärts. hinter der
letzten russischen Linie abge schnitten. den Rückweg durch das ganze Russen-
heer hieben. salutierte feindlich. mit seiner zerzausten Elitetruppe zum Kirch-
hof heimkehrend. „Ich hielt Sie schon für gefangen.“

„Sire. Sie könnten nur meinen Tod erfahren. nie meine Gefangen-
schaft.“ Wohlgefällig schweifte Napoleons Auge über die Garderiefen
zu Pferde. die. von oben bis unten mit Säzneeflocken bedeckt. mit ihren
weißgepuderten Bärenmäusen wie nordische Märchenpanzer aus-
sahen. „Mit solchen Männern behält man das Feld. O. ich liebe euch.
ich liebe euch alle. Duroc. Häuptling von Helden zu sein. darüber gibt's
nichts. Das ist die stärkste Liebe: der Feldherr und sein Heer.“

Duroc lächelte düster. „Was würde die schöne Polin sagen. wenn
sie dich hörte!“

Napoleon zuckte ärgerlich mit der Schulter. „Laß doch solche
17 257

Romantifche Liebe Karl Bleibtreu

Albernheiten! Ia. du - du fchwärmft immer von Frau und Kind daheim. Wundert mich. daß du mir nicht fchon den Dienft gekündigt haft. Meine große Liebe ift die Schlacht."

..Auch die verlorene?" murmelte der Vertraute halblaut.

..Was verloren!" murrte der Empereur zwifchen den Zähnen.

..Kleinmütiger! Ia. wir haben große Verlüfte. doch der Feind noch größere. Der ift demoralifert. fage ich dir." Und in barfchem Kommandoton fchnarrte er: ..Notieren! Artilleriechefs Ssnarmont und VallS machten fich bemerkbar. Ihre Kartätfchen taten Wunder!"

..Sire. Sire!" Berthier kam foeben zu Fuß mit großen Schritten hergerannt. vom Kirchturm herabgef'tiegen. ..Der Herzog von Auerfiädt ift Herr der Kregeberge. Iäf fah deutlich den Dampf unferer Batterien von dort nordweftlich gehen."

..Dann ifi die Säflacht gewonnen!" Es wurde fchon ganz finfker. Ein Offizier war in fchneller Gangart herangefprengt. Arm in der Binde neben ihm der Ordonnanzoffizier Herr von Mortemart in feiner hellblauen filberverfchnürten Jacke. Die Tigerfellchabracken anderer heran-eilender Ordonnanzoffiziere wehten im Winde. ..Was bringen Sie. Mortemart?"

..Sire. hier ift ein verwundeter Stabsoffizier vom General Milhaud. der über die Lage am rechten Flügel genau berichten kann."

..Major Ornano. zu Befehl. General Morand fchlug fchon um 2 Uhr einen ruffifäfen Vorfiöß zurück. der Marfchall Herzog von Auerfiädt pflanzte 40 Kanonen auf dem Kregeberg auf. Friant breitet fich auf der Flanke immer weiter aus. Es fieht alles gut."

..Danke. Ich gebe Ihnen das Kreuz. Berthier. notieren! Major Orne -"

..Ornano. Sire."

..Na alfo. Ornano! Wenn ich jeden kleinen Offizier bei Namen kennen follte -! Reiten wir rückwärts ins Hauptquartier!" Und finf'ter raunte er Duroc zu: ..Noch zogen die Ruf'fen nicht ab. Ich fürchte für morgen. Wird man die Schlacht erneuern?"

..Unfere Truppen find fchre>lich mitgenommen." gab Duroc forgen-voll zurück. ..Was foll das werden! -- Hörf't du?" Eine Maffe Verfprengrer trottete feitwärts am Wege. außer Reih und Glied. ohne Offiziere. Durch die Dunkelheit kreifchten wütende verzweifelte Stimmen: ..Brot und Frieden! - Haft genug. kleiner Korporal? - Der

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

muß 'nen tüchtigen Sparren im Kopf haben. uns hier im Kot und Schneedecke zu erfäulen!"

Napoleons Kopf sank auf die Brust. er hing müde über den Nacken eines perfekten Schimmels. ..Die Disziplin ist gelockert." flüsterte er mehr traurig als verdrossen. ..Glauben die Burken denn. ich führe Krieg zum Spaß? Mir wäre auch lieber. zu ruhen . . . du weißt wo . . . als hier den irrenden Ritter zu spielen."

..Ob Frau Walewska wohl ahnt. welchen Gefahren du dich heute ausgesetzt?" warf Duroc hin. ..Ich bin Frankreich für dich verantwortlich und kam aus der Angk nicht heraus."

..Bah. seit zehn Jahren fliegen uns die Kugeln um die Beine. . . und unsere Laufbahn hat kaum erst begonnen . . .

Dürftige Hütte. der Kaiser und sein Gefolge auf Strohballen gelagert. Ein angezündetes Fichtenkeil als einzige Lampe. ein paar Bissen Brot und Speck als einzige Nahrung der kaiserlichen Tafel.

Tiefe Stille. ..Mich fröhelt. Es muß schon Morgen sein. Wer kommt da?"

..Sire. Leutnant Parquin. '7. Chasseurs. Ordonnance des Generals Durosnel. Rapport von Marschall Soult. der vor fünf Uhr die Vorposten beritt: der Feind zog bei Nacht ab. viele Trümmer zurücklassend."

..Dacht' ich's nicht! Der Stern von Lodi und den Pyramiden und Marengo strahlt überall im Norden wie im Süden. im Nebel von Austerlitz und Lena und auch durchs Schneetreiben von Eylau. Oberst d'Albe. entwerfen Sie das Bulletin! Wir haben viele Trophäen natürlich . . . Kurier nach Paris! Man soll die Glocken läuten und Tedeum singen! Ich werde an die Kaiserin persönlich schreiben."

..Und an Maria Walewska?" mahnte Duroc leise. ..Du versprachst es." Aber Napoleon hörte augenscheinlich nicht und deklamierte: ..Diese gräßliche Schlächtereie wird übermütigen Despoten wie dem Zaren und dem Preußenkönig wohl endlich Liebe zum Frieden einflößen. -- d'Albe. bringen Sie im Text an. daß die polnischen Reiter sich bemerkbar machten . . . nein. halt. lassen Sie's nur. man muß die Neulinge nicht verwöhnen. Hm!" Er versank in Nachdenken. ..Polen . . . senden Sie Kurier nach Warschau! Der Abbe? du Pradt soll unter der Hand die polnischen Magnaten versichern. daß dieser große Sieg vielleicht für Polens Hoffnungen heilsam sei. laß lange Waffenpause. Man wird mich nicht tören. bis ich alle meine Verstärkungen beisammen habe.

:7* 259

Romantische Liebe Karl Bleibtreu *

Dann ade. Ruffenmacht!" Und er ging pfeifend auf und nieder. die Hände auf dem Rücken.

„Reich mir die Mappe dort! - Rolle die Karte auf! - Zünde die Kerzen an! Das Kerzenlicht ficht dir fo gut. Ach. und du haft große Toilette gemacht. Wie reizend!"

„Das merkft du erft jeßt. Napoleon?“ fchmollte fie mit Grazie. Er fah fie verliebt an. beraufcht von ihrer fchmachtenden ladyliken Morbidezza. Obfchon kleine Männer meifi für junonifche Gefalten erglühen. zeigte fich fowohl feine äfthetifch-poetifche als feine heroifch-ritterliche Ader in feiner durchgängigen Vorliebe für zartere Weiblichkeit. Hier im Schloß Finkenfein hatte er fich häuslich mit der Liebfin eingerichtet. mitten im Brennpunkt feiner Weltgefchäfte. wo täglich aus Paris und Mailand wie aus den Standquartieren feiner Heereskörper dringende Depeschen einliefen und er alle Angelegenheiten feines Reiches ebenfo forgfältig leitete. wie die Einrichtung feiner Lager und Truppenmärfche.

„Du haft wieder zehn Stunden hintereinander gearbeitet. Site. und kaum gezeffen. Die Sekretäre fallen vor Ermüdung um.“

„Die Schwächlinge! Hier im Hauptquartier niefi und hufiet alles.

jeder klagt über Grippe und Rheumatismus. Was mich betrifft. fo habe ich mich nie wohler befunden. obfchon ich drei Wochen lang nicht aus den Stiefeln herauskam und nur angekleidet fchlief. auch manchmal nur Brot und Branntwein bekam. wenn ich Vorpoften revidierte. Bin ich ein König Nichtstuer? Wer regieren will. foll eiferne Nerven haben. Ich lebe in meinen Plänen. das erhielt mich jung. Nun bin ich fo gut wie fertig. Ich werde die Frühjahrskampagne mit genügenden Maffen eröffnen und dem Ruffen für immer den Garaus machen. das ift voraus entfchieden. Danzig fiel foeben und Königsberg fällt nach. Dann ade. preußifche Monarchie. Uff! Das tut wohl. bei dir auszuruhen. Süße.“

Und er wollte fich in ein erotifches Delirium fürzen. das fie gutwillig. doch mehr als leidender Teil. über fich ergehen ließ. als es diskret klopfte. „Wer unterfteht fich? Wer fiört da wieder? Bifi du's. Duroc?“

„Iawohl!“ klang es gedämpft von draußen. „Ein Kurier der Kaiferin mit Briefen Ihrer Majestät und des Polizeiminifiers ifi eingetroffen. und da dachte ich . . .“

„Was wird's fein! Her mit dem Wifch!“ Duroc reichte von

VI Bleibtreu: Romantifche Liebe

draußen durch die Türfpalte. die fich gleich wieder fchloß. eine Brief-
fchaftenmappe. ..Entfchuldige. Maria. daß ich rafch lese. was meine -
was die Damen in Paris von mir wollen! - Bah. Fouches Rapport
zuerfi. - Solch eine Gemeinheit! Die Parifer Börfe läßt die Staats-
rente um drei Prozent fallen troß Eylau . . . als ob das ein Pyrrhus-
fieg gewefen wäre! Die albernen Spekulanten werden große Augen
machen. heut über ein paar Monate. wenn meine politifche .Hauffe ent-
fchieden ift. All diefe Gegenwartsrealifien fehen immer nur den Schein.
nicht das Ding an fich. Ich. wenn ich ein Ding betrachte. fehe gleich-
fam das Innerfte. die Idee der Natur diefes Dings."

Da fiel fie ein. als erhafche fie eine Gelegenheit. auf die fie paßte:

..Siehft du auch die Idee . . . P olen s?"

..Polen! Schon wieder! Quälgeift! - Laß fehen. was die andere

Quälerin krißelt." Mit verfinfterten Mienen las er den Brief

Iofephinens: ..Eiferfüchtig. was? Das wagt fie nach alledem . . . Als

ich in Ägypten war . . . Es ift zum Totlachen! Dies endlofe Ge-
winfel. als ob fie fich nicht fehr gut ohne mich in den Tuileries amüfierte.

O. ich kenne das! Das ift die Ouvertüre einer Schneiderfymphonie . . .

natürlich wieder mal eine Million Schulden wie jährlich. bis die .Hof-

fchneider mich auf offener Straße mit ihren Rechnungen anfallen. -

So. .Hortenfe führt fiä) unanftändig auf und macht ihrer Mama Kummer.

und mir fchreibt fie heuchlerifch devot." Er ftürzte an den Schreibtifch

und krißelte mit feiner unleferlichen Schrift hin:Meine Tochter! Ich

habe von Deinen Streichen gehört. Du machft Deinen Ehemann lächerlich.

meinen Bruder. vergiß das nicht! Wenn ich nach .Haufe komme. werde

ich Dir den Kopf zurecht fehen. Fürchte meine Strenge!"" Und Jo-

fephine foll auch die Rute fpüren: „Sie beläftigen mich mit Ihrem

leidigen Verdacht. Ich babe das Recht. auf all Ihre Vorwürfe mit

einem beftändigen Ich zu antworten. Ich bin anders wie die andern.

und ihre Gefefße find für mich nicht da." So. das erleiäftert." Er warf

die Feder hin. daß Tintenklere herUmfprießen. und riß in zorniger Auf-

wallung feine Krawatte ab. an der er als zu eng neftelte. ..Diefe Do-

meftiken wiffen mich nicht mal anzukleiden. Soll ich etwa an meine

Krawatte denken? Faules Gefindel! Bediente wie Weiber! Ich will

euch! Warum fiehft du miäj fo an?" *

Ein beftändiges Ich. Gefefße für ihn nicht da! Sie erftarrte in

fich. Dachte er fo auch über fein Verhältnis zu ihr? Zagend hob fie

wieder an: ..Ich fragte vorhin nach Polen. Verfprachft du mir nicht -"

Romantifche Liebe Karl Bleibtreu

„Gar nichts. Ich bitti mir's aus. Freilich. gefeßt den Fall. daß die Umftände ermöglichen . . . will der Zar Preußen retten. daß ich's nicht ganz von der Landkarte ftreiche. dann willige er in ein Taufchobjekt. Das Haus Hohenzollern hat aufgehört zu regieren . . . , oder ein Herzogtum Warfchau fängt an. Vielleicht mit Murat . . . ich denke daran.“ Sie klatfchte in die Hände. „Großer Gott! So wird mein Traum verwirklicht? Du fchafffi wieder ein Polen? O. Napoleon. ich liebe dich!“

Das fchien ihn kalt zu laffen. er ging gar nicht darauf ein. fondern murmelnd auf und nieder: „Ia. ich muß ihn perfönlich fprechen. den glatten Byzantiner. den humanliberalen Vatermörder. An der Eitelkeit werd' ich ihn packen. O ja. er foll Preußen retten . . . und die Welt mit mir teilen. Finnland fchenk' ich ihm . . . verfpreche dafür Beihilfe . . . na. da kann er lange warten. das ift doch nicht der Ort. wo es was für mich zu holen gibt . . . und die Türkei . . . o ja. fünf Millionen Griechen lechzen nach Freiheit . . . ein weites Feld der Philanthropie. Bei fo fchönen Ausfichten wird es den Herrn aller Reußen nicht grämen. wenn ich Polen als Klientelf'taat gründe . . . ausgehängte Warnungstafel . . . der weiße Adler fchaut nach Often bis Smolensk . . .“

„O. und Krakau. Galizien?“ rief fie eifrig.

„Iaja. kommt wohl alles noch. Öfterreich ifi unzuverlässig und muß meinem Syftem noch Opfer bringen. Doch wie kann ich heut wiffen. ob ich miäf mit Rußland oder Ofterreich künftig verbinde! Talleyrand machte neulich fchon wieder eine Andeutung auf Notwendigkeit der Scheidung . . . ach. die arme Jofefine! Laffen wir das. ich mag nicht dran denken.“ Und indem er feine Geliebte mit einem kalten gleiäf-gültigen Blick anfah. wie geiftesabwefend. als fähe er durch fie hindurch und über fie weg in die Ferne. murmelte er: „Diefe tapfern Polen werden ein gutes Armeekorps ftellen. Hm. wie das ihre kindliche Phantafie bezaubert: Napoleon mit einer polnifchen Liebften; das feffelt fie erft recht an mich. Ia. ich werde deinen Wunfch befriedigen. mein Kind. die Hingebung deiner guten Landsleute belohnen. Es rührt mich. Glaubt man. daß ich kein Herz habe? Ich bin fogar ein ganz guter Menfch. Doch von Jugend an mußte ich diefe Seite zum Schweigen bringen. Wie vortrefflich fich das fügt. daß ich mit dir - das wird jetzt ein Stein in meinem Schachbrett. Oh. mein Stern hält mir immer Wort. auch hier hat mein altes Glück mich nicht betrogen.“

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

„Ah, diene ich Ihren Zwecken. Sire?“ frug sie scharf, wie vor einer
jähren Entdeckung erlebend. Doch er verfiel nicht mal ihre Bitterkeit.
„Gewiß. Und es macht mich stolz, daß ich nun doch noch die maß-
lose Bitte meiner Dame gewähren kann. Sieh, ich bin der geplagte
Sklave, denn ich diene einem unerbittlichen Zwingherrn: der Natur der
Dinge. Diefem muß ich gehorchen, und wenn ich von ihm abfalle und
mich zu Unnatürlichem vermeße, dann kann ein Atom mich fällen. Polen
und Walewska! darf jetzt meine Lofung sein, denn sie liegt in der Natur
der Dinge. Ob immer - nichts dauert ja. Doch wozu sich die Stunde
trüben, die Stunde deines Triumphes! Genieße ihn!“

Schluß in der September-Nummer.

263

Jof e fa Meh:

Ä Beethoven-Sonate.

Blaffe Blüten. grelle Sterne

Heben sich aus fattem Grün.

Schlingen sich zu lofen Ketten.

Die. vom Lauf des Bachs zerriffen.

Sich ans andre Ufer retten;

Zeigen hier ein blaues Kiffen.

Dort ein weißes Kreuzgebilde

Gelbe. lila-rote Schilde.

Wie von Kinderhand gefät

In der Wiefe weiten Schoß:

Leicht und bunt und regellos.

Recht ein übermütiges Blühn. -

Düfteschwerer Windhauch weht;

Und des Mittags Sonnenfunken

Sind verschwenderisch geftrout.

ie ein feiner goldner Sand.

Ferner Glocken Feftgeläut . .

Und die Weite traumverfunken. -

Langsam keimt am Himmelsrand

Abendröte. brünftiger Schein.

Goldfand muß nun purpurn sprühenz

Heiße Rofenhäupter glühen.

Strauchgewirr ftatt Wiefenwellen . . .

Alles schläft in Gluten ein.

Aus umblühten Neftern quellen

Vogellieder. liebeschwer. -

Doch der Abend muß verblaffen.

264

Und es geht die Nacht daher.
Weiße. fchlanke Genien fafien
Sich bei fchlanken. weißen Händen
Zweige reichen fie fich zu.
Lorbeerzweige. von Geländen.
Die der Seligen Fuß betreten.
Und es klingt wie leifes Beten.
Wie ein leifes Hymnenfingen.
Wie fie bald im Wandeltanze
Leib um Leib durch Leiber fchlingen.
Eng vereint zu rundem Kranze.
Heitre. fanft bewegte Ruh.
Und die Ebne braun und weit.
Fort die Rofen. wie verfunken . .
Und das Lied aus Vogelkehlen.
Das erklungen fommertrunken
Vor des Abends rotem Tor.
Taftet nach den Blütenfeelen
Zagend durch die Dunkelheit.
Strenger Odem fteigt empor.
Wie ein Helm aus [tumpfem Stahl.
Drin Opale eingelaffen.
Runden fich die Wolkenmaffen.
Zitternd trifft der Sterne Strahl
Auf die weißen Hände nieder.
Die wie bleiche Orchideen
Auf des Grundes Dunkel fiehen.
Langfam fchwellen an die Lieder.
Bis zu hallendem Chorale
Aufgeblüht der Klänge Reigen.
Und das Licht der Mondesfchale
Fängt fich in den ernfien Zweigen.
Die. gedrängt von heiligen Mächten.
Keimend. fprießend fich verflechten.
Bis zu einem einzigen Baum

Eingeengt die Duftend-Schlanken Z
Und es liegt der weite Raum Z
Still. wie unbetretenes Land. Z
Um des Helmes dunklen Rand 7
Kraufe Silberlocken ranken. - Z
Fern verflochten der Genien Reigen L
Wunderbares. - tiefes Schweigen Z
Hat den starken Sang befißt. Z
Stumme Landschaft: Z
Baum im All. Z
Aufe. die zum Himmel bauen. Z
Sterne. die zur Erde schauen. Z
Von der Einsamkeit gewiegt. Z
Nur der Tau in leisem Fall Z
Stört die unbefleckte Stille. x
Breitet feines Segens Fülle *
über feliges Erblühen.
Ferne . . . fern . . . wie im Verblühen . . .
Z Schluchzend. eine Nachtigall.
266

Hermann Paull:

Das Meer als Kurort.

Es muß ein Augenblick wirklicher Inpiration gewefen fein. als Wilhelm II. das Wort in das deutfche Volk warf: „Deutfchlands Zukunft liegt auf dem Wafier.“ Wenn auch anzunehmen ift. daß der Kaifer zunächft nur an die volkswirtschaftliche Zukunft Deutfchlands. an feine Beteiligung am Welthandel. an feine politifche Machtftellung im Völkerkonzert gedacht hat. als er feinem Volke die große Verkehrsfaße des Welthandels. den Ozean. erfchließen wollte. fo ift diefes Wort doch fo inhaltsreich. enthält ein fo gewaltiges. für ein Jahrhundert hinausreichendes Programm. daß man für feine Entfiehung tranzfendente Urfaehen fuchen möchte. - - - - - * -

Wenn ein Arzt. der etwa vor 100 Jahren gefiorben ift. heute wieder auferfiehen könnte. um einer modernen Großfiadt einen Befuch abzuftatten. dann würde er bezüglich der Gefundheitsverhältniffe des Volkes merkwürdige Dinge wahrnehmen. Ihm müßte. wenn er die Stadt zuerft aus einiger Entfernung von einem Hügel betrachtete. vor allen Dingen die dicke Dunfifchicht auffallen. in welche das ganze Stadtbild gehüllt ift. Die unzählbare Menge rauchender Schlote löfi ihren giftigen Hauch in diefe Dunfifchicht auf. diefelbe immer dichter. immer undurchdringlicher gefialtend.

Wenn der Arzt fich dann bei einem modernen Hygieniker erkundigen könnte. woraus diefe Dunfifchicht beftehe und was für Einflüffe auf die Gefundheit der Stadtbewohner fie habe. die darin atmen müffen. dann würde er erfahren. daß diefer merkwürdige Nebel zum größten Teile aus getrocknetem Pferdemißt. aus Ruß-. Staub-. Erd- und Steinpartikeln und aus Refien von vertro>neten Tier- und Pflanzenteilen befteht. in welchen ein unzähliges Heer von allen möglichen Krankheitskeimen wimmelt. Der moderne Hygieniker würde ihm dann ferner berichten. daß die heutigen Großfiadtbewohner. welche gezwungen find. ihren Luftbedarf den größten Teil des Jahres aus diefer giftigen

Das Meer als Kurort Hermann Paul
Dunstschicht zu entnehmen. keine gefundenen Atmungs- und Riechorgane
mehr befißen.

Insbesondere sind es die Erkrankungen unserer Filter für die
Einatemluft, von welchen der moderne Großstädter heimgefucht wird.
Dieser natürliche Luftfilter, die Schleimhäute der Nase, des Rachens
und Kehlkopfes, ist bei dem Großstädter des 20. Jahrhunderts defekt
geworden. Ehrenreiche Nasen-, Rachen-, Kehlkopfkatarrhe sind in einer
Großstadt jedermanns Krankheit. Diejenigen Beimischungen der At-
mungsluft, welche durch jenen Luftfilter zurückgehalten, am Eintritt
in die Lunge gehindert werden sollen, gelangen nun mit in die Lungen.
Lungenkatarrhe aller Art, Tuberkulose hervorruhend.

Wenn nun unser Meßcuß keßrjylw von feinem Berge herab-
steigen und in die Stadt selbst hineingehen wollte, um das Leben und
Treiben dieser modernen, in Dunst gehüllten Großstädter zu studieren,
dann würde er schon beim Annähern an die ersten Häuser empfinden,
wie sich dieser Giftrauch bleiern auf seine, an diese Belastung nicht
gewöhnnten Atemwerkzeuge legt, der Atem würde ihm stocken.

Wenn er dann an einer der belebteren Straßen angelangt sein
würde, dann würde ihn das zweite hervorstechende Merkmal der Groß-
stadtpathologie des 20. Jahrhunderts zum Bewußtsein gekommen sein:
das Hasten, Treiben, Jagen des modernen Erwerbslebens.

Das Bild, welches Goethe in Hermann und Dorothea von Her-
manns Eltern malt, wie sie in behaglicher Ruhe unterm Torweg sitzend
das Wunder des Tages ansehen, den Zug der Emigranten, klingt dem
modernen Großstädter wie ein Märchen aus längst entwichenen,
grauer Vorzeit.

Heute raucht die elektrifizierte Straßenbahn durch die Straßen, mit
scharfem Tone die Gefahr verkündend, in der Fuhrwerke und Fußgänger
sich befinden, die ihr zu nahe kommen. Das Auto verbreitet mit feinem
dumpfchrillen Tone Furcht und Schrecken um sich her, und der Radler
bahnt sich mit dem scharfen Tone seiner Glocke einen Weg durch das
Gewirre der Wagen und Menschen, Personen- und Luftfuhrwerke
durchfahren in eiligem Schritt staubaufwirbelnd die Straßen. Auf den
Trottoirs, dem einzigen Teile der Straße, wo der Aufenthalt nicht lebens-
gefährlich ist, flutet ein dichter Menschenstrom hin und her, Sinnes-
eindrücke in schneller, unaufhörlicher Folge, körperliche und seelische
Unruhe, Hasten, Treiben, Jagen überall.

.Hermann Paull: Das Meer als Kurort

Das Wohnhaus. früher meistens nur eine Familie beherbergend. hat sich zur modernen Mietskasernen herausgebildet. in denen die Menschen zu Hunderten. in ganz großen Städten sogar bis zu Tausenden eng über- und nebeneinander geschichtet. untergebracht sind. Von wirklicher Ruhe kann in einem solchen Menschenfall natürlich keine Rede sein. Der eine hört und sieht den andern. ja oft ist er gezwungen. die Gerüche des andern mit zu genießen. Das ganze Erwerbsleben steht unter dem Zeichen: Zeit ist Geld. Der Arbeiter raft in der Frühe zu seiner Arbeitsstätte. um seine ungeduldige Maschine zu bedienen. und mittags eilt er ebenso hastig wieder in seine Wohnung. um die kurz bemessene Mittagszeit voll auszunützen. Der Handwerker berechnet den Wert seiner Arbeit nach Stunden und Minuten. der Kaufmann steht nach dem offiziellen Schluß seines Ladens noch bis spät in die Nacht hinein an seinem Arbeitspult. die wichtigsten schriftlichen Arbeiten erledigend. für die er im Laufe der Tagesgeschäfte keine Zeit fand. Der Beamte feuht unter der Last der Aktenfaszikel. die sich an jedem Morgen von neuem auf seinem Arbeitstische auftürmen. und zu deren Erledigung die Dienftstunden nicht mehr genügen. und der Gelehrte findet kaum noch Zeit. die Unmenge von Literatur zubewältigen. die sein Fach ihm täglich aufnötigt.

Die Ruhe. die behagliche. nervenstärkende

Ruhe ist aus dem Erwerbsleben des 20. Jahrhunderts ganz geschwunden. Die natürliche Folge dieser unaufhörlichen Haft ist das zerrüttete Nervensystem des modernen Großstädtlers. sind die Krankheiten Nervosität und Neurasthenie. die mit unheimlicher Schnelligkeit um sich greifen.

unser Äoeter reäjrue würde nach diesen Wahrnehmungen wohl keine Luft mehr verfpüren. das moderne Großstadtleben näher kennen zu lernen. er würde sich bald hinaus begeben. vor die Stadt. in die Landstraße. auf welcher er. wie zu seinen Zeiten. nach Feierabend oder am Sonntag die friedlichen Bürger spazierend in behaglicher Ruhe anzutreffen hofft.

Aber auch hier ein ganz verändertes Bild“. Die Landstraße hat keinen Raum mehr für den frischlufthungrigen Spaziergänger. Das verhindert schon das Auto. Ist der Wanderer der Gefahr. von ihm überfahren zu werden. glücklich entronnen. dann sieht er sich in eine benzinrauchende Wolke von dichtem Staube gehüllt. Kaum hat er sich

Das Meer als Kurort Hermann Paul

von feinem Unwillen erholt. so kommt ein zweites Auto mit dem nämlichen Schrecken. oder knarrende Luftfahrwerke ächzen an ihm vorbei. Ein Landstraßenleben. wie am Osterfonntage im Fauf. würde heute die Errichtung befonderer Unfallstationen notwendig machen. Unser Doktor flüchtet ins Gebirge. Aber auch hier Autos überall. bis in die tiefsten Täler hinein Schrecken verbreitend. die Luft staub- und benzinvergiftend. Auf jeden Berg. durch jedes Tal fährt eine Eifenbahn. der die Ausflügler in nervöser Haft zueilen. Und in jedem Tale Fabrikchloten in großer Zahl. einer an den andern sich reihend. alle die Herrlichkeit des Menfchengeiftes preifend und den Auffchwung unferer Induftrie und die Zunahme unferes Nationalreichtums verkündend. aber alle auch Giftquellen für unfere Gefundheit. Und an den Hängen der Gebirge überall Luftkurhotels und Sanatorien und Naturheilanftalten. die dem nervösen Großstädter die Wiederherftellung feines defekten Nervenfyftems in vier Wochen in Ausficht ftellen.

Wo foll das hinaus? Wenn unfere Bevölkerung sich weiterhin jährlich um eine Million Köpfe vermehrt. wenn die Fabrikchloten und Automobile. die Berg- und Talbahnen in den nächften 20 Jahren in derfelben Progrefion wie in den verflossenen wachfen. wenn die Luftkurhotels weiterhin wie Pilze aus der Erde fchießen werden. und wenn erft die Luftfchiffahrt in den Dienft der Perfonenbeförderung gefällt fein wird. dann wird bald kein Pläßchen mehr in unfem großen fchönen Deutfchland zu finden fein. in dem der geheßte Großstädter fein ramponiertes Nervenfyftem. feine defekt gewordenen Atemwerkzeuge wieder herftellen kann. - - - - -

Deutfchlands Zukunft liegt auf dem Waffer!

Sollte in diesen Worten nicht auch eine tiefe hygienifche Wahrheit. ein gewaltiges. fozialhygienifches Programm liegen?

Wenn das Reichsgefundheitsamt oder eine medizinifche Fakultät einen Preis ausfchreiben würde für das beste Heilmittel gegen die Volkskrankheiten Nervofität. Neuraftenie und die Katarrhe der Luftwege. so müßte derjenige preisgekrönt werden. welcher Mittel und Wege angeben könnte. die Heilkräfte des Meeres dem Volke zu erfchließen.

Die Heilkräfte des Meeres! Sie find so alt wie die Welt und immer noch unausgenußt! Hippokrat. Plinius. Celfus haben fie schon gekannt; die Römer haben schon

Hermann Pauli: Das Meer als Kurort

richtige therapeutische Seereifen ausgeführt zur Heilung der Schwindfucht. Auch bei uns beginnt das Verändnis für das Wort Platos

„Das Meer wäpcht alles Übel weg“ immer mehr zu wachsen.

Denn zweimal im Jahre schon ergießt sich ein mächtiger intereuropäischer Strom von überarbeiteten, nervenkranken, großstadtluftvergifteten Menschen an die Gelede des Meeres, an die beiden Rivieren im Winter, an die deutschen, holländischen, belgischen Nordsee- und die französischen Kanal- und Biscayaabäder im Sommer, die Heilkräfte des Meeres suchend.

Aber des Meeres Heilfajaß liegt nur zum geringsten Teile an den Küsten. Auf dem hohen Meere, weit von den Ufern des Festlandes entfernt, mitten in der Unendlichkeit des Luft- und Wellenmeeres, dort liegen die eigentlichen, die wirklichen Heilkräfte des Meeres.

Denn nur in den Worten Meerluft und Meerklima sind sie enthalten. Schon die eine Tatsache, daß die Meerluft frei von jenem Dunst ist, der heute alle Städte umgibt, daß sie Staub überhaupt nur ganz selten und Krankheitskeime niemals enthält, würde das Meer zu einem Luftkurort ersten Ranges machen. Die absolute Keimfreiheit der Meerluft ist mit Hilfe des Mikroskops oft genug erwiesen. Zuletzt hat der Kieler Professor)))*, Bernhard Fischer als Teilnehmer der Planktonexpedition festgestellt, daß auf hohem Meere nirgends Krankheitskeime gefunden werden können. Das kann kein Landort von sich sagen, weder Aropa in den Firnen Graubündens noch irgend ein Punkt im Gebirge oder in der Ebene oder am Festlandsufer.

Wer einmal auf dem hohen Meere gewesen ist, der weiß es, wie leicht die Atmung hier vor sich geht.

Der Gehalt der Meerluft an Kochsalz, ihre fast immer gleichmäßige relative Feuchtigkeit macht das Meer zudem zu einer großartigen, unendlich en Saline, wie sie auf dem Lande niemals hergefeilt werden kann. "

Aeolus braucht nur ganz leichte Regier zu ziehen. Wenn nur die Wellen des Meeres sich leicht kräufeln, mit ganz zarten filbernen Kämmen sich schmückend, kann man schon den Salzgehalt der Luft mit der Zunge schmecken.

27x

Das Meer als Kurort Hermann Paul

Die Lebensbringer Sauerstoff und Ozon, die in der Großstadtluft immer spärlicher werden, umfluten uns auf dem Meere in unendlicher Fülle, Tag und Nacht.

Dagegen wird die Kohlenäure, jenes giftige Gas, dessen sich alle Menschen und Tiere zu entledigen suchen, das aus jedem Säuerstoff mit Macht hervorquillt, das überall bei der Verwesung von Pflanzen und Tieren entsteht, auf dem Meere in geringerer Menge angetroffen als auf dem Festlande, als besonders in den Großstädten, in den Fabrikkzentren.

Die Lehrbücher der Meteorologie berichten uns ferner, daß die Meerluft in geringer Menge auch Brom- und Iodsalze enthält. Die Brom- und Iodsalze aber sind als Heilmittel seit langen Zeiten bei den Ärzten in Gebrauch. Bromnatrium, Bromammonium, Bromkalium besonders als nervenberuhigende Mittel.

Mag der Gehalt der Luft an diesen Salzen noch so gering sein, er kann bei längerem Aufenthalte auf dem Meere nicht ohne Einfluß auf unsere Gesundheit bleiben. Denn die Aufnahme in unseren Körper geht durch die Lungen, also ganz automatisch, aber unaufhörlich von statten, Tag und Nacht.

Der Mensch atmet in der Minute zirka 16 bis 18 mal. Bei jedem Atemzuge gelangt 0.65 Liter Luft in die Lungen. Im Laufe eines Tages gehen also rund 15 000 Liter Luft durch unsere Lungen, im Laufe des Jahres 5 475 000 Liter. Wir erkennen aus diesen Zahlen nicht allein die gesundheitliche Bedeutung der Atmungsluft überhaupt, denn die Atmung ist gleichbedeutend mit Bluterneuerung, sondern wir können auch die Wohltat für unsere Atmungswerkzeuge, für unsere Bluterneuerung ermessen, wenn wir uns jährlich aus der stark verunreinigten Großstadtluft längere Zeit aufs Meer flüchten, in die reinere Luft, die es auf unserem Erdball überhaupt gibt. Bei dem ungeheuren, unaufhörlichen Luftdruck unserer Lungen kann aber auch die Beimengung noch so kleiner Dosen der heilkräftigen Iod- und Bromsalze nicht gleichgültig sein. Es ist meine feste Überzeugung, daß die bei längerer Seefahrt regelmäßig in die Erscheinung tretende Beruhigung des Nervensystems und das bekannte Schlafbedürfnis der Seereisenden mit darauf zurückzuführen ist.

Als neues Ergebnis der Radiumforschung ist sodann noch der höhere Gehalt der Meerluft an radioaktiven Substanzen zu erwähnen.

.Hermann Pauli: Das Meer als Kurort

Wenn auch die Radioaktivität in ihrem Einflusse auf die Gesundheit noch nicht genügend studiert ist, so wird sie als ein .Heilfaktor doch jetzt allgemein anerkannt.

Es muß schließlich auf eine Eigenfähe der Meerluft hingewiesen werden, durch welche ihre therapeutische Bedeutung noch wesentlich) vermehrt wird: ihre erhöhte Bewegung.

Stagnierende Luft ist für den Menschen, dessen Kleider immer mit ausgedünsteten Auswurfstoffen, insbesondere mit Kohlenäure und .Harnstoff imprägniert sind, vom Übel. Zudem wird die .Haut durch die Stagnation der sie umgebenden Luft zu sehr verwöhnt, verweichlicht. Mäßig bewegte Luft wird von dem Berliner .Hygieniker Prof. Rubner geradezu als ein .Heilmittel gefordert. Nicht allein der Durchlüftung und Entgafung unserer Kleider wegen, sondern auch wegen des erfrischenden Reizes auf die .Haut und wegen der Anregung, welche die Wärmeökonomie unseres Körpers durch die kontinuierlichen Wärmeentziehungen erfährt,

- Die Meerluft ist immer in Bewegung. Gebirge, Häuser, Bäume, welche ihren Lauf hindern könnten, gibt es auf dem Meere nicht. Mit fanfter Intensität durchlüftet sie unsere Kleider, erfrischt sie unsere Haut, regt sie unsern Stoffwechsel an. Dadurch wird der Reisende gegen Erkältungen gefeit. Und wenn der Wind einmal mit vollen Backen blasen sollte, dann braucht er nicht fogleich Erkältungen zu befürchten.

Wenn es hiernach nicht zweifelhaft sein kann, daß die Luft des hohen Meeres .Heilkräfte enthält, die in keinem Landkurorte der Ebene oder des Gebirges anzutreffen sind oder in ähnlichem Umfange hergestellt werden können, so müssen die äußeren Verhältnisse, unter welchen sich der Meerluftgenuß vollzieht, als besonders günstig, als dem Menschen ganz hervorragend zuträglich bezeichnet werden. - - - - -

„Meerklīma“! Seine hygienische Bedeutung besteht im Gegenfasse zum kontinentalen Klima bekanntlich darin, daß durch die wärmeausgleichende Kraft der gewaltigen Wassermassen Temperaturfürze der Meerluft verhindert werden. Die täglichen, monatlichen, jahreszeitlichen und jährlichen Schwankungen der Lufttemperatur vollziehen sich auf dem Meere so milde und fanft, daß von Temperaturfürzen, die auf dem Festlande so oft den Grund zu Erkrankungen geben, auf dem Meere überhaupt nicht die Rede sein kann. Das ist eine Tat-

Das Meer als Kurort Hermann Paul
fache von fundamentaler Bedeutung für den hygienischen Wert des hohen Meeres. In Funchal auf Madeira z. B., das ganz unter dem Einflusse des Klimas des Atlantischen Ozeans steht, beträgt die Temperaturdifferenz der extremen Monate nur 6,8. auf gleicher Breite in dem kontinentalen Mesopotamien 26,0 Grad,

Dieser wärmeausgleichende Kraft der ozeanischen Wassermassen ist auch der Umstand zuzuschreiben, daß die Lufttemperatur auf dem Meere im Sommer immer niedriger, im Winter immer höher ist, als auf den gleichen Festlandsbreiten.

Durch diese spezifischen Eigenschaften des Meerklimas, die mit dem Ausdruck „Ozeanität“ bezeichnet werden, erhält die Luftkur auf dem Meere eine ganz besonders günstige Beleuchtung. Die Luftkur ist vor allen Dingen auf dem Meere eine viel intensivere, weil der milde Wärmeausgleich eine viel größere Zeit des Tages den Aufenthalt im Freien gestattet, als in irgend einem Landkurorte.

Solchergestalt sind die Heilkräfte des Meeres!

Daß sie in ihrem vollen Werte nur auf der Höhe des Meeres zu finden sind, ergibt sich nach dem Gefagten von selbst.

Denn Küstenluft ist keine Meerluft! Bei vom Lande kommendem Winde hat die Küstenluft vor der eines beliebigen Festlandspunktes überhaupt nichts voraus, bei Meerwind ist sie durch konträre Oberflömungen immer verunreinigt. Die Thalaffotherapie der Küstenbadeorte kann also niemals der des hohen Meeres gleichwertig sein. Denn über die Bedeutung der Seebäder und des „Wellenschlages“ sind die Akten längst geschlossen. Die thermische und mechanische Reizwirkung der Seebäder kann mit jeder guten Dufche auch erreicht werden. Die in den Seebadeorten in Wannen genommenen warmen Seebäder sind einfache Solbäder, die an Salzgehalt vielen Festlandsolbädern nachstehen. Und der „Wellenschlag“ hat nur darin eine Bedeutung, daß er durch Zerstäuben des Meerwassers die Küstenluft der Meerluft ähnlicher macht.

Bei dieser Summe und der Spezifität der Heilkräfte des Meeres dürfen ganz außerordentliche Wirkungen auf unseren Organismus erwartet werden. Das meiste, was wir darüber wissen, verdanken wir Küstenbeobachtungen in Seebadeorten und Seefanatorien. Schwimmende Sanatorien, die uns Heilberichte liefern könnten, gibt es leider noch nicht. Aber schon das, was die Seebadeorte und die Küstenfanatorien an Heil-

Hermann Paull: Das Meer als Kurort
erfolgen erzielen. obwohl sie über die vollwertige Meerluft nicht verfügen.
ist so gewaltig, daß das „schwimmende Sanatorium“. das die Heilkräfte
des Meeres in vollem Umfange in Anspruch nehmen kann. als ein
Problem von ganz eminenter Bedeutung erscheint.

Die Heilwirkungen der Meerluft lassen sich in drei Gruppen zusammenfassen :

I. Die Wirkung auf das Nervensystem. bestehend in einer eminenten
Beruhigung und Schlafbeförderung. Diese Erscheinung wird auf
Schiffen fast ausnahmslos festgestellt und tritt meistens schon nach
einigen Tagen ein.

II. Die Wirkung auf die Atemwerkzeuge. Anregung der schleimab-
sondernden Drüsen. Lösung und Beförderung des Auswurfs. Heilung
erkrankter Atemwerkzeuge.

III. Die Wirkung auf den Verbrennungsprozeß. Anregung des
Appetits und der Ausscheidungen. (Der Hunger an und auf dem
Meere ist sprichwörtlich.) Bildung von Blut und Blutkörperchen;

Die in diesen drei Gruppen zusammengefaßten
Einwirkungen beziehen sich auf die vitalsten Vor-
gänge in unferm Organismus. auf den Lebens-
prozeß selbst. Es gibt keinen Landkurort. der sich
dieser Heilkräfte in folchem Umfange rühmen

k ö n n t !

Das schwimmende Sanatorium würde diese Wirkungen. das kann
keinem Zweifel unterliegen. in noch viel höherem Maße hervorbringen.
als die Seebadeorte der Küste. Der Behandlung der Lungentuber-
kulose insbesondere würden durch das schwimmende Sanatorium ganz
neue Bahnen gewiesen werden. Denn es kann seinen Standort ändern.
es kann sich in jeder Jahreszeit die entsprechende Klimate aussuchen.
Es ist nicht. wie der Seebadeort an sein Klima. an seinen Breitengrad
gebunden.

Daß aber auch die Katarrhe der Nase. des Rachens und Keh-
kopfes. daß viele Nervenkrankheiten. insbesondere Nervosität und Neur-
asthenie. ferner die Stoffwechselkrankheiten Gicht. Diabetes. Fettsucht.
Rheumatismus. Blutarmut. Bleichsucht. ferner Magen- und Darm-
krankheiten auf dem Meere eine aussichtsreichere Behandlung erfahren
würden. als auf dem Festlande. ist zweifellos. Die Ausnützung der
Meeresheilkräfte für die Volksgefundheit ist deswegen ein Problem. des
x8* 275

Das Meer als Kurort Hermann Paull

Schweißes der Edlen wert. Das zwanzigste Jahrhundert wird es nicht ungelöst lassen.

Seine Lösung sollte deutscherseits auf der Insel Madeira durch Errichtung großer Lungenanatorien vor einigen Jahren schon einmal in Angriff genommen werden. Die englische Regierung, welche eine deutsche Kohlenration befürchtete, hat den Plan vereitelt.

Das schwimmende Sanatorium bedarf der englischen Konzession nicht.

Wie kein großes kulturgeschichtliches Ereignis ohne vorbereitende Taten in die Erscheinung tritt, so hat auch die Ausnutzung der Heilkräfte des Meeres sein Vorläuferstadium. Ist schon eilen jährlich Tausende von Menschen auf das hohe Meer, um des Heilcharakters des Meeres teilhaftig zu werden. Ohne Zutun von Seiten der wissenschaftlichen Medizin ist das Meer jetzt schon ein Wallfahrtsort für überarbeitete, erholungsbedürftige, nervöse, blutarme Menschen in großer Zahl geworden. Wer sich unter den Passagieren der Vergnügungsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie etwas genauer umsieht, bemerkt zu seinem großen Erstaunen, daß die Reisenden keineswegs alle des Vergnügens wegen auf das Meer gegangen sind. Ein großer Teil von ihnen macht Gesundheitsreisen im besten Sinne des Wortes.

Inoffiziell hat das Volk die Heilkräfte des Meeres schon gefunden.

Daß gerade diese Vergnügungsfahrten (im Winter Mittelmeer, im Sommer Nordland) von den Gesundheitsreisenden so besonders frequentiert werden im Gegensatz zu den regelmäßigen Schiffsverbindungen der Handelslinien, hat seinen Grund in zwei, im Wesen der Vergnügungsfahrt liegenden Merkmalen:

1. in der Auswahl passender Klimate.

2. in dem häufigen Anlandgehen.

Die Schiffe der regelmäßigen Handelslinien durchziehen in schneller Folge oft mehrere Klimazonen und heben dadurch die Vorteile der Ozeanität wieder auf.

Die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie vollziehen sich dagegen in klimatisch abgeschlossenen Meeresgebieten, deren Auswahl eine geradezu mühselige zu nennen ist.

Das Mittelmeerbecken, das von Januar bis Mai der Tummelplatz der Vergnügungsschiffe ist, ist wegen seines blauen

Hermann Paull: Das Meer als Kurort

Himmels und der freigebigen Mittelmeerfonne ja längft bekannt. Zu- dem bietet es an Sturmfeltenheity Windfillenhäufigkeit und Regenarmut fo gүнfiige Verhältnifie- daß es für therapeutifche Seereifen um diefe Zeit als befonders geeignet erfcheint.

Die Nordlandsfahrten vollziehen [ich zum größten Teile in den Monaten Juli und Auguft und bewegen fieh zwifchen der deutfchen Nordfeeküfte- der englifchen Ofifeeküite- den Orkueyezx Faröerm Islandz Spißbergen und der norwegifchen und däni- fchen Wefiküfie. Sie ftehen unter dem Zeichen der Hißbeflucht und dienen gerade diefer Indikation auf das trefflichfte. Denn die Lufttemperaturen in den Großfiädten Mitteleuropas find ja in diefer Zeit fo hoch daß der Aufenthalt in ihnen zu einer Qual wird. Die Wind- und Regenverhältnifie find in den befahrenen Meeresgebieten zudem im Juli und Auguft fo gүнfiige- daß der Gefundheitsreifende kaum eine hohe See oder einen Sturm zu erwarten hat.

Das häufige Anlandgehen aber ftellt gerade in den genannten Meeresgebieten einen Faktor pfychifcher Anregung dar- wie er nicht glückliher gedacht werden kann.

Im Mittelmeer- dasy fafi immer in goldigem Sonnenfchein glänzend, na>y allen Richtungen hin durchkreuzt wirdx werden die Kulturftätten der alten Welt aufgefutht. Die fchönften Erinnerungen unferer Gymnafial- und Studienzzeit werden dadurch wachgerufen. Um die Eindrücke und Anregungen einer Mittelmeerfahrt zu fchildernz müßte man ein ganzes Buch fchreiben. Genova la Superba- Nizza- Monte Carloz Ajaccio- Oran, Algier- TunisF Maltax Neapel- Palermo- Athenz Konftantinopel- Srnyrnax Iaffaz Alerandrien- Korfu- Venedig rufen taufendfältige Er- innerungen freudigfter Art in uns wach und ftimmen das Gemüt des Reifenden fröhlich und heiter.

Im Nordlande ift es befonders die norwegifche Küfie- die in märchen- hafter Vereinigung von Meer und Hochgebirge das Schönfie an Natur- frhönheiten darftellß was uns Europäern zugänglich ifi.

Und zwifchen diefe Landeindrücke immer wieder das große- gewaltige Meer eingefchaltet! Der Anblick der Unendlichkeit gießt jedesmal von neuem die ganze Fülle feines beruhigenden- be- feeligenden Reizes auf unfer Nervenfyfiem aus.

Wie anders dagegen die pfychifchen Anregungen der Seebadeortel Konzerte- Bälle- Dünenfpaziergängex Ränions, Wohltätigkeitsbazarsl

Das Meer als Kurort .Hermann Paul(

Ist es ein Wunder, wenn die Unendlichkeit des Meeresanblickes bei solchen Zerftreibungen fiatt zur beruhigenden Wohltat. zur quälenden Monotonie wird?

Wenn nicht alles täufcht, werden fich aus den Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie mit der Zeit die vollwertigen Schiffsfanatoriumsahrten unter ärztlicher Leitung entwickeln.

Aber die Seekrankheit! Das einzige. aber unüberwindliche Hindernis für das Sanatoriumsfhriff und für therapeutifche Seereifen überhaupt!

Die Seekrankheit tritt in dreierlei Gefialt auf:

1. als fuggeftive.
2. als effentielle.
3. als konftitutionelle Seekrankheit.

An der fuggeftiven Seekrankheit erkranken viele Menfchen, befonders nervös leiäft erregbare Frauem die zum erften Male eine Seefahrt machen. Ob das Schiff in Bewegung ift- oder no>7 fe| vor Anker liegt,, spielt dabei keine Rolle. wenn nur die Illufion der Bewegung vorhanden ift. Der Reiz des Neuen. noch nicht ErlebtenF der Eindruck der Unendlichkeit des Meeres, das Gefühl der eigenen Winzigkeit gegenüber der Gewalt der Wafiermafien löfl Magenfympptome aus- die einer wirklichen Seekrankheit gleichen. Es kommt dabei nicht einmal immer zu förmlichen Eruptionen. oft bleibt es bei einfacher Übelkeit. Nach einigen Tagen oft fchon nach einigen Stunden Seefahrt hat die Angewöhnung ans Meer den Reiz der Neuheit überwunden; undwenn dann wirklich einmal hoher Seegang eintritt mit bedeutenden GleichgewichtsförungenF dann bleiben folrhe Reifende oft merkwürdig lange von der effentiellen Seekrankheit verfchont. Die fuggeftive Seekrankheit

ij eine Kinderkrankheit jedes Volkesz das fich zu einem feefahrenden entwickelt. Sie wird mit der

Angewöhnung der Menfchen ans Meer immer feltener. In England wo es zum guten Ton gehört- fchon einmal eine längere Seefahrt gemacht zu habeny ift die fuggeftive Form der Seekrankheit längfi überwunden. Wir werden auch in Deutfchland dazu kommen.

“ Die effentielle Seekrankheit wird durch die Gleifgewichtsförungen in unferem Säftefyftem hervorgerufenx die als Folgen fcharfer Schiffsbewegungen bei hohem Wellengange eintreten. Befonders das „Rollen“ und „Schlingern“, Bewegungen des Schiffes um m ehrere Achfen.

Hermann Pauli: Das Meer als Kurort
erzeugen die essentielle Seekrankheit. Das „Stampfen“ des Säckchens.
der einfache Anstieg gegen die Wogen, wird meistens noch ganz gut er-
tragen.

Diese Form der Seekrankheit ist auf den großen Schiffen ein
feltener Gafel. Je größer der Schiffskoloss desto ist, je wuchtiger das
Schiff die Wellen durchbricht, je weniger es wuchtet deren Spielball ist,
desto feltener ist diese Form der Seekrankheit. Mit Nachlassen des
Sturmes, bei sich glättender See weicht die Übelkeit* sogleich wieder
und macht einem ausgiebigem Wohlbefinden Platz. Auf größeren
Schiffen beobachtet man die essentielle Seekrankheit bei den Wind-
stärken, die in der Meteorologie noch als „Winde“ bezeichnet werden, fast
niemals. Erst wenn der Kapitän die Windstärken 8 und darüber, wenn
er „Sturm“ registriert, sieht man manche Gefichter erleiden und
schnellstens verschwinden.

Auf den Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie, die in
relativ sturmfreien Meeresgebieten und Jahreszeiten sich abspielen, ist
diese Form der Seekrankheit niemals ein Schrecken gewesen.
Das Gemeinsame der beiden genannten Formen der Seekrankheit
besteht darin, daß sie immer nur von sehr kurzer Dauer sind und daß
sie niemals ernste Störungen der Gesundheit zurücklassen. Wer die
Heilkräfte des Meeres genießen will, wird sich durch diese Formen der
Seekrankheit nicht abschrecken lassen. Die Aussicht, schlimmsten Falles
einige Stunden leichteren oder schwereren Unwohlseins mit in Kauf
nehmen zu müssen, kann die hohe gesundheitliche Bedeutung einer Meer-
fahrt nicht im entferntesten aufwiegen.

Die dritte Form, die konstitutionelle Seekrankheit, macht für den
damit Behafteten jegliche Meerfahrt unmöglich. Bei solchen Menschen
liegt es in der Konstitution, daß sie bei den geringsten Gleichgewichts-
störungen, ja oft schon bei der Vorstellung von solchen mit Magenlymp-
tomen reagieren. Sie werden übel, wenn sie auf einer Brücke stehend
in den Strom schauen, wenn sie auf dem Rhein oder Bodensee fahren
oder mit der Eisenbahn eine kurvenreiche Strecke passieren müssen. Auf
einer Meerfahrt fühlen sie sich die ganze Zeit unwohl und klagen stets
über die Unvernunft, aufs Meer zu gehen. Sie verderben dadurch sich
und den Mitreisenden die Stimmung. Solche Menschen können gesund-
heitliche Wirkungen auf dem Meere nicht erzielen. Sie sollten sich,
da sie ihren Zustand auf Flüssen und Binnenseen ja zur Genüge fest-
stellen können, von der Meerfahrt prinzipiell ausschließen.

Das Meer als Kurort Hermann Paull

Kann nach diesen Beobachtungen, die einer reichen persönlichen Erfahrung entspringen, die Seekrankheit endlich noch als ein Hindernis für gesundheitliche Seereisen, für die Erschließung des Meeres für die Therapie angesehen werden? Ich glaube nicht. Das Sanatoriumsschiff könnte zudem jedem Sturm durch Anlaufen eines Hafens aus dem Wege gehen. Mit Hilfe der Funktelegraphie könnte der Kapitän sich das Herannahen einer Depression so gut und so frühzeitig mitteilen lassen, wie es jetzt auf dem Festland geschieht. Unter Zuhilfenahme eines Schiffsbarmeters würde er genügend Zeit finden, vor dem Ausbrechen des Sturmes einen Hafen anzulaufen, wo dann bessere Witterung abzuwarten wäre.

Das nur therapeutischen Zwecken dienende Schiff würde in noch vollkommenerer Weise, als es die Vergnügungsfahrten der Hamburg-Amerika-Linie jetzt schon tun, nur solche Gebiete des Meeres aufsuchen, die wegen ihres hohen Luftdrucks besondere Garantien für Sturmfreiheit geben. Die Meteorologie kennt die Europa befüllenden Meere hinsichtlich ihrer meteorologischen und besonders ihrer Luftdruckverhältnisse ja sehr genau. So gibt die deutsche Seewarte für den atlantischen Ozean besondere Monatskarten heraus, die dem Seemann ganz genaue Auskunft über alle einschlägigen meteorologischen Verhältnisse geben.

Vom Standpunkt der Technik darf übrigens die Frage der Ausnützung der Meeresheilkräfte schon lange als spruchreif bezeichnet werden. Daß die moderne Schiffsbaukunst, die den Ozean mit einer großen Anzahl schwimmender Paläste besetzt, den ihr von der Hygiene zu stellenden Aufgaben gewachsen sein würde, davon muß sich jeder überzeugen, der einmal ein Vergnügungsschiff der Hamburg-Amerika-Linie betreten hat. Auf dem Schiffe ist jeder Komfort so gut zu etablieren, wie auf irgend einem Festlandspunkte. Hydro-, Mechano-, Elektro-, Phototherapie würden zur Unterfüßung der Meerluftkur mit Leichtigkeit auf den ärztlichen Schiffen einzurichten sein. Der Balneotherapie käme die stete Anwesenheit des Meerwassers, welches eine mittelkräftige Sole darstellt, gut zu Diensten. Trink- und Diätkuren jeder Art wären ermöglicht.

Daß die Erschließung der Heilkräfte des Meeres von der medizinischen Wissenschaft in absehbarer Zeit in Angriff genommen werden muß, ist keinem Zweifel unterworfen. Die Basis dafür ist schon geschaffen. Der vor zehn Jahren schon von der Hamburg-Amerika-

Hermann Pauli: Das Meer als Kurort

Linie eingerichtete Typus der Vergnügungsreifen führt ja jährlich schon eine große Schar von erholungsbedürftigen Menschen aufs Meer und vergrößert dadurch stetig die Zahl der Meerfreunde und der Meerenthusiasten.

Unser Volk beginnt das Meer kennen zu lernen und lieb zu gewinnen. Und wenn dann der große Strom von gesundheits- und erholungsuchenden Menschen strömt, stürzt er sich in den unglaublichsten sogenannten Kurorten, Sanatorien und Naturheilanstalten zu zerfluttern. sich auf das Meer ergießen wird. dann wird das große, weite Meer ein Jungbrunnen für unser Volk werden, mit welchem alles Übel der Großstädte weggewaschen werden wird.

Deutschlands Zukunft liegt auf dem Wasser!

28:

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menschen und Schicksale
aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.

Federico Confalonieri.

„Was für ein Mensch! Was für ein Mensch!“ sagte Gabrio Cafati von seinem Schwager Federico Confalonieri. „Unter feinem Blick fühlt man sich von ihm gefesselt, aus der Ferne beneidet man ihn, ja liebt man ihn vielleicht nicht einmal!“ So, schwankend zwischen Liebe und Abneigung, fand mancher dieser rätselhaften Erscheinung gegenüber, und tut man es noch jetzt, bald zweifelnd, bald wieder angezogen, obwohl der Zauber seines Anblicks, seiner Rede, seines Umgangs nicht mehr wirksam ist.

Wenn es immer schwer ist, das Leben von Menschen, die etwa hundert Jahre vor uns wirkten, in feinen Einzelheiten und inneren Gründen zu erforschen, so ist es das des Grafen Federico Confalonieri ganz besonders, über den schon seine Zeitgenossen ein unsicheres Urteil hatten, da es zuweilen in seiner Abseitigkeit, zuweilen nur in seiner Natur lag, vertrautem Einblick sich zu entziehen. Seine Wirksamkeit dauerte kaum ein Jahrzehnt lang und war den Verhältnissen entsprechend größtenteils verborgen, dann ging er in der Dunkelheit des Kerkers unter, um noch ein letztes Jahrzehnt verbannt, ein unfetter Schatten, an Menschen und Dingen vorüberzuflüchten. So entzog ihn oft das Geschick, oft er selbst sich der Beobachtung, was die Umstände offenbaren wollen, verhüllt er mit eigenfinniger Verschlossenheit, so daß wir oft an den Ausspruch eines Priesters denken müssen, der ihn im Kerker befuchte: es gelinge niemandem in seinem Herzen zu lesen.

Ein Jugendbildnis, das von ihm erhalten ist, zeigt uns ein schönes, insofern nicht regelmäßiges Profil, als das sehr anmutig geformte Kinn

282

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento
im Verhältnis zu Stirn und Nase zu klein ist. Mehr verrät das Bild,
das aus der Zeit nach seiner Gefangenhaft stammt, wo er dem Beschauer
das Gesicht zuwendet. Da sehen wir die auffallend breiten Lippen, die
das Auge wie ein Veilchen verhüllen zu sollen scheinen, unter denen der
Blick hochmütig hervorgleitet, und die ungewöhnlich lange Oberlippe,
wie sie Menschen zu haben pflegen, die schweigen können und beharrlich
sind. Was vor allem diesem Bilde den Charakter verleiht, ist der Stolz,
der wie eine vornehme Gebärde der Abwehr in jedem Gesichtszug und
der Haltung des Kopfes ausgeprägt ist.

Seine Gestalt war groß und majestätisch und machte den Eindruck
des Kraftvollen; wie denn der kleine zarte Silvio Pellico die unbefiegbare
robuste Anlage des Freundes oft neidlos bewundernd hervorhob. In-
dessen täufelte das Aussehen, sei es auch nur, indem in einem ur-
sprünglich vielleicht kräftig angelegten Organismus ein krankes Nerven-
system arbeitete. In seinem 86. Jahre befiel Eonfalonieri eine schwere
Herzkrankheit, der er fask erlegen wäre. Vieles deutete darauf, daß
dieselbe nervöse Natur war, besonders der Umstand, daß in ihrem Ge-
folge epileptische Krämpfe auftraten. Doch fing er im Kerker an Rheu-
matismus zu leiden an, und seinen Tod führte Wasserfucht herbei; er starb
in seinem 61. Jahre, wurde also gerade so alt wie Silvio Pellico. Man
kann vielleicht sagen; wie sein Körper eine unerfütterte Gesundheit vor-
täufelte, die er nicht besaß, so ließ sein Auftreten und Wesen, seine
ganze Persönlichkeit ihn tatkräftiger, zielbewußter, sagen wir helden-
hafter erscheinen, als er war. Was von einem süditalienischen Aristo-
kraten gesagt wurde, der auch Jahre im Kerker zubrachte, er sei wie ein
eiserner Stab mit Watte umwickelt, ließe sich dann auf Eonfalonieri um-
gekehrt anwenden, indem man ihn etwa einer ausgestopften Rüftung ver-
gliche. Damit soll nicht gesagt sein, daß er schwach gewesen sei, nur
weniger kraftvoll, als seine Erfolge vermuten ließen.

Die Eigenschaften, die den Zeitgenossen zunächst an ihm auffielen,
waren Willenskraft und Ausdauer, diejenigen, deren Mangel Gino
Eapponi gelegentlich als verhängnisvoll für die Italiener hervorhebt,
ferner Stolz und Verschlossenheit. Was die Willenskraft anbelangt, so
erreichte er zwar mancherlei rühmlich, wenn er sich mäßige Aufgaben
setzte; darüber hinaus aber ging ein leidenschaftliches, ruheloses Wollen,
das seine eigentliche Seele war, dem aber die Sicherheit des Gelingens
nicht innewohnte. Sein ganzes Wesen verlangte nach Tätigkeit, doch
wäre es verkehrt, ihn für einen Mann der Tat zu halten; wenigstens war
283

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch

er es nur in den geringeren Angelegenheiten, die ihn nicht völlig befriedigten. In den wichtigsten Dingen wurde sein Wollen nicht von Entschlußfähigkeit unterfüßt, zum Teil weil er sich nicht ganz klar über seine Ziele war. Es ist allerdings so, daß die schnell Handelnden selten ausdauernd sind, und daß ein gewisses Zögern, ein langsamer Gang, mit Willenskraft notwendig zusammenhängt; allein bei Confalonieri hatten die zurückhaltenden Hemmungen ein solches Übergewicht, daß sie ihn in Augenblicken, wo gehandelt werden mußte, lähmten und ohnmächtig machten. Mit den Jahren und durch den Einfluß der langen Gefangenschaft nahm die Scheu vor dem Sichentscheiden so zu, daß er sich selbst eines Zuviel des Erwägens anklagte. Indes befand sie in hohem Grade immer und beruhte auch mit auf seinem Stolz, der in der Tat das Bindende fürchtete, das ihr anhaftet, indem sie den Freien, der noch wählen kann, zum Unterworfenen macht, der die Folgen des Getanen annehmen muß. Überhaupt war Stolz eine wesentliche Linie seines Charakters. Stolz, der nicht durchaus mit Kraft verbunden war, dafür aber oft die Stelle der Kraft vertrat.

Es gibt Menschen, die zu viel sind, um sich zu verbergen; Confalonieris Stolz verwehrte ihm, sich zu zeigen. Er konnte es nicht leiden, daß andere ihn durchschauten, wollte auch nicht zu einem Teil von anderen in Besitz genommen sein. Hatte die Natur ihn gleichsam gerüstet geschaffen, um eine gewisse Schwäche zu decken, so benützte er das, um sich überhaupt zu verbergen, das Viefier nur vertrauten Freunden gegenüber vom Gesichte zurückzuschlagen, ja auch dann vergaß oder unterließ er es wohl. Der Priefier Paulovich, dem die Seelforge der Gefangenen auf dem Spielberge anvertraut war, warnte seinen Nachfolger vor ihm: er sei diplomatisch, verhehelt, maskiert, sehr gefährlich und mehr als alle andern zu fürchten. Was er sage, ziele dahin, etwas aus dem andern herauszu ziehen und niemals etwas vom Feinigen zu geben, seine Worte hätten immer einen doppelten Zweck. Es scheint, daß ein unbewußtes Bestreben, sich unkenntlich zu machen, auch in seiner Schrift sich ausgedrückt habe; wenigstens kehrt in seinen Briefen häufig die Bitte wieder, seine undeutliche Schrift zu entschuldigen, die dem Empfänger das Lesen erschwere oder unmöglich mache. Er bildet den vollkommenen Gegenfaß zu einem unter seinen Landsleuten häufigen Typus, die gefellig mitteilfam, das sprudelnde Wort nicht von der Lippe zurückhalten können und sich bei erster flüchtiger Begegnung ganz geben; er sprach viel und sehr gut, ohne aber sein Inneres auszusprechen.

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

Im Jahre 1814 lernte Confalonieri in Paris den Florentiner Filippo Buonarrotti kennen der als Emigrant dort lebte- ein Mann von antiker Denkweise wie man es damals ausdrückte, eigentlich ein idealistischer Schwärmer firenger Republikaner der Federico liebte- während der ihn mit Neugier und Achtung betrachtete. Buonarrotti, der Mitglied geheimer Gesellschaften warf die die Regeneration der Völker und den Sturz des Despotismus zum Zwecke hatten- suchte Federico zum Eintritt in dieselben zu bewegen. Diesen zogen der Widerstand gegen den Despotismus und die liberalen Ideen, der internationale Charakter und der brüderliche Geist gegenseitiger Hilfe wie er es selbst nennt- zu den Gesellschaften hin; aber die kindlichen Formen mit denen sie sich umgaben- waren ihm lächerlich und verächtlich, an den Carbonari mißfiel ihm das Irreligiöse und Demagogische- er tadelte die Neigung das Altertum mit seinen Republiken in die Gegenwart verweisen zu wollen- und den Umstand daß die Gesellschaften entweder nur wenig Mitglieder haben mußten, und dann machtlos wären oder viele und dann zum großen Teil aus schlechtem Material abenteuerlichen, unbedeutenden Menschen beständen. Da er aus diesen Gründen nicht Mitglied einer Gesellschaft werden wollte lehrte Buonarrotti ihn insgeheim die verschiedenen Grade verschiedener Gesellschaften mit ihren Geheimnissen kennen ohne ihn zu verpflichten so daß er mit den Eingeweihten Fühlung gewinnen konnte- wovon er auch auf seinen Reisen durch Italien Gebrauch machte.

In dieser seltsamen Geschichte zeigt sich Confalonieri ganz: die Macht die er über die Menschen hatte so daß er einen Mann von firengem unbeflecktem Charakter wie Filippo Buonarrotti dazu bewegen konnte, ihm eine so außergewöhnliche eigentlich unehrlöbliche Ausnahmestellung zu gewähren; seine Abneigung sich zu binden und in Verhältnisse einzutreten wo er nur ein Glied in einer gefügten Kette- zu Gehorham oder doch zum Anschluß an von andern festgesetzte Grundfälle verpflichtet gewesen wäre; zugleich sein Drang seinerseits diese Verhältnisse zu durchbrechen und in sie eingreifen zu können wie er denn wirklich indem er die ihm bekannten Zeichen gab Fremde veranlaßt ihn für einen Genossen z. B. einen Carbonaro zu halten und ihm ihr Vertrauen zu schenken- das er zwar nie mißbrauchte aber keineswegs erwiderte.

Eine solche Stellung nahm er bis zu einem gewissen Grade auch seinen Freunden gegenüber ein die sich ihm mitteilten während sie sich über ihn täuschen konnten. Da er mit seiner Gabe schön und überzeugend zu sprechen die Fähigkeit vereinigte sich in andere hineinzuversetzen und also

Aus dem Zeitalter des Rtforgimento Ricarda Huch mit ihnen zu denken und zu fühlen, so konnten sie leicht zu der Einbildung kommen daß zwischen ihnen und ihren Ansichten kein Unterschied sei. Habe er diese Kunst im Verkehr mit Freunden kaum mit Bewußtsein auf jedenfall nicht um sich einzufleischeln oder sie auszuholen vielmehr um ihnen wohlzutun. so erreichte er doch damit, was in seiner Natur lag wollen zu müssen: daß er sie kannte und beherrschte. ohne sich selbst ganz hinzugeben. Er hatte aber die fürstliche Eigenschaft. diejenigen die er beherrschte und die sich ihm ergeben hatten ganz in seinen Schutz aufzunehmen und sich für sie verantwortlich zu fühlen. Er war der geliebteste- wie der hilfsbereitesten der Freunde. Seine auserlesene Fähigkeit sich in die Lage anderer zu versetzen und ihre unausgesprochenen Schmerzen der Bitte zuvorkommend. zu erleichtern wird häufig hervorgehoben; liebevoll stark und treu nennt ihn Silvio Pellico. Wenn er durch Geld unterfüßen konnte tat er es mit der Selbstverständlichkeit- die das Annehmen selbstverständlich macht. Auch durch seine bloße Nähe ohne es zu beabsichtigtem vermöge der Kraft, die von seiner Persönlichkeit ausging war er ein Spender: „Deine Gegenwart in Mailand“ schrieb ihm im Jahre 1842 einer seiner Freunde „war also der Stützpunkt vieler Erfahrungen- wenn Du nicht da bist. fehlt es Jungen und Alten Eheleuten und Lunggefallen. kurz Leute jeder Klasse und Art an Leben.“ Von ihm hat man den Einbruch daß er die meisten seiner Freunde hauptsächlich liebte weil sie seinen bedurften, und daß sie ihm gerade so viel waren wie sie ihm Gelegenheit gaben. ihnen etwas zu sein; manche vielleicht auch. namentlich die jüngeren weil sie sein Gefolge bildeten; an wenigen wie zum Beispiel an dem Florentiner Gino Capponi- scheint ihm auch um feinetwillen etwas gelegen gewesen zu sein. 4

Sein angeborener Hang- Menschen und Verhältnissen gegenüber der Beherrschenden zu sein ließ ihn diejenigen mit Kälte und Feindseligkeit zurückstoßen die ihn beherrschen wollten. Mehr darin lag der natürliche Grund seiner revolutionären Stellung als im Temperament das gelassen war; er ging so weit die Begeisterung so liebenswürdig und verehrungswürdig sie auch sei. als eine Störung im Gleichgewichte der Vernunft anzusehen. Für einen Jakobiner gehalten zu werden. wie man damals Umführer zu nennen pflegte. war ihm unleidlich: er war ein Aristokrat mit liberalen Ideen und einem leidenschaftlichen Drang nach Größe. Seine politische und soziale Richtung glich der. die vor der Revolution unter den französischen Denkern vorherrschend war: im Staate wünschte er die Macht der Regierenden nach englischem Muster durch eine an-

286

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

gemeffene Vertretung der Gebildeten befchränkt. die Freiheit durch vernünftige Gefefse gewährleiftet zu fehen. die befißende Klaffe follte fich verpflichtet fühlen das Volk zu bilden und feine Lage zu verbeffern; im allgemeinen war er für Fortfchritt auf allen Gebieten. Von den fehr partikulariftifchen Mailändern unterfchied er fich dadurch. daß er als Italiener fühlte. für eine ideelle Vereinigung von ganz Italien arbeitete und auf eine faktifche in der Zukunft hoffte. Toskana nannte er fein füßes Lieblingsland.

Übrigens hatte er nicht gerade eigene Ideen und Auffaffungen. Man rühmte feine Klugheit. feinen Scharfblick. fein klares Urteil; einer feiner Bekannten fühlte fich durch die Lebhaftigkeit feines Geiftes. durch fein allfeitiges Umfaffen der Verhältniffe. feine tiefen Einfichten in die Bedürfnisse der Zeit an die beften Seiten Mirabeaus erinnert; indeffen wenn auch fein praktifcher Verftand das durchfchnittliche Maß überftiegen haben mag. fo war er doch nicht durch feinen Geift hervorragend und wirksam. Der große Zauber. den er ausübte. insbefondere auf Frauen und Jünglinge. lag namentlich in der Intenfität feiner Perfönlichkeit und feines Lebensgeföhls. wie auch in feinem Drange zu herrfchen; denn die Menfchen neigen fich im allgemeinen gern dahin. wo fie denfelben fpüren.

Federico Confalonieri ifi am 6. Oktober 1785 geboren. Die Familie wurde erfi am Ende des fiebzehnten Jahrhunderts in den Grafenftand erhoben; im achtzehnten Jahrhundert nahm fie einen fehr angefehenen Plus in der mailändifchen Arifokratie ein. Sein Vater hing Öfterreich an und gehörte überhaupt zu jenen „veralteten Perfönen“. die das abgezirkelte. fchläfrige Dafein. aus dem die napoleonifchen Stürme Italien aufgerüttelt hatten. für das rechtmäßige und wünfchenswerte hielt. Das Verhältnis zwifchen beiden war gefpannt. Federico war weder öfterreichifch noch franzöfifch; er haßte Napoleon und foll mit deffen Stieffohn. Eugene Beauharnais. dem Vizekönige von Italien. aus einem perfönlichen Grunde. nämlich weil derfelbe feiner Frau den Hof gemacht habe. verfeindet gewefen fein.

Im Jahre 1806. alfo fehr jung noch. hatte Federico fich mit einer um wenige Jahre jüngeren Frau verheiratet. Terefa aus dem gräflichen Haufe Cafati. deren Schönheit und Güte gerühmt wurde. Nach einem Profilbilde aus ihrer Jugend zu urteilen. waren ihre Züge regelmäßig; auffallend find auf jenem Bilde ihre Augen. aus denen ein Triumph von Liebe und Wahrheit firahlte. Man verglich fie einmal mit einer römi-

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch
fchen Matrone. deren Würde durch die Demut des chriftlichen Glaubens
lieblich gemacht fei. Ihre Güte beweift am befien die Tatfache. daß fie
von ihrer Dienerfchaft angebetet wurde. Wenn es fich um Dinge han-
delte. die ihrem Herzen wichtig waren. konnte fie eine außerordentliche
zielbewußte Tatkraft entfalten. aber nicht ohne fich dabei aufzuzehren.
Es fcheint. daß die Ehe. wenn fie überhaupt jemals glücklich war. fehr
bald aufhörte es zu fein. was der Klafch von Mailand dem herrifchen
und eiferfüchtigen Wefen Federicos zufchrieb. Auch wurde behauptet.
da ihr erftes und einziges Kind im zarten Alter ftarb. es fei das infolge
feiner Rückfichtslofigkeit und Unvorfichtigkeit gefchehen: er habe es näm-
lich gern in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. wobei es ge-
fallen fei und fich die Todesurfache zugezogen habe. was ihm dann Terefa
gänzlich entfremdet habe. Doch ift dies ebenfo unverbürgt und noäf un-
wahrfäfeinlicher als die Gefchichte von der Neigung des Prinzen Beau-
harnais. die einen gewiffen Eindruck auf Terefa gemacht habe. Gewiß
ift. daß Terefa ohne Verfchulden durch irgend eine Handlung war. er
dagegen fich manches. hauptfächlich wohl Härte und Untreue. vorzu-
werfen hatte. Ihr Charakter war edel und groß angelegt. vielleicht für
feinen Gefchmack zu vernünftig. zu klar. zu kühl und fteif nach außen.
Das Leidenfchaftliche. Gefallfüchtige. Geheimnisvolle. Unnennbare. was
oft mehr als Schönheit und Seelengröße zur Liebe reizt. fcheint ihr
gefehlt zu haben. Von dem Grade ihrer Liebe zu ihm mochte er keine
richtige Vorjellung haben. oder es war die Art ihrer Liebe. die ihn
nicht befriedigte. In die Bewunderung und ritterliche Verehrung. die
die Freunde ihres Mannes ihr darbrachten. klingt zuweilen eine gewiffe
Parteinahme für fie und ein vorfichtiger Vorwurf gegen ihn an. Wenn
er weite Reifen ohne fie unternahm. fuchte fie vergeblich ihre Schwermut
vor ihren Bekannten zu verbergen: er füllte ihr ganzes Herz aus.
In ihrem Buche über Italien. das fie im Jahre 1820 verfaßte. fagt
die damals viel gelefene englifche Schriftftellerin Lady Morgan. nach-
dem fie die geiftlofe Lebensführung der alten Generation in Mailand
gefchildert hat: ..Es ift aber leicht möglich. daß in einem anderen Flügel
des nämlichen Haufes der junge und regfame Erbe feinen Tag ganz auf
englifche Weife verlebt. Der Mann fchreibt in feiner Bibliothek oder
Kabinett an Vorfieher der Lancafterfchulen. antwortet englifchen Ma-
nufakturiften und Mechanikern. verfchreibt ein Modell eines Dampfchiffs
oder Einrichtung zur Gasbeleuchtung; dann befucht er feine (häufig eng-
lifchen) Pferde. reitet fpazieren. hütet fich. das Mittagmahl im anderen
288

a
1:.- -- ilias 2, 1! Z. ll e.-. .JZ w SEQ :Z
. , .. t , . . ZS 22m
Â£3. _ :.EEEÂ§
rippifcim .W

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch

*fehen Matrone. dere" Würde durch die Demut des christlichen Glaubens
lieblich gemacht sei. Ihre Güte betraf am meisten die Tatkraft. daß für
von ihrer Dienerschaft angebetet wurde. Wenn es sich um "Dinge han-
delte. die ihre Herzen wichtig waren. konnte sie eine außerordentliche
zielbewußte Tatkraft entfalten. aber nicht ohne sich dabei aufzuopfern.
Es scheint. daß die Ehe. wenn sie überhaupt jemals glücklich war. sehr
frühe aufhörte es zu sein. was der Klatfch von Mailand dem herrlichen
und eiferfüchtigen Welfen-Federicos zuschrieb. Auch wurde behauptet.
daß ihr erstes und einziges Kind im zarten Alter farb. es sei 'das infolge
einer Rückfälligkeit und Unvorsichtigkeit gestorben: er habe es nicht
* (ich gern in die Luft geworfen und wieder aufgefangen. wobei es ge-
fallen sei und sich die Todesurkunde zugeeignet habe. was ihm dann Teure-
gänger; ihm entfremdet habe. Doch ist 'nes ebenso unverbürgt und noch un-
jahrhundertlicher als die Geschichte von der Neigung des Prinzen Beau-
darnais. die seinen gewöhnlichen Eli-Oliver auf Tuxedo gemacht habe. Größt-
es daß Teufel: ohne Verwarnung durch irgend eine Handlung werden er
dagegen sich manches. hauptsächlich wohl Härte und Untreue. vor-
zuziehen hatte. Ihr Elmentar: rar edel und groß angelegt. vielle- in 75".-
* feinen Grillen. mark zu vernünftig. zu klar. zu kühl und jeif nach --x-fien.
Das Lidenfältlich-. ?Zn-fällige. Geheimnisvolle. Unnennbar:rc was
oft mehr als Schönheit und Zeelengröße zur Liebe reizt. *fehr-?nt ihr
gefehlt zu haben. *Won dem Grade ihrer Liebe zu ihm mochte er keine
richtige Vorführung. haben. oder es war die Art 'ihrer Liebe. die 'In
nicht befriedigte. In die Bewunderung und ritterliche Verehrung. .3*-
die Freunde des Mannes ihr darbrachten. klingt zuweilen eine gem --*-.
Parteinahme 71:1* sie und ich. vorsichtiger Vorwurf gegen ihn .in "Ike-'71.
er weite Reifen ohne sie unternahm. suchte sie vergeblich ihre Schwere-*rt
vor *hr-.n Leuten zu verbergen: er füllte ihr ganzes Herz aus. _'
,-r ihrem Buch* über Italien. ea?" sie im Jahre >20 verfaßte. ia".-
die d.-nals viel gelebte englische Schriftstellerin Lady Morgan. nau.-.
'Il-*n sie die .ze-'tlofe Lebensführung der alter. Generation in Mailand
ex-, Hilbert hat. ..Es ist aber (sicherlich möglich. daß in einem anderen., Flügel
des nämlichen Haufes dez* junge und regere Erbe seinen Tag ganz auf
englische Weife beliebt. Der Mann lehrt in feiner Bibliothek ("er
Kabinett an Vorsteher der Lancashire. antwortet englischen nufakturisten und Mechanikern.
verfchreibt ein Modell eines 'L'c'avfi-F-.v
oder Einrichtung zur Gasbeirung; dann reißt er feine cl :nf-ig *n-
[?ichen)* Pferde. reitet spazieren. isst sich. das Mittagmahl im andi-m'
28b

W

Jahrgang

1908

I. Stanislawski:

Windmühlen.

Zum Eflay

von Victor Lederer.

'k
"*1

RicardgHuch: Aus dem Zeitalter des Risorgimento

Teile des Hauses nicht zu veräußern. wenn er nicht etwa um 5 Uhr bei einem Freunde zu Mittag ißt. der des väterlichen Zwangs und alten Herkommens ledig wurde. Die Dame hat in der nächstgelegenen Kirche ihre Andacht verrichtet; dann übt sie im französischen Boudoir die Kunst, welche sie in der Pension der Frau von Lor erlernte. besucht Freunde, die ihr empfohlen wurden. Nach dem Mittagessen macht sie einige Familienbesuche; nun kommt die Zeit zur Fahrt auf den Korso, dann die Oper, ihr eigentliches Reich, wo sie ihre Macht ausüben kann."

Es wäre nicht unmöglich, daß diese Schilderung auf das Haus Confalonieri ginge, auf welches der altmodische Vater einen Druck ausübte. Auch stimmt es insofern, daß Teresa in der Anhänglichkeit an die kirchlichen Gebräuche durchaus der alten Schule angehörte; aber, sei es aus Liebe zu Federico oder aus eigener Überzeugung, sie teilte seine politischen und sozialen Interessen und war in alle seine und seiner Freunde Pläne eingeweiht. Vielleicht war ihr Geist nicht glänzend, und jedenfalls drängte sie sich nicht vor; Verstand und Einsicht indeffen fehlten ihr nicht. Aus ihres Mannes an sie gerichteten Briefen sieht man, daß, wenn kein leidenschaftliches, doch ein sehr gutes kameradschaftliches Verhältnis zwischen ihnen bestand; er wußte, daß sie Verständnis für alle seine Befürwungen hatte, und daß seine Geschäfte von ihr mit derselben Umsicht und Zuverlässigkeit besorgt wurden, wie von ihm oder einem treuen Verwalter.

Der Sturz Napoleons eröffnete Confalonieri zum ersten Male eine öffentliche Wirksamkeit, die er nach seiner durchaus männlichen, auf Tätigkeit gerichteten Veranlagung suchen mußte, in der er aber nicht vom Glücke begleitet war; es zeigte sich, daß er auffiel, daß die öffentliche Meinung sofort ein anführendes, maßgebendes Haupt in ihm sah, weswegen man ihm am Schlimmen wie am Guten, was geschah, leicht einen bedeutenden Anteil zuschrieb, und daß er mehr Feinde als Freunde hatte. Er gehörte zu den Führern derjenigen Partei, die, sowohl der französischen wie der österreichischen entgegen, ein unabhängiges oberitalienisches Reich unter einem womöglich italienischen Fürsten wollte, ein Programm, das loblich klingt, aber den Fehler hatte, daß ein fürstlicher Kandidat zunächst nicht vorhanden war, daß dagegen der Vizekönig Eugène Beauharnais eine gewisse militärische Macht zur Verfügung hatte, die einzig die Lombardei in den Stand gesetzt hätte, den verbündeten Mächten gegenüber mit dem Anspruch auf Unabhängigkeit aufzutreten. Demnach konnte man dieser Partei Mangel an Logik vorwerfen, und sie zog früh vollends

?tus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch
bitteren Tadel dadurch zu. daß in ihrem Namen ein wüfter Racheakt
gefiel: es wurde nämlich durch eine zusammengerottete Volksmenge
der bisherige Finanzminister Prina auf unmeuchliche Weise ums Leben
gebracht. Eonfalonieri nun wurde für den Anstifter dieses Mordes ge-
halten. so daß sein Name mit dem Makel wenn auch nicht einer er-
wiefenen Unrat. so doch eines häßlichen Verdachtes behaftet blieb. Aller-
dings sprachen ihn Männer von Gewicht und Ehre von der Anklage frei.
und er selbst verteidigte sich in einer Schrift. der man Glauben schenken
muß. wenn man ihn nicht für einen abgefeimten Heuchler halten will;
möglich wäre nur immerhin. daß er. ohne es zu beabsichtigen. durch sein
Verhalten zu dem schrecklichen Akt anregte. dann. daß er ihn hätte
verhindern können. wenn er gewollt hätte. Charakteristisch für ihn ist
hauptsächlich. daß gleich sein erstes Auftreten unklar war. weil er
Neider und Feinde hatte. besonders aber weil er nicht ganz zielbewußt
handelte. schließlich auch weil man ihm mehr Wichtigkeit beimaß. als
ihm zukam.

Die Uneinigkeit der Mailänder ließ den Verbündeten freie Hand.
die Geschichte Italiens nach ihrem Sinne zu ordnen. Von einer provi-
sorischen Regierung mit mehreren andern nach Paris geschickt. um den
dort versammelten und vertretenen Souveränen gegenüber die Sache
seines Landes zu führen. tat Eonfalonieri. was in seiner Macht stand.
um der Lombardei Unabhängigkeit und eine Verfassung zu führen; aber
Franz I. hatte im Geiste schon von Oberitalien Befehl ergriffen und be-
handelte die Gefandten. denen er mehrfach Audienz erteilte. ohne wei-
teres als seine Untertanen. Er hörte ihren Vortrag über veränderte
Maßregeln. die sie zugunsten ihres Vaterlandes von der neuen Re-
gierung ergriffen wissen wollten. gnädig an. ohne etwas zu versprechen.
wodurch er seiner Majestät etwas zu vergeben geglaubt hätte. außer daß
er wie ein Vater für seine italienischen Untertanen sorgen wolle. Die
Rolle. die Eonfalonieri in Paris spielte. und vermutlich auch der Ein-
druck. den seine Persönlichkeit hervorgerufen hatte. machte ihn dem neuen
Herrn sofort verdächtig.

Was er in Paris erlebt hatte. die Einsicht. daß von keiner fremden
Macht etwas zu erhoffen war. daß nur selbständiges Handeln hätte helfen
können. hatte Eonfalonieris Ansichten in mancher Hinsicht erschüttert.
vielleicht seine ehemalige Haltung ihm in ungünstigem Lichte erscheinen
lassen. Damals hätte er sich auch einen österreichischen Prinzen gefallen
lassen. falls nur Mailand nicht abhängige Provinz eines außeritalienischen
290

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

Reiches würde; er| jetzt fing er an, die Einmifchung der Fremden überhaupt abzulehnen. Man kann fich denken- daß der ftolze Arifiokrat widerwillig war- fich vor einem Kaifer Franz zu beugenf deffen kleinliche Perfönlichkeit feine maßlofe Selbfigefälligkeit und Herrfchfucht als empörende Anmaßung erfcheinen ließ.

In diefem Falle gab fich der Graf nicht die Mühe- feine Gefinnungen zu verhehlen, und feine Abneigung gegen das aufgedrungene Regiment wurde bald bekannt. In dem fchon erwähnten offenen Briefe- den er drucken ließx um fich gegen die von der franzöfifchen Partei erhobene Anklage zu verteidigen- als habe er den Mord des Minifiers Prina veranlaßt, kam ein Saß vor, der lautete: „Ich war und werde niemals der Mann fein- der von Umftänden oder von Regierungen abhängtz" diefen nahm der Kaifer zum Anlaß ihn für eine gewifie Zeit auf eines feiner Güter zu verbannen. Von der wegen ihres unwürdigen Spionierens verachteten Regierung gefürchtet zu werdent mag ihn weniger gefehmerzt, als fein Selbfbewußtfein gefteigert haben; er ging feinen Weg, wie es ihm beliebtef ohne fich um die lauernde Feindfeligkeit zu bekiimmern die ihm nichts anhaben konnte.

Schluß in der September-Nummer.

L9* 291

Rudolf M. Breithaupt:

Conrad Anforge.

Schönheit wird wie Glück empfangen:

Freude krönt dein bang Genießen

Und die Freude ein Verlangen.

Sich als Liebe zu erschließen.

Denn der Schöpfung f>)öne Hülle

Hält ihr Wesen wohl verwahrt.

Ist von Reiz so froh wie zart

Und erschließt des Glückes Fülle

Dem nur, dessen eigne Art

Die Art des Schöpfers offenbart.

(Richard Dehmel.)

Es gibt Persönlichkeiten im künftlerischen und sozialen Leben, denen

man begegnet sein muß. Es geht ein Etwas von ihnen aus, ein Licht,

ein leuchtendes, eine Kraft, eine zwingende, der wir uns hingeben

müssen. Wer in ihren Bannkreis trat, empfing eine Wohltat, oder

fühlte ein Wunder. Und wer ihrem Innersten nahe war, wer auf den

Goldgrund ihres Wesens blicken durfte, spürte je nach Art der Wirkung

bald eine Erschütterung, bald ein Gefühl tiefen Glückes. -- und sein

Leben erhielt nach Inhalt und Form eine sichtbare Veränderung und

Bereicherung. Solcher Wesenheiten von radioaktiver Wunderkraft sind

nicht gar viele. Ein Dutzend kann man in jeglichem Jahrhundert auf-

zählen. Erkannt werden sie selten zur Zeit, obwohl sie auf die besten

Geister und Denker eine nachhaltige Wirkung ausübten. Sie werden

geliebt, sie werden gehaßt. Denn alle Gleichartigen oder ihrem Wesen

Verwandten werden angezogen, alle Ungleichartigen abgestoßen.

Wenn ich an derlei Persönlichkeitsmächte oder -Kräfte innerhalb

des musikalisch-künftlerischen Bereiches denke, werde ich traurig gestimmt.

Wir haben recht eigentlich niemanden, an den man sein Herz hängen,

dem man seine Ideale zuwenden könnte. Wir sind arm geworden an

wirklich großen Individualitäten. Der letzte Große war wohl Liszt. Er

war gewiß der letzte „Mensch“. Und von all seinen Jüngern und

Aposteln ist's allein Conrad Anforge, der uns fesselt, der uns

292

Rudolf M. Breithaupt: Conrad Anforge

innerlich nicht nur künstlich, sondern auch menschlich näher liegt als der gefamte Durchschnitt unserer Zeitgenossen.

Es ist müßig zu untersuchen, was in Anforges künstlerischer Persönlichkeit mehr hervorzuheben oder gar höher zu bewerten ist: das reproduktive oder das produktive Element oder die menschlichen Lebensquellen. Er ist eine geschlossene Einheit, eine kraftvolle Eigennatur, in der Licht- und Schattenseiten gleich stark vorhanden sind.

Über den Pianisten ist der Urteilsspruch längst gesprochen. Er ist der Erfien ein wirklich Großer im Reich der Töne und Klänge. Seine Spielweise ist einesteils der letzte Ausläufer der letzten Periode, anderenteils eine unmittelbare Fortsetzung Bülow'scher Kunstauffassung. Von Weimar her hat er den großen Wurf - das Kolossale Michelangelesker Formbehandlung. Von Bülow dagegen dem letzten „Kritiker“ den die Musik befähigt die Strenge und Herbheit in der Durchführung einmal erfaßt und für richtig erkannter Mittel. Sein Spiel hat Stil-Charakter und jene höchste Einheit eines fühlenden Sinnes, wie sie nur bei solchen auftritt, die in der Entwicklung zur künstlerischen Kultur jene höchste und letzte Stufe erklommen haben - auf der alles Unnatürliche, Erlernte, Erarbeitete wie von selbst plötzlich abfällt und die Natur wie der bloßgelegte Strahlenkern einer schimmernden Frucht uns entgegenleuchtet. Sein Stil weiß allein noch jenen heroisch-pathetischen Zug auf, der von Schiller am über Wagner bis zu Liszt auf alle Edlen nachhaltig gewirkt hat und nun mählich zu verschwinden droht. Wir sind unendlich nüchtern, wir sind praktischer und klüger geworden. Ob aber auch zärtlicher, leidenschaftlicher und weiser? Ich bezweifle es. Laßt man Anforges Klänge - so spricht man jedenfalls noch etwas von der rhetorischen Macht von dem Ethos der Schiller'schen Kampfzeit - das uns aus dem Zustand träger Zerarbeitung und müder Erfröpfung aufrafft und uns mit Drommetengewalt aufruft zum Zuge gen Mekka und Medina - zu den heiligen Tempeln der Freiheit, Schönheit und Erhabenheit. „Bei allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der Geist durch Freiheit interessiert sein. Fehlt es einer pathetischen Darstellung an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästhetische Kraft und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausdruck der ethischen Anlage, so kann sie bei aller sinnlichen Kraft nie pathetisch sein und wird unausbleiblich unfre Empfindung empören. Aus aller Freiheit des Gemütes muß immer der leidende Mensch aus allen Leiden der Menschheit muß

Conrad Anforge Rudolf M. Breithaupt
immer der selbständige oder der Selbständigkeit fähige Geist durchscheinen."
(Schiller: „über das Pathetische“.) Hierher sind die großen Dar-
stellungen von Beethovens „Appassionata“ Op. 57 und der heroischen
Op. 111, sowie Liszts H-Moll- und Chopins B-Moll-Sonate zu setzen.
Ich sage ferner, das Spiel hat Charakter. Ich verfolge darunter
den „Logos“ der Griechen, die innere Geschlossenheit der geistigen Idee
in ihrer sinnlichen Form, das individuelle Gepräge, wie es sich in der
vollendeten Harmonie der dynamischen Kräfte zu erkennen gibt. „Das
wahrhaft Schöne gründet sich auf die strengste Bestimmtheit, auf die
genaueste Abfonderung, auf die höchste innere Notwendigkeit; nur muß
diese Bestimmtheit sich eher finden lassen, als gewaltfam hervordringen.
Die höchste Gefäßmäßigkeit muß da sein, aber sie muß als Natur er-
scheinen. Ein solches Produkt wird dem Verstand vollkommen Genüge
tun, sobald es studiert wird, aber eben weil es wahrhaft schön ist, so
dringt es seine Gefäßmäßigkeit nicht auf, so wendet es sich nicht an den
Verstand insbesondere, sondern spricht als reine Einheit zu dem harmo-
nischen Ganzen des Menschen, als Natur zu Natur.“ (Schiller:
„Über die notwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen“)
Wer je an Anforges vollendeten Tagen Op. 109 von Beethoven gehört
hat, wird etwas von der Kraft der „inneren Notwendigkeit“ empfunden
haben. Wie Anforge diesen Triptychon in feiner Gliederung aufbaut,
in Farbe und Stimmung harmonisch einheitlich gefaltet und den Schluß
mit jener übermenschlichen Kraft äußerster Ekstase ausfattet, indem er
unter Streichung einiger unwesentlicher und störender Beethovenischen
Pianissimi über jene große Trillerkulmination hinweg zur himmlischen
Seligkeit des Themas zurückkehrt, - dies gehört zu den wunder-
vollsten Eindrücken unserer Zeit. Ich konnte dem geheimen Zauber der
Sonate lange Zeit nicht beikommen. Anforge hat mir ihre geistige Leucht-
kraft erschlossen. Seit dieser Stunde sehe ich den „Edelfeinfächiger“
der raphaelischen „Disputa“ in der Camera della Segnatura (Vatikan)
im Geiste vor mir.

Die tiefste Wirkung geht von dem menschlichen Kerne seiner Kunst
aus. Wenn er in jenen Höhepunkten alles Materielle von den Werken
abstreift, wenn er uns über Ton und Klang, Sach und Form hinweg und
hinauf führt zu ihrem immateriellen Gehalt, zur reinen Idee, dorthin,
wo die Kunst als Natur erscheint, als Tal oder Hain, als kristallklarer
Höhenzug oder leuchtende Meerestiefe, oder als goldener Abglanz einer
reinen Kinderseele, dann ist vollbracht, was die Reproduktive überhaupt

Conrad Anforge Rudolf M. Breithaut
geiftiger Flachköpfe ficht vor der knorrigen, rauhen Sprache Hebbels, des
Dichters, baß entfetteten, - einen Dehmel oder Liliencron für verrückte
Sprachverderber erklärten, fo hecheln einige Schädlinge auch hier die An-
forgefche Technik durch, dieweil fie nichts anderes vorzubringen wiffen.
Armer Menfch! Haft du eine fchiefe Nafe oder auch nur einen Leber-
fle> zwifchen den Schulterblättern und feieft du auch noch fo vollkommen.
ich fage dir: Packe dich, du bift nichts wert! So war's immer und es
wird wohl auch immer fo bleiben, folange Bosheit über Güte trium-
phiert und die Schadenfreude als die reinfte Freude gilt. Die Wahrheit
ift die: Auch Anforge beißt juft die Technik, die er für feinen eigenen Aus-
druck, für Form und Farbe, Aufbau und Dynamik gerade benötigt. Das
genügt. Der Refi ift Gefchmackfache. Iedoäf, man ftelle fich einmal
vor: Anforge in Bufoni-Manier, oder Anforge mit Godowskyfcher Läufer-
technik Beethoven fpielend! Fallen einem dabei nicht komifche Bilder
ein, wie: Hering und Säflagfahne, Apfelmus und grüne Seife, faure
Gurken und Limonade?? Überdies - Scherz beifeite --: ein Stim-
mungskünftler und Impreffionift unterliegt anderen Bedingungen als
ein dreffierter Papageivirtuofe. Es geht Anforge wie allen wahrhaft
Großen - man denke an Lizt, Rubinftein, Bülow -, er hat voll-
kommene und fchleäfte Tage. Das ift ein Glück. Denn alles Unkünfi-
lerifche, Mittelmäßige und Mafchinelle ift gerade um der ewigen Gleilh-
förmigkeit mittelmäßig, mafchinell und unkünflerifch. Echte Kunft wan-
delt nur auf Höhen. Die mittleren, warmen und gemäßigten Zonen feien
den Philiftern, den Mufikanten, Technikern und Unterhaltungskünftlern
fchönftens angewiefen. -

Ich komme zu dem Schaffenden, zu dem Rätfel, dem „Problem“
Anforge. Über diefe feine produktive Seite läßt fich nur andeutungs-,
nur ahnungsweife fprechen, kein ficherer oder gar abfchließendes Wert-
urteil abgeben. Gewiß ift eins: Anforge ift auch hier ein Selbftfeigner,
eine gefchloffene Ganzheit, ein von der Tagesmode völlig Abweiffender,
Abfeitsfiehender. In jeder Note, jedem Takte fieht gefärfrieben: So und
nicht anders! West le 8*(71 (M1111 homme! Diefe Sprache ift ebenfo
neu und originell wie kühn und tief. Ihr Zauber liegt jenseits aller
doktrinären Erörterungen. Es geht eine fiille feltfame Schönheit von
ihr aus, - eine Schönheit tieffter Ergriffenheit, heiliger Rührung, die
uns fchweigen macht. Wer tiefer laufchen kann, vernimmt oft Töne
höchfter Refignation, Klänge eines wunderfamen Myfteriums. Hier
fpriecht fich das Urwefen feiner Perfönlichkeit aus: Anforge der Schwärmer.

Jah-gang Conrad Anforge: Zum Effay
'908 von R. M. Breithaupt.

Rudolf M. Breithaupt: Conrad Anforge
der Symbolist- der Mytiker. Die Musik ist ihm nicht Thema, tote Formel,
Motiv oder dergleichen- sondern Auslösung- Bejahung, Erfüllung tiefsten
persönlichen Denkens und Fühlens. Dieser Unterton- der schon durch die
letzten Sonaten und Quartette Beethovens hindurchklingt (der fin) auch
bei Liszt aus den Partien höchster Eklitafe heraushören läßt. und der im
„Parifal“ Richard Wagners zu höchster Verklärung geformt ward- er
findet sich auch bei Anforge. Auch hier: Auflösung der Form, ein Streben
nach dem letzten- höchsten Ausbruch ein Ein- und Aufgehen in dem meta-
physischen Selbst. „Die höchste Aufgabe der Bildung ist sich feines
Transzendentalen Selbst zu bemächtigen. Dieses Selbst gewahren wir
zuweilen in den Worten Gottes- der Dichter und Weisen- auf dem
Grunde einiger Freuden und Leiden, im Schlaf, in der Liebe- in den
Krankheiten und in unerwarteten Verkettungen wo es uns von ferne
winkt und mit dem Finger auf unsere Beziehungen zum Weltall hin-
weist. Einige Weisen befließigten sich nur dieses Suchens und schrieben
jene Bücher wo nur das Außerordentliche herrscht.“ (Novalis.)
Auch Anforge hat sich nur dieses Suchens befließigt und eine Musik
geschrieben „wo nur das Außerordentliche herrscht“. Daß er vielen
fremd erscheint liegt nicht an ihm sondern an den Menschen. Er ist
zarter und feiner stiller und tiefer als sie alle, Der Wellenklang seiner
goldenen Seelenharfe ist nicht für grobfinnliche Ohren. Die Musik
der Ausrufe- der Interjektionen- das blaue Leuchten acherontischer
Klänge ist anders zu bewerten als der landläufige Singfang der Mode-
komponisten im 4/. bzw. 6/3 Takt.

Einem Anforge ist nicht so leicht beizukommen. Man muß sich
schon in ihn verfallen- man muß ihn lieben. um ihn zu verstehen.
Mit Begriffen ist diese Kunst überhaupt nicht zu erläutern. Nur ein
feines- tiefes Kunstgefühl hilft uns über die letzten Schwierigkeiten hin-
weg. Für Anforge ist der Ton Licht, das Licht Klang. Ein kosmisches
Gefühl beherrscht ihn. Nicht eine Formenkunst spricht zu uns- sondern
die Rührung eines ergriffenen Herzens. Dies muß man festhalten wenn
man die runenhaften Motive die phinartigen harmonischen Gebilde
beträchtet.

Von den 24 Werken- die ich hier nur flüchtig skizzieren kann, nehmen
die „Lieder“ den weitaus größten Raum ein. Genau die Hälfte ent-
fallen auf sie (Werk 2j 10- 11- 12j 14-19 und 22). Daneben haben
wir: Zwei Quartette (Werk 13 und 20)- ein Sertett für Streichinstru-
mente (Werk 9)7 eine Sinfonie „Orpheus“ (Werk 5- ungedru>t)- eine
297

Conrad Anforge Rudolf M. Breithaupt

Sonate für Cello und Klavier (Werk 24. ungedr.). drei Sonaten für Klavier allein (Werk 1. 21 und 23. letzteres ungedr.) und einige Klavierfächer („Traumbilder“. Werk 3. „Ballade“. Werk 4. „Valfe Impromptu“. Werk 6. „Traumbilder“. Werk 8).

Was unter diesen Kompositionen am höchsten zu bewerten ist, läßt sich nicht ohne weiteres bestimmen. Sie enthalten alle mehr oder minder wertvolle Blumen der Schönheit. Meines persönlichen Dafürhaltens hat er sein Bestes gegeben: in der ersten und dritten Sonate für Klavier, den beiden Quartetten und den Liederzyklen von Dehmel und Goethe. Zunächst die „Lieder“. Sie gehören zum Schönsten mit, was wir seit Hugo Wolf bekommen haben. Allein wenn man den Musiker nach dem Text beurteilen darf, so ist Anforge als einer der ernstesten, vornehmsten Geistesköpfe zu nennen. Was die moderne Poesie Bedeutendes geschaffen, hat er es mit dem zarten Stab seiner Muse berührt. Nach der inhaltlich geistigen (nicht äußerlich formalen) Seite ist nicht Richard Strauß, sondern Conrad Anforge als der beste Vertoner neuerer Lyrik hinzuzufügen. Dies hat mir jüngst Richard Dehmel persönlich in seiner stillen und ruhigen Weise bestätigt. „Ich verstehe von Musik und ihrer Technik nichts.“ sagte er mir. „Ich bin vollkommen Laie. Aber nach meinem innersten Gefühl kommt Conrad Anforge meiner Poesie am nächsten.“ - Die Lyrik scheidet sich teils in „Gefänge“, teils in einfach schlichte Liedformen, teils in psalmodische Sinnprüche, Deklamationen und dergleichen. Den tiefsten Kern seiner Wesenheit sprechen nach Anforges eigenem Urteile aus: „Der Weidenwald“. Gedicht nach Dante Gabriel Rossetti. Op. 16. „Stimmen des Abends“ - Dehmel Op. 15 Nr. 1. „Leßte Bitte“ - Dehmel Op. 17 Nr. 5 u. a. m.

Im „Weidenwald“ ist ein visionäres Traumgedicht mit unheimlicher Kraft zu klingendem Leben erweckt. Ebenso rührt: „Leßte Bitte“ an die letzten Möglichkeiten musikalischen Schauens. Dies ist Stimmungskunst in reinster Form und als solche kein Alltagswerk, sondern eine Musik für Erwählte und innerlich Berufene. Kritisch läßt sich dagegen nichts sagen. Wie bei Dehmel oder, um einen anderen seiner Freunde zu nennen, bei Melchior Lechter, muß man bejahen oder verneinen, je nach Veranlagung, Temperament und Geschmack. Anforges Feinkunst liegt unterhalb der Schwelle des Halbtones. Nur eines fragt sich, ob diese Welt der viertel und achte Töne darstellbar, das heißt ohne Gefahr für die Formenharmonie der Musik günstig ist. Gewiß ist die Musik diejenige Kunst, die am tiefsten von allen Künsten reißt und die feinsten Empfin-

Rudolf M. Breithaupt: Conrad Anfordern zu verkörpern weiß. Ob auch das Letzte? Das Aufleuchten unferes tiefften Lebens. die purpurne Welle der Sehnsucht felbft? Ich wage nicht. die Frage zu beantworten. Aber ich glaube: auch die Musik kann nur annähern und angenäherte Werte wiedergeben. Auch hier bleibt ein unauflöslicher Reft. Das Letzte gibt nicht die Musik der diatonifchen. chromatifchen und enharmonifchen Tonkombinationen. fondern die Musik des „Silent und Leer-LW“, der fummigen Gebärde. die Musik zweier fchwingender Seelen. die Musik eines holden Augenblicks. einer zitternden Hand. das Erhabene: die Musik von Sonne. Meer und Sternen. Und diefe ij entweder nicht oder doch nur unvollkommen zu verkörpern. Die tiefften Regungen unferes Unterbewußtfeins find wie dunkle Quellen oder heiße Ströme. Sie nähren und färken das Blut unferer Phantafie. befruchten und beftimmen unfere Gedanken und Empfindungen. Diefe Sphäre des künflerifchen Unterbewußtfeins kann von keiner Kunft geformt werden. auch von der Musik nicht. deren äußerftes Mittel: der Halbtonfchritt fchon zu materiell. zu grobfinnlich wirkt. Die Musik Gottes läßt fich nur ahnen. nicht formen. Formen läßt fiäf nur das. was die Schwelle unferes wallenden. wogenden Transzuzufandes überfchritten. von den unterirdifchen Bächen. Flüssen oder Vulkanen der Seele an die Oberfläche. in das Licht der Erkenntnis gehoben bezw. gefchleudert wurde. d. h. nur das. was vom Kunftgefühl als Formempfindung ahnend und tafend aus dem dämmerigen Vorraum unferer Traumgefühle in die hellere Kamera des Kunftverftandes zu weiterer Entwicklung überführt wird. Gewiß: alles Große ifi aus Ekftafe geboren. nicht vom kühl abwägenden Verftand. Aber die Ekftafe darf fich nie in völliger Aufgelöftheit hingeben. wenn anders fie künflerifch brauchbar fein foll. fonft wird fie leicht zum hilflosen Lallen und formlofen Stammeln. Künflerifche Formeinheiten kommen nur zuftande. wenn Kunftgefühl und Kunftverftand eine harmonifche Paarung eingehen. Die Symbolik wie die Stimmung „ an f i ch “ follten auch die Musiker endlich beifeite laffen. eingedenk des Goethefchen Wortes: „Laßt uns das Faßliche darftellen. das Unfaßliche gläubig verehren.“ Ia) möchte noch hinzufügen. daß bei der Verbindung von Poefie und Musik es der leßteren gar nicht möglich ifi. die Stimmung zu verkörpern. weil ja ihr Produkt im Augenblick. wo es Form wird. fchon etwas ganz anderes. von dem poetifchen Verftand durchaus Verfchiedenes und ein völliges Novum ift. Alles das fei im allgemeinen gefagt. Es gilt nicht für den Einzelfall. Zu allen Zeiten gab es myftifche. ekftatifche. religiöfe Kunft neben formvollendeter Wirklichkeits-

Conrad Anferge Rudolf M. Breithaupt
kunft. Der Künfler hat das Reäft fo zu fchaffen. wie er muß. Wir
aber follten nicht in den Zwiefpalt geraten. der feiner Zeit die Lifztianer
und Wagnerianer von den Schumannianern und Brahminen trennte.
Wir follten beide Stilgattungen lieben. foweit wir deffen fähig find.
Von allen Anfergeliedern find mir perfönlich: „Helle Nacht“. Op. 10
Nr. 1. „Gib mir“. Op. 10 Nr. 6 und „Dann“. Op. 10 Nr. 7 am fym-
pathifchften. Auch Op. 15 mit dem holden: „Schöne Iunitage“ („Mitter-
nacht. die Gärten laufchen“ . . .) fei allen Sängern und Sängerinnen von
Gefchmack empfohlen. - das köftliche: „Schneefall“ von Mombert.
Op. 11 Nr. 5 nicht zu vergeffen.

Einfachen Liederfeelen feien dann die fchönen. vielgefungenen
„Erntelieder“ von Franz Ewers nahegelegt. Daß Anferge die befte
Löfung für das Goethefche: „Über allen Gipfeln ift Ruh“ gefunden und
„Der du vom Himmel bifft“ weitaus am tiefften gefaßt hat. fei nur bei-
läufig erwähnt. In technifcher Beziehung intereffieren: die Strenge
und die Konfequenz der Formmittel. die Gediegenheit der Deklamation
einerfeits. die Zartheit der chromatifch wirkenden Melismen andererfeits.
die lapidare Wucht folzer Bäffe. befonders aber die originelle Harmonik.
die Mifchung der Farben. die in gleich tiefen und dunklen Tönungen
bei keinem anderen Mufiker zu finden.

Das erfte „Quatuor“ ift ein banges. tiefes Werk. Aufgebaut
auf einem früheren Liede (aus der Sammlung „Vigilien. Dichtung von -
Stanislaus Przybyzewski“) und nach Art der leßten Beethovenfchen
Quartette. vielfach durchbrochen von Rätzelfragen. Schickfalsmahnungen
und füßen Wehelauten ift's von dunkler Tragik. „Du fchmerzhaft
Schönheit. die du über aller Schönheit thronft. o Sehnuäft du!“ -
's ift das Motto diefes Werkes. Der Frieden. in dem das Ganze
nach dem troßigen. leidenschaftlichen Auffieg und dem Zn-
fammenbrechen im zweiten Saße ausklingt. befonders das Schluß-
adagio mit den filbernen Arpeggienwellen in der erfien Violine
ift von zauberifcher Schönheit. Ganz anders das zweite Quar-
tett. das fich vom Heiteren zum Schmerzlichen oder Heroifch-Tra-
gifchen entwickelt. Anfangs ein Frühlingsfaß voll paftoraler Innigkeit
und Träumerei. dann ein fammetnes. fchwarzfäfattiges Adagio. defien
dunkel-blaues Eis-dur wie die erfie tonale Verkörperung der Böcklinfäjen
„Toteninfel“ erfcheint. - zu dritt die güldene Heiterkeit eines freundlich-
fonnigen Allegretto und zum Schluß ein Maöftofo mit einem 56 taktigen
breiten Oktaventhema von bachifcher Holzchnittfaktor. Das Ende ift
300

Rudolf M. Breithaupt: Conrad Anforge

hart. Wie in Granit fieber die Noten daz als wollten fie fagen: „Des Lebens Ernfi findet mich bereit.“ - über die Cello-Sonate läßt sich erft fprechen- wenn fie vollendet. Zwei Säße davonz die wir jünger getroffen- zeigen jedoch gewaltige Dimenfionen. Dem Cello find neue Ausdrucksmittel abgerungen. Die chaotifch-wirbelnde Thematik greift mit fiarker Fauß an das letzte Schichtfalsproblem. Troßige Rezitative- bange Fragen bringen keine Löfung. - Bleiben die Klavierfachen: die herrliche erfte Sonate (die miä) anmutet wie ein blanker Silberfchilw darauf ein Eellini erregte Kampffzenen eingebofelt hat. Das faßt klaffifche Adagio wie das heftige Schlußfugato erheben die Arbeit turmhoch über alle ähnlichen Erzeugniffe der Zeit. Prachtvoll ifi auch die „Ballade“ zeugend von hartem Stolz und wilder Naturkraft, - in den rollenden Baßfiguren oft an den „Heiligen Franziskus“ von Lizt gemahnend. Die zweite Sonate will mir vorläufig nicht eingehen. Sie zeigt ein kühn gefchnittenes Profil- ein titanifches Ringen und Kämpfen ifi aber formellz befonders infirumentell derart fchwierig und vertrakt gefeßt daß man vor Dornen und Difieln keinen freieren Ausblick hat. Zum mindeften bedarf's öfteren Hörens in vollendeter Wiedergabe. Dagegen habe ich die dritte Sonate, eine .venezianifch-fchlanke Schöne von elfenbeinernem Timbre und mit einem fchmerzlichen Lächeln in den dunklen Augen- in mein Herz gefchloffen. -Von ihr und von demf was noch nicht in Klang umgefößt erwarte ich gar mancherlei für die heutige und kommende Kunftmufik. Das der Schaffer- der Fröhlichq Einfame! Ich komme zum Leßtenz zum Perfönlichen: Anforge der Meufcl» Anforge das Kind. Wer diefem je begegnen wird die Erinnerung daran als etwas Köftliches aufbewahren. Frohfinn und drolliger Öumorl höchfie Schlichtheit und Einfachheit des Sprechens und Handelns- - fie haben mehr als einen feinen Geifi angezogen und für ihn gewonnen. Ifi's nicht fonderbar: Anforge- der Mufikerz der einfam und abfeits feines Weges einhergeht diefer Selbfeigene, der fich in der Mufik mit niemandem, in der Poefie nur mit Hölderlinz von den Modernen vielleicht nur mit Dehmel vergleichen läßt- - hat als Menfch die Befien feiner Zeit zu Freunden! Dehmel, Liliencron- Evers- Przybyzewski- Stephan George, Melchior Lechter und andere find ihm nahe getreten. Dasf meine ich- bedeutet etwas. Andere Große: Nießfchß Dauthendey- Mombert- Verlaine haben ihn im Geifie begrüßt. Flache Menfchem fchiefe Texte find feinem Leben fern geblieben. Wer die fröhliche Ausgelafienheit diefes

Eonrad Anforge - Rudolf M. Breithaupt

Menfchenkindes im Kreife der Seinen je erlebt. wer fein goldenes Lachen gehört und den Ernfi verfpürt hat. mit dem er über die Dinge der Kunft und des Lebens zu denken und zu reden pflegt. der hat einen dauernden Gewinn mit fi>f fortgetragen. Einfl fah ich ihn. wie er in feinem kleinen Garten umherging und auf den Frühling laufchte. Er fah nach den Knofpen und Knöpfchen an Baum und Strauch und freute fich. wie grün es über Nacht geworden. Und wie liebkoftend ftrich feine Hand über die jungen Blätter. Seit diefer Stunde verehere ich ihn. Und diefe Liebe foll mich immer grüßen wie der Sonne erfier Strahl. - - -

302

Leo Berg f:

Der junge Goethe und der alte Goethe.

Unfere Väter haben einft den jungen Goethe mehr geliebt-
aber der alte ift's- zu dem w i r immer wieder zurückkommen: „wir“ die
einzelnen- und „wir“ die Gefamtheit.

Woran l-iegt das? Nur daran- daß „wir“ felber älter geworden
oder gar verpießert find? Fehlt uns nur die Leidenschaft- die Gluty
der Raufch und der Leichtfinnx um uns in die Welt des jungen Goethe
noch fo recht hineinleben zu können?

Ich rede nicht vom Goethe der Wertherfchen Sentimenta-
lität- die eine Zeitkrankheit warr in die wir niäft zurü>zufallen
brauchenr umfoweniger zurückzufallen brauchen- als wir gerade
genug mit unfere eigenen Zeitkrankheiten zu tun haben; man
muß ja- wenn man von den einzelnen Epochen Goethes redet,
die einzelnen Stimmungen und Richtungen überhaupt ausfcheidenx
weil man fonft niäft einmal zu einem Begriff oder zu einer Vorftellung
des „jungen Goethe“ oder des „alten Goethe“ käme. Bei keinem
anderen Dichter übrigens abftrahieren wirr wenn wir feinen Namen
hören- fo fehr von feinen Werken wie bei ihm: beim Namen Goethe
denken wir heute zunächft immer an den *Menfchenf deffen Dichtungen
uns nur noch Äußerungen- Konfeffionen feiner Perfönlichkeit find; im
Gegenfaß zu anderem die uns als Menfchen nur intereffieren, weil
fie die und die uns wertvollen Werke verfaßt haben. Selbfl die fub-
jektivfi Dichter wie Kleift und Ibfen verfchwinden uns nach und nach
hinter ihren Werken. Und warum? Weil der Menfch in ihnen zer-
jücket worden und von ihnen nur übrig geblieben ift- was fich in ihren
Dichtungen erhalten hat; der Dichter hat den Menfchen in ihnen auf-
gezehrt: fie haben »ihre Gefialten mit ihrem Herzblut genährt und find
daran verblutet. Oder das Leben hat fie gebrochenr noch ehe fie
zu ihrer vollen Manneshöhe hinaufgewachfen waren. Oder die
erfie Schlacht hat fie verkrüppelt. Und fie waren dann nur noch die
„Dichter“ - die meiften wenigfiens; namentlich die der neueren Zeit.
Und das liegt- abgefehen von befonderen Schickfalen, zum Teil an der
303

Der junge Goethe und der alte Goethe Leo Berg
Zeit und ihrer Berufszersplitterung, zum Teil auch an der Entwicklung
der Kunst, die den Menschen im Künstler immer vollständiger verbraucht;
man kann schon nicht mehr sagen: sie üben oder beherrschen eine Kunst
- die Kunst übt und beherrscht sie: sie sind Sklaven ihrer Kunst. Be-
herrschene, sie geben sich hin und aus an sie, sie lassen sich anzehren von
ihr. Der Rest, der übrig bleibt, ist oft nicht mehr viel wert, nicht einmal
immer interessant. Sie sind, was in ihren Werken steht, für sich selbst
nichts. Oder doch so wenig, daß die persönliche Bekanntschaft mit
Künstlern oft eine beschämende Enttäuschung wird: ein Spießkerl oder
ein Lump ist nicht selten das, was vom Menschen im Künstler noch
übrig bleibt.

Unter den Dichtern und Geistesgrößen Deutschlands steht Goethe nicht
so einzig da: in nicht wenigen Punkten sind ihm selbst folgende zweiten
Ranges überlegen oder mindestens gleichwertig. Wäre er jung ge-
storben, so würde er seine Altersgenossen, die Stürmer und Dränger
durchaus nicht so mächtig überragen, von denen namentlich Lenz sehr
günstig neben ihm bestehen könnte, und als Dramatiker übertrifft ihn
Klinger, als Balladendichter Bürger, als Lyriker ist Claudius kein un-
gefährlicher Nebenbuhler, im realistischen Stil und in der Menschen-
gestaltung Wagner sogar ein gefährlicher. Heute aber können wir sagen,
was ihm über alle diese und spätere Dichter die große Überlegenheit
gibt: nicht der Dichter, der Mensch Goethe hat über sie gesiegt.

In jedem Stadium seiner langen Entwicklung ist der Mensch, die
Persönlichkeit Sieger geworden über eine Welt von Nebenbuhlern und
Mitteltreibern, von Widerfachern und Freunden, von Hemmungen und
Förderungen, von Not und Glück, von Sorge und Hoffnung, von Luft
und Leid, von Liebe und Haß, von Fragen und Antworten, von Schreck-
nissen und Tröstungen, von Mangel und Überfluß - von Kunst und
Wissenschaft, von Politik und Gesellschaft: er ist immer wieder Herr
geworden und Herr geblieben, er ist immer wieder ans Licht des Tages
gelangt, so tief er auch in unterirdische Reiche hinabgestiegen war,
Herr selbst über das Leben.

Eine erschöpfende und genügende Geschichte von Goethes Über-
windungen, seine eigentliche Biographie ist bisher noch nicht geschrieben
worden und kann vielleicht auch nicht geschrieben werden. Sie
konnte nicht einmal von ihm selbst geschrieben werden; auch seine
eigenen Memorabilien, Tagebücher, Autobiographien, Briefe usw.
geben darüber keinen genügenden Aufschluß, sie konnten, ja sie wollten

W

RUND K. Laszczka: Sohn des Käufers.

1 I o 8 Zum Effay von Victor Lederer.

—, — O
gti-x 7-
h
0 7.-, R
UMWL'Z.: *7
/' ?*3

Leo Berg: Der junge Goethe und der alte Goethe
das nicht einmal, Denn sie selbst waren ja auch wieder nur Mittel der Überwindung: abstoßen, etwas hinter sich bringen fertig werden mit etwas. das war ihre Aufgabe. Und feine Dichtungen waren Emotionen. Der Begriff der Emotion als Erklärung der Kunst ist so recht von ihm abgeleitet worden. Sie waren Heilprophetie- namentlich der Wertherz der Tasso. die Iphigenie der Faust feine Gedichte waren gelegentlich auch nur Experimente und Spielereien. Jedenfalls: er hatte überwunden, wenn die Dichtung fertig war. was er zu überwinden gehabt harter das farrt uns aber in ihnen- oft an ganz unheimbaren Stellenj noch mit medusenhaften. schrecklichen Augen an. Er jedoch nahm sich sofort historisch. wenn er überwunden hatte, er entrückte sich er schrieb in tiefem Frieden über die Kriege und Revolutionen in sich: wie ein Geolog die Entwicklung der Erde beschreibt. die er doch nicht erlebt hat. Solche Beschreibung konnte wieder sehr poetisch und bedeutungsvoll sein, aber die Krater waren längst erloschen.
Deshalb: der Mensch in Goethe war größer noch als der Dichter der Dichter Goethe war nur Diener des Menschen Goethe (darin das gerade Gegenteil Ibsens) und deshalb übt der alte Goethe auf alle. die das große Erlebnis in ihm auch nur ahnenj einen immer größer und größer werdenden Reiz aus, Der junge Goethe. so glänzend. so hinreißend so liebenswürdig so bezaubernd - ist ein wundervolles Verprechen deren es aber auch schon andere gegeben hat, ein Verprechen, wie es eigentlich mehr oder weniger jedes junge Genie ist ein Verprechen. das die Götter fast nie halten. selbst wenn sie das Genie zur vollen Reife gelangen lassen - denn das Genie gelangt zur vollen Reife fast nur unter Aufopferung des Menschen - denn die Kunst heischt Menschenopfer und nährt sich am liebsten von jungen Genies. Auf allen feinen Entwicklungsstufen droht dem jungen Goethe immer wieder die Gefahr. von den Dämonen, mit denen er kämpft. verschlungen zu werden. Der alte Goethe aber ist die Erfüllung. Der ist Herr geworden. Nicht durch das Alter. das auch andere erreicht habenj nicht durch die Leistungen die es auch bei anderen gibt. nicht durch Erfolge und äußere Triumphe die andere in noch höherem Maße *erlebt haben. - Der „glückliche Goethe" ist eine Fabel. nur möglich in einem Lande und einer Zeit. die die Künstler zur unanfechtbarsten Bescheidenheit erzogen hat. zu einer Bescheidenheit. für die der Größenwahn nur eine andere Ausdrucksform oder gegen die er eine Art Notwehr ist. - Nein. der

UmGmwfifiwwWugWmmmQMWhdWmüWawaNwwmmü
20 305

Der junge Goethe und der alte Goethe Leo Berg
Faufi gezweifelt. mit Taffo die Pein gekränkten Ehrgeizes erlitten hat.
mit Orefit durch die Hölle des Wahns gefchritten ift. der gefchaut und
gefucht. fich allen Erfcheinungen hingegeben hat. der in fich die ganze
Entwicklung feiner Zeit mit erlebt und durchgekämpft und 'der fia)
doch immer wieder gefunden hat. der in die letzten Abgründe feigen. der
fich an einen Freund. an eine Geliebte völlig weggeben konnte. der
alles mitgeno und mitlitt. und der doch nie gefchwacht und gefchlagen.
fondern immer nur fiegreicher und kräftiger aus alledem hervorging.
der immer er felbft blieb. nur genährt und gefarkt durch eben die. denen
er fich freiwillig felbft vorgeworfen hatte.

Der alte Goethe ift deshalb die Gewähr für fich__felbft. Diefes
ganz Einzige hätten wir nicht ohne ihn. die-fen menfchlichen und geiftigen
Triumph ohnegleichen. Aber es ift ein Triumph. der weit über den
Einzelwert. der Goethe heißt. hinausgeht. Was wir fonft an großen
menfchlichen uberwindern in der Gefchichte haben. war von ganz anderer.
gewöhnlich negativer Art. Die Helden und Märtyrer der Religionen.
die Heiligen der Legende das waren die Selbftuberwinder. die Selbft-
abtoter. die großen Leidenden. die fich ihrem Gotte. ihrem Werke oder
der Menfchheit als Opfer. notfalls Glied für Glied. darbrachten: die
Selbfterneiner und Selbftvernichter. Goethe aber ift der große Selbft-
bejager. der Menfch. der ..wieder la zum Leben fagt“. in keinem Jen-
feits und Uberirdifchen den Sinn des Dafeins fieht. der große Dies-
feitige. der felbft den Ewigkeitsgedanken und die Gottheit irdifch und
diesseitig auffaßt. der an die Seelenwanderung glaubte. weil die Ent-
wicklung und das Streben keine Grenze haben könne. der mit Spinoza
Gott in die Welt und Natur hinein oder. was dasfelbe ift. Welt und
Natur in Gott hinaufzog. der das eine und das andere hinüber und
herüber verwandelte. kurz. der auch diefen großen Gegenfaß überwunden
hat. und zwar nicht bloß als Philofoph rein geiftig. fondern mit feiner
ganzen Perfönlichkeit. die Gegenfäße nicht durchdenkend nur. fondern
durchlebend. indem er fie in fich vereinigte. indem er fich durch fie in
eine höhere Einheit. indem er in fich felbft das Göttlich-Menfchliche.
das Geiftig-Natürliche zum Ausdruck und zur Darftellung brachte.
Die größte Dichtung. die Goethe fchuf. war er felbft. und diefe
Schöpfung feinerfelbft fehen wir eben erft im alten Goethe vollendet
vor uns.

Goethe ift der erfte volle moderne Menfch. der entchrilichte. der
entnationalifizierte. der freigewordene. wenn auch tief im Ehriftentum
306

Leo Berg: Der junge Goethe und der alte Goethe
und im deutlichen Volkstum wurzelnd ja so tief im nationalen und
religiösen Deutlichkeit wurzelnde Mensch- daß er fast der unmittelbare
dichterische Ausdruck für beide geworden ist und sogar sowohl das
lutherische wie das katholische Deutlichkeit verklaarend ausgedrückt hat-
und dennoch oder vielleicht deshalb so weit und so hoch über den mütter-
lichen Boden hinausgewachsen daß unter feinem Schatten alles- was
ihn bedingt hat zur Geschichte zur Vergangenheit geworden überwinden
ist. Den ganzen Begriff dessen- was wir im Gegenpaar zum Mittel-
alter und zur Reformation „modern“ nennen können wir von ihm ab-
leiten. Er ist so sehr eine Scheide der Zeiten daß man später vielleicht
von einer vogoethischen und einer nachgoethischen Epoche reden wird.
Die „Sägewägen“ das was immer ihn noch mit feiner Zeit mit Ehrfurcht-
tum mit Deutschland verbinden braucht man nicht zu übersehen: man
kann Goethe gar nicht ungoethischer betrachten als wenn man sich
unkritisch mit Haut und Haar ihm hingibt Goethe goethisch sein
heißt, auch ihn als Durchgang betrachten: wer durch Goethe derart
gebannt wird daß er sich durch ihn an eigener Entwicklung hindern läßt,
daß er nicht mehr durch Goethe hindurch er selbst werden kann- für
den ist Goethe eigentlich noch gar nicht erschienen der lebt trotz aller
Goetheverehrung noch in einer vogoethischen Epoche - wie die fanati-
schen Christen meist noch Heiden sind.

Goethe selbst hat' das große Beispiel gegeben: er zeigt uns am
wunderbarsten wie man als Verehrer überwinden kann. Wer hätte
verehrungsvoller als Goethe die Antike, Shakespeare, Moliere, Dichter
und Denker aller Zeiten und Völker betrachtet und sie doch besser über-
wunden wer sich freier im Anschauen der Anderen gemacht als er, wer
sich pietätvoller noch in die kleinsten Individualitäten verfenkt ohne
sich je auch nur an die größten zu verlieren?

Er ist gewiß kein Haltezeichen sondern ein Wegweiser aber da wo
er steht beginnt ein neues Reich des Menschentums. Lerne wandern!
ist das große Leitmotiv seines Wilhelm Meisters.

Vielleicht kommst du nicht weit wenn du diesen Weg gehst vielleicht
befindest du dich am Ende deines Lebens noch immer im Schatten dieses
mächtigen Zeichens aber wandern mußt du, auch fort von diesem
Zeichen wo der Weg sich wendet. Er ist kein Kreuzifix vor ihm darfst
du nicht nur in die Knie sinken vor ihm darfst du vor allen Dingen nicht
liegen bleiben. Er weist dich empor: wandere! Gehe weiter entwickle
bemühe auch du dich immer fortwährend verweile nur um zu rasten um
20* 307

Der junge Goethe und der alte Goethe Leo Berg
dich zu erquicken. um dich mit neuen Bildern zu erfüllen. um dich zu bereichern. aber fonft: weiter -- und mag der Augenblick auch noch fo schön fein.

Es ift deshalb auch keine unkritifche Betrachtung und keine fklafifche Beweihräucherung eines Großen. wenn ich Goethen die Bedeutung eines Weltenwendepunkts in der Gefchichte der Menfchheit gebe; Befreite hat es auch vor ihm fchon gegeben. er aber ift der erfte freie Freigeborene. der Freigebliene. immer freier werdende. frei nicht nur im Geifte (da hat er viele Vorgänger). fondern frei als Menfch. als Natur. als Künftler. als Perfönlichkeit.

Eine Perfönlichkeit. in deren Dienft die Geifter der Vergangenheit freiwillig traten. eine Perfönlichkeit. die nur werden konnte. was fie von Haufe aus war. die es aber immer beffer und beffer wurde. die gleich Napoleon. nur in anderem Tempo. durch die geiftigen Reiche Europas und des Orients zog. als hätten die Jahrtaufende nur gelebt. ihm zu dienen.

Und fo wurde die reichfte und die gefchloffenfte Individualität. die wir kennen. der alte Goethe.

Redaktionelle Notizen.

Leo Berg.

Er war noch am Todestage in unferer Redaktion. fprach ausführlich über Schriften und Arbeiten. die ihn befchäftigen. fagte kluge Worte über Theater und Leben; und wir hatten die Freude. daß er uns einige Arbeiten in Ausficht ftellte. insbefondere einen Effay: Der junge und der alte Goethe.

Am felben Tage ift Leo Berg verfchieden.

Am felben Tage aber wurden noch zwei Arbeiten gefaltet. (deren eine über Goethe wir in d i e f e m Hefte veröffentlichen) als ob er geahnt hätte. daß hinter ihm der Tod lauert. -

Wir verlieren in Leo Berg einen unferer tüchtigften Mitarbeiter. wie die gefamte Literatur den Verluft eines großzügigen. durch und durch modernen. kulturell tiefen Effayiften beklagt. Wir werden noch auf das Schaffen und Wirken Leo Bergs zurückkommen. heute wollen wir nur den Ausdruck der Trauer über diefen jung Verftorbenen kundgeben.

A. Halbert.

308

Philipp Stein:

Theodor Döring.

Zwei Döring-Briefe.

Am 17. August find es drei-

ßig Jahre daß Theodor

Döring gestorben- nachdem er-

der Fünfundfiebzigjährige- am 15.

Juni 1878 als Attinghaufen von der

Berliner Hofbühne, deren Stolz

Ruhm und Freude er mehr als

dreißeig Jahre gewefenx Abchied ge-

nommen hatte.

Zwei uns vorliegende Briefe

des Meisters erneuern die Erinne-

rung an den eigenartigen- wert-

vollen Menschen an die Meister-

leistungen des für seine Kunst be-

geisterten in ihr völlig lebenden

Künstlers an jene Meisterleis-

tungen die feinen Nachfolgern oft

genug im Wege gestanden haben.

Theodor Fontane hat es einmal,

1872 vorausgefagt: „Es ist Herrn

Döring ein langes Fortleben über

seine Lebensstage hinaus gesichert,

und wenn wir alle nicht mehr find-

wird es uns) dankbar von ihm

heißen: ja, das waren Zeiten; da-

von können Sie sich gar keine Vor-

stellung machen.“

Der Freundschaftsbrief an den

Herrn Polizeipräsidenten könnte

heute geschrieben sein. In unserer

Kunsthelt wie sehr sich auch man-

cherlei verändert hatz geht es [1111-

tlitß mutmaßlich noch immer ähn-

lich zu. Die Börsenmänner find

immer noch so zitternd empfindlich

wie zur Zeit des damaligen Papa

Nikolaus. Und wenn wir auch in

sozialpolitischer Weisheit es ziem-

lich weit gebracht, so wird doch

auch jetzt noch die Tatsache der ge-

schlossenen Läden an Sonntagen

unter Umständen schmerzlich emp-

funden.

Von theatergeschichtlichem In-

teresse ist der andere Brief. ge-

richtet an Franz Dingeldey den

damaligen Intendanten des Mün-

chener Hoftheaters. In Bayerns

Hauptstadt war 1854 eine große

„Allgemeine Münchener Aus-

stellung" geplant- zu der auch

Deutschlands Kunst wetteifernd

sich einstellen sollten. Der Mün-

chener Intendant wollte auch die

dramatische Kunst in diesen Wett-

bewerb mit einbeziehen - er wagte,

wie es Dingeldey nach Verlauf

des Gesamtgaffel-Unternehmens bezeichnet „den ersten Versuch- die bedeutendsten Kräfte der Schauspielkunst in einer einheitlichen Darstellung der größten deutlichen Schauspiele zur Anschauung zu bringen, um dadurch der Nation ein möglichst vollkommenes Gesamtbild der gegenwärtigen Zustände ihrer dramatischen Kunst zu geben“.

Ein Gedanke war's dem prinzipiell alle großen Künstler geneigt

Theodor Döring

Philipp Stein

fein mußten und deren Ausführung ja auch Seydelmann mit Döring zusammen schon geplant hatte. Aber von der prinzipiellen Zustimmung bis zur wirklichen Ausführung ist's ein weiter Schritt. Und als nun Dingelstedt mit der Bitte um Beteiligung an feinem Unternehmen sich an dreißig Künstler wendete, da erklärten sich nur zwölf bereit. Dörings Schreiben zeigt, wie freudig bereitwillig er die Idee aufgriff, wie er im Interesse des Ganzen sich unterzuordnen und auch an zweiter Stelle stehen wollte. Und doch war er damals bereits ein Erfier. Er gehörte schon seit 1845 dem Berliner Königl. Schauspielhaus als Nachfolger Seydelmanns an und beherrschte als ein unbefritten ruhmvoll Anerkannter das ganze weite Gebiet der tragischen Charakterrollen. Er befaß auch schon damals erstaunliche und unermüdliche Vielseitigkeit, wie die von ihm für sein Münchener Gastspiel vorgeschlagenen Partien erkennen lassen. Von den Rollen, die er in diesem Künstlerwettbewerb so gern gespielt hätte, wurden ihm der Mephisto, der Dorfrichter Adam, der Carlos in „Clavigo“, der Vanfen im „Egmont“ überwiesen. Außerdem aber konnte er den Wirt in der „Minna von Barnhelm“, den Banditen Angelo in der „Emilia Galotti“, den Wurm in „Kabale und Liebe“, den Burleigh in „Maria Stuart“ spielen. Er konnte mit diesem Ergebnis voll und ganz zufrieden sein; in diesen Rollen konnte er seine bewundernswürdige Eigenart in den verschiedensten Aufgaben seines Faches zeigen. Die anderen Partien, die er für sich vorgeschlagen hatte, konnte er nicht erhalten, da die betreffenden Stücke nicht gegeben wurden, mit Ausnahme des „Nathan“. Den weisen Nathan aber mußte er Meistens Ansehen überlassen - gewiß schweren Herzens, denn es war eine Meisterleistung und nichtlich auch eine Lieblingsleistung Dörings. In seiner Darstellung schied alles Lehrhafte und Tendenziöse völlig aus, das Liebenswürdige, Liebevollste, Herzliche.

Grundgütige und in jedem Moment natürlich Schlichte. das sich hier in dem Spiel des Künfilers kundgab. hat diesen Nathan, den man lieben mußte. zu einer unvergeßlichen Gestalt gemacht. Noch jetzt müssen jedem, der diesen Nathan gesehen. köstliche Einzeldinge in der Erinnerung leben. so fein bezwingendes Spiel mit dem verbrannten Mantel des Tempelherrn.

Döring stand bei den Münchener Muffervorstellungen neben Emil Devrient. mit dessen Idealstil die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit seiner realistischen Spielweise kontrastierte. im Vordergrund. Er erfüllte alle Darstellungen mit feinem Temperament. feiner warmherzigen Persönlichkeit. Vor allem aber feigreich war seine Kunst und Natürlichkeit der humoristischen Darstellung, die damals Theophil Gauthier begeistert gepriesen hat. Die Schülerzweifel feines Mephisto. später noch immer und immer wieder bewundert. wird schon damals als unerreichbar bezeichnet. sein Vorfahre wurde vorbildlich. und sein „Dorfrichter Adam“ gewann erst recht eigentlich den „Zerbrochenen Krug“ für die Bühne.

Philipp Stein:

Theodor Döring

Waren nun aber die großen Erwartungen. mit denen Dingelstedt und Döring an diese „Muffervorfstellungen“ herangetreten waren. in Erfüllung gegangen? Dingelstedt selbst erklärte sich für befriedigt; es schien ihm. ..daß einmal unwiderleglich und schlagend der Beweis geführt worden. es sei möglich. aus den vornehmsten deutschen Bühnen eine allgemeine deutsche Mutterbühne zusammenzufüllen“. Aber der Gefächtschreiber deutscher Schauspielkunst. Eduard Devrient. sah in dem Ganzen nur eine Virtuofenausstellung. bei der niemand daran denken konnte. sich unterzuordnen. in Ton. Haltung. Rhythmus der Gesamtwirkung aufzugehen. Immerhin hat Franz Dingelstedt Großes gewollt und vor Allem durch künstlerische Regietaten Verdienfvolles geleistet.

B i

Zu den Kunftbeilagen.

Zehn Jahre polnifcher

Kunft

Die nationalen Kunftfäfulen der Slawen find ein Ergebnis der jüngften Zeit. Speziell auf dem Gebiete der bildenden Künfte. Die Kontinuität der Entwicklung (wie fie für Dichtkunft und Mufik wenigftens durch die Folklore lebendig bleibt) fehlt ja hier vollkommen. Nicht die nachgeahmte Natur trägt nationale Züge. Die heimatliche Landfchaft. ihr Gefichtstypus. ihre Trachten - das ift alles. was der bildende flawifche Künftler feinem Volkstum entlehnen konnte. Traditionen des künftlerifch fchaffenden Geiftes eriftierten für ihn in der Heimat nicht. Von Traditionen künftlerifcher Technik nicht erfi zu reden. So ergibt fich der große Unterfchied: Die Grundlagen flawifcher Mufik find autochthon. Die Grundlagen der bildenden Künfte bei den Slawen find importiert. Dort ein Auflöfen nationaler Elemente in der internationalen Flut. hier das Herauskriallifizieren nationaler Schulen aus der kosmopolitifchen Strömung.

Troßdem würde man zu weit gehen. wenn man in den heutigen flawifchen Verbänden bildender [de/nde

Kunft.

Künftler nur wirtschaftliche Vereinigungen fehen wollte. Sowohl der „Planes“. die führende tfchechifche Vereinigung. als auch die „Sztuka“. der bedeutendfte polnifäfe Künftlerbund. gewinnen von Jahr zu Jahr eine deutlicher ausgeprägte nationale Note: Es find nicht fo die künftlerifchen F o r m e n (Linien. Farben etc.). nicht fo die Technik und Artifiik. die nationales Gepräge erhalten. - es find die Ideen. die geiftigen Triebkräfte. die Gefühlswelten der Nation. die in der Kunft nach Gefialtung. nach einem Schein der Unfierblimkeit ringen. Sie find es. die den Bildwerken der einzelnen Völker den Stempel des Volkstums. des nationalen Empfindens. des Ringens. Kämpfens. Jubelns und

Trauens der Nation aufdrücken.
Der Geist des Volkes dringt in
die Materie ein - darin liegt
die Nationalisierung der bildenden
Kunst. Sie ist gleichbedeutend
mit durchgeistigter Weltanschauung.
Sie ist - wo sie reif zum
Durchbruch kommt - der Sieg des
Geistes über die Materie.
Darin liegt der künstlerische
Wert nationaler Kunst. Darin
beruht auch die erzieherische Bedeutung
nationaler Kunst für uns
Deutsche.

EMPTY

EMPTY

..WI .,
We
Ãœ :
?KKL

...—

-.!-!!! -

âĉž.âĉž -K0

./ ...M- ..Y

.Mi

..Ã/..24 .a 74/9, . 7

B

EMPTY

,7
If: .-
7 -Â» ---
...K
'K
ï¬, .j . .KI.\
v.q.
m...
\.~.
.QLO
II. ~-
Id\Q
j.,.
.~
\
I..

'L
xx..
'X
F

Viktor Lederer

Man hatte in Wien Gelegenheit, die genannte Entwürfe besonders bei den Polen zu beobachten.

Vor Jahren lernte man von polnischen Malern Grottger kennen. Siemiradzki u. a., dann Brand, Kowalski - lauter Polen, die sich nicht nur die französische und deutsche Pinselführung, sondern auch die Weltbetrachtung dieser Völker aneigneten. Glatte Kosmopoliten. . Aus Polen gebürtige Maler, keine polnische Malerei. Matejko begann dann schon etwas anders zu arbeiten. Nicht konventionell gerade, aber „anders“ . . . , Bald bunt und lebensfroh, bald matt und melancholisch . . . „Breit“. sagten die „Kenner“. . . Und taten Matejko als Lehrer in Verruf. (Obwohl die Zukunft lehrte, daß gerade aus dieser Schule die genialsten polnischen Maler -- Wyspianski z. B. - hervorgehen konnten!) Aber auch Matejko war noch keine scharf ausgeprägte künstlerische Individualität. Mehr lazierend als intendierend . . .

Erst in den neunziger Jahren zogen zwei Polen die Blicke der Kunstwelt auf sich, die ein farfreiches Ziel vor Augen, sich selbst und ihren Landsleuten eine höhere Devise gaben: Zwischen Pinsel und Welt sich selbst zu stellen, nicht nur die Außenwelt der Erscheinungen nachzubilden, sondern auch die Welt der Ideen, der Gedanken, der Gefühle . . .

Ian Stanislawski und

Stanislaw Wyspianski waren die Väter dieser polnischen Sezession. Sie waren es, die zuerst national-polnischen Geist in die bildenden Künste trugen. Wyspianski war ein Original, dessen Phantasie ganz in der nationalen Vergangenheit lebte. Stanislawski hingegen ein Mann, der voll und ganz für die Zukunft wirkte, So ergänzten sie einander. Wyspianski dichtete und malte polnische Vergangenheit. Stanislawski aber war es, der im Jahre 1897 - also vor zehn Jahren - die „Sztuka“ als einen nationalen Verband ins Leben rief. Malertalente unter feinen Landsleuten entdeckte, heranbildete und immer von neuem anforderte.

Die neu errichtete Akademie zu Krakau. an der er zum Profeffor befielt wurde. war binnen kurzem die Kunftzentrale. nicht nur für Öfterreichifch-. fondern auch für Ruffifih-Polen (Stanislawski felbfi war ja in Kiew zu Haufe). Krakau wurde das polnifche München.

Die bedeutendften Vertreter diefer erjungpolnifchen Künflerkolonie lernte man au>7 bald in Wien kennen.

So vor allem Stanislawskis Kollegen im Lehramt A r e n t o - wicz und Falat und auch andere. Der Hagenbund war es. der in Wien der Sztuka Gaftfreundfchaft gewährte und uns ihre Ausftellungen vermittelte. Und von einem Mal zum andern waren erfichtliche Fortfäfritte zu verzeichnet-ii q- 1|-

Vor einem Jahre nun ifi diefer Stanislawski geftorben. Auch fein bedeutendfter Mitftreiter Wyspianski. der phantafiebegabtefte Romantiker unter den jungpolnifchen Künflern. ift ihm wenige Monate fpäter nachgefolgt. Die Liebe der Jünger aber hat die Werke der Meifter zufammengetragen. um alsbald nach dem Tode der beiden
NZ

Bildende Kunst

Großen der Welt ein Bild ihres Wirkens zu entrollen.

Wien war auch diesmal ihre erste Station. Und der umfassende Rückblick auf das gefammelt vor uns liegende Lebenswerk der beiden Großmeister der jungen polnischen Kunst verlieh der diesjährigen Ausstellung der „Sztuka“ (wiederum in den Räumen des Hagenbundes) eine höhere Weihe. Zugleich auch erhöhte Interesse in allen Kunstkreisen. Halb Erinnerungsausstellung Dahingegangener, halb Probesthne der Kommenden, zwischen drin die Werke der anerkannten lebenden Meister - die Hallen des Hagenbundes glichen diesmal einem Janustempel, mit dem einen Gefichte des Gottes die Vergangenheit messend, das andere finnvoll der Zukunft zugekehrt . . .

Zehn Jahre polnische Kunst . . . Es find im Grunde nicht mehr, von denen man reden kann. Und welche* respektable, ja vielfach bewundernswerte Höhe ifi in so kurzer Zeit erreicht worden! Gefiehen wir es offen: Wir haben in Wien in leßter Zeit wenig Ausstellungen gefehen, bei denen das Durchschnittsniveau demjenigen dieser polnischen Heerschau gleichkam. Stanislawski und Wyspianski nehmen begreiflicherweise den weitesten Raum ein. Ihr Lebenswerk liegt vor uns ausgebreitet, und es bietet sich Gelegenheit, den im Leben oft Verkannten oder unrichtig Beurteilten von höherer Warte gerecht zu werden.

Welch ein Gegenfaß diese zwei! Stanislawski als Mensch ein Riese, groß und kräftig (M e h o f f e r hat ihn gemalt). Wyspianski sein Leben lang kränkelnd, feich . . . Stanislawski eine große Kunst auf kleine und ganz kleine Bilder verwendend. Stanislawski mit oft nicht so reifer als kühner Kunst ins Große firebend, ins Ideenreiche . . . Stanislawski ein Landschaftsmaler von höäufiger Naturtreue, immer befirebt, die Eigenart der heimischen Landschaft herauszuarbeiten, fozufügen ein Realimpressionifi, der vor allem das Erdreich der Heimat liebte . . . Wyspianski das Gegenteil: ein Romantiker durch und durch, nicht (wie

Stanislawski) den Schönheiten der Natur. fordern denen feiner Ideen naähängend. nicht das polnifche Land. fordern den polnifchen Geift malend. phantafievoll bis zum Phantaftifchen . . .

Er war auch Dichter. diefer Wyspianski . . . Hat Dramen gefchrieben. die an Maeterlinck erinnern und nationale Sagenelemente in phantaftifche Beleuchtung rücken . . . Hat auch eine eigene Bühne für diefe Stücke zurechtgemacht . . . Von höchficr. packender Einfachheit . . . Packend. weil man über das Eckige der Formen hinwegfieht und fich unwillkürliäjä im Banne der Idee fühlt. über der auch der Betrachter den Stoff vergißt . . . Ebenfo fuggefiiiv wirken feine dekorativen Panneaus. Oder feine phantaftifchen. die Unzierlichkeit verherrlichenden Zeichnungen zur Ilias. Oder das Bild „Maternitas“ . . . Schon der Name fagt. daß die Idee gemalt fein foll . . . Oder gar feine Bilder von nationalem Hintergrund! Bilder von Schaufpielern in den Kofümen feiner nationalen Dramen. Oder feine hifiorifchen Land-
3:4

Viktor Lederer

fehften . . . - Hinter Farben und
Linien fteht jubelnd bald und bald
trauernd der melancholifch-fehn-
füchtige Nationalpolej der fein
Vaterland noch immer nicht verloren
gibt und (juft wie der Tfcheche!)
vielleicht nur deshalb von dem na-
tionalen Königreiche fchwärmtj weil
er es nicht hat . . . Stanislaw
Wypianski ift Stimmungskünfler
bis zum Extrem: feine Kunft
ift nicht Darfiellung, fondern
Ausdruck; Mufik in Tönen. Faft
möchte ich fagenj er fei die ftär-
kereF urwüchfigere Natur; wenn
nicht bei Stanislawski wieder jener
ra|lofe Fleiß, der das Genie aus-
macht,, die hohe und vornehme Kunft
der technifchen Arbeit fowie -
laßt, 110e least - die Fruchtbar-
keit feiner Lehrtätigkeit in die Wag-
fchal-e zu werfen wären. Stanis-
lawskis mit Meifterfchaft gefehene
Bilder aus der Tatra z. B., aus
Kiew, aus Kleinrußland oder fein
prächtiger „Abend" etc. etc. find
Studienobjekte allererften Ranges.
An ihnen kann man lernenr während
Wypianski eben nur anregen kann.
Merkwürdig aber: wir finden
trotzdem unter den jungen Polen
mehr Verwandte Wypianskis als
Stanislawskis; mehr „Originale“
als „Schüler“ . . . Kein fchlechtes
Zeichen! Mag auch bisweilen unter
dem allzuftarken Charakterifierungs-
beftreben die formale Schönheit
leiden.

Man fehe z. B. diefen Bild-
hauer Xavery Dunikowski In
feiner Technik vielfach von Klinger
beeinflußtj ift er als Ausdrucks-
künftler vollkommener Revolutionär.
Ein Revolutionär - in Symbolen.
In Symbolen von erfchütternder,
gegebenenfalls auch rückfichtslos
häßlicher Charakteriftik. Bildet er
eine Büfie feiner Mutter - fo
fehen wir in den Zügen nur
Sorgej Liebe und Not . . . Und
feine „ Frauengefaltten". im Stadium
der keimenden Mutterfchaft dar-
gestellt. find keine lebensfrohen Ge-
fchöpfefj fondern unglückliche, die
Weltordnung anklagende Schreck-
gefalten. Diefie Wafierköpfe! Und
diefie geifterhaft verblödeten Augen!
Das find Figuren aus dem Nacht-
afyl und als folche Kulturdokumente

der dekadenten Menschheit. Und mitten unter diesen Gestalten steht das „Fatum“ . . . Ein Koloß. der mit dem Nicken seines riesenhaften Schädels einen Menschen erschlägt. „Nach meinem Kopfe geht es und nicht nach deinem!“ . . . So schreit uns das Schickfal aus Dunikowskis Bildwerken entgegen . . . Und wir erinnern uns. daß dieser Kopf des Fatums auch auf das ganze polnische Volk geschlagen und es als Nation zertrümmert hat , . . Und denken an Revolutionen in Warschau . . . Und an Richard Wagners „Polonia“ . . . Und an Heinefsche Gedichte . . . Die Ideen. die in der Wirklichkeit keinen Raum haben, flüchten in das Reich der Kunst . . . Ein weiterer Revolutionär ist Lepla, wohl der tiefgründigste Plastiker unter den Polen. der wie selten einer (außer Rodin) meisterhafte Technik und Formschönheit mit bewußter Charakteristik zu vereinigen weiß. Man sehe nur sein Selbstporträt (Büste)! Das ist der leidenschaftliche polnische Nationalgeist: halb energiegelich und halb träumerisch halb resigniert und halb revolutionär . . . Im Auge aber ein

Bildende Kunst

Troy, der in die Welt spricht: Mich werdet ihr nicht beugen! . . . Oder den „Denker“! Ia - selbst dieser „obdachlose Hund“ da ist weniger hilflos als trübselig im Ausdruck. Ein „obdachloser Hund“? . . . Man denkt unwillkürlich an den landesflüchtigen Polen (Lepla lebt in Paris) und erkennt selbst in solchen Figuren den symbolisierenden nationalen Einschlag. Ein wahres Meisterstück stimmungsvoller Plastik ist auch die „Drofchke“.

Die Plastik hat überhaupt einige glänzende Vertreter unter den Polen: Ich nenne Ludwig Puget, der auch gern Hunde darstellt (bei ihm ist es allerdings das treue Haustier, der Freund seiner Herrin), ferner Szczepkowski, Oftrowski und Laszczka, die Porträtbüsten von minutiös-feiner, französischer Arbeit bevorzugen und hinter den beiten französischen Muffern nicht zurückbleiben. Dann wäre auch noch Edw. Wittigs zu gedenken, von dem zwei bemerkenswerte Werke zu sehen sind: Eine prächtige Bronze „Herausforderung“ und ein feines Damenporträt in Marmor, in der ganzen Haltung (eine Dame in langem Kleid, sitzend langhingestreckt) an das Elisabethdenkmal Wilferts in Franzensbad erinnernd. Unter den polnischen Malern sieht uns Arentowicz am nächsten. Man kennt ihn längst als den Maler schöner Frauen, als einen ganz Großen in der Kunst der Pinselführung. Bei ihm ist alles formvollendete Schönheit, französische Grazie mit einigen Tropfen polnischer Melancholie. Sozusagen ein polnischer Reznicek. Nur aus dem Erotischen ins Schwärmerische überweist. Von ihm und Stanislawski gleichermaßen beeinflusst erscheinen Chelmonski (stellte eine prächtige „Fahrt im Winter“ aus), Czajkowski, Neumann, Sichulski, Zak u. a. Besonders Czajkowski scheint den Duft von Arentowicz Bildern überkommen zu haben. Eine selbständigere Stellung nimmt Ruszczyk ein, der gerne auf eine spezifische Illusion hinarbeitet. Das Umflorte, Geheimnisvolle

in der Landschaft wird von
Falsch bevorzugt. während Weiß
wieder die helle Tönung übertreibt.
Ein vornehm selbständiger Künstler.
der die alten Meister (vor allem
Rembrandt) gut studiert hat. ist
Pankiewicz. Das Bild seiner
Mutter mit dem dunklen Hinter-
grund gehört zu den hervorragend-
sten Leistungen polnischer Malerei.
Es könnte auch „Mutter Sorge“
überschrieben sein. Ein sorgvoll
durchgeführtes Frauengeficht. die
Hand an den Augen. wie um in die
Zukunft auszupeilen - es ist ein
unmittelbar packendes Gemälde.
Ähnlich wirksame Farbengegen-
sätze wie Pankiewicz hat auch
Wyczolkowski. nur verwendet sie
dieser besonders zu Blumenstücken.
Hervorragendes leistet dieser Wy-
czolkowski auch als Graphiker. Als
Darsteller charakteristischer Natio-
naltrachten und -Typen zeigen
Hochmann, Jaro>ski, Sichulski u. a.
ein sehr beachtenswertes Talent.
Der hervorragendste unter den
Malern dieser Richtung. überhaupt
derjenige. der unter den Lebenden
die am schärfsten ausgeprochene
nationale Malweise zur Schau
3:6

Hermann Bang
trägt- scheinbar allerdings Mehl-
fein zu fein. ein in feiner Heimat
sehr angefehlener Künstler der
manche Berührungspunkte mit dem
Tfchechen Brozik aufweist.
Natürlich ist mit den hier ge-
nannten Ramen die Liste polnifcher
Künftler noch lange nicht erschöpft.
Es war bei weitem nicht möglich-
alle Mitglieder der „Sztuka“ zu
berücksichtigen. Und auch diese ist
ja nur ein polnifcher Künstler-
verein zwar der hervorragendste,
dem von den großen Künstlern fast
alle angehören aber keineswegs der
einzige.

Zehn Jahre polnifcher
Kunst! Das erste Jubiläum der
„Sztuka“! . . . Man muß aner-
kennen, daß die polnifche Kunst in
diesen 10 Jahren sich zu einer „tau-
nenswerten Höhe erhoben und -
ohne die Fühlung mit den Nachbarn
zu verlieren - eine Selbständigkeit
gewonnen hat die nur aus der
großen Zahl vorhandener Talente
erklärbar ist.

1) r. Viktor Lederer (Wien).

Ein Händedruck.

(Text zum Stierfechter.)

Ich hatte einmal einen Freund.

Er zähmte Löwen.

Ich sehe ihn noch vor mir
schlank und blaß mit feinem
„killen Antlitz. Wir fuhren mit ei-
nem Dampfschiff aus der Stadt
und in einem leeren Garten saßen
wir zusammen unter grünen Bäu-
men am Flußesrand.

Stunde auf Stunde fiarrte er
schweigend in den Rauch feiner Zi-
garetten gehüllt auf das fließende
Wasser hinab.

„Woran denken Sie?“ fragte
ich

Er antwortete nicht.

„Woran denken Sie?“ wieder-
holte ich.

Er verblieb still.

Die Zigaretten die er hatte
fallen lassen. lagen um ihn wie
ein weißer Kreis.

Als ich mich aber erhob um
einen Augenblick zu gehen nur die
Füße zu rühren während dieser un-
beweglichen Stille die meine Kehle
fast zusammenfchnürte wandte er
seinen Kopf mit einem Auffla-
gen von Unruhe oder Angst in meinen

Augen kurz um.

„Gehen Sie?“ fragte er schnell.

Ich antwortete:

„Battyl wohin sollte ich gehen?“

Und ich setzte mich von neuem-
und wieder saßen wir schweigend
unter den stillen Bäumen da.
während der Fluß rann.

Es konnte sich aber auch bis-
weilen ereignen, daß Battyl wäh-
rend er auf das Wasser starrte, zu
reden begann:

„Es gibt keinen Fluß.“ fragte
er mit seiner leisen Stimme die
gleichsam nur einen Ton kannte:

„Es gibt keinen Fluß- der schöner
ist als die Moldau.“

ich.

„Im“ antwortete

Moldau ist schön.“

Battyl saß mit den Händen um
seine Knie gefaltet.

„Zu Hause hatten wir gleich
hinter der Kirche eine Furt. -
dort waten wir- alle wir Kna-
ben. Ich konnte aber schwimmen
und wenn die großen Holzflöße ka-
men - sah die Wälder sind in

„die

317

Bildende Kunfi

Böhmen fo herrlich - dann
fchwamm ich hinaus und fchwang
mich auf die Planken und ftand
mitten auf dem Floß auf dem
Kopf . . . während fie riefen. alle
Knaben am Ufer - - und die
Mutter kam herbeigelaufen. und fie
fchrie vor Angft . . . fie war fo
fchön. meine Mutter - -“

Batty fchwieg eine Weile.

Dann fagte er:

„Wie klar fie ifi. die Moldau.“

Und Batty fuhr fort von feinen
Kindheitstagen dort zu Haufe und
der Hobelbank des Vaters zu er-
zählen. wo die Späne flogen:

„Ich glaubte immer. daß die

Späne lebten.“ fagte er.

Und von der Mutter. die abends

auf einem Stein am Giebel faß.

„Denn die Mutter war aus der

Stadt.“ fagte er.

„Aber alle wir Kinder fpiel-

ten vor der Kirche.“

Batty fchwieg.

Und leife fagte ich:

„Aber. wie kam denn alles

dies. Batty?

Sein fchmales Antliß bewegte

fich niäft. während er fagte:

„Wir wurden fo arm.“

Das war alles. Und er fprach

nicht mehr.

Aber die meiften Tage faß er

fäfweigend da. mit den fchweren

Augen auf das Waffer gerichtet.

unbeweglich.

Ich wandte Blätter eines

Buches auf meinen Knien. und

Stunde verging auf Stunde.

„Batty.“ fagte ich. „worauf

ftarren Sie?“

„Ich fehe Hektors Augen vor

mir.“ fagte er langfam und rührte

fich nicht.

Ich fühlte. wie kalter Schauer

mir den Rücken niederlief . . .

Am Abend während der Vor-

fiellung im Zirkus wartete ich in

meiner Loge auf die Löwennummer.

Trommelwirbel ertönte. Das war

das Signal. und langfam wurde

der Löwenkäfig in die Manege ge-

rollt. Hinter den blutroten Wän-

den brumnten die Beftien leife.

Ich ging nieder.

Batty fiand hinter dem Vor-

hang der Manege. fchlank und fo

weiß. daß das Weiß feines Gefichts

leuchtete.

Der Trommelwirbel

immer noch:

- l e ß t.

„Leben Sie wohl!“ und Batty
ergriff meine Hand - mit einem
Händedruck. der fo feft und fäfnell.
plötzlich wie ein Schmerz war -
und ließ fie von neuem los.

„Leben Sie wohl!“

Und er war gegangen - - -

dort hinein.

ertönte

Er lebt nicht mehr. Sein

Leben war kurz. Hektor zerriß ihn

eines Abends in Blois. auf einem

Markt,

Aber an feinen Händedruck

dachte ich. während ich den Stier-

fechter betrachtete. deffen Lanze ihm.

jelzt. in einer Sekunde den Sieg

oder - den Tod gebracht hat.

Hermann Bang.

3:8

Stimme (188 Nbeucz
(Lied-k' oedmel.)
(Laut-c] Damn-ge, 0]). [5. U91.
Jem* [AMS. (4 .ef-"Fe MTM-MAN.)
608-1215,
Ilm-joy.
NW, .cya-777*
Lw. E471. *Lcd "Led
*3, .ou k.
W1: gütjgec Lkjaubnjz (183 ?Srl-1365 „d-*el plllen“, 3er1jn-klalenaao.
3L()

daredxt _-
T. "WJ, k.,
320 W

BÄuerinnen.
Zum Essay von Victor Lederer.
T. Arentowicz:
Jahrgang
1908

i*1:1

"K

a

..-

.3.-

*5..-

gutes-t' "G/r* '
mit 061- nau
Nee(.ee-NW EQ.
.een-ger..- rie-W86. D. W;
P
W team-xu
e. .oc-13 n..
2L 321

kalcsimile eine cler einactigen komischen Oper

„kieher uncl chalif“ ron [felix oraeelce.

1 F/o 2.-

4.-, M“ TRR-L4

1//77-Za-lja17(/7

WSS" - * "Hi 'GA'- /i *"67* - - *FINE-.FNÖ- .2)- S/'e-Ü 'cke/._-

/N-x- ' x: „...:-., 7-: :EW *lc-:7 * ?M/

.a ..

-Fe GSN-'72* 4.

r:

Näf-.y- 'ö/:N' 74/' *7;

W *

T i ß f

Ligeutum cken Komponisten (ten. Ilotrut yrot. Fell: Drueaelro. Pressen.

322

Zu den Mufikbeigaben.

Felix Draefefe.

Als einer der Letzten aus großen Zeiten. als einer der wenigen unter den Mitlebenden. welche noch persönlich den gewaltigen Mufikgenien des vorigen Jahrhunderts. Wagner und Liszt in die Augen schauen durften und von ihnen Freunde genannt wurden. ist Felix Draefefe uns geblieben. Man könnte ihn. dem Alter nach. als Verbindungsglied zwischen zwei Generationen. als Mittelsperfon zwischen der älteren. rein idealistischen. und der jüngeren. etwas materialistischen gefärbten Richtung innerhalb der neudeutschen Schule bezeichnen - wenn er nicht selbst vor kurzem jede Gemeinschaft mit den Größen der Gegenwart abgetritten und ihre Ziele als schädigend und verwerflich dargestellt hätte. Aus jahrelanger, bescheidener Zurückhaltung plötzlich hervortretend. hat er mit feinen Bußpredigten über die angebliche „Konfusion in der Mufik“ das Signal zu einem heftigen Kampf gegen den Modernismus in der Tonkunst gegeben und sich zu den entschiedensten Gegnern der Hauptströmungen unserer heutigen Produktion bekannt. Es war ein eigentümliches Bild. denjenigen Mann gegen den natürlichsten Erneuerungsprozeß kämpfen zu sehen. welcher einft mit Worten und Taten sich als einer der begeisterten Anhänger und Verfechter des Fortschrittes ausgewiesen hatte. Mögen die Gründe. welche den stillen. einfamen Draefefe neuerdings auf den Kampfplatz getrieben haben. sein. welcher Art sie wollen - an der Ehrlichkeit und Überzeugungstreue seiner Ansichten dürfen wir nicht zweifeln. Eigennützige Motive können seinem Vorgehen nicht zugrunde gelegen haben. War jener Schiller doch politisch sicher so unklug wie nur möglich. Durch die Verfeindung mit den musikalischen Machthabern der Gegenwart zog Draefefe den Kreis seiner Anhänger noch enger. als er je zuvor gewesen. Hatte er sich durch sein Bekenntnis zu Wagner und Liszt mit Zünftlern und Akademikern überworfen. so entfremdete er sich auch noch die geistig

regfame Gegenpartei und ftand
jetzt ganz allein - eine felbftbe-
wußte. unbeugfame Erfcheinung. be-
reit. jedem Sturme zu trotzen.
Dieses fichere Gefühl des eige-
nen Wertes. diefe entfchloffene Eha-
rakterftärke. welche unbekümmert
um perfönlich fchädigende Folgen
der vermeintlich oberflächlichen
Mode frei und rückhaltlos ent-
gegentritt. mag bei Draefeke nicht
wenig durch das Gefühl unverdien-
21*

323

Zu den Mufikbeigaben
ter ZurückfelZung verfürkt worden
fein. Er ift eine jener typifch
mitteldeutfchen Perfönlichkeiten. die
nie nach Beifall hafchen. nie auf
Vorteile blicken. nie günftige Situ-
ationen gefchäftlich gut auszu-
nußen wiffen. nie ihren eigenen
Wert aus fich heraus zur Geltung
bringen wollen. Die im Gegen-
teil alle Anerkennung von der
Einficht und dem Verftändnis ihrer
Mitmenfchen erwarten. Deren
puritanifche Gefinnung fo weit geht.
daß fie eher Schaden leiden. als
den Anfchein der Koketterie mit
dem Publikum auf fich laden
wollen. Ihre Hände follten rein
bleiben vom Schmutze des Alltags.
ihr Stolz empört fich bei dem Ge-
danken. den geringften Vorteil eige-
nem Bemühen zu verdanken. Hart
und ftrenge gegen fich felbft. meffen
fie ihre Kunftgenoffen mit gleichem
Maße. Und wo fie einer Un-
korrektheit. einer Unehrllichkeit. ei-
nem Schädling zu begegnen ver-
meinen. da erheben fie laut ihre
Stimme. Sie. die für fich felbft
nie einen Finger zu rühren wagen.
werden von einer Berferkerwut
gepackt. wenn fie die Heiligkeit
ihrer Sache bedroht glauben. Ob
ihre Wahrnehmung der Wirklichkeit
entfpricht oder nicht. gilt gleich-
viel. Der Anfchein allein genügt
ihnen. um außer fich zu geraten
und rüdfichtslos um fich zu fchla-
gen. -

Wie nennt man folche Leute?

Lebenspraktiker?

Das fcheue Zurückweichen vor
der Öffentlichkeit. die peinliche
Furcht vor jeder perfönlichen Auf-
dringlichkeit. die Neigung zur Ab-
fonderung vom großen Haufen ift
bei Draefeke fchon von Jugend auf
vorhanden gewefen. Zunehmen-
des Alter hat die Einfiedlertriebe
nur verftärkt. Das Weltfremde
bildet ein Grundelement feiner
Natur. Sein perfönliches Leben
fteht unter dem Einfluß diefes Cha-
rakterzuges. und in der Ausübung
feiner Kunft. in der Art feines
Schaffens fpiegelt er fich gleichfalls
wider.

Sein äußerer Entwicklungs-
gang weist die denkbar einfachften
Linien auf. Am 7. Oktober 1835

zu Coburg geboren. widmete er sich zunächst am Leipziger Konservatorium Klavier- und Kompositionsstudien. Doch nie betätigte er sich öffentlich als Ausübender. Nervosität und Mangel an Selbstvertrauen mögen es kaum gewesen sein, welche diese starke und gefunde Natur vom Podium fernhielten. Eher wohl die Furcht davor, die geheimsten Empfindungen, die zartesten Regungen der eigenen Seele selbst öffentlich auszutellen. Dinge, welche der Mensch nur in Augenblicken der Erhebung erlebt, persönlich auf den Markt zu tragen.

Und doch drängt es den Künstler, das, was er in solchen Momenten innerlich erschaut, darzustellen und mitzuteilen. Der Keuschheit und Verschlossenheit seines Wesens fielt sich der Wunsch entgegen, andere teilnehmen zu lassen an dem, was ihn bewegt, durch ihr Interesse sich selbst wieder zu steigern und zu höheren Gipfeln emporzuschwingen. Fühlte eine Natur wie 'Draefeke schöpferische Kräfte in sich, so konnte er sie nur den strengsten, idealsten Aufgaben zuführen, welche seine Zeit ihm bot. Wenig

Paul Better

vermochten ihn die Ziele zu befriedigen, welche ihm die feießbürgerläfen Pädagogen des Konfsrvatoriums zeigten - fo dankbar er auch feinen Lehrern für die Kenntnis der technifchen .Hilfsmittel war. Seine Fähigkeiten zu erproben, feine reichen Gaben in Fluß zu bringen, fiellte er fich andere Aufgaben, als die ängftlichen Hüter der damaligen offiziellen Kunft erlaubten. Iung und begeiferungsfähig für alles, was ihm rein und echt erfchien, wandte er fich mit Entfchiedenheit den Verkündern eines neuen Kunftevangeliums zu. Wagner war auf den Plan getreten. Lifzt ebnete ihm die Wege. Mutig fchloß Draefeke fich ihnen und ihren Gefinnungsgenossen an. Der Freundeskreis, welcher fich in Weimar um Lifzt gruppierte, und dem als vornehmste Mitglieder Peter Cornelius, Hans von Bülow, Joachim Raff angehörten, empfing durch fein Dazutreten eine der wertvollsten Bereicherungen. Die geifigen Bande, welche fich damals knüpften, hielten für das ganze Leben. Auch als im Wechfel der Jahre die Bundesgenossen räumlich getrennt wurden, als äußere Veranlaffungen fie auseinandertrieben, blieb der innige Kontakt gewahrt. Stets waren fie geiftig verbunden. Den „nächsten und treuesten meiner musikalischen Freunde“ nennt Peter Cornelius feinen Felix.

Von Cornelius stammt auch eine humoristisch feinfinnige Bemerkung über Draefekes Kunft. „Ich möchte ihn.“ fchreibt er an Alexander Ritter. „zu den nachflutlichen Geiftern rechnen, im Gegenfaß zu den vorflutlichen Tieren. Man könnte den Vergleich ausführen, vielleicht in eine Sackgaffe damit rennen - aber eine Sackgaffe ift doch immer auch eine Gaffe. Du weißt, ich fchimpfte ihn einmal Partiturlümmel; er lachte fehr darüber, aber es ift im Ernste auch wahr. Er fchreibt reingeißig, nicht für Aufführungen. Die Quinten feiner künflerischen Konfequenzen find zu gefättigt rein gefimmt, zu richtig - deshalb bringen fie nachher im Ganzen den Mißklang hervor.“

Leife rührt Cornelius hier an den Punkt, wo Draefekes Eigenart bedenklich und für die Verbreitung feiner Kunst verhängnisvoll wird. Die Sehnsucht nach weltfernen Idealen, das Schweben in abstrakten Regionen, die kühle, hohe Reinheit und Vergeistigung alles Stofflichen - das war es, was Draefeke etwas abseits fiellte und die Blicke der Zeitgenossen von ihm ablenkte. Es ist eine Art Scheu vor der herben, rückwärtslos fordernden Energie des Alten, welche eine ungerade Vernachlässigung feines Schaffens verursacht hat. Die Zahl feiner Werke ist nicht allzu erheblich. Drei Sinfonien, unter ihnen die imposante Tragica, ein Requiem, eine Messe, das dreiteilige Myserium „Christus“ hat er der Konzertliteratur gegeben, Von feinen Opern sind „König Sigurd“, „Gudrun“ und „Herrat“ fast nur dem Namen nach bekannt geworden. Dagegen begegnete der komische Einakter „Fischer und Kalif“ bei der Uraufführung in Prag einem herzlichen Willkommen - ohne daß sich eine zweite Bühne bis jetzt, trotz der herrschenden No-

Zu den Musikbegabungen
vitalkalamität. veranlaßt gefehen
hätte. das Werk in ihr Repertoire
aufzunehmen.

Draefekes Neigung zu kunft-
voller Arbeit. feine Sonderbega-
bung für eine feinverfchlungene
polyphone Saßweife hat ihm von
mancher Seite den Vorwurf ein-
seitig kontrapunktischer Künfelei
eingetragen. Wer fich in feine
Werke hineinzufenken. wer die Per-
fönlichkeit des merkwürdigen
Mannes nach ihren eigenen Ge-
feßen zu ergründen und zu begreifen
vermag. wird unter der fchein-
baren Kühle marmorner Aräfitek-
tonik bald unterirdifche Ströme
tiefer Empfindung braufen hören.
und den Pulsfchlag des aus inneren
Trieben fchaffenden Musikers
fühlen.

Ein ftiller Zufchauer des Lebens.
durch ein fchweres Gehörleiden
noch mehr als durch fein zurück-
haltendes Wefen vom Außenver-
kehr abgefchloffen. hat Draefeke feit
1876 Dresden zu feinem ftändigen
Wohnfiß gewählt. Eine- kurze
Wanderzeit führte ihn nach der
franzöfifchen Schweiz. wo er als
Klavierlehrer tätig war. Die Tages-
mode hat ihn zeitweife in den
Schatten gef'tellt. Und doch wird
er und feine vornehme Kunft den
Beften der Lebenden immer nahe
bleiben. Mag er auch gelegentlich
etwas poltern -- wir werden uns
die Freude an feiner prächtigen
Künfilererfcheinung dadurch_ nicht
fchmälern laffen und fiets mit inni-
ger Verehrung zu ihm aufbbicken.
Berlin. Paul Bekker.

Literarische

Aus der Gedankenwelt

großer Geister. Eine

Sammlung von Auswahlbänden

herausgegeben von L. Brieger-

Waffenvogel. 1. Band:

Voltaire. bearbeitet von 1)!: Käthe

Schirmacher. 2. Band: Lessing.

bearbeitet von Th. Kapftein.

Preis brosch. 2.50; geb. 3.00.

Stuttgart. Verlag von R. Lutz.

Es läßt sich darüber streiten.

ob eine Wiederbelebung allgemeiner

Interesses an früherer Literatur

nur möglich ist, wenn man, wie der

Herausgeber meint, dem Publikum

die Ergebnisse und die Schön-

heiten darbietet, ohne daß es sich

selbst mühsam den Weg dazu machen

muß. Eher kann man der Meinung

beistimmen, daß mancher Leser der

vorliegenden und noch in Aussicht

gestellten Auswahlbände sich ange-

regt fühlt, einem der darin aufge-

nommenen Denker und Dichter

näher zu treten und sich eingehend

mit ihm zu beschäftigen. Darin

findet Referent den größten Nutzen.

den eine solche Auswahl etwa

bringen kann. Die Büchlein sind aber

auch noch aus einem anderen Grunde

zu empfehlen: Auch dem Belesensten

begegnet es wohl, daß er nicht

sofort weiß, wie einer der „großen

Geister“ über diesen oder jenen Ge-

genstand gedacht oder in welchem

Wortlaute er sich darüber ge-

äußert hat. Für solche Fälle sind

23erseite

die Bücher* mit einem sehr brauch-

baren Register ausgestattet, das so-

fort auffinden läßt, in welcherfeiner

Schriften und was Voltaire z. B.

über Intoleranz, über Strafrecht,

über Selbstmord u. a. m. geäußert

hat. Dies Register macht die

Büchlein zu einem durchaus brauch-

baren Nachschlagewerk.

H. Schaar.

Über die philosophischen

Grundlagen der wissen-

schaftlichen Forschung.

als Beitrag zu einer Methoden-

politik. Von Walter Pol-

lock. 154 Seiten Oktav. Mark

2.50. geb. Mark 3.50, Berlin

1907. F. Dümmler.

Schon immer wußten die Ein-

sichtigen, daß die Wissenschaft mit

ihrem Gewinne von festen Über-

zeugungen weit. aber doch nicht fo
weit kommen kann. wie es außer-
halb der Wiffenfchaft möglich ifi
- von fchlichtefien Dingen der täg-
lichen Lebenspraris an bis hinauf
zu dem religiöfen Glauben an einen
befimmten Zusammenhang der
Welt. In dem Maß. als diefe Ein-
ficht zurückgegangen war. erhöht fich
das Verdienft des vorliegenden
Buches. das auf jene Einficht zurück-
greift. allerdings mit dem Gedanken.
daß es fich er| um eine moderne
Errungenfchaft handele. Mit
327

Literarische Berichte

Recht wünscht der Verfasser einen Zusammenfluß Gleichgefinnter (Seite 13 und 20). und Referent tut dafür gerne das Seinige. Der Verfasser erkennt die Wissenschaft als allenthalben abhängig von „Gefichtspunkten“. Einen solchen definiert er (Seite 41f.) als eine „bestimmte Anschauungsform“, was vielleicht gar nicht anders als so unvollkommen geschehen kann, und wobei allerdings die Entgegensetzung gegenüber dem „Begriff“ noch geklärt werden müßte. Nur der Gefichtspunkt vermöge der Intimität wissenschaftlicher Arbeit gerecht zu werden (Seite 14); Wissenschaft sei Kombination von Gefichtspunkten (Seite 19 und Ö 6); und besonders handele es sich um die letzten Gefichtspunkte (Ö 7). Auch die sog. Richtigkeit verlange zur Entscheidung über sie einen Gefichtspunkt. Weiterhin werden in gleicher Weise die Naturwissenschaften als Kombination und System von Gefichtspunkten, die Geisteswissenschaften als Produktion und Kombination von Gefichtspunkten dargestellt (ÖF 10. 12. 16). Die philosophischen Verdienste von Nießche werden hier „als Versuche, die Welt von den verschiedenen Gefichtspunkten zu formen.“ zutreffender als bisher, wenn auch vielleicht mit Überfchätzung, gekennzeichnet (Seite 152 f.); daß seine Bedeutung gerade in der Geschichte des philosophischen Skeptizismus zu suchen ist, konnte man allerdings schon bisher wissen. Der Verfasser selbst hat recht mit der Aufdeckung des Scheines. „als gründe sich unser Forfchen auf immer festerer Fundamente“, und als könnten wir wirklich wahre Resultate finden (Seite 16 und 18). dürfte aber doch mit dem Ablösen von Wahrheit durch Aufrichtigkeit nur zum Teile recht haben.

Gemäß seinen „Gefichtspunkten“ handelt es sich ihm zunächst um einen „hypothetischen Perspektivismus“ (Ö 3); er wendet ihn auf die Rechtsprobleme usw. an (Seite 151). So lernen wir mit ihm die verschiedenen Auffassungsweisen der verschiedenen Fachgebiete, zumal in den Geistes-

wissenschaften. kennen und sehen
eine eigentümliche Weltanschauung.
die hier möglicherweise etwas
als Wirklichkeit auffassen läßt.
..was in der natürlichen Welt der
Dinge als Abstraktion sich dar-
stellt" (Seite 131. 139). Die je-
weilige Weltanschauung lehrt die
Gedankenrichtungen usw. der For-
scher und Fächer verleiht (S. 12)
und läßt bei einem jeden Menschen
die ihm zukommende Weltanschauung
etwa eine Philosophie des täg-
lichen Lebens nennen (Seite 127).
Zu alledem gehört nicht bloß
Verstand. sondern auch Wille. nicht
bloß Nachbildung. sondern auch
Produktion. Als eine solche müßte
die Erkenntnis angesehen werden.
selbst wenn es sich z. B. um das
Berichtigende der Erfahrung handelt
(Seite 27. 109. 123). Auch wenn
man dem zustimmt. ja selbst wenn
man die ..letzten Säße. auf denen
wir fußen. als Säße reiner Will-
kür" hinfallen möchte. darf man
doch des Verfassers Darlegung.
jede Wissenschaft sei Wille des
Menschen. mindestens als zu kurz
bezeichnen. Die Freiheitsfrage be-
antwortet er damit. daß der Men-
328

Literarische Berichte
sicherlich höchstens scheinbar durch
äußere Umfassen begrenzt sei: „In-
determiniert bin ich im Augenblick
des Handelns. Determiniert bei rück-
sichtiger Betrachtung“ (Seite 52
bis 54); und über die Bedeutung
des Willens im Rechtsleben
kommen ebenfalls brauchbare Be-
merkungen (z. B. über das Er-
scheinen vieler Willen als ein
Wille. Seite 129). Nur dürften
dies Anläufe auf richtigem Wege
sein, nicht aber mehr.

Die „Methodenpolitik“ fragt,
„auf welchem Wege ein möglichst
vorteilhaftes wissenschaftliches Ar-
beiten stattfindet“, und macht mit
der eigentlichen Methodenlehre, auf
der sie sich aufbaut, zusammen die
Methodenwissenschaft aus (S. 8 f.).
Eine dankenswerte Klärung! und
das neue Werk von L. Fonck,
„Wissenschaftliches Arbeiten“ (Inns-
bruck 1908), wird unserem Autor
gewiß hochehrwürdig sein. Er ver-
wertet weiterhin die Methoden-
politik des Physikers Hertz, der ganz
besonders auf die Voraussetzungen
der naturwissenschaftlichen Be-
trachtungsweise hingewiesen habe
(Ö 11). Das energische Unter-
scheiden zwischen Voraussetzung und
Durchführung in der Wissenschaft
ist ein besonderes Verdienst von
Pollack; und Referent begrüßt mit
Freude geradezu einen Beitrag zur
akademischen Pädagogik in den
Worten (Seite 108): „Die scharfe
Trennung zwischen Voraussetzung
und Durchführung sowie die Schei-
dung eines Gesichtspunktes von
seiner Anwendung bilden einen er-
zieherischen Faktor.“

D1'. Hans Schmidkunz.

Worte Carlyles, ediert von
Georg Jacob Wolf.

Worte Tolstois, ediert von
Edgar Alfred Regener..

Beides in I. C. C. Bruns Ver-
lag, Minden i. W.

Aus der Gedankenwelt
großer Geister: Emer-
son, ediert von Egon

Friedell; Hegel, ediert
von Georg Laffon. Stutt-
gart, Verlag von Robert Luß.

Gedanken über Ge-
schlechtsprobleme. Von
Otto Weininger, ed. von

Robert Saudek. Berlin. Concordia. Herrn. Ehbock.
Das Brevier ist die charakteristischste Erscheinung unserer nervösen Zeit. Ich habe gegen die ersten Auswahlbände bei ihrem Erscheinen die heftigsten Vorwürfe erhoben: sie verwässern und bringen nur Halbbildung. Ich habe mich damals geirrt und war ein schlechter Prophet. Ich kann heute mit aufrichtiger Freude feststellen, daß die unendlich breite und tiefe Kluft, welche die wirklich Gebildeten von dem großen „Publikum“ trennt, durch fol>je Bemühungen unserer Verleger endlich anfängt überbrückt zu werden. Bruns und Lutz haben sich den Weckruf „Weltliteratur“, in den Goethe die Sehnsucht seines Alters faßte, als Parole genommen. Die Wahl eines Carlyle und Tolstoj, eines Emerson und Hegel, eines Otto Weininger bürgt mir dafür, daß die Verleger genau wissen, aus welchen Werken überhaupt eine Auswahl getroffen werden kann. Denn Hans Landbergs „Ibsenbuch“ dagegen mit den herausgeriffenen Szenen aus Ibsens Dramen und
329

Literarische Berichte
den kurzen Briefstellen war eine un-
künstlerische Roheit. Hier aber soll
das aus dem Gesamtwerk heraus-
gelöste Resultat des Denk-
lebens, die Quintessenz feines
Schaffens, geboten werden. Kein
wissenschaftlicher Dilettantismus
soll erzogen werden, sondern es soll
angeregt werden zum Studium der
Gesamtwerte. Die Einleitungen sind
durchweg, wenn auch alle stark sub-
jektiv überschätzend, erklärend und
anregend geschrieben.

Ich habe mich nicht scheut,
Weininger neben Carlyle und Hegel
zu nennen. Denn sein Werk „Ge-
schlecht und Charakter“ bleibt eins
der geistreichsten Bücher des letzten
Jahrhunderts, wenn auch einst alle
seine Gedanken als wissenschaftlich
schlech nachgewiesen sein werden.

Karl Georg Wendtiner.

Opernabende. Max Kalbeck.

Berlin, Verlag Harmonie, 8.-.

Der Verfasser, welcher seit eini-
gen Dezennien das verantwortungs-
volle Amt eines musikalischen Kri-
tikers an der Wiener Hofoper ver-
führt und sich als Mann von Geist
und Urteil neben dem gefürchteten
Hanslick in Ehren behauptete, bietet
mit dem vorliegenden Werke einen
wertvollen Beitrag zur Geschichte
der Oper. Das Werk selbst verdankt
seine Entstehung vornehmlich
den Anregungen, die Kalbeck als
Kritiker an der Hofoper empfangen,
und ist in seinen ausführlichen Dar-
legungen deutscher und ausländi-
scher Opern der Ausdruck einer
durch Praxis und Theorie gewon-
nenen künstlerischen Überzeugung.
Die einzelnen Abhandlungen sind
nicht musikalische Analysen, die nur
für den Fachmann Bedeutung
haben, sondern gemeinverständliche
Besprechungen, welche jeden Musik-
und Opernfreund nicht uninteressiert
lassen und außerdem durch die ge-
wandte form schöne Darstellung
einen besondern Reiz bieten. K. be-
wegt sich beim Kapitel Wagner auf
demselben Geleise wie sein Kollege
Hanslick, und doch wird es keinem
von beiden gelingen, auch nur einen
von der großen Zahl der Wagner-
freunde umzustimmen. Immerhin
fühlt man sich auch hier trotz gegen-
teiliger Meinung von dem litera-

rifäf hochgebildeten und äf'thetifch-
feinfinnigen Autor angezo en und
wird bei längerem Verweilen mit
den uns bekannten Opern zu der
Überzeugung gebracht. daß auf jeder
Seite des umfangreichen Werkes
ein gediegener Fachmann und geift-
voller Kritiker zu uns redet. -

Kalbecks Opernabende feien fomit
aufs wärmfte empfohlen.

DerHüterdesTals.Roman
von Bernhard v. Burg-
dorf. Dresden. Minden.

Viele Romantik und viel Gerede,
denn nicht nur die Perfouen des
Romans fprechen - leider nicht
immer. wenn fie follen - fondern
auch allegorifche Figuren. wie
Kummer. Sonnenfchein. Mond.
Rofenhecken; auch Engel. felbft
Tote treten als Redende auf oder
Ebenbilder. ja fogar manche nicht
vorhandene Nachkommen der auf-
tretenden Menfchen. Wenn man
indeffen von diefem etwas felt-
famen Umftande abfieht. der. ob-
wohl die angedeuteten Partien bald
voll von duftiger Poefie. bald voll
33()

Literarische Berichte
ergreifenden Ernstes sind, wenn
auch nicht unbedingt als Vorzug,
so doch keineswegs nur als Tadel
zu gelten hat. So muß man
die Erzählung selbst bedeutungsvoll
nennen. Die Geschichte, um die
es sich handelt, ist ziemlich
einfach. Afia von Prowehren wird
von ihrem Nachbar Hans
von Wölkau begehrt, weicht ihm aus
Liebe zu ihrem Vater ab, obgleich
sie den jungen Laffen liebt, der
eigentlich nur ein Mitgiftjäger ist
und des schönen leidenschaftlichen
und feinnigen Mädchens gar nicht
wert ist. läßt sich aber von ihm, der
unterdessen eine Vernunftehe ge-
schlossen hat, betören, so daß sie
von ihm ein Kind bekommt. Trod-
dem wird sie von einem anderen
Nachbar Joachim, der als „Son-
derling“ durch das ganze Buch hin-
durchgeht, heimgeführt und findet
in dieser späten Ehe ihr Glück.
Nicht recht psychologisch begründet
ist der Übergang Afias von einer
halb kindlichen Verehrung für ihren
späteren Gatten zu echter Liebe.
Denn aus bloßem Mitleid oder
reiner Fügsamkeit heiratet ein Cha-
rakter wie Afia nicht. Auch Herr
Joachim möchte man raten, weniger
zu grübeln, nicht so schrecklich viel
mit allen möglichen Klümmen und
doch so redfertigen Personen zu
sprechen, und dafür lieber ener-
gischer seine Liebe zu betreiben.
Trotzdem gönnt man dem guten
stillen Herrn, dessen ewige Erinne-
rungen an eine verstorbene Braut
freilich etwas ermüdend wirken,
sein spätes Glück. Vortrefflich ge-
schildert sind die Nebenpersonen:
der Vater Prowehren, der Tugend
und Adel, Tätigkeit und Familien-
aufopferung immer im Munde
führt und dabei ein leichtfinniger,
törichter, fauler Sinnenmenschen ist,
der sein Gut ruiniert, seine Tochter
elend behandelt und sich selbst mit
einem Fräulein Nelly einläßt, die
ihn verläßt, nachdem sie ihn genug-
sam ausgebeutet hat; ferner drei
alte, arme adelsstolze Tanten, höchst
widerwärtige Frauenzimmer, und ein
weibliches Hausfaktotum, das mit
befonderer Laune gezeichnet wird.
Der Verfasser, der selbst dem Adels-
stande angehört, besitzt gewiß das

Zeug dazu. gerade diese Kreife
wahrheitsgetreu zu schildern. er ver-
sieht zu schreiben. hat Humor und
dabei die ernste Erkenntnis der
Mängel und Fehler seiner Standes-
genossen. Nur sollte er sich vor den
allzu vielen Arabesken hüten und
bedenken. daß diese doch nur zur Zier
da sind. nicht aber das Haupt-
gewebe überwuchern dürfen. Der
Titel ist völlig unverständlich. selbst
wenn man wie Referent weiß. daß
er einem Gemälde von Thoma ent-
nommen ist.

Ludwig Geiger.

Roman von
Berlin.

Ludwigshöhe.

Hermann Bang.

Verlag von S. Fischer.

Ein Stück Natur gesehen durch
kein Temperament. Scheinbar! Nichts
als Beobachtungen. kühl. klar
nebeneinandergefielt; die Menschen
aufgelöst in laute Mienenpiel. Be-
wegungen. Scheinbar! Nichts
scheint hinter diesem Buch zu
stehen als ein unfähig feines Ohr.
ein unbefchreiblich feines Auge.
Aber ein Augenblick kommt. wo die
verschiedenartigen. vorüberhufchen-
331

Literarische Berichte
den Einzelzüge zusammenfassen
zum Ganzen des Gefichts. wo der
Schwarm der Einzelbewegungen
sich vereint zur Gestalt. wo aus den
verblühenden Strahlen der aufge-
fangenen Worte das Zentrum der
Seele dunkelt und glänzt - Men-
schen umgeben uns. erstaunlich wirk-
liche und körperhafte Menschen.
Und nun sind wir in ihrem Kreis
nicht mehr nur spähende und auf-
forschende Zuschauer, sondern der
mitfühlende Chorus. In tieferer
und tieferer der Dichter sich ver-
hält. desto leidenschaftlicher, erregter
sind wir, seine Leser. Es ist ein
Buch so ergreifend wie quälend.
Quälend eben durch dies nichts als
Leben: wie glücklich wären wir,
wenn einmal der Schmerz sich ganz
entladen könnte, gewissermaßen
einen Anhalt fände an einem zorn-
igen, empörten Schrei, einem Aus-
druck der Teilnahme wenigstens.
Aber nichts davon! Weiter Be-
obachtungen an Beobachtungen.
Und doch ganz in der Tiefe fühlen
wir unter den feinkühlen, feinharten
Zügen das weiche Herz und
die wunderbare Güte dieses
Mannes, der ein großer Dichter
bleibt, während er sich abmüht,
nichts als Art zu sein . . . Was
die Fabel angeht, so ist es eine Ge-
schichte - ach, eigentlich die Ge-
schichte, die man schon kannte, ehe
man zu lesen begann, und die einen
seitdem bis zum Überdruß verfolgt
hat: von dem Mädchen, das ihrem
Geliebten alles hingibt und dann
von ihm fortgestoßen wird wie vom
rohen Zecher ein leeres Glas. Aber
daß dieses Schicksal sich einem in die
Seele brennt als ein neues, nie er-
fahrenes und unvergeßliches Erleb-
nis, liegt einzig an der schlichten
Größe der Menschengefaltung. Die
rührende Hilfslosigkeit des Weibes,
das ganz Herz und nicht ein bißchen
Berechnung ist, die Wehrlosigkeit
des armen Vögelchens, das von dem
stärkeren Getier einfach zerdrückt
wird, die anime, eunäian mit
ihren dennoch dunklen Tiefen, aus
der unmenchlicher Frevel schließlich
die schuldlos Schuldige zu machen
imstande ist, hat in diesem Buch
den klariichen Ausdruck gefunden,
und trotz feines allzu absichtsvollen

Stils wird man es in die Reihe
der Bücher stellen, die einem ein
bleibendes Besitztum bedeuten.

Wilhelm Hegeler.

Was mir die Tage

brachten. Ein Skizzenbuch.

Von Clotilde Brettauer.

Berlin LL 35. „Harmonie“. Ver-
lagsgefellschaft für Literatur und
Kunst.

Vor einiger Zeit war ein rei-
zendes Büchlein: „Ehe Bubi Stu-
dent wird“ erschienen, das sogleich
und allenthalben mit wärmlicher An-
erkennung entgegen genommen, mit
aufrichtiger Freude begrüßt wurde,
„Eine Mutter“ hatte es geschrieben.

Nun ist der Schleier der Anony-
mität gelüftet; denn es ist - wie
wir verraten dürfen und wie der
Lester beider Schriften auch alsbald
erkennen wird - niemand anderes
als die Verfasserin der vorliegenden
Skizzenfammling. Clotilde Bret-
tauer. Und da können wir zunächst
mit Genugtuung konstataren, daß
sich ihre schöne Begabung nicht nur
wieder aufs trefflichste bewährt,
sondern auch in beachtenswerter

332

Literarische Berichte

Weife weiter entwickelt. sich innerlich vertieft hat. Hatten sich schon die Bubi-Geschichten dadurch ausgezeichnet. daß die luftigen. humorvollen Darstellungen eigentlich auf einem ernsten. von reicher und reifer Lebenserfahrung erfüllten Untergrunde beruhen. der das Buch weit emporhob über das Niveau einfacher. lediglich unterhaltfamer Humoresken. so tritt in dem neuen Werke der ernsthafte Charakter. der sich bisweilen sogar zu einer schmerzlich-wehmütigen Lebenserkenntnis und Lebensauffassung steigert. noch eindrucksvoller in Erscheinung. Solche Seelenstimmung atmen Stücke wie „Der alte Kalender“. „Vom Altwerden“. „Die Uhr“. „Altes Gerümpel“ u. a. Ein kleines Kabinettstück von ergreifender Wirkung ist „Hoffnung“. Das Gebiet der sozialen Satire streift die „Probiermamfell“. während anderes. wie „kel-petuum mobile“, „Graue Haare“. sich mehr dem Genre der Bubi-Geschichten nähert oder direkt aus ihnen herausgenommen ist. Schon dieser knappe Überblick läßt ersehen. wie viel inhaltliche Mannigfaltigkeit und Abwechslung hier geboten wird. Daß manchmal auch ein bereits älterer Gedanke ohne besondere Eigenart wieder behandelt ist. kann bei der großen Anzahl der in der Sammlung vereinten Skizzen billigerweise nicht wunder nehmen; oft genug aber überrascht eine originelle Erfindungskraft. verbunden mit geistvollster Ausführung. Da zudem die ganze Ausstattung des Buches eine ebenso vornehme wie gediegene ist. dürfte es sich speziell für Geschenkzweck vorzüglich eignen.

S. B.

Von W i l-

Berlin.

Das Ärgernis.

helm Hegeler.

Verlag von S. Fischer.

Etwas Leibes ist in diesem Buch.

fein Seelisches und dann wieder

etwas Monumentales. stark Plastisches.

„Das Ärgernis“ ist ein

Brunnen. den der reiche Brooch

feiner Vaterstadt geschenkt hat. Ein

Mädchen ziert den Brunnen. He-

geler schildert sie. ..wie sie da mit

orgelosem von innerem Glück wie

durchfchimmertem Antliß herunter-
blickt“ in reiner zarter Nacktheit.
Diefer Brunnen erregt Ärger-
nis. zuerfi bei der alten Jungfer. die den
Pfator anfieckt und fo immer weiter
die Gemeinde aufruft gegen die
fittlichen Greuel. Was ein Dichter
aus diefem. im Grunde nicht mehr
neuen Thema gemacht hat. ift er-
ftaunlich und bewundernswert. Mit
quellender Gefialtungskraft und
filreiner Piychologie werden hier
die Menfchen gefchildert und charak-
terifiziert. Ein behaglicher. halb
lachender. halb wehmütiger Humor
erhellte und überfchattet das Buch
zu gleicher Zeit. das man mit In-
terefie und Freude lieft.

A. Halbert.

Unterfuchungen zur Sin-
nespfychologie. Von

Franz Brentano. L und
161 Seiten. Preis Mk. 4.20.

Leipzig 1907. Duncker und Hum-
blot.

Am 16. Januar 1908 feierte die
Fachwelt das 70 er Jubiläum
Franz Brentanos. der nach einer
langen. doch noch allzu früh ab-
gebrochenen philofophifchen Lehr-
tätigkeit nur mehr durch fpärliche
Veröffentlichungen feine einfichtige

333

Literarische Berichte
Wirksamkeit für eine sowohl traditionelle wie auch auf dem neuesten Forschungsstande stehende Philosophie fortsetzte. Im Anhang des vorliegenden Buches sind seine bisherigen Schriften verzeichnet. Das Buch selber beschränkt sich scheinbar auf kleine psychologische Spezialitäten, führt aber so, wie wir es von dem Verfasser gewohnt sind, zu den weitesten Ausläufern und darf daher auch ein wenig mehr Aufmerksamkeit des Lesers beanspruchen. Dies umso mehr, als der Berichterstatter die hohe Verehrung, die er seinem eigenen Meister im Fache zollt, keineswegs durch die ihm hier nötigen kritischen Bemerkungen verringert fühlt. Ein Brentano ist ihm, wenn er irrt, lieber als so viele Andere, wenn sie das Richtige treffen; seine Beweisführungen sind auch hier außerordentlich infirktiv, selbst wo ihnen die Zustimmung nicht sicher ist. Leider verbietet unser Rahmen eine genügende Begründung der mehr nur dogmatisch vorzubringenden Widerprüche.

Der ein Hauptgedanke der vorliegenden Sammlung von Vorträgen ist der, daß Grün eine zusammengefaßte Farbe sei, Damit schließt sich der Autor wieder der älteren Auffassung von den drei Grundfarben Rot, Gelb und Blau oder Violett an. stellt sich der anderen von Rot und Grün, Gelb und Blau entgegen, doch mit der Übereinstimmung, daß auch Weiß und Schwarz Grundfarben seien, und befreit die allerdings seltenen Auffassung, daß es für den menschlichen Eindruck überhaupt keine zusammengefaßten, sondern nur un-

Ä_

gezählt viele einfache Farben gebe. Seine hauptsächlichste Beweisführung (Seite 16 f.) stützt sich weit Referent sieht, lediglich auf das „offenbar“, mit welchem der Verfasser die Ähnlichkeit einer Milchfarbe zu ihren Bestandteilen der Ähnlichkeit vergleicht, welche bei den Tönen ein Zweiklang mit feinen Bestandteilen zeigt, nicht aber der Ähnlichkeit, welche ein Ton mit einem höheren und einem tieferen

Nachbartone zeigt. Wer dieses „offenbar“. wie der Referent. beim besten Willen nicht zugeföhren kann. vermag auch die übrigen fo lehrreichen Argumentierungen nicht anzunehmen. Da hören wir (S. 109). das aus Blau und Rot zusammengefeizte Violett entfpreche der wehmütigen Mollterz. das aus Gelb und Blau zusammengefeißte Grün entfpreche der freudigen Durterz; und leider unterfcheidet der Autor auch weiterhin (Seite 113) diefe ..Verfchmelzung“ nicht genug von der anderen Erfcheinung. daß ein Ton oder auch eine Farbe „zwifchen“ zwei anderen liegt. - Zahlreiche fcharffinnigfie Verfuche des Verfaßers zeigten ihm bei Mifchung von Gelb und Blau einen ..grünen Stich“ in dem fich zunächft ergebenden Grau; es fcheint. daß in all diefen Fällen die beiden Befandteile nicht fo weit voneinander verfchieden waren. wie die Lehre von den Gegenfarben verlangt. die hier eine Aufhebung der Farbigkeit zu Grau nur bei einem genügend violetten Blau oder einem genügend orangenen Gelb feftftellt. Dabei fcheint auch Brentanos Behauptung (S. 25-34). daß Rot und Grün. Blau und Gelb für unferen Ein-

Literarische Berichte
druck keine Gegenfäße feien. sich bei
näherem Zusehen nicht mehr zu
halten. Zufälligkeiten. wie daß die
Maler Schwarz und Gelb zu Grün
mischen. erklären sich einfach da-
durch. daß ein solches Schwarz
nicht schwarz. sondern blau ist. Hält
der Maler Grün für derart zusam-
mengefaßt. weil er es aus diesen
Farben mischt. so folgert auch er
zu viel und müßte ebenso bei an-
deren Mischungen sprechen (Seite
141). Mehrmals verweist der
Autor auf die Sprache. welche uns
die meisten Farben und Wind-
richtungen zusammengefaßt be-
nennen läßt (Seite 15. 17); geht
man dem näher nach. so merkt man.
wie wenig sich aus diesen küm-
merlichen Hilfen des Wortes fol-
gern läßt. Brentano selbst gibt
(Seite 81 und sonst) genügende
Analogien an die Hand. daß wir
die Behauptung wagen dürfen:
jegliche Ortsrichtung. jegliche Zeit-
bestimmung. jegliche Tonhöhe. jeg-
licher eigens bestimmte Geschmack
und schließlich auch jegliche solche
Farbe ist für den Eindruck auf die
Seele einfach. - Anders als mit
diesem Eindrucke verhält es sich
mit den ihn vermittelnden Er-
regungen im Leib und mit den ihnen
zugrunde liegenden Reizen in der
physikalischen oder chemischen
Außenwelt. Wir dürfen den un-
befangenen Leser fragen: siehst du
wirklich in Grün ein Blau und
Gelb. in Violett ein Rot und Blau.
in Grau ein Schwarz und Weiß.
in Weißblau ein Blau und Weiß?
Oder erkennst du nur eine Ähnlich-
keit. eine Verwandtschaft mit
Farben. die dir aus irgend welchen
Gründen zuzufügen geläufiger sind?
Wir haben ja für unseren Eindruck
gar kein feststehendes Blau und
Gelb und Rot und Schwarz und
Weiß. das wirklich Grundfarbe und
nicht schon eine Nuancierung dieser
fein würde. Es ist analog (aber
nicht dasselbe) wie beim Physiker.
der genau genommen ebenfalls nur
einfache Farben kennt und selbst
das Weiß aus den Regenbogen-
farben anscheinend nicht als eigent-
liche Mischung. sondern ..als eine
Verdrängung durch Weiß" (we-
nigstens nach Brentano Seite 151)

gewinnt. Wesentlich anders sieht es in der Chemie und in der Physiologie: da ist die Lehre von den Grundfarben "heimlich, und diesen Fachleuten haben auch wir unseren Streit zu überlassen. Die scharfe Scheidung zwischen dem Psychologischen, dem Physiologischen, dem Physikalischen und dem Chemischen oder Technischen ist hier entscheidend mit bündiger Klarheit hat dies J. El. Kreibitz dargestellt in seinen „Fünf Sinnen des Menschen“ (2. Aufl., Leipzig 1907, Seite 101f.).

Der andere Hauptgedanke der vorliegenden Schrift ist folgender. Was wir an unseren Empfindungen Intensität nennen, geht darauf zurück, daß in dem äußeren Reiz die Befandteile mehr oder minder dicht beisammen stehen; folglich sei Intensität „das Maß der Dichtigkeit der sinnlichen Erfcheinung“ und somit eine Größe, keineswegs aber eine besondere Eigentümlichkeit unserer seelischen Eindrücke (Seite 61 und 71). Das alte Gesetz von der Undurchdringlichkeit der Körper gelte demnach auch für alle sinnlichen Erfchein-

335

Literarische Berichte
nungen und beflätige sich eben durch
Brentanos neue Untersuchungen
darüber (Seite 18 und 60). Er an-
erkennt keine eigentlichen Mehr-
farbigkeiten (Mehrklänge usw. (keine
„multiplen Sinnesqualitäten“)) son-
dern nur eine Nebeneinander-
stellung („Juxtaposition“) des ver-
schiedenen Einflusses und die Ge-
samtheitshaftigkeit des scheinbar Mul-
tiplen (ich aus den Einzel-
intensitäten zusammen, die sich aber
dabei verringern (Seite 64). So
sei die Intensität des Empfindens
gleich der des Empfundenes - stets
abhängig von der Ausfüllung des
Sinnenraumes und kein Sonder-
gut des Seelenlebens (Seite 65-
68- 73). Dabei aber bleibe die
Empfindung „die Grundlage des
geistigen Lebens“ (Seite 53) was
fogar für Brentanos eigene Psy-
chologie nicht ganz zutreffend ge-
fagt sein dürfte; andererseits
scheinen mehrere neuere For-
schungen doch Luft und Schmerz
der Sinne den Empfindungen
selbst nicht wie bisher den Ge-
fühlen zuzuweisen (Seite 121 wo
eben neue Berichtigungen angeführt
werden könnten). Uns aber in-
teressiert ganz besonders die Kon-
sequenz von Brentanos neuer In-
tensitätslehre. Darf nämlich „eine
intensive Größe nichts weniger als
universell den psychischen Tätig-
keiten eigen genannt werden“,
gehört sie vielmehr den physischen
Erscheinungen selbst an dann
können wir nicht mehr mit zahl-
reichen Philosophen die Annahme
einer physischen Welt wie ein bis-
her unvermeidliches Gerüst fallen
lassen und die Welt auf ein rein
psychisches Bild beschränken (Seite
78). „Den Glauben an den
wahren Bestand einer Körperwelt
werden wir uns also nicht nehmen
lassen - und er wird für die Natur-
wissenschaft immer die Hypothese
aller Hypothesen bleiben.“ Da-
mit mag freudig übereinstimmen-
auch wer den feinsten Erfchei-
nungen doch noch in weiterer
Weise als es Brentano tut, „eine
Intensität zugehen möchte.

1)!: Hans Schmidkunz.

Lebendige Geschichten. Von
Gustav Wied. Stuttgart-

Axel Juncker,
Ein tollest übermitiges.x geift-
reiches Buck) voller Funken und
Blitzer voller .Humor und Satire:
das ift wohl genug von einem Buche
gefagt; aber man trifft felten
Buchen die einem Freude machen-
darum fei der Überfchwang ver-
ziehen.

A. Halbert.

Redainontdr.SylviusBruchMHalberh.KurtFliegehAlerJ adasfohn.

Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t- .ß a h Berlin W,, Schöneberger Ufer 32.

Verantwortlich für den Jnferatenteil: Paul Nowotny in Verlin:Friedenau.

Zufchriften und Einfendungenf ohne Angabe eines Perfonennamens, zu adreffieren

„An die Redaktion von Mord und Süd in Berlin N'. 35- Schöneberger Ufer 327"

oder „Breslau [II- Siebenhufenerfiraße 11/15".

Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35- Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders

Schlefifche Verlags:Anfialt G. m. b. H., Berlin, Breslaut Leipzig).

Auslieferung für Öfierreich bei E. W, Stern, Wien It Franzcnsring 16.

Druck: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S c b o t t l a e n d e r, A.: G., Breslau III,

Überfeßungsrecht vorbehaltenUnberechtigter Nachdruck unterfagt.

EMPTY

Jabra-ms

1 0 0 0

Carl Jozfa: Graf Leo Tolftoj.

Zum Effay von R. Loewenfeld.

EmedmtfcheWnWfiYnfi
,ZerlegNoröUnöSüö-GmhxxcYm-[in
etw-stung fijköen Yuchhanöel:
SSOoWWuörrYchnfYmlWfinu
?2. Jahrgang Band 126 September 1908 Heft378

EMPTY

Friedrich Brie:
Bernard Shaw.

Wieder einmal stehen wir in Deutschland der Tatsache gegenüber, daß die englische Literatur der französischen in der Gunst des Publikums den Rang abgelaufen hat. Der Grund ist nicht in einer einzelnen, führenden Persönlichkeit Englands, auch in keiner bestimmten von dort ausgehenden Schule oder Richtung zu suchen, sondern in einer Reihe einzelner moderner Geister, die untereinander keinen engeren Zusammenhang zu haben scheinen. Eine Hochflut von Übersetzungen der Werke von Ruskin, Swinburne, Meredith, Pater, Wilde, Shaw, Yeats, Kipling und George Moore ist über Deutschland hereingebrochen. Auf die viel ältere Generation von Blake, Maturin und Roffetti fängt an bei uns eine Art Auferstehung zu feiern. Was aber unter den angeführten Namen sofort auffällt, ist der Prozentfuß, den Irland fielt: Maturin, Wilde, Shaw, Yeats und George Moore. So sehr sie alle Ire sind, so wenig einer von ihnen mit einem Engländer verwechselt werden möchte. Shaw ist doch bei weitem der irischste unter ihnen, Wilde, der durch die Schule der Franzosen gegangen, ist nie ganz über sie hinausgekommen. Moore fühlt sich trotz aller feiner irischen Heimatsromane und Novellen und seiner Abneigung gegen England doch im Grunde als Pariser. Yeats endlich, der Wiederbeleber der alten irischen Sage und Volkskunde, schreibt im Grunde wie ein Engländer. Nur Shaw, obwohl er in London lebt, ist völlig Ire geblieben.

Wie so mancher englische Dichter ist auch Shaw auf dem Kontinent bekannter wie in der Heimat. Wenigstens galt das noch bis in die jüngste Zeit. Was ihn im Ausland so früh populär machte, war vor
Im Oktober erheft veröffentlichten wir eine Komödie in 5 Akten
von Bernhard Shaw: „Der Arzt am Scheidewege“. Diese Arbeit des berühmten britischen Autors wird in diesem Winter in Reinhardt's
Deutschem Theater aufgeführt, und wir freuen uns, sie unseren Lesern im Erstabdruck bieten zu können. Die Redaktion.

Bernard Shaw Friedrich Brie
allem fein Gegenfaß zum literarifchen und politifchen England. Daran
ift nichts Auffallendes. verdanken doch auch Geif'ter wie Byron. Heine.
Stendhal und Nießfche einen großen Teil ihres Erfolges im Auslande
dem Umftand. daß fie böfe Dinge über ihr Vaterland gefagt haben. Im
angegriffenen Lande felbft. in England. verfuchte man zunächft aus dem
Inftinkt der Selbfierhaltung heraus die Politik des Totfchweigens. Man
wußte wohl. daß man nur dem fchadenfrohen Ausland in die Hände
arbeitete. wenn man laut gegen ihn eiferte. Als es nach Shaws Erfolgen
im Ausland mit diefer Politik nicht weiter ging. erfanden die praktifchen
Engländer ein neues Mittel: fie gewährten ihm Narrenfreiheit. Noch
heute geben fie Shaw für einen Elown aus. der fich felbft nicht einmal
ernft nimmt. Zum guten Teil ift der Vorgang natürlich unbewußt.
Daß jemand voll Phantafie und Wiß fein kann und zu gleicher Zeit ein
tiefer Denker. ift einem angelfächfifchen Verfiand fchier unfafßbar.
Nimmt man ihn aber als bloßen Clown. fo kann man ihn in Ruhe gou-
tieren und fogar loben. ohne irgend welche Verantwortung auf fich
zu nehmen. So hat es Shaw doch allmählich zu einer fiattlichen Lefer.
fchaft auch im eigenen Lande gebracht. Mit Hilfe einer eigentümlichen
Methode erweitert er diefe mit jedem neuen Werke. In feiner felbft-
herrlichen Willkür fchlägt er jeden. felbft feine Anhänger vor den Kopf;
aber da fich jeder über die .Siebe freut. die der andere bekommt. und
den Splitter im fremden Auge immer noch deutlicher fieht als den Balken
im eigenen. fo haben alle ein Intereffe daran. daß er gelesen wird.
Nur eine kleine Gemeinde war ihm von Anfang an ficher. die kleine
Schar der Gebildeten in England. die in der kontinentalen Literatur
Befcheid weiß. Aus ihrem Kreife ift jeßt auch die erfte Shawbiographie
hervorgegangen). Ihr Verfaffer lackfon ift Mitherausgeber einer der
radikalfien und intereffanteften englifchen Zeitfchriften „4'119 AM >89".
der auch Shaw felbft und eine andere literarifäfe Berühmtheit. der
Deutfch-Engländer Oscar Levy. ihre Feder leihen. Leider ift fie ebenfo
wie die Zeitfchrift des Nießfcheaners Thomas Eommon „M19 900()
Luropean y0jut of fie-ee“, bei uns völlig unbekannt und doch als
Dokument einer nach dem Licht drängenden Bewegung des jungen Eng-
lands von großem Intereffe. Bei der außerordentlich fchwer zu faffenden
Perfönlichkeit Shaws. der fich als hauptfächlichen Mittels der Mitteilung
des Paradorons bedient und der feine tieffien Gedanken oft in obfkuren
1) Lernen-(1 8118er b)- l-lolbrook-r]ackZon, [Norton, 1L. Grant Kicknräs 1907.
342

en" rel="note">

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)

- [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

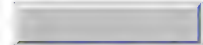
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2014-07-06 00:10 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)



[Zoom In Zoom Out](#)

[Rotate left Rotate right](#)

[First Previous Next Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 3](#)
- [Section 2 - 148](#)
- [Section 3 - 241](#)
- [Section 4 - 319](#)
- [Index - 511](#)
- [Section 5 - 513](#)

Search in this volume

Search in this text

Bernard Shaw Friedrich Brie
allem fein Gegenfaß zum literarifchen und politifchen England. Daran
ift nichts Auffallendes. verdanken doch auch Geif'ter wie Byron. Heine.
Stendhal und Nießfche einen großen Teil ihres Erfolges im Auslande
dem Umftand. daß fie böfe Dinge über ihr Vaterland gefagt haben. Im
angegriffenen Lande felbft. in England. verfuchte man zunächft aus dem
Inftinkt der Selbfterhaltung heraus die Politik des Totfchweigens. Man
wußte wohl. daß man nur dem fchadenfrohen Ausland in die Hände
arbeitete. wenn man laut gegen ihn eiferte. Als es nach Shaws Erfolgen
im Ausland mit diefer Politik nicht weiter ging. erfanden die praktifchen
Engländer ein neues Mittel: fie gewährten ihm Narrenfreiheit. Noch
heute geben fie Shaw für einen Elown aus. der fich felbft nicht einmal
ernft nimmt. Zum guten Teil ift der Vorgang natürlich unbewußt.
Daß jemand voll Phantafie und Wiß fein kann und zu gleicher Zeit ein
tiefer Denker. ift einem angelfächifchen Verftand fchier unfaßbar.
Nimmt man ihn aber als bloßen Clown. fo kann man ihn in Ruhe gou-
tieren und fogar loben. ohne irgend welche Verantwortung auf fich
zu nehmen. So hat es Shaw doch allmählich zu einer fiattlichen Lefer.
fchaft auch im eigenen Lande gebracht. Mit Hilfe einer eigentümlichen

Methode erweitert er diese mit jedem neuen Werke. In seiner selbstherrlichen Willkür schlägt er jeden. selbst seine Anhänger vor den Kopf; aber da sich jeder über die .Siebe freut. die der andere bekommt. und den Splitter im fremden Auge immer noch deutlicher sieht als den Balken im eigenen. so haben alle ein Interesse daran. daß er gelesen wird. Nur eine kleine Gemeinde war ihm von Anfang an sicher. die kleine Schar der Gebildeten in England. die in der kontinentalen Literatur Befehd weiß. Aus ihrem Kreise ist jetzt auch die erste Shawbiographie hervorgegangen). Ihr Verfasser Lackton ist Mitherausgeber einer der radikalsten und interessantesten englischen Zeitschriften „4'119 AM >89“. der auch Shaw selbst und eine andere literarische Berühmtheit. der Deutsch-Engländer Oscar Levy. ihre Feder leihen. Leider ist sie ebenso wie die Zeitschrift des Nießcheaners Thomas Common „M19 900() European y0jut of fie-ee“, bei uns völlig unbekannt und doch als Dokument einer nach dem Licht drängenden Bewegung des jungen Englands von großem Interesse. Bei der außerordentlich schwer zu fassenden Persönlichkeit Shaws. der sich als hauptfächlichen Mittels der Mitteilung des Paradoxons bedient und der seine tiefsten Gedanken oft in obkuren 1) Lernen-(1 8118er b)- l-lolbrook-r]ackZon, [Norton, 1L. Grant Kicknras 1907. 342

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Friedrich Brie: Bernard Shaw

Zeitungsartikeln niedergelegt hat. war Jackfons Aufgabe keine leichte. Wie Shaw felbft einmal ausgeführt hat. befindet er sich in fortwährendem Wandel. und da der Menfch sich alle acht Jahre phyfifch völlig erneuert. fo betrachte er sich vor acht Jahren etwa wie feinen Vater und sich vor fechzehn Jahren etwa wie feinen Großvater. Unter folcheu Verhältniffen kann man es Jackfon kaum verübeln. wenn er. wie noäj jeder Shawbiograph bis heute. sich eng an des Verfaßers eigene Worte hält. der in den Vorreden zu feinen Werken nicht mit intereffanten Nachrichten über die eigene Perfon kargt.

Da man bei uns Shaw eigentlich nur aus feiner leßten Phafe. der dramatifchen. kennt. fei hier der Verfuch gemacht. feine Entwicklung bis zum heutigen Tage darzulegen. Wie ungezählte andere englifche Schriftfteller - nur fein Antipode Kipling fei erwähnt - nahm auch Shaw den Weg zum Dichterruhm durch den Journalismus. Der Grund dafür lag im Honorar. das in England weit glänzender ift als auf dem Kontinent und fomit die beiten Kräfte an fich zieht. Schon vor feiner journaliftifchen Periode hatte Shaw sich indeffen anderweitig literarifch betätigt. Sechs Jahre lang. von 1879-1885. hatte er ohne jeden Beruf gelebt und vergebliche Anftrengungen gemacht. fünf große Romane bei Verlegern unterzubringen, Entfcheidend für fein Leben wurde. daß um 1879 fein Jntereffe für Sozialismus und Politik zu erwachen begann. Es war die Zeit. wo England gerade wieder einmal vom Kontinent aus mit fozialififchen Jdeen befruchtet wurde. Unter denen. die hier die neue Richtung mit Begeiferung aufnahmen. waren die erften politifchen Köpfe des heutigen Englands wie Henry Hyndman. John Burns. Sidney Webb und Künftlernaturen wie William Morris. Unter dem Einfluß von Karl Marx' Kapital trat Shaw diefer Gruppe Sozialiften bei. aber fein Sozialismus war von Anfang an nicht der bourgeoisfeindliche im Sinne Mart". fondern wie heute noch erftrebte er fchon damals nur eine Erhebung des Proletariats zur Bourgeoifie. Unendlich ij die Anzahl der politifchen Reden feit dem Tage. wo er zum erftenmal von einem Karren herab fiäj im Hydepark unter dem Gefchmetter eines Orchefiers von Blechinfirumenten vernehmen ließ. Wirkliche nationale Bedeutung erlangte die neue Richtung erft im Jahre 1884 mit der Gründung der Fabian-Society. Jhr Name. den fie von Fabius Eunctator ableitet. drückt fchon ihre abwartende Haltung aus. Revolution auf rein konftitutioneller Bafis mit Wegfall aller kontinentalen Utopien wurde ihr Programm. Auch ihre Entftehung ver-

Bernard Shaw _ Friedrich Brie

_bürgte diese gemäßigte Richtung. Sie erwuchs aus einer Gemeinschaft von Gelehrten - die ethische Philosophie im Sinne des italienischen Philosophen Nofmini trieb. Nicht auf die Gründung einer eigenen politischen Partei wollten sie ihre Bemühungen richten, sondern darauf, die bereits vorhandenen, besonders die liberale, mit ihren sozialistischen Ideen zu durchdringen, für die deutsche Sozialdemokratie mit ihrem bornierten Kastengeist hat Shaw nur Spott und Zorn, und sie hat es ihm reichlich vergolten. Kein Wunder! Von deutschen politischen Verhältnissen aus beurteilt scheint es uns unbegreiflich, wie ein derartiger Bund, der von Anfang an Praktiker und Theoretiker der verschiedensten Schattierungen vereinigte, sich bis auf den heutigen Tag hat halten und derartige Erfolge erzielen können. Auch in England hätten von vornherein so verschiedenartige Köpfe nicht nebeneinander existieren und wirken können - wenn nicht alle über einen gewissen Humor und über ein gewisses Maß von Selbstironie verfügt hätten; Züge, die uns Deutschen mit dem Ernst solcher Dinge schlechterdings unvereinbar zu sein scheinen und die auch in England von vornherein alle fanatischen Enthusiasten der Sache entfremdeten. Wie dehnbar die Organisation der Fabian-Society ist, mag noch der Umstand illustrieren, daß fünf neuerdings auch eine Fabian Arts Group konstituiert hat mit dem Ziel die Beziehungen von Kunst und Philosophie zum Sozialismus zu studieren als deren markanteste Persönlichkeiten Shaw und der hochbegabte sozialistische Romanfchriftsteller Wells hervorrangen. Shaw trat dem Bunde schon im Jahre seiner Entföhrung bei und wirkt bis zum heutigen Tage ununterbrochen in diesem Sinne. Eine ganze Anzahl seiner Schriften beschäftigt sich nur mit dem Fabianismus und seiner Stellung zu politischen Tagesfragen. Er hat der Sache unendlich genüßt, indem er in amüfantester Weise die sozialistischen Ideen dem gefunden Menschenverstande der Menge nahe brachte. Kaum eines seiner Werke ist von diesen Tendenzen frei geblieben. Selbst von seinen Dramen predigt eines Wohnhausreform, ein anderes Besserung des Lohnes für Frauenarbeit. Seine wichtigsten Beiträge zum Fabianismus sind indeffen zwei Profaschriften Zoojöljöm F01- dlilljouajra (1896) und Solomon Zeuge Of Wunjcjpul Rensing (1904), Das erste von diesen scheint uns für Shaws sozialistisch-humoristische Schriftstellerei das charakteristischste. Hier wird in amüfantester Weise entwickelt, wie jedermann wohl den Armen bemitleide und ihm zu helfen suche, sich für den Reichen aber keine Hand rege, außer um zu betteln - und wie dem Millionär geholfen werden könne.

Friedrich Brie: Bernard Shaw

daß er in methodischer. die Allgemeinheit fördernder Weise feinen Überfluß loswerde. Das kann nicht geschehen. indem er den Staat oder ein Individuum unterstützt. die dazu da sind sich selber zu helfen. Die großen Stiftungen Cecil Rhodes' und Carnegies verfehlen ihren Zweck. Diese müßte ein vernünftiges Staatswesen von selbst übernehmen. um feinen eigenen Staatsmechanismus richtig weiter auszubauen. Der Millionär soll nur neuen Ideen und deren Vertretern zu Hilfe kommen. Gesellschaften und Vereinen. die den vorhandenen Ideen wirkliche neue hinzufügen. Kurz. sie sollten den Leuten nicht das geben. was sie wünschen. sondern etwas. das sie wünschen sollten. aber nicht wünschen. Um vorhandene Wünsche zu erfüllen. ist der Staat da.

Shaws politisches Interesse vermochte sein literarisches nie ganz zurückzudrängen. In engere Berührung mit dem literarischen Publikum brachte ihn aber erst seine Redakteurstelle im Jahre 1885. Von 1888 ab. wo er regelmäßige Kritiken über Musik zu schreiben begann. das einzige Erbe. das er aus dem Vaterhause mitbekommen hatte. beginnt eine zehnjährige Periode des Journalismus. 1895 begann seine Serie von Kritiken über das Drama in der Saturday Review. die ihn zur Produktion selbst überleiten sollten. Die beiden bedeutendsten Erzeugnisse dieser Epoche sind zwei literarische Werke mit starkem politischem Einschlag: (The Guinness-ende of the Journey (1891) und '1116 The Effect Wagner-ice (1898). Es sind keine ästhetischen Erklärungsschriften. die ein neues Kunstevangelium predigen. es sind satirisch-humoristische Schriften mit scharfer Polemik gegen das Publikum. das sich gegen Ibsen und Wagner verschließt. und gegen die sozialen und gesellschaftlichen Zustände. die ein solches Verschließen gut heißen und bedingen. Nicht umsonst steht der Ire bei dem Engländer im Rufe eines Krakehlers, Man hat die Eigenart dieser Schriften gut mit den Worten erklärt. daß Shaw weniger Güte für den Enterbten als Groll wider den Bevorzugten und weniger ein Herz für Wagner und Ibsen als eine Galle wider ihre Bekämpfer habe. Wir können noch Nichts hinzufügen. den Shaw in unbegreiflicher Verblendung für einen der ihm am meisten verwandten Geister hält. Was hat der Sozialist Shaw. der Agitator der Unterdrückten. der Verächter der Heroen. der Anhänger der Prärafaeliten. mit Nichts zu tun? Wieder ist es weniger Nichts selbst als die Borniertheit des englischen Publikums. die Shaw zum Vorkämpfer für den deutschen Philosophen hat werden lassen. Hat sich doch bis heute noch kein englischer Verleger gefunden. der Nichts auf eigene Kosten druckt.

Bernard Law Friedrich Brx

Shaws Schriften über Ibsen und Wagner stehen schon in enger Beziehung zu dem Dramatiker Shaw. Seinen ersten Versuch auf dieser neuen Bahn unternahm er bereits 1885 in Gemeinschaft mit einem anderen bedeutenden Theaterkritiker. William Archer. Erst 1892 kam das Stück in einer Bearbeitung, die so gut wie gänzlich von Shaw herkömmt, als "WOMEN AMILO zur Aufführung und erregte mit seiner Tendenz, daß jeder Befürworter ein Schurke werden müßte, ob er wolle oder nicht, die Begeisterung aller unabhängigen, sozialistisch interessierten Geister. Seitdem ist Shaw bis zum heutigen Tage dem Drama ununterbrochen treu geblieben. Durch seine Dramen ist Shaw Künstler geworden, ohne künstlich zu sein. Die Kunst an sich ist ihm gar nichts, sie ist ihm nur ein wertvolles Mittel, und er würde sich gar nicht mit ihr beschäftigen, wenn sie ihm nicht bei seinem sozialistischen Predigerberuf helfe. Seine Stücke sind kritische Satiren, die seine berühmten dramatischen Besprechungen der Saturday Review in die Tat umsetzen. Trat bei diesen mehr das Destruktive in den Vordergrund, so verbindet er mit dem Drama zugleich belehrende, moralische Absichten. Wahre Kunst muß nach ihm mit der Besserung und Hebung des Menschen in moralischer oder physischer Hinsicht verbunden sein. Kunst muß die Privilegien der Religion genießen. So kann man in gewissem Sinne Shaws Drama als das einzige religiöse heutzutage bezeichnen. Shaws größtes Verdienst, das sich etwas unverdient bei seinen Tendenzen einstellte, ist die Einführung des Realismus auf der englischen Bühne. Bis heute herrscht dort eine süßliche, sentimentale Romantik, das sex-play, das sich um die Beziehungen der beiden Geschlechter dreht, und das Salonstück. In dem letzteren existierte zwar schon vor Shaw der Realismus, aber es war ein Realismus etwa im Sinne der Dumaschen Kameliendame, der sich innerhalb gewisser Traditionen von gutem Benehmen und guter Kleidung bewegt. Mit Shaw kommt der alle Tradition beiseite schiebende Realismus, der aber nicht an und für sich wirken soll, sondern nur im Dienste einer Tendenz. Sehen wir von Shaws Humor ab, so sind wir damit bei Ibsen angelangt. Den lachenden Ibsen hat man ihn nicht mit Unrecht genannt. Aber wenn er auch einen ihm ähnlichen Weg eingeschlagen, seine Art ist so originell und seinem innersten Wesen entsprechend, daß er ihn auch wohl ohne Ibsen gefunden hätte. Nur eines verdankt er sich Ibsen: die Möglichkeit seines Bühnenerfolges in England. Er hat ihm Bahn gebrochen, an ihm hatte sich der Groll des englischen

Friedrich Brie': Bernard Shaw

Publikums bereits erschöpft. Von der Schwierigkeit, ernste, moderne Dramen, Problemstücke, auf die englische Bühne zu bringen, kann man sich keinen übertriebenen Begriff machen. Einmal ist die Zensur da, die z. B. eines der tiefsten Stücke von Shaw, Mrs. Warren's Profession, in England und Amerika mit dem Verbote der Aufführung auszeichnete, dann aber als weit schlimmeres Übel der englische Theaterbesucher selbst. Jackon hat mit einer bei einem Engländer verblüffenden Objektivität den Grund für den leuten Punkt ganz richtig erkannt: Bei den dominierenden Klaffen der Bevölkerung Englands hat die Gewohnheit des Geldmachens einfach die Anlage zum philosophischen Denken vernichtet, und in dem Komfort und der Bequemlichkeit, die sie durch ihr Geld genießen, vertragen sie abfolut keine Kritik an ihren einmal festliegenden, bequemen Gewohnheiten und Ansichten. Leider ist nun der Geschmack dieser wohlhabenden Klasse in Kunst, Literatur und Kritik maßgebend. Wehe dem, der es wagt, auf der Bühne vor diesen von Problemen im Eheleben zu reden! Mit der Phrase von der Heiligkeit des Familienlebens bedecken sie das, was Nietzsche ein erbärmliches Behagen zu zweien genannt hat, und beschönigen damit ihre Indifferenz in allen diesbezüglichen Fragen. Und ebenso wehe dem, der es wagen sollte, am hergebrachten Erziehungssystem zu rütteln!

Mit dieser sozialen Krankheit aufzuräumen, war von Anfang an Shaws Ziel. Behandelte seine ersten Stücke die Gebrechen der Gesellschaft in einer geradezu soziologisch-wissenschaftlichen Weise, die viel zu lehrhaft war, um starke Wirkungen hervorbringen zu können, so ist er allmählich immer philosophischer und unpersönlicher geworden, wenn auch noch nicht entfernt so wie Ibsen und Tolstoi. Er lernte bald nicht mehr direkt zu predigen, sondern nur noch durch eine typische, symbolische Handlung wie in *1911* neuer can tell und *Sanetta*-z.. Zeigten seine früheren Figuren nur die Vertretung einer bestimmten Persönlichkeit gegenüber ihrer Umgebung, so hat er sie später ähnlich den Figuren Ibsens ins Allegorische gesteigert, ohne daß sich das Karikaturenhafte dabei verlor. Das gilt vor allem für *UM am*] *Superman*, wo in der Gestalt von Ann Whitefield das Weib als eine Macht verkörpert erscheint, welcher der Mann sich beugen muß, ob er will oder nicht. Wenn sich Shaw in England mit mehr Erfolg als Ibsen in die von diesem geschlagene Bresche warf, so verdankt er das allein seinem Humor. Er trägt seine alle Konvention durchbrechende Philosophie in der denkbar angenehmsten Weise vor. Er verwirrt den Hörer angenehm, indem

Bernard Shaw Friedrich Brie

er die althergebrachten und verbrauchten Wahrheiten ein wenig auf dem Seil tanzen läßt. und bringt ihn für ohne ihn zu ermüden- zum Nachdenken über das unbewußt Komische in der modernen Gesellschaft. Ein solches Verfahren kann natürlich nur bei einem Drama wie dem feinen das sich vor allem an den Intellekt wendet- Wirkung erzielen. Shaws schwächste Seite ist die Technik seiner Dramen, hier zeigt sich ein Abstand von Ibsen- dem großen Techniker am deutlichsten. Da Shaw Drama wie Essay und Roman nur als Mittel zur Propaganda gilt hat ihm die Komposition seiner Werke nie Sorge gemacht. Er hat einfach die Technik seiner Romane übernommen. Der Dialog, den er dort schon vor allem gepflegt- bleibt im Drama als Hauptbestandteil. Handlung gibt es für seine Figuren kaum mehr. Das Dramatische in den Stücken ist nicht mehr der Konflikt der Menschen, sondern der Ideen und damit ist es überhaupt verschwunden. Was im Roman die beschreibenden Teile waren- ist in den gedruckten Dramen ein sorgfältig ausgeführtes, oft mit geistreichen Bemerkungen und Abschweifungen versehenes Szenarium geworden und was im Roman an tendenziöser Erörterung geboten wurde- das findet sich jetzt in den großartigen Vorworten und Nachworten zu den Dramen in denen Shaw sich so ziemlich über jeden Gegenstand, der ihm am Herzen liegt, Luft macht. Der dramatischen Kunst hat Shaw also keine neuen Wege gewiesen. Seine Werke stehen und fallen mit seiner Persönlichkeit. Er hat sich auch gar nicht bemüht die ältesten Bühnentechniken zu gebrauchen. Sein Verdienst auf dem Gebiet des Dramas ist daß er ebenso wie Ibsen, Tolstoj, Strindberg, Hauptmann und Brecht moderne Probleme mit einer unerbittlichen Logik angefaßt hat. In allen seinen Werken kommt es ihm darauf an, den Kampf zwischen dem Willen des Menschen und seiner Umgebung zu zeigen- die für ihn aus den beschränkten Idealen und Einrichtungen einer überlebten Gesellschaft besteht. Das Unromantische des Lebens soll dem Zuhörer endlich einmal in den Kopf hineingehämmert werden. Liebeszenen sind romantische Sentimentalitäten die werden sorgfältig vermieden. Sein Wahlspruch ist das Wort Keegans in John Galsworthy's 'The Forsyths': 'Wir way of jollig ja to tell the truth; it is the funniest joke in the world'. Kein Wunder daß Shaw so sehr der Vorkämpfer für ein neues Drama als dessen Bringer geworden ist. Auf diesem Weg zum neuen Drama stand Shaw auf Shakespeare als das nach seiner Ansicht gefährlichste Hindernis. Zunächst machte er in Theaterkritiken, die viel vom Geiste des Neuen zeigten, seine An-

Friedrich Brie: _ Bernard Shaw

sich hatten. feinem Groll gegen die Dichter des Elifabethzeitalters Luft. Erft im Mai 1905 gab er dann feiner Anficht über Shakepeare einen zusammenfassenden Ausdruck in einem öffentlichen Vortrag in London. der feitdem unzählige Federn in Bewegung gefeßt hat. Leider haben fie viel Verkehrtes über Shaw verbreiten helfen. Wohl ift ihm an Shakepeare der Reaktionär und Volksfeind unfympathifch- trotzdem gelten feine Zornesworte wieder einmal weniger Shakepeare. als deffen kritiklofen Bewunderern. Nur der Zorn über die lächerliche. konventionelle „bill'äqlutky“ des englifchen Volkes hat ihn hier auch zu einigen ungerechten Worten hingeriffen. Endlich folle man doch auch mit Shakepeare abfchließen. Wo es keine Gräber gibt. da gibt es auch keine Auferfiehung; wird er weiter als der Gipfel betrachtet. fo gibt es auch keine neue Kunft. Der Blankvers ift eine lächerliche Einrichtung. feine Romantik. befonders feine Darfiellung von Liebeshändeln. überlebt. Sie mochte für das Elifabethzeitalter pafien. wir leben in keiner romantifchen Zeit. bei uns gibt es keine derartig unnatürlichen Beziehungen zwifchen den beiden Gefchlechtern. Aus dem vollen Bewußtfein dieses Gegenfaßes heraus entftand fchon lange vorher fein Drama Cäfar und Cleopatra. Man kann es verftehen. wenn er fein Drama dem Shakepearefihen Julius Cäfar für überlegen hält. Wenn. wie gewöhnlich. auch Shaw felbft aus allen Figuren fpricht. fo find fie mit ihrer Entkleidung alles Pomphaften und Heldenhaften den hiftorifchen vielleicht doch näher als die feines großen Nebenbuhlers. Cäfar. der lebenswürdige Egoift und Realpolitiker. der die Moral für das befte Gefchäft hält. ift immer noch wahrfcheinlicher als die ftarre. von Größenwahnfinn erfüllte Figur bei Shakepeare. Aber Shaw will auch gar nicht. daß wir feine Auffaffung als hiftorifch einwandfrei anfehen. er will das Problem nur in einem neuen Lichte zeigen. dem man anmerken foll. daß Jahrhunderte feit Shakepeare verfirichen find. Was Shaw dabei überfieht. ift. daß er immer mehr feffelt als feine Gegenfiände. Eines der größten Verdienfte Shaws. das uns Ausländer befonders interefiiert und das wir bei den englifchen Stimmen über ihn naturgemäß vergeblich fuchen. ift feine Aufrichtigkeit gegen England. das fo felten die volle Wahrheit in eigener Zunge zu hören bekommt. So harte Dinge. wie Shaw den Engländern in feinen Werken. vor allem in den glänzenden Vorreden zu den MMI, WEG-WM Wi] WWW-*WW (1898). zu hören gibt. haben felbft Byron. Heine. Stendhal. Taine und Nießfche nicht über fie gefagt. Dabei fchreibt er nicht allzu parteiifch

Bernard Shaw Friedrich Brie

vom irischen Standpunkt. auch Irland erhält sein Teil zugemessen. Aber was soll das fleischessende England zu einem Manne sagen, der den Vegetarismus auf den Schild hebt, der Leute, die nicht ins Theater gehen, für Idioten erklärt und den allein feligmachenden Sport als eine den Menschen verdummende Einrichtung verfolgt? Mag er damit schon dem Durchschnittsengländer ins Gesicht schlagen, tiefer sind die Wunden, die er dem Nationalgefühl schlägt, wenn er mit bitterer Schärfe ihnen rückwärts die englische Geschäftsmoral, das Benehmen der englischen Truppen und Offiziere im Kampfe gegen den Mahdi und im Boererkriege, ihre politische Heuchelei, ihre Behandlung Irlands, ihre freitüchtige, rachsüchtige und grausame Kolonialpolitik vorhält. Die ganze Roheit des Mittelalters sieht er noch heute in dem christlichen England vorhanden.

Shaw hat sich selbst den modernsten aller Menschen genannt. Was von neuen Ideen im In- und Auslande auftaucht, findet in seinem Geiste eine originelle Widerspiegelung. So läßt sich von ihm, der erst die Fünfzig überschritten, noch vieles Interessante erwarten; aber die Richtlinie, in der er sich fortbewegen wird, sieht fest, erbitterter Kampf gegen jede Art von erblichem und anerzogenem Vorurteil.

35()

Johannes Schlaf:

Monismus und Erkenntnistheorie.

„Aber müßten wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: Das Univerfium, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeiste geplant und wird von feiner Bewegung auch im Zeitstrom zu einem erhabenen Ziele geleitet.“ So schließt ein Aufsatz von Eduard König über „Monismus“, der das Juniheft von „Nord und Süd“ einleitete und der sich gegen den „Psychomonismus“ von Verworn, gegen den „materialistischen Monismus“ von Häckel und den „Energie-Monismus“ (von Ostwald, J.J.*. Franze u. A.) wendete, um diese drei Arten von Monismus mit guten und reichhaltigen Gründen abzulehnen.

Hätte die Leitung von „Nord und Süd“ mit diesem Aufsatz eine Diskussion über das Thema „Monismus“ eröffnet, so würde das sicherlich reichlich so fruchtbar sein, wie die jüngste von ihr eingeleitete Enquete über den Kulturwert des Theaters, wenn nicht gar noch ungleich fruchtbarer! Denn es würde die Diskussion über Kultur sofort auf den wahren und eigentlichen, den umfassendsten Begriff von Kultur hingelenkt haben: auf den der religiösen Kultur. Dieser Begriff aber, ungeheuer dringlich geworden und von Tag zu Tag dringlicher und bis zum Unausweichlichen dringlich werdend, spielt sich heute gerade auf dem Gebiet der monistischen Bewegung aus und sucht sich von hier aus zu einer für Zukunft und Befand von ganz Europa überaus wichtigen, ja ausschlaggebenden Klärung und Fixierung zu bringen. Den vorhin von mir zitierten Satz E. Königs nun möchte ich sehr gern unterschreiben. Denn er birgt besonders in seinen Schlußzeilen allem neuerlichen Vagen „Monismus“ gegenüber ein religiöses Positivum von hohem Wert, wiewohl eine altmodisch-theilnehmend anmutende Formulierung preiszugeben ist. Aber das sehr

35L

Monismus und Erkenntnistheorie Johannes Schlaf

Wertvolle dieses Zitats bleibt die Betonung der Notwendigkeit einer einheitlichen Weltanschauung und irgend ein guter Instinkt dafür, daß oberflächlicher Inhalt einer solchen Weltanschauung nicht ein vages und feuchtdaßes Ding wie „Kraft“, „Stoff“, „Psyche“ oder „Energie“ sein kann, sondern eine lebendige und im umfassendsten Sinne persönliche Wesenheit, ein höchster und lebendigster Begriff von Individualität!

Wie bedenklich felten wird gerade in unserer jüngsten Gegenwart das Postulat eines solchen durchgängigen Instinkts ausgesprochen, und wie sehr kommt doch aber auch geradezu alles für das Schicksal unserer Aller und ganz Europas auf ein solches Postulat an! -

Nur eins freilich übersehen König, nämlich, daß die ganze so lebhaft und wichtig gewordene religiöse Diskussion der Gegenwart sich durchaus nicht von ungefähr um den Begriff des Monismus zu gruppieren begonnen hat, der im übrigen wirklich ein neuer Begriff insofern ist, als er im Prinzip auf exakt empirischer Basis jeden Rest eines früheren Dualismus ausschließt und somit auf eine höchste und intensivste Konzentration des religiösen und erkenntnistheoretischen Prinzips hinaus ist. Wir möchten also Königs Worte dahin umwandeln, daß wir sagen: Keine Einheitlichkeit ohne irgend eine ganz gewisse und fest bestimmte „Einerleiheit“ und keine Harmonie ohne irgend eine gewisse und fest bestimmte Lehre und höchste Identität, die sich in einer solchen Harmonie befindet und dieselbe ist. -

Diese „Einerleiheit“ und diese Identität aber zu finden und festzustellen wird höchste Aufgabe alles erkenntnistheoretischen Strebens und Lehre, umfassendste und freudigste Klärung, Vollendung und Festigung von Religion sein.

Wie sehr, nur zu sehr! - also König auch recht hat, wenn er die drei hauptfachlichen Gruppen des heutigen Monismus verwirft, er hätte nicht verfehlen dürfen, daß wir um den Monismus als solchen in wichtigster erkenntnistheoretischer Hinsicht durchaus nicht mehr herum können! Er ist vielmehr mitten in die lebhafteste philosophische und religiöse Diskussion gefaßt und kann aus deren Bezirk nie und nimmermehr wieder ausgefaltet werden! -

.t- re -t-

Aber es ist durchaus nicht Abficht dieser Zeilen, den Aufsatz von König zu kritisieren: er bedeutete für mich nur eine gute Gelegenheit.

fjir's. (Ui-*J * 47.'
 .- , ' .- f* .
 'p⁷-~d'o u} "A"? h
 "(219' r *ifm 1.- '7-1.'
 V 5' a.- **..Ä ' x v * Q
 ?MN .3. _:'-
 r3.)
 "flux '4 Y * *---SF'Ä'
 , » ."" ..ä-.j "l
 .vgiw3iu? ...aM-...7* *
 - ' V} M * ' ..'- GHQ-Q f* *
 C _ , r .HWK-"WUK, .-q-.- , - ' o.
 "" gnu-Mo- o,, ..Ü
 fl 7"
 mm"-
 d
 x...- w...» x V ' - " -;\
 a. .l'd-'ü'
 .W A"! '1'- , - "lib-* - - Q
 M 'çF_b" . ' ' l * ' _ W
 . l' - _K
 l
 y * . * , *
 .\ç.f., "iv
 7;
 '7' a *Nm-cf'
 ' "mi-l" 'C "q-....W-.q - - »
 . ; filial-vanh-ao- -PP-*mM* a" -
 n ' *o 1"" rgv'filfi'filli . IBW" J' .
 , * ""3- u 'Mn" 1- '-76 ".0571 ""px-ll'j- '-
 h'i"" .*:y ~-l',;!kt'r;- '1§'~\ " Q ~-,,_ ,v r; ' XY'
 1;" .- -1 w u-w .'* *-» .v-~»~'
 '-7 '1"- *' *EK-'Ztx- *,Kä-c -. ' -
 ,, ';;* 11"" x- *WL-4""
 *WUK n o . k ""**'***
 fl . , . .k
 .. , ...Q ,j' f;
 §> \ . * L. V n" *x* ?WFL
 ' ' - 7*-.? *6 lt.
 . . l, V ' xKK-k, .7

pe="text/css" href="/pt/css/screen.css" />

Nord und Süd. 1908:3. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of

- HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Add

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2014-07-06 00:10 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)
[Rotate left](#) [Rotate right](#)
[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 3](#)
- [Section 2 - 148](#)
- [Section 3 - 241](#)
- [Section 4 - 319](#)
- [Index - 511](#)
- [Section 5 - 513](#)

Search in this volume

Search in this text

fjir's. (Ui-*J * 47.'
: - , ' .- f*
'p⁷-~d'o u} "A"? h
"(219' r *ifm 1.- '7-1.'
V 5' a.- ** .Ä ' x v * Q
?MN .3. _ :'-
r3.)
"flux '4 Y * *---SF'Ä'

, » ."" ..ä-.j "l
.vgiw3iu? ...aM-...7* *
- ' V} M * ' ..'- GHQ-Q f* *
C _ , r .HWK-"WUK, .-q-.- , - ' o.
"" gnu-Mo- o,, ..Ü
fl 7" ,
mm"-
d
x...- w...» x V ' - " - ;\
a. .l'd-'ü'
.W A"! '1'- , - "lib-* - - Q
M 'çF_b" . ' ' l * ' ' W
. l' - _K
l
y * . * , *
. \ ' ç . f , , " iv
7 ;
'7' a * Nm-cf'
' "mi-l" 'C "q-....W-.q - - »
. ; filial-vanh-ao- -PP-*mM* a" -
n ' *o 1"" rgv'filfi'filli . IBW" J' .
, * ""3- u 'Mn" 1- '-76 ".0571 ""px-ll'j- '-
h'i"" .*:y ~-l',;!kt'r;- '1\$'~\ " Q ~-,,_ ,v r; ' XY'
1;" .- -1 w u-w .'* * -» .v-~»~'
'-7 '1"- *' *EK-'Ztx- * ,Kä-c - . '-
,, ' ; ; * 11"" x- *WL-4""
WUK n o . k """"*
fl . , . . k
.. , ...Q , j i' f ;
§ > \ . * L . V n" *x* ?WFL
' - " - 7* - ..? *6 lt.
. - l , V ' xKK-k , .7

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

1 ' k
-.-. .
...r
.- "F -
* Zitate'. bleibt di
,
7.
-.-
...cb fetten wird gerade in; un e
ī folchen durchaus reli'g i--ō
-" .a
k:
" kommt doch aber auch geradezu .mw
" WWW-ruf ein felthes* - *oftuiat
- . . "4.. _ k ..
_t-.
-o-a -7.
ll", e-Y-»w -r ..o-c
.-7 "KK-"kk
|
f. K v.
.: 4 ' - a.
„ f ..Eiger-le
i_ i_
7! "- f
. 'reudigfte Kläxu g.
i .-.-. _ -Z *7 c' *Es
" .-
rie- :cr-sc',
- - nur zu fehr! --galfo
- -i'
-
-.
.i * .. X i .7. -. .3. , 7,7... . _ * i
. - c't 8*. c' e z* e z ..
McW d .t . x*
.77('*- dürfen. daß wir nmdejig
4'.) ..4 *-7*
'k
,r
.q
en: er bedeutete für-ztnich nur eine gut
1.1.

-M -7-7-.7-,7

W

Jahrgang

1 9 0 8

F.G.WaldmÄ¼ller:

Selbŕ-bildnis.

Zum Effay v. Erich Felder.

Aus dem WaldmÄ¼ller-Werk
von Arthur Roeffler.

Monismus und Erkenntnistheorie Johannes Schlaf

der letzten fünfzig Jahre diese Entwicklungsidee
in eine Entwicklungstafel umgewandelt hat! -

Mit Hegel und durch Hegel ist die exakte Wissenschaft erkenntnistheoretisch ein für allemal mit der früheren Metaphysik in einen unlöslichen organischen Zusammenhang gebracht. Hegel bedeutete einen großen, wichtigsten Wendepunkt aller bisherigen Erkenntnistheorie seit Kant. Die von jetzt ab in Gestalt und Funktion der exakten Wissenschaft durch exakte Empirie ihres Objektes so intim und exakt wie nur möglich habhaft zu werden und es folgermaßen zu fixieren begann.

Was wir heute dargetan haben ist nicht allein durchaus monistisch sondern es ist sogar wenn die gegenwärtige religiöse Krise Europas endlich zu einem gedeihlichen Abschluß gelangen soll, völlig unerlässlich! Die exakte Wissenschaft und das - in was sie sich etwa in nächster Zukunft verwandeln könnte - nämlich in eine positive religiöse Funktion :und Disziplin! - wird so lange heillos in die Irre gehen und sich von ihrem „Ignorabimus“ gehemmt sehen, als sie sich nicht als* eine organische Fortsetzung der vorausgehenden metaphysischen Erkenntnistheorie erkennt und weiß! An dem Tage aber an dem sie sich in folchem Zusammenhange klar und deutlich erkannt hat wird ganz Europa ein unermessliches Heil erfahren! -

* Kl- ?!

Es steht ja nun allerdings sicher und gewiß vorderhand rein erkenntnistheoretisch noch die Frage offen: Was entwickelt sich? Wenn nun aber das mit Kant so intensiv erwachte erkenntnistheoretische Streben der Moderne also ein durchaus einheitlicher und organischer und durchaus notwendiger, durch alle Gesamtentwicklung der europäischen Völker bedingter geistiger Prozeß innerhalb der europäischen Gesamtkultur ist, so wird so viel sicher sein, daß wir eine Antwort auf jene erste und wichtigste Frage der Erkenntnistheorie in der bisherigen Metaphysik bereits angedeutet finden werden. Sicherlich aber wird es durchaus undenkbar sein daß ein solcher einheitlicher organischer und notwendiger Prozeß anstatt zu einem positiven Abschluß zu einem so völlig negativen gelangen sollte wie er sich in dem bisherigen Agnostizismus der exakten Wissenschaft darstellt.

Es fehlt also der deutschen Metaphysik durchaus nicht an einer solchen vorläufigen Antwort auf jene Hauptfrage der Erkenntnistheorie. Nur war jene Antwort bisher noch viel zu abstrakt und vag, Aber mit

Johannes Schlaf: Monismus und Erkenntnistheorie

Hegels Entwicklungsidee drängte die Metaphysik selbst zu den historisch exakten Disziplinen hin.

In welcher Befreiung wohl? In keiner anderen, als die bereits vorhandene Antwort der Metaphysik auf die erkenntnistheoretische Hauptfrage aus ihrer amorphen vagen Abstraktheit zu lebendiger, unabweichlich konkreter Klarheit zu erlösen. Sicher aber nicht, um die im wesentlichen bereits vorhandene Antwort durch die neuen exakten historischen Disziplinen und ihre Empirie aufzuheben!

Welches aber ist jene Antwort? Nun, schon Kant hatte früherzeit die Möglichkeit und höchste Wahrscheinlichkeit zugegeben, daß ein abstraktes und gänzlich inhaltbares „Ding an sich“ mit dem „Ich“ gefüllt werden könnte; daß es also, mit anderen Worten, einheitliche, lebendige Individualität und ein solches Individuum sein könnte. Die auf Kant folgende Metaphysik aber hatte aus zwingenden Gründen gerade auf diese Möglichkeit und höchste Wahrscheinlichkeit, die Kant anheimgegeben hatte, näher eingehen müssen. Zunächst in Gestalt von Fichtes „transzendentalen Idealismus“, der die ganze Welt zum „Ich“ machte. Kam es nun im weiteren Verlauf darauf an, dieses „Ich“ zu präzisieren, so fügte ihm Schelling und seine Identitätsphilosophie die beiden Eigenschaften des Willens und der Idee hinzu. Auch der Entwicklungs- und Bewegungsprozeß ist bei Schelling bereits deutlich vorhanden. Was nun aber Hegel anbetrifft, so ist also ungleich wichtiger als seine einseitige Reduktion der Wesenheit des „Ich“ auf die abstrakte Idee seine Ausführung der Entwicklungsidee und seine Überleitung zu den exakten historischen Disziplinen.

Also: die Antwort der deutschen Metaphysik auf die Hauptfrage der Erkenntnistheorie: Was sich bewegt und entwickelt? - lautet: Ich. --

Was nun aber hat die exakte Wissenschaft und ihre Empirie erreicht?

In Wahrheit das, was sie bisher erkenntnistheoretisch noch nicht einen Augenblick zugegeben hat: nämlich den monistisch-identif-

ischen Zustand und die ewige Weisheit

in sich fest beschlossenen, konkreten, lebendigen,

absoluten Individualität und eines konkreten,

lebendigen, absoluten Individuums!

Inwiefern die exakte Wissenschaft, ihrer selbst unbewußt, dies erreicht hat und damit zugleich die endgültige Lösung und Erledigung des erkenntnistheoretischen Problems: das mit ein paar Worten darzutun,

geht hier natürlich nicht an. Ich bin im Begriff, es in einem zwei-

23* 355

Monismus und Erkenntnistheorie Johannes Schlaf

bändigem philosophischen Werk: „Das absolute Individuum oder die Vollendung der Religion“. zu entwickeln, das im Laufe des nächsten Jahres an die Öffentlichkeit gelangen wird.

Es muß mir hier genügen, darauf hinzuweisen, daß die exakte Wissenschaft alles empirische Material zu dem eben von mir fixierten erkenntnistheoretischen Endresultat in einer Weise selbst herbeigeführt hat, daß ihr irgend eine wesentliche Beanstandung schlechterdings unmöglich sein muß. -

' "c" 'l'

Daß ihr „Ignorabilismus“ jedenfalls unhaltbar und unmöglich ist: die exakte Wissenschaft hat das neuerdings selbst zu fühlen angefangen. Alle diese „Psychomonismen“, „materialistischen Monismen“ und „Energie-monismen“ sind ja nichts als Versuche der Wissenschaft, über den höchst gefährlichen toten Punkt ihres Agnostizismus wegzukommen. Aber dies alles ist andererseits auch wieder nichts als eine, übrigens noch dazu befähigt sich selbst durch endlos skeptische „Relativitäten“ hemmende und beanstandende, neuerdings schon unheimlich in die Breite gehende, gänzlich rückfällige, vage und dilettantische philosophische Reaktion, mit der die exakte Wissenschaft von heute „spottet ihrer selbst und weiß nicht wie“? Sie prätendiert, „Monismus“ zu sein: und nennt sich neuerdings in einem Atem damit „Idealismus“ oder „Neu-Idealismus“; gänzlich außer acht lassend, daß ein erkenntnistheoretisch reiner Monismus all solche Bezeichnungen einer Gott sei Dank ja gerade durch die exakte Wissenschaft ein für allemal überwundenen dualistischen philosophischen Dekadenz nicht einen Augenblick mehr zuläßt! . . .

Felix Hollaender:

Die reines Herzens find. Roman.

Fortfeßung,

Seltfam wurde ihnen in der Folgezeit zumute. Das Theater ent-
hüllte ihnen immer neue Rätfel und Geheimnisse. Sie lernten allmählich
von den Kollegen die Kunst des Schminkens und nahmen zu ihrem
Staunen wahr, wie viel Mühe und Sorgfalt jeder einzelne darauf ver-
wandte, seine Züge unkenntlich zu machen. Während des ganzen Vor-
mittags wurde auf der großen Bühne geprobt. Dann waren alle Türen
des Theaters geschlossen, und der weite Zuschauerraum war gleichsam
in dämmerige Dunkelheit untergetaucht, nur durch irgend eine schmale
Lücke drang eine Spur von Helligkeit hinein, und für das scharfe Auge
entfielen in dem Zwielicht gleichsam dicke Nebelschichten, die wie
luftige, bläuliche Brücken von einem Ende zum anderen führten. Und
in den dunklen Raum sprach man seine Worte hinein, die seltsam zum
eigenen Ohr zurück tönten, und die Leere starrte einem unheimlich ent-
gegen. Aber wehe, wenn man sich in seine Träume einweben wollte!
Umfangt wurde man durch die rauhe Stimme des Spielleiters geweckt,
der mit großen, aufgeregten Schritten die Bühne durchmaß und jeden
laut und kreischend anfuhr, der nicht unbedingt seinen Weisungen
folgte. Der Mann hatte einen kurzen Atem und wurde krebsrot, wenn
die Wut ihn packte; rückte er dann fuchtelnd einem auf den Leib, als
wollte er sich im nächsten Augenblick an ihm vergreifen, so wurde es
unter den Komödianten ganz still, denn man wußte, daß jedes Wort
des Einspruchs ihn bis zur Bewußtlosigkeit reizte. Alexander litt
unter diesem Gebaren und setzte ihm einen stummen, troßigen Wider-
stand entgegen. Von der ersten Stunde an war es klar, daß es zwischen
ihnen keine Verständigung gab. Und alle Versuche der Angelika, ihn
zur Nachgiebigkeit zu bewegen, lehnte er kurz und entschieden ab. Wenn
sie ihm vorhielt, daß man aus Klugheit und um vorwärts zu kommen,
seinen Grimm herunterchlucken müßte, so riß er die hellen Augen weit
auf und maß sie mit einem dunklen Blick, der ihre Furcht einflößte.

357

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Ich lehne diesen Menfchen ab.“ fagte er. und fein blaßes Geficht leuchtete auf. während feine feinen Nafenflügel zuckten. „Ich lehne ihn ab.“ fuhr er fort. „weil feine finnlofen Ausbrüche etwas Ruchlofes haben und mir lächerlich vorkommen.“ * -

Sie fah ihn ohne Verftändnis an. und über fein Leidensgeficht hufchte ein jammervolles Lääjeln. „Begreiffi du mich denn nicht.“ fagte er müde.

„Ich verftehe es. wenn einer im Zorn feinen Mitmenfchen totfchlägt. Aber um jeder Stecknadel willen die Galle ausfpuckeu - pfui Teufel!“

Die Angelika niekte und wandte fich ab. Aber nach einer Weile ergriff fie feine Hand. „Du könntefi einen* Menfchen totfchlagen.“ fagte fie. „ich glaube es beftimmt.“

Er fchloß die Lippen felt aufeinander und rührte fich nicht. Sie hätte zu gern wiffen mögen. was hinter feiner hohen Stirn arbeitete. Aber kein Laut kam aus feinem Munde. Da fchwieg fie. Sie kannte ihn zu gut und wußte. daß keine Frage ihn aus feiner Verfchloffenheit herausziehen vermochte.

Freilich. der Studiofus hatte es auf den Schmierproben beffer verftanden. mit ihm umzugehen. Er brauchte nur den langen Hals vorzutfrecken. ihn mit melancholifchen Augen anzufehen - und Alexanders Widerftand war gebrochen. Wie ein gefügiges Kind war er dann jedem Worte zugänglich gewefen. Hier aber wappnete er im. mit Härte und zähem Eigenfinn. Und wenn der Mann wie ein Stößer auf ihn losfchoß. fo fand er unbeweglich und kerzengerade da. Nur ein kaum merkliches. gefährliches Lächeln fchien zu fagen: Wage dich nicht zu nahe heran. fonft zerbreche ich dir die Knochen im Leibe.

Die Angelika blickte Alexanders wegen forgenvoll in die Zukunft.

Mit gutem Grund. Der Negiffeur mied den unbequemen Menfckjen. und auch der Direktor. ein nnterfeßter Mann mit einem kurz gefchnittenen Bart und Jechenden Augen. ging ihm aus dem Wege. Man hielt ihn für einen Sonderling und war übereingekommen. daß er auffällig und ftörrifch fei. Am liebften hätte man ihm fogleich den Laufpaß gegeben; aber um der Angelika willen fcheute man davor zurück. Denn ihre in die Augen fpringende Begabung. die jede Aufgabe mühelos und wie durch einen höheren Infinkt auf eine ungewöhnliche Art meifierte. rückte fie bald in die vorderfte Reihe. Der Direktor fühlte es heraus. daß er hier den großen Treffer gemacht hatte. Und allein ihretwegen wurde Alexander mit einiger Rücklicht behandelt.

Ihretwegen. Alexander erkannte dies. und ein freudlofer Zug be-

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
herrf>7te von nun an fein Geficht- das ehemdem - in guten Augenblicken
wenigfiens *- reizvoll aufgeleuchtet und trotz feines tiefen Ernftes eine
große Schönheit ausgefrahlt hatte. Es tat fich zwifchen ihm und der
Angelika eine Schranke auf.

Das Mädchen daäzte; Warum ift er mir gram? Kann ich dafür,
daß es mir befier geht als ihm? - Im Innerften fühlte fie aber- daß
es nicht kleine Mißgunfi feif die fich kaum merklich zwifchen ihn und fie
fchob. Und dennoch vermochte fie nicht in ihm zu lefen und hatte Furcht,
ihm mit Fragen wehe zu tun. Deutlich empfand fie est daß fchon die
leifefte Berührung ihm fehmerzhaft war. Bin ich firafbar, weil ich rafcher
wachfe als ert dachte fie. Und zum erfieu Male dünkte fie fich ihm über-
legen. Jedermann fagte ihr gute Dinge und fprach von ihrer Zukunft
wie von einer ficheren und großen Angelegenheit, Nur er war wort-
karg und fchwieg. Beneidete er fie um ihren jungen Ruhm? Litt er
darunter) daß er abfeits im Dunkeln fiand und nur zu unbedeutenden
Rollen herangezogen wurde- während fie mit Windeseile in die Höhe
getragen wurde- den Sternen entgegen? Sie wußte es nicht. Dennoch
begriff fie daß ihr Mitleid ihn erniedrigte. Dies wollte ihre Liebe nicht,
die in ihrem Jubel wie eine weiße Flamme leuchtete. Er follte ihr Glück
teilen- und er follte leicht und mühelos wie fie emporfteigen. Denn fie
glaubte an ihn und an fein Können. Jar fie fühlte daß in ihm eine
Kraft wu>)sf die viel mächtiger war als die ihrige- wengleiaz fie noch
im Dunklen lag und nur fchiichtern und ganz leife fich regte. Aber wenn
es ihr gelangx aus diefem Dunkel hervorzubrechem fo würde fie alles
neben fich in den Schatten ftellen- und niemand würde ihr widerfiehen
können. Wie eine Schuld- die fie auf fich geladene empfand fie es- daß
man ihn wie einen Handlanger verwandter ihm Aufgaben zuerteilte,
die der Geringfte bewältigen konnte- während fie eine Kollegin nach der
anderen verdrängte. .

Hatte der Direktor nicht die Augen aufgerifiem als Alexander in
der Agentur ihm den Romeo vorgefprochen? . , . Und konnte fie felber
bezeugen- wie jede Rolle ihm zum Erlebnis wurde- ganz anders wie bei
ihr) die felbft im fiärkften Affekt des Spiels fiä) ihrer felbfi immer be-
wußt blieb.

In diefer Zeit wurde die Freiheit ihres Verkehrs auf eine fchleäzte
und gemeine Art beeinträchtigt. Sie wagte fich nicht an ihn heran- und
er wurde wortkarger denn ier mied fie und fuchte die Einfamkeit. Und
da fie die ganzen Vormittage auf den Proben befchäftigt war und am
359

Die reines Herzens find Ü Felix Hollaetwe-r

Abend die großen Rollen pfielte. fo fahen fie fich oft am Tage nur flüchtige Augenblicke. Sie bekam plötzlich die Angfi. er könnte ihr entgleiten. und fuchte fcheu und vorfichtig fich ihm zu nähern. Er wies fie jedoch mit folcher Entfchiedenheit und Kälte von fich. daß fie erfchrak. Und wenn fie es unternahm. ihn zu einer Ausfprache zu bringen. fo fchnitt er ihr das Wort ab und kehrte ihr ftumm den Rücken. Das war ein unerträglicher Zuftand. in dem ihre Liebe bitter wurde und ihr Herz zu trohen begann. Sie kam fich mißhandelt vor und ließ im Theater ihre Umgebung feine Härte entgelten. Sie wurde launifch und lernte mit einer unheimlichen Schnelligkeit all die kleinen Tricks. mit denen die Komödianten dem Direktor das Leben fauer machen. Und als man fich gegen fie zur Wehr fehen wollte. lachte fie höhnifch in fich hinein und ftellte fich krank.

Alexander fchien mit Blindheit gefchlagen; er gab fich wenigftens den Anfchein. als ob er von alledem nichts fah und hörte. Ging man ihn im Theater um feine Vermittelung an. fo wies er das mit eifiger Kälte zurück. Schließlich kehrte fich der ganze Zorn gegen ihn. und Direktor und Regiffeur führten alle Schikanen der Angelika auf ihn zurüä. Er war es. der fie aufheßte und fiörrifch machte und dem Theater all die Ungelegenheiten bereitete. Man zog gegen fie mildere Saiten auf und redete ihr gütlich zu. um fie willfähriger zu machen. Es war im Theater ruchbar geworden. daß die beiden nicht mehr fo gut wie früher miteinander ftanden. Und nach einer anftrengenden Probe ließ der Direktor fie zu fich ins Bureau kommen.

Er bat fie in der höflichften Weife Plaß zu nehmen. und betrachtete fie eine Weile mit feinen ftechenden grauen Augen. bevor er das Gefpräch begann.

Diefe Augen beunruhigten fie. Es lag in ihnen etwas Unftetes. Flackerndes. als jagten fie an den Menfchen und Gegenftänden vorbei. Dann aber fchienen fie fiat plötzlich mit folcher Gewalt in einen zu bohren. daß man deutlich einen körperlichen Schmerz empfand und ihrer Gewalt fich nicht entziehen konnte. Diefes Menfch - fie fühlte es dunkel - befaß eine infame. geheimnisvolle Macht. vor der ihr bangte. ..Was wollen Sie denn von mir?" fragte fie endlich. da das lange Schweigen ihr drückend wurde.

Er gab aber keine Antwort. fondern durchmaß mehrere Male den Raum.

Endlich blieb er dicht vor ihr ftehen.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find

„Wiffen Sie.“ fagte er unvermittelt und ohne jeden Ubergang.

„daß iäf mit Jhnen einen neuen Kontrakt auf eine Reihe von Jahren machen möchte. und zwar in der Form. daß Sie fofort eine bedeutend größere Gage erhielten.“

Sie rührte fich nicht. q'

Sie hatte es beim Theater gelernt. daß man mit der Kunft des Schweigens und Wartens am fchnellften zum Ziel kam. Sie lachte unhörbar in fich hinein und war fo mißtrauifch. daß fie ihm nicht durch ein Augenzwinkern verriet. was in ihr vorging.

„Nämlich.“ fuhr der Direktor fort und firich über fein Haar. das fiumpf und fchwarz wie Pech war. „ein Menfih wie Sie darf nicht in der Enge kleiner Verhältniffe verkümmern. Sie müfien fich frei bewegen können. fonft geht Ihr Talent ein.“

„Sehr fchön.“ antwortete fie zögernd. „aber darauf kommt es mir im Augenblick nicht fo fehr an. Ich werde fchon zu großen Gagen kommen . . . Ich weiß. was ich will . . . Wozu foll man darüber reden.“ unterbrach fie fich kurz.

„Reden Sie nur. meine Liebe.“

„Es at keinen Zweck.“

Der irektor blinzelte mit halb gefchloffenen Augen. Das ift eine durchtriebene. kleine Perfon. dachte er; mit der wird man nicht fo leicht fertig. lind er überlegte im [killen. wie man ihr am beften bekommen könnte. ohne fich felber etwas zn vergeben.

„Ich will mich Ihnen natürlich nicht aufdrängen.“ meinte er zurückhaltend. „es ifi nicht nur ein künftlerifches. fondern auch ein rein menfchliches Intereffe. das ich an Ihnen nehme.“ fe'ßte er langfam hinzu.

In diefem Augenblick ließ fie das kleine Tafchentuch fallen. das fie in den Händen zerknüllt hatte.

Er bückte fich.

„Bitte fehr. gnädiges Fräulein.“ fagte er plötzlich in einem ganz anderen Ton und behandelte fie wie eine große Dame.

Sie lächelte einfältig. Es kam ihr auf einmal alles fo verändert vor. Der Direktor fiand ihr nicht mehr als Direktor gegenüber. fondern als ein verhältnismäßig junger Mann. der fich vor ihr beugte. Und fie hatte alle Trümpfe in der Hand. Das war gewiß.

„Ich muß aber jest nach Haufe.“ fagte fie. um ihre Verlegenheit zu maskieren.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Bleiben Sie doch noch ein wenig“ bat er, „es ist vielleicht noch dieses oder jenes zu besprechen.“ Und unverfehens legte er seine warme, breite Hand auf die ihre.

„Bitte- bitte/ sagte sie kurz und entzog sich ihm rasch. Aber ein beklemmendes Gefühl blieb zurück, das ihr die Sicherheit nahm, Der Direktor kehrte ihr den Rücken und trat an das Fenster durch das er eine verhältnismäßig lange Zeit blickte.

In dieser beklemmenden Stille hörte sie den Schlag ihres Herzens, Er drehte sich plötzlich unvermittelt wieder zu ihr um und trat dicht vor sie hin. Bevor er sprach, lächelte er ganz leise und listig.

„Nämlich“ sagte er langsam, während er befähigt an feinem Schnurrbart kaut, „es gibt in dem Leben eines jeden Menschen eine Stunde in der er sein Glück in den Händen hat. Die einen packen zu und halten es fest, die andern sind Narren und lassen es sich entgleiten . . . So viel sieht man.“ fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „es kehrt nie mehr zu ihnen zurück. Die Partie des Lebens ist verloren.“

Er lachte kurz auf.

„Wissen Sie, was es heißt zeitlebens ein armer Tropf zu bleiben und sein Glück wie eine Seifenblase zerplatzen zu sehen? - Nein. Sie wissen es nicht. Man muß wie ich im Dreck gelegen haben um vor so einem elenden Dasein ein Grauen zu haben.“

Sie hörte ihn verächtlich und verärgert an. „Was wollen Sie denn von mir“ fragte sie, und ein nervöses Zittern ging durch ihren geschmeidigen Körper.

„Ich will Ihre Freude wecken.“ erwiderte er „Sie sollen nicht wie ein armes Mauerpflänzchen am Wege sterben. In die Lüfte sollen Sie sich schwingen und das Leben in starken Zügen trinken. Ich sage Ihnen- alles andere lohnt nicht der Mühe. Und Sie sind der Mensch, mich zu begreifen. Ich fühle es deutlich Sie gehören nicht zu denjenigen, die verkommen wollen. In Ihnen ist Leidenschaft und Sehnsucht.“

Wieder war er ganz dicht an sie herangetreten und maß sie mit funkelnden Augen.

Sie spürte seinen heißen Atem und die Gewalt- die von ihm ausging. Sehr bleich erhob sie sich von ihrem Stuhl und mit einem trotzigen Lächeln- hinter dem sie ihre Mutlosigkeit verbarg- sagte sie; „Dieses war eine Szene, die Sie auf dem Theater hätten spielen müssen.“

362

Felix .Hollaenderc Die reines .Herzens find

Er fiarrte fie eine kleine Weile ftumm an.

..Sie imponieren mir.“ erwiderte er in überzeugtem Tone. ..Ich habe mit fehr durchtriebenen Damen zu tun gehabt; aber Sie beißen eine Art. die einen perplex machen kann. Was für unergründliche Augen haben Sie übrigens. und was für infame Dinge hecken fie in diefem Momente aus!? Wollen Sie es mir verraten. wenn ich Sie darum bitte?"

Der weltmännifche Ton. in dem er zu ihr fprach. und der Trick. fie wie eine große Dame zu behandeln. verwirrten fie vollends. Aber ihr weiblicher Infiinkt ließ fie nicht im Stich. Statt jeder Antwort feßte fie eine höhnifche Miene auf und gab ein tiefes Lachen von fich. Der Direktor verfchränkte die Arme.

..Sie irren fich völlig in mir.“ brachte er heifer hervor. ..Ich bin nicht der Mann. Scherze zu machen. Bei mir heißt es entweder - oder. Mit einem Wort. Sie beziehen heute eine Gage von hundert Mark - wenn Sie den neuen Vertrag mit mir abfäfließen. erhalten Sie vom nächfien Monat an das Dreifache.“

Eine Sekunde fiußte fie. ..Charmant! Charmant!“ fagte fie. ohne fich bei dem Worte auch nur das Mindeste zu denken. ..Nun aber muß ich nach Haufe; mein Liebfiar wartet.“ Und ohne ihn zu einer Entgegnung kommen zu laffen. war fie mit einem Sah aus der Tür. Zuerfi wollte er ihr nacheilen. Dann aber gab er es auf.

..Das ift ja ein nettes Aas.“ fagte er leife vor fich hin. und fein Geficht verzog fich zu einem Grinfen.

Viertes Kapitel:

Hinter den Sinn des Lebens wollte Alexander kommen. und das Theater follte ihm dazu verhelfen. Das Geheimnis des Dafeins erfüllte ihn mit Qualen und Schauer. und die Unruhe. die von ihm Befiß genommen. hatte ihre Wurzel darin. daß er mit dem Leben nicht fertig wurde. In ihrem unfieten Hafien und Treiben erfchienen ihm die Menfchen wie Tiere. denen der Erkenntnisfinn verloren gegangen war. Sie fießen und drängten fich. wurden bewegt von ihren erbärmlichen kleinen Interefien und gingen am Leben vorbei. Wenn einer feine Tafchen füllte. fo glaubte er feinem Ziele nahe zu fein. Ihm dagegen erfchien es fo fchal und abgefchmackt. dem Pofitiven. dem Er-
363

Die reines Herzens find Felix .Hollaender
reichbaren nachzujagen. Materieller und geifiger Befiß lag auf allen
Gaffen. Jeder Schufier und Oberkellner brauchte fich nur zu bücken.
um ihn aufzuheben. Aber an den Wänden der Seele zu pochen und zu
hämmern. bis es vielleicht gelang. durch einen Spalt zu blicken und
die leisten Geheimnisse zu ergründen - dieses war feine Sehnsucht...
Was ahnte davon die Angelika. die nach Rollen gierte und mit ihrem
Spieltalent die Menfchen entzückte. ohne jemals ihr eigenes kleines Ich
darüber zu vergeffen. Das Spiel der Bretter konnte ihm nur dazu
dienen. hinter das Spiel des Lebens zu gelangen. Und dieses war die
von ihm gefundene Formel. die in das Dunkel feiner Seele ein flüch-
tiges Licht warf: Das Theater ift ein Spiegel des Lebens
und das Leben ein Spiegel des Theaters.

In diefer Wechselbeziehung allein lag der unheimliche Reiz. der ihn
an die bretterne Welt kettete. Man war auch im Leben ein Schaufpieler
feiner felbfi. Das gemeine Dafein zwang einen. fich über feine inneren
Empfindungen hinwegzulügen und befändig niederträchtige Vergleiche
zu fchließen. Aber wenn der Vorhang in die Höhe ging. dann konnte
man Menfch und Tier fein. Sklave und König. und die vergewaltigten
Infiinkte und Sinne durften fich frei entfalten. Darum allein wollte
er spielen. und er fühlte es deutlich. daß fein Spiel von anderer Art
- fein würde. als das der Angelika. weil er voller Schmerzen und Luft
in gierigen Zügen die eigene Seele trinken. fich felbft finden und dabei
fich felbft in der Nüchternheit des Alltags vergeffen würde - das
allein hieß hinter den Sinn des Dafeins kommen.

Oder lag auch darin eine elende Täufchung? War auch dies nur
eine Ausflucht und Lüge. mit der man fich zu betäuben fuchte? War
auch diefe Wahrheit nur ein trauriger Schein der Dinge? An welche
Abgründe und über welche Klüfte führte ihn fein Grübeln! Wo gab
es auf diefer Erde einen Halt! Wo war die Handbreit feiner Bodens.
auf die man fich fiellen konnte. ohne zu verfinken! . . .

Von folchen Gedanken zerriffen und gequält. eilte er in den freien
Stunden. die ihm der Tag ließ. durch die Straßen diefer großen Stadt.
Und fein Blick irrte angftvoll über die Menfchen hinweg. die ihn fließen
und drängten und gefchäftig an ihm vorbeiliefen. Niemand hörte fein
wehes Lachen. Niemand vernahm fein irres Weinen.

Und hinter all den Zweifeln und Sorgen tauchte wie von Nebeln
umfponnen ganz plötzlich das Bild der Elifabeth auf. Und immer

Felix Houaender: Die reines Herzens find
fah er fie im fchwarzen Gewand. mit bleichen und verhärmten Leidens-
zügen. die Augen groß. traurig und in ftummer Qual auf ihn gerichtet.
Ein dunkles Ahnen von dem. was in Alexander vorging. befehlich
die Angelika. Warum konnte fie nicht von feiner Seele den Kummer
nehmen und mit weicher. (inder Hand die Sorgenfalten glätten. die
der Grant in fein Gefäßt gezeichnet hatte.

- Alexander. liebfi Alexander. warum hörfi du nicht meine
Stimme? Warum fiehft du nicht. wie ich mich in Angft um dich ver-
zehre! -

Wo gab es eine Rettung. wo einen Weg. der aus diefer Dunkel-
heit zum Lichte führte.

Nur die notwendigften Worte wurden noch zwifäjen ihnen ge-
wechfelt. Er wich ihr aus und entzog fich jeder Berührung. Dabei
war fie felbfi von einer ewigen Unruhe ergriffen. Es lag auf ihr wie
ein Alp. Ein dunkles Gefühl fagte ihr. daß das Unglück vor ihrer
Tür kauerte und Einlaß begehrte. Es glich einem großen fchwarzen
Vogel. der unheilkündend die Fittiche zusammenfchlug . . .

Wie konnte man feinem Schickfal entgehen! Was vermochte man
zu tun. um fich gegen den heimlichen Feind zu wehren! Alexander -
das fiand für fie feft - mußte aus feinen gefährlichen Träumen heraus-
geriffen werden! Er mußte in der Arbeit Troft und Ruhe finden.
Nur durch eine große Aufgabe. die ihn erfüllte. konnte er feiner Ängfte
und Zweifel Herr werden.

Als diefe Erkenntnis klar vor ihr lag. faßte fie fich ein Herz und
ging eines Tages zum Direktor. Sie ließ fiäj melden und wurde als-
bald vorgelaffen.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Direktor verbindlich.
Sie zögerte einige Sekunden. Dann fagte fie refolut: „Ich will
hier nicht länger bleiben. wenn Alexander Oblomoff nicht anders be-
fehäftigt wird. Diefen Zuftand ertrage ich nicht.“

Der Mann hörte fie mit zusammengekniffenen Lippen an. Er
lächelte und blieb fumm. Aber als fie in leidenschaftlicher Heftigkeit
erklärte. das Theater nicht mehr zu betreten. wenn nicht ein Wandel
gefchafft würde. antwortete er kalt und abweifend. daß er den Dingen
mit voller Ruhe entgegenfehe.

„Gut.“ erwiderte fie. „fo nimmt es ein böfes Ende. und Sie haben
es zu verantworten. wenn wir gewaltfam uns befreien.“

Sie wandte fich mit einer rafchen Bewegung ab und wollte hinaus.

Die reines Herzens find Felix .Hollaender

Der Direktor trat ihr in den Weg. ..Nicht fo heißig. liebes Kind." fagte er. ..man kommt fchneller auf den Berg. wenn man hübfch bedächtigt fteigt."

..Ich danke für Ihre Ratfchläge. Ich werde meinen Weg fchon finden."

Er änderte plötzlich feinen Ton.

..Seien Sie doch vernünftig und werden Sie gut Freund mit mir. Ich will ja nichts von Ihnen. und wenn der neue Kontrakt Ihnen durch- aus contre coeur geht. fo laffen wir es eben. Nur fo ein finfteres Geficht dürfen Sie nicht aufßeßen, Brr. man bekommt ja Angfi." Das alles brachte er in einem läffigen. lebenswürdigen Ton hervor. der fie befich und ihr die Sicherheit nahm. Sie fchwankte und überlegte einen Moment. ob fie nicht einen letzten Verfuch zugunften Alexanders machen follte. Und als der Direktor jest behutfam ihre Rechte ergriff. duldete fie es willenlos. Ganz leife fireichelte er ihre Hand. Sie rührte fich nicht.

..Sie follen fehen." fagte er. „daß ich kein Unmenfch bin. Sagen Sie mir. welche Rolle Ihr Liebfiel spielen will. und ich teile das Stück aus."

Sie wurde plötzlich blaß - und aus ihrer Kehle kam ein fonderbar gurgelnder Laut. als wäre fie dem Erfticken nahe.

„Was il Ihnen denn?" fragte er und ließ ihre Hand locker.

Sie gab keine Antwort. Nur um ihre Mundwinkel zuckte es befändig. Hinter ihr - fie fühlte es deutlich - fiand der Studiofus und beugte feinen langen Hals zu ihr. bis fein Mund ihr Ohr traf.

„Mach dich hurtig davon. Angelika." flüfierte er. ..fo fchnell du kannft. Der Teufel will deine Seele einfangen."

Wie gelähmt fiand fie da, Sie wollte fich umdrehen und nach der Hand des Studiofus greifen. Aber der Körper verfagte ihrem Willen. Nicht zu rühren und zu regen vermochte fie fich.

..Herr Studiofus." flüfierte fie kaum hörbar. ..Sie haben dreimal recht. Glauben Sie vielleicht. ich fehe die Schlinge nicht. mit der er mir die Kehle zufammenfchnüren wird? Ich fehe fie ganz deutlich."

Der Studiofus ließ traurig den Kopf hängen. und eine Sekunde fpäter hatte fich die Erfcheinng davon gemacht. Sie felbfi aber war aus ihrer Starrheit erwacht und ftrich fich mit der fchmalen Hand. die kalt und feucht war. über die Stirn.

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
„Guy“ fagte fie. während aus ihren Augen ein finfierer Trog
leuchtete, „laffen Sie ihn den .Hamlet fpielen und mich die Ophelia.“
„Abgemacht. Sela. übermorgen findet die Arrangierprobe ftatt.
Und nun gehen Sie. Ich habe noch dringende Gefchäfte.“
Er tat auf einmal ganz eilig und feine Stimme hatte den Ton
einer trockenen Sachlichkeit.
Sie blickte betroffen zu ihm empor. Was war denn das? fragte
fie fich. Was ging hier vor? - Aber feine Miene war rätfelhaft
und von einer Undurchfichtigkeih die fie nicht ergriinden konnte. Sie
wollte ein Wort des Dankes hervorbringen. Doch das Wort kam nicht
über ihre Lippen. Sie nickte ihm kurz zur und ihre Züge hatten wieder
jenen hochmütigen Ausbruch der den Direktor jedesmal fafzinierte.
Auf der Straße blieb fie eine Weile fiehen und atmete tief auf.
„Alexander wird alfo den Hamlet fpielen-u murmelte fie vor fich hin.
„Er wird den Hamlet fpielen . . . Es gibt Dinge zwifchen Himmel
und Erde. von denen eure Schulweisheit fich nichts träumen läßt.“
rezitierte fie . . . Wer fagt das? Lauteten die Worte fo? Kamen fie
nicht im Hamlet vor? . . . Und wie wird Alexander die Augen auf-
reißen. wenn er die Nachricht hört. Aus ihrem Munde durfte er es
nicht erfahren. Er durfte nicht ahnen. daß fie dahinter fieckte. Er
wäre imfiande. ihr ein Leids deswegen anzutun . . . Diefer ftolze Menfch
und bitten! . . . Sie ftieß ein herrliches Lachen aus. Und diefes
Lachen kam aus einem gequälten Herzen und tat ihrem eigenen Ihre
weh.
Geh in ein Klofter. Ophelia. - Ahr wie wäre das . . . Fort aus
der Welt. in die fie hineingefchneit wart fie wußte felbft nicht wie.
Woher kam fie denn? Wer war fie- und welehe dunklen Mächte fpielten
Fangball mit ihr und trieben und heßten fie ihrem Verhängnis ent-
gegen . . . Reiß- raß- wenn plößlich ihr fchweres Haar unter der Schere
einer der Safwefiern fiel. Einverftanden unter der Bedingung, daß fie es
als letzten Gruß aus ihrer Einfamkeit an Alexander fenden durfte...
Ein graufames Behagen erfüllte fie bei dem Gedanken. Dann aber
überriefelten fie kalte Schauen und Weihrauchdiifte fiiegen ihr in die
Nafe- und Glockengeläute traf ihr Ohr.
„Pfui Teufelr“ fagte fie und fpuckte aus. „Ich werde mich hüten.“
Als fie nach Haufe kam. blickte fie Alexander tückifch und hinter-
liffig an; eine große Schadenfreude erfüllte fie, Sie hatte ihm gegen-

Die reines Herzens find Felix .Hollaender
über plötzlich ein Gefühl der Überlegenheit und pfiß leife vor sich hin.
Da er keine Notiz davon nahm. begann sie zu fingen.
Er sah sie groß und ruhig an.
Vor diesem Ernste schlug sie die Augen nieder und ging flumm
aus dem Zimmer. ..Dieser Mensch begreift mich nicht mehr." wimmerte
sie in sich hinein. ..Gott schlägt ihn mit Blindheit."
Sie lachte auf. Aber gleich darauf grub sich in ihr vom Lachen
entfieltes Gesicht ein erbärmlicher Leidenszug.
Am Abend fand sie in ihrer Garderobe einen großen Strauß von
Marschal-Niel-Rosen und Veilchen.
..Von wem sind diese Blumen?" fragte sie mit schneidender
Stimme die Garderobiere.

Die Frau zuckte mit einem unterwürfigen. diskreten Lächeln die
Achseln.

..Wollen Sie mir Antwort geben." sagte sie. und ihre Stimme
klang drohend.

..Der Herr Direktor hat es streng verboten."

..Hat er das?"

Die Angelika riß das Fenster auf und mit einer jähen Bewegung
schleuderte sie die Blumen auf den Hof.

„Um des Himmels willen. was tun Sie?" rief die Garderobiere.

..Der Strauß ist ja . . ."

Die Angelika schnitt ihr das Wort ab. ..Lassen Sie das." sagte
sie kurz. ..und ziehen Sie mich jetzt an. Ich habe keine Luft. mich zu
unterhalten."

Die Garderobiere duckte sich wie ein begoffener Pudel und half
ihr langsam beim Ankleiden.

'kc 7|e -|-

Die Proben zum Hamlet begannen.

Alexander ging mit schwerblütigem Ernste an seine Aufgabe. Er
verfenkte sich in die problematische Gestalt des Dänenfürsten. die ihm
neue Aufschlüsse über das Leben gab. Der Tiefinn des Wortes. das
er bewältigen sollte. erfüllte ihn ganz.

Der Studiofus. der durch die Angelika davon erfahren haben
mochte. schrieb an ihn. er sollte nachlesen. was Goethe über den Hamlet
gesagt. Und er fügte hinzu. daß nur die Auserwählten. die ganz
Großen dieser Figur gegenüber standhielten. denn die tiefen Abgründe

EMPTY

EMPTY

.YZ-FGZÃ,,
:Z ?ZW :ZM
?FS
â€žLUIS-S

..._..K
y1/,...-
/- ?SX
U.i.nx*â€ž.ft-:DI7*1/ i'
X (_- 0b
xx-qlxj:(.)crellÃ¼/

Felix Hollaender: Die reines .Herzens find

Hamlets würden den meiften zum Verhängnis. So sei der Hamlet ein Prüfftein für das fchaufpielerifche Genie. Und der Brief fchloß mit den Worten: Sein oder Nichtsein -- das ift die Frage.

In der zerriffenen Stimmung. die von Alexander Befiß genommen hatte. traf ihn dies Schreiben. Und alle Zweifel. die an feinem Herzen nagten. wurden färker denn je.

Der Hamlet rührte das Grundproblem des tragifchen Menfchen auf. des vom Schickfal Gezeichneten. der eine Schuld zu rächen hat und vom verwegenen Wollen bis zur Kraftlofigkeit alle Leiden der Seele durchmacht. um fchließliä am Wege zufammenzubrechen.

Diefes ift auch mein Schickfal. dachte Alexander. Mit wem ich in Berührung komme. dem bringe ich Unheil. Für mich hat fich die Mutter zu Tode gearbeitet. Der Elifabeth habe ich die Jugend vergiftet und den Glauben genommen. Und die Angelika fchleppt mich wie eine Bürde. ohne den Mut zu haben. fich frei zu machen. Zu alledem gefellte fich eine quälende Angft. Er fühlte das Mißtrauen der Kollegen. die mit fpöttifcher Miene und gelangweilt ihm bei den Proben zuhörten. Und er felbft fragte fich immer wieder. ob er wirklich ein inneres Recht und einen Anspruch auf diefe Kunft habe. oder nur von eittem Selbftbetrug ergriffen sei.

Jeder Satz. den die Angelika fprach. war aus einer Unbewußtheit gefchöpft und mochte fie ihn grundfalfch bringen. er fpürte es. wie aus jedem Worte Leben blühte. Und er finnierte und grübelte über jedem Komma und verfragte. fobald es galt. dem toten Buchftaben lebendigen Odem einzuhaüen. Das Mißtrauen. dem er im Theater auf Säjrirt und Tritt begegnete. reizte ihn auf. Er fühlte. daß er vor einer Entfcheidung fand. die fein ganzes Leben von Grund aus umwerfen konnte. Denn darüber mußte er fich klar werden. daß er auf diefem Wege nicht weiter gehen durfte. wenn fein Können verfragte. Die Vorjellung. daß er gleich ungezählten Anderen fähig war. fi>f felber zu belügen. rieb ihn bis zur Bewußtlofigkeit auf. Er fand keine Ruhe mehr. Er mied die Menfchen. und er fchrak zufammen. wenn die Angelika das Wort an ihn richtete.

Bei den Proben kam es zu heftigen Zufammenftößen zwifchen ihm und dem Regiffeur. Und diefe Szenen wurden von Tag zu Tag unangenehmer. Er fühlte feine geiftige Überlegenheit und empfand die Einwände. die gegen ihn gemacht wurden. als läppifch. Er wies fie in herrifchem Tone zurü>. obwohl er feine eigene Unficherheit fäjmerzhaft
24* 37):

Die reines Herzens find Felix Hollaender
fühlte. Vielleicht würde ich weiterkommen. dachte er. wenn hier jemand
fände. der mir wirkliche Auffchlüffe geben könnte. Aber was wußte
dieser belanglofe Menfch. der die Proben leitete. vom Hamlet.
Am meifien hatte die Angelika auszufiehen. Jede Stunde konnte
ein Ende mit Schrecken bringen. Sie fuchte auszugleichen und
hinter Alexanders Rücken zu vermitteln. Denn nur. wenn ihm der
Hamlet gelang - das war ihre Überzeugung - würde er gerettet
werden. Nur dann hatte er wieder feinen Boden unter feinen Füßen.
Und auch ihr Schickfal hing davon allein ab. So war es ein Kampf.
nicht nur um die Rolle. fondern um fein und ihr Lebensglück. Und weil
fie in ihrer Liebe ftark war. hatte fie auch den unerfchütterlichen Glauben.
daß das Wagnis gelingen müßte. Und wenn er gegen fie hart und
graufam war. fo biß fie die Zähne aufeinander und rührte fie. nicht.
Der Tag konnte ja nicht fern fein. an dem fich alles zum guten wenden
würde.

Auf diesen Proben zeigte fie einen Eifer wie nie zuvor, Sie fühlte.
wie fie in den Szenen mit ihm das Letzte und Beste. was in ihr war.
hergab. und wie er fich der Wirkung ihres Spiels nicht zu entziehen
vermochte. Ihr Geficht tauchte fich in dunkles Rot. wenn fein Blick
betroffen an ihr hängen blieb. Sie brachte die Worte wie ein Erlebnis
ihrer Seele. und jeder laufchte ihr atemlos. Sie wuchs über ihre
eigenen Kräfte. Alle ihre Gedanken hatten nur ein Ziel: ihn mit fich
fortzureißen. den Verzauberten zu erlöfen - ihm den Glauben an fich
und das Leben wieder zu fchaffen. Und wenn zum Erftaunen der Mit-
spielenden plötzlich Alexander aus feiner Starrheit zu erwachen fchien.
und fein Können -- wenigftens in flüchtigen Momenten überwältigend
hervorbrach - fo weitete ein heimliches Entzücken ihre Bruft. Folgten
dann Tage. an denen zerfeßende Zweifel ihn überfielen und feine Kräfte
unterbanden. fo daß er auf den Proben wie verlofchen die Worte
mechanifch und gedankenlos. zerfahren und wie abwesend hervor-
ftammelte - und die Mitspielenden. die er fafi fchon für fich gewonnen
hatte. höhnifch hinter ihm her tufchelten - fo glaubte fie fich dem Ende
nahe. Sie fpürte. wie es vor ihren Augen dunkel wurde und der Boden
unter ihren Füßen nachgab, Raffte fie fich dann mit dem letzten Willen
zufammen und nahte fich ihm leife. fo maß er fie mit graufamen Blicken.
Was an Lebensfreude in ihr emporgeflammt war. begann kläglich
zu verglimmen. und mit Ophelia betete fie: ..Himmlifche Mächte.
fielt ihn wieder her!“ Und mit Ophelia fchrie fie auf:

372

[ink" href="#main">Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)

- [Our Research Center](#)
- [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

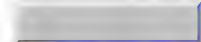
[Embed this book](#)

About versions

Version: 2014-07-06 00:10 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)



[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to



- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 3](#)
- [Section 2 - 148](#)
- [Section 3 - 241](#)
- [Section 4 - 319](#)
- [Index - 511](#)
- [Section 5 - 513](#)

Search in this volume

Search in this text

Die reines Herzens find Felix Hollaender
fühlte. Vielleicht würde ich weiterkommen. dachte er. wenn hier jemand
fände. der mir wirkliche Auffchlüffe geben könnte. Aber was wußte
diefer belanglofe Menfch. der die Proben leitete. vom Hamlet.
Am meifien hatte die Angelika auszufiehen. Jede Stunde konnte
ein Ende mit Schrecken bringen. Sie fuchte auszugleichen und
hinter Alexanders Rücken zu vermitteln. Denn nur. wenn ihm der
Hamlet gelang - das war ihre Überzeugung - würde er gerettet
werden. Nur dann hatte er wieder feien Boden unter feinen Füßen.
Und auch ihr Schickfal hing davon allein ab. So war es ein Kampf.
nicht nur um die Rolle. fondern um fein und ihr Lebensglück. Und weil
fie in ihrer Liebe ftark war. hatte fie auch den unerfchütterlichen Glauben.
daß das Wagnis gelingen müßte. Und wenn er gegen fie hart und
graufam war. fo biß fie die Zähne aufeinander und rührte fie. nicht.
Der Tag konnte ja nicht fern fein. an dem fich alles zum guten wenden
würde.
Auf diefen Proben zeigte fie einen Eifer wie nie zuvor, Sieühlte.
wie fie in den Szenen mit ihm das Letzte und Befte. was in ihr war.

hergab. und wie er sich der Wirkung ihres Spiels nicht zu entziehen vermochte. Ihr Gesicht tauchte sich in dunkles Rot. wenn sein Blick betroffen an ihr hängen blieb. Sie brachte die Worte wie ein Erlebnis ihrer Seele. und jeder lauschte ihr atemlos. Sie wuchs über ihre eigenen Kräfte. Alle ihre Gedanken hatten nur ein Ziel: ihn mit sich fortzureißen. den Verzauberten zu erlösen - ihm den Glauben an sich und das Leben wieder zu schaffen. Und wenn zum Erftaunen der Mitspielenden plötzlich Alexander aus seiner Starrheit zu erwachen schien. und sein Können -- wenigstens in flüchtigen Momenten überwältigend hervorbrach - so weitete ein heimliches Entzücken ihre Bruft. Folgte dann Tage. an denen zerfessende Zweifel ihn überfielen und seine Kräfte unterbanden. so daß er auf den Proben wie verlorchen die Worte mechanisch und gedankenlos. zerfahren und wie abwesend hervorftammelte - und die Mitspielenden. die er fast schon für sich gewonnen hatte. höhnisch hinter ihm her tuschelten - so glaubte sie sich dem Ende nahe. Sie spürte. wie es vor ihren Augen dunkel wurde und der Boden unter ihren Füßen nachgab, Raffte sie sich dann mit dem letzten Willen zusammen und nahte sich ihm leise. so maß er sie mit graufamen Blicken. Was an Lebensfreude in ihr emporgeflammt war. begann kläglich zu verglimmen. und mit Ophelia betete sie: ..Himmliche Mächte. fielt ihn wieder her!“ Und mit Ophelia schrie sie auf:

372

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
„Q Welch ein edler Geif't ift hier zerftört!
Und ich. der Frauen Elendfie und Armfie.
Die feiner Schwüre Honig fogj ich fehe
Die edleF hochgebietende Vernunft
Austönendj wie verftimmte Gloäen jetzt. dies hohe Bildj
Die Züge blüh'nder Jugend7
Dura) Schwärmerei zerriittet. Weh mirj wehe.
Daß ich fah. was ich fah. und fehe. was i>f fehe."
Und als fie diefe Worte wieder einmal zu fprechen hattej ver-
fchränkte fie plötzlich die Arme. als müßte fie fo einen Halt gewinnen.
Sie fah ihn mit blaffen Leidenszügen an. während ihre Pupillen fich
zu weiten fchienen. Sie fah. wie er ihr mit abweifender Kälte aus-
wich. Und ohne einen Laut von fich zu gebenj brach fie ftumm zu-
fammen. Man mühte fich um fie - niemand ahnte, was in ihr vor-
ging - und brachte fie langfam wieder zum Bewußtfein. Man redete
mit gütigen Worten wie zu einem kranken Kinde auf fie einj und fie
ließ ein irres. räffelhaftes Lachen aus und beftand daraufj daß die
Probe nicht unterbrochen würde.

Fünftes Kapitel:

Die alte Frau j bei der fie immer noch wohnten. fchüttelte den
Kopf. Sie verftand die beiden nicht mehr. Wohl ahnte fie in ihrer
Einfalt. daß dies und jenes nicht geheuer war. aber niemals fiellte
fie Fragen. Auch dachte fie nicht daranj ihnen das Quartier zu kün-
digen. Sie hatten einen Freipaß - fie waren vom Studiofus emp-
fohlen. er hatte fich für fie eingefeßt - damit war diefe Sache für fie
im reinem mochte fie noch fo unklar und verworren fein. Nur zuweilen
fireihelte fie behutfam die Angelika und fah fie durch die Gläfer ihrer
Hornbrille verforjt und gleichfam prüfend an.
Die Angelika hätte unter diefen Blicken laut aufheulen mögen.
Am liebften wäre fie ihr um den Hals gefallen und hätte ihr das ganze
Leid gefianden. Aber fcheu und gedrückt entwand fie fich ihr und flüchtete
in ihre Kammer. Sie wartete auf Alexanderj der von den Proben in
der jüngften Zeit nicht mehr nach Haufe kam. Gott mochte wiffen. wo
er fteckte. Vielleicht trieb er fich mit irgend einer herum. und fein ver-
förtes Wefen erklärte fich aus feinem Säfuldbewußtfein. Er war ihrer
überdrüffig und mied fie. Er hatte mit einer anderen angebandelt und
373

Die reines Herzens find Felix Hollaender

fuchte sich nun von ihr zu befreien. Ein jähes Rot färbte fleckig ihr Gesicht bis zu den Haarwurzeln. Ihr wurde schlecht zumute. Sie schämte sich ihrer eigenen Gedanken. Seine Art war anders. Solcherlei Heimlichkeiten lagen nicht in feinem Wesen. Ohne mit der Wimper zu zucken, wäre er vor sie hingetreten, und leise und ernst - mochte es ihm noch so fauer werden. -- hätte er zu ihr gefagt: Laß mich ziehen - ich bin mit meinem Körper und meiner Seele bei einer anderen. Aber wo steckte er - wo trieb er sich herum, während sie auf ihn wartete und bei jedem Schritt, der auf dem Treppenflur hörbar wurde, zusammenfuhr und atemlos laufchte, ob er im nächsten Augenblicke die Entree tür schließen würde. Eine Bitterkeit, die ihr wehe tat, erfüllte sie. Ahnte denn dieser Mensch nicht, was in ihr vorging, daß er ihre Jugend zertrat und ihre Liebe mißhandelte? . . . Arme, kleine Angelika, die du ihn nicht begreifen konntest . . . Wohl fühltest du seine Leiden - doch du wußtest nicht, daß er an der Grenze seiner Möglichkeiten stand, daß das Erdreich ihm abgetragen war und er in feinem Zwiefpalt nur einen Ausweg sah: Sterben - die Bürde des Lebens von sich werfen - der ganzen Drangsal ein Ende machen, wenn er nicht um den Rest seines Verstandes kommen wollte. Zu den Unfruchtbaren mit dem verwegenen Willen und dem erbärmlichen Können zählte er, die mit ihren schmalen, weißen, durchsichtigen Händen die Welt umspannen möchten und nicht einen Fuß breit Erde sich erobern - zu denen, die im Mutterleibe schon verdorben sind. Wie ein Geheißter eilte er durch die Straßen dieser großen Stadt, in denen vor vielen Jahren Agnes Feufel gleich ihm umhergeirrt war, von derselben Trostlosigkeit und Verzweiflung ausgefüllt wie ihr armer Junge, bis sie demütig hoffnungslos und ausgebrannt heimgekehrt war, um in der Mühle des Lebens ihre mürben Knochen zu zermahlen. Alles Leid kehrt wieder - und die Feinsten haben am schwersten zu tragen - und jeder wähnt, auf ihn allein habe es das Schickal abgesehen.

ar -ie rc

Mit gefenktem Kopf trat Alexander in das Kaffeehaus ein. Eine Schale „Schwarz“ bestellte er kaum hörbar. Der Kellner warf ihm einen verdächtigen Blick zu. Dieser Gaft erschien ihm nicht vertrauenswürdig. Er ließ sich die Abendblätter geben und überflog die Theatergeschichten. Sein Blick fiel auf eine klein gedruckte, uncheinbare Notiz.

Felix Hollaender: Die reines .Herzens find

die die Worte enthielt: Im Luifentheater wird der „Hamlet“ mit Herrn Alexander Oblomoff in der Titelrolle vorbereitet. Zum Lachen. fagte er und fchob die Zeitung beifeite. Wenn ich jest ein anftändiger Kerl wäre. fo gäbe es für mich nur zwei Wege: Entweder ich machte überhaupt Schluß. oder ich ginge in den Wald und hackte Holz. Auch ein Holzhacker ift etwas wert - am Abend weiß er. warum ihm die Knochen wehe tun. Vor allem aber müßte ich der Angelika reinen Wein einfchenken: Wirf mich von dir - und fehleppe nicht eine Laft mit dir. die dich auf Schritt und Tritt hemmt - zu nichts bin ich nütze - ich bin befimmt. elend zugrunde zu gehen.

Er richtete fich aus feiner gebückten Haltung kerzengerade auf. Sein blaffes Geficht wurde auf einmal ganz firaff. Ich will nicht verkommen. flüfterte er. während der Angfifchweiß aus feiner Stirn brach. Ich will den Hamlet fpielen - ich will und werde.

Ihm wurde unbehaglich zumute. Er fpürte. daß jemand ihn unaufhörlich anfiarrte - aha. da am Nebentifch faß einer. der ihn nicht aus den Augen ließ. der ihn beftändig fixierte. Es war ein Mann. der in der Mitte der Fünfzig fein mochte. Er hatte ein glatt rafiertes Geficht. kurz gefchnittenes Haupthaar und trug im linken Auge ein Monokel. Ein fchwarzfeidener Schal war unter dem Kragen läffig als Schleife befeigt. Mit der Rechten trommelte er nervös auf der Marmorplatte des kleinen Tifchihens.

Was will diefer Menfch von dir - am Ende ein Komödiant. der aus Langerweile eine Kaffeehausbekanntfchaft anknüpfen möchte? . . . Er fah nicht danach aus. Aber mit welchem Reäfte . . . Der Fremde ließ ihn nicht aus dem Auge. Was war denn das? . . . Der fchien ihn gar abzukonterfeien - hatte Bleiftift und Block in der Hand. eine grenzenlofe Unverfchämtheit.

Alexander erhob fich.

„Zahlen!“ rief er laut und vernehmlich.

„Zahlen!“ rief auch der Fremde.

Alexander eilte ins Freie. Ohne fich umzusehen. fprang er in einen vorüberfahrenden Omnibus, In diefem Augenblick flieg der Fremde in einen Tarameter. - Den wäre ich los. - Er atmete auf und verfenkte fich wieder in feine Gedanken. Wie ftellte er es nur an. um die Gefialt des Hamlet aus feinem Innern zu fchöpfen. daß fie wie aus einem Guffe vor dem Zufchauer erfiand. daß fie vor allem in ihm felbft lebendig wurde. Warum entglitt ihm immer wieder. was er fchon felt

Die reines .Herzens find Felix Hollaender
in den Händen zu halten währte. Warum verlor er die Spannkraft,
fobald er dicht am Ziel zu fein glaubte. Als ob fiäf dann mit einem
Schlage zwifchen ihn und das Bildf das er noch eine Sekunde vorher
klar und greifbar gefehen, eine Nebelwand gefchoben hätte. In den
.Hamlet konnte er fein Innerftes gießen -- feine eigenen Wefenzüge
brauchte er nur zufammenzufaffen- um des Dänenprinzen habhaft zu
werden - wo waren die Hemmungen, an denen er fcheiterte?
Das Endziel war erreicht. Als leßter verließ er den Wagen. um
langfam die Richtung nach dem Theater einzufäflagen. Vor dem
Bühneneingang- in dem er gerade verfchwinden wollte, fiutzte er einen
Moment. Stand da nicht der Unbekannte aus dem Cafe? und fixierte
ihn von neuem. Blickten ihn nicht zwei großer graue Augen durch-
dringend ani als wollten fie in fein Innerftes tauchen? . . . Was
für ein Spuk narrete ihn - er fah bereits Erfiheinungen - fo weit
war es fchon mit ihm gekommen.

„Alexander- lieber Alexander! Schönen guten Abend!“ Die
Angelika zupfte ihn vorfichtig am Ärmel.

„Guten Abend“, erwiderte er und wurde blutrot wie ein Schul-
junge. Dann ftreckte er ihr linkifih die Hand entgegenx die fie heftig
ergriff und nur langfam wieder fahren ließ.

Er fah fie demütig an - und ihre Augen weiteten fich und fchim-
merten. „Stoß mich nicht von dir, Alexander-F* fagte fie leife.

Er fenkte den Kopf.

„Warum meideft du mich - was habe ich getan - fprich ein ein-
ziges Wortx damit ich in mich gehen kann. Mach mich nicht fchlecht!“
fuhr fie fort, und ihre Stimme zitterte.

Sie wartete auf eine Antwort - aber er fchwieg beharrlich.

„Dur ich ftehe vor einem Abgrund - halte mich hörfst du.“

Die Kollegen traten durch den Bühneneingang und warfen neu-
gierige Blicke auf fie. Die beiden fchienen hier unten eine kleine häus-
liche Szene abzumachen.

„Angelikm“ er ergriff ihre .Hand- die er fanft in der feinigen hielt-

„ich bin im Unrecht. Wirf mich von dir; ich hemme dich nur.“

Sie riß die Augen in namenlofer Angft weit auf- und in ihr
Geficht trat ein fo verzerrter AusdruckF daß er unwillkürlich zurück-
taumelte.

„Nicht doch nicht doch/* fagte er fchmerzhaft, und feine Hand

Felix Hollaender: Die reines Herzens find fuhr gleichfam beruhigend über ihr Haar. ..Laß den Hamlet erfi vorüber fein - vielleicht wird dann alles wieder gut."

..Ia." entgegnete fie. während die Furcht langfam aus ihren Zügen fchwand. ..dann wird alles wieder gut."

Der Infpizient kam in den Korridor gefürzt. ..Wo fiecken Sie denn? Es ifi die höchfie Zeit. In zehn Minuten foll der Vorhang in die Höhe. Der Regisseur wütet."

Sie trennten fich und jedes eilte in feine Garderobe. Die Kleider wurden in fliegender Hafi abgeworfen. die bunten Lappen umgetan. die Gefichter gefchminkt und die Perücken aufgefeßt. Das Klingelzeichen zum Auftritt tönte zum dritten Male fchrill in ihre Garderoben. gerade als fie notdürftig fertig waren. Während des Spiels nahm die ' Angelika jede Gelegenheit wahr. um fich eng an ihn zu fchmiegen - und wenn er den Druck ihrer Hand noch fo leife erwiderte. fo jubelte fie in ihrem Innern auf. denn Glaube und Hoffnung nahmen wieder von ihr Befiß.

Sie fah auf einmal. wie er unter der Schminke fahl wurde. ..Was haft du denn?" flüfierte fie ihm inmitten der Szene zu. ..Ift dir fchlecht? Soll der Vorhang fallen?"

Er fchüttelte energifch den Kopf und fiarrte auf die erfie Reihe. in der der Fremde faß und ruhig zeichnete.

..Sieh dir einmal genau den Menfch an." raunte er ihr zu. ..der vorn auf dem dritten Fauteuil fißt."

Die Angelika nickte.

Auf der Bühne entfiand jetzt eine tödliche Paufe. Die Angelika hatte in der Erregung ihrer Partnerin das Stichwort niäft gebracht. Und nun erhob fich der Fremde. der auf der erfien Parkettreihe faß. und verließ während des Spiels das Theater.

Alexander wäre am liebften über die Rampe gefprungen und ihm nachgeeilt. Wie gelähmt fpielte er weiter. Er deklamierte feinen Part herunter. ohne felbfi die Worte zu verfiehen. die er zu fprechen hatte. Was wollte diefer Menfch von ihm? Weshalb verfolgte er ihn bis in das Theater? An wen erinnerte er ihn? Hatte er ihn fchon einmal im Leben gefehen? . . . Er zerbrach fich den Kopf. ohne auf diefe Fragen eine Antwort zu finden. Als die Vorfellung zu Ende war. wartete er auf die Angelika - feit vielen Wochen wieder zum erfien Male. Er erzählte ihr feine Begegnung. Sie hörte ihm gefpannt zu und fand ebenfowenig wie er eine Erklärung für das feltfame Gebaren. Auch im

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Theater kannte niemand den Fremden. Irgend ein Maler, der offenbar ein Modell fuchte und ihn für feine Zwecke verwendbar fand. Gut denn - er hätte ihm das harmlofe Vergnügen nicht fiören follten. Aber wie kam es, daß er die Erinnerung an diefen Fremden nicht los wurde und fei davon überzeugt war, ihm wieder zu begegnen.

Die Proben nahmen ihren Fortgang - man fiand nur noch wenige Tage vor der Premiere des Hamlet. Alexander verglich fich mit einem kranken, flügellahmen Vogel, der traurig auf der Erde, hockt und fich mühfam fortchleppt. Seine ganze Leifiung fchien ihm hohl und ohne innere Notwendigkeit - und je mehr fie fich nach außen rundete, defio deutlicher empfand er ihre innere Leere. Wenn der Hamlet mißlang, war das Theater für ihn erledigt. Er mußte dann den Mut haben, ihm den Rücken zu kehren, und fehen, auf irgend eine anftändige Weife fich fortzuhelfen. Nur fich felber keinen Dunfi vormachen - nur nicht in die Kategorie verkannter Genies fich einreihen, die das ganze Leben hindurch fich felbfi belügen. Davor graute ihm. Befier ein ganzer Schufier als ein halber Künfler. Gott mochte wiffen, ob er nicht eines fchönen Tages wieder in feiner Heimat fein, geräufchlos in die niedrige Stube der Großeltern treten und fich ftill an das Fenfter fehen würde, da wo die große Glaskugel hing, um demütig nach Pech und Pfriemen zu greifen! Die Großeltern mochten ihn wie eine Erfcheinung anftarren und die Menfchen der kleinen Stadt die Köpfe über ihn fhütteln - ihn follte es nicht irre machen. Kein überflüffiges Wort reden - das Handwerk ruhig erlernen -- arbeiten und ftill in fich hineinräumen.

Die Angelika lachte, als er einmal zu ihr davon fprach, während es fie doch kalt überlief. ..Man kann den Hamlet miferabel fpielen." fagte fie zornig. ..und doch ein Schaufpielergenie fein. Wie viele Künfler haben Jahre gebraucht, ehe man ihr Talent und ihre Eigenart entdeckte."

..Du mißverfiehft mich völlig." erwiderte er mit großem Ernft.

..Ich könnte als Hamlet glatt durchfallen und würde nicht einen Augenblick an mir zweifeln, wenn iäf innerlich mein Wachstum fpürte und das Bewußtfein des künflerifchen Erlebniffes hätte. Darauf allein käme es für mich an. Dann könnten Hinz und Kunz über mich reden und fhreiben, wie es in ihren Kram paßt - ich würde mir kein graues Haar darüber wachfen laffen. Ich bin mir ja fo klar." fuhr er mit gedämpfter Stimme fort, und um feine Mundwinkel zuckte es bef'tändig.

Felix Hoflaender: Die reines Herzens find

..daß ich heute die Rolle nicht auszufchöpfen vermag. daß es mir dazu an Reife fehlt und an geistigem Befiß - felbftverftändlich - und doch hat der Studiofus völlig recht: Sein oder nicht fein - das ifi hier die Frage. Man kann als Hamlet total verfahren -- man kann für diefe Aufgabe fo ungeeignet wie nur möglich fein - und muß doch an gewissen Stellen fein fchaufpielerifches Alibi nachweisen können - fonft ifi man ein plumper Schwindler und Betrüger. Und ich fpreche bis heute nur leere Vokabeln - vom Wefen des Hamlet bringe ich auch nicht einen Schatten. Das klingt hart - ifi aber die Wahrheit. Meinfst du. ich fühle es nicht? . .

„Ganz falfch.“ entgegnete fie. und ihre Wangen brannten und ihre Augen funkelten. ..Verfiehe ich auch nicht alles. was du redest. fo merke ich doch. wohin du zielfi. Und da fage ich: Blanker Unfinn ift. was du fprichfi. Du haft als Romeo dein Talent bewiefen. und alle Kollegen fpüren fo deutlich wie ich. daß auch dein Hamlet voll Blut und Leben ift. Warum quälft du dich und grübelfi fo viel? Kann man denn bei den öden Proben in Stimmung kommen? Verfieht denn einer von uns das Stück? Weder der Direktor noch der Regiffeur haben eine Ahnung. Warte ab. bis du im Koftüm fieckft - laß die Generalprobe vorüber fein - und du pfeift aus einem anderen Loch!"

..Kann fein - b r au cht aber nicht zu fein. Jm übrigen halte ich die Flinte noch mit beiden Händen feft - fällt mir nicht im Traume ein. fie vor der Schlacht ins Korn zu werfen. Aber kann ich nicht Viktoria rufen. fo will ich ftark genug fein. um den Lauf gegen mich felbft zu richten."

„Hm.“ machte fie und blinzelte ein wenig mit den Augen. die voller Tränen ftanden. Er fah es niäft - und beide fchwiegen.

Sechfies Kapitel:

Auf einer der nächften Proben kam ein Zwifchenfall vor. der alle Berechnungen über den Haufen zu werfen fchien. In der kurzen Szene. die Hamlet mit den Sihaufpielern hat. verlangte der Regiffeur von Alexander. daß er einen herrifcheren Ton als bisher anfchlage. Alexander lehnte höflich. jedoch beftimmt die Weifung ab. mit dem Bemerkten. daß fie feiner Auffaffung zuwiderlaufe. Die Schaufpieler fpießten die Ohren. Der Regiffeur trat dicht auf Alexander zu.

Die reines Herzens find Felix Hollaender

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte er. Die Stimme schlug ihm bereits über, und auf fein bartloses Komödiantengeficht traten kreidige Flecken.

„Ich hab* Ihnen meine Antwort gegeben -- ich kann es nicht so machen.“ erwiderte er kurz. „Quälen Sie mich also nicht.“

Er fricht sich nervös das Haar zurück und hielt nur mühsam an sich.

Die Angelika fand plötzlich an feiner Seite. Sie wollte den Mund auf tun - aber ein gebieterischer Blick Alexanders machte sie verflummern. Sie begriff im Nu, daß er diese Sache allein ausfechten wollte.

„Werden Sie auf der Stelle so probieren, wie ich es verlange?“

Er nahm bei diesen Worten eine drohende Haltung an und rückte ihm so nahe an den Leib, als wollte er fast an ihm vergreifen.

„Ich will nicht.“ antwortete Alexander. „Und nun belästigen Sie mich nicht länger.“ Und mit einer raschen Bewegung schob er den erregten Mann beiseite.

Was nun vor sich ging, geschah mit einer solchen Geschwindigkeit, daß keiner der Augenzeugen nachträglich imstande war, die Szene zu schildern. Der Regisseur hob beide Fäuste zum Schläge gegen Alexander - die Angelika schrie laut auf - Alexander aber packte beide Handgelenke seines Angreifers, die er fest umklammert hielt, als wären sie in einem Schraubstock.

„Loslassen!“ schrie der Regisseur mit kreischender Stimme.

Alexander schüttelte nur flumm den Kopf. Der Mann versuchte mit allen Mitteln, sich zu befreien - aber gegen diese junge Bärenkraft war er wehrlos. Die Schauspieler wollten dazwischen treten und die beiden trennen. Doch jeder wich vor den drohenden Blicken Alexanders zurück, der alle Ruhe und Selbstbeherrschung verloren zu haben schien. Nun trat eine Totenstille ein. Einer stürzte von der Bühne, um den Direktor herbeizuholen. Aber der war nicht im Haufe. Was halfen der Angelika ihre flehenden Blicke - er bemerkte sie kaum - er sah nicht, daß

jeder Blutstropfen aus ihrem Gesicht gewichen war; er hörte nicht, wie sie leise in sich hineinwimmerte. Er weidete sich ein paar Minuten an feinem Opfer, und diese kurze Spanne Zeit dünkte allen eine Ewigkeit.

Dann sagte er plötzlich mit schneidender Stimme: „Ich werde Sie jetzt loslassen. Aber wenn Sie mich noch einmal wie ein Vieh behandeln sollten, prügele ich Sie, wie Sie noch nie geprügelt worden sind.“

Hierauf gab er ihn frei und eilte in seine Garderobe. Die An-

380

Felix Hollaender: Die reines .Herzens find
gelika fchlich wie ein Hund hinter ihm her. Sie fprach kein Wort. Sie
kauerte lautlos zu feinen Füßen. fie hörte. wie fein Atem unruhig ging.
fie fah. wie er finfier vor fich hinftarrte und feine Umgebung vergeffen zu
haben fchien.

Die Probe war inzwifchen aufgehoben worden. und der Regiffeur
war zum Direktor geeilt. um den Vorgang zu melden.

..Sie find ein Efel." brüllte ihn der Direktor an. ..Kurz vor der
Premiere eine folche Szene zu provozieren. dazu gehört eine Theater-
fremdheit ohnegleichen. Machen Sie auf den erfien Proben fo viel
Skandal. wie fie wollen. aber fchmeißen Sie mir nicht in letzter Stunde
die Vorftellung!"

..Mit einem telephonifchen Anruf habe ich zehn Hamlets - in den
Agenturen wimmelt es von Heldendarftellern."

..Ich danke Ihnen für Ihren guten Ratfchlag. mit dem Sie mir
auch die Ophelia glü>lich aus dem Haufe treiben werden. Oder bilden
Sie fich etwa ein. daß die mit einem anderen fpielt? Was foll ich
denn jeßt tun?" fchrie er wütend. ..Die Bude fchließen? Werden
Sie für mia) die (Hagen zahlen. mein Verehrter? Na alfo. Warum
bringen Sie mich denn in folche Verlegenheit. Sie benehmen fich. als
wenn Sie feit gefiern beim Theater wären."

..Ich kann ja fofort gehen." antwortete der Negiffeur. ..In keinem
Falle bleibe ich. wenn diefer Burfäfe bei uns den Hamlet fpielt. Im
übrigen halte ich es für ein Glück. Es wäre zu einem Skandal ge-
kommen. Der Menfch hat keine Ahnung vom Hamlet. Wie ein Schwein
fpielt er."

..Erzählen Sie mir keine Gefchichten. Der hat Talent. Das
wiffen Sie fo gut wie ich. Es ifi eine Sache für fich. daß er da-
neben ein unausftehlicher Patron ifi. Und nun laffen Sie mich allein.
Ich werde mir den Fall überlegen und Sie) dann verfiändigen. zu
welchem Refultate ich gelangt bin."

Als der Direktor allein war. duräfmaß er mit aufgeregten Schritten
fein Zimmer. Es war eine vermaledeite Gefchichte. Er fah keinen
Ausweg. Entweder er verlor Alexander und Angelika - oder der
Regiffeur ging auf und davon. Er wollte weder das eine noch das
andere. Der Regiffeur war ein brauchbarer Menfch - ein fogenanntes
Arbeitstier. das fich von ihm treten und ausnußen ließ. dabei ihm ftets
nach dem Munde redete und abfolut zu ihm hielt. Und Angelika war
ein Treffer. wie ihn ein Theater alle Jubeljahre nur einmal machte.

38:

Die reines Herzens find Felix Hollaender

Aus der ließ sich Kapital schlagen. Aber davon ganz abgesehen. erfüllten ihn heimliche Wünsche. an deren Verwirklichung er seit der letzten Unterredung nicht mehr zweifelte. Ein niederträchtiges Lächeln glitt über sein Gesicht. Man mußte das Neß nur richtig zu legen wissen. damit einem der Vogel ins Garn ging. Man durfte nichts übereilen und überstürzen - man mußte in Liebesdingen Geduld haben und warten können. bis einem die reife Frucht zufiel. O. er kannte all die kleinen Kniffe und fauberen Praktiken. mit denen man langsam aber sicher zum Ziel gelangte. Seine Miene hellte sich plötzlich auf. Ein durchtriebener Einfall kam ihm. Vielleicht würde ihn diese ärgerliche Affäre ein gutes Stück Weges weiter bringen.

Fortsetzung in der Oktober-Nummer.

Leutnant Rottmann:

Rußland und das Slaventum.

Mehr denn je haben sich in der letzten Zeit unsere Blicke, ja die Augen der ganzen Welt auf den Osten unseres deutschen Vaterlandes gerichtet, auf jene preussischen Provinzen, in denen bereits seit Jahrzehnten der Deutsche in schwerem Kampfe gegen das rückwärts vor-drängende, alles Deutsche haffende und nur auf Wiederherstellung seiner früheren Macht und Selbständigkeit bedachte Polentum fieht. War es endlich nach jahrelangem mühevollen Ringen gelungen, dem weiteren Vordringen dieses Gegners Einhalt zu gebieten, so schien es doch eine Zeitlang fast, als sollten alle die Früchte langer, emfiger Arbeit im Dienste des Vaterlandes in ihrem weiteren Gedeihen behindert werden. Zum Helle für das gesamte Deutschland gelang es dann in letzter Stunde doch noch, das Gefelz durchzubringen, durch das dem schwer kämpfenden Deutschland in der Ostmark die Wege zum Siege geebnet werden sollten. Wenn die polnische Frage damit auch vorläufig zu einem gewissen Abschluß gekommen ist, so dürfte es doch gerade jetzt von besonderem Interesse sein, auch einmal eine aus der Feder eines Slaven stammende Betrachtung über die Macht und Bedeutung nicht nur des Polentums, sondern überhaupt des gesamten Slaventums kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke soll in nachstehendem ein Auszug wiedergegeben werden, den eine der führenden militärischen Zeitschriften Rußlands jüngst von einem vor kurzer Zeit erschienenen Werke „Das Slaventum“ von Professor Florinski veröffentlicht hat. In diesem sind die wichtigsten Angaben des Werkes kurz und anschaulich zusammengefaßt, so daß man ein nicht nur interessantes, sondern gleichzeitig auch lehrreiches Bild von der Entwicklung, Ausdehnung und Bedeutung der gesamten slavischen Welt erhält. Mit Recht betont der Verfasser des Auszugs, daß das Werk dadurch von besonderem Werte ist, daß es nicht nur eine statistisch-ethnographische Zusammenfassung enthält, sondern sich im zweiten Teile auch mit der politischen Rolle und kulturellen Bedeutung eines jeden der neun slavischen Völker auseinandersetzt.

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

Machen wir uns nun an der Hand des Auszugs zunächst mit dem ersten Teil des Florinskischen Werkes der geschichtlichen Entwicklung und jetzigen Ausbreitung des Slaventums näher bekannt!

Die Slaven werden zum ersten Male bei den Geschichtsschreibern des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. unter dem Namen Veneder oder Wenden erwähnt; erst nach dem 2. Jahrhundert erhalten sie ihren jetzigen Namen. Gleich den anderen Ariern wanderten sie aus Mittelasien nach Europa ein und festen sich anfangs in dem Gebiet zwischen den Karpathen und dem Baltischen Meere zwischen der Weichsel und dem mittleren Dnjepr fest. Von hier aus wendeten sie sich im Laufe der Jahrhunderte teilweise nach Westen, teils nach Süden und teils nach Osten und bewohnen heute in Europa und Asien eine Fläche von der gewaltigen Größe von 400 000 geographischen Quadratmeilen. Die äußersten Grenzen des von den Slaven bevölkerten Gebiets sind etwa folgende: im Norden das Eismeer und die Ostsee im Süden das Adriatische, * Ägäische und Schwarze Meer, der Hindukusch und die große chinesische Mauer, im Osten der Stille Ozean und im Westen die mittlere Elbe, der Böhmer Wald und die Norischen Alpen. Auch außerhalb dieses weiten Gebiets finden sich noch slavische Ansiedelungen die bedeutendsten davon in Amerika. Die Nachbarn der Slaven gehören den verschiedensten Volksstämmen an die größte Bedeutung für das Slaventum haben die drei großen im Westen angrenzenden Gruppen: die Deutschen die Magyaren und die Rumänen. Diese haben allmählich zwischen den Slaven festen Fuß gefaßt und den westlichen Teil ihres Gebiets in zwei Hälften - eine nordwestliche und eine südwestliche geteilt. Am meisten ist das Slaventum vom Deutschtum verdrängt worden das ihm gegenüber auch heute noch die Stellung des Angreifers einnimmt und nach und nach in das slavische Land vorzudringen sucht. Neben den Deutschen sind die Magyaren sind auch die Juden besonders gefährliche Gegner des westslavischen Befreiungskampfes. vor allem in Polen Westrußland und in dem von den Slovaken bewohnten Teile Nord-Ungarns. Infolge dieser Verhältnisse erkrankt und vermehrt sich der slavische Volksstamm nicht im Westen, sondern im Osten wo er auf keinen feindlichen Widerstand seitens der benachbarten fremden Stämme stößt.

Der slavische Stamm besteht aus neun Einzel-

völkern, die man gewöhnlich in die folgenden 3 Gruppen einteilt:

1. die östliche oder russische die sich wieder aus 3 einzelnen Zweigen zu-

.f 1 Ax:

* Noeffier. 3?;

e " :Ek-L- ..

i

*Ii-.717e **

Z?

Erich Felder. '7-

W 7âœ.- _je-_*.'N-q'y. --. *.4- ..Ãÿ--*1

..wo
- Floriuskifchen I
n d j e h i g e n A
k L-.mete Vene“ - _ der
, „Z7,
en fie ihren * ige-.I
hier aus wende
**efien. teils nach“ _ u
in Europa nnd Afir
' *I geographiiltf i .uadratm . z
Grenzen d den Slaven der* 9 en Gebiets .- twa olg
*_ im Norden ' meer und die g das Adriatific
d r. _ U II', _ z x roß: elf-inn!
. ' - *' x ictlere E '
-I
F
Größe 'oo i
d die *
4, weiten Gebiets f. g ch noch ilavifrhe A y . . e . s*
dar-on in Amerika. » - Nachbarn der Sirenen geh den verfehlt-k '
Volksfiämmen er.; die Bie Bedeutung für das aventure habe-u
4 ei ?gr en im Wrf.. :grenze-nde.: Grupp Deütfetken.
,- Z-Ö'» *1 *er* und die Rum -n, Diefen haben allm _q zwifchen
YUV. * 1- Fuß gefaßt: “ *' in auch he noch "e ' - ng s »im (mt md-
naäi in das flavifche Land * .Verlagen fuchr. Neben den
Deutfs..n. *cn Magyar-.en find aus* die *den befonders gefährli-.L'e
Gegner des '*avifchen Befißftandcs. vor a-: '- ofen: Wcfia-rßhrp*
.z und in dem x , *n Slovaken bewohnte:: Teile Z eos In?“
Ö diefer Verl_ * nrti und vermehrt fich 4 *
nicht ir!. Weite.. * *im Often. wo er auf , 4
ftanv leitens d z* en fremden Wär* Ü *ößn , z
a' 11-- bez, *us nenn Einer; .k
gewöhp - *MJ* en 3' *Trium-rn entre-.ltr _z
' - 3 einzelner; »Zw-rigen zu-

»7. *sperren-W.

f-

. *i' 27:2 ki:: -

1,- " . 'X

.xi-[̄]W 7 4 .ii ,Ö -

-Ky'l- *' I-fi(.f- *

'i *1 * 7. | K i

F. G. Waldmüller.

* * Kirchgang im Frühling.

Zum Effah v. Erich Felder.

?ale-:stein: Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roeffler.

EMPTY

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum
 fammenfeßt. den Groß-Rufien. den Klein-Rufien und den Weiß-Ruffenz
 2. die füdliche oder füdweftliche. zu der die Bulgaren. die Serben mit
 den Kroaten (Ehorwaten) und die Slovenen gehören; 3. die weltliche
 oder nordweftliche. die von den übrigen Völkern gebildet wird; den
 Tfchechen. Slovaken. Sorben-Wenden. Polen und Kafchuben.
 J n f r ü h e r e r Z e i t (im 9. und 10. Jahrhundert) waren die
 flavifchen Anfiedelungen bedeutend umfangreicher und reichten weit über
 die jetzigen Grenzen hinaus. An der Elbe und der baltifchen Küfte
 faßen die polabifchen und die pomorjanifchen Slaven. die wieder in
 mehrere kleinere Stämme zerfielen. Das ganze heutige Pommern be-
 wohnten die Pomeraner. deren heutige Nachkommen die Kafchuben in
 der Provinz Wefipreußen find. Das ganze Land zwifchen Saale. Böhmer-
 wald und der Oder und deren Nebenflüffen war von den Stämmen der
 Sorben. Miltfchanen und Lufchitfchanen befiedeltz ein Oberreft davon
 ift der kleine. am Oberlauf der Spree in der Ober- und Niederlaufiß
 wohnende Stamm der Sorben-Wenden.
 Der größte Teil diefer weftlichen Stämme ift infolge des Vor-
 dringens des Deutfchtums zugrunde gegangen.
 Weftliä) der Pomeraner und nördlich der Sorben. fowie weftlich der
 unteren Elbe und auf den Jnfeln Rügen und Wollin wohnten im Mittel-
 alter zahlreiche flavifche Völkerfchaften. die zufammen 2 große Stämme.
 Bodrißen und Lutißen genannt. bildeten. Die erfieren faßen etwa im
 heutigen Mecklenburg und Holftein. die letzteren öftlich und füdlich davon.
 In zahlreiche Gefchlechter gefpalten. die in ewigem Streit untereinander
 lebten. vermochten die polabifchen Slaven dem Vordringen der romanifch-
 germanifchen Welt nicht zu widerftehen. Nachdem fich ihr Ringen mit
 den Normannen. Dänen und Deutfchen mehrere Jahrhunderte hin-
 gezogen hatte. endete es fchließlich mit ihrem völligen Untergang. Die
 Germanifierung der Befiegten vollzog fich fo rafch. daß fie bereits im
 15. Jahrhundert beendet war. In der Mitte diefes Jahrhunderts war
 das flavifche Element zwifchen Elbe und Oder fchon faft verfchwundenz
 einige Zeit länger hielt es fich nur noch in dem füdweftlichen Teil von
 Mecklenburg. Weftlich der Elbe dagegen. im Lüneburgifchen. erhielt fich
 die polabifche Sprache wie durch ein Wunder noch bis in das 18. Jahr-
 hundert hinein. .Ihier foll es fogar im erften Viertel des verfloffenen
 Jahrhunderts noch flavifch fprechende Leute gegeben haben. Später
 ift die flavifäfe Sprache jedoch auch hier ausgeftorben: heute gibt es kein
 Polabifch bezw. Elblavifch mehr.

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

In gleicher Weise erstreckten sich die slavischen Anfiedelungen auf der Balkan-Halbinsel vom 7. bis 9. Jahrhundert und auch später noch wesentlich weiter nach Süden als heute. Jeet reichen sie südlich nicht über Mazedonien hinaus, während in früherer Zeit sogar die südlichsten Teile der Halbinsel, Epirus, Thessalien, Attika, Böotien und der Peloponnes von den Slaven überschwemmt waren. Ihre Spuren finden sich noch in zahlreichen Ortsbezeichnungen des alten Hellas und in einer großen Zahl slavischer Worte in der griechischen und albanesischen Sprache. Die Geschichte hat uns auch die Namen einiger dieser slavischen Geschlechter, die weiter südlich angefochten waren, überliefert, so haben die Welitschen in Thessalien und die Woinitschen in Epirus. Später mußten alle diese Völkerchaften den Griechen und Albanesen weichen. Auf dem Peloponnes ist bis zum 15. Jahrhundert von ihnen die Rede.

In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts waren auch fäktliche Donauländer von den Ostkarpathen bis an die Grenzen des heutigen Tirol und Salzburg von Slaven besiedelt. Auch bildeten sie im heutigen Rumänien und Siebenbürgen, im südlichen- und westlichen Ungarn, in Ober- und Nieder-Osterreich, in Steiermark und im nördlichen Kärnten den Hauptbestandteil der Bevölkerung. Ihr allmähliches Verschwinden beginnt hier noch im 9. Jahrhundert; ihre Gebiete wurden von den Deutschen, Magyaren und Rumänen in Besitz genommen, die einen Teil der Sitten und Gebräuche sowie der Sprache der früheren Bewohner mitnahmen. Dies zeigt sich besonders deutlich in der magyarischen und in der rumänischen Sprache.

Außerdem bestanden in alter Zeit noch in Kleinasien, Syrien, Nordafrika, Spanien, Sizilien und Arabien slavische Kolonien, von denen allerdings jetzt keinerlei Spuren mehr zu finden sind.

Dafür war das Slaventum früher nach Osten nicht so weit ausgebreitet wie jetzt. Die Anfiedelungen reichten nicht über den Ladogasee und die Quellgebiete der Wolga, der Oka, des Don, und des Dnepr hinaus. Die Verluste, die das Slaventum im Laufe der Jahrhunderte dadurch erlitt, daß es seine Besitzungen im Westen und z. T. auch im Süden aufgeben mußte, wurden durch die Möglichkeit der Ausbreitung des russischen Volksstammes im Osten wieder wettgemacht. Der hauptsächlichste Gegner des Slaventums ist, wie früher, so auch heute noch das Deutschtum, das mit der größten Energie nach Osten vorzudringen

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum

fucht. Dem Beispiel ihrer deutschen Nachbarn folgen die Magyaren, die ebenfalls auf Kosten der Slaven ihr Volkstum auszubreiten suchen. Nach den neuesten Feststellungen beträgt die Stärke des slavischen Stammes im ganzen etwa 148,7 Millionen.

Hiervon entfallen, in runden Zahlen ausgedrückt, auf die Russen 103 Millionen, auf die Bulgaren 51/2, die Serben und Kroaten 9, die Slovenen 11/7, die Tschechen 71/3, die Slovaken 21/2 und die Polen 19 Millionen, auf die Sorben-Wenden 160 000 und auf die Kaschuben 370 000, Das jährliche Wachstum des slavischen Stammes kann auf etwa 21/2 Millionen angenommen werden.

Stellt man der für den slavischen Stamm angeführten Zahl von 148,7 Millionen die Stärkezahlen der Nachbarstämme gegenüber, so erhält man folgendes Bild von den Stärkeverhältnissen (römische Ziffern geben die runde Zahl der Millionen an): Deutsche 90 (hiervon in Europa 77/10, im Deutschen Reich selbst 52), Italiener 30, Rumänen 9, Magyaren 9, Griechen 5, Albanesen 13/4 und Türken-Osmanen 12 (davon in Europa 1).

Nicht alle slavischen Stämme waren imstande, selbständige Reiche zu bilden. Nur den Russen und einem Teil der Bulgaren und Serben ist dies gelungen. Die Tschechen, Polen und Kroaten waren einst selbständig, haben ihre Selbständigkeit jedoch schon längst wieder verloren, die kleineren Stämme, wie die Slovaken, Slovenen usw., haben sich niemals der Unabhängigkeit erfreuen können. Nur das russische Volk hat ein großes Reich zu gründen vermocht, in dem die Hauptmasse desselben, etwa 100 Millionen, lebt. Bloß ein kleiner Teil des russischen Stammes ist einer fremden Monarchie, Österreich-Ungarn, untertan: das sogenannte karpathische Rußland mit 41/2 Millionen Seelen. Der größte Teil der Bulgaren hat sich mit Rußlands Hilfe befreit und ein selbständiges Fürstentum gegründet; die übrigen Bulgaren befinden sich unter der Herrschaft der Türkei. Von den Serben sind die Bewohner des Königreichs Serbien und des Fürstentums Montenegro unabhängig, der Rest ist von Österreich-Ungarn bzw. der Türkei abhängig. Von den anderen slavischen Völkern gehören die Polen zu Deutschland, Österreich und Rußland, die Tschechen und Slovenen zu Österreich, die Slovaken zu Ungarn, die Wenden zu Preußen und Sachsen, die Kaschuben zu Westpreußen. Außerdem ist eine ziemlich große Zahl Slaven nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika und Brasilien ausgewandert.

25* 387 .

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

Auf die einzelnen Staaten verteilen sich die 148 1/2 Millionen Slaven in runden Zahlen wie folgt: in Rußland leben 107 1/2. in Bulgarien 3- in Serbien 21/, Millioneni in Montenegro 235 000- in Öfierreich 25 Millionen7 in der Türkei 21/3- in Deutfchland 4. in Amerika 3 Millionen- in Rumänien 100 000- in Jtalien 45 000l in den übrigen Staaten Europas und einigen afiatifchen Reichen (Ehiwa- Buiharar Perfienz Ehinaz Japan) '300 000. Die Hauptmaffe der Slaven wohnt alfo mit 72 c/0 in Rußland. dann in Öfierreich-Ungarn ungefähr 17 0/m in Deutfchland 3 "/„z in Bulgarien und Amerika je 2 o/m in Serbien und der Türkei je 11/79/m in Montenegro und den übrigen Staaten zu- fammen 3/4 "/0.

über die Zugehörigkeit der Slaven zu den verfchiedenen Glaubensbekenntniffen find nur ungefähre Unterlagen vor- handen. Danach gehören der griechifch-orthodoren Kirche etwa 70"/m dem römifch-katholifchen Glauben 23 "/o. befonderen Sekten 2-3 0/0 an. Zu den Unierten zählen 2-7 0/m zu den Proteitanten und den Moham- medanern je 1 o/„.

Troß der Ähnlichkeit der verfchiedenen flavifchen Sprachen ij es den Slaven nicht gelungen. fich eine gemeinfame Lite ratu r- fprache zu fchaffen. in der fick» wie in der deutfchenz franzöfifchen und italienifchen die verwandten Dialekte zufammenfinden könnten. Bei den drei genannten Völkern ifi die gemeinfame Literaturfprache ein wichtiges Bindeglied der nationalen und kulturellen Einheit. Dabei wird jedoch der heimatliche Dialekt im Verkehr untereinander und in der volkstümlichen Liter- atm bewahrt. Anders bei den Slaven: Hier hat fich fafi jedes von den 9 flavifchen Völkern eine befondere Literaturfprache gefchaffen. während die gemeinfchaftliche Sprache. das fogenannte Kirchenflavifchez heute nur noch im Gottesdienfi der Griechifch-Ortho- doren im Gebrauch ift. Jnfolge der Armut ihrer eigenen Literatur waren mehrere von den kleineren flavifchen Völkern fogar gezwungen7 die Literatur größerer und kultivierterer Stämme aufzunehmen. Bei diefen bedienen fich die gebildeten Stände nicht nur in der Literatur- fondern auch im gefellfchaftlichen Leben fremder Sprachen, insbefondere der deutfcheni magyarifchen und italienifchen.

Von den verfchiedenen flavifchen Sprachen hat die ruffifche die größte Bedeutung weil fie nicht nur für die fämtlichen im ruffifchen Reiche wohnenden Angehörigen des flavifchen Stammes, f ondern auch für 50 Millionen in Rußland angefeffener Nicht-Slaven als Staats-

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum
spricht von der größten Wichtigkeit ist. Außerdem verbreitet sie sich jetzt immer mehr auch unter der Bevölkerung der übrigen slavischen Länder. Das Bewußtsein der gegenseitigen Verwandtschaft ist schon von alters her den meisten slavischen Völkerstämmen in hohem Maße eigen gewesen. Es kommt nicht nur in den Denkmälern der slavischen Literatur zum Ausdruck, sondern auch im Leben der slavischen Völker selbst, insbesondere in dem Interesse an dem Geschick derjenigen Teile des slavischen Stammes, die sich politisch in bedrängter Lage befinden. Am deutlichsten hat sich dieses Gefühl in der neueren Zeit in der tätigen Anteilnahme des russischen Volkes an der Befreiung der Serben und Bulgaren von dem türkischen Joch gezeigt.

Gehen wir nun zum zweiten Teil des Werkes, der Charakteristik der einzelnen Völkerstämmen, über.

Der zahlreichste und mächtigste Zweig des slavischen Stammes, die Russen, bewohnen die weiten Gefilde des östlichen Europa und des nördlichen Asien. Die Grenzen des eigentlichen russischen Volksgebietes zu bestimmen, ist ziemlich schwierig, da die russische Bevölkerung innerhalb des russischen Reiches mit mehr als 100 anderen Völkerstämmen vermischt ist. Im weitesten Sinne des Wortes muß man als solches das ganze Land von Polen bis Wladivostok und Samarkand bezeichnen. Versteht man dagegen unter russischem Gebiet nur diejenigen Landstriche, in denen die Russen mehr als 50 % der gesamten Bevölkerung ausmachen, so kann man nur Groß-, Klein- und Weiß-Rußland dazu rechnen; in den unermesslichen Gefilden des russischen Asien lebt nur ein kleiner Teil des russischen Stammes (ungefähr 61/100 Millionen). In 52 Gouvernements bzw. Kreisen bildet das russische Element die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung. Im ganzen waren nach den Ergebnissen der Zählung im Jahre 1897 66.790/100 der Bevölkerung des Reiches Russen (ohne Finnland, wo das russische Element nur sehr schwach, mit 0.2 % vertreten ist). In Anbetracht des stärkeren Anwachsens der russischen Bevölkerung im Verhältnis zu den fremden Volksstämmen ist anzunehmen, daß die Russen jetzt mindestens 68 % der Gesamtbevölkerung bilden, Der andere, kleinere Teil des von den Russen bevölkerten Gebietes gehört zu Österreich-Ungarn. Hier bewohnen dieselben den östlichen Teil Galiziens, den westlichen Teil der Bukowina und die Nordostecke Ungarns. Dies ist das sogenannte galizische, bukowinische und ugarische oder überhaupt das karpathische Rußland. Von diesen Landstrichen bildet das ugarische Rußland schon seit 389

class="offscreen" rel="note">

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item](#).

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)

- [Our Research Center](#)
- [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

*If you are not a member of a partner institution,
whole book download is not available. ([why not?](#))*

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2014-07-06 00:10 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll](#) [Flip](#) [Thumbnail](#) [Page by Page](#) [Plain Text](#)

[Zoom In](#) [Zoom Out](#)

[Rotate left](#) [Rotate right](#)

[First](#) [Previous](#) [Next](#) [Last](#)

Jump to

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 3](#)
- [Section 2 - 148](#)
- [Section 3 - 241](#)
- [Section 4 - 319](#)
- [Index - 511](#)
- [Section 5 - 513](#)

Search in this volume

Search in this text

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum
fpriihe von der größten Wichtigkeit ift. Außerdem verbreitet fie fich jest immer mehr auch unter der Bevölkerung der übrigen flavifäfen Länder. Das Bewußtfein der gegenseitigen Verwandtfchaft ifi fchon von alters her den meifien flavifchen Völkerfchaften in hohem Maße eigen gewesen. Es kommt nicht nur in den Denkmälern der flavifäfen Literatur zum Ausdruck, fondern auch im Leben der flavifchen Völker felbfi, insbefondere in dem Intereffe an dem Gefchick derjenigen Teile des flavifchen Stammes, die fich politifch in bedrängter Lage befinden. Am deutlichften hat fich dieses Gefühl in der neueren Zeit in der tätigen Anteilnahme des ruffifchen Volkes an der Befreiung der Serben und Bulgaren von dem türkiſchen Loch gezeigt.

Gehen wir nun zum zweiten Teil des Werkes, der Charak-
terifiik der einzelnen Völkerfchaften, über.

Der zahlreichfie und mächtigfie Zweig des flavifchen Stammes, die Ruff en, bewohnen die weiten Gefilde des öfilichen Europa und des nördlichen Afien. Die Grenzen des eigentlichen ruffifihen Volksgebietes zu beftimmen, ifi ziemlich fchwierig, da die ruffifche Bevölkerung innerhalb

des russischen Reiches mit mehr als 100 anderen Völkerstämmen vermischt ist. Im weitesten Sinne des Wortes muß man als solches das ganze Land von Polen bis Wladiwostok und Samarkand bezeichnen. Versteht man dagegen unter russischem Gebiet nur diejenigen Landstriche, in denen die Russen mehr als 50 % der gesamten Bevölkerung ausmachen, so kann man nur Groß-, Klein- und Weiß-Rußland dazu rechnen; in den unermesslichen Gefilden des russischen Asien lebt nur ein kleiner Teil des russischen Stammes (ungefähr 61/100 Millionen). In 52 Gouvernements bzw. Kreisen bildet das russische Element die erdrückende Mehrheit der Bevölkerung. Im ganzen waren nach den Ergebnissen der Zählung im Jahre 1897 66.79 % der Bevölkerung des Reiches Russen (ohne Finnland, wo das russische Element nur sehr schwach, mit 0.2 % vertreten ist). In Anbetracht des stärkeren Anwachsens der russischen Bevölkerung im Verhältnis zu den fremden Volksstämmen ist anzunehmen, daß die Russen jetzt mindestens 68 % der Gesamtbevölkerung bilden, der andere, kleinere Teil des von den Russen bevölkerten Gebietes gehört zu Österreich-Ungarn. Hier bewohnen dieselben den östlichen Teil Galiziens, den westlichen Teil der Bukowina und die Nordostecke Ungarns. Dies ist das sogenannte galizische, bukowinische und ugarische oder überhaupt das karpathische Rußland. Von diesen Landstrichen bildet das ugarische Rußland schon seit

389

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

alter Zeit einen Teil des Königreichs Ungarn, Galizien und nach der Teilung Polens im Jahre 1772 an Österreich gefallen, während die Bukowina auf Grund des Vertrags vom Jahre 1776 von der Türkei an Österreich überging. Außer in Rußland und Österreich leben zahlreiche Russen noch in vielen Großstädten West-Europas und in verschiedenen asiatischen Reichen, auch finden sich bedeutende Ansiedelungen in Amerika, Im eigentlichen russischen Reich besteht, wie gesagt, die Bevölkerung zu 2/3 aus Russen, das andere Drittel gehört den verschiedensten Rassen und Stämmen mit den verschiedensten Sprachen und Dialekten an. Von diesen letzteren Volksstämmen bilden nur die Polen mit 60% und die Inden mit 4% der Zahl nach stärkere Gruppen. Betrachtet man die Verteilung aller dieser fremden Stämme auf einer Völkerkarte, so findet man, daß sie in der Hauptsache nur an den Rändern des russischen Gebietes angefaßt sind, und daß sie in das Innere desselben nur als ganz kleine Inselchen vorgedrungen sind. Im Westen werden diese in der Überzahl von den Juden, Polen, Finnen, Deutschen, Rumänen und Magyaren gebildet, im Osten von den Völkern des uralaltaischen Zweiges. Im russischen Reich ordnet sich der größte Teil der Fremdvölker, insbesondere der östlichen, willig der kulturellen Einwirkung des Russentums unter, dafür hat der russische Volksstamm in dem karpathischen Rußland infolge seiner geringen Zahl und seiner untergeordneten Stellung Bedrückungen von Seiten der Polen, Inden, Rumänen und Magyaren zu erdulden.

Der russische Volksstamm besteht aus drei Gruppen: den

Groß-, Klein- und Weißrussen. Die Entstehungsgefächte dieser drei verschiedenen Zweige ist wissenschaftlich noch nicht genügend geklärt, doch ist es unzweifelhaft, daß sie sich im 14. und 15. Jahrhundert unter dem Einfluß der durch das Tatarenjoch geschaffenen Verhältnisse gebildet haben. Der großrussische Zweig ist unter dem Einfluß der Herrschaft des Großfürstentums Moskau entstanden, der weißrussische unter der Einwirkung Litauens und der kleinrussische unter derjenigen von Litauen und Polen zusammen.

Heutzutage ziehen die Großrussen ihrer Sprache nach den Weißrussen am nächsten, die in der Mitte zwischen den Groß- und Kleinrussen wohnen. Eine genaue Grenze zwischen den Siedelungen der drei Gruppen läßt sich nur schwer ziehen. Die Großrussen überwiegen in 35 zentralen und nördlichen Gouvernements des europäischen Rußland, die Kleinrussen

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum

in acht füdliäjen und die Weißruffen in den vier nordweftlichen;

Mohilew. Minsk. Wilna und Witebsk.

Wie fchon erwähnt. dürfte die Zahl des gefamten ruffifchen Volkes Ende 1906 etwa 103 Millionen betragen haben. Diefte verteilen fich auf die drei Stammesgruppen wie folgt: Großruffen etwa 65 Millionen. davon 643/4 in Rußland felbfiz Kleinruffen gegen 21 Millionen. hier-von im ruffifchen Reiche .261/2 Millionen; Weißruffen etwa 7 Millionen. diefe faft fämtlich in Rußland felbft. Innerhalb Öfterreich-Ungarns wohnen in Galizien 37: Millionen. in der Bukowina 350 000 und in Ungarn 650000 Kleinruffen, Jn den andern europäifchen Staaten zählt man zufammen 65 000. in Amerika 325 000 und in den verfchiedenen afiatifchen Reichen 95000 Ruffen.

In religiöfer Beziehung gehört die große Maffe der Ruffen (93 Millionen) zu den Griechifch-Orthodoren. Die in Galizien und Ungarn wohnenden 4 Millionen Kleinruffen find Unierte. während die Kleinruffen in der Bukowina wieder zu den Griechifch-Orthodoxen zählen. Etwa 11/2 Millionen Ruffen find römifch-katholifchen Glaubens. 1 Million gehört religiöfen Sekten an.

Die in politifcher. religiöfer und kultureller Hinficht beftehende Einigkeit der Hauptmafse des ruffifchen Volkes bietet die Gewähr für fein weiteres nationales Wachstum und die Ausbreitung und Feftigung feiner Stellung innerhalb des Slaventums, Als einheitliche Literaturfprache wird das großruffifche Sprachidiom angewendet; die daneben beflehende Literatur in kleinruffifcher Mundart hat lediglich provinziale Bedeutung. Wefentlich anders als die Lage des unter des Zaren Oberhoheit lebenden Teiles des ruffifchen Stammes ifi die der Ruffen in Ö f t e r r e i c h - U n g a r n. Jn Galizien find die Polen in allem das tonangebende Element. wenn fie auch nur in der weftlichen Hälfte des Landes angefeffen find, Bis in die jüngfte Zeit hinein nehmen fie die herrfchende Stellung in dem galizifchen Lande und in feiner Hauptfiadt. dem alten. von den Deutfchen in Lemberg umgetauften Ljwow ein. Sie bildeten die erdrückende Mehrheit im Landtag. in ihrer Hand lag die gefamte Verwaltung. in ihrem Befiß befand fich der Großgrundbefiß. Dagegen nahm das ruffifche Volk überall eine untergeordnete Stellung ein und konnte fiäj nur mit Mühe feine nationalen und politifchen Rechte wahren. Die ruffifche (kleinruffifche) Sprache ifi nur in der Lokalverwaltung. vor Gericht und in der Volkfchule geduldet. dagegen wird fie bei den höheren Regierungsbehörden. an den höheren Schulen . 39L

Rußland und das Slaventum H. Rottmann
und an der Univerfität Lemberg unterdrückt. Diefte Verhältniffe werden
fiat indeffen nun mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts zum
öfterreichifaten Reiatrat ändern müffen.

Auat in der Bukowina befindet fich das ruffifate Element
in fehr bedrückter Lage. Hier herrfacht die deutfate Spraate in der Ver-
waltung, an der Univerfität Ezernowiß und an den höheren Satulen.
Außerdem fuaten die Rumänen, die den größten Teil der Bevölkerung
bilden, ihre Sprache und ihr Volkstum ausznbreiten, und fatließliat ver-
folgen dasfelbe Ziel auch die Polen, trotz ihrer geringen Zahl (nur etwa
7 0/0 der Gefamtbevölkerung).

Am allerfatleatetefien ifi jedoat die Lage der Ruffen in Un g arn,
wo die Magyaren trotz der liberalen Verfassung, durat die die Gleich-
bereattigung aller Volksfiämme befiimmt ifi, weder die ruffifche Sprache
noch überhaupt das ruffifate Volkstum anerkennen wollen. Zudem gibt
es in dem ugorfchen Rußland keine gebildete ruffifate Klaffe, da fich
die Geifiliatkeit und die Lehrerfataft mit wenigen Ausnahmen felbft an
'den Magyarifizierungsbeftrebungen beteiligt. Auat die beiden unbedeu-
tenden Zeitungen, die in ruffifater Spraate erfateinen, dienen nur der
Magyarifizierung des Volkes. Niatt nur in den Satulen, fondern fogar
in der Kircfte bekommt das ruffifate Volk nur die ungarifchte Spraate zu
hören. Infolgedeffen fatreitet die Magyarifizierung diefes Gebietes trotz
der Schwierigkeiten der Erlernung der ungarifchen Sprache rafat vor-
wärts.

Für die geifige Einigung des öfterreichifaten Teils des ruffifaten
Volksfiammes mit dem im ruffifaten Relate wohnenden bildet das in
Galizien verbreitete fogenannte Ukrainophilentum ein wiattiges Hinder-
nis. Es ifi dies eine feparatifiifate Bewegung, die fiat in Lemberg ent-
wickelt hat und zum Ziele hat, die kleinruffifate Literatur von der groß-
ruffifaten abzufondern und die Kleinruffen iiberhaupt als ein befonderes
flavifches Volk mit dem Reatte auf die Bildung eines befonderen Staates
zur Anerkennung zu bringen. Die Anhänger der Bewegung haben für
die kleinruffifate Spraate eine befondere Rechtfchreibung eingeführt,
ferner verfügen fie über eine Anzahl Lehranfalten, mehrere Lehrföhle
an der Univerfität Lemberg und fatließlich geben fie mehrere Zeitungen
und Zeitfatriften heraus. Sie finden fogar in den Wiener Regierungs-
kreifen und bei den polnifchen gebildeten Ständen des Landes Unter-
ftützung. Dagegen teilt ein Teil der gebildeten Ruffen und vor allem
die Mafie des niederen Volkes die Anfichten diefer Partei keineswegs.

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum

fondern hält treu an der Stammesverwandtschaft mit der Bevölkerung des ruffischen Reiches fest. Neben der Partei der Ukrainophilen befehlt in Galizien und der Bukowina noch eine andere, die sich die alt-ruffische nennt und offen erklärt, daß sie „auf Grund der Wissenschaft, des realen Lebens und innerster Überzeugung die nationale und kulturelle Einheit des ganzen ruffischen Volkes predigt.“ Sie verfügt ebenfalls über eine Anzahl Unterrichtsanstalten, Zeitungen und Zeitschriften, die in allgemein-ruffischer Sprache erscheinen, Da ihr jedoch von seiten der Behörde große Schwierigkeiten bereitet werden, so kann sie im karpathischen Rußland nicht recht vorwärts kommen.

Die Bulgaren sind hauptsächlich in der östlichen Hälfte der Balkanhalbinsel angefaßt, und zwar im Fürstentum Bulgarien und in den drei türkischen Wilajets Adrianopel, Saloniki und Bitolia. Außerdem befinden sich mehr oder weniger bedeutende bulgarische Ansiedelungen in Rumänien (vor allem in der Dobrudscha), im südlichen Teil des ruffischen Gouvernements Bessarabien, in den Gouvernements Ezerfon und Taurien, im Banat und in Siebenbürgen. Die Niederlassungen in Rußland haben sich infolge der bulgarischen Auswanderung aus der Türkei in der zweiten Hälfte des 18. und im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts gebildet. Die bedeutendsten liegen im südlichen Bessarabien. Innerhalb des heutigen ethnographischen Bulgariens wohnt eine ziemlich große Zahl anderer Volksstämme, besonders Griechen, Türken, Albanesen und Süd-Rumänen (Wlachen), dann aber auch Tataren, Zigeuner, Armenier, Serben, Russen und Deutsche, Die Zahl der Russen beträgt im ganzen etwa 2000, die der Türken gegen 1 Million, Die deutschen Kolonien, etwa 5000 Köpfe stark, sind erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit entstanden; sie befinden sich in Sofia, Ruffschuk, Burgas, Saloniki sowie in der Dobrudscha.

Eine Völkerkarte von Bulgarien zu entwerfen, ist infolge der durch wissenschaftliche Forschungen noch nicht genügend festgestellten Grenzen zwischen dem serbischen und bulgarischen Volksstamm ziemlich schwierig. Im Fürstentum Bulgarien kann man als Grenze mit ziemlicher Sicherheit die politische Grenze zwischen Serbien und Bulgarien annehmen, d. h. entlang dem Timok und etwa dem Oberlauf der bulgarischen Morawa. Wesentlich größere Schwierigkeiten bereitet aber die Abgrenzung innerhalb Macedoniens. Einmal erheben auf Macedonien die Griechen Anspruch, die behaupten, daß die Bevölkerung dieses Landes aus Landsleuten von ihnen besteht, diegnur gewisse Eigen-

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

tümlichkeiten des slavischen Stammes angenommen haben. andererseits nehmen aber auch die Serben das ganze westliche Macedonien vom Wardar bis an die albanische Grenze für sich und ihren Stamm in Anspruch. Die bulgarischen Ethnographen schließlich erklären Macedonien für ein vorzugsweise bulgarisches Land. Im Lande selbst treten auch politische Führer mit der Behauptung auf, die Macedonier seien ein selbständiger Volksstamm. Professor Florinski schließt sich der Meinung derjenigen Forscher an, die sagen, daß der größte Teil der Bewohner Macedoniens dem bulgarischen Stamm angehört, und daß nur die Bewohner des nördlichen Teiles des Landes ihrem Dialekt und anderen ethnographischen Eigentümlichkeiten nach den Serben näher stehen als den Bulgaren.

Die Stärke des bulgarischen Stammes kann infolge des Mangels an statistischen Unterlagen nur ungefähr bestimmt werden. Nach der Berechnung des Verfassers betrug sie Ende 1906 etwa 51/2 Millionen. Diese Zahl verteilt sich auf die einzelnen Länder folgendermaßen: Im Fürstentum Bulgarien wohnen reichlich 3 Millionen, in den verschiedenen Teilen der europäischen Türkei nicht ganz 700 000, in Macedonien über 1 Million, in Rumänien 100000, in Serbien 85000 und in Rußland 220 000, Der Rest kommt auf Österreich-Ungarn, Kleinasien, Griechenland, Deutschland usw.

Der größte Teil der Bulgaren (gegen 5 Millionen) gehört, wie die Russen, dem griechisch-orthodoxen Glauben an. Im übrigen haben gegenüber einer verschwindend kleinen Zahl römischer Katholiken und Protestanten etwa 400000 den Islam angenommen.

In politischer Beziehung hat das bulgarische Volk die Einigung noch nicht erzielt, die man ihm durch den Vertrag von San Stephano zu geben beabsichtigte, denn ein großer Teil desselben befindet sich noch unter türkischer Herrschaft, unter der es politisch rechtlos, dem wirtschaftlichen und kulturellen Stillstand verfallen ist. Den in Macedonien wohnenden Bulgaren droht außerdem noch die Gefahr, die Beute einer der europäischen Großmächte zu werden. Die Hauptkulturzentren sind die Hauptstadt Sofia mit 50000 Einwohnern, Philippopel, die Hauptstadt des südlichen Bulgariens (Ost-Rumelien), Varna, Ruffchuk und Tirnovo.

Im westlichen Teil der Balkanhalbinsel, zwischen der Donau und dem Adriatischen Meere, wohnen die Serbokroaten oder die Serben und die Kroaten. Unter diesen beiden Stämmen versteht man

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum

ein Volk, das dieselbe Sprache spricht, aber verschiedenen Konfessionen angehört (der griechisch-orthodoxen bzw. der römisch-katholischen) und sich in der Literatur einer verschiedenen Schreibweise (des cyrillischen bzw. des lateinischen Alphabets) bedient. Auf zwei Seiten haben die Serben slavische Stämme als Nachbarn, im Osten die Bulgaren und im Westen die Slovenen; in den Grenzstrichen wird ein aus den betreffenden beiden Sprachen gemischter Dialekt gesprochen.

Politisch sind die Serben und Kroaten 4 verschiedenen Staaten untertan: Serbien, Montenegro, Österreich-Ungarn und der Türkei. Zu letzterer gehören die Wilajets Novibazar, Prisrend, Skutari und Skopje, ferner die früher türkischen Gebietsteile Bosnien und die Herzegowina, deren Befreiung auf Grund der Bestimmungen des Berliner Kongresses Österreich zugesichert worden ist. Zu Österreich gehören Kroatien und Dalmatien mit zahlreichen Inseln im Adriatischen Meere, sowie Kroatien, Slavonien und das Banat. Außerdem wird die serbokroatische Sprache noch an einzelnen Stellen in Ungarn, Nieder-Österreich (an der Leitha), in Mähren, Italien, Rumänien, West-Mazedonien, Rußland und Amerika gesprochen.

Die Stärke des serbischen und kroatischen Volksstammes schätzt Florinski auf über 9 Millionen, davon im Königreich Serbien 2 1/1 Millionen, in Montenegro 1 400 000, in Bosnien und der Herzegowina gegen 2 Millionen, in Österreich-Ungarn über 3 1/2 Millionen usw. Unter türkischer Herrschaft befinden sich demnach im ganzen etwa 50/... unter österreichischer 64 0/0 des serbokroatischen Volkes.

In religiöser Beziehung zählen 55 0/0 zu den Griechisch-Orthodoxen, 36 0/0 zu den Katholiken und 9 0/0 zu den Mohammedanern.

Die Bewohner des Königreichs Serbien und des Fürstentums Montenegro sind fast ausschließlich Rechtgläubige, in Bosnien und der Herzegowina überwiegen diese mit 43 0/0 ebenfalls über die Katholiken (22 0/0) und die Mohammedaner (35 0/0), während in Ungarn, Kroatien und Dalmatien die Mehrzahl der Bevölkerung katholisch ist.

Keins von den slavischen Völkern zeigt uns ein Bild derartiger innerer Zerrissenheit wie das der Serben und Kroaten. Die in der Vergangenheit begründete Verschiedenheit der Konfession hindert nicht nur ihre nationale Einigung, sondern begünstigt sogar beständige Feindschaft zwischen ihnen. Außer dem Einfluß der Religion macht sich auch noch die Einwirkung der verschiedenen politischen und Kulturwelten

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

geltend. einerseits der weltlichen, romanisch-germanischen, andererseits der östlichen, der byzantinischen. Die Serben und die Kroaten sind in der Geschichte völlig verschiedene Wege gegangen, die sich erst in der letzten Zeit einander etwas genähert haben. Das einzige feste Band, das die beiden Hälften verbindet, ist ihre gemeinsame Literatursprache, obgleich die Schreibweise, wie schon erwähnt, nicht die gleiche ist. In Anbetracht der politischen Zerstückelung ist in der nächsten Zukunft kaum auf einen Zusammenbruch oder auf eine Einigung zwischen Serben und Kroaten zu hoffen.

Nordwestlich der Kroaten wohnt der kleine slavische Stamm der Slovenen in dem gebirgigen Gebiet der slowenischen und Krainer Alpen, des Triglav und des Karstplateaus. Die slowenischen Ansiedlungen befinden sich also hauptsächlich in den cisleithanischen Provinzen Österreichs und z. T. in Ungarn und in Italien. Außer den Kroaten, mit denen die Slovenen in der Sprache nahe verwandt sind, wohnen in ihrem Gebiet noch Italiener, Deutsche und Magyaren. Die Deutschen, die schon in früherer Zeit weite Strecken, die ursprünglich den Slovenen gehörten, in Besitz genommen haben, entfalten auch heute noch eine lebhaft germanisierende Tätigkeit. Besonders zahlreich sind ihre Kolonien in Steiermark. Das am meisten von Slovenen besiedelte Land ist Krain (95 0/0), aber auch hier spielt die deutsche Sprache als Organ der gebildeten Stände und der Verwaltungsbehörden die Hauptrolle. In Laibach, der slowenischen Hauptstadt, kommen auf 831/100 „ Slovenen 151/200 Deutsche, im Westen dagegen, in Görz, Triest und an der Meeresküste überwiegt die italienische Sprache.

Die Stärke des slowenischen Stammes kann man auf etwa 1 1/2 Millionen annehmen. *von denen 17/100 Million in Österreich und 100 000 in Ungarn und Kroatien wohnen. Der Rest verteilt sich in der Hauptsache auf Italien und Amerika. Die Vergangenheit des slowenischen Volkes bietet, ebenso wie seine jetzige Lage, wenig Erfreuliches. Außerfiande, einen selbständigen Staat zu bilden, mußte es sich unter zahlreichen Gebietsverlusten anderen Staaten unterordnen. Immerhin ermöglichte es ihm die bergige Natur seines Landes, seine Nationalität gegenüber dem Ansturm der Deutschen und Italiener zu erhalten. Dagegen vermochte das Volk sich keine besonderen Rechte zur Sicherung seiner Nationalität zu erkämpfen, Seine hauptsächlichsten Bildungsanstalten und seine besten Schulen mit Unterricht in der slowenischen Sprache befinden sich in Laibach, wo auch seine wichtigsten politischen

H. Rottmann; Rußland und das Slaventum

Zeitungen und literarischen Erzeugnisse erscheinen. Die allerdings nicht besonders umfangreiche slowenische Literatur hat mehrere hervorragende Namen zu verzeichnen. Sie ist ein wichtiges Hilfsmittel zur Erhaltung der slowenischen Nationalität,

Das politische Ideal der Slowenen ist die Autonomie sämtlicher slowenischen Gebietsteile in Österreich. Freilich dürfte die Verwirklichung desselben in absehbarer Zeit kaum zu erwarten sein.

Die Tschechen bewohnen in Österreich Böhmen, Mähren und einen kleinen Teil Schlesiens und Nieder-Österreichs. Der größte Teil dieses Gebietes liegt in einem Viereck, das von dem Böhmerwald, dem Erzgebirge, den Sudeten und den kleinen Karpathen begrenzt und von der Elbe mit der Moldau sowie von der March durchflossen wird. Ein Teil tschechischen Landes liegt noch jenseits der Sudeten, am Oberlauf der Oder.

In den genannten Provinzen Österreichs wohnen die Tschechen gemeinsam mit den Deutschen.» deren Niederlassungen nicht nur am Rande des tschechischen Vierecks, sondern auch mitten darin gelegen sind. In Böhmen und Mähren herrscht das tschechische Volkstum in den tiefer gelegenen Landesteilen vor, dagegen sind die Abhänge der Gebirge von den Deutschen bevölkert. Letztere sind jedoch auch in Gebieten teils größerer, teils kleinerer Sprachinseln in das tschechische Gebiet eingedrungen; umgekehrt finden sich aber auch tschechische Kolonien mitten im dichtesten deutschen Befest. Im Durchschnitt ist das deutsche Element in Böhmen mit 37, in Mähren mit 28 % vertreten. In der tschechischen Hauptstadt Prag beträgt die Zahl der Deutschen nur reichlich 10 %, in Brünn, der Hauptstadt Mährens, dagegen 64 %. Auch in einigen anderen Städten Mährens überwiegt die deutsche Bevölkerung, vor allem in Jglau, Olmütz und Znaim. Außerhalb des früheren Königreichs Böhmen sind die Tschechen in ziemlich großer Zahl noch in sämtlichen anderen Provinzen Österreichs angefaßt, außerhalb Österreichs vor allem in Rußland und in Amerika, wo als Hauptpunkte der tschechischen Auswanderer die Städte Chicago, New York, Cleveland und Omaha und der Staat Nebraska zu nennen sind. Ziemlich viel Tschechen wohnen auch in Deutschland, insbesondere in preussischen Teile Schlesiens. Nicht gering ist ferner die Zahl der Tschechen, die sich als Arbeiter auf der Suche nach Verdiensten über die ganze Erde verstreuen, ohne dabei jemals ihre Nationalität zu verleugnen. Außer den Deutschen sind in Schlesien die Polen Nachbarn der Tschechen und im Osten die Slovaken.

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

W

welch' letztere ihnen unter den slavischen Stämmen am nächsten verwandt sind.

Das tschechische Volk zählt etwa 7 1/2 Millionen Köpfe.

Davon wohnen über 6 1/3 Millionen in Böhmen. 125000 in Mähren.

Die Tschechen des tschechischen Volksstammes sind mit der deutschen Nation eng verknüpft. Das Verhalten der Deutschen den Tschechen gegenüber ist stets ein aggressives gewesen auch heute noch streben sie danach, das tschechische Land in ihren Besitz zu bringen und die darauf wohnenden Slaven zu zwingen, sich dem Deutschen unterzuordnen. Diese verteidigen demgegenüber ihr Land und ihr Volkstum aufs hartnäckigste. Hieraus ist das jahrhundertelange Ringen zwischen den Tschechen und Deutschen, das ja auch heute noch andauert, entsprungen. Nachdem nach der Schlacht am weißen Berge im Jahre 1620 die tschechische Nation im 17. und 18. Jahrhundert aufs schwerste bedrückt worden war, begann im 19. Jahrhundert das tschechische Nationalbewußtsein wieder zu erwachen, und ist das tschechische Volk seit dieser Zeit aufs eifrigste bemüht, die von der Bedrückung durch die Deutschen noch übrig gebliebenen Reste seines Volkstums zu erhalten. Am meisten sind diese Bemühungen in Mähren von Erfolg gewesen, während in Böhmen die Masse der Bevölkerung sich nur wenig von dem Deutschen abtrennen konnte. Der wichtigste Grundzug ihrer Nationalität ist ihre Sprache, erhält sich, besonders dank der Volksschule und der sich ständig vermehrenden Nationalliteratur, in dem ganzen tschechischen Gebiet bestimmt, Die tschechische Sprache dient als Unterrichtssprache in den Volksschulen, höheren Lehranstalten und auf den Hofschulen und genießt die Rechte der Landessprache im Landtag, vor Gericht und in der Landesverwaltung. Die tschechischen Abgeordneten spielen auch im Wiener Parlament eine bedeutende Rolle.

Unzufriedener sind die Deutschen mit ihrer politischen

Lage nicht zufrieden: Die Länder der böhmischen Krone, Böhmen,

Mähren und Schlesiens, bilden kein politisches Ganzes, sondern bilden drei Provinzen der österreichischen Monarchie, jede mit einem eigenen Statthalter und einer eigenen Volksvertretung. Außerdem genießen die Deutschen in diesen Provinzen zu sehr die Unterstützung der Reichsregierung, so daß die Deutschen nicht unumschränkte Herren in ihrem angestammten Lande sein können. Ineffen dürfte sich der Traum der

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum

tschechischen Patrioten von einer Wiederherstellung des früheren Königreichs Böhmen kaum in der nächsten Zeit verwirklichen. wenn es ihnen auch im Laufe des vergangenen Jahrhunderts gelungen ist. zahlreiche politische Rechte zu erhalten.

Das tschechische Volk besitzt allerdings sehr viel von den Eigenschaften. die für eine politische und nationale Selbstständigkeit erforderlich sind. Der stark ausgeprägte Patriotismus der Volksmassen. der hohe Grad der Volksbildung. die ausgezeichneten Mittel- und Hochschulen. die weitverbreiteten Turnerschaften der Sokoln. die reiche Literatur. der ungewöhnliche Arbeits- und Wissensdrang. besonders auf technischem Gebiet. alles dies räumt den Tschechen einen hervorragenden Platz unter den slavischen Stämmen ein. Der Mittelpunkt des nationalen und geistigen Lebens ist die Hauptstadt des Königreichs Böhmen. Prag. mit einer tschechischen Akademie. Universität und Polytechnikum. mit einem tschechischen Theater. Museum und zahlreichen tschechischen Klubs. Von den übrigen Städten sind als wichtigere Zentren tschechischer Kultur in Böhmen Pilsen. Tabor. Pisek und Kolin. in Mähren Brünn und Prerau zu nennen.

Östlich der Tschechen wohnen im nördlichen Ungarn und südöstlichen Mähren die S l o v a k e n. Ihre Ansiedelungen erstrecken sich auch über einen kleinen Teil der Nordostecke von Niederösterreich. Innerhalb dieses Gebietes sind die Slovaken in mehr oder weniger dichter Mischung mit Deutschen. Magyaren. Polen und Kleinrussen angefaßt. Einzelne slowakische Siedelungen findet man auch in anderen Teilen des Königreichs Ungarn. ferner in Siebenbürgen. Kroatien und Slavonien; auch hier wohnt das slowakische Volk vermischt mit anderen Stämmen. Schließlich befinden sich slowakische Kolonien noch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Slowakische Straßenhändler trifft man in der ganzen Welt.

Die Stärke des slowakischen Volkes wird auf 2,1/2 bis 3 Millionen angegeben davon wohnen über 2 Millionen im Königreich Ungarn. In religiöser Beziehung gehören etwa 2 Millionen dem römisch-katholischen. der Rest dem evangelischen Glauben an.

Die Slovaken sind politisch nur sehr kurze Zeit. im 9. Jahrhundert. selbständig gewesen nach dieser Zeit sind sie in Abhängigkeit von ihren Eroberern. den Magyaren. gekommen. Ungeachtet der überaus drückenden politischen Verhältnisse. unter denen sie leben müssen. haben sie doch bis auf den heutigen Tag ihre Nationalität zu wahren

verftanden. Zwar haben die oberften Volksklaffen das Magyarentum angenommen. allein die Muffe des Volkes hat ihre nationalen Eigentümlichkeiten bewahrt. So begegnet man in dem flovakifchen Gebiet auch heute noch einem auffallenden Reichtum und einer großen Reichhaltigkeit an einheimifcheng Volksgefängen. ferner einer befonderen Volkstracht. althergebrachten Sitten und Gebräuchen. einer auffallend reinen Sprache und einem ftark ausgeprägten flavifchen Selbstbewußtfein. Ohne fich mit großen politifchen Plänen zu tragen. nimmt der Slovake »doch lebhaften Anteil an dem Leben der anderen flavifchen Stämme. So find aus dem flovakifchen Volke begeifterte Vorkämpfer der panflaviftifchen Idee wie Schafarik. Kollar und Sctur hervorgegangen. Die politifche Lage der Slovaken ift. wie bereits erwähnt. fehr traurig. Obgleich durch die liberale Verfaßung Ungarns fämtlichen Sprachen und Nationalitäten des Königreichs Gleichberechtigung und im weitesten Maße perfönliche und Preffefreiheit gewährt wird. fo beftehen in Wirklichkeit diefe Rechte und Freiheiten doch nur für die Magyaren. während die anderen Stämme allen möglichen Bedrückungen ausgefetzt find. So ift die flovakifche Sprache in den höheren Lehranftalten nicht zugelaffen; drei flovakifche Gymnafien. die aus Privatmitteln errichtet worden waren. wurden fogar von der Regierung gefchloffen. Auch in den von der Regierung gegründeten Volkfchulen wird die flovakifche Sprache nicht geduldet. und nur in einigen wenigen kirchlichen Schulen erfolgt der Unterricht in flovakifcher Sprache.

Vor Gericht. bei den Behörden. überhaupt im ganzen öffentlichen Leben wird nur die magyarifche Sprache gefprochen. Ja fie wird fogar allmählich im Gottesdienft felbft in rein flovakifchen Gegenden eingeführt. Alle Regierungsämter befinden fich in der Hand von Magyaren. Bei den öffentlichen Wahlen werden unter dem Druck der Regierung alle möglichen Ungefeflichkeiten vollbracht. Die flovakifchen Schriftfteller und politifchen Führer werden verfolgt. Mit einem Wort. das herrfchende magyarifche Volk fchreckt vor keinem Mittel zurück. um die Slovaken zu magyarifizieren. Unter folchen Verhältniffen muß man nur die Lebensfähigkeit diefes flavifchen Stammes und die Widerftandskraft feines Nationalbewußtfeins bewundern. Eine Hauptftütze ift ihm hierbei feine Literatur. die trotz der kurzen Zeit ihres Beftehens fchon eine ganze Reihe hervorragender Talente gezeitigt hat. Der Mittelpunkt des politifchen und literarifchen Lebens ift das kleine Städtchen St. Martin. Hier befindet fich das „Volkshaus“ mit einer Bibliothek. einem

EMPTY

EMPTY

Wooâ€œ
...s-Bam
NZZ-DGKS?
=3 ?Y E=m
â€žZZ-YZ
s 9 o p w 9 = a

. x. .
/.F-..llxk

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum

Museum und einem Theater, sowie verschiedene literarische und wirtschaftliche Unternehmungen.

Die Laufer Wenden, das kleinste von den slavischen Völkern,

bewohnen einen schmalen Landstrich am oberen Lauf der Spree in der sächsischen und preussischen Laufer. Sie sind ein Überrest des einst bedeutenden Stammes der polabischen Slaven. Ihr Land liegt auf allen Seiten von den Deutschen umschlossen; der größere Teil desselben gehört zu Preußen, der kleinere zu Sachsen. Das Volk der Wenden besteht aus zwei Zweigen: die Oberlaufer wohnen sowohl in Sachsen wie in Preußen, die Niederlaufer nur in Preußen. Sie haben auch zweierlei Mundart; die der Oberlaufer ähnelt mehr dem Tschechischen, die der Niederlaufer mehr dem Polnischen. Die Zahl der Wenden beträgt etwa 157 000, davon in Sachsen 56 000, in Preußen 90 000 und im übrigen Deutschland, in Amerika und in Australien 11 000. Die Mehrzahl der Laufer sind Protestanten, nur 15 000 Oberlaufer sind Katholiken.

Es verdient besonders erwähnt zu werden, daß die Wenden, auf allen Seiten von den Deutschen umringt, es trotzdem verstanden haben, nicht nur ihr Volkstum zu bewahren, sondern sogar einige Rechte für ihre Sprache in Kirche und Schule zu erlangen und sich eine eigene Literatur zu schaffen. Der Mittelpunkt des politischen und geistigen Lebens der Oberlaufer ist die Stadt Bautzen, der der Niederlaufer die preussische Stadt Cottbus.

Das von den Polen bewohnte Land (das Gebiet der Weichsel und ihrer Nebenflüsse, ein Teil des Flußgebiets der Oder und der nördliche Abhang der Karpathen) gehört zu drei verschiedenen Staaten: Rußland, Preußen und Österreich-Ungarn. In Rußland bewohnen die Polen das Königreich Polen (oder Weichselland) und die daran angrenzenden Kreise des Gouvernements Grodno, in Preußen die Provinz Posen (mit den Städten Posen und Gnesen), einen Teil Westpreußens (mit Graudenz), den südlichen Teil von Ostpreußen und den östlichen Teil von Schlesien bis an die Neiße; in Österreich sind sie im östlichen Teil von Schlesien und im westlichen Teil von Galizien (mit Krakau) angefaßt. Außerdem finden sie sich in ziemlich großer Zahl im ganzen nord- und südwestlichen Rußland, sowie in der östlichen oder russischen Hälfte Galiziens. Kleinere polnische Niederlassungen trifft man auch in Pommern und im westlichen Teile Schlesiens; es sind dies die armenigen Reste der polnischen Bevölkerung, die einst das ganze Land west-

Rußland und das Slaventum H. Rottmann

liat bis zur mittleren Oder und den Sudeten bewohnte. Auch in Nordungarn befinden sich polnifate Kolonien mitten unter den Slovaken. Im Wefien und Norden find die Polen den unausgefeßten und planmäßigen Kolonifizierungsbestrebungen der Deutzfat en ausgefeßt. die ihnen schon viel Land entriffen haben und fogar mitten in ihr Gebiet vorgedrungen find. Die bedeutendsten deutfaten Infeln im polnifchen Land find: Thorn in Wefipreußen. Ortelsburg in Ostpreußen. Oppeln in Sathen. Lodz und Piotrkow (deutfat: Petrikau) in Ruffifat-Polen.

Im Königreich Polen befieht die deutfate Bevölkerung an verfatiedenen Stellen in 18 bis 24 % der Gefamtbevölkerung. Verhältnismäßig gering ift ihre Zahl jedoat im Süden dieses Gebietes und in Wefigalzien.

Bedeutende polnifate Anfiedelungen befinden fiat in Nordamerika und Brafilien. Außerdem ifi eine beträchtliate Anzahl Polen über ganz Rußland. Öfterreiat. Deutfatland. Frankreiat und England verfireut. Die ungefähre Stärke des polnifaten Volks betrug Ende 1906 in Rußland über 9 Millionen. in Öfterreiat-Ungarn über 41/... in Deutfatland reiatliat 31/2 Millionen ufw.. im ganzen mehr als 19 Millionen. In religiöfer Beziehung gehört fafi das ganze polnifate Volk der römifat-katholifaten Kirche an. nur 1/:2 Million find Protefianten (vorzugsweife find dies die preußifaten Mafuren).

P o l i t i f at bilden die Polen faton feit mehr als 100 Jahren keinen felbtändigen Staat mehr. Die bedeutendsten politifaten Rechte genießen fie in Öfterreiat-Ungarn. wo fie fowohl im Parlament als auat in der Zeniralverwaltung eine große Rolle fpielen. In Galizien find_ fie das herrfctende. bevorzugte Volk. das feine Sprache der ruffifaten Bevölkerung der öftlichen Hälfte aufzudrängen fuatt. Ihre wichtigfie Stadt ij hier die alte Stadt Krakau. die mit ihrer Akademie der Wiffenfataften und ihrer Univerfität niatt nur für die öfterreiatifaten Polen. fondern überhaupt für den größten Teil des ganzen polnifchen Volkes den politifaten und kulturellen Mittelpunkt bildet.

In Rußland getroffen die Polen früher ebenfalls große Selbtändigkeit. fie hatten ihre eigene Regierung und fogar ihr eigenes Heer. mußten jedoch dies alles nach den Auftänden der Jahre 1831 und 1863 hergeben. Seit diefer Zeit find fie gezwungen. den ruffifaten Regierungsbehörden zu gehorchen und fiat der ruffifaten Staatsprache zu bedienen. Übrigens find ihnen erfi in der leisten Zeit wieder einige Erleiatterungen

H. Rottmann: Rußland und das Slaventum

hierin gewährt worden. Auch hat der Mangel an politischer Freiheit die russischen Polen nicht gehindert, große Fortschritte auf den Gebieten der Kultur und des Wirtschaftslebens zu machen. Der Mittelpunkt ihres geistigen und nationalen Lebens ist Warschau.

Am schwierigsten gestaltet sich das Leben für die Polen in Deutschland, wo sie sowohl von der Regierung als auch von weiten Kreisen der Bevölkerung bedrückt und zur Annahme der deutschen Sprache und Bildung gezwungen werden. Die polnische Sprache wird nicht nur bei den Behörden und im öffentlichen Leben nicht geduldet, sondern ist auch aus öffentlichen Schulen und zum Teil sogar aus der Kirche verbannt. Um das polnische Land möglichst rasch zu germanisieren, werden von der Regierung allerhand Maßnahmen für eine systematische Kolonisierung getroffen. Die Germanisierung wird besonders von der sogenannten Ansiedlungskommission betrieben, die zu diesem Zwecke über bedeutende staatliche Mittel verfügt. Und zwar werden die deutschen Kolonien vorzugsweise in der Nähe der russischen Grenze gegründet, um die deutschen Polen von ihren russischen Landsleuten zu trennen. Schließlich hat in der letzten Zeit die Regierung sogar einen Gesetzesentwurf eingebracht, durch den ihr das Recht zur zwangsweisen Enteignung des gesamten polnischen Besitzes in Deutschland zuerkannt werden soll. Im ganzen polnischen Volk ist dadurch schwere Beunruhigung hervorgerufen worden.

Der den Polen verwandte kleine slavische Stamm der Kaschuben wohnt an der Südküste der Ostsee, westlich der Weichselniederung, in den Provinzen Westpreußen und Pommern. Die Kaschuben sind ein Überrest des alten slavischen Stammes der Pomoranen, die, wie im ersten Teile besprochen, früher in ganz Pommern und einem großen Teil Westpreußens angefaßt waren. Sie wurden im Mittelalter von den Deutschen unterworfen, die einen großen Teil des Volkes vernichteten und ihr Land zu ihrem Eigentum machten. Der heutige Rest ist ein armes Fischer- und Bauernvolk mit nur noch schwachem Nationalbewußtsein. Da ihre Sprache der polnischen ähnelt, sind sie von manchen Gelehrten überhaupt zu den Polen gerechnet worden. Das Volk zählt heute nur noch 365 000 Köpfe, davon 220 000 in Deutschland und 145 000 in Amerika, fast sämtlich katholischen Glaubens. Die Nationalsprache der Kaschuben verschwindet allmählich immer mehr vor der deutschen, da sie weder in der Schule noch in der Kirche angewendet werden darf. Am besten hat sich das Volkstum der Ka-

W

schubten noch in den Bauerndörfern erhalten- die zwischen den Mooren und Sümpfen liegen; die Bewohner der Städte dagegen sind schon zur Hälfte germanisiert und bedienen sich ihrer Muttersprache nur noch im häuslichen Kreise.

Dies ist in kurzem die heutige Lage des Slaventums! Während die einen von den slavischen Völkern alle Vorteile der Unabhängigkeit genießen, ringen die anderen verzweifeln um ihr Volkstum zu erhalten, während wieder andere- von dem eisernen Ring fremden Volkstums umklammert, immer mehr dem völligen Untergang entgegengehen. Dennoch ungeachtet lebt jedoch *in fast allen slavischen Stämmen eine überaus große Liebe zu ihrer Nationalität, ein stark ausgeprägtes Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den slavischen Stammesgenossen und das lebhafteste Bestreben- einander in der Not beizustehen- alles Eigenschaften, die die Hoffnung des Slaventums auf eine bessere Zukunft berechtigt erscheinen lassen.

Paul Wertheimer:

Das Winzerfeli.

Die Reben zogen Berg entlang.

Das Feld lag wie ein Fürftenfaal.

So teppichbunt. Der Bogengang

Stand breitgewölbt. ein Schloßportal.

Der Saldner hielt gewichtig Wacht.

Die Mädchen wiegten sich im Reihn.

..Stiehl keine Frucht! Nimm dich in acht]

Wen er ertappt. den fperrt er ein --

In diefer Lauben Heimlichkeit.

Stiehl keine Traube. blondes Kind.

Durch Küffe wirft du nur befreit.

Du weißt. wie ernft Gefeße find . . ."

Ein Lachen. „Hüt' dich felbft. Gefell!“

Die Pöller fielen lachend ein.

Da ward die Seele mir fo hell.

Wie diefer heut gezog'ne Wein.

Den Becher fchwenkt' ich hoch im Schwung.

Da fah ich jäh. ein Traumgefpinft.

Ein Männlein in der Dämmerung;

Es hat mich fpöttlich angegrinft.

„Daß dir vor diefem Spuk nicht grant!

Zerbrich das Spiel! Genug! Genug!

Jfi alles Leben. froh erfchaut.

Doch nichts als deiner Sinne Trug!"

407

„Und hinter diefem Luftgefang.
Allüberall. wo Leben rollt.
.Hörft du nicht einen Echoklang?
Wir wollen nur das Gold. das Gold!
Und Lieb und Treu' und die Worte viel -
Siehft du die Lüge. fiehft du den Trug?
Jit alles träumender Sinne Spiel!
Zerbrich den Becher! Tu keinen Zug . . . !“
Und wie er flink in den Nebel lief.
Sank um den Becher grau ein Flor.
Die Sonne verblüht! Aus dem Becher tief
.Hob fich ein Weib im Duft empor:
..Und ift dies alles farbiger Tanz.
So freu dich. Glücklicher. am Schein!
Und tauch' hinunter in den Glanz
Und trink die Welt wie diefen Wein!
Und ifi die Seele angefüllt
Mit Tanz. Gefang und holden Frauen.
Soll einft Vergeffen auf dies Bild
Der Fülle fegnend niedertauen . . .*
Den Becher trank ich fröhlich aus.
Darin die Welt gefpiegelt lag.
Und warf ihn in des Fefies Braus.
Mit roten Fahnen fchied der Tag.
408

Karl Bleibtreu:

Romantifhe Liebe.

Schluß,

„Herr Rittmeifier- da draußen ifi eine Dame mit einem Kind.

Die will unfere Kaferne und die Feftungswerke befichtigen/ meldete ein Wachtmeifier- dekoriert und mit drei Chevrons auf dem Ärmel- dem wachthabenden Offizier (111 floor am Tor von Vincennes, der damaligen kleinen Feftung im Weichbild von Paris. Es war im Frühjahr 1813.

„Sind Sie toll? Was für ein Unfinn ifl das? Damen mit Kindern

-- ij die Kaferne der Kaiferjäger-zu-Pferd dazu da? Arretieren Sie die Perfon- wenn fie ihre Frechheit wiederholt!“

„Zu Befehl- mein Kapitän. Aber das fcheint eine fehr vornehme Dame. Sie fagt- fie habe Vollmacht und freien Einlaß für alle Feftungen- Garnifonen und Staatsgebäude.“

„Das haben höchfiens kaiferliche Prinzefiinnen von Geblüt. Aber Königin Hortenfe oder Karolina oder Paulina wird's wohl niäyt feindie kennfi du doch, Alfo ifi's* Schwindel.“

„Sie jagt abert fie will den Gouverneur fprechen oder einen Generali wenn einer hier fei. Im Vertrauen- mein Kapitän, man brockt fich vielleicht eine zu heiße Suppe eine wenn man ihr nicht den Willen tut und fie wenigftens anmeldet. Man kann nie wiffen . . . viellei>7t eine diftinguierte Fremder etwa Coufine der Kaiferin .“

„Welcher?“ fragte der Rittmeifier trocken. „Der gefchiedenen weiland Ihrer Majefiät Iofephinß oder der aktiven, Ihrer Majefiät Marie-Louife? Naf gleichviel! Herr Divifionsgeneral Ornano find zur Infpektion in der Fefiung eingetroffen . . . dem melden Sie nur die geheimnisvolle Fremde!“ . .

„Madame?“ Der fchneidige Kavalleriegeneral grüßte militäriſch, als eine fehr elegante Dame von zarter Schönheit- nicht mehr ganz jung,

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

ihm vorgeführt wurde. die ein vornehm herausgeputztes Kind an der Hand hielt. „Ich babe die Ehre mit -? Es muß wohl ein Irrtum obwalten. Rittmeister Parquin meldet mir. Sie wümfchten die Kaferne der Kaiferjäger-zu-Pferd zu infpizieren. und gar die Fefung Vincennes felber. Das ift unmöglich. geradezu phantafifch.“

„Vielleicht doch nicht fo ganz.“ lächelte die Dame. „Stehe ich vor dem Herrn Gouverneur?“

„Nein. Divifionsgeneral Reichsgraf Ornano. Als Kommandeur der II. Divifion der leichten Garde-Kavallerie unterfieht mir das hiefige Garnifon-Depot. und da ich zufällig zur Befichtigung hier bin. habe ich als Rangältefier momentan hier das Kommando. Aber. mein Gott. Madame. womit kann ich dienen? Ihr Begehren ift fo feltfam. daß es. ehrlich geflanden. Verdacht erregt. Was intereffiert denn eine Dame die Kaferne der vornehmften Truppe des Kaiferreihhs. der unmittelbaren Leibwache Sr. Majefität des Kaifers und Königs?“

„Eben deshalb wümfche ich. daß mein Sohn frühzeitig ein Bild der Truppe erhalte. in die er fpäter einzutreten beftimmt fein dürfte. Eine Mutter hat fchon früh die Laufbahn ihres Kindes im Auge.“

„So. das begreife ich. aber weniger. wie Sie. meine Schöne. den verbotenen Zutritt zu folchen militäriſchen Pläzern verlangen.“

Ornano nahm fchon einen familiären Ton an und drehte feinen Schnurrbart. als witterte er ein angenehmes Abenteuer. une delle fortune. wie die Franzofen es nennen. Wollte dies reizende Mädchen aus der Fremde. das kein Mädchen mehr war. vielleicht auf fo originelle Weiſe mit hochgefielten Militärs anbändeln? „Sie fcheinen nicht zu wiffen. daß eine folche Bewilligung höchftens kaiferlichen Prinzeffinnen eingeräumt werden könnte.“

„Genug. mein Herr!“ Die Dame, errötete vor Unwillen und reichte ihm ein Blatt in Form eines Paffes. „Hier ift die Erlaubnis. Sie kennen die kaiferliche Unterfchrift.“

Ornano las befürzt: „Wir Napoleon ufw.verordnen. daß die Inhaberinnen diefer Vollmacht ungehindert zugelaffen werde. wenn fie. die Gräfin Walewska. wümfcht . . . Oh. die Gräfin Walewska!“ Der General verneigte fich faft bis auf den Boden. „Ich bin undröttlich. Madame . . Mein Dienfteifer. die ftrenge militäriſche Etikette. mag mich entfchuldigen. Selbfterfändlich gereicht es mir zur befonderen Ehre. den jungen Herrn Grafen Walewski.“ er verbeugte fich tief vor dem Kinde. „perfönlich in die Geheimnisse der Kaferne einweihen zu dürfen.

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

„Unfere alten Grogards der Kaiferjäger werden sich glücklich schätzen, das erlauchte Abbild Sr. Majestät liebevoll betrachten zu dürfen.“

Die Gräfin errötete wieder, diesmal aus einem Gemisch von Stolz und peinlicher Scham über so deutliche Anspielung. „Komm, Lieblich.“ ermunterte sie das Kind, das mit verdüsterten Augen dabei stand und trotzig maulte. „Der Herr General wird dir die schönen Reiter zeigen und die Pferde und die Schabracken und die vielen Kanonen und die Wälle, wie ein kleiner Soldat sie kennen muß.“ -- --

„Frau Gräfin haben nun alles gesehen, und der junge Herr Graf ist hoffentlich mit uns zufrieden. Hm, die Kaiferjäger werden nun bald wieder ins Feld rücken, der Kaiser begibt sich nach Mainz, zum Beginn der neuen Kampagne. Es gilt, Madame, die Kofaken in ihre Steppen zurückzuschleudern, überhaupt all die nordischen Barbaren, diese Ruffen und Preußen. Es gilt die Zivilisation, die Freiheit der gefitteten Menschheit.“ deklamierte der Gardegeneral treu gehorfolmt die üblichen Phrasen. „Doch, natürlich haben wir alle unbedingtes Vertrauen zum Stern und Genie des größten Mannes, aber, unfere Angelegenheiten stehen augenblicklich nicht so glänzend wie früher. Sie, Frau Gräfin, sind ja in jener höchsten Sphäre mehr zu Haufe als ein schlichter General, wie ich, obchon von der Garde. Sie werden das am besten beurteilen können.“

„Sie täufchen sich, mein General.“ verfeßte die Walewska mit leicht gerunzelten Brauen. „und überfchätzen mein Eingeweihtsein in so bedeutende Dinge. Seit [ester Zeit, besonders seit der zweiten Heirat des Kaisers, bin ich wenig vertraut mit, wie voll ich fragen? Kurz, ich genieße das Vertrauen der allerhöchsten Person nur in beschränktem Grade, jedenfalls in geringerem, als Sie denken.“

„Ah, ist das wirklich so?“ Was war es, was in Ornano aufwallte, was in seinen kühnen Augen aufblühte, die sich mit verhaltener Glut auf die schöne Frau richteten? „In der Tat, Se. Majestät leben so sehr als glücklicher Hausvater, zumal seit der Geburt des Königs von Rom, fast möchte man fragen: wie ein behäbiger Bürgersmann, mit Respekt zu melden, falls die schuldige Ehrerbietung folches Gleichnis gefatten würde. Dann freilich, wenn so neue Bande ihn fesseln, doch pardon, ich werde indiskret.“

„Durchaus nicht, mein Herr.“ die schöne Polin spielte mit ihrem Fächer, ihn auf und zu klappend. „Ich mache kein Hehl daraus, daß ich den Kaiser schon seit lange nicht in der Intimität kenne. Ich

41:

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

fehe ihn felten.“ Dabei ftreifte ihn ein rafcher Seitenblick, Daß fie wie jede Frau den Eindruck bemerkte,, den fie auf das entzündliche Herz des ftattlichen Kriegers maäftq war nicht verwunderlich. Doch es kam ihm beinahe vom als lege fie Wert darauß ihm zu verftehen zu gebenf daß fie nicht länger intim mit dem Gebieter verkehre,, daß die Zeit der Minne vorüber fei.

„Das beglückt mich zu höreny“ murmelte er vernehmlich und warf ihr einen feurigen Blick zu. Sie erwiderte nichts,, neigte den Kopf mit ftummem Gruß und wandte fich zum Gehen. „Darf ich hoffeth Gräfim daß-ich nicht zum letzten Mal das unausprechliche Glück genoß, Ihnen meine perfönliche Huldigung zu Füßen zu legen? Darf ich mich der Reihe Ihrer Bewunderer anfehliefen und die Hoffnung wagen- der-einfnt zu Ihren Freunden zu zählen? Diefef Afpiration ift zwar kühn .

„Den Frauen mißfällt Kühnhe'it nicht/ lächelte fie vielfagend.

„Ich habe nicht fo viele Freunde daß ich Ihr Anerbieten verfchmähen follte. Ihr Befuch wird mir willkommen fein.“

„Das ift fchöm das ift lieb von Ihnenf Mariey daß Sie mich hier in meinem Exil befuchen.“ Napoleon lehnte an einer Baluftrade vor feiner Hausterraffe in Porto Ferrajo- vor fich das blaue Mittelmeer, neben fich feine alte polnifche Liebe,, die einen kleinenf hübfchen Jungen an der Hand führte, „Und da bringen Sie mir auch den Sohn. ,Wie geht es din mein kleiner Mann?“ Er zupfte ihn nach feiner feltfamen Gewohnheit am Ohrläppchenf wie er fo oft der Mutter getan.

„Bemerken Sie,, Siref wie fehr er Ihnen ähnlich fiehtx wie aus dern Gefieht gefchnitten.“

Der Imperator prüfte die Züge. „Äußerlich, ja. Aber die Stirn -- und die Augen fcheinen auch nicht gerade von Intelligenz zu leuchtem" murmelte er halblaut. „Gleiäfvieh für feine Zukunft ifk ja geforgt.“

„Mit Geld/' verfeßte die Mutter bitter. „Geh fpielen,, Kind!

Sieh'f wie die Schiffer dort das Boot ins Meer ziehen!“ Als der Kleine fortprangl fuhr fie haftig fort: „Doch was wird fonfi aus ihm? Man wird ihn Graf Walewski nennen! aber der Makel feiner Geburt -“

„Makelf was?!“ Der Kaifer blickte fie ftolz mit zornigen Augen an. „Ein Sohn Napoleons hat immer die höchfte Geburt ein Erbteif fondergleichenf adeliger als taufend Ahnen.“

„So meinte ich's nichy das weiß ieh wohl!“ hauchte die Polin

4:2

?gu Bleibtreu: Romantifche Liebe

demütig. ..Aber wo foll er Dienfte nehmen. was find feine Chancen. wie foll er Karriere machen? Bei jenigen Zeitläufen wird feine Abkunft ihm nur fchädlich fein."

„Wohl möglich." erwiderte der Imperator gelaffen. ..Ein Sohn Napoleons foll überhaupt nicht Dienfte nehmen bei anderen minderen Sonveränen. Ziehe er fich in die Stille des Privatlebens zurück. bis die Stunde ihn ruft!"

..Welche Stunde? Welche Ausficht öffnet fich denn? Das ift doch wohl alles vorüber."

..Wirklich. Madame?" Napoleon runzelte die Stirne. ..So wenig Hoffnung auf meinen alten Stern. allen Glauben verloren? Schämen Sie fich. meine Liebe! Ihre Landsleute. die braven Polen meiner Garde. find nicht fo kleinmütig. Die hoffen und harten auf beffere Zukunft daheim in Frankreich. wie all' meine Franzofen. und die Treu'fien ließen fich's nicht nehmen. mich hier nach Elba zu begleiten."

..Ehre ihnen! Doch das fagen Sie mir. Site? Bin ich nicht auch gekommen. Ihre Verbannung zu teilen?"

Er antwortete nicht gleich. auf feinem undurchdringlichen Geficht war nicht zu lefen. ob ihn dies Zeiäfen von Hingebung beglücke oder beläfige. Dann lächelte er mit jenem bezaubernden Lächeln feines fchönen Mundes. das ihm fo viele' Herzen gewann. Er |re>te die Hand aus: ..Dank von Herzen! Es rührt mich. Sie find eine brave Frau. hatten ja ftets ein edles Herz. Man foll guten Erinnerungen treu bleiben. dankbar der Zeiten gedenken. wo man zufammen glücklich war. Indeffen . . . man muß vor allem vernünftig fein. nicht zu hartnäckig an Vergangenen kleben. Das Leben fchreitet weiter. das Schickfal ändert fich und wir mit ihm."

..Soll das heißen. daß Sie meiner überdrüffig find?" rief fie erregt. ..Ich dächte doch. Sie hätten allen Grund. nicht die Wenigen von fich zu weifen. die noch an Sie gekettet find."

„Die Wenigen?!" Napoleon reckte fich auf mit gebieterifcher Gebärde. ..Sie werden etwas vorlaut. meine gute Marie. und vergeffen. was Sie meiner Würde fchulden. Was ewig an mich gekettet ifi. das ift nichts Weniges: Ruhm und Größe der großen Nation. Und die ‚Wenigeni find ungezählte Millionen."

Der alte Ehrgeizige! dachte fie. Noch ject in feinem tiefen Fall der alte Größenwahn. die alte Selbftfucht. Laut antwortete fie gelaffen:

„Nicht an diefe Millionen dachte ich. fondern an die Wenigen unter

Romantifche Liebe 4.

Karl Bleibtreu

-

Ihren Jntimen. die Ihnen noch geblieben find. Und die Frauen - nun. Kaiferin Jofephine ift tot. Kaiferin Marie-Louife ift fehlimmer als tot. Jhnen abtrünnig . .

„Jch verbiete Jhnen. in diefem Ton von meiner erlauchten Gattin. der Tochter Seiner Majefität des Kaifers Franz. zu reden.“ unterbrach er fie fcharf und bei'timmt. ..Worauf Sie hindeuten. das find Fabeln. Gefchwäß des Pöbels. das zu vernehmen unter Unferer Würde ift. Die Mutter des Königs von Rom fieht zu hoch für Majeit'ätsbeleidigungen. merken Sie fich das. Madame!“

„Aha! Die Mutter des Grafen Napoleon Walewski muß fich das gefallen laifen. nicht wahr?“ Jhre Stimme bebte vor verhaltenem Schluchzen. ...Haben Sie in Jhrer jeßigen Einfamkeit. wo Sie endlich einmal über fich nachdenken können. wohl jemals an Jhren Sohn gedacht?“

„An meinen Erben. den König von Rom?“ Seine Stimme klang kalt. eifig. gemeffen, ..Jede Stunde des Tages. An Jhren Sohn. meine Liebe? Nein. dazu habe ich keine Zeit.“ Und er fchaute aufs Meer hinaus. fo fremd und weltentrückt. als fei das Meer das einzige ihm vertraute und verwandte Geficht.

„Oh. Sie find herzlos!“ fchluchzte fie auf. ..nach allen Opfern. die ich Jhnen gebracht -“

„Das alte Lied der Weiber. als ob fie wonders was zu verfchenken hätten. und als ob fie das nicht gern genug verfchenkten. und als ob fie es überhaupt je verfchenkten. fndern es nicht klug an den Meiftbietenden losfchlügen - fei der Meiftbietende nun der erotifch Verlockendfie oder der materiell Günftigt'e! Welches Opfer brachten Sie denn? Daß ich Sie von einem verlebten Greis losriß und mit Reichtümern überhäufte. mit den Rechten. wenn nicht mit dem Rang. einer Prinzeffin bekleidete? Wie viel Prinzefinnen von Geblüt. glauben Sie wohl. hätten mit Jhnen getaufcht. wie viel Frauen ihr Leben dafür eingefeizt. von meiner Gunit und Gnade überfchüttet zu werden? - - Seien Sie nicht töricht. Maria!“ fuhr er milder fort. als er ihr Erblaffen mitleidig bemerkte, ..Es ift nicht fo böß gemeint. Sie wiegen fich noch in romantifchen Träumen. malen fich eine Welt. die nicht ift. Nun ja. wir haben uns geliebt . . . das ift fo ein Bedürfnis der Jugend. und wir waren damals. als wir uns trafen. beide jünger als heut. Parbleu! Seither find fchwere Schickfale über mich hinweggegangen. Ich glaubte die Welt aus den Angeln zu heben. und zuletzt hat die Welt. die ich wie

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

Atlas tragen wollte. mich erdrückt. Glauben Sie. daß ich da noch Gelegenheit hatte. mich unferer Küffe zu erinnern? Was wollen Sie? Habe ich den Kaufpreis nicht bezahlt. nicht für Polen getan. was ich konnte? Fürwahr. meine Verleumder mögen schwaßen . . . , in der Politik i| Worthalten meine Dummheit. . . , doch privatim brach ich nie ein Verprechen. vergaß nie eine Wohltat. blieb dankbar den Undankbaren . . . und fo auch dir. meine Holde. Übrigens. du bist noch immer schön. und wozu vergeuden wir schöne Stunden mit eiteln Klagen?“ Er umarmte sie mit begehrlchen Sinnen.

„Sie waren nicht in Malmaison. Madame. will ich hoffen?“

General Ornano. foeben aus seinem Versteck. wo er sich während der Hundert Tage dem Dienft des Vaterlandes entzog. zum Hotel der Gräfin Walewska geeilt. beugte sich hastig und gespannt zu ihr hinüber.

„Reim“ erwiderte sie kalt. „Wie sollte ich? Ich habe ihn seit seiner Landung bis heute nicht gesprochen. noch gesehen.“

„Oh. mir fällt ein Stein vom Herzen, Er ist schon in Rochefort. wird an Bord einer britischen Fregatte nach den Antipoden verschifft werden. Der Feind des Menfzengeschlechtes wird Europa nicht mehr fiören. In Malmaison hat er noch eine sentimentale Komödie aufgeführt . . . am Grabmal und im Totengemach der verstorbenen Iosephine.“

„Wiffen Sie. ob es Komödie war?“ erwiderte sie ruhig. „Meines Wiffens hat er wohl keine Frau je wirklich geliebt. als diese unbedeutende Kokette. Ich finde es ganz natürlich. daß er am Ende seiner Größe noch einmal die Stätte besuchte. wo er die Flitterwochen seiner ersten Macht mit seiner Frau verlebte. Ich glaube. er muß bitter gelitten haben. wenn er dort durch die alten Laubengänge fuhr und an seine Tote dachte. die einst all' den Glanz mit ihm geteilt. Ich erinnere mich. daß der Kaiser öfters von den Glocken Malmaisons schwärmte. die seiner Unruhe wohlgetan.“ Sie sprach würdig und schön in wohlgefeßten Worten. doch ihren Verehrer täufchte diese Würdigung nicht über die Kälte der Empfindung. Erfreut rief er:

„Nun ja. es hat sich ausgekaifert. Ich füchtete nur. Sie würden sich dem tyrannischen Korfen nochmals an den Hals werfen - Pardon! Man hat mir zugeraunt. gerüchtweife. damals bei seinem ersten Sturz in Fontainebleau hätten Sie ihm die Einfamkeit verfüßen. seine Verlassenheit trösten wollen. Ist das wahr?“

Sie schwieg und sah träumerisch in die Ferne. Dann sagte sie gelassen: „Wozu im Vergangenen wühlen! Damals . . . man schlug sich um Paris. auch Sie . . .“

„Bah. ich tat meine Pflicht als Soldat. Eine Wunde an der Schulter blieb mir als Denkzeichen. Und indes wir bluteten. feierte der große Mann wohl Schäferfunden? Nochmals Verzeihung . . . doch Sie ahnen. was ich dabei fühle.“

„Sie irren.“ verbeugte sie ernst. „Das sind Verleumdungen. wie so manches. was man über Gefallene ausheckt. Der Kaiser hatte mit dem Leben abgeschlossen. nahm Gift . . .“

„Oh. das sind Märchen!“

„Durchaus nicht. ich kann es bezeugen. Sein Körper überwand das Gift. das ist die Wahrheit. Sie fragen. ob ich in Fontainebleau war? Allerdings. Verzeihen Sie sich in meine Lage! Meines Sohnes willen . . . der keinen Vater hat . . . mußte ich mich nicht an den Vater meines Sohnes klammern in feinem Schiffbruch? Denn auch ich gehe ja mit unter. Was wird aus mir? Welche Stellung behaupte ich hier in der Fremde. von meiner Heimat für immer getrennt?“

„Alles nur des Sohnes willen. nicht feinetwillen?“

„Ja. ich bekenne es. Doch beruhigen Sie sich. er hat mich nicht empfangen. Seine Tür blieb verschlossen. wo er in Krämpfen rang. umsonst flehte ich auf der Schwelle um Einlaß. Oh. ich schmecke noch heut meine bitteren Tränen. meine Demütigung! Was ließ er mir sagen? Oh. es ist zum Weinen oder Totlachen! . . . In dieser letzten Stunde gehören meine Gedanken nur noch der Kaiserin.“ Welche er meinte. Iofephine oder Marie-Louise. wußte er wohl selber nicht. Aber natürlich. die legitime Gattin. das ist die Hauptache! Und eine echtgeborene Erbe! Wo mein Sohn bleibt. ist ihm ohne Bedeutung. Wir niederen Sterblichen müssen befehlen wie Semele. die Jupiter beglückt.“

„Bravo. so fassen Sie ihn richtig auf. den großen Ausbeuter! Großer Mann? Bahl Wo blieb seine Größe? - Ist aber. wo alles vorüber. blüht meine Hoffnung. Welche. das wissen Sie. angebetete Frau.“

„Ist wirklich alles vorüber? Wohin wird man ihn bringen?“

fragte sie hastig.

„Ich höre. nach St. Helena. Von dort kommt keiner lebendig wieder.“ schmunzelte er brutal. „Wenn endgültig über sein Schicksal entschieden. darf ich dann fragen -?“

EMPTY

ml xmlns="http://www.w3.org/1999/xhtml" xmlns:dc="http://purl.org/dc/elements/1.1/" xmlns:cc="http://creativecommons.org/ns#" xmlns:foaf="http://xmlns.com/foaf/0.1" lang="en" xml:lang="en" data-analytics-code="UA-954893-23" data-analytics-enabled="true" data-tracking-category="PT" class="no-js search-target-ls" version="XHTML+RDFa 1.0">

Nord und Süd. 1908:3. - Full View | HathiTrust Digital Library | HathiTrust Digital Library

[Skip to main](#)

Text Only Views

Go to the [text-only view of this item.](#)

- Special full-text views of publicly-available items are available to authenticated members of HathiTrust institutions.
- Special full-text views of in-copyright items may be available to authenticated members of HathiTrust institutions. Members should login to see which items are available while searching.
- See the [HathiTrust Accessibility](#) page for more information.

Navigation links for help, collections

- [Home](#)
- [About](#)
 - [Our Partnership](#)
 - [Our Digital Library](#)
 - [Our Research Center](#)
 - [News & Publications](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)

Navigation links for searching HathiTrust, login

[HathiTrust Digital Library](#)

Full-text Catalog

Search

Search Field List



- [Advanced full-text search](#)
- [Advanced catalog search](#)
- [Search tips](#)

Full view only

[LOG IN](#)

About this Book

Catalog Record Details

Nord und Süd. 1908:3.

[View full catalog record](#)

Copyright: [Public Domain in the United States, Google-digitized.](#)

Get this Book

- [Find in a library](#)
- [Download this page \(PDF\)](#)
- [Download whole book \(PDF\)](#)

Partner login required

Partner institution members: [Login](#) to download this book.

If you are not a member of a partner institution, whole book download is not available. ([why not?](#))

Add to Collection

[Login](#) to make your personal collections permanent

Add Item to Collection

Add to your collection:

Share

Permanent link to this book

Link to this page

[Embed this book](#)

About versions

Version: 2014-07-06 00:10 UTC [version label for this item](#)

Main Content (use access key 5 to view full text / OCR mode)

[Scroll Flip Thumbnail Page by Page Plain Text](#)

[Zoom In Zoom Out](#)

[Rotate left Rotate right](#)

[First Previous Next Last](#)

Jump to

- [Front Cover](#)
- [Title Page](#)
- [Table of Contents](#)
- [Section 1 - 3](#)
- [Section 2 - 148](#)
- [Section 3 - 241](#)
- [Section 4 - 319](#)
- [Index - 511](#)
- [Section 5 - 513](#)

Search in this volume

Search in this text

NO TEXT ON PAGE

This page does not contain any text recoverable by the OCR engine.

- [Home](#)
- [About](#)
- [Collections](#)
- [Help](#)
- [Feedback](#)
- [Mobile](#)
- [Take-Down Policy](#)
- [Privacy](#)
- [Contact](#)

'v j l r ' l -Ö'p
* . - < "Ö", -"
.- (J , "f 'eu .-.M-cxxz '
v' -. ' k": \ L.; ' 14,;
„W f". *
A
d \r . ' kt?' l ,c *F*
-- zz. ' r .Bcjdymben x Ü
**- i l * x l l

Jahrgang

1908

F. G. Waldmüller:

Frauenbildnis.

Zum Effay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk

von Arthur Roeffler.

EMPTY

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

W

„Das Fragen ist nie verboten.“ lächelte sie kühl, indem sie sich rasch erhob und ihm die Hand zum Abschied reichte. - - -

„Und so, Madame . . . Sie wissen, wie lange mein Herz Ihnen huldigt. Jetzt sind Sie frei . . . machen Sie mich zum Glücklichen der Sterblichen!“ General Ornano rückte den goldgeränderten Empire-Sessel näher an das kleine Sofa heran, in dem die schöne Polin lehnte, Es war in Paris, und der imperiale Märchentraum für immer zerronnen.

„Bin ich wirklich frei?“ kam es leise von ihren Lippen, ohne daß sie schon zuvor seine fürmliche Bewerbung mit einem Worte ablehnte.

„Das versteht sich doch von selber. Sie sind frei, da er . . . nie mehr frei wird. Die Mächte sind fest entflohen. Bonaparte auf der fernen Insel bis zum Tode festzuhalten . . . und sein Tod wird wohl nicht fern sein. Leibarzt Eorvifart hat mir selbst gefagt, er leidet an Magenkrebs. Lange kann's nicht dauern.“

„Oh, wie traurig!“ hauchte die Walewska, und es blieb ungewiß, ob bloß konventionelle Teilnahme oder wirkliches Leid aus ihrer unzufriedenen Miene sprach.

„Traurig, gewiß, doch vergessen wir nicht, wie viel Unglück er über die Völker brachte. Bonaparte hat sein Los verdient. Befondets sein letztes hochverräterisches Attentat, wo er das treue französische Volk gegen den besten der Könige aufwiegelte.“ Er hielt inne, errötete und hüstelte. Beide senkten unwillkürlich den Blick zu Boden, denn wer wußte nicht, daß das treue französische Volk einstimmig mit Jubelgeschrei seinen einzigen legitimen Erählten, den Kaiser der Franzosen durch den Willen der Nation auf seinen Thron zurückgeleitet hatte, als ob dieser korrische Parvenu niemals Millionen zur Schlachtbank geführt hätte!

„Es ist aber doch ein schreckliches Los.“ hauchte die Polin leise, ..und Sie begreifen, daß ich . . . daß es mir nahe geht.“ Eine etwas kühle Phrase für die Mutter eines Napoleonskindes! dachte Ornano halbbewußt, empfand aber klar bewußt nur die Freude, daß seine Angebetete offenbar recht wenig Anhänglichkeit für das gestürzte Weltidol bewahrte. Eigentümlich, feltfam, wenn man bedenkt, daß Millionen heut noch bereit wären, sich für den kleinen Mann im großen Hut in Stücke hauen zu lassen, Millionen, die ihn nur einmal sahen und keinerlei Wohltat von ihm erhielten! Ein unerklärlich unheimliches, fast schauriges Gefühl befiel den einftigen Gardegeneral, wenn er

27 417

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

auf eine Schöne schaute und bedachte, daß diese - es läßt sich nicht deutlich fassen, fühlen, ausdenken - nun, daß diese den Ungeheuren doch wohl intimer gekannt haben mußte, als eine Getreute. Intimer? Wirklich? Wer will das erweisen? Stand am Ende nicht ein Duroc dem Kaiser viel näher als dieses schöne Weib, das in seinen Armen ruht?

„Sie, Ihrerseits, begreifen, Gräfin.“ hub er wieder an. „daß es mich bitter schmerzt, eine gewisse Vergangenheit wachzurufen, wo Sie, doch Sie standen dem -“ er wollte zittern „Urfürst“, das bezwang sich mit einem Reiz von Sämen und murmelte: „dem Kaiser seit langen Jahren ganz fern. Ich glaube, Sie haben ihn nur ein paar mal im Jahre, und das begreife ich nicht, wie Sie überhaupt noch ein Bild lebendig erhalten.“

„Sie irren, General.“ Die Polin erhob sich halb mit einem Anflug von vornehmem Stolz. „Ich habe Napoleon auf Elba gesehen, später allerdings nicht mehr.“

„Auf Elba! Mein Gott!“ Ornano sah finstern vor sich hin. „Alfo doch noch?!“

Sie verstand ihn und beiläufig Argwohn und Vorwürfen ihres Zukünftigen zuvorkommen. „Das mußte ich . . . meines Sohnes wegen. Er sollte seinen Vater kennen lernen, und dann... ich wollte ihn der Gnade des Kaisers empfehlen. Arrangements treffen für sein Los, man konnte nicht wissen . . .“

„Alfo nur als Mutter!“ Ornano atmete erleichtert auf. „Aber sonst . . . Eine Dame von uraltem Adel, wie Sie, geborene Legitimistin, gut royalistisch . . . nur jene betrübenden Umstände konnten Sie mit dem Parvenu in Verbindung bringen.“

„Parvenu ist wohl etwas viel gesagt.“ Die Gräfin runzelte die Stirne. „Sie sollten nicht vergessen, General, daß Sie ein Diener und Anhänger waren.“

„Angehänger wohl nicht! Ich bin eben Soldat und gehorche dem Vorgesetzten. Natürlich leugne ich nicht, daß ich ihn bewunderte . . . als Soldat, nur als Soldat.“

„Verlieh er Ihnen nicht das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion? Das zeugt doch von feinem Wohlwollen.“

„Nun ja, er war gerecht, und ich tat meine Pflicht. Sonst hätte er mich wohl kaum zum Chef einer Gardereiterdivision erhoben. Doch andere hat er viel mehr ausgezeichnet, ich habe keinen besonderen

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

W

Grund zur Dankbarkeit. Der große Tag meiner Laufbahn. wo ich mir einen Namen erwarb. fiel auch gar nicht unter fein Kommando . das war bei Fuentes Onoro in Spanien unterm alten Maffena." ..Ach. erzählen Sie mir das!" bat ihn die schöne Polin mit liebevollem Aufblick. Jede Frau liebt ja Ruhmestaten zu hören deffen. den sie liebt. Ornanos Augen blißten bei fo untrüglichem Zeichen der Neigung. Als er seine Erzählung beendete. warf die Walewska hin: ..Die Spanier haben ja ihre Unabhängigkeit zurü>gewonnen . . . mit Hilfe der Engländer . . . wir Polen nicht . . . mit Hilfe der Franzosen. Freilich. Napolon hatte es gut gemeint. aber die legitimen Monarchen haben alles wieder weggewifcht mit einem Federfirich. Armes Polen!"

„Ah. nun denken Sie mit Bitterkeit an unfre angeftammten Souveräne. die in ihrer Weisheit schon wifien werden. was nottut. Napoleons Polengründung war auch fo eine feiner Ehimä-ren. Und wie hat Polen sich dafür opfern müffen! Der tat nichts umfonft." ..Die Polen blieben ihm aber treu.“ Die Walewska lächelte nachdenklich. ..Noch auf Elba hielten seine Polenreiter bei ihm aus . . . und jeder Pole fehwärmt immer noch vom großen Kaifer.“

„Die Toren! Ich hoffe doch. Gräfin. Sie kleben nicht mehr an solchen Phantasmen.“

Sie gähnte leicht, ..Wie follte ich! Bin fo lange von der Heimat fort und kann nicht zurückkehren. Mir ifi Polen ganz fremd geworden. Ich fagte nur fo . . . aber glauben Sie nur nicht etwa. daß ich mich länger für solche Dinge intereffiere. Das liegt weit hinter mir.“

..Bravo! So verknüpft Sie nichts mehr mit jener leidigen Vergangenheit. die wir beide vergeffen wollen.“ Insgeheim dachte er freilich: Das Intereffe der Frauen für unperfönliche Dinge wie Volk und Vaterland hält nicht lange vor. und das perfönliche Intereffe für große Männer . . . na. Gott sei Dank. daß es fo ift. fonft würde sie mich nicht nehmen. ..Und. fagen Sie doch. Madame. auf Elba hatte Sie der Tyrann wohl in seine verwegenen Pläne eingeweihet? Sie ahnten das Abenteuer der Hundert Tage?“

Sie errötete vor Zorn bei der Erinnerung. ..Nichts hat er mir gefagt. nimts. nichts. Oh. das empörte mich mehr als alles andere. Die abfcheuliche Säzwefter Pauline hat davon gewußt und die alte Bäuerin. die Madame Mutter. fogar die fogenannte Königin Hortenfe in Paris . . . aber ich war nicht genug dafür. Er hat mich mit ein paar Phrafen abgefpeifi.“

27* 419

Romantische Liebe Karl Bleibtreri

„Sehen Sie wohl.“ rief er triumphierend. „wie der Ufurpator auch Sie gemißbraucht hat wie alle. Ein Skandal! So behandelt er die Mutter feines Kindes. eine Frau. die sich ihm hingab aus so hochherzigen Beweggründen.“

„Ja. das leßtere ist wahr.“ betonte sie eifrig. „Ich war geblendet. fasziniert. die Retterin Polens zu werden. durch meinen Einfluß meinem Volke zu nützen. Deshalb . .

„Nur deshalb? Und hat nicht er selbst Sie fasziniert?“

Sie zuckte ungeduldig die Schultern. „Wer weiß! Mag sein.

Frauen sind schwach.“ Und eitel! ergänzte ihr Bewerber für sich.

doch ohne sich klar zu werden. ob ihm dies Geständnis mißbegehe. Für den Verliebten kommt nur eins in Betracht: ob sie ihren Ehemaligen liebte. Und das verneinte sie offen genug. denn nach einer Pause beteuerte sie ernsthaft: „Ich weiß. was Sie fragen wollen. Nein. ich glaube. ich habe Napoleon nie geliebt.“

„Der Fluch großer Männer!“ lachte er erfreut. „Das entschädigt uns Durchschnittsleute. Hat unsere Aussprache nicht beiden wohlgetan? Welche Bedenken hätten Sie noch gegen meine Werbung?“

„Ja. aber . . .“ flüfterte sie halblaut. „trotzdem follt' ich mir doch zufügen als feine . . . Witwe fühlen. Wird die Welt nicht medifizieren. es unanständig finden. wenn ich schon jetzt . . . , es wäre mir leid. wenn der Gefangene in seiner Trübsal . .

Ornato lachte. „Was Sie sich einbilden. Teuerste! Der! Ein solcher Egoist hat doch überhaupt kein Recht. auf Treue zu hoffen. Welche Verpflichtung haben Sie? Keine. Und wenn schon! Wenn es ihm das Herz bräche. sollen Sie etwa Ihre schönsten Jahre vertrauern. weil er einmal geruhte. Sie zu seiner . . . Zerfireung zu machen?“

Zu seiner Maitresse wollte er sagen. Sie runzelte die Stirn. In diesem Augenblick hatte sie den Mann. der so fern auf einer Insel im Weltmeer saß. „Sie haben recht. Ornato. Ich bin die Ihre.“

„Hören Sie. meine Damen. den fernen Lärm des Meeres! Das erinnert mich an - es klingt wie ferner Kanonendonner.“ Der Gefangene von St. Helena schritt langsam im Garten feines Longwood-Häusleins auf und nieder. wo die Damen Bertrand und Montholon seinen Spaziergang begleiteten. Deren Gatten folgten von einem Fenster aus diesem Luftwandeln mit neidischen und eiferfüchtigen Blicken.

Karl Bleibtreu: Romantifche Liebe"

je nachdem der kleine dicke Mann in Bourgeois-Frag' und rundem Hut die eine oder die andere Gefellfchafterin durch herablafiende Gunft auszuzeichnen fchien.

..Seine Majeftät find heute fehr aufgeräumt." bemerkte Graf Montholon giftig. ..Frau Generalin Bertrand fcheint ihn gar nicht mehr mit Kindergefchichten zu langweilen . . . pardon. ich meinte. fcheint ihn zu amüfieren, Sie ift fo naiv. und der Kaifer liebt das Naive."

..Finden Sie?" verfeßte Bertrand kühl. ..Jft mir nicht aufgefallen. Wenn man bedenkt. mit welcher rührenden Naivität Frau Gräfin Montholon bei jeder Gelegenheit ihre holden Augen fchmachten läßt. .. das follte Sr. Majeftät doch gefallen. Der Kaifer liebt. wenn man ihm Avancen macht."

..Herr General. ich muß fehr bitten -"

..Herr Graf. ich unterfrage Ihnen verletzende Bemerkungen. Vergeffen Sie nicht. daß ich der Palaftmarfchall des kaiferlichen Haufes bin und über Difziplinarverhältniffe darin zu wachen habe. Sollte mir belieben. vorlauter Aufdringlichkeit eine Rüge zu erteilen -"

..Mein Herr! Doch wozu mich ereifern!" Montholon lachte unangenehm. ..Der Kaifer hat jede Herausforderung und jeden Waffengang verboten. und er würde Ihnen hübfch den Kopf wafchen. wenn er Ihre Unartigkeit erführe. Sie find bloß eiferfüchtig. Herr Palaftmarfchall. auf die Gnade Sr. Majeftät. die er meiner Gemahlin zu erweifen geruht."

..Was! Das bilden Sie fich ein?" fchnob der treue Bertrand wütend. ..Der Kaifer-und-König weiß beffer. was er der Rangetikette fchuldet. Die Frau Generalin. meine Gattin. erfreut fich feiner befonderen Hochachtung." . . . Während diefer homerifche Zank eigenartiger ehemännlicher Eiferfucht tobte. welcher Amphitrope die Auszeichnung Jupiters bezüglich feiner Eehälfte genießen follte. fchäkerten die Rivalinnen fich mit gleicher harmlofer Bosheit an.

..Ach. fchon wieder Kanonendonner?" feufzte die Bertrand. eine geborene Engländerin. ..Majeftät follten in Gegenwart von Damen folche Erinnerungen verbannen. Doch die Gräfin denkt militäriſcher. glaube ich. Bei Kanonendonner denkt fie . . . nun. z. B. an Kapitulationen. Vor Ihnen. Sire. kapituliert man immer."

..Wie witzig!" parierte die graziöfe Montholon. ..Die Frau Generalin ift mehr fürs Viktoria-Schießen . . . bei Geburt eines neuen Baby, klolue, neue-If home!" Diefer Nadelftich faß. denn das Fa-

?wmantifche Lieb: Karl Bleibtreu

milienidyll der Bertrands fing an den kaiferlichen Paten zu langweilen. „Doch es gibt ja Damen. die felber den großen Napoleon fogar als Donnerer im Feldlager kannten . . . und von folch einer fprachen wir gerade heut.“

„Was meinen Sie.“ fragte der Kaifer gleichgültig, „Sie meine-n wohl die felige Iofephine? Was plauderten Sie denn über diefe? Ach ja. Italien . . . Feldzug von Mantua . . . Meine Jugend . . . Da war fie ja mit dabei. Man kehrt immer zurück zu feiner erfien Liebe. Meine arme Iofephine hat man mir auch fierben laffen . . . Fern von mir . . . feit lange getrennt. Sie hatte Fehler und Schwächen. ohne Zweifel. doch fie war die Liebenswürdige der Frauen.“ Die beiden Hofdamen rümpften die Nafe. Der Engländerin Bertrand fie(der lockere Lebenswandel der weiland Kaiferin auf die Nerven. die Franzöfin mokierte fich über Unwifienheit und Befchränktheit der eleganten Kreolin. und beide begriffen natürlich nicht. was der Imperator an diefer verblühten Kokette gefunden habe, „Und fehen Sie. meine Damen. die Kaiferin Iofephine hatte Herz. parbleu. voll Anhänglichkeit an meine Perfon. voll Treue. Sie wollte mit vier Pferden lang durch Frankreich nach Elba fahren. und ihre letzten Worte find gewefen . . . Doch. das wiffen Sie ja.“ Er verfank in djifieres Nachdenken. die weibläfen Höflinge fchwiegen. Die letzten Worte der gefäjiedenen Gattin ‚Marie-Louife . . . Elba . . . Napoleon* fagten fo viel. um faßten eine fo lange Gefchichte weiblichen Herzeleids. weiblicher Eiferfucht. „Ia ja. Corvifart hat's gefagt.“ hob Napoleon wieder an. „fie ftarb an Kummer . . . um meinen und Frankreichs Fall.“

Die Montholon verzog den Mund. die Bertrand zuckte die Achfel. Natürlich eine kahle conrenue! Der Leibarzt wußte als Höfling. was man gern von ihm hörte. „Ilch. wirklich. Sire?“ fragte die Montholon mit harmlofer Miene. „Ich dachte. die hohe Frau wäre an Krebs geftorben . . . oder an Rippenfellentzündung. war's nicht fo?“ „Wer glaubt denn an die Fabel vom gebrochenen Herzen!“ fiel die nüchterne Britin verächtlich ein. „Das ift wie die Gefpenfier: jeder hat davon gehört. und niemand hat's gefehen. Es geht alles mit natürlichen Dingen zu. Übrigens . . . Madame Iofephine befand fich ja in fo angenehmer Gefellchaft. der Zar aller Rufien machte ihr den Hof. als wäre fie zwanzig Jahre jünger gewefen.“

„Schweigen Sie!“ unterbrach fie Napoleon mit harter Stimme.

„Diefe weibliche Medifance ifi ein Hauptgebrehen Ihres Gefchlechts.“

Karl Bleibtreu: Romantische Liebe

Rauben Sie mir nicht meine Illusionen. Doch die Weiber möchten uns nur eine Illusion lassen: die über ihre eigene wertige Person!" Er ging mit heftigen Schritten voraus, die Damen als Zeichen feiner Ungnade hinter sich lassend. Dann wandte er sich plötzlich um: ..Was wollten Sie vorhin erzählen? Welche Frau, die mir nahe stand, meinten Sie denn, wenn sie's nicht war? Ich hoffe doch, Sie haben keine ungünstigen Nachrichten über Ihre Majestät die Kaiserin-Königin Marie-Louise? Doch sie war ja nie bei mir im Feldlager. Ach, das war eine Muffierfrau . . . zu häuslich dafür, zu gut bürgerlich, eine echte Deutsche. Ach, jede Stunde brennt die Wunde neu. Daß Sie auch wieder daran rühren mußten! Von Weib und Kind getrennt, wie soll ein armer Gefangener sich vor Verzweiflung bewahren!"

Die Damen warfen sich vielfagende Blicke zu. Ist dies Komödie oder kindliche Selbsttäufchung bei einem solchen Manne? Diese elende Tochter der Eäfaren, für die jede anständige Frau tiefe Verachtung empfinden muß, ein albernes, ordinäres, plumpe Geschöpf mit all' ihren hundert Ahnen, eine Person ohne jedes Ehrgefühl, die sich einen einäugigen Kammerherrn als erotischen Nachfolger Napoleons erkieselt! Und da sollte man ruhig mit anhören, wie ihr unglücklicher Gatte immer mit Zärtlichkeit und Achtung von dieser Verräterin, dieser vulgären Dirne schwätzt, als sei sie ihm unzertrennlich ans Herz gewachsen! Die Männer sind doch alle Gimpel und Narren, selbst die Napoleone und die Kaiser. Die Montholon fühlte etwas wie Haß, die Bertrand etwas wie Verachtung gegen diesen Menschen, der von zwei so edlen Zierden des schönen Geschlechts für solche Unzierden wie Josephine und Marie-Louise womöglich noch Devotion verlangte.

..Sire, wir würden sicher nicht wagen, so hohe Frauen obenhin zu erwähnen." bemerkte die Bertrand trocken. ..Es handelt sich nur um eine gewöhnliche Sterbliche, die Ew. Majestät sehr wohl bekannt war." ..Nachricht durch die Post; Sie hat geheiratet." fiel die Montholon ein. ..raten Sie: wer und wen!"

..Meine Liebe, ich war nie groß im Raten. Das Heiraten steht jedenfalls Weibern besser an." Napoleon lehnte am Gartenzaun und blickte hinaus, wo ein Anblitz ihn zu fesseln schien. Ein Ton von Trommeln und Flöten klang herüber, in der Nähe ererzierte eine englische Kompagnie.

..Auch wenn frühere nahe . . . Freundinnen eine unwürdige Wahl treffen?"

Romantische Liebe Karl Bleibtreu

„Wie das? Unter ihrem Stande? Das kommt auf den Stand an.“ Der Kaiser warf es zerftreut ihm indem er über den Zaun an eine Adreffe draußen murmelte: „Welche Dummheit!“

„Nicht fo!“ rief die Bertrand eifrig. „Unwürdig nennen wir es, wenn eine Angehörige des kaiserlichen Haufes einen Bourboniften heiratet . . . einen Abtrünnigen der in den Hundert Tagen zu den Bourbonen hielt obfchon einft General der Kaifergarde.“

„Alfo ein Mann von Difiinktion“ brummte Napoleon gleichmütig. „Ja. wenn man allex die nicht mehr mittun wollten ächten wollte. da käme man weit. Garde - hmf wird wohl Ornano fein.“

„Getroffeny Sire!“ klafchten die Damen in die Hände. doch er hörte nicht hin fondern betrachtete nach außen und fieß einen Laut des Mißfallens aus. „Und den heiratet keine Geringere als . . . Maria Walewska.“

„Mat-ia? Walewska?“ wiederholte der Kaiser mechanifch. Dann fieß er zwifchen den Zähnen hervor indem er zornig Hände auf dem Rücken. am Gartenzaun hin- und herfchritt: „Diefe englifche Infanterie ift zum Lachen. So etwas Altmodifches, Veraltetes von Taktik! Evolutionen wie zur Großvaterszeit! und das hat uns bei Water-(oo widerftanden! Man follt' es nicht für möglich halten. Schickfal, nur Schickfal. und dagegen ließ fich nichts machen.“ -

Die beiden Damen fahen fich unwillkürlich anf mit gemeinfamemi ärgerlichem Erftaunen. „Haben Ew. Majeftät verftanden? Die .. berühmte Gräfin Walewska heißt heute Frau Generalin Ornano.“

„Hm, fofo!“ Napoleon nahm eine Prife und ließ nicht den Blick von den Erezierenden draußen. „Sehr intereffant. Freut mich fehr. Warum hat man mir keine Anzeige gefchickt? Oder ift mein Palafimarfchall offiziell verfiändigt worden?“

„Nein.“ Die Bertrand warf unwillig ihr Köpfchen zurück. „Das hielt man wohl nicht für anftändig. Ich finde die Unterlaffung fehr begreiflich.“

„Nur ich erhielt privatim die Kunde mit der letzten Mail.“ Die Montholon richtete einen forfchenden Blick auf die unbewegliche Marmorbüfte des feiften Cäfarengefihtes. „Da die edle Polin doch ein Kind in die Ehe bringh fo dachte ich es intereffiere Elo. Majeftät . . . des Kindes wegen.“

„Oh ja, ein natürlicher Sohn! Für defien pekuniäre Zukunft ifi entfprechend geforgh“ murmelte Napoleom den Blick fiets nach außen

Karl Bleibtreu: Romantifhe Liebe

gerichtet. ..Sehr vernünftig von der Mutter. fie konnte nichts Befferes tun." Den Damen kam es vor. als ob ihnen fröftele. Sie hatten mit folcher Entrückung die Kunde vernommen und diskutiert, Auch die! Marie-Louife in anderer Auflage! Mit den Marien hatte der Imperator offenbar kein Glück. weibliche Marmonts. die ihn im Unglück verrieten. Man follte doch erwarten. der große Mann würde tief verwundet ausrufen wie einft bei Lannes' Tod: „So endet alfo alles!“ So endet die romantifche Liebe! Und nun diefe ungeheure Gleichgültigkeit? -

„Schwachheit. dein Name ift Weib.“ hatte die Bertrand zitieren wollen. aber nun fchwieg fie. und ein feltfamer Schauer überlief fie. als Napoleon nachdenklich fortfuhr: „Troßdem hat diefe englifche Infanterie unbezahlbare Qualitäten . . . fie liegen wohl im britifchen Nationalcharakter. In gewiffen Lagen ift fie die befie der Welt. glücklicherweife gibt's ja nur fo wenig davon. Nur ihre numerifche Schwäche fchützt uns vor englifäfen Eroberungskriegen. Man fagt. die Briten feien ein Krämervolk. Welcher Unfinn! So pflanzen fich Legenden fort. Niemand fcheint die englifche Gefchichte und den Nationalgeift zu kennen. ich weiß es beffer. obfäfen ich nie in England war. Diefe Bulldoggenraffe ift kriegerifch. eroberungsfüchtig. nur ihre kalte Vernunft bringt fie zum Handeltreiben. darin fuäfen fie eine praktifchere Art von Eroberung. Welch ein Unterfchied von rückfändig-romantifchen Völkern wie z. B. den Polen! Die Franzofen und Deutfchen haben noch viel von diefem Infelvolk zu lernen. Oh. ich höre nom künftigen Kampflärm . . . nicht wahr. meine Damen?“ Napoleon wandte fich um und laufchte wie geiftesabwefend. ..klingt diefe unruhige Brandung nicht wirklich herüber wie ferne Kanonade? Nun. ich werde das alles nicht mehr erleben. doch Europa wird einfi lernen. warum ich im wohlverftandenen Jntereffe des Kontinents mich bis aufs Meffer mit England fchlug. Ich habe falliert. die große Handelsfirma des Britenreihes fpielt auf Hauffe. aber wenn mal ihre Aktien fallen. dann wird man meiner gedenken.“ - -

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menschen und Schicksale
aus dem Zeitalter des Risorgimento.

II.

Federico Confalonieri.

Fortsetzung.

Federico war damals 30 Jahre alt: das Bedürfnis zu handeln,
zu wirken, sein Leben mächtig, weit hin sichtbar zu steigern war auf seinem
Höhepunkte und fügte einen durch seinen natürlichen Zustand bedingten
Grund der Unzufriedenheit mit dem neuen Regimente zu dem im Be-
wußtsein liegenden. Den angenehmsten Erfaß der Tätigkeit verschaffte
ihm das Reiten, wo es doch Bewegung, Geschehen, Erleben gab, und er
zugleich den unwillig ertragenen Verhältnissen der Heimat entrückt war.
Ähnlich wie ein unbefimmtes hohes Streben über dem, was er Nahe-
liegendes unternahm, hinging, so waren seine Reiten in Italien, nach
Frankreich und England für ihn gewissermaßen etwas Vorläufiges; denn
er träumte von einer wundervollen Reife nach dem äußersten Indien.
Indessen brachte ihm ein Aufenthalt in Neapel, wohin er Teresa mitge-
nommen hatte, ein Erlebnis, das seine gefpannte Seele für eine Weile
beschäftigte. Das Ehepaar trat dort in freundschaftlichen Umgang mit
dem österreichischen Gesandten Jablonowsky und seiner Frau Carolina
Woyna, einer Polin, die sich ihrerseits in ihrer Ehe nicht befriedigt
fühlte und die zärtlichen Gefühle, die sie bald in Federico erregte, zu
erwidern begann. Der Verkehr zwischen den beiden erinnert an die sen-
timentalen deutschen Liebesverhältnisse des 18. Jahrhunderts: sie schrieben
einander lange Briefe, in denen sie sich ihrer Zuneigung, er schwärmerischer,
sie zurückhaltender, und des edlen Charakters derselben versicherten, sie
mahnte ihn an die Vorzüge seiner Frau, er sie an die ihres Mannes.
Seine Eigenart zeigte Federico darin, wie er ihr in Gesprächen und

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

Briefen andeutete, daß er ihr umfaffende Erklärungen über fich, feinen Charakter und fein Schickfal machen wolle, dadurch veranlaßte, daß fie ihm Einblick in ihr Inneres gewährte, ihr aber das verpfrochene Vertrauen fchuldig blieb, fo daß fie ihm eindringliche Vorftellungen deswegen machte, Gewiß war es nicht feine Abficht, fie, die er liebte, auszuholen; es kam ihm wohl der Antrieb, fie, einmal ganz mitzuteilen, und fchließ-lich konnte er den Widerfiand, der in feinem Inneren dagegen war, doöz nicht überwinden. Freilich muß man zweifeln, ob er die lebten Beweggründe feines Handelns, den tieffien Grund feines Wefens überhaupt in Worte hätte faffen können. Was er wollte und was ihn quälte, das Ziel, das in der Ferne fchwebend ihm keine Ruhe ließ, war nicht mit Namen zu bezeichnen, war das Unerreichbare an fich, wovon ihm vielleicht nur fo viel zum Bewußtfein kam, daß er zögerte fich darüber klar zu werden und vollends auszufprechen.

Indeffen als Mann, der auch in einem von der Wirklichkeit umgrenzten Kreife lebte, verband Eonfalonieri einen praktifchen Zweck mit feinen Reifen; war er in Italien, fo fuchte er die Liberalen untereinander in Verbindung zu feßen und die politifihen Zufände und Möglichkeiten kennen zu lernen, im Auslande machte er Beobachtungen über den Kultur-zuftand und das Staatswefen der anderen Nationen, um fie irgendwie auf die heimifchen Verhältniffe anzuwenden. Insbefondere erwärmte er fich für England. Wenn er den kriechenden Gang der Tage im refiautierten Italien mit der Negfamkeit verglich, die dort herrfchte, fo kam ihm fein Vaterland wie ein fiehendes Waffer vor, moraftig träge, in dem der Geift erfickt und untergeht. Dort hatte er intellektuelle Produktion, Handel und Gewerbe in Blüte gefunden, weltliche Schulen, gute Zeitfchriften, philanthropifche Einriäftungen und Erfindungen kennen gelernt, die das jädtifche wie das häusliche Leben bereicherten und verfchönerten. Der Gedanke kam ihm, daß man die Errungenfchaften einer modernen Kultur, von denen Italien nichts wußte, in Mailand einführen und auf diefe Weife neuem Leben überhaupt und univerfalen Ideen den Boden bereiten könnte. Dabei ftand er nicht allein: von den Freunden, die feine Abfichten teilten, war der tätigfte Graf Luigi Porro Lambertenghi, in defien Haufe fich verfammelte, was es an modernem Geift in Mailand gab. Die Einführung eines Dampfbootverkehrs auf dem Po wurde geplant und ins Werk gefeßt, öffentliche Gasbeleuchtung, die Einrichtung von Volkfchulen, auf dem Syftem des gegenfeitigen Unterrichts beruhend, die Herausgabe einer Zeitfchrift, die Gründung einer Sparkaffe

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch.
und eines Nationaltheaters ins Auge gefaßt und zum Teil verwirklicht.
und schließlich träumte Eonfalonieri von einem großartigen Bazar. der
einen großen öffentlichen Garten als Spiel- und Erholungsplatz für
Mütter und Kinder umfassen und gedeckte Verkaufsläden. Fremden-
zimmer. Lefezimmer. Refiaurationen. Cafes. Bäder. kurz alle erdenklichen
Einriäjtungen enthalten follte. die ihn zu einem Mittelpunkte des Ver-
kehrs machen könnten.

Eonfalonieris Gebiet waren besonders die Schulen. wofür er die
vornehme und gebildete Welt Mailands zu intereffieren wußte. In den
wichtigsten Städten der Lombardei wurden ebenfolche gegründet. die von
Mantova fiand unter der Leitung des Grafen Arrivabene. Es begann
für die an diesen Unternehmungen beteiligten jungen Männer eine froh
erregte Zeitz das Bewußtsein. sich im Gegenfaße zum herrfchenden
Syftem zu befinden. etwas zu wagen. während man doch auf dem Boden
des Rechtes blieb. ja etwas Gutes. dem Vaterlande und Volke Dienliches
anfirebte. war zunächst nur eine Anregung und ein Sporn sich enger an-
einanderzufchließen.

Die Schulen von Peftalozzi und Fellenberg in der Schweiz wurden
befucht. das englifche und franzöfifche Schulwefen wurde ftudiert. man
fuchte geeignete Lehrer und bekümmerte fiäf um Papier. Bleififte und
Federn. die verwendet werden follten. Der rafche Erfolg. die wachfende
Zahl und die dankbare Anhänglichkeit der Schüler vermehrte die Luft
der Stifter an ihrem menfchenfreundlichen Werke. In der Eröffnungs-
rede hob Eonfalonieri hervor. daß auch die Mädchen eine beffere Bildung
erhalten müßten. da gerade fie. auf die Enge und Eintönigkeit des Haufes
angewiefen. in _den Stand gefeßt werden follten. dieselbe durch einen
einigermaßen entwickelten Geifi heller und fhöner zu machen.

Für die Zeitschrift. den berühmten Eonciliatore. der in der Literatur
die romantifche Richtung gegen den alten Klaffizismus vertrat. fiellte
er unter anderen die Regel auf. er folle möglichfi frifche und genaue Nach-
richten bringen über alles. was in allen Teilen Italiens vorgehe. damit
die. welche dasfelbe Land bewohnten und dieselbe Spraäje fprächen. be-
kannter miteinander würden; für den guten Italiener fei von gleiäjer
Wichtigkeit. was in Turin. Mailand. Brescia. Florenz. Bologna. Pefaro.
Neapel und Reggio gefchehe. Doch follten die Lefer auäf von dem
Guten und Vorbildlichen anderer Länder unterhalten werden; denn es
galt. die Italiener nicht nur italienifch. fondern europäifch zu machen.
Beiträge zu dem Blatte lieferte Eonfalonieri nur wenige und unbedeu-

Ricarda Hua): Aus dem Zeitalter des Riforgimento
tende; denn er hatte weder Neigung noch Begabung sich schriftlich mit-
zuteilen. .z

Der persönliche Verkehr zwischen den hohen österreichischen Beamten
und der mailändischen Gesellschaft gestaltete sich leidlich. dank der ver-
föhnenden Kultur. den gewinnenden Umgangsformen der Italiener und
der Gutartigkeit und Vernunft der meisten Österreicher. Mit dem Ober-
befehlshaber der österreichischen Truppen in der Lombardei. dem Feld-
marschall Bubna. einem Manne von vornehmer Gefinnung. war Con-
falonieri persönlich befreundet. Indessen nach dem österreichischen
Systeme konnten die Neuerungen. die ganze freudige Beweglichkeit. auch
wenn sie den oppositionellen Charakter nicht gehabt hätte. nicht geduldet
werden. Zwar erteilte die Regierung vorderhand die Erlaubnis zur
Dampfschiffahrt. zu den Schulen und zur Zeitschrift. sich immerhin die
Überwachung vorbehaltend; aber es ist anzunehmen. daß der Kaiser nur
eine Gelegenheit abwartete. dem anmaßenden Betriebe ein Ende zu
machen. ja vielleicht deswegen ihn eine Weile spielen ließ. damit sich
die gefährlichen Geister dabei offenbarten.

Die ersten Schritte tat die Regierung gegen den Conciliatore. der.
namdem die Zensur zunehmend schärfer geworden war. im Oktober des
Jahres 1819 ganz unterdrückt wurde. Die Freunde begannen für ihre
Schule zu fürchten. und in der Tat wurde eine nach der anderen auf-
gehoben. einzig die von Mailand blieb ihr Dasein noch. Das Auf-
hören dieser Zeit. die Arrivabene die glücklichste seines Lebens nannte. ließ
in den jungen Leuten eine Leere und ein verhängnisvolles Übermaß an-
gepannter Kräfte zurück. ..Da eine wohlthätige Wirksamkeit hatte auf-
hören müssen.“ ähriebe derselbe Arrivabene viele Jahre später.- ..nahmen
die politischen Ideen wieder die Herrschaft über meine Seele ein.“ In
Confalonieri vollends empörte sich wieder der Stolz des Aristokraten und
des Italieners und regte sich leidenschaftlicher der Drang ins Große.
Den bestimmten Wunsch. Mailand von der österreichischen Herr-
schaft befreit zu sehen. hatte Confalonieri. einen Plan konnte man es
kaum noch nennen. Das Ergebnis seiner italienischen Reife war im
ganzen recht niederträglagend gewesen. wie denn wirklich die Grundlage
der patriotischen Bestrebungen sehr schwach und schwankend und auf
Teilnahme der andern italienischen Staaten nicht zu rechnen war. Auch
in Mailand muß man sich die Zahl derer. auf die die Patrioten sich ver-
lassen konnten. recht gering denken: der größere Teil der Aristokratie
war Östreich zugetan. viele schimpften und wußten zwar gern über
420

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch
die Regierung. betrachteten sie aber doch als das Tatfäälithe. das man
sich gefallen lassen muß. Das Volk kam nicht in Betracht. es liebte den
einheimischen Adel nicht und hatte wohl kaum Ursache dazu. Selbst die
Brauchbarkeit derer. die es ernst meinten. war durch die Gewöhnung an
ein weiches. genußreiches Leben erheblich eingeschränkt. Bonfalonieri.
der zu gerecht und vornehm war. um sich wegwerfend über einzelne zu
äußern. dachte doch von der Kraft und Seelengröße seiner Landsleute
im allgemeinen nicht hoch. „Du weißt.“ schrieb er an Gino Capponi.
„daß die Menschen bald beschäftigt. bald träge. bald verliebt sind. Dann
ist es leichter im Menschen Begeisterung als eine andauernde und ruhige
Willenskraft zu finden. und man kann wenig oder gar nicht auf die Mit-
wirkung oder Beihilfe unferer viel redenden. wenig leistenden und sich
nie anstrengenden Landsleute zählen.“ Die in Italien herrschende Ober-
flächlichkeit machte. daß er. wie viele bedeutende Männer aus der Zeit
des Riforgimento. sich zu England und auch zu Deutschland hingezogen
fühlte. Deutschland. „jenem Lande rechtlicher Geister. gütiger Herzen und
tiefer Studien.“ Er selbst war nicht so allgemein beliebt. daß er einen
entscheidenden Einfluß hätte ausüben können; im Gegenteil. sein Stolz.
seine Überlegenheit. der er sich bewußt war. trieb seine Standesgenossen
zurück. wenn sie es auch zunächst nicht merken ließen. und die niederen
Klassen sahen in ihm hauptsächlich den reichen. übermütigen. vom Glücke
getragenen Aristokraten. Er nahm durch seine Eigenart eine Ausnahme-
stellung ein. die man ihm nur so lange verzieh. bis ein Fehltritt. den er
tat. oder ein Unglück. das ihn traf. ihn leicht verwundbar machte.
Vernünftigerweise mußte also Bonfalonieri die vorhandenen Mittel
für viel zu gering halten. als daß man auf sie gestützt etwas Gewaltthätiges
gegen Oesterreich hätte wagen können. Das einzig Greifbare. woran
man sich etwa halten konnte. war dies: man wußte. daß der junge Erbe
des piemontesischen Thrones. Karl Albert von Sardegnen. sich gern mit
liberalen und italienisch gesinnten Männern umgab. und es lag nahe die
Hoffnung auf ihn zu richten. wenn es sich darum handelte. dem Vater-
lande einen König aus einheimischer Dynastie zu geben. Strebte Karl
Albert wirklich nach der italienischen Krone. so bekam. was sonst ein Hirn-
gepinne gewesen wäre. eine Art von Wirklichkeit und Rechtmäßigkeit.
und was den Mailändern. man muß es sagen. das liebste. in ihrer Lage
aber auch notwendig war. das eigentliche Handeln und Wagen wurde
den Piemontesen überlassen.

Der Ausbruch der Revolution in Neapel. wo es den Liberalen

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des* Riforgimento gelang, dem Könige eine Verfassung aufzuzwingen, machte die Patrioten kühner, den Kaiser von Österreich doppelt mißtrauisch; er erließ Dekrete gegen die Carbonari, worauf die Einsetzung einer Kommission in Venedig zur Aburteilung der Schuldigen und eine Reihe von Verhaftungen folgte: im Oktober 1820 wurden Piero Maroncelli und bald darauf Silvio Pellico, einer der eifrigsten Mitarbeiter am Conciliatore, gefangen genommen und in Anklage verfaßt. „Meine beiden Hände habe ich vor Wut gebissen.“ schrieb Confolonieri im Januar 1821 an Gino Capponi, als die von ihm gegründete Schule des gegenseitigen Unterrichts in Mailand geschlossen wurde.

Gerade in dieser Zeit bereitete die liberale Partei in Piemont eine Revolution vor, die auf eine Verfassung und Unabhängigkeit von Österreich zielte, wodurch den Lombarden sich eine Gelegenheit zu bieten schien, die verhaßte Fremdherrschaft loszuwerden. Von den Lombarden, die meist unter Confolonieris Leitung, sich mit revolutionären Ideen abgegeben hatten, waren viele sehr jung, unerfahren und unbedacht und zogen mehr ihre Hoffnungen als die Tatsachen zu Rate. Confolonieri war vorsichtig; immerhin hatte er von dem unberechenbaren Charakter Karl Alberts und von dem Stande der Parteien in Piemont keine richtige Vorstellung, und bei der polizeilichen Überwachung war es schwer, sich eine zu bilden. Was bisher in undeutlicher Ferne gelegen und Kräfte und Hoffnungen angepornt hatte, rückte plötzlich verhängnisvoll, ebenso drohend wie verheißend nahe. Lud man eine Verantwortung auf sich, wenn man unter so wenig günstigen Umständen eine Revolution guthieß, so konnte es andererseits geboten erscheinen, den guten Willen des Prinzen, den die Geschichte zum Könige von Italien bestimmte, zu benützen. Weder Piemontesen noch Lombarden konnten sich denken, daß ohne den Grafen Confolonieri etwas unternommen werden könne. Die Zeit drängte: Zusammenkünfte fanden statt und allerlei Vereinbarungen wurden getroffen, um den Piemontesen, wenn sie die Grenze überschritten, hilfreiche Hand zu bieten. Confolonieri fürchtete das Ereignis mehr fast, als er es wünschte, und riet einem der piemontesischen Anführer, die Erhebung auf spätere Zeit zu verschieben, jedenfalls aber nur dann die Waffen zu ergreifen, wenn Karl Albert sich selbst an die Spitze des Heeres stelle allein für den Fall, daß sie dennoch ständen, glaubte er dafür sorgen zu müssen, daß die Patrioten in der Lombardei zum Handeln gefaßt und geeinigt wären. Es war die Zeit, wo Manzoni das erste viel später veröffentlichte hinreißende Lied dichtete, in dem er für immer un-

Aus dem Zeitalter des Riforgimento - Ricarda Hug)

glücklich denjenigen nannte, der am Tage der Befreiung dem heiligen Banner nicht gefolgt wäre und einfiagen müßte: ich war nicht dabei! Die übermäßige Aufregung und Belastung der Seele mag zum Ausbruch der Herzkrankheit beigetragen haben, die Confalonieri um diese Zeit befiel. Der nervöse Charakter, den die Krankheit augenscheinlich hatte, könnte auf die Vermutung bringen, er habe sich selbst unbewußterweise vor der Notwendigkeit, eine Entscheidung zu treffen, schützen wollen. Es fanden noch Befprechungen der Freunde an seinem Krankenbette statt, obwohl er dem Tode nahe war. Die erzwungene Ohnmacht Confalonieris wurde als ein fäiwerer Schaden für die Sache, die er vertrat, betrachtet; doch hätte er den raschen Abfall Karl Alberts und den kläglichen Zusammenbruch der Revolution in Piemont sicher nicht verhindern können. Es zeigte sich, daß die vorhandenen Kräfte bei weitem nicht reichten, um den Kampf gegen Osterreich aufzunehmen: nunmehr waren die patriotischen Hoffnungen auch in der Lombardei und Venetien auf lange Zeit hinaus niedergechlagen.

Während seiner Krankheit hatte Teresa ihren Mann unermüdlich gepflegt und zugleich, wenn es nötig war, den Gefährten gegenüber vertreten. Die freundschaftlich-verliebten Beziehungen zwischen Federico und Carolina Woyna hatten zwar noch eine Weile fortbestanden, aber die Zeit hatte ihren leidenschaftlichen Charakter vermindert und den Grafen eine mannigfache Tätigkeit abgelenkt. Es war Teresa bekannt geworden, wie wenig das Herz ihres Mannes ihr gehörte; sie litt darunter, ließ es aber ihn nicht entgelten. Einen ganz klaren Einblick in das Verhältnis der beiden Gatten gewähren die wenigen Briefe, die vorliegen, nicht; fast hat es den Anschein, als hätten sie freundschaftliche an Stelle der ehelichen Beziehungen gesetzt, sei es infolge der Gleichgültigkeit Federicos oder aus anderen Gründen. Aus ihren Briefen an ihn spricht tiefes, ergebungsvolles Leiden und unerfchütterliche Liebe, die sie mit der Zurückhaltung einer nichtgeliebten Frau äußert, andererseits so ernstlich betont, daß man schließen muß, er habe nicht daran glauben wollen. Vielleicht redete er sich ein, Grund zu Vorwürfen und Zweifeln zu haben, um vor sich selbst entschuldigen zu können, daß er sie vernachlässigte. Schwere, sorgenvolle Zeiten machen oft die Menschen wieder teuer, deren man in der Alltäglichkeit nicht mehr achtete; so mag die Gefahr der bevorstehenden Revolution, dann die schwere Krankheit Federicos, während der Teresa ihn mit Hingebung pflegte, sie einander näher gebracht haben. Ahnten sie auf nicht, daß die Sommermonate, die sie

*.1 a1}; a 0 1L;
gmagigaamau „
.Nox-X:
..-
.-
L15" '
(xx-
'-'§
j
*c
*TZ-»-
l
:
l
lt

UKW daß die '*Sommermrnate.

|

... k.
r rr
r M ee
e l
l UW..
...UF UW
.cl ,l
WWW .mo
r
d E n.
e . [r
cl..lv au
au
aayWh
Wk... m...
ri. r
OE e
.v .0A
Gem...
.0U UM
FDZAv
gg
.u
a0
g
WWU...
q
3]

EMPTY

EMPTY

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch nicht denken. daß man ihn anzutaften wagen würde ohne einen Beweis seiner Schuld; darauf. daß Freunde ihn verraten könnten. kam er nicht. auch hier seine Macht im Gemüt anderer überhörend. Es wird erzählt. der Feldmarschall Bubna habe dem Grafen. als er ihm in Mailand begegnet sei. in nachdrücklich bedeutendem Tone gefagt: „Graf Confalonieri. mir hat geträumt. Ihr wäret in der Schweiz.“ Andere wollen wissen. er habe Teresa empfohlen. ihren Gemahl zu bewegen. daß er Mailand verlasse. wo die Luft ihm nicht zuträglich sei.

Am 4. Dezember wurde Giorgio Pallavicino und einer seiner Freunde. der mit ihm in Turin gewesen war. verhaftet. Obwohl Federico nicht ahnte. daß die unbedachten Ausfagen seines jungen Freundes der Kommission den erwünschten Grund lieferten. zu seiner Verhaftung zu schreiten. machte ihn doch das Ereignis bedenklich und den Bitten seiner Frau geneigter. „Wenn ich meine Heimat verlasse.“ schrieb er am 8. an Gino Capponi. „tue ich es nicht freiwillig; ich werde es nur im letzten Augenblicke tun. wo mir zweifellos die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis bleibt.“ Er gab dem Gedanken Raum. konnte aber den Entschluß nicht fassen; indem er floh. bekannte er sich schuldig. und das widerstrebt ihm überhaupt fand ihm die Gebärde der Flucht nicht an. und schließlich mochte er es für seine Pflicht halten. auf dem Pofien zu bleiben. wie der Kapitän das untergehende Schiff nicht verläßt. bevor die Mitfahrenden sich alle gerettet haben.

Am Abend des 12. fuhr die Frau des Feldmarschalls Bubna beim Haufe Confalonieri vor und bat den Grafen - ob sie knieend ihn anflehte. mag dahingeführt bleiben - in ihren Wagen zu steigen und sich über die Grenze bringen zu lassen. Man ist versucht. an jenes Wort zu denken. daß die Götter den zuvor blind machen. den sie verderben wollen. Er ließ sich nicht überreden und wurde am folgenden Tage verhaftet. um erst nach 14 Jahren dem Leben wiedergegeben zu werden.

Als die Polizisten kamen. glaubte Confalonieri. es handle sich um eine neue Hausdurchsuchung. dann. als es klar wurde. daß es seiner Person galt. warf ihm Teresa einen schnellen Blick zu. der Flucht bedeutete. Der Augenblick. wo ihm zweifellos nur die Wahl zwischen Verbannung und Gefängnis blieb. war gekommen. Unter dem Vorwande. sich umkleiden zu wollen. begab er sich in sein Schlafzimmer und eilte von dort durch verschiedene Gänge und Treppen zu einer Hintertür. die auf das Dach des Palastes führte. und die er früher etwa zu diesem Zweck ins Auge gefaßt hatte. Einen Polizisten. der ihm folgte. stieß er so heftig von sich.

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

daß er zurücktaumelte und das Bewußtsein verlor, und er hätte vielleicht das Freie gewinnen können, wenn der Ausgang nicht kurz vorher ohne sein Wissen verflochten worden wäre. Die so spät verführte Flucht * wäre doch wohl kaum gelungen.

Die Behörden, die die Schritte des Grafen seit lange verfolgten, waren hocherfreut durch die Geständnisse des jungen Pallavicino endlich eine Handhabe gegen ihn bekommen zu haben. Metternich stimmte in das Frohlocken des befriedigten Amtseifers nicht ein: er fürchtete, schrieb er dem Gouverneur Straffoldo, daß das Ergebnis des Prozesses nicht so vollständig werde, wie jener sich einbilde. Er tadelte das übereilte Verhaften bekannter Persönlichkeiten, die man hernach wegen Mangels an eigentlichen Schuldbeweisen wieder entlassen müsse, was schon mehrmals vorgekommen war, da das allemal einen Triumph für die revolutionäre Partei bedeute. „Derfelbe würde noch auffallender sein, wenn die Indizien, die, wie Sie mich wissen ließen, gegen Mr. de Confalonieri vorliegen, nicht zu so überzeugenden juristischen Beweisen führten, daß man seine Verurteilung damit begründen könnte; denn es genügt nicht, daß seine Schuld nur moralisch augenscheinlich vorliegt- darüber konnten wir ja seit lange keine Zweifel hegen -, sondern es ist für die öffentliche Meinung von höchster Wichtigkeit, sowohl in Italien wie in ganz Europa, daß diese Koryphäe der liberalen Partei nicht eines Tages als Opfer der Willkürherrschaft wieder auf dem Schauplatz erscheinen kann.“ Damit wurde der Kommission, an deren Spitze im Juni 1822 jener Salvotti trat, den die zeitgenössischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geißel der Hölle gegenüberstellten, der nachdrückliche Auftrag erteilt, Confalonieri, nun er einmal verhaftet war, auch als Hochverräter zu verurteilen, und der berühmte Inquirent, der den verflochtensten Angeklagten die Geständnisse wie durch Zauber aus der Brust zu ziehen wußte, wendete seinen ganzen Scharf sinn auf, entweder den Grafen bekennen zu machen, oder ihn durch überwältigende Schuldbeweise zu überführen.

Die Fehigkeit, mit der Confalonieri anfangs sich jedes Zugeständnisses enthielt, machte die Richter beforgt, sie suchten sich zunächst mit dem Anklagematerial zu trösten, das verschiedene andere Gefangene lieferten, die teils um sich selbst zu entlassen, teils aus Unbedacht oder Mißverständnis gegen den Grafen ausfragten. Später trat er aus seiner Zurückhaltung heraus und erklärte, zwar keine Namen nennen zu wollen, soweit die Betreffenden nicht schon gefangen wären oder sich durch Flucht in Sicherheit gebracht hätten, aber die Revolution und seinen Anteil an

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch
ihr getreu darstellen zu wollen. Die größere Gefchicklichkeit Salvottis,
der im Laufe der Verhandlungen zum Inquirenten ernannt wurde und
ihn mit Zeugenausfagen fo in die Enge trieb. daß längeres Schweigen
nur Gefiehn bedeuten konnte. mag zu diefem Entfchluffe beigetragen
haben,
Es ift Eonfalonieri ein Vorwurf daraus gemacht worden. daß er
nicht beim ftarren Leugnen oder ruhigen Verweigern jedes Zugefländniffes
blieb; denn die Menfchen find töricht und anmaßend genug. um von
andern eine fchematiche Erhabenheit zu verlangen. an der fie fich. vom
ficheren Zufchauerplaße aus. weiden können. Eonfalonieri wollte fein
Leben retten und fich vor dem Tode am Galgen bewahren. nicht nur um
feiner felbft. fondern auch um feiner Frau willen. deren verzweifelte
Bitten ihm das Herz um fo mehr zerriffen haben müffen. weil er fich reuig
bewußt war. fie nicht genug und nicht fo. wie fie es verdiente. geliebt zu
haben. In diefem Kampfe waren ihm alle Umftände ungünftig. Zwar
konnten fich die Gefangenen während der Unterfuchungshaft bis zu einem
gewiffen Grade die Bequemlichkeiten. an die fie gewöhnt waren. ver-
fchaffen: fie konnten effen. was ihre Gefundheit erforderte und ihre
Mittel erlaubten. lefen und in erträglichen Betten fchlafen; aber fie
waren von jedem Verkehr mit Menfchen abgefchnitten. allein mit düfteren
Gedanken. in ihrer Gefundheit durch den Mangel an Bewegung in frifcher
Luft angegriffen. durch die Verhöre. die oft acht bis zehn Stunden hinter.
einander dauerten. in beftändiger Aufregung erhalten. Die Krankheit.
die Eonfalonieri eben überwunden hatte. trat von neuem und heftiger
als vorher auf. Ein großer Nachteil für die Angeklagten war es. daß
fie die öfterreichifchen Gefefze nicht kannten und ihnen auch nicht gefiattet
wurde. fich die Kenntnis derfelben zu erwerben. Da nach öfterreichifchem
Gefefze das Todesurteil nicht gefällt werden konnte. wenn der Angeklagte
nicht gefiändig war. fo wäre die einfachfte Art der Verteidigung Ver-
weigern der Antwort oder beharrliches Leugnen gewefen. welche einzig
der Hauptmann Silvio Moretti von Brescia wählte. ein unbeugfamer
Mann. deffen würdevolle Greifenfchönheit Andryane in feinen Denk-
würdigkeiten rühmt. Eonfalonieri faßte den Entfchluß fich zu verteidigen.
nach feiner eigenen Ausfage mit der Abficht. wenigftens die Anklagen.
die übertrieben und fchändliche Verleumdung waren. wie daß er an einem
Mordplan gegen den Feldmarfchall Bubna beteiligt gewefen fei. zu ent-
kräften. Er verfuhr dabei mit einem Scharffinn und einer Geifigesegen-
wart. die das Staunen der Richter erregten: immer nur fo viel zu-

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

gebeud. wie bereits feststand. fuchte er dies als rechtlich unaufechtbar hinzustellen. und indem er fortwährend behauptete. was er wisse. fagen zu wollen. und auch wirklich Seite auf Seite mit Mitteilungen über die Befchaffenheit der liberalen Partei ausfüllte. offenbarte er doch nichts Wesentliches. so daß die Richter sich schließlich von ihm irreführt fühlten. Es kam ihm darauf an. sie hinzuhalten. Zeit zu gewinnen. Sowohl er selbst wie sein Gegner. Salvotti. wurden erbitterter und hartnäckiger. je länger der Kampf dauerte. der allmählich den Charakter eines Zweikampfes annahm.

Was in Confalonieris Verteidigung Lüge und was Wahrheit war. wird wohl niemals genau geschieden werden können. vielleicht weil der Grund des Widerpruchs tief in ihm selbst lag. Von Hause aus ein konservativer Aristokrat. wurde er durch den Haß gegen Österreich und die Sehnsucht nach einem unabhängigen Vaterland zum Gegner der bestehenden Ordnung und zum Haupt einer Verschwörung. so daß er nunmehr zwiefältig empfinden. zwiefältig handeln und erscheinen mußte. Es ist wahr. daß er den Sturz der österreichischen Herrschaft hoffte und daran mitzuwirken wünschte. es ist auch wahr. daß er kein Revolutionär war und das Gewaltfame verabscheute. Augenscheinlich war er davon überzeugt. mit seinem „wirklichen Betragen“ (so hätte man wohl sagen sollte) den Boden des Rechtes nicht verlassen zu haben. worin unleugbar ein gewisser Sophismus liegt. Es kam ihm nicht nur darauf an. sein Leben zu retten. sondern auch Recht zu behalten; liebt man die Denkwürdigkeiten. die er auf dem Spielberg schrieb. so hat man den Eindruck. daß ihn die Qualen des Kerkers und die Sorge um die Zukunft nicht so sehr schmerzten und beunruhigten. wie die Niederlage. die er im Prozeß erlitten hatte. übrigens hielt er sich für berechtigt. seine Handlungsweise juristisch so günstig wie möglich darzustellen. Arrivabene und Silvio Pellico litten darunter. daß sie auf die an sie gerichteten Fragen nicht schlechtweg die Wahrheit fagen konnten; Confalonieri. von Natur verschlossen. wird diese Neigung kaum haben bekämpfen müßte auch wußte er zu gut. daß er. indem er in den geheimen Kampf gegen die Regierung eingetreten. war. die Verpflichtung zu Schweigen und zu Leugnen auf sich genommen hatte. Auf dem Spielberg. wo ihn die Bemühungen des Geistesjägers. sein Amt zum Spionieren zu mißbrauchen. anwiderten. erzählte er. während der Untersuchungshaft in Mailand hätten ihm zwei italienische Pfarrer gefagt. die Pflicht der Selbsterhaltung entbinde vor dem Kriminalgericht von der Pflicht die Wahrheit zu fagen; wenn das Nennen von Mitgehn-

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda Huch
digen zu ihrem Schaden nicht durchaus notwendig sei. um andere zu
retten. sei es nicht nur keine Pflicht. sondern widerfpreche fogar der erften
aller Pflichten. der Nächfienliebe.

Noch fehlte es Salvotti an einem Dokument. das den Beweis des
Hochverrats lieferte. als Confalonieri. um das Syftem feiner Vertei-
digung zu vollenden. aus dem Gedächtnis einen Brief mitteilte. den er
kurz vor dem Ausbruch der piemontefifchen Revolution an den General
San Marzano gefchrieben hatte. der die aufftändifchen Truppen in die
Lombardei führen follte. um ihm davon abzuraten. Stände Karl Albert
felbft an der Spihe der Armee. fo folle er willkommen fein; im anderen
Falle würde das Unternehmen nur ein allgemeines Unglück herbeiführen.
da auf die Bürgerfchaft von Mailand nicht zu rechnen sei. Diefer Brief
follte dartun. daß Confalonieri die Revolution nicht nur nicht befördert.
vielmehr hintertrieben habe. ja er ging. in feiner Auffaffung fich ftei-
gernd. fo weit. fich eine Art Verdienft um Öfterreich zuzufchreiben. da
feine Abmahnung San Marzano beeinflusst habe. Diefte Bewegung des
verzweifelten Fechters war allzu kühn und allzu fein gewefen: er gab
fich dabei eine Blöße. die der gefchickte Gegner benützte. um ihn zu Tode
zu treffen. Eben diefer Brief wurde. als Beweis verräterifcher Korre-
fpondenz mit dem Feinde. das gewünschte Dokument. das mit den Aus-
fagen der Mitgefangenen und feinen eigenen das Todesurteil begründete.
Eonfalonieris Haltung während des Prozeffes. das teilweife Zu-
geftehen und Sichertfchuldigen ift ihm von vielen als ein Beweis von
Schwäche und Zweideutigkeit zürnend vorgeworfen. Vergebens wäre
es. ihn fo darfiellen zu wollen. als habe er feft und unerfchütterter das
felbft herausgeforderte Schickfal auf fich genommen. Um fich wie jener
Moretti von Brescia zu betragen. war er zu nervös. zu weich beanlagt
und man möchte fagen zu kultiviert. Er litt und kämpfte wie einer.
der die ganze Süßigkeit des Lebens kennt. der die ganze Schwere der
Verantwortung eines Handelnden ermißt und fich über fein eigenes
Streben erheben kann. Ihm graute vor dem häßlichen Tode. der ihm
bevorftand. und nach feiner Begnadigung befchäftigten ihn in Fieber-
anfällen quälende Vorfiellungen von der Hinrichtung; er hätte leben
mögen. die Frau. die um ihn litt und kämpfte. glücklich machen. das
Dafein genießen. wie es feiner kraftvollen Anlage entsprach und er
wollte nicht unterliegen. nicht denen. die ihn bisher gefürchtet und be-
neidet hatten. ein Gegenftand des Hohnes fein. Es war ihm wichtig.
den Riäjtern gegenüber und namentliäj wenn er fich als Gefangener und
438

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento

Verurteilter in der Öffentlichkeit zeigen mußte. so stolz und sicher zu erscheinen. wie man es an ihm gewohnt war. Er war nicht frei von Eitelkeit auf sein Äußeres und liebte es. sich gewählt und vorteilhaft zu kleiden; er wußte. daß seine Erscheinung schön war und imponierte. und mochte das nicht entbehren. gehörte es doch zu seiner stolzen Person. die herrschen mußte. wenn er noch er selbst sein wollte.

Indessen erschwerte es ihm die zurückkehrende und immer zunehmende Krankheit sich so gefaßt zu zeigen. wie er es sich schuldig zu sein glaubte; denn er wurde nun häufig von Krämpfen befallen. die ihn für längere Zeit bewußtlos machten und so schwach zurückließen. daß er ohne fremde Hilfe nicht aufrecht stehen und gehen konnte. Der Verlauf dieser Krämpfe war so. daß man sie als epileptische bezeichnen muß: sie kündigten sich plötzlich durch Klage- und Seufzer des Kranken an. der gleich darauf das Bewußtsein verlor und so gewaltfam an allen Gliedern geschüttelt und hin- und hergeworfen wurde. daß man ihn halten mußte. damit er sich nicht verletzte. Stets war er in Sorge. daß gerade in Augenblicken. wo alle Blicke auf ihn gerichtet sein würden. das Übel ihn übermannte und niederwürfe.

Nach vielen Jahren noch erinnerte sich Salvotti. wie Eonfalonieri bei der Nachricht von seiner Verurteilung im Gedanken an seine Frau zusammengebrochen war. Es war nämlich während seiner Haft ein eigentümliches Ereignis in Federico vorgegangen: er hatte Liebe zu seiner Frau gefaßt. Dies mochte zum Teil dadurch veranlaßt sein. daß die heldenmütigen Anstrengungen. die sie zu seiner Rettung und Befreiung machte. ihm die Größe ihres Charakters und ihrer Liebe enthüllten. mehr aber dadurch. daß sie ihm nun. als er anfang den Tod oder den Kerker vor sich zu sehen. das Unerreichbare geworden war. das wundervolle äußerste Indien. das ihm jenfeit der Möglichkeit lag und darum so unfähig lockte. Das Gefühl wuchs in ihm rasch zu der Leidenschaftlichkeit. die seine Neigungen erreichten. Teresa wurde der Mittelpunkt seines Lebens. so daß es wohl scheinen konnte. als wäre diese Liebe immer ein Teil seines Wesens gewesen. Sie war ihm nun die Frau der Frauen. die edelste. vollkommenste. die einzig liebevolle und liebenswerte. eine Heilige. Er benützte die Frift. die er noch zu haben glaubte. um ihr sein Vermögen zu vermachen. worin er von Salvotti bekämpft wurde. wie es heißt. im Auftrage des alten Grafen. der sich dadurch gekränkt gefühlt habe. Federico. der das Vermögen von der Mutter erbt hatte. soll in bezug darauf geäußert haben. er habe von seinem Vater

Aus dem Zeitalter des Riforgimento Ricarda .Hum nichts als das Leben. und fein Wunfch im Sterben fei. daß feine Frau. wenn fie fich wieder verheirate. mit dem andern Gatten den Frieden ge-
nöffe. den fie an feiner Seite nicht gefunden habe. Troß des Eifers.
mit dem man feine Abficht zu vereiteln fuchte. fehte er durch. was man.
folange das Todesurteil noch nicht vom Kaifer befiätigt war. ihm nicht
verwehren konnte. Ferner fuchte er beim Kaifer darum nach. fiatt durch
den Strang durch das Schwert gerichtet zu werden. wobei er fich auf
feine Abfiammung mütterlicherfeits von ungarifchem Adel berief. der
das Recht hatte. keine andere Todesfirafe anzunehmen; aber er wurde
abfchlägig befchieden.

Auf die Naäjricht von Eonfalonieris Verurteilung begab fich Terefa
in Begleitung ihres Schwiegervaters und ihres Bruders. des Grafen
Gabrio Eafati. nach Wien. um beim Kaifer die Begnadigung zu er-
wirken. Der Kaifer. entfchloffen das Todesurteil zu unterfchreiben.
empfieng die Gemahlin des Rebellen nicht. dagegen vertröfiete die warm-
herzige Kaiferin fie auf die Wirkung ihrer Fürbitte. Auch diefe jedoch
verfieng nicht. und die unglückliäfe Frau eilte über das verfchneite Ge-
birge zurück - es war mitten im Winter - ungewiß. ob fie ihren Mann
noch lebend finden würde. Noch klammerte fie fich an die Hoffnung.
den Kaifer durch eine Petition. vom Erzbifchof von Mailand und vielen
erlauchten Namen unterzeichnet. zu beeinflussen. Manzoni. der mit
Federico und Terefa befreundet war. foll der Überlieferung nach die
Bittfchrift verfaßt haben. unter der mit vielen anderen fein Name fieht;
er hatte kurz vorher fein berühmtes Werk. die Divine-38i 8])08j, vollendet.
Übrigens foll den Kaifer nicht die Bittfchrift bewogen haben. das Todes-
urteil in die Strafe lebenslänglichen Kerkers umzuwandeln. fondern
ein Bedenken wegen eines im Prozeß vorgekommenen Formfehlers. das
die gutherzige Kaiferin in ihm angeregt habe.

Alexandre Andryane. ein junger Franzofe. der in den Prozeß ver-
wickelt. zum Tode verurteilt und mit Eonfalonieri begnadigt worden
war. da man an dem minder Schuldigen nicht gut die Strafe vollziehen
konnte. die jenem erlaffen war. gibt in feinen Denkwürdigkeiten eine
merkwürdige Schilderung von der Urteilsverkündigung. Nach Mitter-
nacht wurden die Angeklagten geweckt und. nachdem fie fich angekleidet
hatten. zu Wagen durch die totenfiille Nacht in den Iufizpalafi geführt.
Von vielen Gendarmen begleitet. die in der einen Hand eine Fackel. in
der andern ein Gewehr trugen. durchfchritten fie Zimmer und Gänge.
bis fie zu einem hohen länglichen Saale kamen. der einer Kapelle glich
440

Ricarda Huch: Aus dem Zeitalter des Riforgimento
und in dem ein Kaminfeuer brannte. an dem mehrere Gendarmen sich wärmten. Einer nach dem anderen. in langen Pausen. betraten sie den düstern Raum. zuletzt Confalonieri. in einen Mantel gehüllt. eine hohe. imponierende Erscheinung. der gleich darauf einen feinen Anfall bekam und längere Zeit bewußtlos blieb. Als er wieder zu sich gekommen war. umdrängten die andern. alle jünger als er. das Bett. auf dem er lag. warfen sich schluchzend in seine Arme. und diejenigen. deren Ausfagen ihm geschadet hatten. erflehten seine Verzeihung. die er von Herzen gab; sie sahen in ihm einen dem Tode Geweihten. Nachdem ihnen das Urteil verkündet war. blieben die Verurteilten noch eine Weile zusammen. um bei Tagesanbruch. mit Ketten beladen. der öffentlichen Verlesung des Urteils beizuwohnen. auf einem Pranger der Schauluft der Menge preisgegeben. Confalonieri strengte sich an. um keine Schwäche merken zu lassen. die seine Feinde als Schuldbewußtsein oder Zerknirschung hätten auslegen können. Er war auch bei dieser Gelegenheit derjenige. auf den sich alle Augen richteten. die seiner Gefährten wie die des Publikums. in Neugier. Schadenfreude. Haß. Mitleid. Bewunderung und Liebe.

Schluß in der Oktober-Nummer.

Ludwig Geiger:
Goethe im Verkehr.

In der faft unüberfehbaren Literatur über Goethe wird der M e n f ch am wenigftent berückfichtigt. Der Dichter und Naturforfcher, der Hifio-riker und Philofoph werden in zahllofen Büchern und Auffäßen be-handelt, der Menfch geht leer aus. Oder wenn man ihn betrachtet, fo bleibt es entweder bei landläufigen Anklagen gegen feinen Hochmut, feine Fürfienknechtſchaft, feine Steifheit, feine widrige Ehe, oder es kommt höchftens zu enthufiaftifchen Lobpreisungen feiner Erfüllung der gern von ihm gebrauchten Worte: der Menfeh fei edel, hilfreich und gut. Bei diefer Sachlage lohnt es fich wohl einmal von Goethe, dem Menfchen, von ihm im Verkehr mit anderen zu ſprechen. Und auch hier-bei muß eine Befchränkung eintreten. Denn was alle Goethebiographien melden, foll hier niächt wiederholt werden. Sie aber geben, da fie es nicht anders können, lange Kapitel über den Knaben im väterlichen Haufe, wenn fie fich auch damit begnügen müſſen, das zu variieren, was der Meif'ter felbft in „Dichtung und Wahrheit“ fo unvergleichliih dargeftellt hat. Sie widmen auch der Freundschaft mit Schiller gewiffen-haft einen längeren Abſchnitt, und fie fiellen endlich die einzigartige Intimität des Dichters mit feinem Fürfien Karl Auguft von Weimar dar. Aber wenn man von „Goethe im Verkehr“, von „Goethe und den Seinen“ ſpricht, dann ift eigentlich die Aufmerkſamkeit auf etwas anderes zu lenken. Das, was nämlich den meiften fo wenig bekannt ift und doch im hohen Grade verdient bekannt zu werden, das ift die Art, wie Goethe fich in der Familie „der freien Wahl“ bewegte, wie er in feinem Haufe in Weimar ſchaltete.

Hier verdient Ehrifiane Vulpius die erfte Stelle. Goethe verband fich mit ihr im Sommer 1788 und beklagte aufs bitterfte ihren 1816 eingetretenen Tod. Sie war keine übermäßig gebildete, aber keine bildungsunfähige Frau. Sie hat wegen ihres Wefens, wegen ihrer angeblichen Laier, wegen der fäfnellen Hingabe an den Geliebten die ſchlimmften Vorwürfe erfahren. Und doch muß der ungeheure Klatſch auf das gebührende Maß befchränkt werden. Für Goethe war fie eine

442

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr

passende Frau: schön und der Sinnlichkeit geneigt. aufmerksam und unterwürfig. tätig und klug. Sie drängte sich nicht vor. duldet eine Zeitlang schweigend. dann grollend. daß man sie zurücktrieb. oder ihr nicht den Platz einräumte. den sie schließlich mit Willen ihres Gatten beanspruchte. Diefem aber hat sie durch ihre Liebe bis zu dem Tage der wirklichen Vermählung 1806 und seitdem bis an ihr Ende das Leben verschönt und ihm die intimen Freuden des Hauses in reichem Maße verschafft. Es ist herzerquickend. den Gatten zu und von seiner Frau reden zu hören. nicht nur in der berühmten. oft angeführten Totenklage. sondern in den zahllosen Episteln. die er von seinen Reifen an sie schrieb. In den wundervollen Gedichten von den „römischen Elegien“ an. bis zu dem „Frühling übers Jahr“ 1816. den herrlichen Gefängen. in denen nicht nur die Sinne sprechen. sondern auch das tief empfindende Herz. Ihr unvergänglicher Reiz tat es ihm stets von neuem an. das Verlangen ist immer rege. die Sehnsucht wach.

Ebenso liebenswürdig wie als Gatte erscheint Goethe als Vater.

Viele seiner Kinder starben ganz jung. sie hatten keine Lebenskraft. weil. wie ein Meister der psychiatrischen Wissenschaft auseinandergesetzt hat. in dem Dichter die physische Zeugungskraft nicht stark genug war. nicht etwa infolge der Trunksucht der Mutter. die sich jedenfalls erst in der letzten Zeit ihres Lebens in ihrer ganzen Unmäßigkeit entwickelte. Nur ein Sohn blieb länger leben. August. er starb 1830. 2 Jahre vor dem Vater. Aber so sehr er von dem Erzeuger geliebt wurde. er machte ihm keine große Freude und bereitete sich kein glückliches Los. Der Vater ist von Schuld nicht frei zu sprechen. Er verwöhnte und unterdrückte den Knaben. er verschaffte ihm nicht die regelmäßige Erziehung. ohne die der gewöhnliche Mensch nicht auskommen kann. Er ließ ihm keine ordnungsmäßige Säkulbildung zuteil werden. beschränkte seine Univerfitätszeit. brachte ihn zu früh in Gesellschaft. erwirkte durch seinen mächtigen Einfluß. daß er ohne rechte Vorbereitung in die Amtstätigkeit kam. und ließ ihn in dieser nicht zur rechten Entfaltung kommen. da er ihn in seinen eigenen Dienften zu stark beschäftigte. Ist dies des Vaters Schuld. so lag ein anderes Verhängnis in den Umständen. August war eine wilde Natur. Er schwankte zwischen Hypochondrie und Ausschweifung. zwischen unheimlichem Ernst und unbändigem Schmerz. Er war finlich und trunksüchtig. Er wollte etwas leisten und erkannte. daß er dem Vater nicht ähnlich werden könnte. Er starb in Rom. wo er sterben wollte. weil er sein verfehltes Leben nicht weiter zu führen imstande war.

Goethe im Verkehr Ludwig Geiger

Augusts Gattin Ottilie, geborene von Pogwisch hat von 1817-32 dem Alten das Haus verschönt. Nicht geführt, denn sie war eine unfähige, dazu leichtfinnige Haushälterin, so ungeeignet zu einem der wesentlichsten Teile des Frauenberufs, daß der Alte die Bücher führen, die Schlüssel zum Holzfall ihr fortnehmen, die Dienboten anfielen und sich um die kleinsten Einzelheiten der Wirtschaft kümmern mußte. Und doch erscheint sie als die Sonne, die dem Haufe am Frauenplau leuchtete. Eine Sonne, die freilich mehr verfeuert, als erwärmt, Dem Alten eine liebe Gefährtin durch ihre Anmut, ihr geistreiches Plaudern, ihre Beweglichkeit und Frische. Der Schwiegervater vergalt dem Töchterchen die Liebe. Seine Briefe und kleinen Gedichte an die geliebte Tochter sind von einer ritterlichen Zierlichkeit und zierlichen Ritterlichkeit, von einem lebenswürdigen Humor und einer anmutigen Galanterie, daß man sie als das Mufter graziöser Unterhaltung anprechen kann. Was Ottilie nach Goethes Tode tat, ihre leider gar zu folgenreichen Abenteuer, ihre sinnlose Verschwendung, ihre gänzlich verfehlte Erziehung der Söhne, das ist freilich nur anzudeuten, weil es glücklicherweise den Alten nicht mehr beunruhigen konnte. Goethes Enkel, von denen Alma bei des Großvaters Tode erst sieben Jahre alt war (sie starb im 18.), waren die Freude und Seligkeit des Alten. Freilich, wenn man so gern von Goethe, dem Pädagogen und Erzieher spricht, so darf man sein Verfahren den Enkeln gegenüber nicht als Mufter anführen. Er ließ sie bei sich spielen oder behandelte sie, da sie noch im kindlichen Alter fianden, fast wie Erwachsene. Er verwöhnte sie auf unerhörteste Weise. Aber er sah in ihnen ein neues Leben: die Blumen seines Gartens blühten nur für sie, die Früchte sollten für sie reife-n, seine geistigen Schätze, die er ihnen eifrig spendete, sollten sie erquickeln. Aber auch hier trat das entgegengesetzte Resultat ein von dem, was der Erzieher wünschte. Diesen Goethe-Enkeln Walther und Wolfgang, denen eine lachende Kindheit beschieden war, ward ein trauriges Los zuteil. Ihr Vermögen war durch die Mutter verschwendet, ihr sonstiges Hab und Gut von ungetreuen Ratgebern und Dienern dezimiert, sie selbst wurden durch Kränklichkeit geplagt, durch eine trübe Weltanschauung von den Freuden der Erde geschieden. Wenn Wolfgang mit einem schlechten Wiß von sich sagte: „Mein Großvater war ein Hüne, ich aber bin ein Hühnchen“, so zeichnete er den Gegenfaß sehr treffend: sie waren Wichte dem Riefen gegenüber, arme Gefellen, die in krankhafter Empfindlichkeit die Erinnerung an den Großvater pflegten und gar nicht auf den Gedanken

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr

kamen. daß Goethe nicht feiner Familie allein. fondern der Nation und der Welt gehörte. Aber ihr Teftament - denn Walthers. des fpäter Gefiorbenen. leßtwillige Verfügung war gewiß mit dem jüngerem. früher dahingegangenen Wolfgang vereinbart - diefes Tefiament. woduräj die geiftige Hinterlafienfchaft des Großvaters der Großherzogin Sophie. das Haus und die Kunftwerke dem Weimarer Staat überlaffen wurden. verklärt das Andenken diefer Unglüälichen. die zum Glü> geboren fchienen.

Das Haus am Frauenplan in Weimar war eine Stätte der Luft und der Freude. Freunde gingen aus und ein. Hausgenoffen belebten es. Vier Männer find es befonders. die man als „Hausverwandte“ Goethes bezeichnen kann: Kanzler Müller. Riemer. Eckermann. Soret. Nur der ledtere. ein vortrefflicher Menfch. fcheint wirklich goethereif gewefen zu fein: Fr. Soret. ein Genfer. der Erzieher des fpäteren Großherzogs Karl Alexander. Er erwarb fich reelle Verdienfte um den Meifier. dadurch. daß er feine Metamorphofenlehre ins Franzöfifche überfeßte. Aber er fcheint auch. wie aus den erft kürzlich veröffentlichten authentifchen Unterhaltungen mit Goethe hervorgeht. der einzige kongeniale Zuhörer des Alten gewefen zu fein. fchlicht. einfach. verftändnisvoll. ohne fich irgendwie vorzudrängen. vielfeitig gebildet und fähig dem Meifter zu folgen.

Tiefes Bedauern aber befchleicht den Nachgeborenen. wenn er die betrachtet. die außer dem Genannten befändig um Goethe weilten. Der Kanzler Müller war gewiß ein tüchtiger Staatsbeamter. aber ein kleiner Menfch: empfindlich. ruhmfüchtig. eingebildet. Was er fpäter tat. als Verwalter des Goethefchen Nachlaffes. feine Tyrannei gegen die Unterbenen. die Kriecherei gegen Höherfrehende. die Unzuverlässigkeit in der Bewahrung der großartigen Schätze. die feiner Hut anvertraut waren. hat ihn in den Augen der Nachwelt gefchändet; wie wenig er Goethe wirklich verftand. wie er durch feine unangenehmen Eigenfchaften ihm. der jenen doch nicht entbehren konnte. häufig widrig. ja faft unerträglich war. das kann man. wenn auch nicht durch feine. in ihren tatfächlichen Mitteilungen wertvollen Aufzeichnungen. aber aus manchen vertraulichen Äußerungen Goethes und der Zeitgenoffen erkennen.

Den zwei anderen ftändigen Helfern: Riemer und Eckermann find gewiffe Verdienfte nicht abzufprechen. Beide haben die Worte Goethes treuli>j aufbewahrt und der Nachwelt übermittelt. obgleich fie. namentlich Eäermann. bei ihren Aufzeichnungen ihr liebes Ich gar zu fehr hervor-

-
drängten und weder zuverlässig noch treu genug mit ihren Berichten waren. Sie haben fleißig gearbeitet, um bei Lebzeiten Goethes seine Werke der Nachwelt zu überliefern und nach seinem Tode die geistige Hinterlassenschaft der Nation mitzuteilen. Aber sie waren zu einem solchen Amt nicht völlig geeignet. Es fehlte ihnen an Genauigkeit und Kritik, an jener Geistesverwandtschaft, die dem Herausgeber notwendig ist, als die Masse annimmt. Und endlich): sie waren unedle Naturen. Man wird es freilich nicht ausschließlich auf das Konto Eckermanns schreiben dürfen, daß sein Hannchen, seine ewige Braut, auf Goethe und das pauvre Weimar immerwährend schalt, man wird vielleicht auch zugehen müssen, daß er von dem alten Herrn etwas ausgenutzt, sicherlich nicht in die materielle Lage gebracht wurde, die er nach seinen Leistungen verdiente. Aber wie inferior sind beide, wenn man sie mit dem Gewaltigen vergleicht. Wie sehr überschätzen sie ihre winzigen Leistungen und wie verlieren sie gerade durch den täglichen Verkehr den rechten Maßstab für das, was sie jeden Augenblick vor sich haben. Zu dieser geistigen Niedrigkeit kommt bei Riemeier eine fittliche. Nicht daß er, wie so manche, die im Goethehaufe zu tun hatten, geföhnt oder sich bereichert hätte, aber es war und blieb etwas Kammerdienermäßiges in ihm, das mit den Jahren eher wuchs, als daß es abgenommen hätte. Unwürdige Ausdrücke brauchte er dem gegenüber, der seine Lebensfontäne war, ihm, der durch seine Intimität ihn aus der Dunkelheit geriffen und auf einen beneidenswerten Platz gebracht hatte. Neben den Hausverwandten stehen die Freunde, Säfiller, mit dessen Abcheiden Goethe die Hälfte seines Daseins verloren zu haben klagte, war nicht der einzige. Es ist vielmehr eine große Freundeschar, die Goethe umgibt. Männer allerersten Ranges: man braucht nur die Brüder Humboldt, den Philologen Wolf, den Philosophen Hegel zu nennen, um das geistige Niveau dieser Freunde zu bezeugen. Diplomaten und Historiker, Forscher aller Art, besonders auf naturwissenschaftlichem Gebiete, Dichter und Künstler. Ihnen allen gibt der Altmeister, wenn er auch manches von ihnen empfängt. Und doch erkennt man leicht, er spendet geistig, aber vollkommen gemächlich erschließt er (für) nicht, Nur zweien gegenüber tat er dies wirklich: H. Meyer und Karl Friedrich Zelter. Dieser, „der wahre Schweizer“, dessen erstaunliche Kenntnis und Vertrautheit mit den römischen Kunstschätzen der in Italien weilende erprobt hatte, den er zu sich nach Weimar kommen ließ, ihn jahrelang

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr

K'

in feinem Haufe beherbergte und zu feinem Kunftorakel machte. Meyer war kein großer Künftler. auch kein epochemachender Gelehrter. Vielleicht hat er durch fein mangelhaftes Können. durch fein nicht einwandfreies Wissen. durch eine gewisse geistige Befchränktheit und durch seine mit den Jahren zunehmende Halsstarrigkeit in manchen Beziehungen einen ungünstigen Einfluß auf Goethe geübt. aber seine Kunstbegeisterung. die ihm des Lebens Nöte verklärt. seine edle Selbstlosigkeit und seine durch alle Zeiten erprobte Anhänglichkeit sind rührend und erhebend. Ihm erschließt am der Alte mit feinem Herzen.

Vielleicht noch mehr dem herrlichen Zelter gegenüber. dem ehemaligen Maurermeister. dem späteren Univerfitätsprofessor und Leiter der Berliner Singakademie. Zelter ist der Einzige. dem Goethe in späteren Jahren das brüderliche Du anbietet. der Einzige. dessen Korrespondenz er für den Druck bestimmt und vorbereitet. Selbst seine kleinen Angewohnheiten. die ihm bei anderen peinlich. ja unerträglich waren. duldete er. wie das Brillentragen. oder unterstützte er geradezu. wie das Schnupfen. Eine Brunnenkur nannte eine vertraute Freundin jeden Besuch des Musikers im Haufe zu Weimar. War Goethe krank. so brachte ihm Zelter Erquickung. wenn auch nicht Heilung; war er verstimmt. so konnte jener durch seine Schnurren und Erzählungen ihn aufheitern. Auch Zelter war als Musiker schon zu seiner Zeit von anderen überholt. sein Urteil mag beschränkt. sein Können mäßig gewesen sein. vielleicht hat er durch solche Mängel Goethes musikalischem Wissen und Empfinden mehr Schaden bereitet als Nutzen gebracht. Aber der Mensch in seiner Biederkeit. seiner Festigkeit. in seinem Auffichgestellsein. in seiner Kraft den Schicksalschlägen gegenüber. in seiner harmonischen Ausbildung und in seiner lebenswürdigen Einfachheit erquickte dem Alten das Herz.

Will man aber eine volle Vorstellung von Goethe im Verkehr mit anderen erhalten. so muß man ihn als Vorleser. als Gefellschafter und Plauderer betrachten. Wer das Glück hatte. die Vorlesungen zu hören. vergaß den Eindruck zeitlebens nicht. Lyrik und Drama. Prosa unterhaltenden und belehrenden Inhalts floß aus feinem Munde wie die köstlichste Musik. Er war spendensfroh aus der Fülle seines Wissens und der Schätze. die er besaß. Er fühlte sich ebenso heimlich in gelehrten Zirkeln. wie in Vereinigungen Kunst- und Wissenschaft liebender Frauen. Ihnen war und blieb er der Meister. der nicht aufgebläht durch seine Gelehrsamkeit. nicht im rechthaberischen Tone des Eingee-

Goethe im Verlehr Ludwig Geiger

weihen. fordern mit der vollen Liebenswürdigkeit des wahrhaft Weifen belehrte. indem er nur zu unterhalten schien. Gewichtiges im Plauderton verkündigte und selbst den Unwissenden die Meinung erregte. sie würden an längst Bekanntes erinnern.

In feinen Unterhaltungen mit den unzähligen Besuchern feines Hofes zog er alle Regierter. Er konnte tief und zugeknöpft sein. im allgemeinen wurde er erit allmählich wärmer und zutunlicher. aber er verfiel es auch. ernst und streng Zudringliche abzuweisen. Namentlich Selbstgefälligen trat er mit einer oft verlesenden Rauheit entgegen. Wie er mit G. A. Bürger fertig war. als dieser ihm durch die Nennung seines bloßen Namens zu imponieren glaubte. so ließ er den guten Timotheus Hermes ganz verblüfft stehen. als er ihm auf seine Vorstellung: „Ich bin der Verfasser von Sophiens Reife von Memel nach Sachsen“. die Frage tat: „Und der ist?“ Nicht minder energisch wurde er dem anrühenden Politiker Wit genannt Döring gegenüber. dem er mit erschreckender Deutlichkeit seine Meinung zu erkennen gab. indem er ihm sagte: „Sie rühmen sich in Ihrem Buche. mein Befehl. wie Sie das Talent hätten. jeden bei der ersten Zusammenkunft für sich einzunehmen. Damit mir nun das nicht widerfährt. leben Sie wohl“. und verschwand ins andere Zimmer. Recht deutlich war die Abfertigung - wenn sie wirklich so erfolgte. dann ist nicht sicher genug bezeugt - die Heinrich Heine erfuhr. Denn als dieser auf die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt. Herr Heine?“ antwortete: „Mit einem Fürst.“ empfing er als Entgegnung die einer Entlassung gleichkommende Frage: „Und weiter haben Sie in Weimar nichts zu tun?“

Selbst Naheftehende erfuhren manchmal eine Abweisung. aber diese war nicht eine Folge üblen Humors. sondern der Notwendigkeit. sich zu konzentrieren. der Unluft. sich in feinem Tun tören zu lassen. Das mußte z. B. Caroline von Humboldt erfahren. die bei dem Meister noch in besonderer Gunst stand. Als sie ihn bei Boiffers überfiel. fand sie. wie Bertram. der Zeuge der Unterredung war. berichtet. keinen guten Empfang. Denn er fragte sie: „Wissen Sie. wie man Salmen fängt?“ „...Nein!“ erwiderte ganz verwundert über solchen Empfang Frau Humboldt. „Mit einem Wehr fängt man sie! Sehen Sie. solch ein Wehr haben diese Herren mir gefällt und sie haben mich gefangen. Ich bitte Sie: machen Sie sich schnell auf und davon. daß es Ihnen nicht geht wie mir. Ich bin nun einmal gefangen. muß hier sitzen bleiben und ant-

EMPTY

g Goethe im Verkehr *
ihren. fordern mit der vollen Lieber-*swnrđi
lehrte, indem er nur zu unterhalter-
* und fe ' den Un.'-lenden
t r
erinnert.
le - - --
fci -- ifes zog. "
pft fein. im allge e
licher. aber er verfiand
* n. Namentlich Selbfigc_ .
eit entgegen. Wie er mit G. 'iirger fertig war. als diefer thin
,die Nennung feines bloßen '*
n guten Timotheus Hermes ganz _v
Z?
e_ .
eī der erften Zufammeni
nicht widerfährt.,leben
ende erfuhren m
ge üblen Humor-s. f
nluf. fich in _feinem "
umboldt Zrfahr
Als fi ihn
er z * »
ver-round
fängt man
r gefällt und fie'
. fchneli auf un.
tn einmal gefang
' ifier.
mit den
Er konnte fieifxjumd zu.
;deer erft allmählich wärmen *id
nit und ürengpZüdri-xglicse *
trat er mit einer oft ver-leg nde
.importieren glaubte. i0
"fft fie-hen. als er ihm_ rc.
..Ich bin der Verfaffer von* » meh-'ene Reife von L - i"
gz- 1.
' er *
g e3-
-erken .en gab;
ein Better. wie
- -für- für) ein.-
* wohligktn;
* _einigem-i,-
*t - di-
e 'eine Abweifnng'.
- Newenbi
... *|
* chen (temp - *z-
* *hen Sie. fol_
tui-a. gefangen. ,
Un. daß es Ihnen -
'- hier Wen bleiben- ' i
l: ..
' X

"
-

F. G. Waldniß:

Bildnis einer Frau Lindner
und Sohn.

Zum Effay v. Erich Felder.

Aus dem Waldniß-Werk
von Arthur Roessler.

EMPTY

Ludwig Gexiger: Goethe im Verkehr

worten. aber das wäre nichts für Sie. Machen Sie. daß Sie fort-
kommen.“

Denen. die durch eitles Hervordrängen ein Löbchen für sich erraffen
wollten. tat er deu Gefallen nicht. Als Jean Paul einmal ein Urteil.
natürlich ein günstiges. über fiäj von ihm herauszulocken gedachte und
von allen möglichen Humorifien zu reden anfang. um den Unterredner zu
nötigen. von ihm zu fprechen. wußte Goethe fo gefchickt auszuweichen.
und mit dem Gafte zu fpielen. daß der Arme ganz fchachmatt nach Haufe
gehen mußte. War Goethe auch häufig ein lebenswürdiger Wirt. fo
konnte er doch äußerft grob werden. Bei einer Gefellfchaft im Jahre 1808.
bei der außer der Frau Riemer. Meyer. Frommann und Steffens mit
ihren Frauen anwesend waren. las Werner auf des Wirtes Aufforderung
Sonette vor. darunter eines. in dem er den Mond mit einer Hofie
verglich. Darüber fuhr Goethe entfelzlich auf und polterte wild gegen
diefie fchiefe Religiofität.

Und derfelbe Mann. der wegen feines Hochmuts verfchrieen war.
konnte namentlich firebenden Jünglingen gegenüber von bezaubernder
Liebenswürdigkeit fein. Es ift durchaus kein alleinftehendes Beifpiel
in der Gefchichte feines Verkehrs. daß er fich von einem Studenten der
Medizin - noch dazu einem Juden - David Veit. nicht bloß Ein-
wendungen gegen feine Urteile und kritifche Bemerkungen über feine
Werke gefallen ließ. fondern daß er den Jüngling auf einem Spazier-
gange fichtlich auszeichnete. ja fich im Weimarer Theater hinter ihn
feßte und ihn angefichts des ganzen Publikums in ein längeres Gefpräch
verwickelte.

Sehr merkwürdig ift der Umftand. daß der vornehme Mann kaum
einen Unterfchied des Standes und des Alters beachtete. Wie Kinder
und Greife. junge und ältere Frauen in gleicher Weife von ihm ins
Gefprääf gezogen wurden. fo erfreuten fich Fürften und - Scharfrichter
feines Umganges. denn ein wirklicher Scharfrichter Huß in Eger durfte
fich feiner freundliäfen Beachtung rühmen.

Zu diefem feltenen und feltfamen Manne wurde Goethe durch einen
Polizeibeamten. fpäteren Magifiratsrat Grüner. geführt. der durch
den Umgang mit dem Reifenden in der Tat auf eine höhere Stufe
gehoben wurde. Grüner war vorher dienfeifriger Beamter gewefen.
der mit dem mächtigen Manne durch das Vifieren eines Paffes bekannt
wurde. Da Goethe öfter durch Eger kam. machte fich die Bekantfchaft
leicht. Grüner war vorher fchon Sammler mancher Kunftgegenftände

Goethe im Verkehr Ludwig Geiger

gewesen und hatte mit Eifer Sitten und Sprache feiner Heimatsgenossen betrachtet. Nun wurde er durch Goethes univervales Intereffe aus feinem kleinen Kreife in größere geführt. Gleich ihm wurde er nun ein eifriger Naturbeobachter. „Und nachdem es ihm urfrünglich feltfam. faft lächerlich erfchienen war, daß der Minifter und Dichter Spaziergänge oder Luftfahrten unterbrach. um Steine aufzuheben und zu klopfen. wurde nun auch er zum Mißfallen feiner Frau ein eifriger Steinfammler. der Säcke von Gefieinen mit nach Haufe fchleppte und ein genauer Kenner der Mineralien feiner Heimat.

Manche Befucher haben fich über das Knurren und Brummen des Weifen am Frauenplan. über feine „Hms“ und ähnliches ausgelaffen. Nicht felten waren folche Elementarlaute Zeugnisse der Verlegenheit. mitunter freilich auch der Ausdruck des Ingrimms und der Langweile. Neugierige Befucher. folche. die in ihren Erinnerungsblättern regiftrieren wollten. daß fie den großen Mann gefehen hätten. ließen fich durch einen derartigen Empfang verfiimmen und verfiimmten auch ihrerfeits; andere nahmen davon Anlaß. fich in ihrer Dreifiigkeit zu verhärten. und verdarben ihre Sache vollends. Nur wenige. die weder neugierig noch zudringlich. noch von ihrer Bedeutung aufgebläht. fondern von dem heiligen Eifer erfüllt waren. ihrer Sache. nicht ihrer Perfön zum Siege verhelfen wollten. wie der edle Sulpiz Boifferöe. verharrten in ihren Anftrengungen und erlangten fäfließliä den Lohn ihres Strebens. der darin beftand. den Widerwilligen zum Hören und zur Anerkennung ihrer mit Begeiferung verfochtenen Angelegenheit zu beftimmen. Der Befuch hatte das fhönfte Refultat. den fhweren Sieg des früheren Gegners über fich felbft. fo daß Goethe in die Worte ausbrach: „Ia. was Teufel. man weiß da. woran man fich zu halten hat: die Gründlichkeit und Beharrlichkeit. womit die Sache bis ins kleinfe verfolgt ift. zeigt. daß es lediglich nur um die reine Wahrheit und nicht darum zu tun. zu wirken. um Auffehen zu erregen.“

Mit unnachahmlicher Grazie wußte Goethe Unfhickliäjkeiten zu rügen. Als einmal im Kugelgenfchen Haufe in Dresden eine enthuftaftifche Bewunderin hereinfürzte. auf den Fremden loseilte und ihm in hochtrabenden Worten ihr Entzücken ausdrückte. ihn endlich zu fehen. wies er auf die Hausfrau. die der Eindringling zu begrüßen vergeffen hatte. mit den Worten: „Da ift auch Frau von Kugelgen.“ Und entfernte fich einfach. als der weibliche Störenfried trotzdem feine Unart gutzumachen unterließ.

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr

Oft genug mußte er Vorlesungen männlicher und weiblicher Schriftsteller über sich ergehen lassen. Noch öfter wurden ihm Gedichte überreicht oder zugesteckt. Mit letzteren machte er nicht selten kurzen Prozeß, indem er sie mit einer beliebigen Entschuldigung zurücksandte. Sehr häufig dagegen gab er sich die Mühe, die Einfendungen zu lesen, und gab dem Dichter guten Rat, der freilich in gar manchem Fall unter höflichen Worten eine recht bittere Pille überzuckerte. Konnte er solcher Qual entgehen, so tat er es mit Wonne. Ein solcher Fall ist ganz lustig. Er war zu Heidelberg bei dem alten Voß eingeladen. Außer ihm ein Dichter Kunz aus einem kleinen Staate, der von Voß neben den großen Kollegen gefeßt worden war. Goethe ergriff das Wort und sagte: „Nun, Ihr Fürst ist ein strenger Herr; es soll schwer halten, dort einen Paß zu bekommen. Könnten Sie mir wohl einen solchen zeigen?“ ...O, ja wohl! Sehr gern!“ Und damit holte Kunz aus der Seitentasche feines Rockes den Paß. „Bitte, leihen Sie mir ihn bis morgen.“ sprach Goethe; „es ist doch ein merkwürdiges Stück; das muß ich ein wenig sorgfältiger mir anschauen.“ Wer war glücklicher, als der junge Dichter? Er sah sich schon bei Goethe eingeladen von ihm und feines Schußes teilhaftig. „Wissen Sie.“ sagte Goethe später zu einigen seiner Gäste, die sich über diese Paßliebhaberei wunderten. „warum ich mir das Papier geben ließ? Ich sah aus Kunz' anderer Rocktasche ein Paket Gedichte gucken, und lieber wollte ich den Paß lesen, als die.“ Manche Befucher, wie Jean Paul und Karl Freiherr von Lang, konnten ihre Enttäufung nicht verbergen, daß er ihnen nicht wie ein olympischer Gott, sondern wie ein gewöhnlicher, gelangweilter oder vielleicht gar langweiliger Sterblicher entgegentrat. - als wenn nicht auch der Größte der gewöhnlichen Menschlichkeit seinen Tribut zollen müßte. Andere waren geradezu empört. Freilich paffierte es, daß einer, der morgens enttäufcht war durch die Steifheit und Zugeknöpftheit des Befuchten, abends von feiner Liebenswürdigkeit bezaubert war. Dieser Wechsel* der Stimmung entsprang nicht etwa einer Laune, sondern war manchmal die Wirkung einer gewissen Methodik der Unterhaltung, Vielleicht mischte sich auch ein bißchen Eigenfinn hinein, denn Goethe liebte es nicht, sich in der Unterhaltung leiten zu lassen, und wurde um so unwilliger, je deutlicher ihm die Absicht entgegentrat, ihn von dem angeflagten Thema abzubringen und nach der Laune des Befuchers zu gängeln. Abends im feilichen Kreise war er dann, mochte er in feinen Salons empfangen oder in den Zimmern feiner Schwiegertochter

Goethe im Verkehr . Ludwig Geiger

erscheinen. der lebenswürdige Wirt. der jeden Gail gern zufrieden fiellte. Daher kamen nur wenige. wenn sie sich nicht mit einer bloßen formellen Vormittagsaudienz zu begnügen hatten. nicht auf ihre Rechnung. Zu diesen wenigen gehörte die gute Charlotte Kefner geb. Buff. die 44 Jahre nach dem Weßlarer Erlebnis ins Goethehaus kam. Die treffliche Frau. eine wackere Mutter und Großmutter. die eben nur dieses eine Abenteuer mit dem jungen Genius erlebt hatte. wiegte sich vielleicht. trotz ihrer Ehrbarkeit und ihres Alters. in der Hoffnung. ihren fürmifäßen Jugendfreund wiederzufinden. der die Weßlarer Lotte als .Himmelskönigin empfangen würde. und war arg enttäuscht. ja entrüftet. als sie einen alten .Herrn antraf. der recht verbindlich war. aber von der Vergangenheit nichts mehr zu wissen schien und der ihr. da sie in Jugenderinnerungen* schwelgte. wegen dieser bloßen steifen .Höflichkeit ziemlich unangenehm erschien.

Es wäre nun ein leichtes. eine Anzahl enthusiastischer Ausdrücke der Gäste im Goethehause mitzuteilen. Wie viele Jünglinge und gereifte Männer kamen schüchtern. auch die Bedeutenden voll scheinbarer Ehrerbietung mit dem Wunsch. den großen Dichter und gewaltigen Denker zu sehen. und schieden voll begeisterter Liebe im .Herzen für den großen und guten Menschen. Wie wußte dieser alte .Herzenskündiger junge Mädchen zu fesseln und ihre Schwärmerei auflodern zu lassen. aber wie verfiel er es auch. Jünglinge. die etwas kritischer angelegt und geneigt und bereit waren. in dem Alten Schwächen zu entdecken. in seinen Bann zu ziehen. Mit welcher .Herzlichkeit empfing er z. B. seinen Großneffen Nicolovius. so daß dieser sich gleich wie ein Mitglied der Familie fühlte; mit welcher väterlichen .Huld begrüßte er den jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy. der freilich ein .Herzensdieb war. und verschaffte diesem von allen verwöhnten und verhätschelten Kinde die reinsten. himmlischsten Tage. Aber Mädchen und Jünglinge. reife Männer und Matronen sind einig in dem Gefühl. das manche von ihnen in geradezu religiöser Weihe so ausdrückten. daß sich ein Gott ihnen offenbart hätte: .Hier erkannten sie Leutfeligkeit und Milde. Weisheit und Erhabenheit. aber nicht die eines höheren Wesens. das hoch oben in den Wolken thronet und gleichmütig auf Schmerzen und Freuden der Menschheit hinabsieht. sondern als die eines milden. gütigen Trösters und Helfers. als eines Segenpenders und Lichtbringers.

Endlich muß Goethe als Hausherr. im Verkehr mit seinen Untergebenen betrachtet werden. Nicht der ordnungsliebende pedantische

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr

Meister, der selbst wenn er Befehle und Anfragen wegen einer Wohnung oder wegen einer seltenen Pflanze machte, wenn er sich einen Eimer Wein kommen ließ und dergleichen, seine Briefe sorgfältig konzipierte, diktiert und mundiert, sondern der Mann im Verkehr mit den Angehörigen seines Hauses, namentlich mit den Schauspielern die er gern seine Kinder nannte, und den Diensthofen.

Den Schauspielern gegenüber war er bald der drohende Jupiter, bald der lieblich strahlende Apollo. Er konnte wettern und fluchen die Schauspieler bis zur Unerträglichkeit ihre Rollen wiederholen lassen die Widerwilligen mit Gagenabzügen bestrafen und ins Gefängnis stecken, aber er konnte sie trösten wie ein Vater, unterrichten wie ein geborener Lehrmeister, fördern wie ein guter Mensch und verteidigen als mächtvoller Dichter.

Seinen Dienern war er ein gütiger Herr, aber selbst der mildeste wird durch Unbotmäßigkeit männlicher und weiblicher Hausangehöriger aus seiner Güte vertrieben. Wenn daher Goethe auch gar manchmal Briefe schrieb um die, welche seinen Dienst verlassen mußten anderweitig zu empfehlen oder in bessere Stellen zu bringen - wobei er einmal nicht anzumerken vergaß daß dies erst am Anfang der nächsten Woche geschehen könnte, weil bis dahin noch die Wäsche zu besorgen und in Schränke einzuordnen wäre - wenn er selbst diese Sorgfalt teilen zuteil werden ließ die sich vergangen hatten so kehrte er doch manchmal den Gefährten heraus.

Denn nicht immer herrschte Friede z. B. im Küchendeptement. Besonders schlimm trieb es die ehrfame Jungfrau Charlotte Hoyer die nicht ihrer Tugend sondern ihrer Untugenden wegen eine gewisse Unsterblichkeit erlangt hat. Zwei Jahre war sie im Goethe'schen Hause gewesen dann mußte sie entlassen werden und erhielt folgendes Zeugnis, das man gewiß nicht als Ehrendenkmal anprechen darf:

„Charlotte Hoyer hat zwei Jahre in meinem Hause gedient. Für eine Köchin kann sie gelten, und ist zu Zeiten folgsam, höflich, sogar ein wenig freundlich. Allein durch die Ungleichheit ihres Betragens hat sie sich zuletzt ganz unerträglich gemacht. Gewöhnlich beliebt es ihr nur nach eigenem Willen zu handeln und zu kochen; sie zeigt sich widerspenstig, zudringlich, grob und fucht diejenigen die ihr zu befehlen haben, auf alle Weise zu ermüden. Unruhig und tückisch, verheißt sie ihre Mitdienenden und macht ihnen, wenn sie nicht mit ihr halten, das Leben schwer. Außer anderen verwandten Untugenden hat sie noch die, daß sie

Goethe im Verlehr Ludwig Geiger

an den Türen horcht. Welches alles man. nach der erneuten Polizeiverordnung hiermit ohne Rücksicht bezeugen wollen.“

Dieses Zeugnis überfandte der Aussteller dem Polizeikollegium und vergaß nicht dabei zu melden. daß die Köchin das Blatt. worauf das Zeugnis der vorigen Herrschaft gefanden- zerriffen und die Fetzen im Haufe herumgeftreut habe. Bei der Gelegenheit charakterifizierte er das Mädchen „als eine der boshafteften und incorrigibelsten Perfonen. die mir je vorgekommen“.

Männliche Dienftboten trieben es oft noch schlimmer als weibliche. Sie fündigten durch Schroftheit Trunkfucht und Unfittlichkeit. Oft genug mußten sie Knall und Fall entfernt werden. Gegen einen besonders ftörrischen einen gewissen Gonsler wandte sich Goethe an die Behörde. Denn jener hatte auf einer Reife. während er auf dem Boocke faßt sich mit dem Kutcher gezankt ja geprügelt. Er war durch herrschaftliche Ermahnungen nicht zur Raifon zu bringen und wenn auch gegen Goethe selbst nicht geradezu gewaltfam so doch gegen seine Begleiter und Gefährten widerwärtig und grob. Da ließ ihn Goethe. nachdem er in Jena einpaffiert war. einfach auf die Wache bringen. verlangte von der Behörde zu vermitteln die Sachen des Unzuverlässigen abholen zu lassen und den Herrn in seiner Ruhe zu beschützen.

Diese Behörden rief er auch an wenn er in seinem Haufe durch Lärm der Naßbarn z. B. die Kegelbahn einer naheliegenden Wirtschaft- oder durch den Bau eines Nebengrundstücks, dessen Fenster auf das feine gingen- gestört wurde.

Wie sein Haufe so fuchte der Dichter auch dessen Umgebung zu beschützen. Die sächsische Landesdirektion hatte im Weimarischen Wochenblatte eine Verfügung gegen die im Park verübten Frevel veröffentlicht. An dies Edikt anknüpfend, wandte sich Goethe an die genannte Behörde mit folgender Beschwerde: „In der Ackerwand steht eine Reihe Kastanienbäumez sobald nun die Früchte einigermaßen zu reifen anfangen. werfen die Knaben mit Steinen dat-nach, ohne sich im mindesten um die Vorübergehenden zu kümmern.“

Ferner wird man nicht nur auf gedachter Straße. sondern auch in den Gärten belästigt nach Obstbäumen, die an der Mauer her stehen werfen unbändige Knaben- bei noch völlig unreifen Früchten, Steine ja Knüttel und der Besitzer in Gefahr auf eigenem Grund und Boden verletzt zu werden, sieht sich in der Hoffnung getäuscht seine Früchte zu genießen.

Ludwig Geiger: Goethe im Verkehr

Ja. was ganz feltfam fcheinen muß. dasfelbe gefchieht mitten im Winter an unbelaubten Bäumen. auf denen nicht etwa ein Neil oder fonfi etwas zu bemerken ift. welches Aufmerksamkeit oder Begierde erregen könnte. Wie denn der Gensdarmes Lenger. dem ich die bis in die Mitte meines Gartens geflogenen Steine vorgewiefen habe. bezeugen kann."

Diefes Sägreiben ließ der Bittfteller einige Zeit liegen und fügte dann (15. Auguft 1817) folgendes hinzu: ..Wobei ich zugleich bewähren kann. daß es eine öffentliche Sache fei: denn indem ich. aus meiner Gartentüre heraustretend. dergleichen frevelnde Knaben zur Zucht verwies. ftimmten mehrere von ihren Krautländern zurückkehrende Menfchen in meine Rede mit ein. verfichernd. daß fie auf diefem fo gangbaren und unvermeidlichen Wege durch folchen befchwerlichen Unfug getroffen und verletzt zu werden. öfters in Gefahr gerieten."

Sollte es nötig fein. diefen Ausführungen eine Entfchuldigung oder Rechtfertigung anzuhängen? Hyperäfheten und empfindfame Frauen lieben es - früher allerdings mehr als in den gegenwärtigen realiftifchen Zeiten - fich den Dichter in den Wolken thronend. in olympifcher Ruhe verharrend zu denken; fie riefen wohl klagend aus. man trübe ihnen das Bild eines Dichters. wenn man ihn nicht als einen der Erdenwelt ent-rückten Götterfohn darftellte. Wir. die Kinder der neuen Zeit halten felbft bei dem Größten den Erdenreft nicht für peinlich. Wir empfinden es nicht als entweihend. wenn auch der Größte als Jrdifcher unter feinesgleichen umherwandelt. Sein Bild wird nicht verdunkelt. fondern durch eine neue Glorie umftrahlt. wenn wir ihn auch in diefen Beziehungen als einen Vollmenfchen erkennen. Nicht etwa als einen folchen. der faft die Befinnung verliert. wenn die Köchin die Suppe verfalzt oder ein paar Töpfe zerfchlägt. der fich fchier die Haare ausrauft. wenn feine häusliche Bequemlichkeit die geringfte Störung erleidet. oder der fürchtet. der Erdball müffe verfinken. wenn Nachbarn Lärm vollführen. Sondern als einen Menfäjen. der böfe werden konnte. wie andere Erdenkinder. fich beklagte. fobald er meinte. es werde ihm ein Unrecht zugefügt. oder der wetterte. wenn er erkannte. daß die Untergebenen ihre Pflicht verfäumten. Hinwiederum als einen folchen. der feine Tage eifrig nußend. Anerkennung zollte für treue Arbeitsleiftung und jahrelange Anhänglichkeit. Duldfamkeit übte dem guten Willen gegenüber. mochten auch die Erfolge den Anfkrengungen nicht entfprechen. Und der. nicht zufrieden damit. feine Dienftleute zu entlohnen. die fich für ihn abgemüht hatten.

Goethe im Verkehr Ludwig Geiger

auch weit über das Befiehn dieses perfönlichen Verhältniffes hinaus.

Zufpruch und Förderung den Getreuen angedeihen ließ.

Durch folche kleine Züge gewinnt der große Mann nur. verliert aber in den Augen Verfiändiger nichts, Der Himmelpofe entkleidet und zur Erdennähe gerückt. erfcheint der Große doppelt fympathifch und liebenswert. Wir. die wir mit dem Genius jubeln. den Weifen an-
fiaunen. von dem Dichter uns erheben und erfchüttern laffen. begrüßen ihn nun traulich auch in rein menfchlichen Lagen als unferen Genoffen.

Diefer Auffaß iit gefchrieben mit Anlehnung und teilweise unter Benußung meines Buches ..Goethe und die Seinen". das im Oktober dieses Jahres bei R. Voigtländer erfcheinen wird.

456

Philipp zu Eulenburg:

Aus der Art , . . Eine märkische Geschichte.

Der Junge war am Nachmittag von der Stadt gekommen. Er hatte immer noch ein blaßes, mageres Gesicht mit den schmalen Lippen und den glänzenden Augen.

Die Tante behauptete, daß das Leben in der Stadt nichts für ihn taue, aber der Vater sagte „dummes Zeug“ und „das verwärts sich“. Vor acht Tagen hatte der Junge, siebenzehn Jahre alt, das Maturitätsexamen bestanden und sollte nun studieren, aber der Vater ließ ihn plötzlich kommen, um ihm Landwirtschaft „beizubringen“ - nicht etwa aus Gesundheitsrückichten. Warum sollte der Junge auch schwächlich sein? Er selbst war mit seinen fünfzig Jahren wie ein Dreißiger und die Mutter eine starke Frau gewesen. Daß sie an der Geburt des Jungen starb: „Mein Himmel, die Ärzte sind eben Schafsköpfe!“

In dem schmalen, gelb getünchten Hause mit dem hohen roten Ziegeldach und der knarrenden weißen Haustür wohnte im Erdgeschoß der Vater. Er war königlicher Domänenpächter.

Oben wohnte die Tante, eine verwitwete Frau ältester Schwester, eine kinderlose Witwe, die der Wirtschaft vorstand. Sie wurde Frau Doktor genannt, denn ihr seliger Mann war Tierarzt gewesen.

In der Landwirtschaft war sie tüchtig und im Hause pünktlich * - aus Angst vor dem Schwager. Im Grunde hätte sie lieber in ihrer Stube unter allen den gestickten Sofakissen und kleinen Porzellanvafen und nähte an ihrer Wäsche herum!

Sie litt viel an Zahnschmerzen, ging stets mit verbundener Backe umher und war sonst eine gutmütige magere Frau, etwas dumm, ohne jeden eigenen Willen und wehmütvoll gottesfürchtig.

Obige Novelle ist vor einem Menschenalter (unter anderen Arbeiten aus der Feder Eulenburgs) in „Nord und Süd“ veröffentlicht worden.

Wenn wir sie hier nochmals abdrucken, bezwecken wir nichts Anderes, als unseren Lesern eine Probe der psychologischen und artistischen Darstellungsweise des Mannes zu geben, der nach einem einflußreichen Leben der Mittelpunkt einer unerquicklichen und häßlichen Affaire wurde. Wir glauben, bei unseren Lesern Interesse voraussetzen zu dürfen. Die Redaktion.

Jus der Art K f Philipp zu Eulenburg

Lange hatte der Pächter die Domäne noch nicht in Pacht -- etwa sieben Jahre - aber es ging gut damit. Er hatte in den letzten Jahren, durch Lieferung von Kartoffeln an ein Hamburger Haus, durch gute Wollpreise und allerhand glückliche Spekulationen im kleinen, ein paar tausend Taler erübrigt und der Gedanke des einftmaligen Erwerbes eines eigenen Landgutes war ihm fo nahe getreten, daß er es aufgab, den Jungen ftudieren zu laffen.

„Ein Stadtberuf ift nichts für uns.“ fagte er. ..denn es fcheint fich ja hier zu machen.“

So äußerte er fich allerdings nur, wenn er guter Laune war, und folche feltene Anwandlungen von guter Laune übten auf die Tante eine gewiffe „weltliche“ Wirkung. Sie kramte eifriger als fonft in ihrer Wäfche herum, nahm fich auch das Tuch von der Backe und war weniger wehmutsvoll als gewöhnlich.

Der Junge hieß Karl nach feinem Vater. Der wollte es fo, denn die arme fierbende Mutter hatte nicht Zeit gehabt, an den Namen des Kindes zu denken. Deu Knaben aber ihr zur Erinnerung Emil zu nennen _ darauf war der Vater nicht gekommen, trois des Säfmerzes, den er kurz und heftig empfand.

Karl gehörte zu jenen Naturen, deren geiftige Entwicklung in keinem rechten Verhältnis zu der körperlichen Anlage fieht. Seine große Leichtigkeit der Auffaffung trug den Stempel einer Loslösung von jedem körperlichen Zusammenhange. Auch war feine Gedankenwelt eigenartig rein. Der materielle Einfluß feiner Schulkameraden brachte ihn wohl in eine gewiffe Abhängigkeit, trotz feiner geiftigen Fähigkeiten, denn er unterlag der Gewalt phyfifcher Kraft, aber es glitt der materielle Gedanke an ihm ab, keine Spur hinterlaffend. Andererseits fand und fuchte er auf dem geiftigen Gebiete keine Befriedigung. Er arbeitete traumhaft und faßte traumhaft auf, ohne Wärme und Lebhaftigkeit. Nur dichterifche Erzeugniffe griffen tiefer in ihn hinein und gewiffe Ausdrücke feelifchen Leidens trieben ihm Tränen in die Augen. Dann war es, als nähme jener traumhafte Zufkand eine Art bereäftigter Form an und es lebte der Knabe ein Dichterleben ohne Verfe und Ausdruck, voller Scheu vor Verrat,

Über das, was er werden follte, war er fiäj trotz des beftandenen Maturitätseramens nicht klar.

Weite Schlußfolgerungen find nicht die Sache der Jugend; darum ifk diefelbe auch den Wünfchen der Eltern gegenüber fo eindrucksfähig.

Philipp zu Eule-burg: Aus der Art

Am wenigsten aber war eine Natur wie Karl imitand. über sich klar zu werden. Das Faktum des Scheidens aus der Schule und von den Kameraden war das einzige, was er empfand. Zugleich aber war der Reiz einer Veränderung, in die er willenlos gezogen wurde, mächtiger als das Wehgefühl dieses Lebewohls.

Er empfand dies Wehgefühl immerhin so stark, daß er Tränen vergoß, als sich der schwerfällige gelbe Pofswagen in Bewegung fehte und die luftig grüßenden Stimmen der Kameraden von dem gepreßten Tone des Pofthorns übertönt wurden.

Mit einem Stoß fuhr der Wagen von dem Steinpflafer zwifchen den leßten Scheunen der Stadt auf die Ehauffee, und bei den Stämmen der alten Pappeln, deren Laub sich gelb zu färben begann, blickte der Junge auf die flachen grauen A>er und Brachfelder hin. Es verfielten die Tränen, denn das neue hatte begonnen.

Als er aber auf der zweiten Pofftiation den heimatlichen Wagen ftehen fah, da war vollends die Stadt vergeffen.

So war es, wenn er zu den Ferien fuhr, und jest follten es ewige Ferien fein!

„Guten Tag, Weber.“ fagte er, an den Wagen tretend, freundlich zu dem alten mürrifchen Knecht, der in feinem blauen Sonntagsrock mit hohem Kragen den Kutfcher fpielte. „Wie geht es?“

„Na, wie foll es gehen?“ antwortete Weber. „es ift ja immer beim alten.“

Und dann hob er den Koffer zu sich auf den Bock, fah sich um, ob Karl fertig war, und Hü! ging es fort.

Karl fragte den Alten nichts mehr. Schon in feiner Haltung lag etwas unliebenswürdig Abwehrendes, denn Weber war kein Freund vom Reden.

Deshalb verfiel Karl bald in Träumereien und es zogen in feinen Gedanken vorüber der Garten am Haus mit der alten Tanne, die Pferdekoppeln und das weite Moorland mit den Schilfteichen, wo die wilden Enten auffchwirrten, wenn er kam. Er ertappte sich auf fonderbaren märchenhaften Träumen, frei herumfchweifend, fingend und jagend, in einer Art Kleidung von Feilen. Als aber plößlich, unvermittelt, die Gedanken den Weg zu dem Vater nahmen, fchre>te er auf.

Perfönlich follte der Vater fortan feine Tätigkeit überwachen. Seine Tätigkeit!

Ein Gefühl der Schwäche überkam ihn. Ein Gefühl der Ohnmacht

Aus der Art Philipp zu Eulenburg und Angst vor dem Vater mit feiner sich rötenden Stirn und der Unruhe in den Händen, wenn er zornig wurde. Er floh in fliegender Haft zu der Tante hinauf, wie damals als kleiner Knabe. Die Stimme des Vaters schallte hinter ihm her und die Tante fragte ihn, am Wäfcchenkrank ftehend, mit ihrer halb gleichgültigen, halb klagenden Stimme: „Was ist denn wieder gefchehen?“

Karl hatte Herzklopfen bekommen, so lebhaft war die aufregende Phantasie gewesen!

Jetzt aber fuhr er nach rechts hinaus, da tauchte in der Ferne das Gut auf. Eine dichte Baumgruppe im flachen Felde mit einigen weißen Häusern, die daraus hervorleuchteten.

Dort aber schaute das hohe rote Dach des Vaterhauses über die Bäume hinaus, und das Herzklopfen des Unbehagens wich der Erregung des nahen Wiedersehens.

Der Vater begrüßte ihn stets freundlich, wenn er zu den Ferien kam, und die Tante fand dabei und gab ihm einen ganz trocknen Kuß, den er halb abwehrend empfing.

So war es auch dieses Mal.

Aber da stand noch ein Dritter in der Tür, wie dazu gehörig. Ein junger Mann, einige Jahre älter als er, kräftig gebaut, mit lebhaften Farben und starkem gekräuseltem blonden Haar. Die hellen Augenbrauen waren kaum zu sehen, und deshalb nahmen die ziemlich ausdruckslosen aber großen blaugrauen Augen eine gewisse Bedeutung an. Er trug Stiefel bis an die Kniee und enge graue Hosen. Den Rock zugeknöpft und einen schmutzigen kleinen schwarzen Filzhut in der Hand.

Der Vater unterbrach plötzlich seine Begrüßungen.

„Sehen Sie einmal zu, Wilhelm.“ sagte er zum Hofe stehend.

„Ich glaube, der Schafskopf, der Schulz, ladet wieder die Lupinen an der Ecke der Brennerei an.“ Und der junge Mann sprang die Stufen hinab, während seine Stimme laut tönend zum Hofe hinaus schallte: „He da! Schulz! He!“

„Wer ist das?“ fragte Karl ihm nachsehend.

„Der neue Eleve.“ sagte der Vater zerfireut. „Aber komme jetzt, der Kaffee wird kalt, ihr habt euch verspätet.“ und er fuhr ärgerlich auf seine Uhr.

Der Vater hatte den Jungen oben in dem ersten Stock mit Wilhelm in einem Zimmer untergebracht.

Es war das alte Zimmer, das Karl während der Ferien bewohnte.

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art

Die graue schadhafte Tapete mit den weißen Muftern und der intensiven blauen Bordüre war nicht erneuert. Der weiße Wafchtisch, der braun angeftriefene Kleiderfchrank, das Bild, die Erftürmung von Sebaftopol darftellend, alles war geblieben. Nur ein zweites Bett ftand darin.

Das Zimmer lag nach dem Garten hinaus, der in früheren Zeiten ein Ziergarten gewefen war. Darum ftand hier und dort noch der Reit einer Buchenhe>e, bufäfartig emporgewachfen. Aber auch die Obftbäume der fpäteren Küchengartenperiode waren nicht ordentlich ergänzt. Kartoffeln und Mohrrüben wuchfen darin und mitten durch den Garten führte ein gerader Weg bis zu einer alten himmelhohen Tanne, die allein von der früheren Herrlichkeit übrig geblieben war.

Wenn der Baum von dem Winde bewegt hin- und herwiegte, konnte der Junge eine ganze Stunde lang hinüberfchauen. Die Tanne war dann fo merkwürdig lebendig, und es war, als nickte fie ihm zu und fpräche mit ihm.

Früher war er bisweilen hoch in die Äfte hinaufgekriegen, und da kam er fich vor wie in einem fernen weiten Waldlande, wo nur glückliche Menfchen lebten, ohne Abhängigkeit und ohne Arbeit.

Jeßt ftieg er nicht mehr hinauf, denn er machte fich die Finger und Sachen harzig und fchmußig.

Es wäre auch lächerlich gewefen in feinem Alter!

Wilhelm fand nichts Befonderes an der Tanne.

Am zweiten Abend nach feiner Rückkehr fagte Karl ganz in ihren Anblick verloren:

„Wie fie fchwankt!“

„Wer?“ fragte Wilhelm mit feiner zum Baffe neigenden Stimme.

„Die Tanne.“

„Ach fo, die Tanne!“ ftieß Wilhelm halb ärgerlich, halb verächtlich hervor und fpihte an dem Bleiftift weiter, dem er bereits dreimal die Spitze abgebrochen hatte.

Wilhelm war eine energifche Natur. Er faßte draußen in der Wirtfchaft an, wo es not tat, und half jedem zerbrochenen Wagen felbft wieder auf. Auch war es feine Leidenschaft, Tieren die ausgerekten Glieder wieder einzurenken.

Natürlich wurde ihm jede zierliäfe Arbeit fchwer, und er hielt die Feder faft wie eine Reitpeitfche in der Hand.

Aus der Art Philipp zu Eulenburg

Es lag eben in feiner Naturj daß ihm die zarten Befchäftigungen nicht recht glü>en wollten.

Darum konnte er auch in dem Gefühl der Schwäche. das ftarke Menfchen befonders empfindlich berührt über den Tintenkler auf dem feltenen Brief an feinen Vater in eine Wut geraten. die Karl geradezu in Schrecken verfeßte,

Iener Ausdruck phyfifcher Kraft aber war es wiederumf der Karl beherrfchte und anzog,

Es war die alte Gefäjichte von der Ergänzung.

Die jungen Leute lebten fich gut miteinander ein und fchloffen Freundfchaft mit jener Leichtigkeit, die eines der glücklichen Attribute der Jugend ift.

Streit gab es niez da Karl zu weich war, um den Härten Wilhelms in gleicher Weife begegnen zu können.

Für Karls neuen Beruf aber war der neue Freund von unfchäßbarem Werte. Ienes unbewußte Nachahmen. das allen abhängigen Naturen eigen ift. trieb ihn wenigftens äußerlich in Formenf die dem Vater behagten. Als Erftes hatte fich Karl ein Paar Knieftiefel. wie fie Wilhelm trug. machen laffen. In ihnen fchritt der fchmächtige Junge. einen Stock in der Hand. fait energifch über die Felder. Er hatte fich auch in feiner fchmiegfamen Art den Ton und die Weife angeeignet- in welchen Wilhelm mit den Leuten verkehrte. Nur wagte er. zu feinem eigenen Verdruß, niemals in Gegenwart des Vaters in diefer Art zu fpreäjen und zu befehlen.

Dennoch war der Vater mit ihm zufrieden und die Tante hatte, Karl mit geheimnisvoller Miene in ihr Zimmer ziehendz leife erzählt:

„Der Vater fagtj du läßt dich gut an.“

Diefe Mitteilung aber machte Karl fo viel Mut. daß er es wagte, einmal fogar in Gegenwart des Vaters einem ackernden Arbeitsmann zuzurufen:

„So tief braucht die Wafferfurche nicht zu fein!“

Aber er glaubte nach diefer Bemerkung ein unmerkliches Lächeln auf den Zügen des Vaters gefehen zu haben. das nahm ihm für alle Zeiten den Mutj noch ein zweites Mal fo viel zu wagen.

Jede Stimmung aberj die nicht der notwendige Ausdruck natürlicher Grundlage ift- erleidet Schwankungenj die zur Erfchlaffung führen- und Eharakterzüge von fo heterogener Art wie Wilhelms Energie und Karls

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art

Idealismus vereinigen sich niemals für die Dauer in einem und demselben Menschen.

Die erste Veranlassung eines Zurückweichens Karls in seine Traumwelt war ein Besuch Sonntags nachmittags bei dem Pfarrer.

Ein solcher Besuch fand äußerst selten statt, denn er erforderte einen Aufwand von Sonntagsfracht, der weit über die Bequemlichkeit des Vaters hinausging. Das saubere Hemd mit der vorgefleckten goldenen Nadel, der schwarze Tuchrock, die blank gebürsteten Stiefel und das glatt ge-
riegelte Haar machten dem unruhigen Mann viel zu viel Ärger! Immer im Begriff loszuplaven, verbreitete er unter den ebenfalls sonntäglich geplätteten und gebügelten Insassen des Wagens, der Tante, Wilhelm und Karl, eine schwüle Atmosphäre des Unbehagens, welcher der dreifache Wilhelm durch geheuchelten Gleichmut zu entgehen suchte.

Nur der bei so außergewöhnlichen Fahrten besonders mißmutige, steif auf dem Bock sitzende Weber fühlte jenes Unbehagen nicht, weil er zu sehr mit eigener Verdrießlichkeit beschäftigt war.

Der Pfarrhof lag bei der Kirche, die mit ihrem spitzen grauen Turm weithin über die Felder schaute.

In dem Gärtchen, wo Georginen in allen Farben als Einfassung der Gemüsebeete herbstliche Pracht entfalteten, stand eine Laube, von wildem Wein umrankt, der bereits gelbe und rote Blätter verlor.

Es war ein warmer Oktobernachmittag, der Himmel wolkenlos und die Sonne wärmend, ohne zu brennen.

Die Pfarrerin hatte den Kaffee in die Laube gefüllt und Fräulein Emilie, die Tochter, ging geschäftig zwischen dem Haufe und der Laube hin und her, bisweilen ein gelbes Weinblatt entfernend, das auf das weiße Tischtuch gefallen war.

Sie war etwa 22 Jahre alt und hatte die unbefimmten Züge des Vaters. Es war alles rundlich an ihr, doch gaben die lebhaften Farben, das schöne blonde Haar, über sie ein gutes Stück Jugendzauber aus. Wunderbar verschieden von ihr war die Mutter. Alles war eckig und spitz und nur die großen, etwas dummen braunen Augen waren freundlich und weich.

Sie war eine Frau von der Art der Tante.

Stets wehmutsvoll, unterdrückt von Mann und Tochter, und ohne jeden eigenen Willen.

Sie spielte gut eine Frau Pfarrerin dar und würde sogar in ihrer Milde besser einen Herrn Pfarrer dargestellt haben, als ihr Gemahl, der

Aus der Art Philipp zu Eulenburg

voller Lebhaftigkeit stets sehr geschäftig war und die Interessen des Pfarrhofes gegen die Bauernschaft mit „Schwert und Feuer“ vertrat.

Der Pfarrer hatte auch sofort nach der Ankunft der Gäste den Herrn Domänenpächter in eine Grenzreitigkeitsfrage zwischen dem Dorfschulzen und der Pfarre verwickelt, und die Männer gingen geschickterweise zwischen den Georginen auf dem schmalen Wege hin und her.

Die Tante saß neben der Pastorin bei dem Kaffee in der Laube.

Die beiden Frauen waren dazu geschaffen, Freundinnen zu werden.

aber es kam nicht dazu. Mit wehmüthvoller Stimme sprachen sie über elfährige Hühner, die der Ökonomierat in Schwandorf angeschafft hatte, und schwiegen still, wenn die Herren in ihrer lebhaften Unterhaltung in die Nähe der Laube kamen.

Den jungen Männern fiel die Unterhaltung von Fräulein Emilie zu.

Damit ging es düftig zu Anfang, denn Wilhelm hatte das Mädchen eben erst kennen gelernt und besaß wenig Grazie der Unterhaltung.

Karl hätte wohl tausend Anknüpfungspunkte gehabt, aber er litt unter Wilhelms Verlegenheit, dessen nach Atem ringende Äußerungen er als eigenes Elend empfand.

Erst als Fräulein Emilie von einem Unfall sprach, der sie kürzlich bei der Fahrt nach der Stadt betroffen hatte, brach das Eis.

Wilhelm fehlerte plötzlich losbrechend in lebhaften Farben vier bis fünf ähnliche Unfälle, die ihm zugefallen waren.

Befonders glückte ihm, nach feinem Dafürhalten, die Säfilderung von einem „durchgehenden Gaul“, der „auf die Kandare gebissen hatte“ und mit ihm „abzog“.

Die Worte: „Es war ganz schauerhaft, ganz schauerhaft.“ gebrauchte er dabei so häufig, daß sich die Tante und die Frau Pastorin, durch die scharfe Betonung des „schauerhaft“ aus ihrer Hühnerunterhaltung gerissen, mit leise erschreckten Mienen Wilhelm zugewendet hatten.

Karl litt bis zum Erröten unter diesem Eindruck, doch schien glücklicherweise Fräulein Emilie nicht berührt davon.

Sie folgte mit Interesse der Erzählung, dazwischen bald den Kuchen herumreichend, bald mit auffordernder Gebärde zur Kaffeekanne greifend.

Sie hatte im hohen Maße das Talent einer lebenswürdigen, umsichtigen Hausfrau, anregend dem Gespräche zu folgen und durch ihre Haltung eine gewisse Autorität auszufstrahlen.

Die beiden jungen Männer standen vollständig unter ihrem Eindruck.

. l „ . f 1'
O Ö`QQQJfl-géf q"
'c' ...ou a 'ko-...iu
.....o >....*-W '1
.1 ' x ..*7-- s a
R* u-...df'-. !"F'-A"N, .
' "U-7...'. "H-N'
. ' i ;,

er Art*
i» * * * il-*1, ,1* L
l .iq .- 7 f ,ii-1"
er Lebhaftig'rettfiets fe . _ ,
* ..i-L* - '-'
.F
i
hpfesigegm di'.- Bajnje-
..* 4.3K DerzPfarreri . 7
l , . '-1 -..-.- d. i 'i '
*Fi 4e - '-'
* *UKW i* *i
., 7.-" l'. c _g * * p! . .(1 _,- .o x_ - ' '* - -' -. tkelt. und die
>11'
-f' dem fchmalen .
der-?Paltorin bei
' »eu-l dazu gefchaffm- T F
*,ymutsvo - ,
1
"-
'..-
'f
k
|
-ZZ-(*7i""*f'7-* -t von . '- * -7 -
" dxmii ihm _ *
* .1 *.
q 7
"i haltung ge
-G7xitijlidkßY7'2arlzlitt x *
...*9
7 zum Erröten „g-:*fZ-(Ysaliclfeeweife Fräulein Emilie ni *
. ?il-7*? rj*
, Zie hatte im hohen Maß
MQ?. 'Öausfra11.ä . . anregend *7
[tung eine*gewiffē Autoritä 7*;

Älten
Felder.
Ziegen zum Gefchenk gebracht.
Waldm
0
G
Zum Effay von Eri
F.
(Labtec-ng
Aus dem WaldmÄller:Werk
von Arthur Roeffler.
1908

EMPTY

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art

Wilhelm befand sich bei der Heimfahrt, die mit dem unruhigen Vater bereits nach zwei Stunden angetreten werden mußte, in einem Zustande verliebten Heldentums und Karl empfand instinktiv diese Stimmung des Freundes mit ihm. In seine Bewunderung Wilhelms mischte sich wohl ein leiser Zug von Überlegenheit bei der Erinnerung an jene „schauerhafte“ Erzählung - aber diese Empfindung ging in dem Liebeszauber, der den Freund bewegte, allmählich unter.

Am Abend, beim Auskleiden, begann Wilhelm sein Bekenntnis.

Er war verliebt - und noch mehr: er glaubte, daß er Fräulein Emilie nicht gleichgültig geblieben sei.

„Bei der letzten Geschichte - du weißt, Karl, mit dem durcheinandergehenden Gaul - fah sie mich von der Seite an, und dann fah ich sie an - und weiß der Himmel: mir schien etwas nicht richtig!“

„So? Mir ist nichts aufgefallen.“ äußerte Karl zögernd.

„Du siehst auch rein gar nichts!“ sagte Wilhelm, sich ärgerlich wendend.

Im Bett aber, nachdem das Licht verlöscht war, begann er von den Reizen Emilies zu schwärmen:

„Das Mädchen hat ein Paar Augen - weiß der Henker! Da kann sich Louischen Otto verkriechen.“

Louischen Otto war seine Jugendflamme gewesen.

Karl stimmte in Wilhelms Bewunderung ein.

Er pries Emilies Herzeseigenschaften und meinte, sie gliche einer guten Fee. Wenn sie das Haar aufgelöst trüge und ein langes weißes Gewand dazu, wäre sie gewiß weit schöner. Man sollte einmal Bilder fielen. Emilie müßte als Edelfräulein auftreten und Wilhelm als Ritter.

„Eine blanke Rüftung und ein roter Mantel würden dich gut kleiden. Nicht wahr, Wilhelm?“

Wilhelm gab keine Antwort. Er war über Karls Plänen eingefchlafen.

Karl richtete sich in seinem Bette auf und lauschte.

Er vernahm die regelmäßigen Atemzüge Wilhelms, dann versuchte auch er zu schlafen, aber die Liebesgeschichte, die Bilder, der Ritter und das Edelfräulein - das alles ließ ihm keine Ruhe. Erst nach Stunden fand er den Schlaf auf den erregten Jungen, der nur halb ausgeruht und noch bleicher wie sonst am nächsten Morgen zu der Arbeit auf das Feld ging.

30 465

Aus der Art Philipp zu Eulenburg

Diese Liebesgeschichte hatte die Wendung hervorgerufen, welche Karl in seine alte Träumerei zurückführte.

Wilhelm liebte! - das war freilich ein Ereignis von so großer Bedeutung, daß alles andere daneben verblaffen mußte. Fast glaubte Karl selbst Emilie zu lieben, und er hatte die Rolle eines „edel entfangenden Freundes“ während eines ganzen Tages mit herumgetragen. Diese Empfindung wich jedoch einer neuen, als Wilhelm ihm des Abends im Bett sagte:

„Karl du könntest mir ein Gedicht für Emilie machen! - Ich habe viel zu tun.“

Karl faßte, wenn auch vorläufig in ablehnender Form, den Gedanken lebhaft auf und schlief lange nicht ein - allerhand Verse erfindend und wieder verwerfend.

Am nächsten Morgen nahm er sich Papier und Bleifeder mit auf das Feld. Die Kartoffelernte hatte begonnen und er mußte die Arbeit beauftragen.

Mitten in dem Kartoffelfelde, nahe bei den Arbeitern war eine kleine Vertiefung, ehemals ein Wasserloch. Jetzt wucherten unten auf dem Sumpfboden üppiges, hellgrünes Gras und Vergißmeinnicht mit langen Stielen. „Serum“ landen buschige Erlen, auch eine junge Eiche unter ihnen.

Der Junge spähte erst nach dem Vater, der weit und breit auf den flachen Feldern nicht sichtbar war. Dann hatte er sich durch die Erlenbüsche gedrängt und faß mit Bleiftift und Papier in der grünen Umrahmung hart an dem frischen Gras des Sumpfes.

Von außen her tönte die unbestimmte Unterhaltung und das Lachen der Kartoffelarbeiter, so wie es still. Ein paar matte Herbstmücken verfluchten eine Belästigung und über die Stiefel lief ihm ein schwarzer Käfer.

Halb zerstreut dem Käfer nachgehend und ein Erlenblatt in den Fingern drehend begann er die Verse. Es wurde ihm die Arbeit leicht - merkwürdig leicht! - und ein Gefühl des Glückes, erfüllter Pflicht und großer Befriedigung kam über ihn.

Das Gedicht war kurz, aber es schien ihm viel zu sagen. Er fand es schön und las es mit Genugtuung öfter durch.

Nun drängte es ihn, Wilhelm davon Kenntnis zu geben.

Leider aber fand er nach dem Mittagessen keine Zeit dazu. So mußte er mit Widerwillen noch einmal zu den Arbeitern hinaus und den

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art
Feierabend abwarten. Er war zerfireut auf dem Wege und hörte nur
halb auf das, was ihm der Vater, der ihn begleitete, sagte. So kam es,
daß er eine Frage überhörte.

„Zum Donnerwetter! - Junge paß auf!“ polterte der Vater
heraus, und Karl war wie mit Purpur übergoffen.

Endlich am Abend war er allein mit Wilhelm oben in der Stube.

„Ich habe ein Gedicht gemacht.“ sagte er.

„Zeige her, wo hast du es?“ fragte eifrig Wilhelm.

Karl zog das Papier aus der Brufittaſche und reichte es Wilhelm,
mit den Augen voller Spannung den Lesenden verfolgend.

Wilhelm las:

Der Herbftwind weht.

Die Blätter fallen.

Durch welche Lande

Sein Klagen geht. -

Bift du in Trauer.

Du Herbfteswind.

Weil Frühlingsblumen

Geftorben find?

Laß deine Klagen.

Zieh dort hinaus -

Zum hellen Fenfter

Am Pfarrerhaus.

Da lacht der Frühling

Ins Land hinein

Aus zwei gar lieben

Blauäugelein!

„Das ift nichts.“ sagte Wilhelm nachdenkend. „das ift kein Liebes-
gedicht.“

Karl horchte leife gekränkt auf - und jenes Gefühl der Überlegen-
heit, das er bisweilen empfand, ftieg wieder in ihm auf. „Wie foll es
anders fein?“ fragte er.

Wilhelm gab ihm keine Antwort. Er zog feinen Rock aus, ergriff
eine Bleifeder, fuchte ſich einen Briefbogen aus der Mappe und feßte
ſich in Hemdärmeln an den Tiſch.

Nachdem er eine Weile an der Bleifeder gekaut hatte, ſchrieb
er nieder:

Oh, könnt' ich ſchweigen -

Dann füßte er den Kopf in die Hände und bewegte den Bleiftift
im Munde hin und her.

Z0* 467

Aus der Art Philipp zu Eulenburg

So faß er geraume Zeit. während Karl sich an der Kommode zu schaffen machte. dabei jede Bewegung Wilhelms mit Spannung verfolgend.

Plötzlich sprang Wilhelm auf. zerknitterte das Papier und warf die Bleifeder gegen die Wand.

„Du haft mir durch dein dummes Gedicht alles verdorben!“ rief er zornig. entkleidete sich hastig und warf sich in sein Bett.

Nach zehn Minuten war er wie gewöhnlich fest eingeschlafen und Karl begab sich. unhörbar leise. zur Ruhe. um den Freund nicht zu stören.

Wilhelm kam auf das Gedicht nicht mehr zurück.

In Karl aber war eine eigentümliche Wandlung vorgegangen.

Auf dem Gymnasium hatte er bereits gedichtet. jedoch nur als Übung für die Literaturstunde. um die verschiedenen Versfüße kennen zu lernen. Damals war es zu der Zufriedenheit der Lehrer gekommen. jetzt aber plötzlich sprach er eine Sprache für sich. Eine Sprache. in der er einen Ausdruck für alles fand. was ihn bewegte. und was er auszusprechen sich nicht getraute.

Mit erglühenden Augen und geröteten Backen faß er draußen auf dem Grabenrand in der Nähe der Arbeiter oder in einem Erlengebüsch und schrieb wunderliche Liebesritterballaden auf. deren Held Wilhelm. deren angebetete Dame Emilie war.

Wilhelm verfaßte er feine Arbeit. dem Vater aber wich er fortan aus wie früher als Knabe in seiner stetigen Furcht vor Strafe. Das Interesse für den landwirtschaftlichen Beruf war völlig geschwunden und dem schmerzblickenden Vater war diese Wandlung nicht verborgen geblieben. Aus einer geheimen Freude an dem Eifer des Sohnes wurde allmählich eine verächtliche. abwartende Mißstimmung. schließlich drohende Gewalt. *

„Läßt werde den Bengel schon kriegen.“ sagte er zu der Tante. die unter der schlechten Laune des Schwagers nicht weniger zu leiden hatte als das ganze Haus- und Hofpersonal. Sie lief mit fieberhafter Hast zwischen dem Milkeller und ihrem Wärfchenkrank hin und her und das Tuch wurde sogar über Nacht nicht mehr abgenommen.

Wilhelm überftand am besten alle jene Mißstimmungen im Hause. Er schimpfte wohl auch mehr wie gewöhnlich draußen auf dem Felde. aber an seiner harten realen Natur gingen dergleichen Stürme ziemlich wirkungslos vorüber. Während der gewitterchwülen Mahlzeiten. die das Entfeßen Karls und der Tante waren. faß er stumm vor dem Teller.

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art
mit größtem Appetit seine Portion verzehrend. Dann sagte er laut:
„Mahlzeit!“ und ging für sich lachend hinaus.

Für Karl gab es nur eine Erholung das war der Abend, oben in
der Stube mit Wilhelm.

Leider war letzterer meistens müde und schlief bald ein aber wenn
er einmal am Tische sitzen blieb und mit Karl über Emilie sprach und
allerhand Zukunftsbilder entrollte dann schwelgte Karl in Seligkeit und
fand reichen Ersatz für die Unbilden eines qualvollen Tages.

Leider nahmen diese Verhältnisse bald eine noch trübere Wendung.
Wilhelm war eines Abends auffallend zerstreut und antwortete
Karl kaum auf seine Fragen, Es ging augenscheinlich etwas in ihm
vor. Plötzlich sah er Karl entschlossen in die Augen:

„Morgen reite ich zu Emilie sie hat Geburtstag“ sagte er.

„-Reiten?“ fragte erstaunt und beunruhigt Karl.

„Auf Vaters Brauem; du mußt mir helfen. Der Vater geht
morgen nach den Kartoffeln und zum Acker. Ich werde nach dem Torf
gehen und kann gut unterdeffen hinüberreiten. In zwei Stunden bin ich
wieder zu Hause. So lange mußt du den Vater draußen festhalten.“

Karl ging fast der Atem aus bei diesem unerhörten Plane, Er
sollte den Vater festhalten!

„Wenn nun aber der Vater nach Hause will?“ fragte er zögernd.

„Du hast nicht für einen Großen Courage! -> Zum Donnerwetter-
du kannst doch wohl den Alten irgendwie anlügen?“

Karl schwieg. Er sah ein Unheil hereinbrechen und fühlte sich nicht
stark genug zum Widerstande.

Noch wurde über den Plan berathschlagt aber selbst der Gedanke-
daß Wilhelm wie ein junger Graf zu dem Pfarrhause sprengen und
Fräulein Emilie erröthend seinen Glückwunsch entgegennehmen würde,
konnte die Unruhe und Sorge in Karls Herzen nicht zum Schweigen
bringen.

Der unheilvolle Tag brach an.

Der Vater ging wirklich mit Karl zu den Kartoffeln wirklich
sollte Wilhelm nach dem Torf gehen aber schon nach einer Stunde wollte
der Vater heimkehren. Karl war leichenblaß geworden er raffte allen
Mut zusammen- als er ihn zu fragen wagte:

„Willst du nicht nach den Äckern gehen?“

„Ach was!“ gab der Vater nur verächtlich zur Antwort und ging.

Karl sah ihm voller Entsetzen nach. Der Vater ging einige hundert

Aus der Art Philipp zu Eulenburg

Schritte den Weg zum Hof. dann blieb er stehen. Ein Hoffnungsstrahl
blitzte in Karl auf! Er wendete sich zu dem Felde. dort bohrte er mit
feinem Stoß in einer Scholle herum. Leßt - mein Himmel! - jeßt
ging er wieder zurück auf den Weg und immer näher rückte seine Gestalt
dem Hofe. sich dunkel von dem gelben Stoppelfelde abhebend. Nun
verfchwand er zwischen den Scheunen und Karl ließ sich nieder. mitten
auf dem Felde. unverwandt nach dem fernen Kirchturm spähend. Dort-
her mußte Wilhelm kommen.

Nach einer halben Stunde sah er einen galoppierenden Reiter. aber
nur einige Minuten. Der Reiter wählte einen Weg. der ihn hinter das
Gehöft führte.

Was wird es nun geben?

Karl kam halb erscharrt zu dem Mittagstisch. Er sah Wilhelm nicht.
wagte auch nicht nach ihm zu fragen. Der Vater war sichtlich erregt
und blickte nicht auf. als Wilhelm eintrat. dessen Benehmen Karl ver-
ändert erschien. Kein Wort wurde gesprochen. Nur die Tante fragte
mit ihrer wehmütigen Stimme hin und wieder: „Noch etwas Suppe?
Noch etwas Kohl?“

Als die Mahlzeit beendet war. ging Karl zu Wilhelm hinauf. Er
öffnete die Tür. da fand Wilhelms gelber Koffer auf dem Tisch und am
Boden eine leere Kiste!

Karl floß alles Blut zu dem Herzen. Er wollte etwas fragen.
aber er bewegte nur tonlos die Lippen und zeigte auf die Kiste.
„Ich soll morgen früh fort.“ sagte Wilhelm mit gekünsteltem
Gleichmut. „na. das war eine schöne Geschichte! - Der Alte war rein
verrückt!“

Karl kämpfte mit den Tränen und hielt sich an das Fenster. Es
war windig geworden und einzelne Regentropfen flogen gegen die
Scheiben. Die alte Tanne schwenkte wild ihre Zweige durcheinander
und Karl jarrte mit weit geöffneten Augen zu ihr hinüber.

Wilhelm nahm seine Röcke aus dem braunen Kleiderschrank.
„Na. alter Lunge. wir sehen uns bald einmal wieder.“ sagte er
dabei. „du kannst mich besuchen kommen. So schnell wird es wohl mit
einer neuen Stelle nicht gehen. Vor Neujahr schon gewiß nicht.“

Karl wendete sich immer nicht. Da tönte des Vaters Stimme auf
dem Flur: „Karl!“

Der Junge fuhr zusammen und eilte hinaus. Er wifchte sich mit
dem Ärmel flüchtig die Tränen aus den Augen.

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art

Unten stand der Vater in feinem blanken schwarzen Regenmantel.

„Komm mit.“ sagte er befehlend.

Draußen aber, während der Wind durch die großen Pappeln fuhr und die gelben Blätter weit über die Stoppelfelder trieb, hielt er einen längeren, zornigen Vortrag über Wilhelms Unverschämtheit. Glücklicherweise mußte er sich hin und wieder die Mühe feithalten, und das schwächte bis zu einem gewissen Grade die Wirkung seiner Rede ab.

„Mit solchen Bengeln mache ich kurzen Prozeß.“ sagte er. „ich möchte doch wissen, wer hier der Herr ist? Du hast natürlich von dem dummen Streich gewußt. So grüne Lungen, wie ihr seid. Je>en immer zusammen. Das hat nun ein Ende. Versteht du mich?“

Er blieb stehen und sah Karl an.

„Ich bitte mir aus, daß du jetzt die Gedanken zusammenhältst und nicht wie ein halb dämliches Frauenzimmer über die Felder läufst.“

Er ging weiter.

„Du hast jetzt Wilhelms Arbeit zu tun, und deshalb ist es mir auch lieb, daß der Bengel seiner Wege geht.“

Wie ein Alp wälzte sich die neue Verpflichtung auf den Jungen.

Dazu der Schmerz des Abschiedes von Wilhelm - es war fast zu viel!

Welch ein Abend war das! - Welch eine Nacht!

Wilhelm schrieb einen langen Brief an Emilie, den Karl zu beforgen versprach. Als er sich zur Ruhe begeben hatte, faß Karl, halb entkleidet, auf dem Fußende des Bettes und sprach mit leiser bebender Stimme zu dem Freunde.

Er gelobte ihm ewige Treue.

Wilhelm sagte ihm zweimal: „Du bist ein guter Kerl!“ Einen höhern Ausdruck seiner Verehrung zu finden, hatte ihm Mutter Natur verweigert.

Die Müdigkeit übermannte die Freunde, und am folgenden Morgen verließ Wilhelm das Haus.

Der Vater sagte ihm mit kurzem Händedruck: „Ich hoffe, daß Sie sich an anderer Stelle besser aufführen werden.“

Die Tante gab ihm einen kleinen Topf mit Honig mit auf den Weg und grüßte ihn noch oben von ihrem Fenster aus.

In Karl aber wogte ein Meer sich überflützend Gedanken. Er weinte nicht, aber er sah krank aus. Zwei scharfe Linien an den Nasenflügeln nach den Mundwinkeln herab, die bisher nur andeutungsweise vorhanden waren, traten scharfer hervor. In seinen Augen lag tiefer

47!

Ys der Art Philipp zu Eulenburg

Kummer. den er zu verbergen fuchte. Er ging ins Feldz da war es entfeßlich öde und einfam. Jeßt war er allein mit dem Vater und der Tante. Seine Arbeit erfchien ihm unüberwindlich und ein paar Verfuche. ihr innerlich Berechtigung zuzuwenden. fcheiterten an dem erlahmendeu Körper.

Nie war ihm die Welt größer erfchienen. nie reicher in der Ferne. nie elender in feiner Nähe.

Er raffte fich auf. fo gut er es vermochte. doch reichte der Aufwand feiner Kräfte nicht annähernd an die Anforderungen. die der Vater an ihn ftellte. Dazu rückte die Jahreszeit vor. und die Herbitnebel. die fich tagelang über die Ebene legten. drückten die Stimmung des Jungen bis zur Erfchlaffnng nieder. '

Die Tante fühlte das Elend Karls. ohne ihm durch ihr Wefen Erfafß bieten zu können. Sie fteckte ihm mitleidig bald ein paar Apfel zu. bald legte fie heimlich etwas Backobit in feinen Kaften.

Karl fühlte infinktiv. daß die Tante auszugleichen verfuchte. aber einerfeits empfand er eine Art Stolz dem Mitleid gegenüber. andererseits war es wieder jenes Gefühl der Überlegenheit. das ihm die Gefellfchaft der Tante verleidete.

Mit einem wunderbaren Empfinden heimlicher großer Liebe. fuchte er Nahrung und Troft in feiner Dichtkunft. Jn ein blaues Schulheft fchrieb er abends nieder. was er während des Tages erfann. Ein Klang unbefchreiblicher Sehnfucht und ein Zug kindlichen Leidens lag in feinen Verfen. Manches war fo tief dem Wehgefühl des Herzens entquollen. daß er nicht wagte. die Strophen wieder zu lefen. denn fie zehrten an ihm. wie eine offene Wunde.

Das blaue Heft trug er. als fei es ein Heiligtum. mit fich herum. Denn oben in der Stube konnte es der Vater finden oder die Tante. und der Tante mangelndes Auffaffungsvermögeu war ihm fait fo peinlich wie des Vaters Zorn. Leider durfte er nicht mehr wagen. draußen auf dem Felde in den Erlenbüfchen an dem Rande des Sumpfes zu träumen. denn der Vater ließ ihn durch Arbeiter beobachten. Er itahl fich darum zu der alten Freundin. der Tanne. am Nachmittag oder wenn er gegen Abend einmal früher heimkehren durfte. Auf der Holzbank unter ihr. gegen das Haus gefchüßt durch ein Gebüfch von Flieder. faß er und ließ die Zweige leife über fich hinaufchen. Er hörte auf den Ruf der Drofiel und auf das flüfternde Regen des gelben Schilfes an dem großen Waffergraben. der unten. zwifchen Garten und Wiefen-

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art land. nahe bei der Tanne langsam vorüberfloß. Dann las er in dem blauen Heft oder schrieb ein paar Strophen mit einer kurzen Bleifeder hinein.

So war es auch eines Sonntags. an einem hellen Novembernachmittag.

Der Vater war im Haus und hatte ihm den Nachmittag frei gegeben. Aber dennoch fuhr es ihm durch den unruhigen Sinn. Karl nach dem Torffchuppen zu gehen. Dort war in letzter Zeit Torf entwendet worden und ..ein Sonntag-Nachmittag wäre eine Gelegenheit. die Kerls zu fassen".

„Wo ist Karl?“ fragte er die Tante im Hausflur.

„Wahrscheinlich im Garten. er ging hinten hinaus.“ sagte sie wehmütig.

Der Vater nahm Hut und Stock und schritt den Weg zu der Tanne. Plötzlich fand er vor Karl. der erschreckt ein blaues Heft in der Brusttasche verbarg und sich mit errötenden Wangen erhoben hatte.

„Was hast du da?“ fragte der Vater. der in jeder Heimlichkeit eine Bedrohung seiner Autorität sah und aus Mißtrauen nicht ohne Neugierde war.

„Nichts.“ sagte Karl. ..ein Notizbuch.“

„Ein Notizbuch! _ schönes Notizbuch! - zeige her!“ und er streckte die Hand nach Karl aus,

Der Junge preßte seine beiden Hände an die Brust und wurde leichenblaß.

„Reim“ sagte er zögernd. aber doch mit einer gewissen Bestimmtheit. Dem Vater schoß das Blut in die Stirn und seine Hände wurden unruhig.

„Gib mir das Ding!“ sagte er nachdrücklich und der Blick seiner grauen Augen wurde schärfer.

Karl biß die Lippen zusammen und atmete schnell vor innerer Erregung. Er preßte noch fester die schmalen Finger auf das Heft in der Brusttasche und ein Zug von Energie breitete sich über ihn aus. Zum ersten Male in seinem Leben war er dem Vater gleich.

Der aber faßte krampfhaft seinen Stock.

„Gib mir das Heft!“ schrie er losbrechend und trat plötzlich dicht vor den Knaben.

Mit schnellem Entschlusse sprang Karl zurück und warf das blaue Heft in den großen Waffergraben. hoch über das Schilf. Aber auch in

Aus der Art f Philipp zu Eulenburg

demselben Augenblicke traf ihn ein Stockfchlag des Vaters hart ins Gesicht. und er fühlte. wie die eiserne Spitze ihm die Backe rißte.

Ein Gefühl namenlosen Elends durchzuckte ihn. Halb war es Ohnmacht. halb Haß und Trauer. Für eine Wiedervergeltung war er zu weich und zu schwach. Der Vater gab ihm weiter auch keine Veranlassung dazu. denn der Zornesanfall hatte denselben zu einer Handlung hingetrieben. die ihm selbst nicht begründet erschien. Es trat ein plötzlicher Nückfchlag ein. Er wendete sich und ging.

In dem Haufe aber geriet er wieder in Zorn über Karl. über den Schlag. über alles. was ihm lästig war. Deshalb gab er vor seiner Tür dem armen Waldmann. seinem einäugigen Dachshunde. einen so feinen Fußtritt. daß der arme Hund sich wehklagend die Treppe hinauf zu der Tante flüchtete.

Karl war wie erstarrt unter der Tanne stehen geblieben. Er nahm sein Taschentuch aus der Rocktasche und wuschte sich die Blutstropfen langsam von der Wange. Dann setzte er sich erschöpft auf die Bank und lehnte seinen Kopf zurück an den Stamm. Nach und nach floßen ihm Tränen aus den Augen und schließlich brach er in ein heftiges Schluchzen aus. Dann trocknete er plötzlich die Tränen und stand auf.

Er fuchte sich zu fassen.

„Ehrifius hat auch gelitten.“ dachte er in einer Erinnerung an ähnliche Gedanken bei Strafen in der Kinderzeit.

Aber da fiokte er. denn Gott hatte Ehrifius nicht geschlagen.

„Ach. Dummheiten! - Das hat gar keinen Sinn!“

Plötzlich fiel ihm das blaue Heft ein. und er ging an den Graben. schob das Schilf beiseite und fuchte. Da lag es zwischen einigen Schilfgräsern im Wasser. Mit einem trockenen Affe angelte er danach und fischte es heraus. Die Tinte war auseinandergelaufen. kaum war noch lesbar. was es enthielt. Aber er nahm es doch mit sich und ging hinauf nach seinem Zimmer.

Auf der Treppe begegnete ihm die Tante.

Er eilte bei ihr vorüber. doch hatte sie seine geröteten Augen gesehen und etwas Schlimmeres noch: eine blutige Wange!

Karl schloß sich in seinem Zimmer ein und hing das blaue Heft auf eine Stuhllehne in der Nähe des Ofens zum Trocknen. Dann legte er sich auf sein Bett und verfiel in unruhige. qualvolle Gedanken. Er wollte fliehen. er wollte seinem Vater trotzen. er wollte den Vater durch Milde befiegen. er wollte Krankheit heucheln - eines nach dem andern.

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art

Dann sprang er auf und dachte an Wilhelm zu schreiben. aber er warf sich wieder auf sein Bett. denn er schämte sich des Schlages.

Um die Zeit des Abendessens kam die Tante an die Tür.

„Kat-l. das Essen ist fertig.“

„Ich komme heute nicht.“

„Bist du krank?“

„Nein.“

„Was fehlt dir?“

„Nichts!“

„Mache doch die Tür auf!“

„Nein. Laß mich.“

„Aber Karl!“

Nach einer Pause hörte Karl. wie sie eine Treppe hinabging. und er begann von neuem zu weinen. bis er sich entkleidete und müde und nervös die Nachtruhe suchte.

Die Tante saß unterdessen allein mit dem Schwager am Tisch.

Sie hatte begriffen. was es gegeben hatte. und den heroischen Entschluß gefaßt. dem Schwager ihre Meinung zu sagen. Das war für die gute Frau eine herzklopfende Geschichte

„Was mag Karl haben?“ fragte sie endlich.

„Er mault wahrscheinlich.“

„Weshalb denn?“

„Es wird wohl etwas gefaßt haben.“

Die Tante stand auf und trat an den Nebentisch. auf dem einige Teller standen. Sie konnte dem Schwager nicht bei ihrem Vorhaben in die grauen Augen sehen und machte sich deshalb bei den Tellern zu schaffen-

„Du behandelst Karl nicht richtig.“ sagte sie. dem Schwager den Rücken wendend. aber mit mehr Energie. als sie sich selbst zugetraut hatte.

„Was soll das heißen?“ fuhr derselbe auf. „Willst du mir etwa Vorlesungen machen. wie ich den Jungen erziehen soll? - Das ist großartig! Du glaubst wohl. daß so ein eigenfinniger Bengel die Landwirtschaft lernt. wenn er Kartoffeln frißt! - Ich weiß sehr genau. wie ich ihn zu behandeln habe.“

Er schenkte sich ärgerlich ein Glas Bier ein.

„Mir scheint es immer. als wenn Karl doch lieber zum Studieren gepaßt hätte.“ äußerte mit einem Aufwand von Entschlossenheit die Tante. immer an den Tellern herumprüdelnd. |

Aus der Art f Philipp zu Eulenburg

„Das ist meine Sache.“ rief der Schwager. ..du willst mir wohl gar einreden. daß nicht ein jeder Landwirt werden kann. Ich möchte doch sehen. ob ich nicht aus so einem Bengel. der Verstand genug hat. wenn er nur will. einen Landwirt herauskriege! Dummes Zeug.“
..Ja. ich meine eigentlich. wenn du mit Liebe - Karl braucht Liebe -“

Das war vielleicht das beste Wort. was die Tante gesprochen hatte. aber sie brachte es so wehmütig und leise hervor. daß es nicht treffen konnte. am wenigsten so harte Naturen wie der Vater. dessen Geduld nun erschöpft war.

„Zum Donnerwetter. Schwägerin.“ polterte er heraus. und fiand zugleich auf. weil er sein Essen hastig beendet hatte. ..Will Sie mich etwa darauf aufmerksam machen. daß ich den Jungen nicht lieb habe? Äpfel stopfe ich ihm allerdings nicht in die Taschen. wie gewisse Leute. sondern ich will etwas aus ihm machen. Der Bengel soll etwas Vernünftiges werden. Versteht du mich?“

Ist er wachte er sich den Mund und jellte sich mitten in das Zimmer. während die Tante eifriger als vorher an den Tellern pußte.
..Karl braucht Liebe! - Seh' einer das an! - So eine Unverschämtheit!“

Und er ging in sein Arbeitszimmer und warf die Tür in das Schloß. daß der Kalk von der Wand bröckelte.

Der Konflikt in dem Garten hatte nichts Wesentliches an dem Benehmen des Vaters geändert. Er war einige Tage weniger rauh gewesen. Das war alles. Um so mehr war eine Veränderung in dem Wesen des Jungen bemerkbar. Er war noch scheuer und einfüßiger geworden und seine feinen Züge schienen gespannter als zuvor. Dadurch war die Größe der braunen Augen noch auffälliger. und ihr kummervoll fehnfüchtiger Glanz mußte selbst die Aufmerksamkeit des Vaters auf sich lenken.

„Blank. wie mit Kalk geputzt.“ sagte er gelegentlich zu der Tante. Karl trug sich seit jenem Vorfall mit dem Gedanken. daß etwas geschehen müsse. Was es sein könne. wußte er nicht. denn er fühlte sich in des Vaters Bann wie ein Vogel. dem der Blick der Schlange die Schwingen lähmt. Auch empfand er. trotz des Wunsches. weit in der Ferne ein wunderbares Glück zu finden. den Zusammenhang mit den Moorgründen der Heimat. auf deren Wasserflächen die Abendsonne in gelben Lichtern spielte. so intensiv. daß er sich demselben nicht entziehen

Philipp zu Eulenburg: Aus der Arc konnte. Er träumte darum weiter. und tat feinen Dienft fo matt wie bisher. doch hatte er jeden Gedanken einer Selbsttäuſchung aufgegeben. Der Dienft erfchien ihm jeßt als unleidlicher Zwang und nicht mehr in dem Gefühle des Unrechts ſchlich er unter die Tanne. Das war fein gutes Recht geworden. denn der Schlag des Vaters hatte ihm die Knechtſchaft. unter der er ſtand. plötzlich enthüllt. Nur jener unbeftimmte Gedanke. daß „etwas“ geſchehen müſſe. führte ihn jetzt viel in feiner Träumerei. Er faß häufig lange Zeit mit der Bleifeder in der Hand. fertig. den poetiſchen Gedanken niederzuſchreiben. und überrafchte ſich dabei. daß er in feiner Phantafie mit Wilhelm auf Reifen war oder als Wanderburſche bei mitleidigen Menſchen in fernen Gegenden einkehrte. Der Gedanke des Wanderns trat noch lebhafter an ihn heran. wenn er des Abends auf den Moorgründen herumftreifte und in langen Zügen die wilden Gänfe und Kraniche über ihm hinzogen. Die Fläche war weit. dunkelbraun gefärbt vom Herbſte; nur das hohe gelbe Schilf ſtand gegen den hellen. leuchtenden Abendhimmel in feinen Linien. Weiterhin glänzte die Waſſerfläche eines Teiches aus dem braunen Moor. genau fo gelb und hell. wie der Abendhimmel. und dahinter funkelte noch ein fihmalere Streif. das war ein Graben. Ganz fern aber zeichnete ſich dunkel. rötlich blau. ein Wald in färfarfen Umriſſen von dem Himmel ab. Alles war Farbe. alles Licht. Weit im Kreife herrſchte tiefe Stille. nur der feltfame Ruf der Kraniche tönte durch den goldenen Abend. wie leiſe. ganz unvermittelte Klänge eines fernen Waldhorns und dazwiſchen ſchriell. als riefen die Walküren von der Götterburg weit über die Wolken hin ihren Schlachten-ruf. Der Junge ſtand vom Licht umfloffen regungslos auf dem braunen buſchigen Grafe und blickte zu dem Abendhimmel hinauf. den Kranichen nach. bis weit in der Ferne ihr Ruf verhallte und der Sonne leßter Schein verſchwand, Dann ging er langſam heim. mit Mühe den Weg zwifäfen den Gräben ſuchend. und feßte ſich ſchweigſam an den Tiſch. zwifchen Vater und Tante. Er nannte das Moor feinen „Sonnengarten“ und ſprach das Wort gern leiſe für ſich allein aus.

Aus der Art Philipp zu Eulenburg

Als er einftheimkehrte. fchrieb er traumhaft ein paar Strophen auf. Sie lauteten:

Hoch über bräunlichem Moor
Ziehen Kraniche fchwebend
Gen Süden.

Singend tönet ihr Ruf
Abendgoldig den Menfchen.
Den müden.

Strahlen flimmern vom Teich
Zu des Schilfes Geflüfter.
Dem leifen.

Sinkender Sonne Weh
Zieht mich fehnend zur letzten
Der Reifen.

Die letzte Strophe wiederholte er häufig in feinem Sonnengarten ganz leife:

Sinkender Sonne Weh
Zieht mich fehnend zur leßten
Der Reifen.

Es lag in den Verfen eine Art Ruhe. die ihn befänftigte. und der Befänftigung bedurfte er wohl in jenen Tagen!

Fräulein Emilie war an einer Lungenentzündung erkrankt. und ein typhöfes Fieber. das dazugetreten war. hatte das blühende Mädchen binnen wenigen Tagen dahingerafft.

„Das ift eine fchöne Gefchichte.“ fagte der Vater. „nun foll einmal die piepige Paftorin fehen. wie fie mit der Wirtfchaft fertig wird.“

Karl war tief erfchütterert durch die Nachricht.

Was wird Wilhelm fagen!

Aber auch er felbft litt darunter. fein Edelfräulein war gefkorben. und er war noch einfamer geworden. Eine Schaffensunluft drückte ihn nieder in ganz neuer Empfindung größten Unbehagens.

Vor allen Dingen fchien es ihm eine Pflicht. Wilhelm zu benachrichtigen. Er begann dreimal einen Brief und feßte immer wieder ab. ehe er fchrieb. Aber der „arme. unglückliche“ Wilhelm beantwortete diefen Brief nicht einmal. wie fehr Karl fich auch danach fehnte und die mögliche Dauer der Antwort berechnete.

Das Begräbnis Emiliens war unendlich traurig.

Der Pfarrer des benachbarten Kirchdorfes hielt die Grabrede. denn der arme Vater hatte die Kraft nicht dazu. troß feines ritterlichen Fehdecharakters. Das Leid war zu fchwer über ihn hereingebrochen. Aber

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art

er sah, daß eine arme „piepige“ Frau eine gottergebene, friedliche Person war, viel ruhiger und vernünftiger als er selbst, und er begann deshalb eine gewisse Achtung vor ihr zu empfinden, die ihn tröstete. Eine eigene Wirkung übte auf Karl das Wort aus, mit dem der Pfarrer des Nachbardorfes seine Grabrede begann: „Gönnt der Blume, die so früh welken mußte, die Ruhe, meine Geliebten, wir fennen uns alle danach, bewußt und unbewußt, alt und jung.“

Karl hörte nicht mehr als das. Es hatte ihn dieses Wort innerlich berührt und es war, als fielen Schuppen von seinen Augen. Das war - es! Ruhe, tiefe Ruhe, wie der Schlaf sie gibt nach des Tages zerriffener Stimmung zwischen Vater und Tante!

Die trüffelige, feierliche Umgebung erhöhte noch den entfeffelnden Eindruck seines Wortes, der so stark war, daß Karl allen Maßstab der Trauer verlor. Wohl vergoß er Tränen, als der blumengefchmückte Sarg in das „ruhevolle“ Grab hinabfank, aber im Grunde nur, weil alles weinte und die Tante neben ihm heftig schluchzte.

Seit jenem Tage nahm die Todesahnung, die seine letzten Lieder vom Sonnengarten durchwehte, die Form glühenden, schmerzlichen Wunsches an. Die Wandergedanken waren gewichen und Ruhegedanken erfüllten ihn ganz.

Mit jener unbefimmten Gewalt, die ein kindliches Gemüt vollkommen beherrscht, hatte ihn dieser Wunsch erfaßt. Es war nicht das Resultat des Nachdenkens, das fähig wäre zu noch weiteren oder anderen Schlüssen zu gelangen, sondern das unbewußte „Müffen“, ohne Reflexion, dem er sich hingab ohne Bewußtsein, beraubt von der ganzen Wolluft des fehnfüchtigen Zwanges. Er war wie im Fieber, wenn er abends in dem Sonnengarten stand, mit hochgeröteten Wangen, „kanten Augen, sah er die Sonne in dem Schilflande niedergehen. Fast mit Leidenschaft sagte er: „Sinkender Sonne Weh“, und dann verfiimmte er plößlich und biß die Zähne aufeinander. -

Der Tante fielen seine fieberhaft geröteten Wangen auf, wenn er zum Abendeffen kam, aber sie wagte nicht darüber zu sprechen. Das Verhältnis mit dem Schwager war ein sehr gefpanntes. Sie meinte, seit jenem Abend, da sie ihm wegen des Jungen den Standpunkt klar gemacht hatte, aber es war nur deshalb, weil der Butterverbrauch im Haufe in letzter Zeit aus unerklärlichen Gründen ein größerer geworden war.

Aus der Art Philipp zu Eulenburg

Mit Karl sprach der Vater kaum anders als in verächtlichem oder rauhem Tone. Zu der Verwunderung der Tante schien der Junge diese Behandlung leidlich gut zu ertragen.

Daß die harten Worte den feinfühlenden, nervösen Jungen nur deshalb nicht so schmerzlich berührten, weil er zu schwer verwundet war, um noch die Wirkung jedes neuen Pfeiles zu spüren, das faßte die gute Frau nicht. Sie versuchte nur durch allerlei Pfefferminz- und Lindenblütentee hinter dem Rücken des Vaters gegen Karls rote Backen zu operieren und war während zwei Tage ernstlich beleidigt über des Neffen hartnäckig abweisendes Benehmen.

So war der November fast verstrichen.

Die Kraniche sind fortgezogen und nur selten ist der Sonnengarten hell.

Auch unter der alten Tanne ist es kalt geworden. Die Stürme brauten nachts über die Ebene hin und rissen die letzten gelben Blätter von den Bäumen. Manchmal gab es ein *Geklapper in dem alten Haufe, wenn der Wind an dem Garten her gegen die Breitseite drückte, daß Karl meinte, es gingen Leute auf den Treppen herum. Er laufte mit erhobenem Kopf und zog sich dann die Decke höher hinauf, weil der pfeifende Sturm durch die Risen der Fenster kalt in das Zimmer drängte. Einmal war der Lärm ärger als je. Es heulte und raufte um das Haus herum, als könne nichts stehen bleiben. Ziegel flogen von dem Dach klirrend und klappernd auf das Steinpflaster vor die Tür. Die Fenster, gegen die der Regen prasselnd schlug, schienen sich fast zu biegen. Oben war eine Dachluke aufgedrückt, die klappte lärmend zu und auf, und von der Tanne her raufte und piff es.

Karl sprang im Hemde an das Fenster.

Da wehten gegen den dunkelgrauen Himmel, den der Schimmer des verdeckten Mondes wenig erhellte, die Äste der Tanne herum wie schwarze Fahnen. Dann beugte sich die Spitze ganz herab, und dann plötzlich braut ein so grauenhaft gewaltiger Stoß heran, daß ein Fenster aufsprang und Regen und Wetter in das Zimmer hineintobten. Zugleich aber geföh ein krachender, dröhnender, schwerer Fall, so stark, daß das Haus zu erzittern schien.

Wo war das?

War das die Tanne?

Karl spähte fröhlich zu dem geöffneten Fenster hinaus.

480

.._ 'i' ik K . *j* "lf/i... -** *-
z* 4 - rte> * _-feinfühlenden. m;- z:-
. - . , »m , r.
Pt fo chmerzlech beru - ene-weil er zu 7W 4*-f- .-
' . 1 . * _ » y j_ 4 44,15-
die Wirkung jedes neuen_2PfeY , -rren. .
'--'* ver-fuchte nur durch »allerlei gifeffärrnkfiz.
i m . , Mixx-rx,
: * , f ..g z * "' ' über "es
?Zilliii . x. . ,.»M*>i:.t:.,i.*
x *-*' Z
"a .-
p
.ß * N'
*sr*g-.'4" .*.Zq'jr '
. . , ' , r
"k3- .i K
:4
alten Tanne ift es ..*4-
.* ** e' FN*: 'F' du. Ede-ue nm - _ -
_ 7 v Maltäm" * c::
.n dei* Wind an dem
' c'- gingen ?cute auf den* -.
* und zugkfWxdann die l-,z
X "2.
On er 4 , - 241---
8 i, l'm. 7-' . *'
""j f*
-*: (WMS.
-j- - "' -
" ..i
Fällt f o :find
x p ..- ' .l --
' ..
* i,-*R'- if 4 p. *x*
* --44- u-Nq, * _-.-, _i.._, f *
F' L - '-.ö 7 *BÜ ' ' -
7 '-.j'k . ' ">i ** *1 . * -
- ** *7. 1_ , ' ' a
*j
.
. 'r
*'

Jahrgang

1108

F. G. Waldmüller:

Männerbildnis.

Zum Effay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk

von Arthur Roessler.

- I
*“ * EYE—R £51; .v
x O Ä: T H i; *3»-
UNIVERSITY
\ OF
K- 94 {gromn I?»

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art

Mein Gott! - gegen den grauen Himmel wehen keine schwarzen
Fahnen mehr!

Er schloß eilig das Fenster und kleidete sich an. Jetzt hörte er auch
im Hause die Tritte des Vaters. Er lief die *Treppe hinab zu der ge-
öffneten Hintertür. an der der Vater stand,
„Die Tanne ist umgefallen.“ sagte dieser. „Donnerwetter war das
ein Schlag!“

Mehr hörte Karl nicht. Er drückte sich an dem Vater vorbei hinaus
in den Garten. Nur einige zwanzig Schritte machte er auf dem Wege.
da stieß er auf die Krone des alten Baumes.

Einen Augenblick blieb er stehen und sah vor sich hin auf die schwarze
Muffe der Zweige und der Wind zaufte ihm in den Haaren herum.
Er drückte seine kalten. mageren Hände gegeneinander. wie vor einem
unbestimmten. zweifelhaften Entschluß. dann lief er plötzlich zurück zu
dem Hause.

Der Vater war im Begriff auf den Hof zu gehen.

Der Junge lief die Treppen hinauf in sein Zimmer und kleidete sich
langsam wieder aus. Ganz abwesend mit feinen Gedanken. hin und
wieder fröstelnd, Am nächsten Morgen ging er sofort hinunter in den
Garten.

Die alte Tanne war dicht über dem Erdboden abgebrochen. hatte
im Fall zwei Pflaumenbäume umgerissen und lag wie ein grüner Berg
in dem weichen Gemüseland.

Der Platz war zerstört. der Blick frei auf das kahle Sumpfland,
Selbst das Haus schien anders. obgleich es so weit von der Tanne ent-
fernt stand,

Karl sah nach dem Fenster. ob niemand hinausblicke. Dann ging
er in die Zweige hinein bis an den Hals und seßte sich einen Augenblick
nieder.

Merkwürdig! - er mußte lachen,

Ja. war das nicht seine alte Freundin? War seine Jugend nicht
mit ihr verwachsen?

Er lächelte doch. und ein Gedanke fuhr ihm blißartig durch den Kopf.

Gott sei Dank. es ist zu Ende!

Weshalb denn „Gott sei Dank“?

Nun. die Tanne hatte so wild noch vorher die Zweige herum-
geschwenkt und jetzt ist es still. ganz still.

3: 48L

YZ der ?rt Philipp zu Eulenburg

Karl kroch wieder aus dem grünen Berge hervor und ging hierauf in sein Zimmer. Er schritt dort unruhig hin und her, als suchte er etwas. Dann lief er die Treppe hinab und fuhr nach der Wirtschaft.

Er warhaftig in feinen Bewegungen und unruhig, den Arbeitern, die die Tanne „klein machten“, fuhr er mit farrer Aufmerksamkeit zu. Der Baum gab ein schönes Nußende und viel Klafterholz. Das lag aufgeschichtet an der Stelle herum, wo früher der verdeckte, friedliche Platz gewesen war. Die Dorfleute durften sich die Zweige holen, und so lagen schließlich nur noch kleine grüne Endhien zwischen dem welken gelben Gras herum.

Das fuhr fast aus, als wollte es unten auf dem Boden wieder Frühling werden.

Wenn Karl durch das Dorf ging, erblickte er hin und wieder in den Holzschuppen der Tagelöhner grüne Tannenzweige, das schnitt ihm durch das Herz und er ging in schmerzvollster Stimmung hinaus auf das Feld.

In seinen Freitunden schrieb er eifrig an einer märchenhaften Erzählung. Die Überschrift lautete „Die Tanne“.

Er verfenkte sich in die Schrift mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen; aber es mußte ergreifend und aufregend sein, was er schrieb, denn er litt unter der Arbeit, mit der er völlig verwachsen schien.

Er begegnete dem Vater in jenen Tagen mit einem finsternen Troy und mit einer gewissen Verächtlichkeit, die derselbe jedoch nicht erkannte. Die Tante in ihrer beobachtenden Weife, deren Beträchtungen aber stets zu falschen Resultaten führten, glaubte darin zu erkennen, daß Karl etwas „gelernt“ habe und sich in der Landwirtschaft „sicherer zu fühlen“ beginne.

Karls eigentümlicher Zustand dauerte einige Tage.

Als die Erzählung abgeschlossen war, ging er wieder in den „Sonnen-garten“.

Es war ein Abend, wie ihn der Spätherbst unserer norddeutschen Tiefebene bisweilen bringt. Ubereinandergetürmte Wolkenmassen von kühnen, wilden Formen. Die Sonne, in gelblichen Blößen niedergehend, färbt die schnell sich durcheinander schiebenden Bilder rötlich und gelblich. Dazwischen tiefe bläuliche Schatten, wo die Massen zu dicht sind, um das Licht durchzulassen, Unten auf der Erde ist es kalt. Auf den Teichen wechselt das Spiegelbild der wandernden Wolken. Ein paar Krähen, die zu ihrem Nachtquartiere nach dem Kiefernwalde

Philipp zu Eulenburg: Aus der Art
ziehen. fliegen krächzend. von dem Winde schnell getrieben. über den
Jungen hin. Unwirtlich ist das Bild. aber voll phantastischen Zaubers
sind die Wolken. zu denen er hinauftarrt.

Jetzt kommt er zu dem großen Teiche.

Durch das Stechen des Torfes ist er enttanden. und deshalb fällt
der Rand fenkreät ab. etwa zwanzig Fuß bis zu dem Grunde.

Der Junge fest sich nieder und läßt die Beine über den Rand
hinunterhängen. so daß die Füße fast die Wafferfläche berühren.

Er legt seine Mühe ab und der Wind weht ihm über die Stirn.

Unten in dem Waffer wandern die Wolken hin. Gelb. rot und dunkel.

wie lange. gewaltige Heereszüge und Riefenwagen. von Tieren gezogen.

w* Der Junge macht schweigend seine Betrachtungen. Es zieht das
Unendliche ihn magnetisch an. Er blickt wieder in die Höhe und schlägt
dabei mit den Hacken an den schwarzen Teichrand.

Wie leicht geht es da oben her!

Ob man wohl im Himmel in solchen Wolken lebt?

Dummes Zeug! - Der Himmel ist wie ein Garten!

Oder es gibt auch gar keinen Himmel.

Nein. das glaubt er nicht. Dann wäre nur das Leben - nichts
als das Leben!

Welche Einsamkeit!

Wilhelm schreibt ihm nicht - und nun ist gar noch die Tanne um-
gebrochen!

Karl stand haftig auf und ging weiter.

Da wurde es dunkel allenthalben. kalt. und dazu entsetzlich leer.

Eine innerliche furchtbare Angst kam über ihn. Die Gedanken
schwirrten bunt durcheinander. Der Vater. die Tanne. Ferien. Pfort-
wagen. Schule. Wilhelm.

Er hält es nicht aus.

Wäre er tot!

Diefer Wunsch faßt ihn wie ein Fieber.

Er lief zurück zu dem Teich. Das Blut wallte ihm stoßweise nach
dem Kopf.

Wieder feste er sich nieder am Rande wie vorher. aber plötzlich. mit
einer leidenschaftlichen zuckenden Bewegung drückt er die Hände vor sein
Gesicht und wirft sich vorn über in den Teich.

Das Waffer schlägt wogend auseinander und über ihm zusammen.

31* "483

.Aus-der ?Art k ß *Philipp zu Eulenburg

Ä -

Er will schreien. schwere Maffen von Waffer dringen ihm durch
Mund und Nafe. '

Furäftbare qualvolle Angi't erfaßt ihn.

Er fucht nach Grund - vergebens!

Mit den .Händen faßt er krampfhaft nach dem Rand. er erreicht
ihn nicht!

Er fieht blißartig fchnell den Vater. die Tante. fein Zimmer.

Er fchluckt wieder Waffer.

Luft. um Gottes willen Luft! - aber wieder Waffer. noch mehr

Wafier - immer mehr Waffer! Jeßt ein Klingen und Braufen in den

Ohren - jeht alles gelb vor den Augen und große fchwarze Ringe.

Er reckt die Arme gerade aus in die Höhe und finkt hinab.

Es wird ftill. totenftill. nur einige Wafferblafen perlen non) zu der
Oberfläche hinauf.

-e e- -le

Am nächften Morgen fanden fie den armen Jungen.

Es gab viel Gefchrei und Lärmen in der fonft fo gleichförmigen

Wirtfchaft; aber bald glättete das Alltagsleben die unruhige Bewegung.

und die Erinnerung an das aufregende Ereignis nahm einen traumartigen
Charakter an.

Das blaue Heft mit den verwifchten Buchfiaben fand die Tante

in Karls Schubfach.

Sie legte es in ihren Wäfchefchrank. da ruhte es auf einem Paket

feiner Servietten. die forgfam mit einem roten Bändchen zufammen-
geknotet waren.

484

Erich Felder:

Ferdinand Georg Waldmüller.

Mit acht Bildern.

Die große Berliner Bilderfchau vom Jahre 1906. die „ein Jahrhundert deutscher Kunst“ umspannte. hat bekanntlich eine gründlich deutsche Erwiderung auf die Pariser Eentennale gebracht; da sie aber mit dem Einfall des Impressionismus abbrach. mochte es voraussetzungslos vergleichenden Befchauern beider Säkularrevuen scheinen. als seien die Nachbarländer Deutschland und Frankreich künstlerisch durch eine äjinefische Mauer getrennt - manchem „Heimatskünstler“ vielleicht zu Dank. Trotzdem darf nicht übersehen werden. daß gerade die fortfortschrittlich-en Elemente hie und drüben unter der gleichen Devise siegten. die da lautet: „Los von der Akademie - zurück zur Natur“. und mancher der deutschen Naturanbeter finnierte über dem gleichen Thema. aus dem der berechnendere Franzose späterhin seine praktischen Konsequenzen zog; das Problem der Freilichtmalerei ist nicht nur in Frankreich aufgerollt worden. seine technische Bewältigung freilich "rammt aus der „7WD initiierte“.

Keiner unter den Deutschen aber hat die Akademie zeitlebens treuergehaßt. mit dem Ungeflüm des Jugendfeuers wie mit der Zähigkeit des Eifenalters. als Ferdinand Georg Waldmüller. Und dieser freitbare Mann war keiner von jenen heute so häufigen Theoretikern. die da vergeffen. daß die Sinnlichkeit es ist. die zeugen lehrt. und Bildungsanstalten für ungeborene Geisteskinder erbauen helfen; in seinen alten Tagen zog er die Konsequenz aus seiner künstlerischen Natursehnsucht - er entdeckte. daß man. um Sonnenlicht zu malen. ins Freie hinausgehen müsse. Wir Epigonen denken bei dieser Folgerung an das Ei des Kolumbus. damals galt das Gehaben des alten Kampfhahnes seinen schadenfrohen Gegnern als Aberwitz - so viel stärker als die Logik ist das Vorurteil! „Eine Idee wie ein Haus.“ fagen die Wiener in solchen Fällen. um die Größe eines Gedankens ins Lächerliche zu ziehen.

Waldmüller hat den Ruhm. der ja stets am besten auf Gräbern gedeiht. in seinen letzten Jahren kaum knospen sehen; erft in der Aus-485

Ferdinand Georg Waldmüller Erich Felder

Biographie „Fünfzig Jahre österreichischer Malerei“ (1898) ist er als der Größte einer unter feinen Zeitgenossen aufgefunden. und jetzt wird ihm gar ein Denkmal gesetzt; dies ist nicht so zu verstehen. als wäre er ein an einen knorrigen Schullehrer oder Landpfarrer erinnernde Biedermeiergestalt in Stein gehauen oder aus Erz gegossen vor irgend einem Akademiegebäude auf; nicht um eine solche. durch das Medium staatlicher oder städtischer Subvention ermöglichte Materialisierung handelt es sich. *das Monument. von dem ich spreche. ist anderer Art: Arthur Rössler hat es dem Meister durch ein zweibändiges Prachtwerk errichtet. das unlängst im Kommissionsverlage von Carl Grafer und Co, (Wien) in einer einmaligen Auflage von 500 Exemplaren erschienen ist.

„F. G. Waldmüller. sein Leben. sein Werk und seine Schriften.“ lautet der Titel. Die Reihenfolge „Werk und Schriften“ ist richtig; so wertvoll die persönliche Bekanntheit mit dem Künstler auch sei - das Werk muß früher zu uns sprechen als sein Bildner. Sonst erlebt man den gegenwärtig sehr häufigen Fall. daß wissende Afthen aus den Schöpfungen einer ihnen theoretisch vertrauten Kunstrichtung die Verwirklichung geläufiger Prinzipien herauslesen und sich über den unbefangenen Befchauer unendlich erhaben dünken. der nichts anderes sieht als - was ohne Kommentar eben zu sehen ist.

Wenn wir der mehrere hundert Bilder umfassenden. chronologisch geordneten Waldmüller-Galerie näher treten. die Rössler mit glücklichem Spürsinn und rafiler Energie den Kunstfreunden nunmehr erschlossen hat. so lernen wir den Altwiener Meister schon in seiner Frühzeit als urechten Menschenbildner kennen. der in der ungefälschten Charakteristik des leichtlebigen-freudigen Österreicherchlags von Anno Dazumal durch keinen. auch nicht durch den späteren Waldmüller übertroffen worden ist. Gute Gewährsmänner erzählen bekanntlich. ein Hauptmann Stierle-Bolzmeier habe bei ihm das Porträt seiner Mutter beauftragt „ganz so wie sie ist.“ aber ich glaube. daß dieses bündige militärische Kommando so wenig Einfluß auf Waldmüllers Schaffen gehabt haben kann. als wenn es etwa einem prächtigen Schöngestalt beigesteuert wäre. das Bildnis seiner Tante im Stile der Botticellischen Anadyomene zu beauftragen. Die Natürlichkeit war schon vor Waldmüller im Wiener Porträt vorherrschend. auch der alte Lampi malte seine wohlraffierten Kavaliere „so wie sie waren“. - unbefehdet ihrer feinsten. angestrebten Tenuen im Bildnisfache hatte Waldmüller nicht wie in der Landschaft Erinnerungen an klaffendste Stilfereien zu überwinden.

Erich Felder: Ferdinand Georg Waldmüller
ein leichter holländischer Einfluß macht feine Matronen im krausen
Spitzenhäubchen die Nationalität nicht freitig. Wie menschlich wahr und
doch spezifisch österreichisch wirken all' diese alerten alten Damen. aus
deren erinnerungsfehlendem Blick verführende Liebe zur Jugend spricht!
Dann die liebe Jugend selbst. die weibliche mit dem halbreifen Gemüt
und den reiferen Formen zumal. die den reizempfindlichen Maler frei-
lich manchmal verführte. sie mit den Augen des Lyrikers zu betrachten]
Noch ehrlicher schildert er die kulinarische Trefflichkeit der küchen-
kundigen. riegehaften Hausfrauen. die vielleicht niemals schön waren.
aber so lange „noch immer hübsch“ bleiben in ihrer freundlichen. wohl-
verdienten Rundlichkeit. Der Männertypus ist nicht minder boden-
ständig neben der gefundenen Rasse des derb zugreifenden Vorstadt-
bürgers dominiert der feingliedrige. korrekte Pflichtmensch. der „aus
weicherem Stoffe geformt als im rauhen Norden. - oft unselbständig
und immer genußfroh - im Alter zum Hypochonder wird. ohne deshalb
die männliche Anmut seiner grünen Jahre ganz zu verleugnen. Unter
die Bildnisse mengen sich Wahrzeichen dornenvollen Künstlerwallens:
allegorische Darstellungen. die Waldmüller für Apothekenbilder gemalt
hat. Wien ist ja besonders reich an solchen künstlerischen Firmen-
bildern. aber auch in Paris hat sich mancher später berühmt gewordene
Meister auf diesem Gebiete versucht man erinnert sich des „Fechtmeysters“
von Carolus Duran. der in der Karlsruher Jubiläumsausstellung vom
Jahre 1902 zu sehen war. Die Tafeln. auf denen Waldmüller seine
Können pharmazeutischen Zwecken weihen. wirken kaum als Unterbrechungen
der Bildnisreihe: ist doch dieser Hippokrates der lässig-festen Haltung
wie dem Profil nach ein Österreicher in den besten Jahren. die schlangen-
umwundene Hygieia eine „backfische“ Wienerin. die den Schwierig-
keiten irgendeines Leibgerichtes nachsinnt . . .
Fataler berühren die Genrezene mit dem unvermeidlichen Groß-
papaz bald segnend. bald schäkernd. erblindet oder geneigt betreut
dieser Biedermann zur Rührung sentimentaler Beschauerinnen „ein
stereotypes Enkelkind. einen flachsblonden. pausbäckigen Hemdenmaß.
der sich durch Geheuerheiten. heimgebrachte Schulzeugnisse und andere
Symptome seines holden Blütenalters angenehm bemerkbar macht.
Ertappte Liebespaare. Geburtstagsfeste usw. bringen im „Geheimen“
der Zeit einige Abwechslung in die Familienfeste.
Malerischen Wert aber gewinnen diese anekdotischen Darstellungen
durch die zartfingrige Behandlung der landschaftlichen Hintergründe. die

Ferdinand Georg Waldmüller Erich Felder

von der Buntheit des allzu farbenfrohen Vorderplanes abstechen und den Weg zu Waldmüllers Freilichtmalerei anbahnen- auf den feine friiherenx vielfach panoramenartig gebauten, minutiös getüftelten Landschaften kaum hingewiesen hatten. Noch moderner wirkte er fpäter- als die Altersfiihtigkeit ihn zu breiterer Pinfelführung zwang. Die kolofiftifche Verfeinerung die fich heute allmählich aus dem Lichterperimente entwi>eltx hat der urwüäzfige Altwiener freilich nicht geahnt- aber mit voller Deutlichkeit erkannte er das Problem der Modellierung des Gegenfiandes dura) Licht und Schatten- dem er auch in feinen Schriften ein eigenes Kapitel widmet.

Diefe Andeutungen vermögen nur einige Stichproben aus der Bilderfülle des Monumentalwerkes zu gebenz defien Illufirationen Chwalax der bewährte Drucker der Wiener Werkflätten- in muftergültiger Weife ausgeführt hat. An der Spitze des gewaltigen Folianten fteht ein dichterifch empfundenesh auf vertrauter Bekanntschaft mit Waldmüller baftiertes Vorwort von Arthur Rößler; einer weitausgreifenden Biographie bedurfte es nicht- umfaßt doch der zweite fchmächtigere Band Waldmüllers Schriftenz die über fein Menfchentum gültigeres Zeugnis ablegen als ein noch fo trefflich ftudiertes „imaginäres Porträt“ dies vet-möchte. Seine S>7i>fale find vielfach nach der Schablone geformt- die das Leben für tragifche Künftlerromane zu verwenden pflegt. F!- G. Waldmüller war der Sohn eines ehrengedachten Wirtes am tiefen Graben in Wien; nach Familienbefchluß follte er aber noch höher hinaus als fein- alter Herr, - man kann aa, alfo das Entfeßen über die Kunftpläne des jungen Ferdl vorfichlen! Statt der von mütterlicher Phantafie erträumten Tonfur wählte er die Künftlerlo>e als Hauptfehmuhi und der väterliche Fluch beftärkte ihn wie üblich in feinem Vorhaben. Nun folgten die Jahre der BohÖme; um leben zu könnenz kolorierte Waldmüller Zuckerwerk für brave Kinder - heute wären es wohl Anfichtskarten gewefen. Auch die Ehe mit „einer vom Theater“ fehlte auf feinem Leidenswege nicht. Späterfaßte er den Planz über das große Waffer zu gehenh aber ein einträglicher Bilderverkauf im Londoner Buckingham-Palmer an deffen Erzielung fich Königin Viktoria und Prinz Albert aktiv beteiligten, bewahrte ihn vor diefem leuten Austunftsmitel gefcheiterter Edelleute. Er hatte die kleinbürgerliihe Zähigkeit fich emporzuarbeiten und brachte es denn auch_ zum Cuftos, Profeffor und akademifchen Rat; aber fein gefundes Gefühl für die zeitgenöffifchen Kunftbedürfniffe felzte ihn in ftrikten Gegenfaß zu der-fäfablonenhaften

488

Erich Felder: Ferdinand Georg Waldmüller
Stilbildner der Akademien, deren theoretische Doktrinen er durch auf
praktisches Naturstudium fundierte Meisterkurse erweist wissen wollte.
Seine Ansichten legte er in den 1849 erschienenen „Vorschlägen zur
Reform der österreichisch-kaiserlichen Akademie der bildenden Künste“
und nachher in seinen „Andeutungen zur Belebung der vaterländischen
bildenden Kunst“ mit möglichster undiplomatischer Offenheit dar. zog sich
jedemal einen Strafprozeß zu und wurde schließlich mit dem halben
Gehalte von 400 Gulden pensioniert. Glücklicherweise fand Waldmüller
an Schmerling - wie früher an Metternich -- einen Gönner, der in
dem bockbeinigen Grantler und Raunzer den ehrlichen Patrioten- er-
kannte; der im Auslande längst gefeierte Meister ihm in keinem Sinne als
Prophet im Vaterlande gefürchtet. genug, er wurde vor seinem Tode reha-
bilitiert, nachdem die Ungnade schwer auf ihm gelagert hatte. Gehörte
er doch zu den cholertischen Naturen, deren Todeskeim im Herzen ent-
sprießt. -* „Ehret die Toten, aber noch mehr die Leben-
den.“ ruft Waldmüller einmal in bitterem Erinnerungsschmerz aus.
dann aber fährt dieser echte Heimatskünstler frei von engherzigem Chau-
vinismus fort:

„Laßt uns Frankreich nachahmen in dieser Beziehung, es sei
und soll die letzte Nachahmung sein. - wir wollen selbständig und nicht
mehr abhängig sein in allem, was Kunst und Industrie betrifft, die
Reichen und Vornehmen werden patriotisch sein und nicht das Mittel-
mäßige des Auslandes guten inländischen Erzeugnissen vorziehen, denn
das Inland wird durch die Gewerbefreiheit und durch die Aufmunterung
der bildenden Kunst in den Stand kommen zu zeigen, was Österrei-
gekräftigt, in solcher Weise vermag.“

Da dieser gute Österreicher ein guter Deutscher war, so gilt sein
Mahnwort auch der deutschen Kunst.

Raphael Löwenfeld:

Leo Tolstoj.

Ganz Rußland steht in hellen Flammen. Alles, was nicht abhängig ist und nicht Vorteil hat von der Erhaltung der Selbstherrschafft, ruft nach gewaltfamer Umgestaltung. Die Jugend des Landes feßt opfermutig ihr Leben ein für die Löfung der alten Fesseln, die alles Leben in starren Banden halten und alle Keime der Zukunft erdroffeln. Und der „große Poet des Reußenlandes“, wie der sterbende Turgenjew Leo Tolstoj einft apoftrophierte, schweigt? Er, dessen Stimme man gewohnt ist zu hören, wenn die Weltereignisse sein Gemüt ergreifen, auf dessen Wort das ganze weite Land aufhorcht, weil man weiß, daß es aus tieffter Überzeugung kommt und ohne Furcht und Zagen, ohne Scheu vor den Großen und Mächtigen gesprochen wird? Man wollte nicht verstehen, warum Leo Tolstoj abseits stand von der großen Bewegung, die ganz Rußland ergriffen hatte, und die, wie es scheint, einzuschlummern droht, wenn man nicht hoffen darf, daß sich unbemerkt im Schoße der Zukunft Größeres noch vorbereitet.

Wer den ganzen Mann, sein Werden und sein Denken kannte, war nicht verwundert über die scheinbare Gleichgültigkeit, mit der er dem Kampfe der Parteien zufah. Ein Denker, der in einem Leben voll inneren Kampfes sich durchgerungen hat zu der hohen Auffassung der Lehre Ehrlichs, wie Tolstoj, der den Gipfelpunkt dieser Lehre in dem Satze „Widerstrebe nicht dem Übel!“ erkennt, der jede Gewalt verwirft, - ein Denker mit dieser Anschauung konnte nicht ohne weiteres den Freiheitskämpfern seine Sympathie schenken, die alle Mittel der Gewalt rückfichtslos anwandten. Noch weniger aber konnte er der Regierung des Selbstherrschers und ihren verbrecherischen Helfershelfern innerlich zustimmen. Und so blieb ihm denn nichts übrig, als der stille, trauernde, rügende Zuschauer zu sein. Bis ihm in einer Pause des mörderischen Kampfes die Zunge sich löste und er in einem gewaltigen Jubel gegen die einen wie die anderen die Anklage erhob; mit der gerechten Unterscheidung, daß die einen in frevlem Übermute üben, was die anderen in blutiger Notwehr ihnen nahtun. In dieser seiner letzten Epistel „Ich kann nicht schweigen!“ bietet der Achtzigjährige furchtlos seinen Nacken der Schlinge dar, denn er mag nicht leben in einem Lande.

Raphael Löwenfeld: Leo Tolstoj

in dem es nicht mehr Henker genug gibt, um die Opfer einer despotischen Regierung vom Leben zum Tode zu führen.

Die kühne Tat, die in dieser furchtbaren Anklage liegt, ist der würdige Abschluß einer fechtzigjährigen Tätigkeit als Lehrer und Führer eines großen irreführten Volkes.

Denn Leo Tolstoj ist seinem Lande mehr, als ihm ein Dichter sein kann und als die Poeten Rußlands ihrem Lande je gewesen. Durch seine ganze Wirkksamkeit geht das bewußte Streben, nicht bloß durch das Spiel der künstlerischen Phantasie zu ergötzen, sondern auch durch das Beispiel auf das Tun der Gesamtheit veredelnd einzuwirken.

Leo Tolstoj, der 1828 am 28. August a. St., 10. September n. St. geboren ist, entstammt einer altadligen Familie (deren Vorfahr unter Peter dem Großen den Titel eines Grafen erhielt; wahrscheinlich für eine verbrecherische Tat, für die vorzeitige, stille Hinrichtung Alexejs, des Sohnes des Zaren Peter. Früh starben ihm die Eltern beide, und er erhielt unter dem Einfluß von Tanten, die alle Vorurteile ihres Standes teilten, eine dürftige, schlechte Erziehung. Von gutem Einfluß auf die Bildung seines Wesens war sein älterer Bruder Nikolaus, den alle, die ihn kannten, als das Mufter eines Mannes rühmten. Die Jahre des Studiums in Moskau und Kasan waren wenig fruchtbar für den heranwachsenden Jüngling, insofern es sich um den regelmäßigen Unterricht und um die akademischen Studien handelte. Aber ein lebhafter Geist des Zweifels, verbunden mit einem rückichtslosen Streben nach Wahrheit und einem faustischen Drange nach Wissen, war schon früh in ihm entwickelt, und führte ihn in jungen Jahren zu großer Unabhängigkeit in der Betrachtung aller Dinge, so daß Altersgenossen und Studienfreunde an dem jungen Grafen Tolstoj viele Schrullen und Extravaganzen zu tadeln hatten.

Ohne seine Studien durch einen bestimmten Abschluß zu krönen, ließ sich der kaum dem Knabenalter Entwachsene auf dem Gute, das ihm als Erbe zugefallen war, nieder und griff sofort nach einer praktischen Tätigkeit. Das Studium Rousseaus hatte sein Denken stark beeinflußt. Er wollte den Bauern seines Besitzes neue feurbere Hütten schaffen an Stelle der verfallenen und schmutzigen und für ihre Kinder Schulen errichten. Es war die erste in der großen Reihe der Liebestaten, die sein Leben ausfüllen, und die in seiner innigen Hingabe an die Mühseligen und Beladenen ihre Wurzel haben. Mit tiefer Enttäufung endete dieser erste Versuch. Auf die stillen Jahre

Leo Tolstoj Raphael Lowenfeld

in Jasnaja Poljana folgten ftürmifchere in Moskau. Tolstoj führte hier ganz das Leben feiner Standesgenoffen und blieb ein Sklave diefer Lebensführung. obgleich eine innere Stimme immer vernehmlicher fein Tun und Laffen verwarfr Äußeres Mißgefchick trieb ihn fort aus der Hauptfiadt des Landes. dorthin. wo unzählige Entgleifte in Rußland den Frieden fuchen. nach dem Kaukasus. Hier nahm er Kriegsdienfte und wirkte in den Kämpfen gegen die noch freien Völkerftämme des Berglandes mit. Aus dem Kaukasus kehrte er heim. um fich als Offizier an dem Krimkriege (1856) zu beteiligen. Während der ganzen Bela-gerung Sebafjopols itand er an gefährdetfier Stelle. und nur dura) einen Zufall entging er dem Außersien. Kaifer Nikolaus veranlaßte die Entfernung des jungen Offiziers aus der viel bedrohten Bafjion. Auch er hatte die Sebafjopoler Skizzen gelesen. die damals in Rußland Auf-fehen erregten. hatte fich nach dem Urheber erkundigt und. aus dem Wunfche. eine dichterifche Kraft. wie diefen Schilderer der Sebafjopoler Kämpfe. dem Lande zu erhalten. den jungen Poeten als Überbringer einer militäriſchen Botſchaft nach Petersburg kommen laffen.

In diefer zweiten Hauptfiadt des ruffifchen Reiches lebte Tolstoj in einem Kreife hervorragender Schriftfieller. Turgenjew. Grigoro-witfal. Gontſcharow. Druäinin. Oitrowskij. Njekraffow. Sſologub. Panajew. Fjet und viele andere gehörten diefem geiftig regſamen. hochftrebenden Kreife an. Sie förderten und beeinflufsten einander. Nur Tolſtojs eigen-williges Wefen entzog fich ganz der Beeinflufung. ja. es erftarkte nur noch in feiner Selbftändigkeit durch den bewußten Gegenfaß. Gerade in der Beobachtung diefer ftärkften Talente Rußlands. der Art. wie fie ihren Beruf überſchätzten. in der Beurteilung ihrer Ziele und Ideale ward ihm klar daß feine und ihre Lebensführung eine falſche ſei. und mit uner-bittlicher Selbſtkritik kam er zu einem vernichtenden Urteil über feine literariſchen Genoffen und über ſich ſelbſt.

Jmmer' färker erwachte in ihm der Drang. außerhalb Rußlands den Problemen des Fortſchritts nachzugehen und die Methode der Volks-erziehung zu ftudieren. Er lernte die Schweiz. Deutfchland. Italien. Frankreich. England und Belgien kennen und ging unmittelbar nach feiner Rückkehr in die Heimat daran. die Ergebniffe feiner Auslands-ftudien in die Tat umzuſetzen. Was dem Zwanzigjährigen nicht gelungen war. das führte nun der nahezu Vierzigjährige im weiteften Umfange durch. Er gründete für die Kinder feiner Bauern eine Anzahl Schulen in Jasnaja Poljana. Er ſelbſt war der oberfte Leiter aller diefer

Raphael Löwenfeld: Leo Tolstoj

M

Schulen und einer der eifrigsten Lehrer. Seine Erfahrungen als Pädagoge veröffentlichte er in einer neubegründeten Zeitschrift, der er den Namen eines Gutes gab, und in der die Probleme des Elementarunterrichts, unter Verwerfung aller bestehenden Systeme und Methoden, von Grund aus neu erörtert wurden.

Nun war eine gewisse Ruhe über den Rasen gekommen, Er richtete sich für die Dauer in Jasnaja Poljana ein und nahm sich (1862) in Sofia Börs, der Tochter eines deutsch-russischen Arztes in Moskau, die Gefährtin fürs Leben.

Seit dieser Zeit hat Tolstoj Rußland nicht verlassen. Sein Leben bewegte sich zwischen seinem Hause in Moskau und seinem Landhause Jasnaja Poljana. Nur selten verließ er sein Heim und auch dann nur, wenn es dringende Notwendigkeit war, wie zum Beispiel zur Wiederherstellung seiner Gesundheit durch eine Stutenmilchkur in Samara. Aber je ruhiger sein äußeres Leben wurde, desto heftiger steigerten sich die Zweifel an aller Überlieferung, die ihm eigentlich nie auch nur auf einen Augenblick Ruhe gegeben hatten. Die Fragen nach dem Glück des Einzelnen und dem Glück der Gesamtheit ließen ihn nicht los. Wie leibhaftige Wesen umschwirrten sie ihn und heischten Antwort. Er konnte nicht leben, ohne darüber nach zu denken, wie er zu leben habe, und welches das Ziel des Lebens sei. Die Probleme, an denen die träge Mehrheit der Menschen ruhigen Gemütes vorübergehen, gerade diese Probleme packten ihn mit unüberwindlicher Gewalt. Ich kann nicht leben, ohne den Sinn des Lebens zu verstehen, das war der Gedanke, der eigenfinnig, hartnäckig, wie ein verfolgendes Gespenst, ihn verfolgte. Er war nicht weit vom Selbstmord. Da plötzlich kam es wie eine Erleuchtung über ihn. Aller Zwiespalt, der das Leben der Gebildeten zerklüftet, ist dem Manne aus dem Volke fremd. Er lebt ein friedliches Dasein in einem stillen Glück. Die tausend Wünsche, die uns unerfüllt bleiben, kennt er nicht, die Zweifel des Lebens sind ihm gelöst. Er hat in seinem Glauben die Antwort auf alle Menschenheitsfragen und in der Übung der hergebrachten Formen einen sicheren Führer durch die Irrungen des Lebens. Er hat den Sinn des Lebens. Und mit einer Entschlossenheit, die nur ihm eigen ist, ergreift Tolstoj diese Entdeckung und setzt den Gedanken in die Tat um. Mit voller Inbrunst schließt er sich der Kirche seines Heimatlandes an, veräußert er keine Pflicht, die sie ihren Gläubigen auferlegt, übt alle Zeremonien, die sie vorschreibt, und unternimmt *Pilgerfahrten zu den Klölkern und Stätten der Mär-

Leo Tolstoj Raphael Löwenfeld

tyrer. Kein Muüik kann ein treuerer Sohn der orthodoxen Kirche sein, als es der, damals schon weit berühmte Dichter zwei ganze Jahre seines Lebens war. Aber so treu, wie er sich dem Kirchenglauben ergeben hatte, so treu blieb er sich selbst. Die kurzen Jahre dieser völligen Hingabe an die Lehre der orthodoxen Gemeinschaft hatten genügt, um in ihm die Überzeugung zu festigen, daß das offizielle Ehrfientum eine Zerföörung der reinen Lehre Ehrifii sei. Der Grund zu dieser Verfüümmelung sei das Bemühen nach einer Anpaffung der widerftreitenden Forderungen der Staatsgewalt und ihrer Vertreter an die Ideale des Ehrfientums, die dem Menfchen unerreichbar wären. Die herrfchfüchtigen Maäthaber und die Diener der Kirche als ihre bezahlten Sklaven haben diese Karikatur des Ehrfientums um ihrer Selbfterhaltung willen geflhaffen. Ein anderes ist die Kirche, ein anderes die reine Lehre des Evangeliums. Und nun wendet sich Tolstoj einem tiefen Studium des alten und des neuen Tefiamentes zu. Er lernt in höherem Lebensalter die Sprachen der Bibel, Hebräifch und Griechifch, und verfenkt sich, wie ein theologifcher Forfcher, in den Wortlaut und den Geift der überlieferten Schriften. Aber nicht die theologifchen Fragen find es, deren Löfung ihm wefentlich erfcheint; wichtig ist ihm vor allem die Sittlichkeitslehre des neuen Tefiaments, deren höäjfien Ausdruck er in der Bergpredigt findet. Das vorkirchliche Ehrfientum, das ist das Ergebnis feiner unermüdliehen Forfcherarbeit, ist die allerftrengfte, reinste und lückenlofefie metaphyfifche und ethifche Lehre, über die hinaus die Menfchheit sich bis heute nicht erhoben hat. Die Gebote Ehrifii find die Grundlagen alles Gemeinfchaftslebens, in ihrer Befolgung liegt das Heil der Menfchheit. Ihm find damit Probleme des Lebens gelöfi, und in dieser Überzeugung beruhigt sich das aufgewühlte Gemüt des unruhigen Fragers. Von Stunde an führt er das friedliche Leben eines abgeklärten Denkers, innerlich und äußerlich fern von dem fürmifchen Treiben der Welt, fern von ihren Wüüfchen und Bedürfniffen. Ja, er fieht von diesem neu gewonnenen Betrachtungspunkte fogar auf sein eigenes großes Lebenswerk mit Geringfchäßung herab. Alles, was ihm die Bewunderung feines Volkes, der Welt eingetragen hat, erfäfeint ihm klein und von geringem Wert: die reichen Gaben, die der Dichter uns gefchenkt, treten für ihn selbst weit zurück hinter die fozial-ethifchen Schriften, in denen der D e n k e r den Werdegang feiner Lebensanfchauungen darlegt.

Schon Tolstoj's dichterifches Erfilingswerk hat in feinem Heimat-

Raphael Lowenfeld: Leo Tolstoj

lande schnelle und volle Anerkennung gefunden: „Die Kindheit“. Wie alle Dichtung Tolstoj's. ist auch dieses Erstlingswerk aus dem Drange nach Bekenntnissen hervorgegangen. Der Plan war, einen großen Roman „Geschichte der vier Lebensstufen“ zu schreiben. In der Ich-Form sollte die geistige oder mehr noch die seelische Entwicklung des Kindes, des Knaben, des Jünglings, des Mannes, wie Selbsterlebtes, erzählt werden. Der großartige Plan ist aber nicht ganz durchgeführt worden. Das Mannesalter wurde nie in Angriff genommen, die Jünglingsjahre sind nur zur Hälfte gediehen, bloß Kindheit und Knabenjahre wurden vollendet. Die Kindheit erschien 1852 in Nekrasows Zeitschrift „Der Zeitgenosse“, die anderen Teile folgten in Paufen von zwei Jahren. Nicht um eine Schilderung von Selbsterlebtem im engeren Sinne des Wortes handelt es sich in diesen Teilen des Romans. In einer Mischung von Dichtung und Wahrheit wird mit graufamer Aufrichtigkeit nur die Entwicklung der eigenen Psyche gegeben. Die äußeren Umstände haben gar nichts oder doch nur sehr wenig mit der Person des Dichters zu tun. Die geschilderten Ereignisse gelten für jeden Menschen, der als ein Kind des ersten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts in einem vornehmen russischen Hause zur Welt gekommen ist. Der Irrtum, daß Tolstoj einen autobiographischen Roman habe schreiben wollen, hat zu vielen falschen Angaben über die Person des Dichters geführt.

Ganz erstaunlich ist gleich in diesem Erstlingswerk des jungen Dichters die Kraft der Charakterisierung. Menschen der verschiedensten Lebensalter, der verschiedensten Berufe stellt er in ihrer äußeren Erscheinung und ihrem Innenleben so klar vor uns hin, wie kein zweiter Poet der Gegenwart das vermag. Ein Gedächtnis von eminenter Zuverlässigkeit macht es ihm möglich, alles, was er an Menschen beobachtet hat, äußere Gebärde und seelische Vorgänge, bis in die kleinsten Einzelheiten wiederzugeben, und so tragen in der großen Fülle der Gefalten, die er uns vorführt, alle in gleicher Weise die Merkmale echten Lebens. Im Gegensatz zu der Geschichte der vier Lebensstufen ist „Der Morgen des Gutsherrn“ die Gestaltung eines persönlichen Erlebnisses mit fast genauer Wiedergabe der Wirklichkeit. Wir haben schon oben der ersten Enttäuschung des jugendlichen Volksfreundes gedacht, der den Inaffen seines Besitzes materielle und geistige Güter mit freigebiger Hand zu schenken versuchte. Eben dieses Erlebnis ist der Gegenstand der Schilderung. Der junge Gutsherr wandert an einem

Leo Tolstoj Raphael Lowenfeld

schönen Junifonntag von Hütte zu Hütte und spricht mit alten und jungen Bauern über feine Pläne und Hoffnungen. Die Bauern aber haben in ihrer Stumpfheit kein Verständnis für feine Beglückungsgedanken. Sie sind in ihrem Frondienste zu solcher Gefühllosigkeit herabgefunken daß sie am liebsten in dem Zustande verharren der ihnen gewohnt ist. Sie glauben auch gar nicht an solche Güte eines *Herrn- den'n nie waren sie einem Menschen die Mitmenschen für die er empfand. Es bleibt alles wie es gewesen ist. Der Wohltäter nicht imstande zu geben, was er gütigen Herzens so gern gegeben hätte.

Schon in dieser Erzählung die im Jahre 1852 entstanden ist erweicht sich Tolstoj als ein Kenner des russischen Bauern, dessen Seele er mit inniger Liebe erforscht. Turgenjew hat später einmal dieses Gefühl Tolstoj's für die Kleinen und Bedrückten spöttisch eine vierfache Liebe genannt. Aber eben diese Liebe befruchtet die dichterische Kraft Tolstoj's; und wenn er in einem Werke seiner Mannesjahre einmal den Gedanken ausdrückt daß kein poetisches Gebilde ohne Liebe entstehen kann, so bewährt sich gerade an ihm die Wahrheit dieses Ausspruchs am meisten. So gering an Umfang „Der Morgen des Gutsherrn“ ist so vertieft der Dichter doch, uns mit der ganzen Einwohnerchaft des russischen Dörfchens bekannt zu machen. Die Bauernpersönlichkeiten mit denen der junge Besitzer spricht stehen mit derselben greifbaren Lebhaftigkeit vor uns wie die Gestalten aus der Gesellschaft, die wir aus den Lebensstufen kennen.

Seine kaukasischen Erzählungen die Frucht feines Aufenthalts in dem romantischen Gebirgsland, schöpfen ihre Kraft auch wesentlich aus der Schilderung der Volkstypen, die der Dichter mit seiner „hygienischen Liebe“ umfaßt. Das Leben der jungen Offiziere in den kaukasischen Ländern, das Treiben der Soldaten, die Beobachtung der Fremden von europäischen Sitten und Unsitte noch unberührten Völkerchaften weckt in dem alles beobachtenden Poeten immer wieder nur Gedanken über Menschenglück: „Kann sich denn wirklich *inmitten dieser zaubernden Natur im Herzen des Menschen das Gefühl von Feindschaft und Nachlässigkeit oder die Leidenschaft feinesgleichen auszurotten, entfernen? Alles Böse im Menschenherzen sollte jähen bei der Berührung mit der Natur dieses unmittelbaren Ausdrucks alles Schönen und Guten.“

Das reifste Werk der kaukasischen Wanderjahre sind „Die Kofaken“. Obwohl der Kern der Erzählung nicht ein Erlebnis Tolstoj's

'
.m
..r
.
0
t' "ia
xT
.i
:in
*l
a
'9
|Fi:'*
W
vor. L MZ u
a7âœ
ik*
W
*BUS dem
"l
'j
*Ã¶
, es *es* '
. f K S' d '
HOW. .wa
'Z'
..
(
r;
.Qxn
'b' .-
>s.-
zu..u.
KIK
*Ã-
..-
'*_

'i..."'
. x bi
(*1 *q -i . - 4*
..* .i K*-- ' * -
- k...-
4 . * - -
.K a--- e l..f.Ö 1 q *» - . _r. Wh-,*- 'y' j
* *K k *ve-NFL. Z* ZK. Z-g' uY.
' . B. * ' f '- F' . ' x. 1 " .- i i, '
y [LF-ii* W91 W d c l l
1 . a q , , ,FK-x 7 ' l.-.**- F
** l ". *r ...* . »*"x-k- ?iV-.*1 W'-
_ * _...*.-.-** ..33.N-
.ÜF x ei.*)- _ *.gle
, fxr-j . "l".
*- l . "L x
r * *

.
4 *1-
;- " 'f *
4. - *-
Lidl-WG * :cf Wii-,eiiie * -
*7 . - ' ' f- Z Xp: W H
. - . _Maunesjahre e .9 ..*7 . _ . g ,,
i * . ».-
.Fr *r- .
* 'NM *zt
'-l e ohne Liebe e:"" *j* >'t.-. -7* -?
rheit diefes Ausfr an ' ' . » ' - ' -'
MorgenZ-des _ , (ZYX ift-.Maver-
-E'- ' . r ' *ix* - "
Witwe 'ZZ-x,, es ruffcichen
" . . ' .f . 'mit denen
j* 7' "i Leibhccitigkeit
* ' .x .rd- ,-
i'. "r aus -.7-: *n.Lecens-
x."
q. *F* ..F- _
.- . r -- . . ' _,-
.zei:-es Aufenthalts
**i'i'qi- :YZ :i ' *_KÜ ' ! 2,-
?g *4-* 1,,
,, ..x-l.; : te *i- z z - - fjKratt-»auui eva-uma» -
xi 1.2 *' .- _ " .p ll, 'uit'c (einer ..7. ,x
"liedej'änini in; c ' -:.'dff iziereöin. _den kan-i'-
j . GPZ'. .ff ' - _ s _ >- * ^ ,1_ * .L .p *' x _
' ' ..ti '
F
ue wieder nur
. x _g _c diefer
. zii-:W ' .4 ("von WW
",:extxiies-Böiezim" ,*7 * i '
" ng'i'mit der-1* Naturi'Üdi-**
Gguten." Das reiffie iWerke
Obwohl! der - , ,,
. **e'ß*'-*-L**l* .Ä..

"Ö

Jod-9mm

1908

F. G. Waldmüller:

Notar Josef Augustin Elh
und Familie.

Zum Effay v. Erich Felder.

Aus dem Waldmüller-Werk
von Arthur Roeffler.

1.
'
-
Äff
'1.
*-- :''l,-t.u. 9_

Raphael Löweufeld: Leo Tolstoj

ifi. fndern eines andern Offiziers. der es ihm auf einer gemeinfäaftlichen Reife zu nächtlicher Stunde erzählt hat. ift die ganze Dichtung doch die Wiedergabe eigenen Seelenlebens. Olenin. der ruffifche Offizier. der das Kofakenmädchen Marjanka liebt. deckt. fich vollkommen mit der Perfönlichkeit des Dichters. Olenin ringt. wie fein Schöpfer. nach fittlicher Vervollkommnung. Mit rückfichtslofer Selbftprüfung fucht er die Schlacken feines Wefens auszufcheiden und alles Zufällige. was er in der Welt der Kultur aufgenommen hat. zu entfernen. Er findet im Volke die Eigenfchaften. welche die Möglichkeit menfchlichen Glückes fchaffen. aber er muß einfehen. daß es keine Rückkehr gibt zu den fchlichten Tugenden des Volkes. Der Gedanke der Ver-vollkommnung des eigenen Ichs durxh die Überwindung des Vorurteils des Kulturlebens und die Überzeugung. daß dort. wo die Kultur noch nicht hingedrungen ij. Tugenden leben. die wir uns aneignen müßten. find die Leit motive der Erzählung. wie fie immer mehr und mehr die herrfchenden Ideen von Tolftojs Gedankenwelt werden.

Den kaukafifchen Erzählungen nahe verwandt find die Sebaftopoler Skizzen: Sebaftopol im Dezember. Sebaftopol im Mai. Sebaftopol im z Auguft. ..Der Held meiner Erzählung.“ fagt Tolftoj. ..den ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe. den ich in ganzer Schöne zu fchildern bemüht war. und der immer fchön gewefen ift und immer fchön fein wird. ift - die Wahrheit.“ Nicht die Darfiellung der blutigen Ereigniffe felber. nicht die Erregung patriotifcher Begeiferung war die Abficht diefer Skizzen. es war ein Höheres. den Grundideen der vorangegangenen Werke nahe Verwandtes: die Bewunderung der großen Eigenfchaften der Menfchen aus dem Volke. die nicht teilnehmen an den Auszeichnungen und Vorteilen des Krieges. und das Entfeßen über den Krieg felber. An einem der furchtbaren Tage von Sebaftopol. der mit einem Waffenftillftand endet. entringt fich dem Dichter beim Anblick des Schlachtfelds der fchmerzliche Seufzer: ..Auf der Baftion und auf den Erdwällen flattern weiße Fahnen. das blühende Tal ifi überfät mit toten Körpern. Die herrliche Sonne fenkt fich in das blaue Meer. und zitternd erglänzt feine Flut unter den goldenen Strahlen. Viel taufend Menfchen drängen fich dort durcheinander. betrachten fiäf. fpprechen und lächeln miteinander. und alle diefe Menfchen find - Ehriften. fo da glauben und erkennen das große Gebot der Liebe und Entfagung. Und fie fallen beim Anblick deffen. was fie getan haben. nicht voll Reue und Buße nieder auf die Knie vor jenem. der ihnen das Leben gegeben und

Leo Tolstoj fRapWI_ Ldwenfeld

in ihre Seelen zugleich mit der Liebe für alles Gute die Todesfurcht gelegt hat.“

Nach einer Reihe kurzer, knapper Erzählungen, die in der Petersburger Zeit entstanden und von denen der „Aufzeichnungen eines Märkors“ gedacht werden soll, weil in ihnen schon das erschütternde Problem der „Kreuzerfonate“ leise angerührt wird, kehrt Tolstoj zu der dichterischen Behandlung seiner Lieblingsideen zurück. In gehobener dichterischer Sprache geißelt er in „Luzern“ die Herzensroheit der reichen Damen und Herren, die in dem prächtigen Schweizerhof ein angenehmes Müßiggängerleben führen: „Aus ihren Gebärden und ihren Zügen sprang eine solche Gleichgültigkeit gegen alles fremde

Leben. . . sie schienen so fest davon überzeugt, daß die Welt für sie da sei, daß sie für ‚alles fremde Leben‘ kein Herz hatten und keinen Heller von ihrem Reichtum.“ Diese herbe Beurteilung der egozerrückten Klaffen begründet der Dichter durch ein kleines, scheinbar unwesentliches Ereignis, das er miterlebt hat. Ein armer fahrender Tiroler hatte vor den Fenstern des prächtigen Gafihauses ein paar Lieder zur Gitarre gefungen. Alles hatte ihm zugehört, alles, Herrschaft und Dienerchaft, über sein komisches Äußeres gelacht, alles gepöttekt über das französische Sprüchlein, das er mit halb italienischem, halb deutschem Akzent herunterleierte, aber niemand hatte ihm auch nur die kleinste Gabe heruntergeworfen. Und das geschah in einem Lande, das sich seiner Freiheit und seines Fortschritts rühmte!

Aber der Wert des Fortschritts war für den Dichter schon lange in Frage gestellt. In dem kulturfremden Menschen, dem Sohne des Volks, sah er den Träger edler Empfindungen, die Formen, in welchen die herrschende Minderheit lebt, schienen ihm immer mehr greifenhaft und glückzerstörend. Aus dieser quälenden Auffassung heraus behandelt er dichterisch die großen Menschheitsprobleme. In einer feinen Gegenüberstellung schildert er in der kurzen Erzählung „Drei Tode“, wie der höher gebildete Mensch, wie der Sohn des Volks, und wie das Leblose, der Baum, seiner Auflösung entgegengeht. Das Verhältnis des Menschen zum Tode gehört zu den Fragen, die Tolstoj bis zur Selbstqualerei ein Leben lang peinigten. In „Eheglück“ geht er dem Problem der Liebe in der Ehe nach. „Polikuschka“ dringt tief in das Seelenleben eines der tausend Mühseligen und Beladenen ein, und „Leinwandmesser“, die Geschichte eines unglücklichen scheckigen Wallachs, ist ein poetisches Gleichnis, eine Art Tier- und Menschenfabel, der der

Raphael Lowenfeld: Leo Tolstoj

Gedanke zugrunde liegt, daß die Ursache der furchtbaren Leiden des Volks in der durch die Jahrhunderte entwickelten Auffassung des Eigentums zu sehen ist. Daß ein Wesen von dem anderen haben kann, es sei fein, ist die Wurzel aller Ungerechtigkeit und schafft eine öffentliche Ordnung, in der der eine nichts tut und praßt, während der andere unter der Überlast der Arbeit keucht und zusammenbricht. Der gefchundene Racker monologisiert über sein Schickal: „Die Menschen nehmen im Leben nicht Taten, sondern Worte zur Richtschnur . . . solche Worte, welche ihnen für sehr wichtig gelten, sind: mein, meine, meines, die sie von verschiedenen Dingen, Wesen und Gegenständen, auch von dem Boden, von Menschen und Pferden brauchen . . . Wer nach diesem zwischen ihnen vereinbarten Spiel von der größten Menge der Dinge sagt: mein - der gilt bei ihnen für den Glücklichen.“ Später überzeugt sich Leinwandmesser, „daß nicht bloß auch in bezug auf uns Pferde der Begriff mein keine andere Grundlage hat als den niedrigen und tierischen Instinkt der Menschen, der von ihnen Eigenschaftsinn oder Eigentumsrecht genannt wird. Der Mensch sagt: Mein Haus, und wohnt nicht drin - . . . Es gibt Menschen, welche Grund und Boden ihr Eigentum nennen, aber diesen Boden nie gehen und nie betreten haben. Es gibt Menschen, welche andere Menschen die ihre nennen, aber diese Menschen nie gehen haben: alle ihre Beziehungen zu diesen Menschen bestehen darin, daß sie ihnen Böses zufügen . . . Und die Menschen streben im Leben nicht danach, das zu tun, was sie für gut halten, sondern danach, so viel Dinge als möglich die ihre zu nennen.“ In all diesen Werken Tolstoj's von dem Erstling „Die Kindheit“ bis zu diesen Problemdichtungen, die seine reiche Schaffenskraft in den wenigen Jahren von 1859 bis 1863 hervorgebracht hat, ringt eine sittliche Anschauung nach poetischer Gestaltung. Nicht eine fertige oder gar überkommene, sondern eine stetig sich erneuernde, überall, wo die beiden Welten der Bildung und der Ursprünglichkeit sich berühren, zeigte sich dem prüfenden Beobachter ein furchtbarer Widerspruch, und immer mehr neigte er sich in diesem Kampfe auf die Seite des Ursprünglichen. Der Selbstsucht stellte er die Selbstverleugnung gegenüber, dem Kampf um den Besitz die hilfsbereite Menschlichkeit, den Feindseligkeiten der Völker den ewigen Frieden.

In diese rastlosen inneren Kämpfe bringen glückliche äußere Lebensumstände eine wohlthuende Ruhepause. Es ist das erste Jahrzehnt von Tolstoj's Ehe mit seiner völligen Zurückgezogenheit und geistigen Sam-

Leo Tolstoj und Raphael Löwenfeld

lung. Diese Jahre sind die Geburtsjahre zweier Meisterwerke. des großen Mosaik-Epos „Krieg und Frieden“ und des Romans „Anna Karenina“.

Tolstoj hatte sich mit Liebe in die Geschichte der russischen Gesellschaft in dem ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts verknüpft. Es lockte ihn, den mißglückten Revolutionsversuch der Dekabristen (Dezembermänner), jener opfermutigen, idealistischen Jünglinge in der Dichtung wiedererzählen zu lassen, die man als die ersten Vorläufer der großen Gegenwartsbewegung anprechen kann. Allmählich aber führten ihn seine Quellenstudien um ein oder zwei Jahrzehnte zurück, in die Zeit, die als die Vorbereitungszeit des unglücklichen Dekabristenaufstands anzusehen war. Der europäische Held dieser Zeit war Napoleon. Rußland konnte sich rühmen, den Siegeszug dieses genialen Emporkömmlings aufgehalten zu haben. Um den Kern der Kriegstaten, die ganz Europa erfüllten, schloß sich im Geiste des Dichters immer klarer eine Handlung und eine Fülle von Menschen, die drei Generationen der russischen Gesellschaft und Glieder aller Volksschichten zueinander in Beziehung brachten. Man kann das weit ausgeflossene Werk nicht kurzweg als einen Roman bezeichnen, es verdient eher den Namen eines geschichtsphilosophischen Prosa-Epos. „Krieg und Frieden“ führt die Großväter, die Väter und die Kinder jener Zeit vor. Es läßt zurückblicken auf die Tage der großen Katharina und führt uns die Alten als die Vertreter einer feichten Philosophie des Skeptizismus, als überkluge Tadler alles Neuen, als unbedingte Anhänger der Adelsrechte vor. Die Gegenwart wird repräsentiert von jugendlichen Mitgliedern der altrussischen Adelsfamilien, edlen und unedlen, dem persönlichen Vorteil Nachstrebenden und dem Glücke der Gesamtheit, dem Fortschritt der Menschheit zugewandten, In diesen besseren Elementen erkennt man die Väter des Geschlechts, das die jugendlichen Schwärmer hervorbringen konnte, die in leichtfinnigem Wagemut ihr Leben für ein Unerreichbares hingaben. Diesen Männern begegnen wir bald auf dem Schauplatz der großen Völkerkämpfe, bald in ihrem trauten Heim. Auch die russische Frau jener Zeit tritt uns in den verschiedensten Gestalten entgegen: als berechnende Kokette und ungetreue Gattin, als harmloses Mädchen mit dem Reiz der Jugend und des Frohsinns, als Trägerin eines sittlichen Ideals, dessen Grundlage eine fromme Gottergebenheit ist, als Hoffräulein, das in allem feinem Tun und Treiben abhängig ist von oben, als vortreffliche Mutter und Gattin - eine Fülle von Frauentypen.

500

Raphael Löwenfeld: J g Leo Tolstoj

wie wir sie findet in Tolstoj's Werken nur vereinzelt sehen. Wir werden an den Hof geführt. wir beleuchten die Zusammenkunft Kaiser Alexanders und Napoleons nach der Zerstückelung Preußens auf dem Floß der Memel. wir werden mit den beiden bürgerlichen Ministern Speranskij und Araktschejew bekannt gemacht. Und wie wir das öffentliche Leben der Großen beobachten. und wie wir in das Heim der Begüterten hineinschauen dürfen. so werden wir auch in die innersten Seelenregungen der Maffen eingeführt. denen nun einmal vor allen Tolstoj's Liebe gehört. Für den Dichter sind die Weltereignisse. als deren Träger der Kaiser der Franzosen gilt. nicht die Wirkungen des freien Willens bevorzugter Menschen. sondern Äußerungen der tausendfältigen Willensübungen aller. die in einem „Genie“ ihren Ausdruck gefunden haben. Nicht Napoleon. nicht Kutusow lenken die Ereignisse. sondern die Tausende. die Millionen. die scheinbar ohne ein bestimmtes Wollen dahinleben. Aus diesem großen Reichtum von Menschen und Ereignissen treten mit besonderer Deutlichkeit zwei jugendliche Männer hervor. die dem Herzen des Dichters besonders nahe stehen: Andrej Bolkonskij und Pierre Bjesuchow. Beide sind Träger des Gedankens sittlicher Vervollkommnung. beide, unermüdliche Sucher nach dem Sinne des Lebens. Diesen Sinn des Lebens aber kennt Karatajew. der Mann aus dem Volke. Und so ist auch dieses großartige Werk. das uns das Größte und Kleinste der Zeit auf dem Hintergrunde gewaltiger Weltumgestaltung vorführt. das Helden zum Werkzeug der Maffen. das den Einfältigen zum Verkünder höchster Ideen macht. ein Spiegel des inneren Lebens feines Dichters. Der hinreißende Strom der Erzählung wird hier und da durch die weit ausgehobenen Betrachtungen wohl aufgehoben. die Tatsachen durch die geschichtsphilosophische Beleuchtung ihrer Ursachen hier und da ein wenig zu weit auseinandergerückt. All das aber kann die Pracht und Schönheit dieses Werkes nicht schmälern. Es sind nur kleine Mängel an einem Meisterwerke. das die Bewunderung verdient. die es in Rußland seit dem Tage seines Erscheinens genießt.

Volle fünf Jahre hatte der Dichter zu den Vorarbeiten und zur Niederschrift von „Krieg und Frieden“ gebraucht. Und schon. kaum daß das Werk beendet war. beschäftigte ihn eine neue Dichtung. die die Zeit Peters des Großen in ähnlicher Weise abbildern sollte. Sie kam aber nicht zur Ausführung. An seine Stelle trat ein Stoff der Gegenwart und ein echter Roman: „Anna Karenina“. Er erzählt die Schicksale zweier Liebespaare. Alexej Wronskijs und Annas. der Gattin eines

50:

YTolstoj Raphael Löwenfeld

hohen Beamten, eines trockenen, korrekten Mannes, der dem glänzenden Offizier in ihrer Neigung weichen muß, und Ljewins, der Kitty Schtscherbatskaja in feiner schüchternen, linkischen Art umwirbt. Anna erklärt ihrem Gatten, sie sei Wronskijs Geliebte. Karenin verfaßt ihr die Scheidung, und so stellt sie denn ihr Bündnis mit Wronskij für immer außerhalb der Gefellchaft. Auch Wronskijs Lebensausichten sind zerstückt durch seine Verbindung mit Anna. Aus dieser schiefen gefellchaftlichen Lage und aus der schwindenden Liebe Wronskijs entzieht zwischen ihnen eine verhängnisvolle Entzweiung. Anna macht ihrem Leben ein Ende, indem sie sich einem daherbraufenden Eisenbahnzug entgegenwirft. Wronskij, den Annas Tod zur Verzweiflung getrieben hat, zieht mit vielen Hunderten russischer Abenteurer in den fernöstlichen Krieg, um dort sein Leben abzuschließen im Dienste einer Sache, die ihm des Opfers wert erscheint. Auch Kitty ist von Wronskijs blendenden Eigenschaften irreführt worden. Jede Stunde hatte sie seine Erklärung erwartet. Und als er sich Anna zuwendet, wird sie von schwerer Krankheit ergriffen und geht zu ihrer Genesung auf lange Zeit nach einem deutschen Badeort. Hier erlebt sie unter dem Einfluß einer älteren Freundin eine tiefe Umwandlung. Da Ljewin, durch einen nahen Verwandten ermutigt, seine Werbung wiederholt, wird sie freudig seine Gattin, und ihre Ehe ist ein Bündnis in innigster Liebe und vollster geistiger Übereinstimmung. Noch während seines Erscheinens in einer Moskauer Zeitschrift rief der Roman „Anna Karenina“ durch seine glänzende Darstellung der Petersburger und Moskauer Gefellchaftskreise die lauteste Teilnahme der Leser, ein lebhaftes Für und Wider der Meinungen hervor. Ja, was wohl ohne Beispiel sein mag, es erschien eine umfangreiche Besprechung, noch ehe mehr als ein Drittel des Werks bekannt geworden war. Wer „Anna Karenina“ liebt, muß das Gefühl haben, als sei dieses Werk in einem Zuge und mit voller Schaffensfreude niedergeschrieben. Und doch ist es stockend und stückweise entstanden. Es kostete den Dichter förmlich Überwindung, es zu Ende zu führen. Der Anfang des Romans erschien im Januarheft des „Russischen Boten“ von 1875, und im August dieses Jahres bezeichnet Tolstoj sein Werk als „die langweilige, scheußliche Anna Karenina“ und ruft nach „Muße für andere Beschäftigung“. * * * Denn schon war die Ruhe, die ihm die Konzeption zweier großer Dichtungen ermöglicht hatte, von ihm gewichen. Der Tod eines Kindes hatte die alte Unruhe wieder über ihn gebracht, und der Zwiespalt in seinem

Raphael Löwenfeld: Leo Tolstoj

Innern rang jest gebieterisch nach Worten. Es drängte ihn. Rechenhaft zu geben über alles das, was er selbst über Vervollkommenheit und Menschheitsglück gedacht und was er zur Lösung dieser Fragen gefunden zu haben glaubte. Unter dem Andrängen dieser neuen schriftstellerischen Pläne wird auch in „Anna Karenina“ Ljewin allmählich das Lieblingskind des Dichters. Ihm gibt er alle Züge feines Wesens. Ihn läßt er all die Kämpfe durchmachen, die ihn gerade jest während der Zeit der Entführung von „Anna Karenina“ (1873-1876) erregen. Ljewin ist wie Tolstoj der Freund des Volks, der zweifelnde Zuschauer bei dem Leben seiner Standesgenossen, der grübelnde Wahrheitsfucher; und wie Karatajew den schwankenden Pierre (in „Krieg und Frieden“) mit seiner Lebensauffassung beeinflußt. So regt auch in Ljewin ein Mann aus dem Volke eine Gedankenreihe an, die ihn zur Lösung des Problems vom Sinne des Lebens führt.

Tolstoj warf nun die dichterische Produktion als etwas Unwichtiges, wenn nicht gar Nichtiges, hinter sich. Jetzt hatte er die Muße, dem Geiste zu folgen, der ihn trieb. Er stürzt sich in das Studium der Philosophie aller Zeiten und erkennt, daß die Vernunft allein ohnmächtig ist, die Rätsel des Lebens zu lösen. Das Volk in seiner Gläubigkeit hat alle Fragen gelöst. Er sucht immer engeren Verkehr mit diesem Volke, er lernt es in allen seinen Lebensäußerungen kennen und gewinnt so eine Erkenntnis, die eine vollkommene Umwandlung seines Denkens und seiner Lebensführung zur Folge hat.

Und nun legt er die Rechnung ab über diese Umwandlung. In einer Reihe von Schriften, die in den Jahren 1879-1885 in schneller Folge entziehen und die nichts gemein zu haben scheinen mit der fünf- undzwanzigjährigen Tätigkeit des Dichters. Meine Beichte - Kritik der dogmatischen Theologie - Die vier Evangelien - Kurze Erläuterung des Evangeliums - Mein Glaube - Was sollen wir also tun - und das später erschienene, die Ergebnisse dieser Schriften getoifertenmaßen zusammenfassende Werk „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“ sind die Dokumente eines unvergleichlichen seelischen Erlebens, einer beispiellosen Selbstprüfung und zugleich die Darlegung einer neuen harmonischen Lebensauffassung. Faßt man den reichen Inhalt dieser Schriften, zu denen als eine rein philosophische Betrachtung noch das Buch über „Das Leben“ gehört, kurz zusammen, so ergibt sich eine in sich geschlossene folgerichtige Lösung des Lebensproblems. Ich habe bisher, wie meine Standesgenossen, die Gebildeten und Befehlenden, ge-

593

Leo Tolstoj Raphael Löwenfeld

lebt. Das Leben, das ich führte, war ein schlechtes. Ich habe Dinge für gut gehalten, die nichtig sind, und habe den Sinn des Lebens nicht gekannt. Jetzt kenne ich ihn. Aus dem Munde der Kleinen habe ich den Glauben gewonnen. Nicht den Glauben, den die staatliche Kirche mit tausend leeren Formen uns aufzwingt. Durch alle Verfümmelungen, die Eigennutz und Herrschsucht der Lehre Christi angetan haben, ist mir ihr reiner Kern offenbar geworden. Folgen wir den Geboten des Evangeliums, so wird unser Leben sittlich und glücklich sein. Denn Sittlichkeit und Menschen Glück ist eines. Solcher Gebote gibt es fünf: das Gebot der Liebe und das Gebot der Keuschheit, das Gebot „Du sollst nicht schwören“ und das Gebot „Du sollst dem Übel nicht widerstreben mit Gewalt“, und als Krönung des Ganzen „Liebe deine Feinde, d. h. alle Menschen, auch die, die nicht deine Volksgenossen sind“. Wollen wir dieser Lehre folgen, so müssen wir unser ganzes Leben umgestalten, denn sie verwirft das Gericht, sie widerstrebt der Gewalt, sie stellt der engstirnigen Liebe des eigenen Landes, die wir unter dem Namen des Patriotismus als eine hohe Tugend preisen, die Menschenliebe entgegen, sie verwirft den Krieg, denn sie duldet nicht, daß das strenge Wort „Du sollst nicht töten“ außer Kraft gesetzt werde zugunsten der Forderung einzelner Bevorzugter, sie weiß nichts von einem Eigentum an Menschen und Dingen. Alle diese Begriffe, die unsere vielgerühmte Kultur ausmachen, sind unvereinbar mit der ewigen Wahrheit, die aus der wiederhergestellten Lehre Christi hervorleuchtet.

In diesem Geiste gestaltet Leo Tolstoj sein eigenes Leben völlig um. Er nähert sich in feinem äußeren Gebahren und feiner Lebensführung dem Volke, teilt seine Zeit zwischen körperlicher Arbeit und geistiger und verzichtet auf jedes persönliche Eigentum. Von diesem Geiste auch sind die Dichtungen seiner späteren Jahre eingegeben und durchdrungen, hier und da sogar bis zu dem Grade, daß das Künstliche hinter dem Moralischen zurücktritt. Aber als ob der Dichter selber gegen den Genius, der ihm geworden, vergeblich ankämpfte, bringen auch die Altersjahre Tolstoj's neben der erschütternden „Kreutzerfonate“ und den naiven Erzählungen für das Volk, die in ihrer Schlichtheit und Einfachheit an die Legenden der Vorzeit anklingen, Meisterwerke, wie das Drama „Die Macht der Finsternis“ und den Roman „Die Auferstehung“. „Die Macht der Finsternis“ ist im Jahre 1886 in wenigen Wochen niedergeschrieben. Der Stoff des Dramas ist der Wirklichkeit entnommen, einem Kriminalfall, der in der Nähe von Tolstoj's Gute, vor dem

Raphael Löwenfeld: Leo Tolstoj.

Gericht in Tula verhandelt worden war. Nie hatte ein russischer Dichter mit solcher Liebe, mit solcher Wahrheit und Ergriffenheit das russische Volk dargestellt. Ja, vielen war diese Wahrheit zu herb. Denn war sie nicht die furchtbarste Anklage der Führer dieses im Schlamm der Unwissenheit und des Verbrechens verfunkenen Volks? - Zu der tragischen „Macht der Finsternis“ bildet das Lustspiel „Die Früchte der Bildung“ gewissermaßen eine Ergänzung. Werden in der „Macht der Finsternis“ die furchtbaren Folgen der Unbildung und Unmoralität der unteren Volksschichten geschildert, so geißelt Tolstoj hier die törichten Auswüchse der Scheinbildung und der Genußsucht der höheren Gesellschaftsklassen. Aus beiden Werken spricht deutlich der Wunsch zu bessern und zu bekehren.

Ein Werk, würdig der beiden Schöpfungen seiner glücklichsten Jahre, gelingt dem Dichter wieder mit der „Auferstehung“. Eingeebnet ist die Erzählung von dem Sittenlehrer, aber der Dichter hat die Eingebung des Moralisten so ganz überwältigt, hat sie so ganz in lebendiges Leben umzuformen gewußt, daß das menschliche Pathos der Erzählung ihren künstlerischen Wert eher hebt als schmälert. Njekludow, der junge Aristokrat, hat ein Mädchen in Schmach und Schande gebracht. Nun steht sie vor einem Gericht von Geschworenen, dessen Mitglied Njekludow ist. Sie wird verurteilt und nach Sibirien geschickt. Njekludow aber, der sich als» den Schuldigen fühlt, begleitet sie auf dem Wege in die ferne, traurige neue Heimat. Er möchte gut machen, was er in einem früheren Leben voll Leichtsinns gefehlt hat. Das Mädchen aber weiß seine aufrichtige Werbung zurück und schließt den Bund fürs Leben mit einem andern, der ihr, als ein ebenfalls vom Schicksal Enterbter, näher steht. Das eigentliche Problem auch dieses* Romans ist die Schilderung der menschlichen Wandlung in der Seele Njekludows.

Neben diesen großen Werken dichterischen und sozialistischen Charakters stehen eine Fülle kleiner Abhandlungen über alle Fragen, die die Gegenwart bewegen. Tolstoj hat jetzt einen festen Maßstab für Menschen und Dinge. Er fühlt sich nun als der Lehrer seines Volkes und empfindet die Pflicht, das Wort zu ergreifen zu allen wichtigen Fragen, die das Leben dieses Volks berühren. In hundert Episteln wendet er sich an alle, die ihn hören wollen. Und die Zahl derer, die seinen Worten lauschen, wächst von Tag zu Tag. Aus Hunderten, die als treue Anhänger seit Jahrzehnten seinem Einfluß anheimgegeben sind, werden Taufende, Millionen.

YTolfig Raphael Löwenfeld

Nicht alle diese Millionen, die in ihm einen Lehrer und Wegweiser erkennen, teilen seine Überzeugung. Alle aber erkennen in der Zerstümmung der alten Götzen, zu denen die Verirrten treu gehalten und die die irreführenden Machthaber gegen den Anfturm der freien Geister auch jetzt noch schützen möchten, ein Werk von unberechenbarer Bedeutung für die Zukunft Rußlands.

Wenn die großen Maler Rußlands Tolfig als den Säemann am Pfluge darstellen, wenn Rjepin Leo Tolfig im Gewande des russischen Bauern auf freier Felde bei der Arbeit wiedergibt, wenn Pafiernak diese treue Wirklichkeitschilderung zu einem prachtvollen symbolischen Bilde ausweitet, so sprechen sie mit den Mitteln des bildenden Künstlers nur aus, was ganz Rußland und die Welt empfindet: das gewaltige Lebenswerk Leo Tolfigs und sein vorbildliches Leben selber, das mit rückichtsloser Energie das für wahr Erkannte in die Tat umfaßt, war ein Werk der Ausfaat.

Er hat die fruchtbare Erde der großen russischen Ebene gelockert, er hat eine reiche Saat ausgefreut, deren Frucht demal einfiel, in einer Zukunft – in naher oder ferner – sein Volk groß und glücklich machen wird. Bildende Kunst.

I a c o b v a n R u i s d a e l. leben, daß Leonardos phantastischer (Mit 2 Rembrandt-Gravüren.)

So beherrschend die Landschaft im Zentrum der modernen Malerei steht, so spät tritt sie als Hauptthema in die Geschichte der Kunst, namentlich die Italiener, denen wir doch nun einmal die entscheidenden Fingerzeige verdanken, haben sich überraschend lange dagegen gewehrt, in der „Kampagne“ das Motiv als solches zu sehen. Daß sie ihrer als Hintergrund und Ferne nicht zu entraten vermochten, daß namentlich die umbrischen Heiligenbilder der Raffaelzeit von dem Leuchten der sanftgeschwungenen Flußtäler Pantheismus in dem Felsgebirge der Mona Lisa wunderbare Gefilde der Seligen und Verfluchten entdeckte, braucht nicht besonders erwähnt zu werden. Aber man sehe nur, wie der Größte von allen, Michelangelo, die Landschaft auf seinem Madonnentondo in den Uffizien oder auf der Verführung im Paradies an der Sirtinischen Decke behandelt; oder man denke an das öde Blachfeld, das Sebastiano del Piombo seiner Pietà (in Viterbo) zum Hintergrund gibt! Selbst da, wo die Ferne und das Arnotal sich weit auftut, wie auf den Florentiner Tobiasbildern des Quattrocento, ähnelt der weite

Paul Schubring
Plan mehr einer Kartographie und
Flurkarte. einem militärischen
Eroquis. das mit Akkuratheit alle
Einzelheiten festlegt. die auch in
der letzten Tiefe so klar wie vom
Falkenauge gesehen erscheinen.
Zwei Kunstprovinzen machen eine
Ausnahme. Von Umbrien war
schon die Rede; in den leuchtenden
Flußtälern. die hinter den Ma-
donnen und Heiligen Peruginos
und Spagnas glänzen. lebt bereits
ein einheitliches Landschaftsbild.
dessen sanfte Linienzüge aufs engste
mit den Vorderfiguren zusammen-
gestimmt sind. Ein treffliches Bei-
spiel ist die Taufe Christi von
Fraucia in Dresden. Hier wirkt
das stille bergbegürtete Tal
nur im Zusammenhang mit der
Hauptgruppe; ohne diese käme ein
recht uninteressantes Kuliffenge-
schicke heraus. Von dem benach-
barten Umbrien lernt auch Ferrara;
schon daß es hier Bilder gibt. die
die Unterschrift „Herbst“ tragen.
ist ein Zeichen für landschaftlichen
Sinn. Vor allem aber ist Ve-
nedig - merkwürdigerweise! -
die Stadt. wo die ersten Wiesen-
pläne im Bild sich wohligh und
duftig breiten. wo feine Gräser
neben hellen Kiefern zu Bächen und
Mühlen führen. wo Felstoren den
Bächen in zarter Laufchigkeit leiten
und Küfenglanz mit Waldesgründen
wechfelt. Wie kamen gerade die
Maler der Waffertadt dazu. dies
bezuß alle qui procul negotiis
purer-nn rot-u euer-cet zu malen?
Es muß doch wohl von dem Ent-
behren dieser Wiesen gekommen
sein. Des leuchtenden Waffer-
spiegels müde. der sechs Tage lang
den Venetianer blendet. flüchtet der
Waffertädter noch heute Sonntags
oder im Sommer in die kühlere
Welt der 'Let-ra fer-mo. bei Trevifo.
Afolo und Castel Franco. Hier)
genießt er den Rafenteppich und
den Baumfchatten mit besonderem
Dank. Jeder Eichbaum erscheint
ihm wie ein Phänomen und jede
Höhle wie ein Märchenwinkel. Ist
es da nicht begreiflich. daß schon
der Venetianer des 15. Jahrhun-
derts feinen Heiligen auf den
Bildern solche Herrlichkeiten mit
Vorliebe beschert? Zumal er die

Landchaft in den Zauber des edel bleichenden. umhüllenden Lichtes zu fehen weiß. das „fpäter erft zu uns fich nieder fenket“. Duftig verfäjleierte Silberwelten leuchten hinter den Heiligen jenes Venezianer Malers. den wir Pfeudo-Bafaiti nennen - kein glücklicher Name. da diefer Künfler viel bedeutender als Bafaiti ift. Giambellini. Ca'tena und Cima geben ähnliche lichtüberhauchte Schönheit. Giorgione ift dann der Entdecker der romantifchen Landchaft. wo die Seltfamkeit der landchaftlichen Szene fich mit dem Rätfel der perfönlichen Situation verbindet; Tizian verläßt die zarten poetifchen Gefilde. um die p athe-tif ch e Landchaft des Zorns und derAllmacht. der Askefe und der Wol-luft zu prägen. in denen das ftolze Gefchlecht feiner Gefchöpfe fich reckt und tummelt. fich peitfcht und um-fchlingt. So war alles vorbereitet. als in Tintoretto der fouveräne Herrfcher der E l e m e n t e er-fchien. der Sturm und Bliß. Windsbraut und Sonnenglut heranbefiehlt. um den Lebensweg der Heiligen mit kosmifcher Mani-festation zu begleiten. Es ift eine Höhe. die nicht mehr zu überbieten

Yildende Kunfi

war. Der ganze römifche Barock konnte. was die Landfchaft betrifft. Venedig nicht befchämen, Erft der große Salvator Rofa hat in Neapel eine neue Art des kosmifchen Stiles gefunden; und in Rom lehrten die Franzofen die Römer. die Eam-pagna als Einheit und Struktur zu erfaffen.

War das Waffer und der Lichtfpiegel der Lagune für die Venetianer ein guter „Zuchtmeifter“ auf die Landfchaft. fo hat das Meer im holländifchen Maler einen noch gelehrigeren Schüler gehabt. Schon von der altholländifchen Kunfi. die ja größtenteils vernichtet ifi. rühmt Earel van Mander. wie fchön ihr die Landfchaften gerieten; und man braucht nur Dirck Bouts „Manuale“ in München mit der Feftwiese auf dem Genfer Altar des Niederländers Jan van Eyck zu vergleichen. um zu wiffen. wo eine wirkliche Naturbeobachtung zugrunde liegt. und wo nur ein freilich fehr prächtiges „Herbarium“ geplündert worden ifi. Wach wurden die Augen des Holländers für die Schönheiten feiner Flachlandfchaft aber doch erft nach den fchlimmen Kämpfen mit den Spaniern. Im Jahre 1609 nannte der Holländer. der fich nun vom Niederländer getrennt hatte. ein freies Land feine Heimat. Der kleine Landfeßen. der ihm zugewiefen war. wurde mit zäher- Uermüdlichkeit durch Polder und Grachten durchzogen. damit die Fülle des Waffers gebändigt und ein Segen werde, Nun grünte. von der weichen Seeluft des Golfstroms gefättigt. die unendlich fich dehnende Wiese. über deren tiefem Horizont die hohe Glocke ewig wechfelnder Wolken fich wölbte. Deren Sihiebungen und Mufiern. deren Schneebällen und Graufchleiern zuzufehen. wurde der Holländer nicht müde. Diefen Wolken waren das Bewegte. während das grüne Wiefenparterre ftumm glänzte. Am Horizont zeichnete fich mit feiner Silhouette ein Kirchturm. eine Windmühle ab; auf der Wiese fchimmerte die weiße oder braune „Haut einer Kuh“ aber alles erhielt fein Leben erft von dem

läuftdurhtränkten Wolkenäther. wo das helle Gezelt mit den dunkelnden Schüben ewig kämpfte und wechselte. Diefel Landfchaft fuchte man nun zu malen.

Man hat nachgerechnet. daß etwa 2000 Maler im 17. Jahrhundert in Holland an der Staffelei faßen. Bei folcher Konkurrenz ergab fich als das Natürlichfte eine Arbeitsteilung. Die Spezialiften rückten voneinander ab; der eine malte Interieurs. der andere Feuerbrünne. der dritte Schlittschuhläufer. der vierte Hafen. Auch die Landfchafter teilten fich; es gab Küftenmaler und Wiefenbrödler. der eine malte glühende Sommerbuchten. der andere Berge mit Schlöffern. Eine Gruppe referierte immer zwei Drittel oder ein Drittel der Leinwand für die Wolken. nur den Neff für die Ebene. Das Meer als Ewigkeit hat keiner gemalt; alle Marinen find Küftenbilder oder Kutternovellen. Mit ungläubliäjer Spißpinfelei haben diefe Drehftuhlhocker gearbeitet; die meiften malten auf Beftellung für den firengen und hinterliftigen Künftändler und hatten Ablehnung ihrer Ware zu befürchten. Wiederho-

508

Paul Schubring
lungen find häufig; denn beim
Händler wurde oft von Herrn Z.
gerade fo ein Bild gewünscht. wie
es Herr Y. befiel. So entstand
eine Qualitätsmalerei. die zwar
fehr unperfönlich. aber fehr kultiviert
ift. Wirklich'e Perfönlichkeiten
find in diefer Zunft feltz und die
wenigen. die es nicht laffen konnten.
eine eigene Seele zu haben. mußten
diefen Luxus teuer bezahlen. Um
-nur die drei Größten zu nennen:
Rembrandt hat Auktion und Ver-
armung erlebt. Frans Hals ist ver-
bummelt und Iacob van Ruisdael
endete im Armenhaus von Haarlem.
Man weiß nicht. woher die Fa-
milie der Ruisdael stammte sicher
war sie eine jüdische. wie schon die
Vornamen Salomon. Israel und
Iacob verraten. Aus Portugal
find viele jüdische Familien nach
Holland gewandert der berühmteste
Iude diefer Gruppe ist -Baruch
Spinoza. der große Ethiker und
Pantheist. Ist es nun Zufall. daß
uns aus Ruisdaels Bildern das
gleiche Bekenntnis des Pantheismus
entgegenleuchtet wie aus Spinozas
Büchern? Beide Männer haben
in ihren Werken nichts anderes
getan als die Wunder der Natur
gedeutet. die täglich neu sich ge-
falten vor ihren Augen sich brei-
teten. Wie man die griechischen
Mythen sofort versteht. wenn man
durch den Peloponnes reitet oder zu
Schiff an den Kykladen vorbeifährt.
fo ist auch das holländische Be-
kenntnis in Buch und Bild eine
Deutung der heimischen Natur. Den
Söhnen der Küste Haarlems. die
täglich den Einklang von Wasser.
Wind. Wolken und Wald erleben.
mußte der Zusammenhang solcher
Erscheinungen. die Gegenseitigkeit
und das sich Bedingende diefer
kosmischen Gefüge das Hauptthema
werden. Was bedeutet der Men-
schen Unruhe und Treiben gegenüber
solchen elementaren Energien? Er
zittert vor der Welle. daß sie ihm
den Rand und Damm einreißt.
er fleht zur Sonne. daß sie ihm die
Tulpen zum Blühen und die Früchte
zum Reifen bringe. er lauscht still
und ergriffen in den Sonnenunter-
gang. der feierlich rot im Braut-
bad des Ozeans erlischt. In De-

mut kniet der Mensch vor diesen
Elementen ..denn es ist das Mäch-
tige. was man dir auch sage!" Der
Italiener sah es anders an. Er
schrieb noch immer kühn und stolz
das Sophokleswort über sein Leben
und seine Kunst: nell-c ro; Selva
*Mair-:Ir Ziruf-(orcuo *Seiusfxpor WAZ:
..Vieles Gewaltige gibts. doch
nichts ist gewaltiger als der
Mensch." Der Südländer feiert
den heroischen Menschen. der glück-
lich im Sonnenlicht den braunen
Leib zum Vater des Lichts |re>t
und ..fonder Angfi und Frauen sich
feinen Unschuldstag erwirbt".
Solche Freiheit ist dem nordischen
Menschen verwehrt. Das Licht
der Sonne ist hier Ausnahme. der
Nebel und die Nacht die Regel.
Es stürmt und finstert über das
wehrlose Flachland; die Hütten
zittern und die Kühe brüllen bang.
In solchen Stunden lernt der
Mensch die. Angst und die tiefe
Scheu vor dem Unergründlichen.
deffen er nie Herr werden wird.
Zu dem Pantheismus kommt
nun bei Ruisdael der Pessimismus.
Wir finden diese Weltanschauung
nicht oft auf holländischen Bildern.
Die meisten sind voll von fröhlichem
Optimismus. In blißend blanken
599

Bildende Kunst

Stübchen sitzen die fauerften Mädchen. Tauffeste werden mit viel Likör gefeiert. in den Kneipen raucht es sich gut; fette Kühe stehen auf fetter Scholle. auf der Allee tänzeln die Pferde mit den orangefarbenen Prinzeffinnen üppige Tulpen lodern in geiler Pracht. schwere Früchte locken zum Anbeißen. Perlmuttermesser glänzen auf dem Silbertablett. Es sind die Bilder von Leuten. die sich aufs Genießen verstehen. Wenn Rembrandts Bilder einen anderen Grundton annehmen. so war das eben der Grund. weshalb man sie nicht kaufte. ..Wozu diese schwermütige Philosophie?“ Und genau so ging es Ruisdael. Auch er konnte nicht von der Elegie los; und das machte sich eben nicht bezahlt.

Die Bilder Ruisdaels. welche am bekanntesten sind. sind keine schlechten. Wie man den Wouwermann am Schimmel zu erkennen meint. so portuliert man bei Ruisdael den Wasserfall. Und doch kann man sich bei einiger Überlegung sagen. daß dieser ärmliche Maler aus Haarlem nie im Leben einen Wasserfall gesehen hat. Denn in Holland gab es das nicht. Wohl war ein Zunftgenosse Ruisdaels. Allart van Everdingen. nach Norwegen gereist. hatte den Trollhätta gesehen und war begeistert von solcher Romantik heimgekommen. Er hatte Ruisdael seine Skizzenbücher gezeigt. Ruisdael muß schon damals an unverkauften Bildern gelitten haben; jedenfalls stürzte er sich nun auch auf diese Romantik und rechnete mit dem Geschmack eines Publikums. das die Kuriositäten der Schlichtheit und Wahrhaftigkeit vorzieht. All diese Strudelbilder mit den Schluchten und Schlöffern auf hohem Fels gehören in die letzte Periode Ruisdaels und sind nicht seine besten Leistungen. Man kann sie mit dem Bilde der Schweiz vergleichen. das Schiller nach Goethes Erzählungen im Tell entwarf. Der echte Ruisdael ist bei den stillen Waldszenen. beim „Strand von Scheveningen“. bei den Windmühlen und den Hügeln von Overveen zu finden. Der schöne „Waldteich“ in

Berlin ist mir in feiner ausdrucks-
reichen Träumerei auch lieber als
die berühmten Dresdener Stüäe.
über die Goethe so begeistert schrieb.
Dieser Aufsatz Goethes ist höchst be-
zeichnend für das, was er und seine
Zeit im Bilde faßte, nämlich den
symbolischen Gehalt. Namentlich
der „Judenkirchhof“ gab Anlaß zu
melancholischer Philosophie. Ru-
higer und größer tritt uns diese
melancholische Stimmung im Ber-
liner Waldteich entgegen. Das
Leben des Waffers und seiner
Blumen, der blühenden und erfor-
benen Eichen, das Leuchten der
Wiese und der befärbene Frohfinn
des vorbeiziehenden Hirten - dies
alles klingt zu einem feierlichen
Gedicht zusammen. Die Individualitäten
Ruisdaels sind die
Bäume, nicht die Menschen. Der
Baum als lebendiger Schuß des
Wachstums, als stolzer Kronen-
träger, als geschlossene mutige
Silhouette, als geknickter Edel-
stamm mit letztem feidigem Rinden-
pelz - das sind Ruisdaels Lieb-
lingsgedanken. Oder er nimmt eine
Windmühle zum Herold seiner
Empfindungen. Sie steht auf dem
festen Hügelrücken hoch über dem
Wasser; die großen Flügel greifen
510

Paul Schnbring

weit in die Wolken- der runde ge-
mauerte Tubus fieht ftark gegen
den Wind. Waifer. Erde und Luft
erleben dann mit der Mühle den
Zauber tanfendfältigen Lichtes, das
alle Bildungen muntert und be-
riefelt. Es gibt auch-Schneeland-
fchaften von Ruisdael. wo ein
fieiles hohes Fährhaus- an der
Straße |eht. neben ihm niedrige
Hütten erftrart im Froft und doch
weißleuchtend im Schnee. Müh-
felig humpeln die frierenden Men-
fchen über das Eis und durä) die
Kälte. die mit ftarken Zangen alle
freie Bewegung nmklammert.
Darf ich einen Rat geben. wie
man diefe und andere Landfchaften
der holländifchen Bilder gut er-
fafien kann? Man gehe darauf
fpazieren! Man fchließt fich dem
Zug der Fifcher an. die von den
Dünen zum Boot eilenz mit ihnen
nefiele man an den Tauen und
fahre dann auf die Höhe in die
Seebrife herein. fort von dem See-
tang und Fifä'haufen. Nun fieht
man die äußerfte Ferne und fühlt
das Innermeliche diefes Weltans-
fchnitts! Man wandere mit jenem
KuhhirtenüberdieWiefenzumWald
und Bach; dann merkt mani wie
lang die Wiefe. wie 'teil der Hang.
wie köftlich der Waldeschatten ift.
Lang halten wir vor jener Eiche
|ill; es braucht Zeitt um diefen
Organismus fo zu kennenf wie wir
ein Menfchenantliß kennen. Ruis-
dael geleitet uns fiets aus der
Stadt heraus; nur ganz felten hat
er den Damplaf von Amfierdam
und ähnliches gemalt. Er zaubert
uns die Sommerfrifche in Svaa.
die Sonntagsgänge zu den Haar-
lemer Dünen vor. Aber immer
liegt ein leichter Sxhleier über feinen
Werten und Bildern. Im Gegen-
faß zu Hobbema- der immer fprü-
hendes Lichy luftig fcha'umende
Wafiermühlen und heitere Haine
gibt, liebt er die Melancholie. Ein
Sohn Haarlems, wie Frans Hals
und Ian Mienfe Molenaer, kennt
er deren derbe Lebensfreude und die
zynifche Luft nicht.
Nuisdaelwar fechs Jahre jünger
als Rembrandt, hat ihn aber um
dreizehn Jahre überlebt. Haben
diefe beiden Männer fich beein-

flußt? Sicher ist, daß beiden das Pathos der tragischen Situation näher lag als das Blitzen der Lebensluft. Auch die Landschaften Rembrandts haben einen traurigen Klang. Bei der kleinen feinen Winterlandschaft in Kassel spürt man die eifige Kälte; vergebens sucht man bei Rembrandt wie bei Ruisdael die winterliche Luft der Säflittschuhläufer. Beide Künstler geben öfter die Herbstlandschaft als die des Frühlings. Beide haben eine Abneigung gegen den Prunk der Landschaft, wie ihn A. Cuyp so gern malte. Wenn er feine Buchten und Wiesen in das Gold der scheidenden Sonne tauchte. Gänzlich fehlt bei beiden der Einschlag der südlichen Natur, den die Romanisten gesucht haben. Das Wurzelechte ihrer Darbietung war freilich bedingt durch ihre Sesshaftigkeit, Rembrandt ist nur zweimal ganz kurz aus Holland herausgekommen: 1634 war er in Friesland um die Hochzeit mit Saskia zu feiern. 1660 in Hull in England. Ruisdael hat, soviel wir wissen, nur die Niederlande kennen gelernt. Vielleicht hat er die Romanisten beneidet die nach Italien zogen und die römische Campagna porträtierten.

Redaktionelle Notizen
ten. Wenn feine Kunit ihn kaum
ernährte. fo können wir das nur
aus der Überproduktion der Bilder
in jener Zeit verfeihen. Auch
.Hobbema gab das Malen auf. da
er für die Leinwand nur 12 Gul-
den bekam. und wurde wieder Por-
tier. Und deffen heitere Wald-
idylle entfprachen doch gewiß dem
Gefchma> eines das Leben genie-
ßenden Publikums.

Die Wiederentdeckung Ruis-
daels gelang früher als die Rem-
brandts oder Jan van der Meer
van Delfts. Jener oben erwähnte
Auffaß Goethes gab das Signal.
Freilich haben die Bilder auch heute
Redaktionelle Notizen.

Zeppelins Adlerkraft.

Der Wille zum Neuen ift mar-
kant ausgeprägt in unferer Zeit. im
Jahrhundert der Technik; befonders
wenn das Neue einer alten Sehn-
fucht entfiammt . . .

Eine Sehnfucht. die zu er-
füllen Jahrhunderte Menfchenarbeit
und Opferkraft geliefert haben.

Den Menfchen die Adlerkraft
zu verfchaffen. mit der fie den
Raum überwinden und die Zeit
befiegen . .

Die Begeii'terung entzündet fich
an dem Opfer. Aber fie flammt
erft zu greller Lohe auf. wenn das
Schickfal als Feind auftritt.

Es ift gleichfam der myfiifche
Trotz gegen die Elemente. der zu
Taten treibt. Es ift der Schaffens-
drang der Kultur. der gegen die
Zerftörungswut der Natur kämpft.

Jn diefem Sinne fehen wir (trotz .
nicht die Preife erlangt. die für
einen van der Meer. einen Hackert.
einen Jan van der Heyden bezahlt
worden. Denn es gibt viele Bilder
von Ruisdael. und fie find dank
der ausgezeichneten Technik fehr
gut erhalten. Dem weitaus grei-
fenden Genius Rembrandts kann
er nicht verglichen werden. aber
unter den Landfchaftern aller Zeiten
wird er ftets einen der erften Plätze
einnehmen. Die Säjule von Bar-
bizon ift ohne dies Vorbild nicht
zu denken; namentlich Th. Rouffeau
hat von ihm gelernt.

Paul Schubring.

(mancher Übertreibung) in der
Volksbegeiferung der leßten Tage

ein gutes, gefundenes Symptom.
Unfere Lefer finden übr'igens
im Oktoberheft einen aus-
führlichen Essay von .Herrn br.
Hugo Eckener, einem Mitar-
beiter Seiner Exzellenz des
Grafen Zeppelin und Teil-
nehmer an feinen Fahrten. .
Dem Heft ist ein wohlgelun-
genes Bildnis des Grafen Zeppelin
von Maler Pickard beigelegt. A
Walter Leiftikow ist in
reifer Jugend dahingegangen. Wir
bringen im nächsten Heft ein Bild,
das er in der letzten Sezession aus-
gezeichnet hat. Unfer geschätzter Mit-
arbeiter *Hans Rofenhagen wird
das Leben und die Arbeit dieses
wurdelechten Künstlers würdigen.
Die Redaktion.
512

Zu den Mufik'beigaben.
Rimsky-Korffakow.
Eine fehr eigenartige Ent-
wicklungsbahn hat der jüingf't ver-
f'torbene ruffifche Komponift Ni-
kolas Rimsky-*Korffakow
durchlaufen. Am 6. März 1844
in Tichnau geboren. wurde er zu-
nächft Marineoffizier und erft all-
mählich. hauptfächlich durch Selbft-
ftudium Mufiker. Bezeichnend für
fein Werden ifi fein eigener Be-
richt über fein Opus 1. welchen er
für ein in Kürze erfcheinendes
Sammelwerk: „Mein Opus F“.
autobiographifche Skizzen berühmter
Komponiften (Harmonie - Verlag.
Berlin). kurz vor feinem Tode bei-
fteuerte'. . . Als ich meine erfie
Symphonie [in Es-Moll] fihuf. war
ich ein junger Marineoffizier. und
was die Tonkunft betrifft. ein blu-
tiger Dilettant. In) befaß damals
fo gut wie gar keine Konntuiffe."
Diefe Symphonie. deren-Stil die
merklichen Spuren des Einfluffes
von Glinka und Schumann in fich
trug. wurde. ungeachtet aller
Mängel. im Konzerte unter Bala-
kirews Leitung im Jahre 1865 auf-
geführt und vom Publikum wie von
den Mufikern warm aufgenommen.
wobei Rimsky-Korfiakow. wenn
auch fiir einen jungen und uner-
fahrenen. doch aber für einen Kom-
poniften vom Fach angefehen wurde.
„Seit jener Zeit habe ich vieles
gelernt. nachdem ich die Marine-
Karriere aufgegeben und mia) aus-
fchließlich der Mufik gewidmet
habe. In den achtziger Jahren
unternahm ich' eine neue Bearbei-
tung meiner erften Sumphonie (fie
wurde dabei nach E-Moll trans-
portiert). In diefer anftiindigeren
und für die Aufführung geeigne-
teren Form habe ich fie drucken
laifcn."

Unter feinen Landsleuten nahm
Rimsky-Korfiakow einen der erfien
Plätze ein. Bereits feit 1872 war
er Direktor des Petersburger Kon-
fervatoriums.

Sein Schaffen wandte fich
faf't allen Formgebieten zu. er
fchrieb Opern. Balletts. Som-
phonien. finfonifche Dichtungen
neben vielen kleineren Werken.
.Von Lifzt und Berlioz ftark beein-
flußt. hat er befonders durch feine

Tondichtungen „Scheherezade“ und „Antar“ auch außerhalb seines Vaterlandes Aufmerksamkeit erregt und ist in europäischen Musikerkreisen besonders als Meister der Instrumentationskunst viel gefeiert worden.

Paul Bekker.

a.

~ u ~
X ul Q K q
H E cd . 4 ä 1
n" x "N F A APC
| | .
k x» \ -x W fl Y
W , , \ KT Ly
\ LL k . J »f
k \r! L x L h n
L NK x - W ~ X NHL ~
~ N k W HT #1 q ~ L u i
ä u... x R. _ .x \m N w &V Y» M
q \\
x r \
ll KK
r L
K
W W
K K
k . > k
U \ Ä L a 'W 4
~ N m FL
4
W K» \ I K
*A \ * xa_ I
x "F 4
u x
H
da
Ö.
AlV» y?
P &KW-„Wa . - \f
wzémncuwgzigv „
I?, @6223?
MZ 9 Q2; WII,

Zeichen der Zeit.
Aus dem dunkelfienDeurfchland!

Der Verleger Albert
Langen und feine Be-
ziehungen zur deutfajen
Literatur und zum -
Kurpfufchertum,
. . Die Art. wie die Kur:
pfufcher ihr Gewerbe aus:
üben. und die Dreißigkeit.
mit welcher fie in der
Tagespreffe dem Publikum
in marktchreierifchen An-
noncen ihre Dienfte auf:
drängen. machen das Kur:
pfufcherwefen zu einem
bedenklichen Mißfian:
de unferes öffentli-
chen Lebens..
(Neichslanzler v.
Bülow in einem
Rundfchreiben an
die Bundesregie:
rungen.)

In Danzi tagten im Juni 1908
die deutfchen ?li-zw. Eine der wich-
tigfien Beratungen diefes offiziellen
..xxxö'b Deutfchen Ärztetages"
galt der Bekämpfung der Geheim-
mittel-Jnduftrie und des Kur-
pfufchertums. Man ging von der
richtigen Erwägung aus. daß. wenn
die Gefelzgebung alle Gefährdung
von Leil- und Leben beauffichtigt.
wenn fie (wie der Berichterf'tatter
N1-, Becker-Miinchen ausfiihrte)
das Baden und Schlittfchuhlaufen
an gefährdeten Orten verbietet.
wenn die Gewerbepolizei gegen eine
Ausbeutung und l'lbervorteilung
des Publikums einfchreitet. _ wenn
fie gefunde Menfchen fchülst. fo ift
fie auch für die Behandlung kranker
Menfchen verantwortlich. Merk-
würdigerweife aber ift diefe Be-
handlung vollftändig freigegeben.
Die Gefelzgebung läßt jeden
Menfchen zur Krankenbehandlung
zu und öffnet fo dem Kurpfufcher-
tum Tür und Tor.
Hat fchon die Öffentlichkeit aus
rein materiellen Griinden Jntereffe
an diefen Verhandlungen (der ge-
foppte und geprellte Teil ift ja
immer das Publikum). fo gewinnt
die Frage einen fiark ethifchen und
kulturellen Hintergrund. wenn man
in Betracht zieht. wer die Helfers-
helfer diefer Seuche von felig-
machenden Geheimmitteln und dis-

kreten Kuren find.
Diefe Seite der Medaille
wollen wir uns anfehen; '
515

' Zeichen der Zeit

Sie ist nicht geprägt von verkommenen amerikanischen Barbieren, die sich deutsche Doktores nennen, sie wird nicht unterführt von verkrachten Hebammen und fkrupel[ofen Apothekern; sie wird geprägt und fiindlich in die Welt getragen von der großfpurigen, lauten Reklame einer Prefie, die gegen Öäßlichkeit und Dummheit im redaktionellen Teile kämpft.

Es befiehlt uns ein eigenartiges Gefühl von Scham und Unbehagen, als wir in dem Bericht (den anschließend an den diesjährigen deutschen Ärztetag I)1*. E. Reißig in einer Ertrannmer des Organs des deutschen Ärztevereinsbundes, dem „Ärztlichen Vereinsblatt“ (xx-Lil). Jahrg.. Nr. 669 I)) im Auftrage der Arztekommiffiön gibt) an erhier Stelle als Förderer des Kurpfufchertums und der Geheimmittelbranche gerade jen e Zeitschriften genannt fanden, die ganz modern fein und im geiftigen Leben Deutschlands, in feiner Entwicklung zu einer freiheitlichen Anfchauung und zu einer neuen Kunft eine Rolle spielen wollen.

Unter denAllererfienfieht

ein Verleger, der, wenn man den Kulturverlag Diederichs in Jena und den vornehm - kiinfilerifchen Verlag S, Fifcher in Berlin nennt, auch den Namen f e i n e s Verlages fiherlich genannt wifien will.

Der Ärztetag beauftragte die zur Bekämpfung des Kurpfufchertums eingefelzte Kommiffion Material fiir ganz Deutschland über das Geheiiinmittelwefen aus den Zeitungen zu famineln und fiatifiifch zu ordnen.

Jetzt wird ein Teil des Refultats veröffentlicht, und an e rft e r Stelle wird u, a. der Münchener Simplizifimus A l b e r t L a n - g e n s genannt, Derfelbe Albert Langen, der fo gern und prompt gegen alle möglichen „Vet-feuchungen“ im Literatur- und Kunftleben auftritt, der den Vorwurf des unlauteren Wettbewerbs, wie es uns fcheinen will, am liebften auf alle Verleger ausdehnen möghte, die sich erlauben, fundamentale Ideen auszuführen.

Nicht ohne Ironie meint der

Referent der Kommission: Wollte man boshafte Feinde, man könnte eine ungefähre Statistik der Leser solcher Blätter (darunter der Simplizissimus) aus dem Verhältnis der im Infanterieabteilung abgedruckten Geheim- und Reklamemittelanzeigen konfirmieren. Man müßte dann zum Resultat gelangen, daß hauptsächlich gefähliche- und nervenkrankte Männer den Interessentenkreis bilden.

Wir wollen unsere Leser nicht mit den Spezial-Tabellen behelligen. Sie sind wahrlich nicht sehr fähig die Kuren, Schönheiten, Korpulenzen und Magerkeiten, die da besprochen werden. Wir wollen nur summarisch vorgehen. Hundertsechszwanzig Anzeigen dieser Sorte bringt im Laufe eines Vierteljahres, d. h. in zirka 13 Nummern, nach der oben genannten Statistik das Blatt Albert Langens aus dem weissen Kreise der Öffentlichkeit, der Verkommenheit und des düstern Aberglaubens. Nicht nur die fogen, ..hygienischen Bedarfsartikel", die Angebote zur ..diskreten Entbindung" und Ähnliches, sondern auch die Gruppen Stärkungsmittel und Arznei sind hiervon abgerechnet. fo 51()

Ernst Waller

daß man nicht etwa zur Entschuldigung sagen kann: es handle sich um Kräftigung und Stärkung des Körpers.

Nein, es handelt sich vielfach, ja man darf wohl sagen meist, um notorisches Gift oder notorisches Schwindel!

Weiß das Albert Langen nicht?

Wir brauchen nicht lange darüber nachzugrübeln. Das ärztliche Vereinsblatt gibt auch hierüber Aufschluß,

Die Einnahme des Simplicissimus für die 156 Anzeigen der Hauptgruppe (Kurfürcherei und Geheimmittel) beläuft sich nach den

auf absolute Zuverlässigkeit Anprüfenden Angaben des

„Ärztb Vereinsblattes“ im ersten

Vierteljahr 1908 nach Abzug der üblichen Rabatte auf 7000 Mark.

also im Laufe eines ganzen Jahres

vielleicht auf noch mehr als auf

28 000 Mark. Für die weiteren

Anzeigen der „Gruppen St. und

A.“, so schreibt das „Ärztb Vereins-

blatt“ weiter. „werden etwa viertel-

jährlich :1000 Mk., jährlich 16000

Mark gezahlt. Das macht fast

60000 Mk., oder wenn wir 10000

Mark für Somnerfprofien, Piel

und Haarfärbemittel abrechnen, fast

50000 Mark im Jahre

Einnahme für Geheim-

mittel- und Kurfürcher-

in f e r a t e. Wir haben also die

betrübende Tatsache zu verzeichnen,

daß zwei der bekanntesten Blätter,

die allwöchentlich gegen Verdum-

mung und kapitalistische Ausbeu-

tung zu Felde ziehen und dem

Dunkel das strahlende Licht ent-

gegenfielen, im Inferatenteil dem

„Heilmittelaberglauben des finfteren

Mittelalters huldigen!“ Ja, aber

50 000 Mark jährlich!!!

Verfieht man nun das lukrative

Gefchäft? Eins noch bei der Wahr-

heit willen betont: Der Verlag

Langen mag vielleicht nicht die

ganze Summe erhalten, da er

den Inferatenteil verpachtet hat,

womit man ihn zu entschuldigen

versuchen könnte! Aber einen Ein-

fluß auf seinen Inferatenteil wird

er sich doch zweifellos gesichert

haben, um den Schmutz aus seinem

Blatte auszufcheiden. Ob aber

dann die Pachtsumme nicht finken
wurde?? Man fieht: es bleibt
doch Lockung genug. auch für Herrn
Albert Langen. defieu Zeitschrift
„Der März“ den Verlag eines so
großangelegten vornehmen Unter-
nehmens. wie des von Detlev von
Liliencron herausgegebenen „Lite-
rarischen Jahresberichts von Nord
und Süd“ zu vernüchlimpfen ver-
suchte. weil der Verlag aus den
Literatur-Verkäufen ein Herr
Langen nicht einwandfrei erchei-
nendes Geschäft zu machen ver-
suchte. Herr Langen. der - wohl
als Erster - gegen die Verfeuchung
des Volkes durch August Scherls
Volksbibliothek ins Feld zog und
„auf die Gefahren dieses Unter-
nehmens hinweisen zu müssen“
glaubte, Damals hat er Zahlen
gebracht. um zu beweisen. welche
glänzende Geschäft man mit Lite-
ratur machen kann. Aber das
Scherlsche Literaturgeschäft scheint
uns schließlich immerhin noch ein
faubereres zu sein.
Ein Blatt. das eine so erpo-
nierte Stellung einnimmt. wie
der Simplicissimus. ein Organ.
:N7

Zeichen der *Zeit
das gegen die Dunkelheit. die
Unkultur kämpft. folte doch
fein Haus rein halten. das wäre
die Aufgabe feines Verlegers.
des Herrn Herausgebers der Zeit-
fchrift „Der März“. Es könnte
fonft ein zweiter Th. Th. Heine
kommen und ein *Bild malen:
Albert Langen als Präfidnt der
Kurfufcher . . . Der Obertitel
wäre leicht zu finden:
... . . Aus dem dunklfsten
Deutfchland"!
Ernft Waller.

Redaktion: l)r, SnlvinsBruck. A. Halbc-rr. KnrlFliegc-l. AlerJ adasfohn.

Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t: H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32,

Verantwortlich für den Jnfcrarenteil: Walter Fliege'. Berlin ill.. Schöneberger Ilfer 3: _

Znfchriften nnd Einfndungrn. ohne Angabe eines Perfonennarnens. zn adrefficrc-n

..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 3a."

oder ..Breslau [li. Siebenhufenerfiraße rr/rz".

Verlag ..Nord und Süd" Berlin lil. 35. Schöneberger Ufer 32 (S, Schortlaenders

Schlefifche Verlags-Anfialt G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig). '

Auslieferung für Öfierreich bei E. W. Stern. Wien I. Franzensring 15.

Druck: Schlcifche Brichdrnckerei v. S. S chertla en de r. OMG.. Breslau [ll.

Überfeßngsrechtl vorbehalten , , , .llnberechrigtc-r Nachdruck nnterfagr.

[lii
()l(l')8kZIL -
' bringt „UOZÜ UMD Süd“, UZZEL* (1811 Fori-
Zetzungen (161- jn (liWetn liefte nbgeclrucicten
Lein-Kiga:
Zen-[1x117] Zbnur: „Der (WA 21m
Zcinjäen/Cg, (Drama.)
Ö1“. king() lck->61*: Greif Zeppelin.
(mit 8in1.)
[11611 K67: [lrjEÜMZiVni-EZUUZ um]
[Kaum:
Uerlnnnn 83m?: Lin Z0mm8r in
"l'jwi
"Umm [Winzer: Um] SkiÖZE rm8,
Öko(WN(1)(3880j1*: l)j8 SUZUKI!)
(ier ZyjrjtjZtjZCben 860bncbtun8:
Zjicier Wu: [L088ttj, [.8j8tji(0n/ i",
[8171818, Dämmen".
MUZii(x201] 08](xir bikini).
Der ron (181* Keäaktion „FORD Ubi) ZÜO" unter
[swing &7011 NEUE? von [ojjencwn 1181-3118368-8136116
„[.jcll'ZLI'jZCiU-J]3i1]'95i)8ki611f" für 1907 nebst Qimanaob
für 1'908 (ca. 300 Zeitsn Iren-1c, i11u8tri6rt, mit Wuöilc-
und LunZtdLiiagen) ist Zum kreize: von Wie. 1.-
(lurci'. 3118 Zucbbanciungen, 80K'j8 (Im-cb (Jen 781-188'
„ASKÖ Udil) ZÜD" in Zeriin W'. 35 2o. dEZieben.

Eine Tragödie
Novelle von Ida Boy-Ed.
(Fohlen-mg.)

Diefen Vorwurf konnte Julian denn als Wegzehrung mitnehmen. Er dachte ganz eingehend über denfelben nach und fagte fich, daß Karla wohl ihrerfeits ganz recht habe, daß in der Tat fie und Doktor Leubufcher und die Kinderfrau und fämtliche Fraubafen, die fich fonft noch für den Kleinen intereffierten, mehr befändigc Unruhe über das Gedeihcn oder Nichtgedeihen des Kleinen an den Tag legten, als er, der Vater. Er fagte fich aber auch, daß er feinerfeits nicht imitande fei, noch es jemals imftande fein werde, auch nur Verfiändnis oder Teilnahme zu heucheln an all den zahllofen Ernährungs- und Reinlichkeitsfragen, um die es fich denn doch ausschließlich bei dem Aufziehen des Kindes drehte. Er fragte fich erni'tlich: liebe ich mein Kind nicht? Oder werde ich es erii lieben, wenn es geitig erwacht, wenn ich es belehren und mi>f an feinen Fortfchritten freuen kann? Endlich wurde er ärgerlich und ungeduldig.

..Der Henker hole diefe tieffinnigen Grübeleien. Früher *hat man forglos in den Tag hineingelebt, und jetzt hängt einem der Himmel voll grauer Wolken." fagte er in fich hinein. Und fein Ärger wandelte fich in ein fiarkes Abneiguugsgefühl gegen die, welche ihm Unbequemlichkeiten machten - gegen Weib und Kind.

über all feinen fchwarzen Gedanken vergaß er fchließlich, bei Doktor Leubufcher vorzufprechen. Mit einem Seufzer trat er in das Hans von Frau Eva Haller, es war ein Senfzer der Erleichterung. Er hoffte, eine Viertelrunde feine Sorgen zu vergeffen. Denn Eva Halle-Hmm fo eine Art zu plaudern, die vom andern white-Sammlung aller Geifieskräfte forderte, wenn man ihr immer gofchickt antworten wollte. *xx

..Jft die gnädige Frau zu Haufe?* '* ' _]
fragte er, _

Der Diener, welcher mit einigen Mänteln über dem Arm im Flur neben einem großen Korb ftand, fcheinbar auf etwas wartend, fagte.

..Die Herrfchaft ifi im Begriff auszufahren."

Auch das noch, Julian fühlte fich als vollkommenen Pcchvogel. '

(J ?ÖÖÖÖÖÖÖÖ?ÖWSSSSSSSSSSSS [I
W

..Melden Sie mich immerhin."

Der Diener, es war derselbe, der hier eintrat. Julian täglich hatte verkehren fehen, ging hinein.

Frau Haller bewohnte das Erdgefchoß eines reizenden Haufes. Vom Flur aus gelangte man zunächst in ein Vorzimmer. Die Herrschaft mußte sich gerade dort aufhalten, denn Julian hörte laute Stimmen. Und in der Tat, bei feinem Eintritt in das Gemach, wozu der Diener ihn alsbald nötigte, fand er eine ganze Gefellchaft, Sieben Personen und die Damen mit Hüten auf dem Kopf, die Herren im leichten Sommeranzug.

Frau Eva Haller ging lebhaft auf ihn zu.

..Guten Tag."

Sie schüttelte ihm kräftig die Hand.

..Es hängt von Ihnen ab," sagte sie. ..ob ich den Moment, welchen Sie für Ihren Besuch wählen, sehr glücklich oder sehr unglücklich finden soll."

..Für mich jedenfalls sehr unglücklich, denn ich sehe, Sie sind im Begriff, irgend etwas zu unternehmen, was Sie Ihrem Haufe und mir entführt."

..Eine Tour nach Waldsee - ein Picknick. Als schönster Festbeitrag bringe ich nun Sie," rief Frau Eva. Sie konnte sehr verbindliche Dinge mit einer oberflächlichen Miene sagen, so daß eigentlich gar nichts Schmeichelfhaftes für den Empfänger übrig blieb. ..Und Ihre Frau?" fügte sie hinzu. ..soll etwa dieser mir versprochene Besuch sein?"

Ein scharfes Licht trat in ihre Augen, sie kniff sie sekundenlang zu, um genau Julians Ausdruck zu bewachen. Der sagte aber ganz ehrlich, ja beinahe ein wenig kläglich - was seine Wahrhaftigkeit bei Eva über jeden Zweifel erhaben machte:

..Es handelt sich hier nicht um eine Unart meiner Frau gegen Sie, sondern nur um eine Unbefcheidenheit von mir. Earla war verhindert, mich heute zu Ihnen zu begleiten, der Besuch fand nun aber einmal auf meinem Tagesprogramm, und ich war zu schwach gegen mich selbst, mir die Freude zu versagen."

Eva Haller sah zufrieden aus. Als höfliche Frau, mehr der sechs Zuhörer als Julians wegen, fragte sie:

Zeitreismaschinen

W e f c o l] e Z'ltechenmaschinen

mercedes

ZUKLU-MKZÜU'XLU-

oeäccoeuai-r in. d. i-i.,

Ifiilli" 8W. 68,

Zille! Okigill6ii, 8r3tlc|388ig uncl (leutZChSZ ?Moeller-it

ciuillo'lfkiällUZZL ">19

x'erlcuule (188

1.

l. Zement-ort- 1908 ron (tnclellcm erhalten)

für Wie. 6:- Ztatt Wie. 12.4

(in (Inpheitbesitre. *- (Koll. ("ler-len unter 1*'. ll'. nn (lie [lx-peel. cljesee Zeitschrift.

„Es ist doch keine Verhinderung unangenehmer Art? Ihre Frau ist leidend?“
„Der Kleine fehlt nicht ganz wohl,“
sagte er; und dabei fiel ihm ein- dafür er ver-
gehen hatte Doktor Leubufcher zu benachrichtigen,

„Ach, diese ewige Kinder-tubenmiferei“
sagte Frau Eva. „Zähnen - oder ein
Ärger mit der Amine - das kennt man. Be-
glickwijnchen wir ihn- Kinder) daß er für
heute dem entronnen ist.“

Die „Kinder“ waren- außer dem Herrn
von Brandon', eine junge Frau welche eben
unter dem beherrschenden Schutz von Frau Eva
ihre noch junge Stellung in der hiesigen Ge-
sellschaft zu befestigen suchte zwei junge Eon-
finen des Herrn Haller und zwei Sekonde-
leutnants von dem in der Stadt garnisonie-
renden Regiment.

„Wir haben einen Platz übrig .
„Den Platz des Herrn Haller“ sagte
Julian „wie dürfte ich den in Anspruch
nehmen.“

u

„Mein Mann hat eben hergeholt »- er
ist verhindert. Sie kennen das - die dummen
Gefächte, Wir treffen ihn erst heute abend.
Damit Sie nur das Programm kennen: am
Waldsee ein etwas verpöbeltes Dejeuner aus
dem Korb dann um sieben Uhr hier bei mir
ein abends' verpöbeltes Diner - denn Sie
wissen mein Mann liebt es nicht fünf Uhr
als um fünf Uhr zu speisen. Inzwischen heute
ist er gut und fröhlich. Rasch meine Herr-
schaften - da kommen die Wagen. Bitte
Ihren Arm.“ *

Julian dachte nicht daran, sich zu „träu-
ben. Er gab-mit jenem kindlichen Vorbehalt
im Innern nach, der nachher gestattete der Frau
zu sagen: weißt du ich konnte mich nicht
träuben, es wäre zu unfreundlich gewesen.
Aber er dachte doch daran vorher den
Doktor Leubufcher zu benachrichtigen. Zö-
gernd indem er selbst schon dachte: „Ahn
es ist natürlich wieder eine bloße Einbildung
von Kat-Im“ zögernd sagte er im Hinauf-
schreiten: *

„Ich müßte zuvor erst schnell zu Leu-
bufcher fahren.“

„Abriß mein Befehl Leubufcher wohnt ja
am entgegengesetzten Ende der Stadt. Was
wollen Sie denn von ihm?“ fragte Eva Haller.
„Er folgt zu uns kommen Karla glaubt,
daß der Kleine fiebert mir selbst kamen seine
Händchen heiß vor.“

„Karla .g l a u b t d a s Fund Ihnen kam
es vor .als ob“ lachte Frau Eva „o über
diese ewige. Furchtsamkeit verliebter junger
Eltern! Mein Martin folgt hingehen.“
(Fortsetzung folgt)

X...
*FA
Organ (ler
8 [Z li l: l R7 d7 W'.
?ueberlbäuNr .i
ten-langen Ziek urnZelWncl (lie r16u68te! Natrium?!- (181-
„70]1L8bj1611113“
„Esselwobafb für ?erdrejtng 70v 701k8bj1äuog“,
21, Lübecker ZckZIZZE 6,
Zune [Tücher 211 berubZ088t2b6n ykc-:jßen
MLU" Zie
2a kaufen eeünZCIWn.
Aur- ZQudai-a lLxcZmplai-S, nrdiZt neu gadunclen.
Leine l-n(18nl1iit6r 0(18)* niineldriuertigo Literatur!
l

„X>.

„Nur Gutes kann man parodieren. das Schlechte ist schon Parodie.“ Nach dieser Maxime scheint der ungenannte Verfasser des im Verlag W e d c k i n d u n d C o. Berlin erschienenen witzigen Büchleins: „Das Erlernen der Malerei oder der kleine Louis Corinth“ gehandelt zu haben. als er das Buch dieses Malers: „Das Erlernen der Malerei“ in den »Kreis feiner Betrachtungen zog. Auch wer das Vorbild nicht kennt. findet genug des Amiiifanten und viele treffende Bemerkungen über Künstlers Erdenwallen. Atelierleben und Künstlerkritik. Diese kommt besonders schlecht weg. und das läßt beinahe den Schluß zu. daß „Einer vom Ban“ hier feinem In- und liber- mut die Zügel schießen ließ. um sich auf die Kunstschreiber zu stürzen. Kann die ernfte Kritik dadurch nicht verletzt werden. so wird es der Afterkritik. die bloß mit hohlen Phrasen arbeitet. um so mehr gegönnt sein. wenn aus dem Atelier heraus ein Pfeil zurückfliegt. Ob dieser sein Ziel getroffen hat. werden die Leser entscheiden. Der Preis von 1.5() Mark dürfte ihnen für die vergnügliche Stunde. die * der „Kleine Corinth“ verspricht. nicht zu hoch erscheinen.

*Einzelschreibmaschinenkarte von Erich Kähler. Eberswalde. D. R. G. M. Nr. 301384 und Nr. 320725. Diese Neuheit ermöglicht. durch zwei perforierte Streifen an den Längsseiten. eine vollkommenere Ausnutzung der Schreibfläche. bei vollständig sicherer Führung in der Maschine. Die perforierten Streifen haben außerdem ein anhängendes Kopieblatt zwecks sofortigem Durchschlag der Maschinenschrift. Die Kopieblätter werden der Durchschlagsfähigkeit der Maschine angepaßt. entweder an der Vorderseite oder an der Rückseite angeklebt. geliefert. so daß im ersten Falle die Originalschrift auf der Karte steht und der Durchschlag auf der Kopie oder bei Maschinen mit schwacher Durchschlagskraft im entgegengesetzten Verhältnis. Einen ganz besonderen Vorteil hat die Kopie durch die Verfärbung des mit abgetrennten Kartontreifens. Es ist hierbei das üble Ausreißen der gelochten. dünnen Kopieblätter aus den Registaturen vollständig unmöglich geworden. Für zweifach zu beschreibende Postkarten nach der neuen postbehördlichen Genehmigung. können auch zwei anhängende Kopieblätter geliefert werden..

"erlebte-rinnen mit ollen

l'itnon contre-[11. 0 0

Oa.

blu-tor trunk.),

weil wie uns mit (lem desmelcleusteu nutten

(dc-l [*r]||i)u-Onu||ülen) [ic_ utilig--u, 8111.! ui] Meli-:131112011 lien

lleklcleuisclceu blanc] 44000
.i--i- '|c>| |urtcl-:11uorllcu- [Knie. llurpener [koegtuct-.R.-(i. l'llönlx,
.1,41. für [Zerg-han uncl lliittonde'Irlob c1. 8, iu.
ussieuee-llefekeuteu -
*ze-k ?ec-[nutten 8]-,- hel liocicill' [n [hr-*in eigenen leitet-etwa
alle lle einsenden kaufen.
unsere Zperlul-M'erte in
Tisttuoiiisclie "PIM-i:: 2.95
[-[ancltübakn, [(üoltontübekn.
bettwäsche, beidioiisclie
gan: vesonclor-l prekäre-ort.
...men-rn...tierten-wände como-3:1:-
odokltsmckeo noob Mac.. 'an 4.23 an.
ii. ö(W. [Jucclle, [Zielen-.lei 44
ll'.i>--ln*lulu'ilc -- [nljnlu-' you] karl-lo. MM'. 18A'.
spenanmt: llwcletue stäni-llusstähuugeu.
Monatlicher
hielt-canton [(iittlzf. 1].
[ür-ct'. "Thann-.gem

88i* [J estellungen
&uncl Infragene
wolle man sicli
Zütigst beZielien
heilt kcolossor
0 1* liucl.l)onl1arät
[lee-incl' l.'l'l1|.r.
Eliiz.?lititnlt.die

[uebriftaatImusgnvledrh.d.S.M.Kailer
Wilhelm II. Mitleter: Dome-(tllooplnor.
knoroanaemscnc
„Dsl-'Killttllcel
x B
ii ' r " .
„llöklI -Zpennlitnten.
TonlixiersclIZ K ZlitZliclit
klxjersal: K lIlegatjoclcle
lclmellijxjersalZ k Verstärker
k ilhscIneäcliek K
nau l cc
next...? „llgfn - ?respekt ll
Slill'l'ls ukcii elle [Indienäncller.

[jüngere Schriftsteller
können lIlee Uanusleipte (Romano una "oi-ollen) gliIneeml
unterbringen, wenn sie sl> unter l* [93 an (las kostamt 2
Charlottenburg Jensen,
bloß-816637 8T ,761'1'8S
Lrsies cieuisobes Kusrüsiungs-(IescItäli für Iropen. klee uncl Merlin
(friiher- u. 'l'ippelsejkoli ä So.)
[Ber-ll.. "7., kotselmm-ntrasso 127-128
'keiegramm-tläresse: 'l'ipottjp [Zerlin >- leleplion: Amt All. U0. 3963 uns 64
Muster-18.39:- erstor kit-men .e ae »e »e * »- Ligatus kabrikatjon
(Jr-.xml price Weltausstellung Zi. (.cmis uncl tl. uncl-Ire erste .Msnejelimngen
Komplette klusrüstungen u. Zelelelilungen litt überseelsclie [Beizen uncl Expeclitlonen
sachgemttss gem-beitet uncl Zusammengestellt
linebelegante (klell- tlnnüg-o
uncl (mum-men.
sie*
Wise., Zporix, Jaga-Artikel,
"lösche, [litt-krumm', Stiefel etc.
*
"Waage-agentur aller linien.
Ratawge kostenlos uns frei.
Rummel-I'd
Zeltlolseliütrrer n. 'Aosleltonetnm
Zelte, beiten, Denken
niisnmmenlegbnee lil-'ide' etc. etc,
"limitiert-label'lage-[leisen, „Y - -